LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

OCT 25 1911

Die Grenzboten

UNIV CALIFORN

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

70. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 40

Die Offizier-Ehrengerichte. Von Major Freiherr v. Buttlar-München 1
Kaiser Wilhelm der Erste und die Kunst seiner Zeit. Von Prof. Dr. Berthold Haendcke-Königsberg 8
Die geistig Minderwertigen und ihre zukünftige strafrechtliche Behandlung. Von Oberstabsarzt Dr. Lobedank-Lüneburg . . 13
Wiener Brief 22
Das Glück des Hauses Rottland. Roman. Von Julius R. Haarhaus 24
Der Hamburger Monistenkongreß. Von Prof. Dr. Dennert-Godesberg 32

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichtliches: Das Lokalkolorit in Goethes Hermann und Dorothea. Von Dr. Johannes Mißlack-Leipzig (S. 38) — Der Goethe-Kalender (S. 39)

Tagesfragen: „Als die Römer frech geworden . . ." (S. 40)

Reichsspiegel: Auswärtige Angelegenheiten (S. 41)
Bank und Geld (S. 45)

Ausgegeben am 4. Oktober 1911.

50 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Bernburger Straße 22a/23

6 Mark vierteljährlich

Disconto-Gesellschaft

Berlin — Bremen — Essen — Frankfurt a. M. — London
Mainz — Saarbrücken

Frankfurt a. O. — Höchst a. M. — Homburg v. d. H.
Offenbach a. M. — Potsdam — Wiesbaden

Kommandit-Kapital . . . ℳ 200 000 000
Reserven . . . . rund „ 80 000 000

Wechselstuben und Depositenkassen in Berlin:

W, Unter den Linden 35*
W, Unter den Linden 11 (vorm. Meyer Cohn)
W, Potsdamer Strasse 99, nahe Bülowstrasse
W, Potsdamer Strasse 129/130, nahe Eichhornstrasse
W, Kleiststrasse 23*, Ecke Bayreuther Str.
W, Motzstrasse 53*, Ecke Bamberger Str.
C, Königstrasse 43/44
C, Rosenthaler Strasse 45, nahe dem Hackeschen Markt
S, Oranienstrasse 141, nahe Moritzplatz
SW, Leipziger Strasse 66, nahe Spittelmarkt
SW, Belle-Alliance-Strasse 5*, Ecke Teltower Strasse
SO, Brückenstrasse 2
NO, Grosse Frankfurter Strasse 106 (Strausberger Platz)
NW, Alt-Moabit 83c, Ecke Crefelder Strasse

Charlottenburg, Joachimsthaler Strasse 2, nahe dem Bahnhof Zoologischer Garten
„ **Kantstrasse 137***, Ecke Schlüterstrasse
„ **Bismarckstrasse 68***, Ecke Windscheidstrasse
Friedenau, Kaiser-Allee 140*, nahe dem Ringbahnhof Wilmersdorf-Friedenau
Halensee, Kurfürstendamm 163/164*, Ecke Brandenburgische Strasse
Rixdorf, Berliner Strasse 107*, am Hermannplatz
Schöneberg, Bayerischer Platz 9*, Ecke Grunewaldstrasse
Steglitz, Albrechtstrasse 130*, Ecke Düppelstrasse
Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 198*, Ecke Hohenzollernplatz.

An- und Verkauf börsengängiger Effekten, Wechsel und Schecks.
Einlösung von Kupons und Dividendenscheinen.
Depositen- und Scheckverkehr.
Besondere Abteilung für den Handel in Kuxen und in sonstigen Wertpapieren ohne offizielle Börsennotiz.
Aufbewahrung von Wertgegenständen, verschlossenen Depots und Verwaltung von Wertpapieren.
Versicherung gegen Kursverlust bei der Auslosung.
Vermietung von feuer- und diebessicheren Stahlkammerfächern (Safes) unter Mitverschluss des Mieters.
Ausgabe von **Welt-Kreditbriefen,** die ohne vorheriges Avis in allen wichtigeren Plätzen der Welt zahlbar sind.
Beschaffung und Begebung von Hypothekengeldern.

Die mit einem * bezeichneten Depositenkassen besitzen **Stahlkammern.**

Die Grenzboten

70. Jahrgang. Viertes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:
George Cleinow

70. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Berlin
Verlag der Grenzboten G. m. b. H.
1911.

QE71
.T7
v.70:4

UNIV. OF
CALIFORNIA

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1911. Viertes Vierteljahr

(R. bedeutet Reichsspiegel)

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär.

Heft Seite

v. Auffenberg, General: Ernennung zum Kriegsminister, s. „Wiener Brief" 40, 22
Auslandskorrespondenten, Lage der deutschen — R. 42, 145
Auswärtige Politik, Feldzug gegen die — R. 42, 142
Belgischen Landesverteidigungsfrage, Zur —, von Generallt. v. Janson 51, 579
v. Bethmann-Hollweg, Die Ahnen des Reichskanzlers —, von Stephan Kekule v. Stradonitz 49, 492
Bethmann Hollwegs Rede über den Marokkovertrag . . . . . R. 46, 347
Bienerth, Baron, österr. Ministerpräsident: Sein Rücktritt, s. „Wiener Brief" 40, 23
Briefe und Tagebücher des deutschen Volkes aus Kriegszeiten, von Geh. Reg.-Rat v. Ubisch (vgl. 1910, Heft 48) 48, 441
China, Die Revolution in — . . . . . R. 43, 199
China: Eine „republikanische" Banknote R. 51, 612
Deutsch-französ. Annäherung, von Franz Wugk 50, 529
Deutsch-französ. Randbemerkungen, von Franz Wugk 48, 428
Dreibund, Italien und der — . . . . . R. 41, 94
Einfuhrscheine und russische Auffassung darüber R. 44, 242
Elsaß-Lothringen, Die erste Landtagswahl in —, s. „Straßburger Brief" 45, 289
Englands Schachzüge bei Gelegenheit des italienisch-türkischen Krieges . . . . R. 41, 95
Freihandel oder Schutzzoll . . . . . R. 43, 196
Gautsch, Baron: Ernennung zum Ministerpräsidenten, s. „Wiener Brief" 40, 28
Grey, Sir Edward: In Erwartung seiner Rede über das Marokkoabkommen . . . . R. 48, 448
Hellas, Aus dem Königreich —, von Sikaritos 41, 49
v. Heydebrand und der Reichskanzler in der Marokkodebatte . . . . . R. 46, 349
Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Chlodwig, s. „Das ideale Paar", von Georg Böttticher 48, 447
Innerpolitische Lage nach dem Marokkoabkommen . . . . . R. 47, 409
Italien und der Dreibund . . . . . R. 41, 94
Italienisch-türkischer Krieg . . R. 40, 41; 41, 98
(s. a. Volkswirtschaft: „Bank und Geld")
Italienisch-türkischen Krieg, Kriegskonterbandeerklärungen im —, von Kaptlt. v. Selchow 46, 345; 48, 447
Islam, Der — und Deutschland, und seine politischen Qualitäten . . . . . R. 41, 98
Kaiser Friedrichs, Am Krankenlager —, von Carl Niebuhr 44, 230
Kamerun, Das neue —, von Rudolf Wagner 46, 301
Kolonialamt, Der Wechsel im — . . . . R. 45, 299
Kolonialamtssorgen, von Africanus 47, 410
Konservativ-nationalliberale Annäherung R. 43, 195 u. 197
Kriegskonterbandeerklärungen im italienisch-türkisch. Kriege, von Kaptlt. v. Selchow 46, 345; 48, 447
Kronprinz Wilhelm: Sein Verhalten bei der Marokkodebatte im Reichstag . . . R. 46, 348
„Mannesmannpresse", Die — und die Grenzboten . . . . . R. 46, 349
(vgl. Bd. III, 36, 476; 87, 524; 89, 631)
Marokko: Französisch-spanische Verträge R. 48, 450
Marokkoabkommen, Das deutsch-französische — R. 42, 141; 44, 243; 45, 291; 46, 347; 47, 409; 48, 449; 51, 611
Marokkofrage: Clak, Rechtsanwalt Heinrich — und seine Broschüre: „Marokko deutsch" R. 48, 452
Marokkofrage: Rouviers Entgegenkommen im Jahre 1905 (Brief Wetterlés) . . . R. 46, 352
Marokkostreit: Seine weltpolitische Bedeutung R. 49, 512
Marokkostreit, Ein Epilog zum jüngsten —, s. „Eine Erinnerung, eine Mahnung und eine Hoffnung", von Dr. Karl Mehrmann . R. 43, 158

Heft Seite

Offizierehrengerichte, Die —, von Major Frhr. v. Buttlar 40, 1
Ostafrikanische Zentralbahnvorlage: Ihre Annahme im Reichstag, s. „Koloniales", von Rud. Wagner 49, 515
Ostmarkenfrage, Die — u. die Nationalliberalen R. 48, 196
Papstkirche und Staat . . . . . R. 50, 559
Parteiengruppierung . . . . . R. 47, 410
Parteien und Wahlkampf . . . . . R. 51, 607
Polen und Rom vor 1870, von Chr. D. Pflaum 44, 201
Polen und Rom nach 1870, von Chr. D. Pflaum 47, 365
Regierung und Reichstag . . . . . R. 44, 241
Regierung und Reichstagswahlen . . . R. 52, 655
Regierung, Reichstag und Presse . . . R. 46, 347
Reichstag, Der tote — . . . . . R. 50, 558
Reichstags, Der Zusammentritt des — . R. 48, 196
Reichstagskandidaten, Die neuen — . . R. 52, 655
Rouviers Entgegenkommen in der Marokkofrage 1905 . . . . . R. 46, 352
Schiffahrt, Verstaatlichung der —, von Alb. . 49, 511
v. Schönaich, Oester. Kriegsminister: Sein Rücktritt, s. „Wiener Brief" 40, 22
Solf, Dr., Gouverneur von Samoa, stellvertretender Kolonialstaatssekretär . . R. 45, 299
Sfasonows Erklärungen über Rußlands Politik in Persien . . . . . R. 51, 611
Staatsangehörigkeit, von Dr. rer. pol. Max Linde . . . . . R. 44, 215
Straßburger Brief, von B. 45, 289
Tägliche Rundschau und Neue Militärische Blätter . . . . . R. 51, 612
Teuerung: Ministerrede hierüber, (s. auch unter „Volkswirtschaft") . . . . . R. 44, 241
Türkei und Deutschland . . . . . R. 41, 94
Ultramontane Geschichtsforschung und ultramontane Gefahr . . . . . R. 51, 609
Wetterlés Brief vom 7. Juni 1905 betr. Rouviers Entgegenkommen in der Marokkofrage . . . . . R. 46, 352
Wiegands Kandidatur als Kolonialstaatssekretär. Ein Absagebrief vom ihm, (s. „Kolonialamtssorgen") 47, 411
Wiener Brief, von —i— 40, 22
Wolf Metternich-Prozeß . . . . . R. 42, 146

Volkswirtschaft, Sozialwesen, Verwaltung.

Arbeiter, Schutz dem deutschen —, von Dr. G. W. Schiele 42, 112
Arbeiter, Schutz dem deutschen — in Industrie und Verkehr, von Landrat a. D. v. Dewitz 50, 517
Arbeiter, Schutz dem deutschen — in der Landwirtschaft, von Landrat a. D. v. Dewitz . . 52, 613
Auswärtigen Amt, Nepotismus im — und seine tiefe Ursache . . . . . R. 42, 143
Bank und Geld:
Ägypten, Wirtschaftskrisis in — 48, 457
Amerika, Der Umschwung in — 46, 368
Animierbankiers und Aufklärung 50, 561
Bank of Egypt, Zusammenbruch der — . . 40, 48
Bilanz des Jahres 1911 . . . . . 52, 657
Börsen, Stimmungsumschwung der — . . 48, 457
Chinawirren, Die — und das deutsche Kapital 44, 245; 48, 458
Deutsches und französisches Kapital in Industrie und Kolonialunternehmungen . . 50, 563
Eisenkonjunktur, Die günstige — und Unternehmungslust in der Montanindustrie . . 48, 456
Erdöltrust, Der deutsche — 42, 150
Finanzielle Leistungsfähigkeit Deutschlands . 52, 657
Friedens, Erhaltung des — 52, 657
Geldmarkts, Die Gestaltung des — . . . 46, 362
Göttinger Bank, Zusammenbruch der — . 40, 48
Industrie: ihre Entwicklung und der Geldbedarf 50, 562

232358

Heft Seite

Industrieller Kreditbedarf und die günstige Lage der Industrie 46, 362
Italien, Die Wirtschaftslage in — bei Ausbruch des Krieges gegen die Türkei . . 40, 47
Italienisch-türkischer Krieg, seine wirtschaftliche Bedeutung und Folgen für Geldmarkt und Industrie 40, 45; 42, 148; 43, 200; 44, 244
Kaliindustrie und Quotenverteilung . . . 48, 457
Kohlensyndikats, Erneuerung des — . . . 44, 247
Krupp A. G.: Jahresabschluß 50, 562
Marokkofrage, Lösung der — und Besserung der allgemeinen Wirtschaftslage . . . 46, 361
Montanindustrie, Konjunkturaussichten der — 42, 150
Otavianleihen, Der Kurssturz in — . . . 44, 245
Preußische Schatzanweisungen in Amerika . 44, 246
Steeltrust, Der — unter Anklage 44, 247; 46, 363
Steigerung der produktiven Energie . . . 52, 657
Streikbewegungen in Berlin 50, 561
Türkei, Deutsche Interessen in der — . . 40, 46
Wirtschaftlicher Aufschwung und Geldteuerung 50, 561
Beamtenstaates, Der Untergang des alten — 46, 315
Deutsch-englische Handelsbeziehungen, von Dr. Kreuzkam 48, 452
Diamantenregie, Die deutsche —, von Dr. Zadow 50, 584
Einfuhrscheinsystem, Das —, von rusticus R. 46, 358
Freihandel oder Schutzzoll . . . . R. 43, 196
Reichsbank und Geldumlauf, von Dr. Konrad Meißner 43, 171; 45, 249
Teuerung, Die —, siehe: „Das ist die schwere Zeit der Not", von Handelskammersyndikus Beutel 42, 137
und von Alb. 44, 240

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche.

Alte Klagen — neue Fragen. Schultechnische Erwägungen, von Direktor Dr. Böttcher . 52, 629
Erlebnis, Das —. Ein Vorschlag zur Kunsterziehung, von Dr. Robert Corwegh . . . 46, 338
Frankfurt a. M., Die Universität —, von Dr. W. Hanauer 42, 97
Geistig Minderwertigen, Die — und ihre zukünftige strafrechtliche Behandlung, von Oberstabsarzt Dr. Lobedank 40, 13; 41, 66
Gerichte und öffentliche Meinung, von Dr. Roland Behrend 47, 407
(vgl. Bd. III, 81 u. 87)
Humboldt, Wilhelm v. — als Organisator des preußischen Bildungswesens, von Prof. Dr. Paul Cauer 41, 55
Intelligenzprüfungen an Schulkindern, von Otto Boberlag 47, 375
Jugendlichen Angeklagten, Die — und ihre sittliche Reife, von Dr. med. Max Levy-Suhl 49, 479
Kunsterziehung, Ein Vorschlag zur — s. „Das Erlebnis", von Dr. R. Corwegh 46, 338
Motu proprio vom 9. Oktober 1911 s. „Papstkirche und Staat" . . . . . R. 50, 559
Religionsfreiheit u. Kirchenreform, von Pfarrer und Privatdozent D. Erich Foerster 48, 413; 49, 461; 51, 608
Thema, Das peinliche — s. „Universitätslehrer"
Tischgespräch, Das — im Dienst der Jugendbildung, von Dr. Lorentz 43, 191
Tischgespräch, Das — im Dienst der Jugendbildung, von Geh. Rat Prof. Dr. Baihinger 52, 653
Universitätslehrer: Ihr wissenschaftlicher Durchschnittshabitus s. „Das peinliche Thema" . 43, 193

Kunst, Kunstgewerbe, Theater.

Degas als Impressionist, von Dr. Werner Weisbach 47, 400
Kaiser Wilhelm der Erste und die Kunst seiner Zeit, von Prof. Dr. Berthold Haendcke . . 40, 8
Kunst, Das Pathologische in der — im Lichte der modernen Psychologie, von Dr. K. Oesterreich 41, 83
Kunstgewerbes, Die Lebensbedingungen des deutschen —, von Karl Storck 43, 184
Liszt — Goethe — Weimar, von Dr. Wilh. Klefeld 42, 105
Stanislawski und das Moskauer „Künstlerische Theater", von Edgar Meyching, mit einem Vorwort von Dr. A. Westphal 52, 619
Steinhausen, Wilhelm —, ein religiöser Maler, von Dr. Roland Schacht 44, 209

Kultur, Länder- und Völkerkunde, Sprachforschung, Tagesfragen.

Adel 51, 567
„Als die Römer frech geworden . . .", von B. M. 40, 40
Ausverkaufte Häuser, von D. O. 41, 91
China, Briefe aus —, von Prof. Dr. Wilhelm Grube 45, 264
46, 328; 47, 384; 49, 472; 50, 520; 51, 586; 52, 635
Das ist die schwere Zeit der Not s. Volkswirtschaft: „Teuerung"
Gaunersprache und Volksmund 50, 553
Volksdichtungen aus Capri, von Prof. Dr. Heinrich Zschalig 49, 497; 50, 537

Philosophie, Naturwissenschaften.

Monistenkongreß, Der Hamburger — von Prof. Dr. Dennert 40, 82
Poincaré, Henri: Seine Auffassung von der Wissenschaft 48, 446
Psychologie, Das Pathologische in der Kunst im Lichte der modernen —, von Dr. K. Oesterreich 41, 83

Literatur.

Abeken, B. R.: Aus seinem Nachlaß. Einführung nebst einem Briefe Wielands und einem unbekannten Gedicht Goethes. Mitgeteilt von Prof. Dr. H. G. Gräf . . . . . R. 51, 572
Beer-Hofmann, Richard, s. „Neuwiener Schicksals- und Stimmungsdichtungen", von B. Klemperer 43, 163
Dichterwerke in neuem Gewande, von Heinz Amelung 50, 546
Eulenberg, Herbert — als Dramatiker, von Dr. Arthur Westphal 42, 128
Goethe, s. „Liszt — Goethe — Weimar", von Dr. Wilh. Klefeld 42, 105
Goethe: Ein ungedrucktes Gedicht von ihm, zum Geburtstag des Freiherrn August Friedr. Karl v. Ziegesar auf Drakendorf am 5. April 1810, s. „Aus B. R. Abekens Nachlaß" 51, 578
Goethes „Hermann und Dorothea", Das Lokalkolorit in —, von Dr. Johannes Mißlack . 40, 38
Goethes Wilhelm Meister, von O. Fleischhauer 45, 270
v. Hofmannsthal, Hugo, s. „Neuwiener Schicksals- und Stimmungsdichtungen", von B. Klemperer 43, 163
Jugendschriften, Neue —, von Dr. Albert Sergel 49, 505
Kleist und Luise Wieland, von Prof. Dr. Bernhard Seuffert 46, 308
Literarisches Leben der Deutschen in und aus Böhmen, von Prof. Dr. Wilh. Kosch . . . 48, 420
Müller, Friedrich (Maler und Dichter in Rom), von Dr. Karl Freye 42, 286
Neuwiener Schicksals- und Stimmungsdichtungen (Beer-Hofmann, Hofmannsthal, Schnitzler), von Victor Klemperer 43, 160
Schnitzler, Arthur, s. „Neuwiener Schicksals- und Stimmungsdichtungen", von Victor Klemperer 43, 160
Speidel, Ludwig — als Feuilletonist, von Erich Schlaikjer 41, 90
Volksdichtungen aus Capri, von Prof. Dr. Heinr. Zschalig 49, 497; 50, 537
Wieland: Brief an Friederike Juliane Griesbach, geb. Schütz, s. „Aus B. R. Abekens Nachlaß" 51, 577

Romane, Novellen, Gedichte.

An die Sonne. Zum Sonnenwendtag, von Richard Knies 51, 565
Glück des Hauses Rottland, Das —, von Jul. R. Haarhaus . . 40, 24; 41, 66; 42, 121; 43, 177; 44, 222; 45, 277; 46, 331; 47, 392, 48, 432
(vgl. Bd. III, Heft 37, 38, 39)
Gottfried Haberkorns Irrtum, von Bernhard Flemes 51, 593; 52, 644
Jüngling, Der — und das Weib. Eine moderne Parabel, von Lothar Brieger-Wasservogel 45, 284
Poeta Salvator, von Richard Knies 48, 443

Bücherbesprechungen.

	Heft	Seite
Alt, Karl: Goethe-Biographie	50,	548
v. Arnim, Ludwig Achim: Werke. (Insel-Verlag)	50,	548
Beer-Hofmann, Richard: Der Graf v. Charolais	43,	160
Bergmann, Ernst v.: siehe „Buchholz".		
Bibliothek der Romane. Herausgegeben von Paul Ernst (Insel-Verlag)	44,	237
Boysen, Annie: Die wir von der Erde sind	46,	338
Brahm, Otto: Heinrich von Kleist. (4. Auflage)	49,	511
„Bücher als Gefährten" (Verlag Fritz Heyder, Berlin)	50,	550
Buchholz, Dr. Arend: Ernst v. Bergmann	44,	230
Dessoir, Max: Abriß einer Geschichte der Psychologie	42,	135
Dickens Werke (Insel-Verlag)	50,	549
„Drugulin-Drucke" (Ernst Rowohlt, Leipzig)	50,	550
Ebbinghaus, Hermann: Grundzüge der Psychologie	42,	136
v. Eichendorff, Frhr. Joseph: Briefe und Tagebücher. (Ausgabe von W. Kosch u. A. Sauer)	50,	547
Ellissen, Dr. Adolf: Hans Holbeins Initial-Buchstaben mit dem Totentanz	43,	190
Fontane, Theodor: Havelland. Ausgabe von Fedor v. Zobeltitz. (J. G. Cotta, Stuttgart)	50,	551
Foerster, Erich: Entwurf eines Gesetzes betreffend die Religionsfreiheit im Preußischen Staate	51,	603
Franke, Prof. Dr. Carl: Die mutmaßliche Sprache der Eiszeitmenschen	45,	288
Freye, Dr. Karl: Sturm und Drang. Dichtungen aus der Geniezeit	45,	287
v. Gleichen-Rußwurm, Alexander: Das galante Europa. — Freundschaft	52,	653
Gobineau, Graf: Die Renaissance. (Übersetzung von Jolles)	50,	549
Goethe: Die Leiden des jungen Werther. (Insel-Verlag)	50,	549
Goethe: Gespräche mit Eckermann. (Tempel-Verlag)	50,	547
Goethe: Tasso, Iphigenie. (Ausgaben von Ernst Rowohlt, Leipzig)	50,	550
Goethe-Kalender. (Herausgegeben von Carl Schüddekopf)	40,	39
Goethes Werke (Volks-Klassiker, Insel-Verlag)	50,	548
Goethes Werke (Goldene Klassiker-Bibliothek)	50,	547
Greif, Martin: Liedertraum (Amelangs Taschenbibliothek)	50,	550
Handwörterbuch der Staatswissenschaften	50,	556
v. Harbou, Thea: Die nach uns kommen	46,	344
Hebbel: Werke, Tagebücher und Briefe. Säkularausgabe von Richard Maria Werner	50,	546
Hebbels Werke. Ausgabe von Paul Bornstein	50,	546
v. Heisterbach, Caesarius: Dialogus Miraculorum. (Übersetzung von Dr. E. Müller-Holm)	45,	288
Hellpach, Willy: Das Pathologische in der modernen Kunst	41,	85
Heyner, Klara: 100 neue Tiergeschichten	51,	602
Herz, Ludwig: Reichsfinanznot — Reichsfinanzreform — Reichspolitik	50,	556
Herzog, Wilhelm: Heinrich v. Kleist	49,	511
v. Hofmannsthal, Hugo: Verschiedene Werke	43,	163
Homer: „Ilias" und „Odyssee". Übersetzung von Joh. Heinr. Voß. (Goldene Klassiker-Bibliothek)	50,	548
Ibanez, Blasco: Die Arena	46,	342
Jean, Paul: Werke. Ausgabe von K. Freye und E. Berend (Goldene Klassiker-Bibliothek)	50,	548
Krüger, Herm. Anders: Der junge Raabe	41,	89
Lessings Werke. (Meyers Klassiker-Ausgabe, bearbeitet von G. Witkowski)	50,	547
Liselotte: Briefe. (Amelangs Taschenbibliothek)	50,	550
Leuckardt v. Weißdorf, Dr. H. Frhr.: Entwicklung und Ergebnisse der Wertzuwachssteuerung im Königreich Sachsen	50,	556
Matthias, Dr. Adolf: Wie werden wir Kinder des Glücks?	42,	136
Meyer-Benfey: Das Drama Heinrich v. Kleists	49,	511
Miethe, A. und Hergesell, H.: Mit Zeppelin nach Spitzbergen	51,	603
Moll, Dr. phil. Bruno: Zur Geschichte der Vermögenssteuer	50,	555
Müller, Maler: Verschiedene Werke	45,	286
Natorp, Prof. Dr. Paul: Volkskultur und Persönlichkeitskultur	47,	406
Niedersachsens Sagenborn: Sammlung von K. Henniger und J. v. Harten	51,	601
Nietzsches Briefe (Inselverlag)	41,	87
Oehlenschläger, Adam: Die Inseln im Südmeer, Waulundur	44,	287
Poincaré, Henri: Wissenschaft und Hypothese. (Deutsch von Weber)	48,	446
Raabe-Kalender (Wilh. Raabe). Herausgegeben von Otto und Hanns Martin Elster	41,	89
Rabelais, Franz: Gargantua und Pantagruel. (Übersetzung von J. G. Regis)	50,	550
Rogge, Heinz: Methodologische Vorstudien zu einer Kritik des Rechts	41,	91
Sachs, Hans: Werke. (Insel-Verlag)	50,	549
Sadée, Emil: Römer und Germanen	51,	602
Scheltenwörterbuch. Von Dr. Heinr. Klenz	50,	554
Schillers Werke. (Tempel-Verlag)	50,	547
Schmid, Dr. Ferdinand: Finanzreform in Oesterreich	50,	555
Schnitzler, Arthur: Verschiedene Werke	43,	169
Schur, Ernst: Heinr. v. Kleist in seinen Briefen	49,	510
Stumpf, Carl: Die Anfänge der Musik	44,	288
„Volks-Klassiker" (Insel-Verlag)	50,	548
Wethly, Gustaf: Heinr. v. Kleist, der Dramatiker	49,	510
Weygandt, Wilhelm: Abnorme Charaktere in der dramatischen Literatur	41,	85
Wichmann, H. A.: Heimatbücher der Menschen	51,	601
Wielands Werke, Ausgabe von B. v. Jacobi (Goldene Klassiker-Bibliothek)	50,	548
Woerner, Roman: Henrik Ibsen	50,	552
Wulffen, Erich: Gerhart Hauptmanns Dramen, kriminal-psychologische u. patologische Studien	41,	84
Wulffen, Erich: Shakespeares große Verbrecher	41,	85

Mitarbeiter-Verzeichnis.

	Heft	Seite
—a—: „Das galante Europa" und „Freundschaft" von Alex. v. Gleichen-Rußwurm	52,	653
Africanus: Kolonialamtssorgen	47,	410
Alb.: Verstaatlichung der Schiffahrt	49,	511
Alb.: Das ist die schwere Zeit der Not	44,	240
Amelung, Heinz: Dichterwerke in neuem Gewande	50,	546
B.: Straßburger Brief	45,	289
B.: Papstkirche und Staat R.	50,	559
Bamberger, Justizrat: Neue Literatur über Finanz- und Steuerfragen	50,	555
Behrend, Dr. Roland: Gerichte und öffentliche Meinung (vgl. III, 31 u. 37)	47,	407
Beudel, Handelskammersyndikus: Das ist die schwere Zeit der Not	42,	137
B. M.: „Als die Römer frech geworden ..."	40,	40
B. M.: Gaunersprache und Volksmund	50,	553
Bobertag, Otto: Intelligenzprüfungen an Schulkindern	47,	375
Böttticher, Direktor Dr.: Alte Klagen — neue Fragen. Schultechnische Erwägungen	52,	629
Böttticher, Georg: Das ideale Paar	48,	447
Brieger-Wasservogel, Lothar: Der Jüngling und das Weib. Eine moderne Parabel	45,	284
Budde, Dr. Josef: „Wie werden wir Kinder des Glücks?" von Dr. Adolf Matthias	42,	136
v. Buttlar, Frhr.: Die Offizier-Ehrengerichte	40,	1
Cauer, Prof. Dr. Paul: Wilhelm v. Humboldt als Organisator des preußischen Bildungswesens	41,	55
Cleinow, George: s. „G. Cl."		
Corwegh, Dr. Robert: Das Erlebnis. Ein Vorschlag zur Kunsterziehung	46,	338
C. N.: Das peinliche Thema	43,	193
C. N.: „Die mutmaßliche Sprache der Eiszeitmenschen", von Dr. Carl Franke	45,	288
Dennert, Prof. Dr.: Der Hamburger Monistenkongreß	40,	32
v. Dewitz, Landrat a. D.: Schutz dem deutschen Arbeiter in Industrie und Verkehr	50,	517
v. Dewitz, Landrat a. D.: Schutz dem deutschen Arbeiter in der Landwirtschaft	52,	613
D. O.: Ausverkaufte Häuser	41,	91
E. P.: Einer, der das Gruseln lehrte (Dialogus Miraculorum von Caesarius v. Heisterbach)	45,	288
Fischer, Dr. Erich: „Die Anfänge der Musik", von Carl Stumpf	44,	288
Fleischhauer, O.: Goethes Wilhelm Meister	45,	270

	Heft	Seite
Flemes, Bernhard: Gottfried Haberkorns Irrtum	51, 593;	52, 644
Foerster, Erich, Pfarrer und Privatdozent: Religionsfreiheit und Kirchenreform	48, 413;	49, 461
Foerster, Erich: „Entwurf eines Gesetzes betr. die Religionsfreiheit im preußischen Staate". — (Selbstanzeige)		51, 603
Freye, Dr. Karl: Maler Müller		45, 286
—g—: „Heimatbücher der Menschen", von H. A. Wichmann		51, 601
G. Cl.: Auswärtige Angelegenheiten . .		R. 40, 41
	41, 98;	43, 199; 51, 611
G. Cl.: Auswärtige und innere Angelegenheiten		R. 42, 141
G. Cl.: Innere Politik . . .		R. 43, 195; 47, 409
G. Cl.: Regierung und Reichstag . . .		R. 44, 241
G. Cl.: Das deutsch-französische Marokkoabkommen		R. 45, 291
G. Cl.: Regierung, Reichstag und Presse		R. 46, 347
G. Cl.: Das Marokkonachspiel		R. 48, 448
G. Cl.: Marokkonachklänge		R. 49, 512
G. Cl.: Kehraus		R. 50, 558
G. Cl.: Parteien und Wahlkampf . . .		R. 51, 608
G. Cl.: Der Täglichen Rundschau . . .		R. 51, 612
G. Cl.: Jahresschluß		R. 52, 655
Gensel, Reinhold: „Henrik Ibsen", von Roman Woerner		50, 552
Gräf, Prof. Dr. Hans Gerhard: Aus B. R. Abekens Nachlaß		51, 572
Grube, Prof. Dr. Wilhelm: Briefe aus China	45, 264; 46, 326; 47, 384; 49, 472;	50, 520; 51, 586; 52, 635
Haarhaus, Julius R.: Das Glück des Hauses Rottland	40, 24; 41, 66;	42, 121
	43, 177; 44, 222; 45, 277; 46, 331; 47, 392;	48, 432 (vgl. Bd. III, Heft 37, 38, 39)
Hanauer, Dr. W.: Die Universität Frankfurt a. M.		42, 97
Haendcke, Prof. Dr. Berthold: Kaiser Wilhelm der Erste und die Kunst seiner Zeit		40, 8
—i—: Wiener Brief		40, 22
v. Janson, Generalleutnant z. D.: Zur belgischen Landesverteidigungsfrage		51, 579
Jentsch, Carl: Vom Handwörterbuch der Staatswissenschaften		50, 556
Kekule v. Stradonitz, Stephan: Die Ahnen des Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg		49, 492
Kelchner, M.: „Abriß einer Geschichte der Psychologie", von Max Dessoir		42, 135
Kleefeld, Dr. Wilh.: Liszt — Goethe — Weimar		42, 105
Klemperer, Victor: Neuwiener Schicksals- und Stimmungsdichtung		43, 160
Knies, Richard: Poeta Salvator		48, 443
Knies, Richard: An die Sonne		51, 565
Kosch, Prof. Dr. Wilhelm: Das literarische Leben der Deutschen in und aus Böhmen		48, 420
Kreuzkam, Dr.: Deutsch-englische Handelsbeziehungen		48, 452
—l: „Hundert neue Tiergeschichten", von Klara Hepner		51, 602
Lange, Robert: 1. „Der junge Raabe", von Herm. Anders Krüger. — 2. „Wilhelm Raabe-Kalender", herausgegeben von O. Elster und H. M. Elster		41, 89
Levy-Suhl, Dr. med. Max: Die jugendlichen Angeklagten und ihre sittliche Reife		49, 479
Linde, Max, Dr. rer. pol.: Staatsangehörigkeit		44, 215
Lobedank, Oberstabsarzt Dr.: Die geistig Minderwertigen und ihre zukünftige strafrechtliche Behandlung	40, 13;	41, 66
Lorentz, Gymnasialdirektor Dr.: Das Tischgespräch im Dienst der Jugendbildung		43, 191
Mehrmann, Dr. Karl: Eine Erinnerung, eine Mahnung und eine Hoffnung. Ein Epilog zum jüngsten Marokkostreit		43, 153
Meißner, Dr. Konrad, Rechtsanwalt: Reichsbank und Geldumlauf	43, 171;	45, 249
Mesching, Edgar: Stanislawski und das Moskauer „Künstlerische Theater"		52, 619
Mitzlaff, Dr. Johannes: Das Lokalkolorit in Goethes „Hermann und Dorothea"		40, 38

	Heft	Seite
Niebuhr, Carl: Am Krankenlager Kaiser Friedrichs		44, 280
Oesterreich, Dr. K., Privatdozent: Das Pathologische in der Kunst im Lichte der modernen Psychologie		41, 83
Oesterreich, Dr. K., Privatdozent: Henri Poincarés Auffassung von der Wissenschaft		48, 446
P.: „Schelten Wörterbuch" von Dr. H. Klenz		50, 554
Pflaum, Chr. D.: Polen und Rom vor 1870		44, 201
Pflaum, Chr. D.: Polen und Rom nach 1870		47, 365
—r.: „Die nach uns kommen", von Thea v. Harbou		46, 344
Reuß, Heinrich: Eine juristische Definition		41, 91
Reuß, Heinrich: „Römer und Germanen", von Emil Sadée		51, 602
rusticus: Das Einfuhrscheinsystem		R. 46, 353
S., Dr.: Adam Oehlenschläger		44, 287
S., Dr.: „Niedersachsens Sagenborn", gesammelt von K. Henniger und J. v. Harten		51, 601
Sch.: „Mit Zeppelin nach Spitzbergen", herausgegeben von A. Miethe und H. Hergesell		51, 608
Schacht, Dr. Roland: Wilhelm Steinhausen, ein religiöser Maler		44, 209
Schiele, Dr. G. W.: Schutz dem deutschen Arbeiter		42, 112
Schlaikjer, Erich: Ludwig Speidel als Feuilletonist		41, 90
Schneider, Dr. H.: „Die Arena", von Blasco Ibanez		46, 342
v. Selchow, Kapitänleutnant: Die Kriegskonterbande-Erklärungen im italienisch-türkischen Kriege	46, 345;	48, 447
Seuffert, Prof. Dr. Bernhard: Kleist und Luise Wieland		46, 308
Sergel, Dr. Albert: Neue Jugendschriften		49, 505
Sikaritos: Aus dem Königreich Hellas		41, 49
Spectator: Bank und Geld	40, 45; 42, 148	44, 244; 46, 361; 48, 457; 50, 561; 52, 657
Storck, Karl: Die Lebensbedingungen des deutschen Kunstgewerbes		43, 184
—t.: „Illustrierte Kunstgeschichte", von Jos. Neuwirth. „Deutsche Kunst in Wort und Farbe", von Richard Graul		49, 509
Tychow, Fritz: „Hans Holbeins Initial-Buchstaben mit dem Totentanz", von Dr. Adolf Ellisen		43, 190
Tychow, Fritz: „Die wir von der Erde sind", von Annie Boysen		46, 343
Tychow, Fritz: Neue Kleist-Literatur		49, 510
v. Ubisch, Geh. Reg.-Rat: Briefe und Tagebücher des deutschen Volkes aus Kriegszeiten		48, 441
Vaihinger, Geh. Rt. Prof. Dr.: Das Tischgespräch im Dienste der Jugendbildung		52, 653
Wagner, Rudolf: Der Wechsel im Kolonialamt		R. 45, 299
Wagner, Rudolf: Das neue Kamerun		46, 301
Wagner, Rudolf: Koloniales		49, 515
Warstat, Dr. W.: Nietzsches Leidensweg zum Individualismus		41, 87
Warstat, Dr. W.: „Volkskultur und Persönlichkeitskultur", von Dr. P. Natorp		47, 406
Weisbach, Dr. Werner: Degas als Impressionist		47, 400
Westphal, Dr. Arthur: Herbert Eulenberg als Dramatiker		42, 128
Westphal, Dr. Arthur: Vorwort zu „Stanislawski und das Moskauer „Künstlerische Theater'", von Edgar Mesching		52, 619
Wugk, Franz: Deutsch-französische Randbemerkungen		48, 428
Wugk, Franz: Deutsch-französische Annäherung		50, 529
Zadow, Privatdozent, Dr.: Die deutsche Diamantenregie		50, 534
Zschalig, Prof. Dr. Heinrich: Volksdichtungen aus Capri	49, 497;	50, 537
*: Goethe-Kalender 1912, herausgegeben von Carl Schüddekopf		40, 39
*: „Bibliothek der Romane" (Insel-Verlag)		44, 237
*: „Sturm und Drang", von Dr. Karl Freye		45, 287
*: Bilderbücher		48, 444
**: „Grundzüge der Psychologie", von Hermann Ebbinghaus		42, 136

Die Offizier-Ehrengerichte

Von Major Freiherr v. Buttlar-München

Der Frieden von Tilsit sah das preußische Heer, das ehemals so stolze Instrument seiner Könige, am Boden liegen. Eine endlose Reihe von Verfehlungen hatte die Niederlagen verschuldet. Wollte man das Heer wieder aufrichten, so mußte es zunächst von den Schuldigen gesäubert werden. Sie waren unter den unteren und oberen Führern zu suchen. Von der Militär-Reorganisationskommission, mit Scharnhorst an der Spitze, wurden Reinigungsgerichte eingesetzt, die ihre Arbeit mit außerordentlicher Gründlichkeit besorgten. Das Vertrauen auf die Führer und Erzieher des Heeres war aber zu tief erschüttert. Wie konnte man sich künftig gegen einen Rückfall dieser in den Geist der Kraft- und Ehrlosigkeit schützen, der sich soeben dokumentiert und der die Katastrophe gezeitigt hatte. Die Reinigung war erfolgt, man fand es nötig, eine dauernde Einrichtung zu schaffen, die über die Ehrenhaftigkeit der Offiziere zu wachen hatte. Ehrengerichte wurden eingeführt. Die königliche Verordnung über diese erschien am 3. August 1808.

Dem preußischen Beispiel folgten andere Staaten. Bayern führte im Jahre 1823 Ehrengerichte ein. Ihre Wirkung erstreckte sich, im Gegensatz zu den preußischen, auch auf die Militärärzte und Beamten.

In der preußischen Armee wurde unter dem 20. Juli 1843 eine Neuordnung für die Ehrengerichte eingeführt. Als ihre Aufgabe wird bezeichnet, gegen Offiziere bei Handlungen einzuschreiten, die zwar nicht unter den Strafparagraphen fallen, die aber dem richtigen Ehrgefühl des Offiziers nicht entsprechen. Genauere Bezeichnung der ehrengerichtlich zu verfolgenden Handlungen fehlt. Unterstellt sind den Ehrengerichten die Offiziere der aktiven Armee und des Beurlaubtenstandes, die Offiziere z. D., sowie die inaktiven Offiziere, soweit ihnen beim Ausscheiden die Erlaubnis zum Tragen der Uniform verliehen ist. Strafrechtliche Verurteilung schließt spätere ehrengerichtliche Verfolgung nicht aus. Das

UNIV OF CALIFORNIA

Verfahren ist den bürgerlichen Gerichten nachgebildet: den Vorsitz führt der Truppenkommandeur, die Rolle des Untersuchungsrichters liegt in den Händen des Ehrenrates. Die Verteidigung ist zunächst dem Angeschuldigten überlassen, der aber auch einen Kameraden mit Anfertigung und Vorlage einer Verteidigungsschrift betrauen kann. Ehrenrichter sind die Kameraden; jeder Offizier ist berechtigt, eine ehrengerichtliche Untersuchung gegen einen anderen Offizier, auch gegen sich selbst, zu beantragen. Es bestehen Ehrengerichte für Hauptleute und Leutnants, sowie für Stabsoffiziere. Die Berufung eines Ehrengerichtes über einen General wird für jeden Fall besonders angeordnet. Die Ehrengerichte können sich in der Spruchsitzung für unzuständig erklären, sie können auf Vervollständigung der Akten, sowie auf Freisprechung erkennen. Der Schuldspruch kennt nur drei Strafarten: Warnung, Entlassung mit schlichtem Abschied (bei inaktiven Offizieren Aberkennung der Uniform), Entfernung aus dem Offizierstande (Aberkennung des Offiziertitels). Rechtskraft erhält der Spruch des Ehrengerichtes erst mit der Bestätigung des Allerhöchsten Kriegsherrn, der das Erkenntnis umstoßen oder mildern kann.

Der letztgenannte Umstand hat neuerdings, nachdem die rechtliche Natur der Ehrengerichte angezweifelt worden ist, dahin geführt, in ihren Sprüchen nur „gutachtliche Äußerungen der Standesgenossen" zu sehen, an die der Kontingentsherr in keiner Weise gebunden sei. Dem könnte allerdings entgegengehalten werden, daß die Erkenntnisse der früher gültigen Militärstrafprozeßordnung zur Erlangung ihrer Rechtskraft auch an die Bestätigung des Gerichtsherrn gebunden waren und doch mehr als bloße Gutachten waren. Auch die äußere Form, die man den Ehrengerichten gegeben, läßt vermuten, daß man bei ihrer Einführung an mehr als an gutachtliche Äußerungen gedacht hat. Weitere Nachweise, die diese Ansicht stützen, folgen unten.

Die preußischen Ehrengerichte vom 20. Juli 1843 wurden laut Artikel 61 der Reichsverfassung in allen Bundeskontingenten, mit Ausnahme von Bayern, eingeführt, in dessen Armee erst am 15. Februar 1870 neue ehrengerichtliche Verordnungen erlassen worden waren.

In Preußen selbst wurden am 2. Mai 1874 neue Verordnungen über Ehrengerichte erlassen, die auf Grund des Artikels 63 der Reichsverfassung in den übrigen Bundeskontingenten, in Bayern unter dem 31. August desselben Jahres, eingeführt wurden. Der Inhalt dieser Verordnungen deckt sich nahezu mit dem der voraufgehenden. Der Ehrenrat, bisher aus den Ältesten der Charge bestehend, wurde von jetzt ab gewählt. Die Sanitätsoffiziere, auch die der Aktivität, blieben weiter von den ehrengerichtlichen Verordnungen unberührt. Erst im Jahre 1901 wurden für die aktiven Sanitätsoffiziere besondere ehrengerichtliche Bestimmungen erlassen. Die Militärbeamten stehen auch heute noch außerhalb der Ehrengerichte. Vermutlich hat der Umstand, daß der größere Teil von ihnen zu den Offizieren des Beurlaubtenstandes gehört, die als solche den Ehrengerichten unterworfen sind, zu dieser Ausnahmestellung geführt. Die Militärbeamten sind in dem-

selben Umfange wie die Zivilbeamten dem Beamtengesetz bzw. dem Disziplinarverfahren unterworfen.

Nach Erlaß von einer Reihe von Zusatzbestimmungen erschien unter dem 15. Juli 1910 der Neuabdruck der Verordnungen über die Ehrengerichte, die mit dem 1. Oktober des genannten Jahres in Kraft zu treten hatten. Auch diesmal hatte man sich an die bestehenden Verordnungen angelehnt, wenngleich eine Reihe von Änderungen eingeführt wurde. Der Verteidigung wurden weitere Grenzen gezogen; zum Teil griff bei ihr mündliches Verfahren Platz. Offiziere a. D., die bisher nur als Angeschuldigte vor dem Ehrengerichte erscheinen konnten, können an den Spruchsitzungen als Richter teilnehmen, wenn einer der ihrigen angeschuldigt ist. Rechtskräftig gewordene Urteile der Militär- oder Zivilgerichtsbarkeit müssen bei den Verhandlungen der Ehrengerichte als beweiskräftige Tatsachen anerkannt werden. Wiederaufnahme des Verfahrens, das nach den früheren Verordnungen ausgeschlossen war, kann mittelst Throngesuches bei Erbringung von neuen Beweismitteln ermöglicht werden. Die anderen Änderungen sind weniger wesentlicher Natur.

Es hängt zweifellos mit dem in unserem Zeitalter stark zunehmenden Rechtsbewußtsein zusammen, daß man neuerdings der rechtlichen Natur der Ehrengerichte nachgeforscht hat. Man ist dabei zu sehr verschiedenen Resultaten gekommen. Auf der einen Seite hat man ihnen jedes rechtliche Fundament bestritten, auf der anderen dieses mittelbar oder unmittelbar aus anderen rechtlichen Faktoren deduziert. Die ersten Schritte gegen die rechtliche Anerkennung der Ehrengerichte gingen von verabschiedeten Offizieren aus, die namentlich das Recht der Aberkennung des Offiziertitels, sowie der Orden und Ehrenzeichen den Ehrengerichten nicht zugestehen wollten.

Was sind die ehrengerichtlichen Verordnungen? fragte man sich. Die einen antworteten: Armeeverordnungen, die der Kaiser auf Grund des § 8 des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874 zur Handhabung der Disziplin im Heere im Verordnungswege erläßt. Gegen diese Auslegung läßt sich zunächst einwenden, daß die gedachten Verordnungen sich an die Offiziere des preußischen Kontingents wenden, der Ausdruck der Ausdehnung auf die Gesamtkontingente also fehlt. Die Bestimmungen über Handhabung der Disziplin im Heere findet ihren generellen Ausdruck in der Disziplinarstrafordnung vom 31. Oktober 1872, die im Verordnungswege erlassen wurde. Die Disziplinarstrafordnung ist indessen nach ganz anderer Richtung orientiert, als die Verordnungen über die Ehrengerichte. Es fällt schwer, in diesen ein reines Disziplinarmittel zu erkennen. Verabschiedete Offiziere unterstehen zudem nicht mehr der Disziplinargewalt des Kaisers. Eigentümliche Folgen müßten eintreten, wenn man gegenüber der Erlaubnis zum Tragen der Uniform von einer freiwilligen Unterwerfung der verabschiedeten Offiziere unter die Disziplinargewalt des Kaisers reden wollte.

Andere sehen in den Verordnungen über die Ehrengerichte „Armeebefehle des Königs von Preußen" und berufen sich dabei auf Artikel 63 der Reichs-

verfassung, der am Schlusse sagt, daß behufs Erhaltung der unentbehrlichen Einheit in der Administration, Verpflegung, Bewaffnung und Ausrüstung aller Truppenteile des deutschen Heeres die bezüglichen künftig ergehenden Anordnungen für die preußische Armee den Kommandeuren der übrigen Kontingente durch den Artikel 8 Nr. 1 der R.-V. bezeichneten Ausschuß für das Landheer und die Festungen zur Nachachtung in geeigneter Weise mitzuteilen sind. Unter den in Rede stehenden „Anordnungen" sind aber doch wohl keine Armeebefehle im landläufigen Sinne verstanden — die Anordnungen sehen hier nur administrative Fragen vor, die naturgemäß einheitlich für alle Heereskontingente gehandhabt werden müssen. Ehrengerichtsverordnungen können kaum unter die „Anordnungen" des Artikels 63 der R.-V. gerechnet werden.

Ganz verfehlt erscheint die Auffassung, in den ehrengerichtlichen Verordnungen nur einen Befehl zur gutachtlichen Äußerung der Kameraden zu erkennen. Das Fehlen der ministeriellen Gegenzeichnung könnte diese Auffassung stützen; sie könnte ferner aus Passus 60 der Verordnung vom 15. Juli 1910 gefolgert werden, der besagt, daß sich der oberste Kriegsherr die Entscheidung auf Grund des vorgelegten Spruches vorbehält.

Die rechtliche Unterlage der Ehrengerichte würde mit dieser Auffassung aber noch mehr geschwächt werden, und es behielten diejenigen recht, die sich ihrer Wirkung widersetzen. Der ganze Aufbau der ehrengerichtlichen Verordnungen widerspricht dieser Auslegung, außerdem begegnet ihr die von den Ehrengerichten beanspruchte Zeugnis- und Eidespflicht der Zivilpersonen, sowie die prätendierte Mithilfepflicht der Gerichte, die für bloße Gutachten nicht in Anspruch genommen werden können.

Die erwähnte Zeugnispflicht wird aus einer Kabinettsorder vom 18. Juli 1844 gefolgert, während die Rechtshilfepflicht der Gerichte mit einer Verordnung vom 2. Januar 1849 begründet wird, nach der Gericht und Verwaltung sich gegenseitig unterstützen sollen. Diesem Anspruch wird entgegengehalten, daß die Einführungsorder für die Ehrengerichte vom 2. Mai 1874 ausdrücklich betont, daß alle älteren Bestimmungen aufgehoben sind. Sind unter der Aufhebung auch die vorerwähnte Kabinettsorder sowie die Verfügung gemeint, oder sind diese in Kraft geblieben bzw. in die Verfassung mit übernommen worden? Wer die Frage bejaht, kann sie nur für den Umfang der preußischen Monarchie gelten lassen, und wir ständen also vor der Tatsache, daß schon innerhalb des preußischen Heereskontingents die Ermittlung der Tatumstände im ehrengerichtlichen Verfahren ganz verschiedene Wege einschlagen müßte, da Zeugnis- und Mithilfepflicht der Gerichte außerhalb des Bundesstaates Preußen nicht mehr gewährleistet werden können. Für die nichtpreußischen Kontingente würde die genannte Pflicht überhaupt nicht bestehen. Der Unterschied in dem Ermittlungsverfahren würde sich zweifellos bei dem Ergebnis ausdrücken. Die Zeugnispflicht in oben angedeutetem Umfang zugegeben, warum wird aber dann dem Offizier eine

besondere Stellung eingeräumt, da er die Wahrheit seiner Aussage im ehrengerichtlichen Verfahren nur auf Pflicht und Gewissen zu versichern braucht, während der Bürger sie auf seinen Eid nehmen muß. Die erörterten Ansprüche zeigen aber doch, daß die Ehrengerichte sich stark an die bürgerlichen Gerichte anlehnen, also doch mehr sein wollen, als nur gutachtende Körperschaften.

Den Gegnern der rechtlichen Geltung der Ehrengerichte wird eine Entscheidung des Reichsgerichts in Straffachen vom 31. Januar 1902 entgegengehalten. Das Reichsgericht hat sich in dieser Entscheidung aber nicht über die Rechtsgültigkeit der Ehrengerichte ausgesprochen, sondern es setzt diese bei Begründung seiner Entscheidung nur voraus. Eine in das Jahr 1905 fallende Bestreitung der Rechtsgültigkeit der Ehrengerichte bzw. ihrer Wirkung führte bei Durchlaufung des Instanzenzuges zu verschiedenen Ergebnissen; das Reichsgericht wurde leider nicht angerufen. Man wird sich also vorderhand mit dem Urteil des Kammergerichts, als der zuletzt angerufenen Instanz, abzufinden haben. Das Urteil des 2. Straffenats vom 25. Februar 1908 erkennt das Urteil des Ehrengerichts bzw. die Bestätigung dieses durch den König als bindend und rechtsgültig auch für den verabschiedeten Offizier an, der sich durch die Erbittung der Uniform beim Abschied ausdrücklich der königlichen Disziplinargewalt auch für die Zeit seiner Inaktivität unterworfen hat.

Mit diesem Urteil können natürlich noch nicht alle Zweifel als behoben gelten; zeigen doch schon die voraufgehenden richterlichen Entscheidungen ein merkliches Schwanken. Die letzte Instanz ist noch nicht angerufen worden. Diese Unsicherheit erscheint dem Ansehen der Ehrengerichte wenig förderlich. Wenn ihnen die soziale Stellung von Männern der gebildeten Stände in die Hand gegeben ist, wenn die Wirkung eines ehrengerichtlichen Spruches die Existenz von Familien treffen kann, so erscheint es geboten, die Ehrengerichte auf legale, einwandfreie Grundlage zu stellen. Die Zweifel tauchen naturgemäß in den Reihen der inaktiven Offiziere auf, die sich mit der Zeit freiere Anschauungen und tieferes Rechtsbewußtsein aneignen. Es wird namentlich geltend gemacht, daß Anlaß zur Entfernung aus dem Offizierstande (Aberkennung des Offiziertitels) und in Verbindung damit Aberkennung der Orden und Ehrenzeichen schon in verhältnismäßig geringfügigen Tatsachen seitens der Ehrengerichte gefunden werden kann, während unser Strafgesetz eine derartige Degradierung nur für Vergehen oder Verbrechen vorsieht, die eine ehrlose Gesinnung dokumentieren. Der Offizier würde dadurch wesentlich schlechter gestellt werden als jeder andere Staatsbürger. Die Berechtigung zum Tragen der Uniform kann für diese Ungleichheit in der Behandlung kaum als Äquivalent anerkannt werden. Gleichheit vor dem Gesetze bedingt auch gleiche Behandlung.

In den Reihen der inaktiven Offiziere wird diese Unzuträglichkeit auch stark empfunden und vielfach als Hindernis zur Ausübung eines neuen Berufs oder einer Tätigkeit angesehen. Es läßt sich deshalb mehr und mehr die Neigung erkennen, nachträglich auf das Recht zum Tragen der Uniform zu

verzichten, und die Fälle sind nicht selten, in denen Offiziere beim Ausscheiden aus dem aktiven Dienst von der Bitte um Erlaubnis zum Tragen der Uniform absehen. Anderseits sieht man in den Reihen der inaktiven Offiziere einen ehrengerichtlichen Spruch nicht mehr mit der Strenge an, die ihm früher begegnete. Dem ehrengerichtlich verurteilten inaktiven Offizier ist der Kreis seiner Kameraden nicht ohne weiteres verschlossen, erst die Gründe der Verurteilung entscheiden über den Ausschluß. Das müßte als bedauerliche Mißachtung anerkannter Überlieferung aufgefaßt werden, wenn nicht vielfache Erwägungen ihr doch eine Berechtigung zugestehen würden.

Es lohnt sich, bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß ehrengerichtliche Verurteilung eines Offiziers des Beurlaubtenstandes, selbst bei härterem Spruche, ihn durchaus nicht immer als Beamten disqualifiziert. Der Beamtenstand muß sich in seiner Autorität allerdings beträchtlich geschädigt fühlen, wenn seine Ehre geringer eingeschätzt wird als die des Offizierstandes. Oder soll die Ehre für den Beamten noch als ausreichend erachtet werden, wenn sie für den Offizier nicht mehr hinreicht? Es kann doch nur eine Ehre, eine Ehrenhaftigkeit geben.

Das ehrengerichtliche Verfahren kennt, wenn die Schuldfrage bejaht wird, nur drei Sprüche: Erteilung einer Warnung, Entlassung mit schlichtem Abschied (Verlust des Rechtes zum Tragen der Uniform), Entfernung aus dem Offizierstande (Verlust des Offiziertitels). Das sind zu schroffe Abstufungen, um ein präzises Abwägen zwischen Schuld und Strafe zu ermöglichen. Der Ehrenrichter wird in den Fällen, die nicht von vornherein nach einer bestimmten Seite drängen, oft in Gedanken zu würfeln haben, zu welchem Urteil er sich entschließen soll; der mildere Spruch steht nicht im Einklang mit der Tat, der schärfere erscheint ihm zu drakonisch. Mit dem Gutachten und der Abstimmung des Ehrenrats wird dem jungen und unerfahrenen Ehrenrichter der innere Kampf allerdings etwas erleichtert. Es kann aber Unstimmigkeit im Ehrenrate selbst herrschen. Und es muß daran festgehalten werden, daß jeder frei nach eigenem Gewissen urteilt. Die Anlehnung an ein anderes Urteil steht nicht im Einklang mit der übernommenen Pflicht.

Es sollte deshalb auch vermieden werden, dem Spruchgericht eine Allerhöchste Willensmeinung voranzustellen. Der Fall tritt ein, wenn ein Spruch die Bestätigung des Kontingentsherrn nicht gefunden hat mit dem ausdrücklichen Vermerk, daß das Urteil als zu milde erachtet wird. Ein neues Ehrengericht wird dann mit derselben Sache betraut. Der Grund der Nichtbestätigung weist dann den Nachrichter auf mindestens den nächstschärferen Spruch hin. Hatte das voraufgehende Ehrengericht den Spruch gefällt: Verletzung der Standesehre und Beantragung der Entlassung mit schlichtem Abschied (Verlust des Rechtes, die Militäruniform zu tragen), dann bleibt dem nachfolgenden Ehrengericht nur übrig, sich auf „Schuldig der Verletzung der Standesehre unter erschwerenden Umständen" auszusprechen und die Entfernung aus dem Offizierstande (Verlust des Offiziertitels) zu beantragen. Sein eigenes Urteil kann dann der Ehren-

richter nicht mehr in die Wagschale werfen, sein Gewissen steht unter dem Zwang der Allerhöchsten Willensmeinung.

Warum aber, muß man fragen, versagte man bis vor kurzem dem inaktiven Offizier jede Teilnahme an den Ehrengerichten und gesteht ihm neuerdings den Zutritt zu den Spruchgerichten nur in dem Falle zu, wenn diese über einen inaktiven Offizier zu befinden haben? Der aktive Offizier bzw. der Offizier des Beurlaubtenstandes darf ehrengerichtlich über den verabschiedeten Offizier urteilen, nicht umgekehrt. Dem vorwurfsfrei gedienten und erfahrenen Offizier kam eine bessere Bewertung zu, als sich in dieser Ungleichheit ausspricht. Der Ausschluß bzw. die Beschränkung der Teilnahme muß Mißtrauen erwecken, das in schroffem Widerspruch zu dem Vertrauen steht, mit dem man dem verabschiedeten Offizier das Forttragen der Uniform gestattete. Oder fürchtet man die größere Unabhängigkeit des inaktiven Offiziers und eine allzu freie Auffassung für Ehrbegriffe? Es ist oft betont worden, daß sich in der Erlaubnis zum Tragen der Uniform die Fortdauer der Teilnahme an der Standesehre aussprechen soll; in dem oben bezeichneten Ausschluß bzw. in der Beschränkung der Teilnahme an den Spruchgerichten läßt sich die Fortdauer allerdings schwer erkennen. Bei der großen Zahl inaktiver Offiziere, die wir im Deutschen Reiche haben, könnte sogar die Forderung erhoben werden, für diese besondere Ehrengerichte mit gleicher Organisation und Kompetenz zu bilden, wie sie den bestehenden innewohnt. Die aus der Aktivität übernommenen Überlieferungen bestehen ja fort. Man übersehe nur nicht, daß dem Offizier mit dem Ausscheiden aus der Armee die Ausübung der politischen Rechte zusteht, daß ein neuer Beruf auch neue Pflichten mit sich bringt. Freie Aussprache und der Ausdruck der politischen Überzeugung dürfen ebensowenig, wie bei den Offizieren des beurlaubten Standes, unter ehrengerichtliche Anklage gestellt werden, sie sind das Recht des Staatsbürgers. Es ist selbstredend, daß der inaktive Offizier mit der Erlaubnis zum Tragen der Uniform gewisse Pflichten übernimmt und sich dementsprechend in manchen Dingen eine Reserve aufzuerlegen hat. Man erleichtere aber dem inaktiven Offizier den Verzicht auf das Recht zum Tragen der Uniform, wenn er später die Notwendigkeit einsieht, um solchen einzukommen.

Es ist Eingangs der Betrachtung gezeigt worden, daß die Einführung der Ehrengerichte einer nie geahnten Katastrophe folgte, die einen außergewöhnlichen Tiefstand des militärischen Geistes, des Begriffs für Ehre und Pflicht verriet. Das vortreffliche Offizierkorps Friedrichs des Zweiten, das dem großen Könige zu unerhörten Erfolgen verhalf, kannte kein Ehrengericht. Auch heute bestehen solche in vielen Heeren noch nicht. Weder das Offizierkorps der britischen Marine, noch das des Landheeres ist einem Ehrengericht unterworfen. Es ist unbekannt in den skandinavischen Heeren, im Türkischen und Japanischen. Das russische Offizierkorps dagegen ist Ehrengerichten unterworfen, trotzdem zeigte es sich in der Mandschurei dem japanischen weit unterlegen. Es muß bezweifelt werden, daß Ehrengerichte einen Einfluß auf die Qualität des Offizierkorps

ausüben. Nicht in Einrichtungen darf man eine Garantie gegen Herabminderung des Geistes der Ehre und Pflicht suchen, auch Strafparagraphen sind eine unvollkommene Wehr dagegen. Die beste Gewähr für Hochhaltung der Ehrliebe und des Pflichtbewußtseins bleiben Erziehung und Beispiel. Das deutsche Offizierkorps soll und muß auf seiner Höhe erhalten werden. Die besten Garantien hierfür bleiben sorgfältige Auswahl des Ersatzes, Beispiel der Vorgesetzten, Gerechtigkeit, erkennbares Wohlwollen, Erziehung zur Selbstzucht, Förderung edlen Strebens.

Kaiser Wilhelm der Erste und die Kunst seiner Zeit

Von Prof. Dr. Berthold Haendcke-Königsberg

Man kann sich fragen, ob denn der alte Kaiser mit der Kunst während seiner Regierungszeit überhaupt etwas zu tun gehabt hat; denn eigentlich hörte man nur: Se. Majestät besuchte heute die große Kunstausstellung im Glaspalast und kaufte die und die Kunstwerke an, oder ähnliches. Von irgend einem persönlichen Eingreifen in die künstlerischen Fragen seiner Zeit vernahm man niemals etwas, kaum einmal von einer direkt erfolgten Bestellung. Der feinsinnige Kunsthistoriker Herman Grimm, für den die Kunstgeschichte noch nicht aus nach Schema F abgezogenen Künstlerbiographien, aber auch nicht aus ästhetisierenden Kunstbetrachtungen vor begeisterten Hörerinnen bestand, unterhielt sich mit der Kaiserin Augusta über literarisch-künstlerische Fragen — das war so ziemlich alles, was seinerzeit vom kaiserlichen Hof her über die Beschäftigung mit der bildenden und redenden Kunst verlautbar wurde. Allerdings trieb sich, aber ohne behördlichen Auftrag, „bei Hofe" ein kleiner Malersmann herum, der dort so ein bischen königlich-preußische und kaiserlich-deutsche Weltgeschichte zu erfassen und, auch ohne Wissen und Wollen, ein wenig Kulturgeschichte zu malen sich unterfing. Er hatte allerdings das Glück, die Ansichten der maßgebenden Herrschaften zu treffen, da er, ohne sich dessen bewußt zu sein, den überlieferten Reichtum der verflossenen Kunstperioden, wenn auch nur als Maler, zu nutzen verstand. Und doch ist Adolf Menzel unzweifelhaft einmal ein Sezessionist schlimmster Gattung gewesen, allerdings ohne das schöne l'art pour l'art programmatisch erkannt zu haben.

Also weshalb Kaiser Wilhelms verehrungswürdige Gestalt in die künstlerischen Kämpfe seiner Zeit hineinziehen, wenn von unmittelbaren Einwirkungen nicht die Rede sein kann? Es gibt Fürsten und staatliche Mächte, welche die Fähigkeit besitzen, Kräfte ihrer Epoche zur Reife gelangen zu lassen, dadurch, daß sie ihnen die Möglichkeit ruhiger Entwicklung gewähren. Das tat Kaiser

Wilhelm als Fürst wie als Staatenlenker. Er war einem vornehmsten Mäcenas gleich, der einem Künstler alle materiellen Sorgen nimmt und sagt: „Schaffe, wie es dein Genius dir eingibt.“ Wilhelm der Erste hatte bangend am Vorabend der Erwählung zum deutschen Kaiser sich gefragt: Wird mein altes vornehmes preußisches Königtum nicht in dem jungen deutschen Kaisertum untergehen, der alte Adel einem neuen weichen müssen? — Wir wollen nicht untersuchen, inwieweit diese Weisheit eines Greises Recht behalten hat, sondern einzig feststellen, daß der Monarch sich selbst nur unklar der Situation bewußt war, an einem Wendepunkt der gesamten politischen Lage — dies Wort im weitesten Sinne aufgefaßt — zu stehen. Gewaltige Kräfte hatten sich vor 1870 auf sämtlichen Gebieten alles Schaffens in Deutschland angesammelt, dies Jahr brachte eine Entladung, eine Befreiung, und überall regte sich neues Wirken. Es ist eine alte Klage, daß diese große Zeit keine bodenständige Kunst gebracht habe. Ist das wirklich wahr? Der ruhig zurückblickende Historiker — und dieser darf heute bereits das Wort beanspruchen — wird jener Auffassung nicht mehr zustimmen können. Allerdings darf sich nur der Kulturhistoriker im eigentlichen Sinne Gehör erbitten. Es kann sich nämlich fast nie in der Kulturgeschichte darum handeln, daß die Kunst den geschichtlichen Ereignissen einen gleichartigen Ausdruck verleiht, sondern nur darum, daß die vorhandenen Triebkräfte sich mittels der Kunst aussprechen. Und das hat die Kunst damals in vollem Maße vermocht und getan, dank Kaiser Wilhelms des Ersten weiser Zurückhaltung wie echter Fürstenklugheit, die mehr leiten als führen soll.

Die bildenden Künstler spiegeln zunächst ganz allgemein das Suchen der Zeit nach bestimmten klar umrissenen Zielen wieder. Das vornehmste Wollen vor 1870 betraf die Wiedererrichtung des alten deutschen Kaisertums, aus allgemein idealen wie aus sehr real-praktischen Gesichtspunkten heraus. Deutsches Kaisertum verhieß beiden Gruppen Macht und Sicherheit. Gewalten der Vergangenheit mußten beiden in der Gegenwart helfend an die Seite treten.

Es ist gar viel und mit herben Worten davon gesprochen, daß auch die große Zeit von 1870 den Deutschen eine nationale Baukunst nicht geliefert habe, sondern daß die alten Kunstperioden nur geplündert seien, daß das Mühen um das „Eigene“ einzig zu einer königlich bayerischen Nationalbaukunst geführt habe. Ist das wahr? — Ich meine, hier sind doch jene beiden Machthaber, von denen ich soeben sprach, recht innig vereint am Werke. Vergangenheit und Gegenwart schufen damals eine Zukunft — wie Kaiser Wilhelm der Erste auch. Gewiß erblickt das Auge, das die große Reihe aller Arten von Bauten überschaut, sehr viel Überlieferung, aber auch mindestens ebenso viel Neues. Dies Zeitgenössische findet sich nämlich im Grundriß, und der Grundriß ist die Seele des Gebäudes — wie Körper und Seele sich aber zu einander verhalten, wissen wir ja alle, trotz Jatho und Spruchkollegium. Wo fanden die Architekten denn die Muster für Bahnhöfe, Museen, Bibliotheken, chemische und andere Laboratorien, für zeitgenössische Krankenhäuser, für Postgebäude,

die einem Weltverkehr genügen konnten, für Kryſtallpaläſte u. a. m.? Nirgends! Woher konnten die Bauherren und Baumeiſter die Vorlagen nehmen, als aus dem Treiben, dem Müſſen der eigenen ſchaffenden Stunde? Und dieſe Werke waren vorbildlich, weil ſie Pionierarbeiten waren, Gaben echter Kunſt, trotz des entliehenen Rockes, der zurechtgeſtutzt wurde, ſo gut es ging. Wer aber von Schablone, von wiederaufgeſagter Kunſtgeſchichte ſpricht, verkennt die maßgebenden Geſichtspunkte; für einen ſolchen Beobachter hat der Hohenzoller mit dem Lothringer-Habsburger auch nur die Rolle wie die Uniform getauſcht.

Es lebt in Kaiſer Wilhelms des Erſten Regierungszeit ein Wirklichkeitsſinn, dem im allgemeinen ein gutes Augenmaß eigen iſt. Es gilt das für das Leben wie für die Kunſt. Für jenes ſei an die Tatſache erinnert, daß Moltke als Major reif für das „a. D." erſchien, aber man fühlte offenbar, daß etwas mehr als ein Frontoffizier in dem Herrn Major ſtecke und ließ das Verhängnisvolle nicht geſchehen. Für die Kunſt gilt dieſelbe Auffaſſung. Wenn wir von dieſer Warte aus die einzelnen Gebiete der Malerei überſchauen, ſo mag unſere Aufmerkſamkeit etwa die religiöſe Malerei in Anſpruch nehmen. Es werden ſich zwei Namen vor allen andern vor uns hinſtellen, Eduard v. Gebhardt und Fritz v. Uhde. Der erſtere iſt der Vertreter jener ideal gerichteten Menſchen vor 1870, die vergangene Großtaten heraufbeſchworen, um der Gegenwart neue ſchöpferiſche Kraft einzuflößen. In Gebhardts Malereien wird die ſchlichte Bibelfrömmigkeit lebendig, die auch dem alten Kaiſer ſtärkend innewohnte, als ihm die ſchweren Tage von Blut und Eiſen erſtanden; aber Gebhardt borgt ſich das Gewand von damals, als Luther zu bibelſtarkem Chriſtentum rief. Fritz v. Uhde wußte, daß ſelbſt der Orthodoxie nicht mehr überall die Bibel als wörtliche Inſpiration einer tranſzendenten Welt erſchien, er nahm die Perſon des Heilandes als Dolmetſcher ewiger Wahrheiten, die unabhängig von der Zeiten Wechſel leben und wirken. Seine Heilandsfigur iſt demnach nur ein zur Verdeutlichung notwendiges Symbol von der Gotteskindſchaft der Menſchen zu all und jeder Zeit. Sein Wirklichkeitsſinn durfte deshalb ruhig aus ſeiner Umgebung ſchlichtfromme Menſchen ſchildern, die den Einfluß der Lehre des Meſſias widerſpiegeln, die ewigen Mächte im Alltage des Daſeins, ohne Dogma, aber voll lebensſtarker Kraft. Ob wir auf Grützners Mönchsbilder einen Blick werfen dürfen, in Erinnerung der anhebenden Kämpfe des jungen „proteſtantiſchen Kaiſertums" mit dem ungeſund konſervativen Römertum, Kämpfe, die ſo ſtark die Stützen der neuen und der alten Kaiſerherrlichkeit kundtaten? Wenn dabei ein Seitenblick auf den wundervoll ſicheren Maler des „Herrgottſchnitzers" und ähnlicher Bilder, auf Mathias Schmidt, fallen darf, ſo ſind wir auch bei der Schilderung des Volkslebens angelangt. Wie Defregger und Leibl jenen Triebkräften vor und nach 1870 entſprechen! Wie kühler, ruhiger Beſonnenheit und klarer Erkenntnis des Erreichbaren voll ſind Bismarcks Worte, daß die ganzen Balkanhändel ihm nicht die Knochen eines einzigen pommerſchen Soldaten wert ſeien! Von gleicher Art iſt der für die Schilderung deutſchen

Bauernlebens immer volltönender anerkannte Leibl, wirklichkeitswahr und nüchtern, aber deswegen nicht phantasiearm. Er malte all das, was ihn umgab, mit ehrfürchtiger Treue ab, aber gleichzeitig erlebte er seine Umgebung, er war in ihr und sie in ihm. Er war, um modern zu reden, ein Könner und ein Schaffer.

In schroffem Gegensatz zu diesem Malermeister steht ein Malerstümper und doch ein hochbedeutsamer Künstler für seine Gegenwart und für seine Folgezeit, Hans v. Marées. Als Marées auftrat, schreibt Muther in seiner sehr überflüssigerweise überall zum alten Eisen geworfenen Geschichte der Malerei, gab es in Deutschland noch keine „große Malerei" um der Malerei willen, sondern nur eine Wanddekoration im Sinne des historischen Genrebildes. Marées gab ihr das Lebensprinzip, den heiteren Schwung zurück, indem er nicht mehr erzählte, sondern nur malerisch wirken wollte. Auch Wilhelm der Erste und seine großen Helfer redeten wenig, aber malten große Monumentalgemälde an die Wände des Hauses, in dem das deutsche Volk wohnte — vielleicht waren auch sie nicht überall Malermeister, aber der Sinn für echte Größe lebte in ihren Werken. Gewiß ist es für Marées eine zu große Ehre, in dieser Verbindung genannt zu werden, aber er widerspiegelt besser das Ringen zur Größe im ganzen Volke, als das Militärbild, das unmittelbar den großen Krieg schildert, und welches die offiziell anerkannte Verdolmetschung des blutigen Kampfes um die Lebensstellung des deutschen Volkes als „Nation" ist.

Aber die neue Nation hatte noch einen ganz anderen „blutigen Kampf" auszufechten, den im eigenen Lande Bürger gegen Bürger auskämpften, ohne daß herzerfreuende Feste, Lorbeerkränze und Fahnenschwenken winkten. Der soziale Kampf, der Streit der Klassen untereinander und gegeneinander durchtobte fast gleichzeitig mit dem Ringen um politische Freiheit das deutsche Volk. In den vierziger Jahren war der Stoff schon künstlerisch faßbar geworden. In den Jahren, als der große Kanzler den Fehdehandschuh den „Enterbten" hinwarf, mit „Blut und Eisen" soziale Forderungen erdrücken wollte, da war die Saat für die Künstler reif geworden. Die Arme-Leute-Malerei erscheint geradezu als ein Bekenntnis der Deutschen ihrer inneren Überzeugung von der Gerechtigkeit der Forderungen der sozialen Frage. Die soziale Fürsorgegesetzgebung Wilhelms des Zweiten hat den Künstlern aus der Zeit Wilhelms des Ersten recht gegeben; sie waren wieder einmal Dolmetscher ihrer Volksgenossen gewesen.

Aber auch ohne diese immerhin etwas programmatische Tendenz erwuchs die künstlerische „Einkehr ins Volk", anders wie sie von den Novelletten- und Tragödienmalern der Zeit vor 1870 geboten war. Der schlichte Wirklichkeitssinn — trotz der Gründerzeit darf es gesagt werden — war überall zu tief eingedrungen, als daß man nicht Wahrheit über alle anderen Rücksichten hinweg erreichen wollte. Es war ja auch die Zeit, in der die Naturwissenschaft intensiver als je zuvor Gottes Wort „Werde" seines mystischen Schimmers entkleiden und von dem Glanze bewunderungswürdigster Entwicklungsgesetze umleuchten lassen wollte.

Von Frankreich und von einem Lande, das von naiver Verehrung der Natur erfüllt war, von Japan her, erzwang sich eine unvoreingenommene künstlerische Schilderung der alltäglichen Umgebung Geltung, die ihrer wesentlichsten Eigenart nach die Sache um der Sache willen, die Kunst um der Kunst willen ohne besondere Nebenabsichten bieten wollte, womit sie den Grundtendenzen der Epoche Wilhelms des Ersten durchaus entsprach. Allerdings litt das Gemütsleben, der höhere Flug der Phantasie; aber vergessen wir nicht, es war auch die Zeit der parlamentarischen und privaten Interessenkämpfe angebrochen. „Höhere" Gesichtspunkte schienen allerorten einigermaßen ausgeschieden zu sein.

Die deutschen Lande stehen voll Denkmäler, die Kaiser Wilhelm den Ersten feiern. Ob dem Sinn des alten Monarchen diese Verherrlichung seiner Person recht gewesen wäre, er, der im höchsten Siegerglück sagte: „Welche Wendung durch Gottes wunderbare Fügung!" — Es ist diese Frage schwer zu beantworten. Als Material dazu besitzen wir nur die Siegesdenkmäler, die unter seiner Regierung gesetzt sind. Sie feiern entweder den todesmutigen Krieger oder stellen Symbole anstatt der Herrschergestalt auf. Die Germania am Rhein, das Hermann-Denkmal im Teutoburger Walde sind gewiß keine Kunstwerke ersten Ranges, aber auch nicht protzenhafte Selbstverherrlichungen, sondern von feinem Seelenadel, von gutem Taktgefühl eingegeben und beseelt von einem Volksempfinden, das trotz der Mängel des einzelnen Kunstwerkes stark fühlbar ist, jedenfalls intensiver als in dem Konglomerat von Menschen, Tieren und Bauteilen, das zu Ehren Wilhelms des Ersten neben dem Schlosse zu Berlin seine Stätte gefunden hat. Anderseits läßt sich nicht in Abrede stellen, daß auch die prunkvollen Denkmäler, wie etwa das auf dem Kyffhäuser, ja selbst das in manchen Punkten zu beanstandende Monument in Berlin, in gewissem Hinblick aus der Zeit Wilhelms des Ersten hervorgegangen sind, insofern nämlich, als sie die Periode der selbstbewußten, zielsicheren Männer war, die allerdings nicht protzig, sondern ruhig und sicher auftraten.

Die Kunst der Regierungszeit Kaiser Wilhelms des Ersten ergibt als Gesamtergebnis, daß sie eine in sich geschlossene war. Die künstlerische Entwicklung dieser Zeit — nur von einer solchen dürfen wir reden — ging ihren Weg ruhig voran, weil außenstehende und gebietende Mächte sie nicht von sich selbst abirren machten.

Die geistig Minderwertigen und ihre zukünftige strafrechtliche Behandlung

Von Oberstabsarzt Dr. Lobedank-Lüneburg

Im Vorentwurf des zukünftigen deutschen Strafgesetzbuches ist die gesonderte strafrechtliche Behandlung der sogenannten vermindert Zurechnungsfähigen in Aussicht genommen. Das zurzeit geltende Strafgesetz unterscheidet nur zwischen Menschen, die bei Begehung einer strafbaren Handlung im Besitz der „freien Willensbestimmung" und somit „zurechnungsfähig" waren, und solchen, bei denen infolge Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Eine Zwischengruppe kennt das heutige Strafgesetzbuch nicht.

Nach meiner Ansicht ist dieser Standpunkt eine durchaus logische Folgerung aus der Voraussetzung, daß der Mensch über einen „freien Willen" verfüge. Wenn die Willenshandlungen des Menschen frei sind, so kann das nur bedeuten, daß sie sich nicht mit zwingender Notwendigkeit aus den jeweiligen äußeren Umständen und der Beschaffenheit des Zentralnervensystems ergeben, sondern hiervon unabhängig, also ursachlos sind. Ich selbst glaube nicht an die Möglichkeit ursachloſen Geschehens. Wer aber daran glaubt, kann meines Erachtens im bestimmten Fall immer nur das Vorhandensein des unabhängigen Willens annehmen oder ausschließen. Wie hier ein Zwischending gedacht werden kann, ist mir unerfindlich. Der freie Wille kann nur vorhanden sein oder nicht. Nimmt man an, daß irgendein Zustand das Wollen beeinflusse, so ist es eben nicht mehr frei.

Aus solchen und ähnlichen Gedankengängen sind der Aufstellung einer strafrechtlich besonders zu behandelnden Zwischenstufe zwischen normal Zurechnungsfähigen und Unzurechnungsfähigen manche Gegner entstanden. Soweit von ihnen behauptet wird, daß die Fassung des § 63, 2 des Vorentwurfs: „War die freie Willensbestimmung ... zwar nicht ausgeschlossen, jedoch in hohem Grade vermindert, so ..." unlogisch sei, kann ich nur zustimmen. Eine verminderte freie Willensbestimmung erscheint mir denkunmöglich.

Hiermit ist aber keineswegs die Frage entschieden, ob überhaupt die Berücksichtigung einer Zwischengruppe zwischen geistesgesunden Rechtsverletzern und solchen geboten ist, die wegen ihrer bei der Tat vorhandenen Geistesstörung nicht strafbar sind. Die Mehrzahl der zuständigen Beurteiler hat, wie der Vorentwurf zeigt, die Frage schon bejaht. Dadurch, daß die Bearbeiter des Vorentwurfs an dem Begriff der freien Willensbestimmung festhielten und ihr Vorhandensein zur Voraussetzung der Strafbarkeit machten, konnten sie aber dem schon hervorgehobenen Verstoß gegen die Logik nicht ausweichen, der in der Aufstellung des Begriffs der verminderten freien Willensbestimmung liegt. Man könnte diesen Verstoß als bedeutungslos betrachten und sich im übrigen von Herzen darüber freuen, daß die von vielen Juristen, Kriminalisten und Psychiatern

seit langem erstrebte strafrechtliche Zwischenstufe überhaupt geschaffen werden soll, wenn sich nicht überaus bedenkliche Folgerungen aus dem im Vorentwurf niedergelegten Standpunkt ergäben, bedenklich deshalb, weil sie die Rechtssicherheit gefährden. Der Vorentwurf bestimmt, daß bei Verminderung der freien Willensbestimmung „hinsichtlich der Bestrafung die Vorschriften über den Versuch" Anwendung finden, die Strafe also milder ausfalle. Nun kann allerdings kein Zweifel darüber sein, daß für einen Teil der Menschen, die zu der in Aussicht genommenen Zwischenstufe gehören, eine mildere Strafe am Platze ist. Das Bedenkliche liegt darin, daß die Bestimmung über die mildere Bestrafung ohne Einschränkung ausgesprochen ist. Dieses Fehlen eines einschränkenden Zusatzes würde sich höchstwahrscheinlich als verhängnisvoll erweisen. Eine kurze Schilderung der Elemente, auf welche der Begriff der „verminderten freien Willensbestimmung" Anwendung finden würde, soll weiter unten gegeben werden. Nur das sei schon vorausgenommen, daß sich darunter eine Reihe gefährlicher Verbrecher findet, für welche die gesetzlich verbürgte Aussicht auf mildere Strafe manchmal geradezu eine Ermutigung zur Begehung von Straftaten bilden würde. Zwar bestimmt § 65, 1 und 2: „Wird jemand auf Grund des § 63, Abs. 2 zu einer milderen Strafe verurteilt, so hat das Gericht, wenn es die öffentliche Sicherheit erfordert, seine Verwahrung in einer öffentlichen Heil- oder Pflegeanstalt anzuordnen. — Im Falle des § 63, Abs. 2 erfolgt die Verwahrung nach verbüßter Freiheitsstrafe." Ich glaube aber, daß auch die Aussicht auf die Unterbringung in einer „Heil- und Pflegeanstalt" auf die gefährlichen Verbrecher nicht genügend hemmend wirkt, wenn die vorher zu verbüßende eigentliche Strafe unter allen Umständen zu milde sein muß. Anderseits muß ich aber zugeben, daß die Bearbeiter des Vorentwurfs bei dem Standpunkt, von dem sie ausgingen, eine andere Bestimmung als die von ihnen getroffene gar nicht bringen konnten. Sie gingen eben davon aus, daß die „freie Willensbestimmung" unerläßliche Voraussetzung für die Strafbarkeit sei. Daraus folgt logisch, daß auch die Strafe unter allen Umständen vermindert sein muß, wenn die freie Willensbestimmung vermindert ist.

Wir haben also auf der einen Seite die Tatsache, daß aus den Erfahrungen der praktischen Rechtspflege die Aufstellung einer strafrechtlichen Zwischenstufe gefordert wird, auf der anderen die bedenklichen Folgerungen, die sich daraus ergeben müssen, daß die Bearbeiter des Vorentwurfs die „freie Willensbestimmung" zur Grundlage der Strafbarkeit machten, daß sie sodann, um dem Verlangen nach der Zwischenstufe nachzukommen, entgegen der Logik eine „Verminderung" dieser freien Willensbestimmung annahmen und hieraus die mildere Bestrafung ohne Einschränkung ableiteten.

In den Kritiken zum Vorentwurf wurde vielfach gerühmt, daß er sich nicht einseitig auf den Boden einer Schule gestellt, sondern eine glückliche Vereinigung mehrerer Richtungen erstrebt habe. Dieses Lob mag im großen und ganzen begründet sein. Bei dem uns beschäftigenden Problem aber erscheint mir das

Ergebnis wenig glücklich, das aus einer Vermischung der an der „freien Willensbestimmung" festhaltenden Anschauungen der sogenannten klassischen Schule mit der im wesentlichen aus der biologisch-anthropologischen Betrachtungsweise abgeleiteten Forderung derer entstanden ist, die eine strafrechtliche Zwischenstufe wünschen. Ich glaube gezeigt zu haben, daß diese Mischung nicht befriedigender ausfallen konnte.

Es ist daher wohl lohnend, zu untersuchen, ob für die Beibehaltung des Begriffs der freien Willensbestimmung zwingende Gründe bestehen, welche Berechtigung ferner eine andere Auffassung vom Wesen des Willens hat, wie das Strafrecht auf einer anderen Auffassung aufgebaut werden kann, und wie man sich schließlich von dem so gewonnenen anderen Standpunkt unter Berücksichtigung der zu erstrebenden möglichst großen Rechtssicherheit zu unserem Problem zu stellen hat.

In den Motiven zum Entwurf heißt es, daß sich die Beibehaltung des Ausdrucks „freie Willensbestimmung" durch den Mangel eines besseren rechtfertige, daß er im Sinne des gewöhnlichen Lebens zu verstehen sei und durch lange Gewöhnung überdies volkstümlich geworden sei.

Dieser Begründung ist entgegenzuhalten, daß „der Sinn des gewöhnlichen Lebens" keineswegs ein klar umschriebener ist, und daß selbst solche Juristen, die im übrigen durchaus die „freie Willensbestimmung" anerkennen, nicht ausnahmslos für die Beibehaltung des Begriffs im Strafgesetzbuch eintreten. So hat z. B. Geheimrat Prof. Dr. Kahl wiederholt ausgesprochen, daß der Begriff unbedenklich fallen könnte. Es darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß die Psychiater sämtlich von der Willensfreiheit des Menschen nichts wissen wollen. Und doch sind sie es, deren sachverständiges Gutachten die Richter erst in den Stand setzen soll, über das Vorhandensein der freien Willensbestimmung, ihre Verminderung und ihr Ausgeschlossensein zu entscheiden. Man sollte meinen, daß bei solcher Sachlage den Richtern wirklich nichts an der Beibehaltung des vielumstrittenen Begriffs liegen könnte. Wenn wir schließlich bedenken, daß er sehr wohl ersetzt werden kann — wie, wird unten gezeigt werden —, und daß er zu der oben dargelegten bedenklichen Bestimmung über die unter allen Umständen mildere Bestrafung der „vermindert Zurechnungsfähigen" geführt hat, so können wir nur wünschen, daß er nicht wieder in das neue Strafgesetzbuch aufgenommen wird.

Ich will hier das Problem der Willensfreiheit nicht ausführlich behandeln. Hierzu würde zunächst eine erschöpfende Erörterung des Seelenproblems gehören, die zu weit führen würde. Der Kampf um die Willensfreiheit wird vielfach mit Leidenschaftlichkeit geführt, und namentlich auf der Seite der Bekenner des freien Willens, der Indeterministen, scheint mir ein reichliches Maß von Entrüstung gegen seine Verneiner, die Deterministen, vorhanden zu sein. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß diese Entrüstung zum Teil auf einer falschen Auffassung des Problems beruht. Gar manche scheinen zu glauben, nach deterministischer

Anschauung bedinge das Gehirn die Handlungen des Menschen wie ein unbeeinflußbarer mechanischer Apparat. Eine derartige Ansicht ist aber keineswegs die notwendige Voraussetzung des Determinismus. Nach meiner Ansicht erzeugt das Gehirn nicht etwa das Geistesleben und somit das Wollen. Es ist vielmehr nur das Organ, in welchem sich die mannigfaltigen Beziehungskomplexe zwischen den Weltbestandteilen, die die Beziehung zum Bewußtsein schon von vornherein in sich tragen, ordnen. In dem Weltgeschehen folgt ein Ereignis nach dem anderen mit absoluter Notwendigkeit aus der Gesamtheit aller Bedingungen und somit ist auch jede Handlung des Menschen das Ergebnis seiner Anlage und aller der Einflüsse, die von jeher auf ihn gewirkt haben und im Augenblick der Handlung auf ihn wirken. Nach meiner Ansicht ist diese Auffassung weit davon entfernt, beunruhigend zu wirken. Nur die skizzierte deterministische Auffassung berechtigt uns, von der Erziehung gute Erfolge zu erhoffen, und nur sie gewährt meines Erachtens dem Strafrecht eine sichere Grundlage, indem sie die Strafen und Strafandrohungen unter die das Wollen des Menschen bestimmenden Einflüsse einreiht. Für die Mehrzahl aller Menschen ist die Tatsache der Strafbarkeit gewisser Handlungen ein Faktor, der im gegebenen Fall das Wollen ausschlaggebend mitbestimmt.

Aus dieser Anschauung folgt, daß nicht der Ausschluß der freien Willensbestimmung an sich den Täter straflos machen kann, denn jede Handlung ergibt sich naturgemäß und notwendig aus Milieu und Anlage des Täters. Wenn er bestraft wird, so geschieht es, weil die Strafe ihn und andere zu beeinflussen geeignet ist. Nicht strafbar ist vom Standpunkt des Determinismus nur der, für den die Wirkung von Strafandrohungen nicht in Betracht kommt, also z. B. der ausgesprochen Geisteskranke.

Auch wer den vorstehenden Ausführungen nicht bedingungslos zustimmt, wird zugeben müssen, daß es nützlich ist, dem deterministischen Standpunkt der Psychiater Rechnung zu tragen, ohne deren Mitarbeit der Richter in zweifelhaften Fällen nicht imstande ist, über Strafbarkeit oder Nichtstrafbarkeit eines Rechtsverletzers zu entscheiden. Wenn vollends die Möglichkeit gegeben ist, an die Stelle des Ausschlusses der freien Willensbestimmung eine Definition des straffrei machenden Zustandes zu setzen, die dem Standpunkt des Indeterminismus in keiner Weise zu nahe tritt, dürfte auch der überzeugteste Indeterminist keine Veranlassung haben, die Beibehaltung des Ausdrucks „freie Willensbestimmung" zu fordern, der zu so vielen unerquicklichen Mißverständnissen und Meinungsverschiedenheiten in foro geführt hat und auch in Zukunft führen würde. Eine dem Determinismus gerecht werdende und den Indeterminismus nicht angreifende Begriffsbestimmung zur Kennzeichnung der die Strafbarkeit ausschließenden Zustände gibt der österreichische Gesetzentwurf, der mit einer von Aschaffenburg vorgeschlagenen Änderung folgendermaßen lauten würde: „Nicht strafbar ist, wer zur Zeit der Tat wegen Geistesstörung, Geistesschwäche oder Bewußtseinsstörung nicht die Fähigkeit besaß, das Unrecht seiner Tat einzusehen oder dieser Einsicht

gemäß zu handeln." Ich wüßte nicht, warum nicht auch der Indeterminist diese Fassung annehmen könnte. Das Wesentliche an ihr besteht ja in der Forderung, daß jene Unfähigkeit durch Geistesstörung, Geistesschwäche oder Bewußtseinsstörung hervorgerufen sein muß, um Straflosigkeit zur Folge zu haben.

Nach dieser Abschweifung, die aber zum Verständnis späterer Ausführungen nötig war, wenden wir uns wieder zu unserem eigentlichen Thema. Wiederholt wurde darauf hingewiesen, daß die besondere strafrechtliche Behandlung der Zwischenstufe zwischen den geistig Normalen und den Geisteskranken einem praktischen Bedürfnis entspreche. Es erscheint daher angezeigt, darzulegen, warum dieses Bedürfnis besteht. Am besten geschieht dies dadurch, daß ich in möglichster Kürze die Menschen schildere, die zu der in Aussicht genommenen Zwischenstufe gehören. Ich folge hierbei der Darstellung eines Kundigeren, des bekannten Psychiaters Prof. Dr. Cramer (Göttingen).

Cramer faßt mit anderen Autoren die in Betracht kommenden Individuen unter der Bezeichnung „geistig Minderwertige" zusammen und unterscheidet unter ihnen mehrere Gruppen:

Erstens Menschen mit dauernder geistiger Minderwertigkeit. Hierzu gehören die leicht Schwachsinnigen infolge Entwicklungshemmung des Gehirns, die in jedem Grade und in jedem Alter die geistige Entwicklung zum Stillstand bringen kann. Ferner die chronischen Alkoholisten und Morphinisten im Zustand der Charakterdegeneration, Epileptiker mit vorgeschrittenerer Charakterdegeneration, Patienten mit langsam sich entwickelnder arteriosklerotischer Atrophie des Gehirns, die namentlich bei Greisen nicht selten ist; Degenerierte, Patienten mit durch Verletzung hervorgerufener Gehirnveränderung, manche Hysteriker.

Zweitens geistig Minderwertige, bei denen zwar der zugrundeliegende krankhafte Zustand auch dauernd ist, für gewöhnlich aber nicht deutlich hervortritt. Bei diesen Menschen wird die geistige Minderwertigkeit nur unter besonderen Umständen bemerkbar, z. B. nach Überanstrengungen; nach Alkoholgenuß, bei Frauen während der Menstruation usw. Die krankhaften Zustände, die die geistige Minderwertigkeit bedingen, sind die gleichen wie bei der vorigen Gruppe. Sie haben sich aber nicht so weit entwickelt, um einen unter allen Umständen zutage tretenden geistigen Mangel hervorzurufen.

Zu einer dritten Gruppe gehören nach Cramer die Fälle, bei denen ganz vereinzelte krankhafte Symptome einer nervösen Konstitution nachweisbar sind. Bei ihnen können gelegentlich Überanstrengungen, Alkoholgenuß, überstandene akute Infektionskrankheiten, eine Verletzung usw. ganz vorübergehende Zustände geistiger Minderwertigkeit herbeiführen. Cramer gibt hierfür ein Beispiel: Ein gesunder kräftiger Mann stürzt mit dem Rade. Am folgenden Tage, nachdem seine durch den Sturz verursachten Kopfschmerzen verschwunden sind, nimmt er an einer Festfeier teil. Während er sonst alkoholische Getränke gut verträgt, gerät er jetzt schon nach wenigen Gläsern Wein in einen Zustand großer Erregtheit, in welchem er herausfordernd und bald gewalttätig wird. Nach vierzehn Tagen hat er seine frühere Toleranz gegen Alkohol wieder. Mit Recht macht Cramer darauf aufmerksam, daß der Mann, falls er strafrechtlich zur Verantwortung gezogen wäre, milder hätte beurteilt werden müssen.

Als eine für sich zu betrachtende Gruppe von geistig Minderwertigen nimmt Cramer die Individuen heraus, die infolge eines krankhaft abnormen Gehirnzustandes sich durch moralischen Schwachsinn, durch gänzlichen Mangel an Altruismus und die bei jeder Gelegenheit hervortretenden antisozialen Instinkte unliebsam hervortun. In den meisten Fällen fehlen bei ihnen auch mehr oder minder große Intelligenzdefekte nicht, so raffiniert sie im übrigen auch bei der Betätigung ihrer egoistischen gesellschaftsfeindlichen Neigungen manchmal vorgehen mögen.

Was die Art und Weise betrifft, in der sich die sogenannte geistige Minderwertigkeit kundgibt, so kann man eine allgemeine Herabsetzung der geistigen Fähigkeiten und eine Schwäche einzelner oder mehrerer Komponenten der geistigen Tätigkeit unterscheiden. So kann z. B. die Intelligenz im allgemeinen mangelhaft sein oder in einzelnen Zügen gut entwickelt und in den anderen herabgesetzt. Einzelne künstlerische Talente können hervorragend entwickelt sein, während die Intelligenz im übrigen und das Gefühlsleben auf tiefer Stufe stehen. In anderen Fällen ist die Intelligenz ziemlich gut entwickelt, während Selbstzucht und Hemmung gegen egoistische Triebe fehlen.

Weiter will ich auf Einzelheiten nicht eingehen. Der Kundige mag sich die Darstellung aus seiner Erfahrung ergänzen. Wer erkannt hat, daß wir nicht mehr mit einem Strafrecht auskommen, das sich damit begnügt, jede Rechtsverletzung nach der Formel zu ahnden, wird sich der Einsicht nicht verschließen, daß wir der Eigenart der geistig Minderwertigen nicht gerecht werden können, wenn wir nur die Wahl haben zwischen der gewöhnlichen Strafe und der Anwendung der Unzurechnungsfähigkeit. So wäre es doch gewiß eine Härte, wenn der von Cramer angeführte durch Sturz mit dem Rade verletzte Mann (s. oben) für seine Gewalttätigkeit mit der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft worden wäre. Es wäre aber auch nicht angängig gewesen, ihn straffrei zu lassen. Und wenn wir anderseits die geistig Minderwertigen betrachten, deren Unzulänglichkeit vornehmlich durch ihre antisozialen Instinkte zutage tritt, so lehrt die Erfahrung, daß wir die Gesellschaft mit Hilfe des jetzt geltenden Strafrechts nicht genügend vor ihnen schützen können.

Wenn wir nun wieder darauf zurückkommen, wie wohl die strafrechtliche Behandlung der geistig Minderwertigen am zweckmäßigsten gestaltet werden möge, so möchte ich an die Spitze den Satz setzen, daß sie überhaupt straffähig sind. Die Forderung ist zu erheben, daß der Begriff der geistigen Minderwertigkeit nur auf solche Rechtsverletzer angewendet werde, für die Strafen und Strafandrohungen als ein das Handeln bestimmendes Moment noch in Betracht kommen können. Ob im Einzelfall der geistig Minderwertige durch die Strafandrohung gehemmt wird oder nicht, tut dabei nichts zur Sache. Falls man etwa alle geistig Minderwertigen straffrei lassen wollte, würde ein vielfach wirksames Hemmungsmittel aus dem Bereich der das Wollen dieser Menschen bestimmenden Umwelt ausgeschaltet, und ihre Straftaten würden zunehmen. Ganz anders dagegen steht es um einen wirklich Geisteskranken. Was hätte es z. B. für einen Sinn, den Kranken zu bestrafen, der im Zustand völliger Bewußtseinsstörung einen vermeintlichen Verfolger verletzt. Für ihn und ähnliche Kranke gehört die Strafe überhaupt nicht zum Bereich der Wirkungsmöglichkeit.

Also der geistig Minderwertige ist straffähig. Vom geistig Normalen unterscheidet er sich jedoch so, daß sich die Notwendigkeit herausgestellt hat, ihn strafrechtlich besonders zu behandeln.

Dem Indeterminist gegenüber befindet sich nun der Determinist in der vorteilhaften Lage, daß ihn seine Anschauung vom Wesen der menschlichen Willenshandlungen und von der Voraussetzung für die Straffähigkeit keineswegs

zwingt, in allen Fällen geistige Minderwertigkeit mit geminderter Zurechnungsfähigkeit gleichzustellen. Die Anerkennung, daß ein Mensch geistig minderwertig ist, d. h. daß seine Geistestätigkeit im ganzen genommen von geringerem Wert ist als die eines normalen Menschen seines Kulturkreises, schließt keineswegs in jedem Fall die Ansicht ein, daß dieser Mensch bei einer Straftat milder zu bestrafen sei. Allerdings schließt sie diese Ansicht auch nicht immer aus, überläßt vielmehr die Entscheidung von Fall zu Fall allen einschlägigen Erwägungen. Die vom Vorentwurf beabsichtigte obligatorische Strafmilderung dagegen ist eine unabwendbare Folge der Anschauung, daß das Vorhandensein der freien Willensbestimmung Voraussetzung für die Strafbarkeit sei, und daß es eine „verminderte" freie Willensbestimmung gäbe.

Es ist mir nicht unbekannt, daß auch einzelne Psychiater die obligatorische Strafmilderung für die geistig Minderwertigen als etwas Selbstverständliches betrachten. Folgerichtig ist solcher Standpunkt bei einem Deterministen ganz und gar nicht. Denn der Determinist straft nicht, um zu vergelten, sondern im wesentlichen, um vorzubeugen und abzuschrecken. Nichts hindert ihn also, bei gewissen geistig Minderwertigen, bei denen die Strafe als Hemmungsmittel leichter versagen kann, das Hemmungsmittel wirksamer zu gestalten. Mit anderen Worten: der Determinist handelt folgerichtig, wenn er solche Menschen härter bestraft, von denen er weiß, daß sie stärkerer Hemmungen bedürfen, um von Rechtsverletzungen abgehalten zu werden. Er wird deshalb unter Umständen für einen geistig minderwertigen Verbrecher, z. B. für einen der Gruppe der moralisch Depravierten angehörenden, eine härtere Strafe fordern als für den normalen bei gleicher Straftat. Nur unter Anerkennung der Vergeltungstheorie kann der Determinist folgerichtig die obligatorische Strafmilderung für die wünschen, die wegen ihres Geisteszustandes der Möglichkeit, eine Straftat zu begehen, eher ausgesetzt sind als die Normalen.

Auch der auf indeterministischem Standpunkt stehende Leser wird, wenn er an die gesellschaftsfeindlichen, moralisch Entarteten unter den geistig Minderwertigen denkt, sich ernster Bedenken gegen die bisher mitgeteilten Bestimmungen des Vorentwurfs über die strafrechtliche Behandlung der „gemindert Zurechnungsfähigen" nicht erwehren können. Es ist daher wohl der Mühe wert, über eine andere Fassung der Bestimmungen nachzudenken. Zunächst wäre es wünschenswert, wenn der Begriff der „geminderten Zurechnungsfähigkeit" überhaupt fallen gelassen würde. Er ist es, der die bedenkliche obligatorische Strafmilderung zur Folge hat und dabei durchaus entbehrlich ist. Man kann sehr wohl alle Menschen, die zu der in Aussicht genommenen strafrechtlichen Zwischenstufe gehören, unter der Bezeichnung „geistig Minderwertige" zusammenfassen. Der Ausdruck ist einfach und klar verständlich, ohne uns die Hände zu binden, und ohne Beziehung zu einer bestimmten Weltanschauung.

Was nun die beanstandete Fassung des § 63, Abs. 2 des Vorentwurfs betrifft, so liegen selbstverständlich in den bisher veröffentlichten Kritiken schon

Verbesserungsvorschläge vor. Bevor wir uns mit diesen beschäftigen, sei der Wortlaut des Vorentwurfs, der oben nur teilweise wiedergegeben wurde, nochmals und vollständig angeführt. Nachdem im Abs. 1 des § 63 bestimmt ist: „Nicht strafbar ist, wer zur Zeit der Handlung geisteskrank, blödsinnig oder bewußtlos war, so daß dadurch seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen wurde", lautet der Abs. 2: „War die freie Willensbestimmung durch einen der vorbezeichneten Zustände zwar nicht ausgeschlossen, jedoch in hohem Grade vermindert, so finden hinsichtlich der Bestrafung die Vorschriften über den Versuch (§ 76) Anwendung. Zustände selbstverschuldeter Trunkenheit sind hiervon ausgenommen." — Ganz abgesehen von unseren bisherigen Aussetzungen an dieser Fassung, die zum Teil schon durch unsere Kritik an dem zugrunde liegenden Abs. 1 bedingt waren, ist sie schon deshalb nicht annehmbar, weil sie die in Betracht kommenden Individuen nicht richtig kennzeichnet. Wenn nämlich das, was die Indeterministen freie Willensbestimmung nennen, durch „einen der vorbezeichneten Zustände", d. h. (s. Abs. 1) durch Geisteskrankheit, Blödsinn oder Bewußtlosigkeit in hohem Grade vermindert ist, so liegt doch auch ein „hoher Grad" von Geisteskrankheit, Blödsinn oder Bewußtlosigkeit vor, also ein Zustand, der straflos macht. Die Fassung des Vorentwurfs kennzeichnet also gar nicht die, die gekennzeichnet werden sollen. Sie würde zweifellos Verwirrung stiften, und die Befürchtung derer, die da meinen, sie würde es dem Richter ermöglichen, über das Gutachten des Sachverständigen hinweg Unzurechnungsfähigkeit zu statuieren, wo nur geistige Minderwertigkeit vorliegt, oder umgekehrt auch bei ausgesprochen Geisteskranken lediglich einen hohen Grad von Verminderung der sogenannten freien Willensbestimmung anzunehmen, ist vielleicht nicht ganz unbegründet. Wird der Abs. 2 des Vorentwurfs in seiner jetzigen Fassung Gesetz, so werden wir das Schauspiel erleben, daß Richter und Sachverständige über hochgradige Verminderung oder Ausgeschlossensein der freien Willensbestimmung uneinig sind, wobei die Aufgabe des Sachverständigen dadurch unendlich erschwert wird, daß er sich über hochgradige Verminderung oder Nichtvorhandensein eines Dings äußern soll, an das er ja überhaupt nicht glaubt. Er könnte von seinem Standpunkt durchaus folgerichtig stets behaupten, daß die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war, und er muß sich immer gleichsam auf ein ganz anderes Niveau begeben, um mit dem Begriff der freien Willensbestimmung gemäß den Anforderungen der Praxis zu arbeiten.

Wir haben also eine Menge von triftigen Gründen, die eine andere Fassung des Abs. 2 § 63 wünschenswert erscheinen lassen.

Die Psychiater haben sich zum Teil für eine Anlehnung an den entsprechenden Paragraphen des österreichischen Vorentwurfs ausgesprochen, der mit der von Aschaffenburg (für die Kennzeichnung der Strafloſigkeit bedingenden Zustände) vorgeschlagenen Änderung lauten würde: „War die Fähigkeit des Täters, das Unrecht seiner Tat einzusehen oder dieser Einsicht gemäß zu handeln, zur Zeit der Tat infolge eines andauernden krankhaften Zustandes wesentlich vermindert,

so . . ." — Ich selbst bin früher auch für eine ähnliche Fassung eingetreten. Inzwischen sind mir aber Bedenken gekommen, ob sie allen berechtigten Einwänden standhalten kann. Zunächst kann ihr entgegengehalten werden, daß es mit der Verminderung der Fähigkeit, das Unrecht einzusehen usw., ein eigenes Ding sei. Entweder bestehe diese Fähigkeit oder nicht. Beim geistig normalen Verbrecher besteht sie im Augenblick der Tat deshalb nicht, weil egoistische Triebe und Begierden stärker sind. Und beim geistig minderwertigen Verbrecher besteht sie zweifellos im Augenblick der Tat auch nicht, nämlich auch, weil die egoistischen Begierden stärker sind und infolge der geistigen Minderwertigkeit noch weniger mit Hemmungen zu kämpfen haben als bei einem Normalen. Eine Verminderung jener Fähigkeit im Augenblick der Tat läßt sich streng genommen ebenso wenig aufstellen wie eine Verminderung der sogenannten freien Willensbestimmung. Man kann eigentlich nur sagen, daß die geistige Minderwertigkeit dem Ausgeschlossensein jener Fähigkeit im Augenblick der Tat Vorschub geleistet habe. Sodann kann auch eingewendet werden, daß bei einer Verminderung der Fähigkeit, das Unrecht einzusehen und demgemäß zu handeln, die Strafe unter allen Umständen milder sein müsse. Dieser Einwand wäre allerdings vom Standpunkt der Vergeltungstheorie aus erhoben; aber wir haben auch mit dieser Theorie zu rechnen. Ich meine, daß wir im Hinblick auf die gefährlichen Verbrecher unter den geistig Minderwertigen bei der Formulierung des sie betreffenden Strafgesetzparagraphen alles vermeiden müßten, was notgedrungen zu der bedenklichen obligatorischen Strafmilderung führt. Es würde nach meiner Ansicht genügen, wenn dieser Paragraph deutlich und klar den eigenartigen Geisteszustand der geistig Minderwertigen und dessen Einfluß auf die Tat zum Ausdruck brächte, und ich schlage daher folgende Fassung vor: „War der Täter zur Zeit der Tat infolge eines krankhaften Zustandes geistig minderwertig, und stand die Tat unter dem Einfluß dieser geistigen Minderwertigkeit, so . . ." — Auch der Indeterminist kann meines Erachtens mit diesem Wortlaut einverstanden sein. Denn er widerspricht seinem Standpunkt nicht. Im übrigen bezeichnet er deutlich diejenigen, die zu der strafrechtlichen Zwischenstufe gehören sollen, ohne gleichzeitig einen Ausdruck zu enthalten, der die obligatorische Strafmilderung aufzwingt. Die Psychiater insbesondere könnten den Wortlaut billigen, da er die in Betracht kommenden Individuen so nennt, wie sie es in ihrer überwiegenden Mehrzahl wünschen. Mit Leppmann und anderen habe ich das Wort „andauernden" vor: „krankhaften Zustandes" vermieden (im Gegensatz zu den Wünschen anderer), weil zweifellos auch vorübergehende Krankheitszustände einen Zustand geistiger Minderwertigkeit schaffen können. Ferner habe ich gemäß dem Vorschlage Leppmanns nur den krankhaften Zustand im allgemeinen als Grundlage der geistigen Minderwertigkeit gesetzt, nicht etwa einen krankhaften Geisteszustand. Leppmann macht mit Recht darauf aufmerksam, daß auch manche körperliche Krankheitszustände, z. B. Tuberkulose, Zuckerharnruhr usw. die Geistestätigkeit beeinträchtigen können. (Schluß folgt.)

Wiener Brief

riedrich der Große hat nicht nur seinem Staate, sondern auch seiner Zeit den Stempel aufgedrückt; die letzten Jahre seiner Regierung waren trotzdem mit gewissen Alterserscheinungen belastet. Man kann Franz Josef den Ersten nicht mit Friedrich den Großen vergleichen; die eigenartige Struktur des österreichischen Staates bringt es aber mit sich, daß auch die konstitutionelle Ära und die weitgehendsten Errungenschaften der Demokratie, mit denen insbesondere Österreich beglückt ist, den Einfluß des Monarchen auf die Staatsgeschäfte keineswegs gemindert haben. In der Donaumonarchie wohnen die demokratischsten Einrichtungen und der rückständigste Absolutismus gewissermaßen dicht beisammen. Nicht nur der Form nach, sondern auch tatsächlich ruht die Entscheidung über die folgenschwersten Entschlüsse beim Monarchen. Und da lassen sich in der letzten Zeit die Rückwirkungen seines hohen Alters wohl nachweisen. Seit dem Jahre 1871 kennzeichnet die Politik Franz Josefs, der früher jähe Entschließungen nicht fremd waren, etwas Zögerndes, Tastendes. Er hatte mit raschen Entscheidungen zu üble Erfahrungen gemacht. So wurden denn jetzt Übergänge nur allmählich vollzogen, wichtige Maßregeln auf die lange Bank geschoben; und um alle Hindernisse ist man lieber herumgeritten, als sie mit einem Sprunge zu nehmen.

Zögernd hat der Kaiser denn auch in den letzten Jahren dem Thronfolger einen gewissen Einfluß auf die Geschäfte eingeräumt; er hört ihn wenigstens vor wichtigen Entschlüssen insbesondere auf militärischem Gebiet. Hier tritt ihm nun eine unverbrauchte Kraft entgegen, die nach Betätigung drängt und radikalen Lösungen sehr geneigt ist. Da aber der Kaiser die Entscheidung doch nicht aus der Hand gibt, so ist das Ergebnis dann noch in höherem Maße das Leerlaufen der Mühlgänge. In dieser Beziehung ist der Verlauf der Krise im Kriegsministerium besonders typisch. Der Kriegsminister Baron Schönaich sucht die dringend nötige Verstärkung der Wehrmacht durchzuführen; in der Tat ist seit fast einem Vierteljahrhundert infolge der politischen Schwierigkeiten für die Armee und für die Flotte wenig oder nichts geschehen; die Friedensstärke der Kompagnien beträgt bei der Infanterie gegenwärtig infolge vieler Abkommandierungen zu neuen Formationen, für die keine erhöhte Rekrutenzahl bewilligt wurden, durchschnittlich vierzig Mann! Nun hat Schönaich die Bewilligung sehr erheblicher Mehrforderungen für Heer und Flotte bei den Delegationen durchgesetzt; das erhöhte Rekrutenkontingent und was damit zusammenhängt, können aber nur die beiderseitigen Parlamente bewilligen. Um diese Bewilligungen nun durchzusetzen, mußte für jedes Parlament die bittere Pille der militärischen Bewilligungen mit einer Zuckerhülle umgeben werden: für Ungarn die Erfüllung der bekannten nationalen Forderungen, die durch Zusagen des Kaisers an den Grafen Tisza im sogenannten Neunerprogramm einigermaßen festgelegt waren, für Österreich die zweijährige Dienstzeit und die Reform des Militärstrafprozesses, die übrigens auch für Ungarn die den Magyaren wichtigsten Zugeständnisse in bezug auf ihr nationales Programm enthält.

Was nun dabei herauskam, mag ja vom rein militärischen Gesichtspunkt wie ein übler Wechselbalg aussehen; die einen sagen, das unerfreuliche Äußere enthalte den wertvollen Kern des für das Heer unbedingt Nötigen; die anderen be-

haupten, das Erreichte lohne die Opfer nicht, die man dafür gebracht habe. Anscheinend stand der Thronfolger auf dem letzteren Standpunkt; jedenfalls war der Kriegsminister seit dem Zeitpunkt, wo der Inhalt dieser Wehrvorlagen entschieden war, bei ihm in tiefster Ungnade. Darüber, daß er mit dem Inhalt dieser Vorlagen nicht einverstanden war, konnte nicht gut ein Zweifel herrschen. Nun gab es natürlich zwei Wege: entweder der Monarch entschied sich für den Standpunkt des Thronfolgers — und dann mußte Baron Schönaich gehen, bevor die Wehrvorlagen das Licht der Öffentlichkeit erblickten; oder er entschied sich für die Anschauungen seines Kriegsministers — und dann mußte dieser auch gegen den Willen des Thronfolgers solange in seinem Amte bleiben, bis die Wehrvorlagen Gesetz geworden waren. Letzteres war natürlich kein erquicklicher Zustand; aber da er doch nicht ewig zu dauern brauchte, konnte man sich wohl darauf einrichten. Nun trat aber gerade das ein, was nicht kommen durfte: zuerst entschied sich der Monarch für den Kriegsminister und dann wurde dieser, noch bevor die Wehrvorlagen in einem der beiden Parlamente angenommen sind, entlassen. Nach wochenlangem Schwanken wird schließlich der Kandidat des Thronfolgers, General v. Auffenberg, zum Minister ernannt. In militärischen Kreisen ist natürlich längst bekannt, daß er ein Gegner der Wehrreform in ihrer jetzigen Gestalt ist, insbesondere ein Gegner der zweijährigen Dienstzeit; nun wird er zwar — Konzession an den Thronfolger — Minister, aber gleichzeitig muß er die Wehrvorlagen als Erbschaft von seinem Vorgänger, so wie sie sind, übernehmen. Alles das sind öffentliche Geheimnisse, und so kommt der neue Kriegsminister sogleich unter Kreuzfeuer. Er wäre nicht der erste, der sich in solcher Lage die Gunst des Kaisers wie des Thronfolgers gleichzeitig verscherzt hätte.

Auch in anderer Weise tut sich in der inneren Politik Österreichs eine gewisse Unsicherheit bei der höchsten Stelle kund. Baron Bienerth mußte seine Stellung der Wiener Wahlen wegen aufgeben, wegen eines politischen Ereignisses, das nur gewisse Gefühlswerte berührte, aber keineswegs ein neues politisches Faktum von Bedeutung schuf. Daß er selbst mit dem größten Vergnügen ging, tut wenig zur Sache. An seine Stelle tritt Baron Gautsch; nicht etwa, weil er ein bestimmtes politisches Programm verkörpert oder weil er gegenüber Baron Bienerth etwas grundsätzlich Neues brächte, Grundsätze anderer Art als sein Vorgänger. Nein, er ist, was er in einer langen, an äußeren Ehren und Erfolgen nicht armen Laufbahn zur Genüge bewiesen hat, ein treuer Diener seines Herrn, jederzeit bereit, sich ihm zur Verfügung zu stellen. Er tut auch jetzt sein Bestes; aber die Grenzen seiner Fähigkeiten sind bekannt, er verfügt über alle Register liebenswürdiger Überredung, erweckt Hoffnungen, verspricht dem einen und dem anderen, um, wenn er an die Erfüllung gemahnt wird, entweder nichts zu halten oder auf der einen Seite so viel zu verlieren als er auf der anderen gewinnt. So lebt Baron Gautsch heute noch in bezug auf die allernächste Zukunft nur von Hoffnungen, deren brüchige Unterlagen ohne weiteres zu erkennen sind. Die Tschechen sind durch den Rücktritt Bienerths wieder üppiger geworden, und die Deutschen haben infolge ihrer Erfolge bei den letzten Wahlen jedenfalls keinen Anlaß, zurückzustecken. So kann man fast mit Sicherheit sagen, daß auch die jetzigen Ausgleichsverhandlungen in Prag sich nur darum drehen, daß jede Partei dem Gegner das Odium der Unversöhnlichkeit zuschieben möchte. Und wenn man

Leute fragt, die es wirklich wissen könnten und müßten, was Baron Gautsch für Pläne hat, wenn die Ausgleichsverhandlungen scheitern sollten, so erhält man die sehr bestimmt klingende Antwort: überhaupt keine. Und jeder, der Gautsch als Politiker kennt, wird es gerne glauben.

Inzwischen vergeht wieder kostbare Zeit; alles wird hinausgeschoben. Die nächsten Monate werden ganz der Agitation wegen der Teuerung gehören und der Weizen der Sozialdemokraten blüht. Die Regierung wird weder etwas Energisches gegen die Teuerung tun, noch wird sie die Agitation energisch in ihre Grenzen zurückweisen können. Ungeheure Redeströme werden sich im Parlament über den Gegenstand ergießen, da natürlich auch die bürgerlichen Parteien nicht hinter den Sozialdemokraten zurückbleiben wollen. Nach einigen Monaten wird das Ministerium Gautsch abgewirtschaftet haben und man erörtert schon — übrigens seit dem Augenblick, wo Gautsch das Ministerium übernahm — die Frage der Nachfolgerschaft. Der frühere Finanzminister Bilinski scheint die meisten Aussichten zu haben: Pole, ein bißchen „verwienert" (eine besondere Spielart der Germanisation), ebenso klug wie frivol. Er ist natürlich auch nicht der Mann, Österreichs Schäden zu heilen, weil die Frivolität doch schließlich nicht den Mut der eigenen Meinung ersetzen kann (obwohl sie manchmal damit eine äußere Ähnlichkeit hat). Es heißt, daß der Thronfolger mit der Rückkehr Bienerths rechne, wogegen dieser sich freilich selbst am meisten sträuben würde. Aber Bienerth hat nur eine Eigenschaft, die ein Staatsmann wohl brauchen kann: gute Nerven; und die brachten es immerhin mit sich, daß er sich wenigstens nicht vor seinem eigenen Schatten gefürchtet hat. Zwei Dinge haben ihm aber gleichermaßen gefehlt: das „heilige Feuer" der Schaffensfreudigkeit und, als Voraussetzung dazu, der Gedankenreichtum, der dieses heilige Feuer erst entzündet.

Bis auf weiteres bedeuten Namen in der österreichischen Politik nichts; man kann höchstens bedauern, wenn Leute, die noch Pulver zu verschießen haben, sich unnütz verbrauchen. —i—

Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

IV.

In diesem Jahre hielt der Freiherr v. Friemersheim darauf, daß der Sommerweizen, wie es eine alte Bauernregel fordert, in der Marterwoche gesät wurde. Und dabei fiel das Osterfest erst auf den 23. April. Früher hatte er immer nur gelacht, wenn ihn der alte Gerhard bei der Frühjahrsbestellung an die bewährte Regel erinnert hatte, aber diesmal meinte er selbst, er müsse doch einmal versuchen, ob was Wahres daran sei, und da er ja nicht viel Dünger zu verschwenden habe, so wolle er dem Weizen wenigstens den Segen zugute kommen

lassen, den die Aussaat in der Passionswoche nach dem Urteil erfahrener Leute im Gefolge haben solle.

Der greise Knecht fühlte sich durch die späte Bekehrung seines Herrn nicht wenig geschmeichelt und prophezeite eine Ernte, wie man sie auf Haus Rottland noch niemals eingebracht habe, im stillen jedoch wunderte er sich darüber, daß sein Gebieter, obgleich es noch so viel anderes zu tun gab, auf das Pflügen und das Eggen des Ackers am Lambertsberge genau doppelt so viel Zeit wie sonst verwandte.

Die beiden Gäule wunderten sich ebenfalls, denn sie hatten jetzt gute Tage. Ihr Herr ließ sie mitunter eine geschlagene Stunde allein. Dann suchte sich der steifbeinige Fuchs die Stelle am Waldrande, wo das Gras am saftigsten sproß, und der blinde Schimmel, der seinem Gefährten zu folgen pflegte und genau beobachtete, wann dieser zu rupfen und zu kauen begann, brauchte nur den Kopf zu senken und das Maul aufzutun, um die köstlichste Weide zu finden und über den würzigen Waldkräutern für eine Weile alle Leiden seines lichtlosen Daseins zu vergessen.

Das Merkwürdigste war jedoch, daß sich sogar der Freiherr selber wunderte. Daß er den vermeintlichen Fremdling von den Molukkischen Inseln niemals wiedersehen würde, wußte er ganz genau, denn einen lebenden Paradiesvogel sieht ein sterblicher Mensch, zumal im Herzogtum Jülich, im günstigsten Falle nur ein einzigmal auf seiner irdischen Pilgerfahrt. Trotzdem fühlte sich der alte Herr immer wieder mit magischer Gewalt nach dem Orte hingezogen, wo sich das Wunderwesen gezeigt hatte, und wo es so bald wieder seinen Blicken entschwunden war. Daß er dabei zuweilen mit Merge zusammentraf, ließ sich nicht vermeiden und schien ihm gar nicht so unangenehm zu sein. Fand er das Mädchen einmal nicht, dann suchte er so eifrig nach ihr, als habe er ihr die allerwichtigste Mitteilung zu machen, und wenn er sie dann endlich entdeckte, so stand der alte Weißkopf verlegen wie ein Jüngling von siebzehn Jahren vor ihr und wußte nicht, wie er ein Gespräch mit ihr anknüpfen sollte. Blieb auch sie dann stumm, so ärgerte er sich, kam sie ihm jedoch zu Hilfe, so ärgerte er sich erst recht, denn sie machte kein Hehl daraus, daß sie sich ihrer Überlegenheit dem zweiundsechzigjährigen Jungen gegenüber bewußt war, und daß sie es höchst ergötzlich fand, daß er, obgleich sie selten in Eintracht voneinander schieden, doch immer wiederkam.

Allmählich gewann er die Überzeugung, daß sie, die weit und breit jeden Schlupfwinkel kannte, sich absichtlich vor ihm versteckte, und nun setzte er seine Ehre darein, sie mit desto größerem Eifer zu suchen. Einmal entdeckte er sie auch wirklich in einem hohlen Baum, und sie gab sich lachend gefangen; als er sie jedoch, berauscht von ihrem heißen Atem, ihren blitzenden Augen und ihren roten Lippen, um den Leib fassen und an sich drücken wollte, wurde sie böse und sagte, angreifen ließe sie sich von keinem Manne, er müßte ihr denn ehelich angetraut sein.

Ein andermal hatte er vergebens nach ihr gesucht und gedachte sie nun zu überlisten, indem er die Kühe, die sich ziemlich weit im Walde zerstreut hatten, zusammentrieb und sich bei den Tieren auf einen Baumstamm niederließ, in der Voraussetzung, sie würde schließlich schon von selber kommen. Aber sie tat ihm den Gefallen nicht, und als die Abenddämmerung einbrach, sah er sich wohl oder

übel gezwungen, die Kühe sich selbst zu überlassen und zu seinem Gespanne zurückzukehren.

Er wünschte die spröde Dryade ins Pfefferland und stolperte, verstimmt über seine Niederlage und die unnütz verlorene Zeit, durch das Unterholz dem Acker zu. Aus dem Walde tretend, gewahrte er zu seiner höchsten Überraschung die Pferde in voller Arbeit vor der Egge auf der entgegengesetzten Seite des Feldes, und als er nun geduldig wartete, bis das Gespann sich ihm wieder näherte, erkannte er in der hinter der Egge hergehenden Gestalt die Merge. Sie mußte ihn, obgleich er sich hinter einen Weißdornbusch gedeckt aufgestellt hatte, längst wahrgenommen haben, denn sie hielt gerade vor ihm die Gäule an und sagte: „Ich dächte, Herr, wir machten nun Feierabend. Ihr werdet vom Kühehüten gewißlich so müde sein, wie ich vom Ackern." Damit warf sie ihm Peitsche und Zügel zu und verschwand in der Dickung. Ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß er wieder einmal nicht gerade die glücklichste Rolle gespielt habe, und es hätte gar nicht erst des in der Tiefe des Waldes verhallenden hellen Lachens bedurft, um ihn mit einer wahren Wut auf sich selbst zu erfüllen.

Aber je öfter er seine Lage überdachte, desto deutlicher wurde ihm, er wisse jetzt wenigstens zweierlei: erstens, daß er in die Merge verliebt, und zweitens, daß er ihr nicht völlig gleichgültig war, denn ihre Bemühungen, ihm zu entwischen und ihm einen Schabernack zu spielen, glaubte er zu seinen Gunsten deuten zu dürfen. Und der Gedanke, es liege in seiner Hand, dieses junge blühende Leben für den Rest seiner Tage an sich zu fesseln, indem er das Mädchen zu seiner Eheliebsten machte, schmeichelte seiner Eitelkeit.

Freilich stiegen mitunter auch ernste Bedenken in ihm auf, ob ein Bund zwischen Alter und Jugend nicht doch früher oder später zum Unsegen für beide Teile ausschlagen müsse, und in solchen Augenblicken des Zweifels bemühte er sich redlich, die Vorteile und die Nachteile einer Verbindung mit Merge gewissenhaft gegeneinander abzuwägen. Aber dann kam dem weißköpfigen Liebhaber der bedrängte Landwirt zur Hilfe, indem er schnell entschlossen in die sich langsam hebende Wagschale vier glatte, wohlgenährte Kühe legte. Vier Kühe — in einer Zeit, wo das Vieh im ganzen Lande so rar war, daß der alte Herr für schweres Geld kaum ein einziges Stück hätte kaufen können, vorausgesetzt, daß er überhaupt im Besitze von Geld gewesen wäre! Und als es ihn nun wieder einmal in den Wald zog, da suchte er gar nicht erst nach dem Mädchen, sondern begnügte sich damit, die vier Kühe mit liebevollen Blicken zu betrachten — eine Maßnahme, die seine Achtung vor sich selbst bedeutend steigerte, sein Gewissen beruhigte und das drückende Bewußtsein, daß er im Begriffe stehe, eine Torheit zu begehen, von seiner Seele nahm.

Es hatte etwas ungemein Beruhigendes für ihn, zu berechnen, was ihm diese Tiere an Milch, Butter, Käse und Dünger einbringen würden — von den zu erhoffenden Kälbern ganz zu schweigen! —, und daß sie ihm auch noch zu einer jungen schmucken Frau verhelfen sollten, durfte er schon mit in den Kauf nehmen. Nebenbei aber waren sie auch seine Anwälte vor dem Forum der Welt, denn wer sie sah, dem mußte sich die Erkenntnis aufdrängen, daß nicht etwa eine allzu späte Leidenschaft, sondern nur der Gedanke an eine Neubevölkerung seines

Stalles den alten Herrn zu einem Ehebündnis mit dem einfachen Bauernmädchen bewogen habe.

So weit wäre also alles in bester Ordnung gewesen, und Herr Salentin hätte sich bei dieser neuen Auffassung seiner Lage recht behaglich fühlen können, wenn vor seinem geistigen Auge nicht immer wieder hinter den vier Kühen das Doppelgespenst seiner Schwestern aufgetaucht wäre. Allerdings: den Heiratspermiß, wie sich Pater Ambrosius ausgedrückt hatte, trug er gleichsam in der Tasche, denn wenige Tage nach dem Besuch des geistlichen Freundes war ein Briefchen von diesem eingetroffen, worin er dem freiherrlichen Gönner die höchst erfreuliche Mitteilung machte, daß seine Andeutung über die Absicht von monsieur le baron, sich wieder zu verheiraten, bei mesdames zunächst eine gewaltige surprise hervorgerufen habe, daß es ihm jedoch nach einer sehr lebhaften discussion gelungen sei, mesdames von den Rücksichten, die sie auf die fortune ihres Herrn Bruders zu nehmen obligiert seien, zu persuadieren. Sie hätten sich denn auch allmählich mit der idée von monsieur le baron vertraut gemacht und regardiert, daß die alliance der v. Friemersheimschen Familie mit einem begüterten ritterbürtigen Geschlecht auch für sie selbst von avantage sein werde.

Beim Lesen dieses Briefchens hatte der alte Herr zuerst sehr vergnügt geschmunzelt, dann aber desto wilder geflucht und den dienstfertigen Freund, der sein Glücksschifflein aus der Scylla des Familienwiderstandes in die Charybdis der schwesterlichen Privatinteressen hineingesteuert hatte, mit einer Fülle nicht gerade schmeichelhafter Bezeichnungen bedacht. Seitdem war es ihm im höchsten Grade peinlich, mit den Schwestern zusammen zu sein, denn ihm war, als ob ihre Augen immer mit dem Ausdruck der Spannung auf ihm ruhten, und als ob sie beständig auf eine feierliche Verkündigung seines Entschlusses warteten. Obgleich die alten Damen bei dem seltsamen Benehmen und dem beharrlichen Schweigen des Bruders zu befürchten begannen, daß er der ihm durch den Pater übermittelten Anregung doch nicht Folge leisten wolle oder in seinem Vorsatze wieder wankend geworden sei, konnten sie es nicht über sich gewinnen, in dieser delikaten Angelegenheit das erste Wort zu sprechen, da sie nicht gesonnen waren, die Verantwortung für den Ausgang der Sache auf sich zu nehmen, und da sie auch vermeiden wollten, durch eine voreilige Frage zu verraten, wie lebhaft interessiert sie an einer Wiederverheiratung ihres Salentin waren.

Sie beklagten sich gegenseitig bitter über den Mangel an Vertrauen, den der Bruder durch sein Betragen ihnen gegenüber bekunde, und dieser wiederum ärgerte sich, daß die Schwestern gleichsam hinter seinem Rücken über ihn verfügten und dann doch wieder nicht den Mut hatten, das Projekt zur Sprache zu bringen. Er war schon entschlossen, dem unerquicklichen Zustande ein Ende zu machen, mutig vor die beiden alten Damen zu treten und ihnen mit dürren Worten zu erklären, daß er sich die Holzheimer Merge als Eheweib nach Haus Rottland holen werde, da fiel ihm zur rechten Zeit ein, daß er ja noch gar nicht wußte, wie das Mädchen seine Werbung aufnehmen würde. Und bevor er sein Verlöbnis proklamieren konnte, mußte er sich doch Gewißheit verschaffen, ob die präsumtive Braut ihm auch keinen Strich durch die Rechnung machte.

Am liebsten wäre er stehenden Fußes zu Merge geeilt und hätte ihr ohne weitere Umschweife seinen Antrag gemacht; aber dazu fehlte dem alten Herrn

wieder ein ausreichendes Maß von Selbstvertrauen, und er fürchtete nicht ohne jede Berechtigung, daß er als Freier in ihren Augen leicht eine komische Rolle spielen könne. Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als sich nach einem Brautwerber umzusehen. Zunächst dachte er an Pater Ambrosius, der ja als sein alter Hausdiplomat ein Anrecht auf die heikle Mission gehabt hätte. Aber der gute Pater hatte sich bei den Verhandlungen mit den Schwestern so wenig mit Ruhm bedeckt, daß Herr Salentin Bedenken trug, ihn noch einmal ins Feuer zu schicken, und außerdem traute er ihm zu, er würde als Parteigänger der alten Damen seine Wahl mißbilligen und, wenn er vielleicht auch keinen Widerspruch wagte, die Werbung doch nicht mit dem nötigen Nachdruck betreiben. Endlich schien ihm der Pater für diese Angelegenheit auch zu vorsichtig und zu fein; er pflegte immer wie die Katze um den heißen Brei zu gehen, das aber war bei der derben Bauerndirne durchaus nicht angebracht.

Zum Glück stand dem Freiherrn noch ein anderer geistlicher Herr zur Verfügung: der Pastor zu Holzheim, der, obwohl die Pfarrei des Dorfes vom Kollegiatstift St. Georg in Köln besetzt wurde, doch zu der Rottländer Herrschaft in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis stand, da er in deren Kapelle wöchentlich dreimal Messe zu lesen hatte. Wenn irgend jemand auf Merge Einfluß auszuüben vermochte, so war es dieser schlichte Geistliche. Er kannte sie vom ersten Tage ihres Daseins an, hatte die früh Verwaiste treulich beraten und sie während des bösen Jahres, so oft es seine beschränkten Mittel zuließen, in ihrem Versteck mit Brot versorgt. Zu ihm beschloß deshalb Herr Salentin zu gehen, um ihn zu bitten, bei dem Mädchen den Fürsprecher für ihn zu machen.

An einem Spätnachmittage im Mai wanderte er nach Holzheim hinaus. Die kleine graue Kirche lag gleich am Anfang des Dorfes, daneben bezeichnete ein Trümmerhaufen die Stätte, wo einst das bescheidene Pastorat gestanden hatte. Es war bei der Explosion eines französischen Pulverwagens in Flammen aufgegangen und bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Der Geistliche war zunächst in der Hütte des Gemeindehirten untergebracht worden, seit einem Jahre jedoch bewohnte er einen ansehnlichen Hof in der Mitte des Dorfes, den die Pest seiner angestammten Besitzer beraubt hatte.

Der Freiherr traf den Pastor im Baumgarten, wo er mit den Vorbereitungen zum Einfangen eines Bienenschwarms beschäftigt war, der in beträchtlicher Höhe an einem Zweige hing. Zu einem ungünstigeren Augenblicke hätte der Besucher gar nicht eintreffen können, denn der Pastor hatte als leidenschaftlicher Imker in dieser Stunde nur Sinn für die große, aus tausenden von erregten Lebewesen bestehende Traube, die sich an einer so übel gewählten Stelle niedergelassen hatte, daß er ihr sogar mit der längsten Baumleiter nicht beikommen konnte. Er hörte deshalb Herrn Salentins Auseinandersetzungen mit sehr geteilter Aufmerksamkeit an, ließ den Schwarm keine halbe Minute aus den Augen und fragte endlich zerstreut, aus welchem Dorfe der Bursche denn sei, den der Herr Baron der Merge als Ehemann zugedacht habe.

Der alte Herr sah ein, daß er bei dem Geistlichen auf Verständnis für seine Angelegenheit nicht rechnen dürfe, bevor jener mit den Bienen zum Ziele gekommen sei, und erbot sich deshalb, ihm die Leiter zu halten. Der Vorschlag wurde mit Dank angenommen, man holte die Leiter herbei, stellte sie beinahe senkrecht unter

den Bienenschwarm, und während der Freiherr mit beiden Händen die Leiterbäume packte und sich mit der ganzen Wucht seines Körpers dagegenstemmte, stieg der Pastor mit seinem Imkerrüstzeug die Sprossen empor. Zunächst ging alles nach Wunsch, die Hauptmasse des Schwarmes war schon mit Hilfe des Federwisches in den Korb befördert, aber der Weiser wollte mit den ihm umgebenden Getreuen das Zweiglein, an dem er haftete, nicht fahren lassen, und so erhoben sich die Bienen im Korbe, die das Fehlen ihres Oberhauptes bald bemerkten, wieder in die Luft und umschwirrten mit allen Zeichen der Aufregung ihren Pfleger. Einzelne, die in besonders gereizter Stimmung sein mochten, näherten sich mit bedrohlichem Gesumme dem Kopfe und den Händen des Freiherrn, der sich, wenn er seinen Karyatidenpflichten nicht untreu werden und das Leben des Seelenhirten nicht gefährden wollte, weder gegen die kleinen Angreifer verteidigen, noch sein Heil in der Flucht suchen konnte.

Da kam ihm gerade im rechten Augenblick der Gedanke, aus seiner verzweifelten Lage wenigstens einen Vorteil zu ziehen.

„He, Pastor!“ rief er, „seid Ihr denn noch nicht fertig? Eure vermaledeiten Immen sitzen mir schon im Nacken.“

„Habt nur noch ein kleines Weilchen Geduld, Herr Baron!“ entgegnete der Geistliche mit großer Gemütsruhe. „Und wenn sie Euch wirklich stechen sollten, so seid deshalb unbesorgt. Ist kein besser remedium dawider denn zerriebene Blätter des Krautes Ophioglosson, zu deutsch Natterzünglein, und davon stehet mehr denn genug auf der Wiese hinter dem Garten.“

„Steigt herunter, Pastor, steigt herunter! Ich kann die Leiter nicht länger halten!“ stöhnte Herr Salentin.

„Erst müssen sie sich wieder angesetzt haben,“ klang es von oben zurück. „Wenn ich sie jetzt turbiere, geht mir das ganze Volk davon.“

„Wenn Ihr mir nicht versprecht, mir heut noch die Merge zu freien, laß ich die Leiter Leiter sein und geh meiner Wege.“

„Was —? Ihr selbst gedenket die Dirne zu Eurer Eheliebsten zu machen, Herr Baron? Ihr mit Euren schlohweißen Haaren?“

„Versprecht Ihr's oder versprecht Ihr's nicht?“ Und um dieser kategorischen Frage mehr Nachdruck zu geben, schüttelte der Freiherr die Leiter, daß sich der Pastor mit beiden Händen festhalten mußte.

„Ich verspreche alles, was Ihr wollt, aber tut mir den einen Gefallen und harret noch ein Minütlein aus!“ jammerte der Geistliche.

„Gut, ich will's versuchen,“ knurrte Herr Salentin, „aber das merkt Euch, guter Freund, sobald mich eine sticht, laß ich die Leiter fallen und salviere mein Fell.“ Und so blieb er mit dem Mute der Verzweiflung auf seinem Posten und schleuderte jeder Biene, die sich seinem blühenden Antlitze näherte, drohende Blicke zu.

Endlich hatte der Pastor den Schwarm im Korbe und stieg mit seiner Last wieder aus der luftigen Höhe auf den sicheren Boden herab.

„Hört, Herr Baron, daß Ihr da vorhin von vermaledeiten Immen geredet habt, das war unrecht von Euch und eine große Sünde. Denn diese Tierlein sind von Gott gesegnet, weil sie den Altar mit Wachs versorgen. Ohne ihren Fleiß und subtilen Verstand könnte also kein Priester eine heilige Messe lesen. Wir haben deshalb Anlaß, ihnen dankbar zu sein, daß sie uns das fundamentum der Religion

erhalten, und ich bitte Euch, daß Ihr in Zukunft dessen gedenkt und sie nicht wieder mit unziemlichen Worten kränket. Und nun sagt mir, was ich dem Mägdlein, so Ihr zum Weibe begehret, ausrichten soll."

Der alte Hitzkopf steckte die Rüge des Geistlichen ohne Murren ein und setzte ihm die Gründe für seinen Entschluß, Merge zu heiraten, auseinander. Der Pastor hörte, ohne ihn zu unterbrechen, zu, äußerte dann aber mit Freimut seine Bedenken. Es sei immer ein mißlich Ding, wenn ein Alter eine junge Dirne freie, und er wisse Exempel mehr denn genug von solchen Ehen, wo beide Teile nachher ihre Unbesonnenheit mit bitterer Reue bezahlt hätten.

Herr Salentin erwiderte hierauf mit einiger Verstimmung, er sei gerade alt genug, daß er die Verantwortung für seine Handlungen selber tragen könne, und er sei nicht gekommen, sich gute Ratschläge, sondern Hilfe zu erbitten. Der Pastor habe ihm versprochen, dem Mädchen seinen Antrag zu übermitteln, und er rechne mit Bestimmtheit darauf, daß er diese einmal übernommene Verpflichtung nicht nur in einer schicklichen Weise erfüllen, sondern der Merge das Vorteilhafte der Verbindung mit ihm ins rechte Licht setzen und alles Günstige, was er aus redlicher Überzeugung von ihm berichten könne, nicht ungesagt sein lassen werde.

Der Geistliche erklärte, was er einmal versprochen habe, das halte er auch, und er werde nur noch den Korb an seinen Platz im Immenstande bringen, dann aber sogleich zu dem Mädchen hinübergehen und ihr das Anliegen des Herrn vortragen.

Obgleich er sich nach Kräften beeilte und sich kaum die Zeit nahm, Imkerkappe und Handschuhe abzulegen, verging Herr Salentin vor Ungeduld, die sich womöglich noch steigerte, als der Pastor den Hof verlassen hatte und in dem schmalen Heckengange, der nach Merges kleinem Anwesen führte, verschwunden war. Nun ging der verliebte Weißkopf mit großen Schritten im Garten auf und nieder, riß von einem Haselnußbusch eine Gerte ab und köpfte damit, nur um sich ein wenig Beschäftigung zu machen, die saftigen Zweiglein der Holundersträucher und hielt von Zeit zu Zeit am Tore nach dem geistlichen Liebesboten Ausschau. Wie lange der nur blieb! Wußte er denn nicht, daß seinem Auftraggeber jede Minute zur Ewigkeit wurde? Daß ihm vor Erregung der Atem ausging und die Zunge am Gaumen klebte? Braucht man einen halben Tag, um einem Bauernmädchen begreiflich zu machen, daß ein alter — nein! — ein älterer Herr von Adel sich in den Kopf gesetzt hat, sie zu heiraten? Wahrhaftig, wenn die Ungeduld ein Merkmal der Jugend ist, dann durfte der Pastor Merge getrost berichten, daß ein junger Herr von Adel sie zum ehelichen Weibe begehre!

Während er nun sein Gehirn mit der Frage zermarterte, ob das lange Ausbleiben des Boten als ein gutes oder ein böses Zeichen für den Erfolg der Mission zu betrachten sei, saß der Seelsorger in Merges einzigem Wohnraum neben dem Butterfaß, sah zu, wie sein schmuckes Beichtkind mit kräftigen Armen den Stößel handhabte, und schlürfte behaglich den Becher schäumender Milch, den ihm das Mädchen zur Bewirtung vorgesetzt hatte. Seinem Versprechen gemäß entledigte er sich seines Auftrags so gewissenhaft wie möglich, fügte auch hinzu, daß es kein klein Ding und keine geringe Ehre für sie sei, daß der Freiherr v. Friemersheim um sie anhalte, und fragte schließlich, welche Antwort er dem Wartenden überbringen solle.

Merge hatte bei den Auseinandersetzungen des Geistlichen weder Überraschung noch Heiterkeit an den Tag gelegt, ein Zeichen jedenfalls, daß ihr die Werbung des alten Herrn weder ganz unerwartet, noch auch ganz unerwünscht kam. Sie hatte bei ihrer Tätigkeit keinen Augenblick innegehalten und erwiderte auf die ihr vorgelegte Frage mit vollkommener Ruhe, sie könne in dieser Stunde weder ja noch nein sagen und müsse sich den Vorschlag reiflich überlegen. Sobald sie mit sich im Reinen sei, werde sie den Pastor aufsuchen und ihm ihre Entscheidung mitteilen.

Der Brautwerber war mit Mergens Antwort zufrieden und betrachtete seine Mission als beendet. Aber er hatte noch etwas anderes auf dem Herzen und fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Was ich dir von dem Friemersheimer kundgetan habe, das habe ich in seinem Auftrag und in seinem Sinne gesagt. Da aber ein jedes Ding zwei Seiten hat, so ist es billig, daß ich dir als ein guter und getreuer Freund nicht verhehle, was ich selbst von der Sache halte. Und da muß ich dir den Rat geben: Mägdlein, sieh dich vor! Ist nicht alles Gold, was glänzt, und wenn es dir auch lustig erscheinen mag, dich über die anderen Dirnlein hier zu Holzheim zu erheben und eine adlige Frau zu werden, so darfst du doch nimmer vergessen, daß das Sprüchlein recht hat, das da sagt: Gleich und gleich gesellet sich wohl. Du aber und dein Freier, ihr seid ungleich an Stand und Jahren, und ist nichts, das euch zusammenfügen könnte, es sei denn deine Eitelkeit und seine Begierde."

„Ihr vergeßt die Kühe, Herr Pastor," warf das Mädchen ein. „Auf die hat er ein Auge geworfen. Das hab' ich wohl bemerkt, denn wenn ich in seinem Wald am Lambertsberg gehütet hab' und er ist dazu gekommen, dann hat er sie nicht weniger verliebt angeschaut als mich."

Der Geistliche konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Also noch ein Grund, die Sache doppelt und dreifach zu bedenken!" fuhr er fort. „Was mich aber das Allerschlimmste dünkt, und weswegen der Antrag nicht bloß zwei- und dreimal, sondern zum mindesten zehnmal bedacht werden muß, das sind die zwo alten Weiber zu Rottland, die Obristin und die Nonne. Mit denen ist nicht gut Kirschen essen, wie man gemeiniglich sagt, und wenn ihr Herz auch nicht böse sein mag, so haben sie doch scharfe Zungen, und der Hochmutsteufel sitzt ihnen im Nacken. Zudem haben sie schon etliche Jahre das Regiment im Hause geführt, woraus leichtlich folget, daß sie es nicht gutwillig aus den Händen lassen werden."

„Ich fürcht' mich vor niemand," erklärte Merge sehr bestimmt, „am allerwenigsten vor den beiden alten Scharteken. Wißt Ihr noch, wie sich vor vier Jahren am Pfingstmontag der Gemeindebulle losgerissen hatte und keiner sich getraute, ihn einzufangen? Seht, mit dem bin ich damals fertig geworden und war nicht älter denn sechzehn Jahre, und nun, da ich zwanzig bin, sollt' ich mit den Rottländer Drutscheln nicht fertig werden?"

Der Pastor sah ein, daß er der jungen Dirne mit seinen guten Ratschlägen ebensowenig gelegen kam wie dem alten Manne.

„Gut, tu, was du willst," sagte er, „aber sieh zu, daß du's nicht zu bereuen hast. Ich werde also dem Herrn künden, du bätest dir Bedenkzeit aus."

„Sagt ihm lieber, ich nähme mir Bedenkzeit," erwiderte ſie, indem ſie ihn hinausgeleitete. Und als er dann zwiſchen den blühenden Dornhecken ſeinem Hofe zuſchritt, hörte er, wie ſie mit ihrer hellen Stimme ein Lied anſtimmte.

Der ungeduldige Freier erwartete ihn am Tor.

„Nun?" rief er. „Bringt Ihr gute Poſt?"

„Wie Ihr's nehmen wollt," antwortete der Bote. „Jedenfalls hat ſie Euren Antrag nicht abgewieſen."

„Alſo angenommen?"

„Ebenſowenig. Sie nimmt ſich Bedenkzeit und hat verſprochen, Euch ihre Entſcheidung durch mich wiſſen zu laſſen."

„Dann ſoll ich alſo morgen wiederkommen?" fragte der Freiherr ein wenig enttäuſcht.

„Morgen ſchon? Wenn Ihr da nur nicht zu früh kommt, Herr Baron! Mir ſcheint, ſie hat es mit dem Freien nicht ſo eilig wie Ihr?"

„Habt Ihr denn kein pressentiment, wie die Antwort ausfallen wird?"

Der Paſtor zuckte die Achſeln. „Wer kann ſich bei den Weibern auskennen!" meinte er. „Ihr müßt Geduld haben."

Herr Salentin unterdrückte mit Mühe einen Fluch. Er ſollte Geduld haben, er, gerade er, bei dem Geduld noch rarer als das liebe Geld war!

(Fortſetzung folgt.)

Der Hamburger Moniſtenkongreß

Von Prof. Dr. Dennert-Godesberg

Vor dem Hamburger Moniſtenkongreß hat Prof. Dr. Oſtwald, der Vorſitzende des Moniſtenbundes, in den Zeitungen einen Artikel veröffentlicht, in dem der Glanz und die Bedeutung des Hamburger Moniſtenkongreſſes ſchon vor ſeiner Abwicklung geprieſen wird. Nach wie vor bewegt ſich Oſtwald in ſeiner alten Unklarheit, wenn er behauptet, daß gegenwärtig die „Wiſſenſchaft" ſtatt der Religion die letzten und höchſten Fragen zu beantworten habe. Oſtwald meint, die Religion habe ſtets die Tendenz, das einmal erworbene Weltbild als abſolut wahr feſtzuhalten, während die Wiſſenſchaft umgekehrt die Weltanſchauung immer von neuem revidiert. Das umgekehrte Verhältnis iſt gerade wahr: Das Weltbild der Wiſſenſchaft iſt andauernd zu revidieren (wobei die Religion ſelbſtredend nichts mitzuſprechen hat), und die Weltanſchauung iſt das Beſtändige. Die Geſchichte hat dies genugſam erwieſen. Auf dem gleichen Mißverſtändnis beruht es, wenn Oſtwald von einem beſtändigen „Kampf zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft" redet, in dem dieſe ſtets geſiegt hat und jene ſtets zu Konzeſſionen gezwungen ſein ſoll. Dabei handelt es ſich gar nicht um „Religion", ſondern um die „Kirche" und deren Vertreter. Dies ſind doch alles Selbſtverſtändlichkeiten, auf die man einen Mann wie Oſtwald nicht aufmerkſam zu machen nötig haben ſollte.

Kopfschüttelnd hört man dann ferner, daß nach Ostwald die Monisten nichts in ihre Weltanschauung aufnehmen, was nicht mit der Wissenschaft in Einklang steht, daß sie aber „von vornherein ihre gesamte Weltanschauung so einrichten, daß sie stets fähig und bereit sind, die Fortschritte der Wissenschaft in sich aufzunehmen". Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll: über diese kautschukartige Weltanschauung oder über die Prophetengabe der Monisten, die schon von vornherein alle Fortschritte der Wissenschaft kennen. Die Sache liegt aber in Wahrheit umgekehrt: der Monismus ist eine Weltanschauung, welche der Wissenschaft einen bestimmten Weg vorschreibt. Es fällt ihm gar nicht ein, sich nach der Wissenschaft zu richten, sondern umgekehrt, er verlangt, daß sich die Wissenschaft nach ihm richte.

Der äußere Verlauf des Kongresses war über Erwarten glänzend: die Zeitungen berichten von zweitausend Teilnehmern, allein schon die erschienenen Personen entsprachen der angekündigten Bedeutung nicht im geringsten. Die Namen der Redner waren z. T. bedeutende Forscher: außer Ostwald der schwedische Astrophysiker Svante Arrhenius und der nordamerikanische Biologe Jacques Loeb; aber unter den sonst Erschienenen sucht man vergebens nach wissenschaftlichen Größen. Durch Otto Ernst, der offenbar Dichter des Monistenbundes zu werden sich bestrebt, Helene Stöcker, die Mutter des Mutterschutzes, R. Penzig usw. wird dafür denn doch wohl kaum Ersatz geboten, ebensowenig durch die Ausländer, die erschienen waren, um zu markieren, daß man auch anderwärts Haeckel und sein Werk schätzt.

Durch nichts läßt sich die Tatsache hinwegdisputieren, daß sich die deutsche Wissenschaft vom Monistenbund absolut fern hält. Hier wäre einmal die Gelegenheit gewesen für den Bund, mit seinen Wissenschaftlern zu glänzen, statt dessen fehlten sie vollständig: die Isolierung des Monistenbundes und Haeckels, jetzt auch Ostwalds, von der Wissenschaft ist damit vollzogen, und die wehmütige Klage Haeckels, daß die Naturforscher sich dem Keplerbund anschließen und vom Monistenbund fern halten, hat jetzt ihre volle Bestätigung gefunden. Die zweitausend Besucher aber können jenen Mangel nicht gut machen, und wenn die Berichte immer wieder von „stürmischem Beifall", ja sogar „unbeschreiblichem Jubel" dieser Menge reden, so beweist dies nicht etwa den gewaltigen Inhalt des dort Gebotenen, sondern die auffallende Kritiklosigkeit und Bedürfnislosigkeit der Zuhörer.

Bei der Art und Weise, wie der Kongreß in Szene gesetzt wurde, hätte man erwarten sollen, daß er klare und exakte Prinzipien des Monismus, großzügige Gesichtspunkte, weitschauende Perspektiven zutage fördern würde. Nichts von alledem, nichts als banale Redensarten, unbewiesene, glatt materialistische Redensarten und dazwischen eine unangebrachte Verhimmelung der „Wissenschaft".

Eine von monistischer Seite an die Zeitungen versandte Korrespondenz weiß von dem Vortrag von Svante Arrhenius, dem schwedischen Astrophysiker („Das Weltall"), nur folgendes zu sagen: „Arrhenius entwickelte in seinem Vortrag ein Bild des Sternenraums, wie es dem neuesten Stande der Wissenschaft entspricht. Die leuchtenden Punkte des Nachthimmels sind ungeheure Sonnen, die matten Schimmer an einzelnen Stellen sind Nebelhaufen, werdende Welten, die unser sichtbares All an Größe weitaus übertreffen." Das ist alles, und was soll dies auf einem derartigen Kongreß? Andere Berichte beweisen, daß jener „neueste Stand der Wissenschaft" sich offenbar auf die von der Wissenschaft abgelehnte, unbefriedigende Lehre von der „Panspermie" bezieht, die Arrhenius aus der naturphilosophischen Rumpel-

kammer hervorgeholt hat und nach der das Leben im Weltall ewig ist, weil die noch nie erwiesenen Kosmozoen, vom Strahlungsdruck der Sonnen getrieben, von Welt zu Welt fliegen (in Wahrheit müßten sie sich in den indifferenten Zonen zwischen den Sonnen ansammeln). Offenbar erscheint der monistischen Korrespondenz nach ihrem eigenen Bericht dieser Vortrag denn doch wohl zu ärmlich; daher fügt sie noch folgende höchst eigenartige Charakterisierung bei, wodurch sie aber in Wahrheit die Sache noch viel schlimmer macht: „Ebenso interessant wie sein Vortrag wirkte Arrhenius' Persönlichkeit. Er hat die vierschrötige Gestalt eines dalekarlischen Bauern, dabei die unbeholfenen Bewegungen des Gelehrten (!!) und die Gemütsart eines bescheidenen Kindes, was zusammen alles unendlich anziehend wirkt. Erhöht wurde diese Empfindung noch dadurch, daß er mit der deutschen Sprache etwas rang und von Zeit zu Zeit seine einfache Brille abnahm, um sich in seinen Notizen besser zurecht zu finden." Wirklich, das muß alles „unendlich anziehend" gewesen sein. — Ostwald nennt den Vortrag eine „monistische Erbauungsstunde" !!

Haeckel selbst war vom Arzt die Reise nach Hamburg verboten worden; statt seiner verlas sein Schildknappe Schmidt seinen Vortrag „Die Fundamente des Monismus". Daß es sich hierbei nur um alte, abgestandene Redensarten aus den „Welträtseln" handeln würde, war von vornherein sicher, und wirklich wurde denn auch die andächtige Menge mit der „gesicherten historischen Tatsache" der tierischen Abstammung des Menschen, mit dem endgültig zerstörten „Dogma von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele" und dem „Aberglauben" von der Freiheit des menschlichen Willens usw. traktiert. Die Versammlung quittierte diese großen Gedanken mit „stürmischem, langanhaltenden Beifall" und Ostwald schlug für „das geistige Testament unseres allverehrten Meisters" ein Dank- und Huldigungstelegramm vor, das wieder „stürmisch-freudige Zustimmung" fand.

Mit besonderem Interesse mußte man den Vortrag von Jacques Loeb „Das Leben" erwarten. Loeb ist Professor am Rockefeller-Institut in New York und bekanntlich der Biologe, der unbefruchtete Seeigeleier durch gewisse chemische Einflüsse zur Entwicklung brachte. Nach seinem Hamburger Vortrag ist das Leben restlos chemisch-physikalisch zu erklären; es besteht im Grunde genommen in einer Oxydation, und die Lebewesen sind lediglich „chemische Maschinen". Diese glatt mechanistische Anschauung, welche die wesentlichsten Eigenarten des Lebens einfach ignoriert, setzt nun ja auf einem Kongreß des Monistenbundes nicht weiter in Erstaunen. Was soll man aber zu dem Schluß des Loebschen Vortrags sagen? Er begab sich auf ethisches Gebiet und endete nach allen Berichten mit folgenden Worten: „Die Grundlagen der Ethik sind chemisch und erblich in uns festgelegt wie unsere Form und nicht durch die Metaphysiker entdeckt oder erfunden." Die Ethik eine chemische Erscheinung — das also ist eine neue große Entdeckung Loebs! und Ostwald dankte ihm nachher dafür und meinte: es wäre den Tausenden wohl so zumute gewesen, als wenn jemand, der noch nie auf dem Meere war, plötzlich sich in schwankem Boot auf dem Ozean befände und keine Furcht sondern nur gewaltiges Staunen empfindet. Ja wohl, Ostwald hat ganz recht mit diesem „schwanken Boot", aber auch mit dem „gewaltigen Staunen"; denn auch wir, die Nicht-Monisten, staunen gewaltig mit über diese auf dem Monistenkongreß verkündete Weisheit.

Nun kam Ostwald selbst an die Reihe mit seinem Vortrag „Die Wissenschaft", den die monistische Korrespondenz als „Apotheose der Wissenschaft" und „eine sich jagende Reihe von scharfen Beobachtungen, kulturhistorischen Rückblicken und Ausblicken" nennt. In Wahrheit brachte dieser Vortrag nichts anderes als jenen bei Ostwald so fest gewurzelten Irrtum von der Wissenschaft als Surrogat für die Religion, den wir schon oben beleuchteten. Es genügt im übrigen hier zu zitieren, was die Hamburger Nachrichten über Ostwalds Vortrag unter der Spitzmarke „Nachdenkliches zum Monistenkongreß" sagen: „Nun, die Wissenschaft ist jedem innig teuer, der in ihren Dienst hat wirklich treten dürfen — deren sind nicht gerade viele —, und von allen übrigen verdient sie nicht bloß aus ästhetischem Wohlgefallen, sondern im eigenen Interesse dankbarst gehegt und gewürdigt zu werden; sie ist die edelste und reichste Frucht unserer geistigen Kultur. Noch höher aber schätzt sie Ostwald ein: Die Mühseligen und Beladenen, die Armen an Gut und Geist, die von Gewissensnot Gefolterten, die Verfolgten und Geplagten, die der Menschheit Jammer in seinen furchtbarsten Gestalten anfaßt, das Heer der Tiefbekümmerten — auch sie haben nur an ihr eine Zuflucht, auch sie tröstet niemand anders, als die Wissenschaft, denn „Gott" ist eine veraltete Fiktion und die Prädikate der Gottheit, die Ostwald, wie er mitteilte, im Katechismus seines Sohnes aufgezählt gefunden: allmächtig, allgegenwärtig, ewig, allgütig, — sie sind in Wahrheit die Prädikate der „Wissenschaft". Also — gehet hinaus auf die Schlachtfelder, in die Gefängnisse, in die Hospitäler, betretet die stillen Kammern, wo die Kämpfe des Herzens von einsam Ringenden ausgefochten werden und verkündet dort: „Die Wissenschaft — Ihr wißt zwar nichts von dieser schwer zugänglichen Sache — wird Euch helfen, trösten und stärken!" Am Erfolge dieser Tröstung wird man dann erkennen, ob Herr Geheimrat Ostwald, der so vieles weiß, über eines der wichtigsten Merkmale des Menschengeschlechts, über die Religion und ihre Geschichte auch etwas weiß."

Der Wiener Professor Fr. Jodl sprach über den „Monismus und die Kulturprobleme der Gegenwart". Hier hätte es nun offenbar zu großzügigen Darlegungen kommen können; aber auch dieser Redner bewegte sich in ausgetretenen Geleisen. Um den ihm gebührenden Einfluß zu gewinnen, müsse sich der Monismus an die Spitze der ethischen Bestrebungen unserer Zeit stellen. Sittlichkeit sei nur der Richtweg vom Tier zum Menschen, vom Menschen zur Menschheit, vom Kampf ums Dasein zum Kampf ums Recht, ohne andere Mittel, als sie in der natürlichen Veranlagung des Herdentiers Mensch liegen. Jodl erklärt, daß der Monismus berufen sei, mehr Klarheit und Ehrlichkeit (!) in diese Dinge zu bringen. Weiterhin identifizierte der Redner Monismus mit Sozialismus (Monismus ist nachgerade der wahre Proteus!) weil seine Ethik sich nur auf das Diesseits und größtmögliche Glücksbefriedigung aller erstrebt usw. Neu möchte hieran auch wohl nur sein, daß Monismus = Sozialismus ist.*)

*) Indem Jodl sich bedauerlicherweise dazu hergegeben hat, seine Gedanken unter Benutzung des schillernden Terminus „Monismus" auf dem Hamburger Kongreß darzulegen, hat er sich zweifellos der Gefahr ausgesetzt, mißverstanden oder in einseitiger Weise interpretiert zu werden. Die vorstehenden, durch die Presse verbreiteten Ausführungen geben den wahren Sinn des Vortrags, der jetzt im Druck vorliegt (Alfred Körner, Verlag, Leipzig 1911. Preis 1 M.), nicht korrekt wieder. Es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß Jodls Auffassung des Monismus, die er, von den Geisteswissenschaften ausgehend, gewann, sich von den

Die übrigen Redner (Wahrmund, Horneffer) können wir nach diesen Leistungen füglich übergehen.

Noch bedeutungsloser als die Reden waren aber die sonstigen Beratungen; da verdient nur die Reichstagsparole hervorgehoben zu werden, welche auf einer Delegiertenversammlung einstimmig angenommen wurde. Sie lautet folgendermaßen: „Die in Hamburg tagende Hauptversammlung des Deutschen Monistenbundes richtet im Hinblick auf die bevorstehenden Reichstagswahlen an ihre stimmberechtigten Mitglieder und Anhänger die dringende Mahnung, nur solchen Abgeordneten ihre Stimme zu geben, die sichere Gewähr bieten, daß sie sich mit allen Kräften einsetzen werden, die in den Verfassungen der einzelnen Länder verbürgte Gewissensfreiheit auch endlich zur Durchführung zu bringen, die Bewegung für Trennung von Staat und Kirche und Schule und Kirche lebhaft zu propagieren, vor allem aber auch die unwürdige Vergewaltigung des Elternhauses in Form der konfessionellen Zwangserziehung der Kinder mit den schärfsten Mitteln zu bekämpfen."

Damit hat sich also der Monistenbund auch auf politisches, ja sogar auf parteipolitisches Gebiet begeben, und nicht ohne Unrecht sagt dazu die Leipziger Volkszeitung: „Danach könnten die Monisten nur Sozialdemokraten ihre Stimme geben." Sehr richtig bemerkt die Berliner Börsen-Zeitung: „Den Zwang, den der Monistenbund verpönt, will er selbst ausüben und durchsetzen, daß alle Menschen die Theorie der Selbstschöpfung und Entwicklung als heilige Wahrheit anerkennen. Mit welchem positiven Recht?"

Am Schluß der Tagung fuhren etwa zweihundert Teilnehmer nach Jena, um Haeckel eine Huldigung darzubringen. Diese Tatsache verdient insofern besonders hervorgehoben zu werden, als der Monistenbund trotz allem, was geschehen ist, nach wie vor zu Haeckel hält. Das ist natürlich sein gutes Recht. Es klärt jedenfalls die Situation und beweist, was der Monistenbund ist. Und das kam auch sonst zum Ausdruck, so daß jetzt doch wohl manchem die Augen aufgehen werden.

Vor dem Kongreß wurde nämlich in Hamburg ein Flugblatt verbreitet mit dem Titel: „Was ist ein Monist?" Die Antwort lautet nicht etwa: ein Anhänger des Monismus, also jener Weltanschauung, welche alles Weltgeschehen auf ein einziges Prinzip zurückführen will. Allmählich ist man sich im Monistenbund doch wohl klar geworden, daß dies die Theisten, die alles auf Gott zurückführen, auch tun, daß sie also auch „Monisten" in des Wortes eigentlicher Bedeutung sind. Diese Erkenntnis mag denn doch wohl manchen Monistenbündler erschreckt haben, so daß jetzt dasselbe Manöver angewendet wird, das heute vielfach so sehr beliebt ist — das Wort wird umgewertet: der „Monist" ist jetzt einfach soviel wie „Atheist", Monismus soviel wie die Weltanschauung, daß alles mit natürlichen

---

meistens materialistisch gefärbten Theorien der monistischen Naturwissenschaftler unterscheidet. Es liegt ihm fern, die Geistes- und Geschichtswissenschaft in Naturwissenschaft aufzulösen und beide nach den gleichen Methoden behandeln zu wollen. Gegen die Forderung einer wissenschaftlichen Begründung der Ethik wird man nichts einwenden können. Von Sittlichkeit spricht Jodl im Sinne einer Vereinigung natürlicher und kultureller Momente und sieht die Triebkräfte ihrer Entwicklung außer in der natürlichen Veranlagung des Menschen in den Früchten einer jahrtausendelangen Arbeit an den Aufgaben individueller und sozialer Kultur. Auch die Äußerung: Monismus heißt Sozialismus, erscheint, im Zusammenhang betrachtet, in einem milderen Lichte. Die Schriftltg.

Dingen zugehe. Dies geht soweit, daß jenes Flugblatt sogar erklärt, dem Monismus sei es gleichgültig, ob es nur eine Kraft oder nur einen Stoff gäbe, das sei lediglich eine physikalische Frage.

Mit der Definition des Monismus seitens jenes Flugblattes stimmt es nun vollständig überein, wie Prof. Ostwald auf dem Kongreß den Monismus bestimmte. Er sagte nämlich: „Wir Monisten verhalten uns ablehnend gegen jeden Offenbarungsglauben und gegen jede übernatürliche Vorstellung. Innerhalb dieses Kreises bietet sich aber für jeden Einzelnen, so verschieden er seine Aufgabe auffassen mag, Raum für freie Betätigung."

Aus alledem ergibt sich klipp und klar: Der Deutsche Monistenbund hat mit Wissenschaft im Grunde genommen recht wenig zu tun. Er ist im Wesentlichen eine Kampfesorganisation gegen die Religion; denn was einzelne Monisten, selbst Haeckel, noch „Religion" nennen, ist wieder eine völlig unberechtigte Umwertung dessen, was man seit alters so genannt hat.

Es ist ein großer Gewinn, daß dieses Ziel des Monistenbundes jetzt nach dem Kongreß klar vor aller Augen liegt. Und aus diesem Ziel ist es auch zu erklären, wenn der Kongreß äußerlich einen so glänzenden Verlauf genommen hat. Jene Massen, die sich nicht genug tun konnten in Jubelausbrüchen und stürmischer Begeisterung, sie waren suggestiv beeinflußt durch den Gedanken der Zerschmetterung der Religion durch die Wissenschaft. Sie erwarten vom Monistenbund und seinem Monismus einen Ersatz für den Gottesglauben und die Religion, die sie selbst schon längst verloren haben.

Werden sie finden, was sie suchen? — Nun, die Monisten selbst sind offenbar auf dem Kongreß wie in einem Rausch und im Siegestaumel gewesen, verstieg sich Ostwald am Schluß doch zu den unbegreiflichen Worten: „Ich schließe den ersten Monistenkongreß und eröffne das monistische Jahrhundert." — Es gehört wohl nicht besonders viel Prophetengabe dazu, um vorherzusagen, daß sie beide, die Massen und die Monistenführer, die sich offenbar in diesen Taumel gegenseitig hineinsuggeriert haben, recht bald sehr enttäuscht und ernüchtert sein werden. Die Wirklichkeit wird bald genug zeigen, in welchen Utopien diese Leute leben.

Jedenfalls ist das sicher: unser Volk hat noch gesunden Sinn genug, um den sogenannten Monismus des Monistenbundes zu durchschauen und das Flittergold seines Kongresses als das zu werten, was es ist. Zunächst wird dem Monistenbund im großen und ganzen nur ein für seine „Wissenschaft" recht bedenkliches Feld der Betätigung offen stehen: die großen Massen der religionslosen Sozialdemokratie und ihrer Mitläufer.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeſchichtliches

Das Lokalkolorit in Goethes „Hermann und Dorothea“. Vor einem Jahre ahnten nur wenige Menſchen, daß Goethes Dichtung mit dem ſächſiſchen Vogtlande einen Zuſammenhang habe; jetzt im Sommer 1911 iſt durch ein „Hermann und Dorothea“-Feſtſpiel und durch die Weihe eines Goethe-Brunnens in Bad Elſter der Welt verkündet, daß in dem ſüdweſtlichen Winkel Sachſens der Schauplatz einer Goetheſchen Idylle geweſen ſei. Skeptiſch muß man ſolchen Eröffnungen gegenüberſtehen: Was ſoll Adorf mit der Goetheſchen Faſſung zu tun haben, die uns doch in die ſonnigen Hügelketten eines Rheintales verſetzt? Warum nun eine kahle Erzgebirgsgegend, ein triſtes Kleinſtädtchen vorſtellen, von denen Goethe Eindrücke für ſein Epos genommen haben ſoll! Doch die Schrift E. Trauers „‚Adorf, Elſter‘ und Goethes ‚Hermann und Dorothea‘, Plauen 1911“ veranlaßte mich, an Ort und Stelle nachzuforſchen.

Die alte Stadt Adorf liegt auf einem Hügel. Am Markte verkündet über dem Tore der Poſthalterei eine Tafel, daß hier Goethe auf einer Reiſe nach Karlsbad 1795 eine Nacht zugebracht. Nebenan der Gaſthof zum Löwen iſt ein Neubau. Betritt man den älteren Teil, mahnt über einer winzigen Pforte in dicker Steinwand die Überſchrift „Sälchen“, daß hier Goetheſche Spuren gezeigt werden. Es iſt ein Raum, ein Meter breit und doppelt ſo lang; uralte Wände zeigen an den eingebrochenen Fenſtern ihre Dicke. Alte Stiche, Zinnſachen und Porzellan, kräftige Tiſche und Bänke bilden die Ausſtattung, gewiß jetzt zum Dämmerſchoppen ein gemütliches Sälchen, aber ſich da die langen Geſpräche der drei Honorationen an den „runden, eichenen Tiſchen auf mächtigen Füßen“, da die Verlobung Hermanns mit Dorothea vorzuſtellen, — unmöglich! Breiter iſt der Raum nicht geweſen, das lehrt die Rückwand, aber länger, ſo ſagte der Wirt, bis an den alten Torweg habe er gereicht: aber ein ſchmaler dunkler Gang.

„Lange, doppelte Höfe“ durchſchreitet Hermanns Mutter. Es hält ſchwer, ſich dabei etwas Rechtes vorzuſtellen. In Adorf ſieht man ſie hinter dem Gaſthof, wenn auch moderne Bauten den Eindruck ſtören. Heut tritt man aus dem alten Tore hinaus auf eine Straße; jenſeits erſt beginnt der Garten, der nach Goethe „weit bis an die Mauern des Städtchens reichte“. Als die Mutter an ſein Ende gekommen, ſieht ſie in der Geißblattlaube nach Hermann, geht dann durch ein Mauerpförtchen „bequem den trockenen Graben hinüber“; drüben ſteigt ſie den Laubengang auf unbehauenen Steinſtufen empor. Eine Tür führt aus dem Weinberge ins Feld, Raine gehen hindurch bis zum Birnbaum „mit Bänken von Steinen und Raſen“. So erzählt Goethe.

Der Garten entſpricht in der Größe dem Sälchen, er bildete ein kleines Viereck; drinnen befindet ſich noch heute die Geißblattlaube. Auch die Pforte durch die Mauer ſoll dort geweſen ſein, jetzt iſt die Stadtbefeſtigung ſehr zerfallen. Aber von da reicht in Adorf ein ziemlich abſchüſſiger zweiter Garten, der nun auch lang iſt, hinab zum Graben. So heißt noch heute der Weg, der parallel zur Mauer unten in dem kleinen Tale führt. Auf der anderen Seite ſteigt das Gelände an, Wieſen und Baumpflanzungen ſind da; und oben auf dem Hügel erſtrecken ſich weithin fruchtbare Felder. Auf Rainen konnte ich bequem entlang gehen, doch den Birnbaum fand ich nicht.

Aber man erzählte mir, daß alte Leute sich besinnen könnten, ehedem habe draußen auf der Höhe einer gestanden; dort sollen sich die Dorfjungen um die willkommene Erfrischung geprügelt haben. Auch der Marktplatz mag Goethe gefallen haben: in der Mitte stand einst ein Brunnen, am unteren Ende die weiße, wohl erneuerte Kirche; gegenüber dem Löwen des reichen Kaufmanns modernes Haus und die ältere anliegende Apotheke stimmen überein; ja selbst der im Gedichte erwähnte „beschlossene Chausseebau" findet sein Analogon in der Adorfer Stadtgeschichte jener Jahre.

Als das Wesentliche des Eindruckes sei betont: Es kann kaum der Zufall diese überraschende Gleichheit der Örtlichkeit gegeben haben. Goethe war in Adorf kurz vor Abfassung der Dichtung, er sah den Markt, verkehrte im Löwen, durchwanderte das Grundstück. Da blieben ihm die Eindrücke, und er verwandte sie beliebig umbildend zu seinem Gedichte.

Ähnlich ist es mit dem Wege zwischen Adorf und Elster. Die Entfernungen stimmen. Halbwegs kommt quer zum Tal eine Straße — heute — vom Bahnhof Elster; dort, wo sie sich mit der Hauptstraße vereinigt, haben die Städter mit ihren Hilfsgaben den Emigrantenzug erwartet, dort am Sommerwege. Die Flüchtigen sind talauf gezogen, „den glücklichen Winkel dieses fruchtbaren Tals und seiner Krümmungen wandernd." Selbst ein Fußweg ist da, nur darf man sich ihm nicht nach dem Sinne der Dichtung vorstellen, denn er kürzt wenig. Daraus Goethe besser erklären wollen, ja Widersprüche lösen, wie Trauer versucht, geht ohne Verdrehungen nicht ab. Die Emigranten kommen zum Rastdorfe. Ein Anger findet sich da mit einem säuerlichen Brunnen. Wie soll man sich ihn nach Goethe vorstellen? Eigenartig ist seine Fassung:

„Flach gegraben befand sich unter den Bäumen
ein Brunnen,
Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich
steinerne Bänke,
Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig
hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu
schöpfen bequemlich."

„Säuerlich" war das Wasser, „erquicklich und gesund zu trinken die Menschen." Da findet sich in alten Akten eine Brunnenzeichnung aus dem Jahre 1795, die beinahe als Illustration zu Goethe dienen kann. Wie man zu dieser absonderlichen Form gekommen ist, läßt sich auch aus alten Nachrichten begründen: die alljährliche Überschwemmung des Tales verunreinigte das gute Quellwasser des Sauerbrunnens, so plante man damals aus praktischer Notwendigkeit der Errichtung eines breiten Erdwalles rund um das „Mäuerchen" des eigentlichen Brunnens. Und Goethe, der sich für alles Geologische interessierte, sollte er nicht von Adorf aus die Brunnenverhältnisse in Elster studiert haben?

Soweit reichen die lokalen Übereinstimmungen. Sie sind so überwiegend, daß ich nicht mehr zweifle: Goethe hat von der Örtlichkeit Adorf—Elster in seiner Dichtung verwandt. Aber das Weitere, Teile der Handlung nun auch mit Adorf in Zusammenhang zu bringen, ist abzulehnen. Trauer versucht es, vielleicht angesteckt von den törichten Untersuchungen Kullmers über Pößneck in Thüringen. Das, was über die Datierung des Brandes, das Alter des Geistlichen, die Emigrantenzüge gesagt wird, ist wertlos. An dem Ergebnisse der bisherigen Forschung ist nichts zu ändern nötig: die Geraer Überlieferung vom Jahre 1732 ist die unmittelbare Quelle Goethes gewesen. Diese nun auch nach Elster verlegen, heißt der Dichtung in kleinlicher Weise Gewalt antun. Goethe hat die Fabel am Rhein spielen lassen, er nahm Refugiés an Stelle der Salzburger Vertriebenen, er gab der bürgerlichen Dichtung den großen historischen Hintergrund seiner Zeit, die Revolution.

Wenn Lokalgelehrte versuchen, das Große an der Schöpfung zunichte zu machen, nur um möglichst viel Gemeinsames für ihre Idee herauszuschlagen und der neuen Auffindung Sensation zu erhöhen, so kann das nicht scharf genug zurückgewiesen werden.

Dr. Johannes Mißlack-Leipzig

Eine höchst interessante Idee ist durchgeführt im **Goethe-Kalender** auf das Jahr 1912 (herausgegeben von **Carl Schüddekopf**. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. Preis M. 1,50). Es ist der Versuch gemacht, Goethes Verhältnis zu den bedeutendsten Frauen, die in des Dichters Leben eine Rolle gespielt

haben, mit seinen eigenen Worten aus Gedichten, Briefen oder Gesprächen klarzulegen. Unter den Frauengestalten, die da in Goethes Charakteristik an uns vorüberwandeln, erscheint neben Frau Aja, Christiane, Frau von Stein und vielen anderen auch die rätselhafte Offenbacher Freundin aus dem Jahre 1775, die Goethe „wie eine Frühlingsblume am Herzen" trug. Einundzwanzig Frauen führt uns der Kalender im Bilde vor. In einer umfassenden Sammlung von besonders bemerkenswerten Äußerungen Goethes über die Frauen im allgemeinen bewährt sich von neuem die Kennerschaft und der sichere Geschmack des verdienten Herausgebers. *

Tagesfragen

„Als die Römer frech geworden ..." Heute, an den Kalenden des Oktober 1911, bedarf es keiner einleitenden Bemerkung zu ein paar Reminiszenzen aus dem alten Livius, der offenbar als das Schicksalsnachschlagebuch benutzt wird, seitdem die Sibyllinischen Bücher verlorengegangen sind:

„Da bildete der römische Gesandte (vor dem Senat von Karthago) einen Bausch aus seiner Toga und sagte: Hier bringen wir euch Frieden oder Krieg; nehmt, was euch beliebt. — Darauf antwortete man ihm im gleichen Tone: Gib was du willst. — Und als er nun den Bausch fallen ließ und rief: So habt denn Krieg! entgegneten sie alle: Angenommen; wir werden ihn ebenso entschlossen führen wie wir ihn hinnehmen. — Diese gerade Anfrage und Kriegserklärung schien der Würde des römischen Volkes angemessener als ein langer Wortstreit über die Geltung der Verträge ..."

„Eben war König Antiochus bei Alexandria, als ihm die römischen Gesandten entgegenkamen. Er grüßte die Nahenden und bot dem Popillius die Hand; dieser aber reichte ihm die Tafel mit dem Senatsbeschluß hin und hieß ihn vor allem dies lesen. Antiochus las und antwortete, er werde mit seinen Räten überlegen, was zu tun sei. Allein Popillius, ganz seinem herben Sinne gemäß, zog mit dem Stabe, den er trug, um den König einen Kreis und sprach: Bevor du aus diesem Kreise trittst, sollst du antworten! Betroffen durch einen so gewaltsamen Befehl, stockte Antiochus zuerst und erwiderte sodann: Ich werde handeln, wie der Senat es verlangt. — Nun erst reichte Popillius dem Könige die Hand und Antiochus räumte Ägypten. Hierauf segelten die römischen Gesandten nach Cypern, wo soeben die Flotte des Antiochus einen Sieg über die ägyptische erfochten hatte, und befahlen auch dieser die Heimfahrt zur asiatischen Küste. Einen großen Namen erhielt diese Gesandtschaft bei den Völkern, weil sie unstreitig dem Antiochus das schon besetzte Ägypten aus den Händen genommen hatte."

Es ist hinzuzufügen, daß in beiden Fällen ein Anlaß vorlag, der sich wenigstens hören ließ. Denn die Karthager hatten die Stadt Sagunt zerstört, obwohl sie des Schutzes der Römer versichert war, und das Eingreifen in Ägypten erfolgte auf den Hilferuf der bedrohten Dynastie. Aber hier wie dort stand die Rechtsbasis der römischen Einmischung auf so schwachen Füßen, daß man jedesmal den Hauptgrobian des Senats abschickte, um so rasch wie möglich entweder eine Beleidigung der Würde Roms oder die Einschüchterung des Gegners zu bewirken. Auf solchen und ähnlichen Wegen hat sich dann die römische Weltherrschaft durchgesetzt, deren verlockender Schimmer das ganze Mittelalter noch blendete. Und unter den Trümmern des wieder aufgedeckten Forum Romanum ist natürlich der geeignete Ort, sich abermals an den Erzählungen des Livius zu begeistern. Doch schon zu seiner Zeit gab es einen Spruch, der begann: Quod licet Jovi, ...

B. M.

Reichsspiegel

(Vom 26. September bis 2. Oktober)

Auswärtige Angelegenheiten

Italiens Einbruch in Tripolis — Fahrlässigkeit der Pforte — Die Stellung Deutschlands — Gang der kriegerischen Ereignisse — Italien bekommt Tripolis — Österreich-Ungarns Haltung — Herr Nikolaus von Montenegro — Rußland — Serbien und Bulgarien — Griechenland als Gefahrenherd — Italien auf der Haager Friedenskonferenz — Der Marokkohandel

Wohl selten ist die deutsche Presse so einmütig in der Beurteilung eines Geschehnisses gewesen wie gegenüber dem Einbruch Italiens in türkisches Gebiet. Die Blätter aller Richtungen haben herbe Worte gegen die italienische Regierung gefunden und zutreffend Italiens Vorgehen als einen frechen Raubzug gebrandmarkt. Auch die Freunde Italiens außerhalb des Dreibundes haben an dem Vorgehen Anstoß genommen, aber, und das ist das charakteristische, sie suchen die Verantwortung von den Italienern fort auf die anderen Dreibundmächte, womöglich auf Deutschland, zu wälzen. So heißt es, Österreich-Ungarn habe durch die Besetzung Bosniens das Signal zu dem Vorgehen Frankreichs und nun zu dem Italiens gegeben, und Deutschland habe es gut geheißen. Nun, der Vergleich hinkt. Österreich-Ungarn hat in Bosnien durch mehr als ein Vierteljahrhundert eine Kulturarbeit verrichtet, die es moralisch schon lange vor der formellen Inbesitznahme zum Herrn des Landes machte. Ähnlich ist es mit Frankreich in Marokko. Auch die Franzosen haben seit 1880 unermüdlich im Lande der Scherifen gewirkt und organisiert und erst dann den entscheidenden Schritt getan, als sie tatsächliche Herren in Mauretanien waren. Was hat dagegen Italien in Tripolis geleistet? Nichts! oder so gut wie nichts! Die italienischen Kolonien in Tripolis haben kaum Zuwachs erhalten; der Handel mit Tripolis beschränkt sich auf einige Millionen Lires und hat sich in den letzten zehn Jahren nur um einige Hunderttausende vermehrt; eine Auswanderung von Italikern nach Tripolis hat nicht stattgefunden oder sich auf Malteser beschränkt. Straßen- und Hafenbauten oder sonstige Kultur und Verkehr fördernde Dinge, die nun vor irgendeinem drohenden Unheil geschützt werden mußten, hat Italien in Tripolis nicht unternommen. Was Italien in Tripolis zu besitzen glaubt, dankt es nicht eigenem Fleiß und eigener Energie, sondern ausschließlich der Großmut Englands und Frankreichs, die, um selbst ungestört schalten zu können, Italiens vermeintliche Rechte an Tripolis schon vor einigen Jahren anerkannten. Um die Empfindungen der Türkei glaubte man sich nicht kümmern zu brauchen. Italien hat es unter diesen Umständen seinen beiden Bundesgenossen recht schwer gemacht, sich nicht auf die Gegenseite zu stellen; das soll nicht verschwiegen werden.

Wenn trotz dieser Mißstimmung der öffentlichen Meinung gegen Italien weder Österreich-Ungarn noch Deutschland Italien zur Ordnung riefen, so ist daran wohl in erster Linie die strafwürdige Fahrlässigkeit und

Sorglosigkeit der türkischen Regierung schuld. Die häufigen Beschwerden der italienischen Regierung bei der Pforte über angebliche Übergriffe türkischer Beamten mußten der Regierung schon seit mindestens zwei Jahren andeuten, daß irgend etwas gegen Tripolis im Gange sei. Vollends seit dem Januar dieses Jahres mußte es den Türken klar sein, daß Italien in allernächster Zeit zur Realisierung seiner Abmachungen mit Frankreich und England schreiten würde. Trotz allen bedrohlichen Anzeichen hat die türkische Regierung keinerlei Schritte unternommen, um einem kriegerischen oder auch nur diplomatischen Handstreich gegenüber gerüstet zu sein. Im Leben der Staaten ist es aber nur wenig anders als im Leben des Einzelmenschen: Freunde hat nur der Starke, das ist derjenige, der zeigt, daß er seine Interessen selbst zu wahren versteht.

Damit aber fällt auch ein guter Teil der Befürchtungen in sich zusammen, der sich an die Stellung Deutschlands zu dem Streite knüpfte. Die ganze Angelegenheit ist selbstverständlich nicht nur für die deutsche Diplomatie ärgerlich, sondern birgt auch gewisse Gefahrenmomente für den deutschen Orienthandel in sich. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber die Unterlassungen und Verfehlungen der Streitenden machen es uns auch möglich kühl zu bleiben und erst dann einzugreifen, wenn auf der einen oder anderen Seite wirtschaftliche Interessen Deutschlands gefährdet werden sollten. Herr v. Kiderlen, der durch die letzten Schritte Italiens und dessen rigorose Art vorzugehen wohl ebenso überrascht worden ist, wie jeder andere Diplomat auf dem Erdenrund, hat sich denn auch sehr schnell in die neue Situation gefunden. Seine Auffassung von den Pflichten Deutschlands kommt wohl am deutlichsten dadurch zum Ausdruck, daß Deutschland nicht nur den Schutz der Italiener in der Türkei, sondern auch den der Türken in Italien übernommen hat. Ins gemeinverständliche übertragen heißt das: Ich gönne wohl beiden einen gehörigen Denkzettel, aber Unschuldige sollen nicht leiden! Dafür werde ich sorgen! — Damit ist der Wunsch Deutschlands, die Angelegenheit zu lokalisieren, so deutlich zum Ausdruck gebracht wie nur möglich, und den Feinden Deutschlands wird es einmal schwer fallen, den Nachweis zu erbringen, daß die deutsche Regierung irgend etwas versäumt habe, um den Weltfrieden zu erhalten.

Über den Gang der kriegerischen Ereignisse möchte ich an dieser Stelle nur insoweit berichten, als es zum Verständnis der diplomatischen Dinge notwendig ist; ich wäre überdies der Tagespresse gegenüber nur ein hinkender Bote. Für die diplomatische Entwicklung des Streites ist es, solange nicht dritte mit hineingezogen werden, ziemlich gleichgültig, ob die kriegführenden Mächte im vorliegenden Falle mehr oder weniger Schlachten schlagen. Wenn alles normal verläuft, d. h. wenn nicht gewisse ehrgeizige oder mißgünstige Regierungen den Brand absichtlich ausbreiten, steht das Ergebnis des Krieges schon heute fest: Italien bekommt Tripolis. Nur die Höhe des Preises, den es dafür an die Türkei wird zahlen müssen, dürfte von der Zahl der gewonnenen Schlachten

abhängen. So liegt denn die Hauptgefahr nicht im Brandherde selber, sondern an seinen Rändern.

Wenn es sich um türkische oder italienische Verwicklungen handelt, schweifen die Gedanken unwillkürlich nach Österreich-Ungarn. Allein schon das Kartenbild, in dem die Habsburgische Doppelmonarchie wie ein verbindender Anker auf den beiden südlicheren Reichen liegt, lenkt die Blicke nach Wien und läßt zunächst übersehen, daß dazwischen noch einige kleinere Gebilde liegen. Grenzten die großen Reiche direkt aneinander, dann lägen aber die Dinge zwischen ihnen einfacher. Zwei Mächtige respektieren einander gewöhnlich, aber steht zwischen ihnen ein Schwacher, so ist es häufig genug dessen Haut, um deren willen die Großen sich schlagen. Und in der Tat hängt Österreichs Haltung in der ferneren Entwicklung des türkisch-italienischen Streites im wesentlichen davon ab, wie Bulgarien, Serbien und Montenegro sich gegen die Türkei verhalten. Die aber stehen alle drei in mehr oder weniger starker Abhängigkeit von den in Petersburg herrschenden Anschauungen; Montenegro wird obendrein noch durch Familienbande der beiderseitigen Herrscherfamilien mit Italien verbunden.

Wir haben alle Ursache, den Herrn der schwarzen Berge Nikolaus mit dem größten Mißtrauen zu betrachten. Ehrgeizig, wie er ist, genügt ihm der Talkessel nicht, der sein Reich bildet, wenn er sich auch zum Range eines Königs erheben ließ. Sein Blick ist auf Albanien gerichtet. Ob und wie weit dort eine Erhebung vorbereitet ist, läßt sich noch nicht mit Sicherheit behaupten. Jedenfalls steht fest, daß Nikolaus während der letzten Unruhen in Verbindung mit den Führern der Albanesen getreten ist und daß er diese Verbindungen eifrig pflegt. Es liegt auf der Hand, daß Italien den Bundesgenossen jenseits des Adriatischen Meeres nicht stören wird, sobald dieser seine Zeit gekommen wähnt, und Nachrichten, die auf einen starken Verkehr zwischen Rom und Cetinje hindeuten, dürfen nicht unbeachtet bleiben. — Anders liegt es mit dem zweiten Protektor Montenegros, mit Rußland. Zwar hat Zar Nikolaus der Zweite oft genug Gelegenheit gefunden, dem kleinen Bergvolk seine Sympathie praktisch zum Ausdruck zu bringen, — Waffen, zuletzt eine Abteilung Artillerie, sind oft genug aus den russischen Arsenalen nach Antivari verschifft worden. Aber diese Sympathiebezeugungen hatten ihren Grund wohl vorwiegend in dem gespannten Verhältnis zu Österreich und weniger in einer Feindseligkeit gegen die Pforte. Montenegro ist gewissermaßen als der Brückenkopf gedacht, durch den eine Rußland verbündete Westmacht, etwa Frankreich oder Italien, in die Herzegowina oder in Bosnien einbrechen könnte. Im gegenwärtigen Augenblick aber steht die Partie etwas anders. Zunächst hat Rußland überhaupt kein Interesse an Tripolis, alsdann ist es durch Italiens schroffes Vorgehen ebenso peinlich überrascht wie alle anderen Staaten, und schließlich ist es für die Auflösung der europäischen Türkei im gegenwärtigen Augenblick ebensowenig vorbereitet, wie für einen europäischen Krieg überhaupt. Sollte aber der Krieg zur Teilung führen, dann wäre Rußland gezwungen, zuzusehen, was ihm England und

Österreich-Ungarn als die Führenden in dem Spiel übrig ließen. Diese Überlegung erklärt uns auch die Haltung der russischen, amtlich beeinflußten Presse. Wir gehen auch nicht fehl, wenn wir annehmen, daß neben Montenegro auch Serbien und Bulgarien von Petersburg aus zur Ruhe gemahnt worden sind. Solange solche Mahnungen befolgt werden, darf man auch annehmen, daß Österreich-Ungarn der Entwicklung auf dem Mittelländischen Meer mit Gewehr bei Fuß, wenn auch mit aufgepflanztem Bajonett, zuschauen wird. Die letzten Nachrichten aus Wien unterstützen diese Auffassung.

Einen zweiten Gefahrenherd neben Montenegro bildet Griechenland. Dessen Ambitionen auf Kreta sind bekannt, ebenso bekannt ist, daß die Nationalisten die Gelegenheit zu einem Feldzuge gegen die Türkei für gekommen erachten. Wir glauben, daß hier eine Rechnung ohne den Wirt gemacht wird. Die türkische Regierung würde ohne Zweifel durch einen griechischen Angriff in die angenehme Lage kommen, einen schwerwiegenden Grund zum Friedensschluß mit Italien und zur Preisgabe von Tripolis zu erhalten, und sich mit konzentrierter Gewalt auf die Griechen werfen. Ein Krieg gegen Griechenland wäre populär in der Türkei und vielleicht für die gegenwärtigen Machthaber am Goldenen Horn eine willkommene Ablenkung. Die Griechen aber müßten aller Wahrscheinlichkeit nach die Rechnung an die Türkei begleichen.

Bei einiger ruhiger Überlegung stellt sich somit der italienisch-tripolitanische Streit nur dann als eine europäische Gefahr hin, wenn durch das Vorgehen Montenegros Österreich-Ungarn gezwungen werden sollte, zum Schutz seiner Grenzen Nord-Albanien, also türkisches Gebiet, zu besetzen. Denn dann wäre es nicht mehr zu berechnen, ob Rußlands Einfluß in Serbien und Bulgarien ausreichte, um diese Staaten vor kriegerischen Schritten gegen die Türkei zu bewahren.

Die Schuld an allen diesen Verwicklungen aber müßte der italienischen Regierung zur Last gelegt werden, und wenn sie auch aus dem Abenteuer mit heilen Gliedern herauskommt, hat sie sich doch nach innen und außen stark kompromittiert. Italien gehörte zu den Staaten, die auf der letzten Haager Friedenskonferenz im Jahre 1904 in allen Fragen das größte Entgegenkommen zur Schau trugen, und Italiens Bevollmächtigter, Graf Nigra, war, wie Meurer sich ausdrückt, „sozusagen der Doyen zur Wahrung des diplomatischen Herkommens und der internationalen Schicklichkeit ...“*). Wie ernsthafte Nachrichten besagen, soll auch die Regierung nicht ganz freiwillig an die Tripolisaffäre herangegangen sein, sondern mehr unter dem Druck nationalistischer und klerikaler Einflüsse. Wenn diese Auffassung begründet sein sollte, dann freilich wäre die Gefahr der Ausbreitung des Brandes doch noch größer als

*) Christian Meurer: „Die Haager Friedenskonferenz“, Bd. I. 1905. Bd. II. 1907. München, J. Schweitzers Verlag (Arthur Sellier). Das ausgezeichnet orientierende Werk des Würzburger Rechtsgelehrten sei jedem warm empfohlen, der sich aus Neigung oder seines Berufes wegen durch das Labyrinth der Friedensbestrebungen hindurchzufinden wünscht.

man sonst anzunehmen brauchte. Denn nicht die starken Staaten lassen sich zu Abenteuern treiben, sondern die schwachen ... Doch warten wir ab.

Über der Tripolis-Angelegenheit ist der Marokkohandel recht in den Hintergrund geraten. Selbst die chauvinistischen Blätter, die Marokko gern zum „Grabe der deutschen Ehre" gestempelt hätten, haben auffallend wenig Raum dafür übrig. Kein gutes Zeichen für ihre Gesinnungstreue! Sollte die Angelegenheit nicht mehr sensationell genug sein? ... Wie es scheint, ist der Entwurf zu einem deutsch-französischen Marokkoabkommen nunmehr in die Hände der Juristen geraten, deren Aufgabe es bekanntlich ist, Präzision des Ausdrucks und Klarheit in Verträge zu bringen. Diese langwierige Arbeit dürfte sich demnach noch einige Tage hinziehen. G. Cl.

Bank und Geld

Der Krieg um Tripolis — Wirtschaftliche Bedeutung und Folgen für Geldmarkt und Industrie — Deutsche Interessen in der Türkei — Die Wirtschaftslage in Italien — Der Oktobertermin — Zahlungseinstellungen

Der zweiten Hälfte des Wirtschaftsjahres 1911 leuchtet kein günstiger Stern. Die Friedensschalmeien werden plötzlich übertönt vom Donner der Kanonen. Die Möglichkeit, vor der Monate lang die zivilisierte Welt gebangt hatte, kriegerische Zusammenstöße zwischen europäischen Staaten, ist über Nacht Tatsache geworden. Italien hat der Pforte den Krieg erklärt, weil diese nicht binnen 24 Stunden einem kategorisch ausgesprochenen „ôte-toi, que je m'y mette" hinsichtlich ihrer Provinz Tripolis Gehorsam erwiesen hat. So vorbedacht, schnell und rücksichtslos waren die Schritte Italiens, daß weder dem angeblichen Gegner Zeit zur Überlegung, noch den übrigen Mächten Zeit und Möglichkeit zur Vermittlung gelassen wurde, obwohl es sich doch um eine Angelegenheit handelte, bei der sie, wenn auch nur indirekt, so doch erheblich interessiert sind. Und die Folge des beinahe flibustierhaften Vorgehens unseres italienischen Bundesgenossen ist die, daß das alte Europa plötzlich eine Lohe aufflackern sieht, an der gefährlichsten Stelle, ohne die Möglichkeit zu löschen, ohne die Möglichkeit seine durch den Brand bedrohten Güter vorher zu retten und zu sichern. Das Unheil ist so plötzlich, so unerwartet hereingebrochen, daß es nicht möglich war, sofort das richtige Augenmaß für die Bedeutung und Tragweite des Ereignisses zu gewinnen. Noch vor Wochenfrist schien die Tripolisaffäre kaum eine Erwähnung zu verdienen, und heute schon haben die Kanonen das Wort. In beinahe stumpfer Resignation hat die Börse und die Geschäftswelt diese Ereignisse über sich hereinbrausen lassen; die monatelange Spannung und Aufregung, in der sie hat leben müssen, hat ihr Empfänglichkeit und Elastizität geraubt. Sie hätte wohl auch noch einen größeren Schicksalsschlag mit anscheinender Gleichgültigkeit hingenommen. Indessen wird es doch unvermeidlich sein, diese politische Katastrophe nach ihrer wahren wirtschaftlichen Bedeutung für uns einzuschätzen. Da läßt sich denn nun nicht verkennen, daß,

auch ganz abgesehen von weiteren politischen Verwicklungen und deren möglichen Folgen, der ausgebrochene Krieg, wenn er andauert, für unser Wirtschaftsleben sehr schwere Schädigungen im Gefolge haben muß. Der Kriegszustand wird zunächst einen sehr ungünstigen Einfluß auf den Geldmarkt ausüben. Es wird ein scharfer Wettbewerb zwischen den einzelnen Ländern um die Aufrechterhaltung und möglichste Stärkung der nationalen Goldreserven entstehen; die Geld- und Zinsanspannung wird also voraussichtlich nunmehr längere Zeit andauern oder sogar noch eine Verschärfung erfahren. Soweit aber nicht die Geldverhältnisse schon als Hindernis wirken, würden die politische Unsicherheit, die Absatzstockungen und die Verluste, welche die Industrie aus ihren Beziehungen zum Orient zu gewärtigen hat, ausreichen, der wirtschaftlichen Unternehmungslust einen wirksamen Dämpfer aufzusetzen. Sind wir in Deutschland doch infolge der bekannten politischen und wirtschaftlichen Beziehungen, die wir zur Türkei angeknüpft haben, jetzt eines der im osmanischen Reich finanziell am stärksten beteiligten Länder! Wir haben nicht nur eine ganze Reihe türkischer Anleihen übernommen, zum Teil in siegreicher Konkurrenz gegen das französische Kapital, sondern von noch größerer Bedeutung ist die Beteiligung unserer Industrie und unserer Banken an den türkischen Eisenbahnbauten. Grund genug, vor der weiteren Entwicklung der Dinge zu bangen! Es ist heute kein Sonn- und Feiertagsvergnügen mehr für den deutschen Biedermann, „solch ein Gespräch von Kriegsgeschrei, wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen". Die Schläge, die es da absetzt, spüren wir unmittelbar an unserem eigenen Leibe und an unserem Geldbeutel. Doch glücklicherweise sind wir nicht allein die Beteiligten; noch mehr als Deutschland hat vielleicht Frankreich mit seinem Milliardenbesitz an türkischen Werten, kaum weniger Österreich zu fürchten, das dem nahen Orient durch Handels- und politische Beziehungen am engsten verknüpft ist. Unter den Großmächten wird also der dringende Wunsch bestehen, den ausgebrochenen Brand zu lokalisieren und ein Übergreifen desselben auf die Balkanhalbinsel zu verhüten. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage hat denn auch Italien von vornherein erklärt, daß es nicht darauf ausgehe, die Türkei in ihrem europäischen Bestand anzugreifen, sondern sich dafür einsetzen wolle, den status quo auf dem Balkan aufrechtzuerhalten. Es fragt sich nur, ob die Verhältnisse nicht stärker sein werden als die Absichten. Denn das Unternehmen, in welches Italien sich im Vertrauen auf seine unbedingte maritime Überlegenheit eingelassen hat, ist ein in seinen Folgen unabsehbares und gefährliches. Es ist uns noch in guter Erinnerung, wie die Annexion Bosniens und der Herzegowina vor drei Jahren den Anlaß zu einem heftigen Boykott österreichischer Waren und Schiffe im ganzen Orient gab, ohne daß die türkische Regierung imstande gewesen wäre, durch aufklärende oder strenge Maßregeln diesem spontanen Handeln der muselmännischen Bevölkerung zu steuern. Ein ähnliches Aufflammen des islamitischen Patriotismus ist mit Sicherheit vorauszusehen und wird Italien die schwersten wirtschaftlichen Schäden zufügen. Leben doch über

fünfzigtausend Italiener in den Städten der europäischen und kleinasiatischen Türkei und ist deren Anteil am Levantehandel ein so starker, daß dessen Gefährdung wirtschaftlich durch die Okkupation von Tripolis nicht ausgeglichen werden kann. Indessen es ist ja Sache Italiens, die wirtschaftlichen Chancen des Abenteuers und die möglichen Folgen für seinen Staatskredit abzuwägen. Wir selbst in Deutschland sind glücklicherweise nicht mehr in erheblichem Maße Besitzer italienischer Staatsrente. Seit der Konversion hat dieselbe ihre frühere Beliebtheit verloren und ist in das Heimatland und nach Frankreich, welches stets für die italienischen Werte sehr aufnahmebereit war, abgewandert. Unsere sonstigen Handelsbeziehungen zu Italien werden durch den Krieg kaum geschädigt werden, nur daß eine längere Dauer der kriegerischen Verwicklungen die italienische Industrie selbst in starke Mitleidenschaft ziehen wird. Diese ist nämlich gegen eine solche wirtschaftliche Kalamität nicht gut gerüstet. Die Baumwollenindustrie befindet sich in einer schweren Krise, das Seidengewerbe klagt, die Maschinen-, Automobil- und Fahrradindustrie stockt. An dem Streitobjekt selbst ist wirtschaftlich niemand, selbst die Türkei nicht, erheblich interessiert; fühlt daher Italien den Beruf und die Kraft, diese afrikanische Sandwüste zu kolonisieren, obwohl seiner im eigenen Lande, in Apulien, Katalonien und Sizilien, die dringlichsten Kulturaufgaben harren, die anzugreifen es bisher weder Mut noch Geschick besessen hat — so wird niemand hiergegen Einwürfe erheben, vorausgesetzt, daß die Rechnung mit der Türkei in honoriger Weise beglichen wird. Vielleicht gibt das von der Pforte an die Mächte gerichtete Rundschreiben doch die Basis zu einer unter sanftem Druck sich vollziehenden Verständigung. An der Hoffnung auf eine solche muß man jedenfalls so lange als möglich festhalten; es wäre verderblich, wollte die Börse sich vorzeitig einem Pessimismus überlassen, für den einstweilen kein Grund vorliegt und mit dem sie in den vergangenen Wochen so schlimme Erfahrungen gemacht hat.

Der schwere Geldtermin ist vorübergegangen, ohne daß er bemerkenswerte Erscheinungen gebracht hätte, obwohl doch die politischen Komplikationen recht unangenehm mit dem Geldbedarf des Monatsendes zusammentrafen. Es war aber allseitig so frühzeitig an die Versorgung gedacht worden, die Engagements waren derart vermindert, daß die Abwicklung am Monatsende sich ohne Schwierigkeiten vollzog; ja, am letzten Tag war das Geldangebot schon wieder so überwiegend, daß der Privatdiskont um $^1/_4$ Prozent zurückwich. Ultimogeld ist mit ca. $6^1/_2$ Prozent bezahlt worden, Darlehen über Monatsende mußten selbstverständlich den bekannten Reichsbankaufschlag zahlen. Wie sich der Status der Reichsbank gestalten wird, läßt sich heute noch nicht übersehen; trotz der unzweifelhaften enormen Anspannung wird aber, wie schon die Entwicklung der letzten Tage zeigt, mit Beginn des Oktober ein sehr kräftiger Rückfluß einsetzen, der vielleicht nur durch die politischen Verhältnisse eine Hemmung erfährt. Bemerkenswert ist, daß sich auch in Paris eine Entspannung am Geldmarkt fühlbar macht; es darf daher die jüngst so bedrohlich erscheinende Geldklemme als überwunden gelten.

Mitten in die aufgeregten Tage fielen zwei Zahlungseinstellungen von Banken, die unter anderen Umständen wohl Anlaß zu größerer Erregung gegeben hätten. Ein großes englisches Institut, die Bank of Egypt, und ein kleines deutsches Provinzinstitut, die Göttinger Bank, sind zusammengebrochen. Der Fall der englischen Bank erregt deshalb besonderes Aufsehen, weil es sich um ein altangesehenes Unternehmen handelt, in dessen Verwaltung die ersten Namen vertreten sind; die Gründe für den Zusammenbruch sind in übermäßiger Festlegung der Mittel im ägyptischen Grundstücksgeschäft zu suchen, also in einer Verletzung der Grundsätze der Liquidität; das gleiche wird mutatis mutandis auch von der Göttinger Bank gelten, bei der nur zu beklagen ist, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl von Spareinlegern (die Depositen betragen ca. 4 Millionen Mark) Verluste erleiden wird. Der Fall wird wohl wieder dazu dienen müssen, die bekannten Angriffe auf das Depositengeschäft unserer Banken zu unterstützen. In der Tat scheint ein Mißgriff des Instituts insofern vorzuliegen, als es seine Betriebsmittel unter der Bezeichnung „Spargelder" von ländlichen Einlegern auffammelte. Das ist ein nicht zu billigender Mißbrauch, der aber auch ziemlich vereinzelt dastehen dürfte. Die Banken pflegen mit Recht einer derart irreführenden Bezeichnung ihrer Einlagegelder aus dem Weg zu gehen, obwohl doch, wie ziemlich sicher feststeht, auch unter diesen sich wirkliche Spareinlagen bis zur Höhe von 30 Prozent befinden. Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Achtung! **Achtung!**

Billige und doch gute Zigarren!

Es ist nicht immer gesagt, dass gute Zigarren teuer sein müssen, auch billige Zigarren können gut sein. Wir haben ein Sortiment hochfeiner Zigarren ausgewählt, die anerkannt gut und preiswert sind und wird ein Versuch jeden hiervon überzeugen.

Wir offerieren folgende 6 Nummern

No. 45	vorzügliche	5 Pf.-Zigarre	3,80 M.	p. 100	Stück
No. 116	beliebte	6 Pf.-Zigarre	4,30 „	„ 100	„
No. 217	prima	7 Pf.-Zigarre	5,30 „	„ 100	„
No. 168	pikante	8 Pf.-Zigarre	6,30 „	„ 100	„
No. 300	erstklassige	10 Pf.-Zigarre	7,00 „	„ 100	„
No. 412	hochfeine	12 Pf.-Zigarre	9,80 „	„ 100	„

Alle Preise verstehen sich inkl. Verpackung. Wir übernehmen volle Garantie für tadellose Beschaffenheit aller Marken und nehmen alles etwa Nichtgefallende zurück. Bei Bestellung von 20 M. an erfolgt postfreie Zusendung. Der Versand erfolgt gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Bei Bestellungen bitten wir anzugeben, ob hell, mittel oder dunkel gewünscht wird. Aufträge sind zu richten an

„Cubana" Zigarrenversandhaus, Berlin, Friedrich-Strasse 243. Fernsprecher: Amt VIa, No. 19639.

Kein Ladengeschäft, nur Engros und Versand. — Zahlreiche Anerkennungen.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Aus dem Königreich Hellas

Von Sikaritos

I.

„Nur Einſeitigkeit und Oberflächlichkeit ſchaut überall Ideale im Altertum. Betrachtet das Innere des helleniſchen Lebens im Staate: Ihr werdet ſelbſt in Athen ein tiefes ſittliches Verderben bis ins innerſte Mark des Volkes eingedrungen finden.“ (Böckh: Die Staatshaushaltung der Athener.)

„Die meiſten uns bekannten atheniſchen Staatsmänner und Feldherrn begingen irgend eine Art Diebſtahl am Staatsvermögen: ſie waren mit wenigen Ausnahmen beſtechlich. Verrat am Vaterlande war ein tiefeingewurzeltes, beinahe ein tägliches Nationalübel zu Athen. Bei der geringſten Verletzung der Eitelkeit lief man ins Feindeslager.“ (Julius Schvarcz: Die Demokratie von Athen).

Es iſt ſehr bezeichnend, daß ein Hellene (Ariſtoteles) das Wort geprägt hat, der Menſch ſei von Natur ein politiſches Weſen (zoon politikon); mit Politik muß man nämlich jede Betrachtung über Hellas beginnen. „Die Athener ſind neuerungsſüchtig und raſch im Anſchlage und in der Ausführung der Sache. Wenn daher jemand behauptet, ſie ſeien von Natur ſo geſchaffen, weder ſelbſt Ruhe zu haben noch anderen Menſchen Ruhe zu laſſen, ſo würde er ſagen, was wahr iſt“. Dieſes ſcharfe Urteil des Thukydides über die Athener paßt auch heute noch vollkommen auf das politiſch ſo unruhige Hellenenvolk im allgemeinen. Hellas ſteht wieder einmal vor einer politiſchen Kriſe, welche unter Umſtänden zu einer ſehr notwendigen Regenerierung des Staates führen kann.

Bei der Betrachtung der augenblicklichen Lage muß auf den letzten Türkenkrieg 1897 zurückgegriffen werden. Wie des öfteren hatte ſich König Georgios bei der Einleitung desſelben auf politiſch einflußreiche Perſönlichkeiten

des Auslandes verlassen, ihr Können aber doch vielfach überschätzt. Ein Telegramm seiner Schwester, der Kaiserin Mutter von Rußland Maria Feodorowna: „kaites vite“ hatte das Vorspiel beschleunigt. Zu früh für die hellenischen Rüstungen landete der königliche Flügeladjutant und Oberst Vassos mit einem kleinen Detachement aller Waffen auf Kreta (Februar 1897). Als die Türkei schließlich über die ewigen Reizungen der von der Ethnike Hetairia geschaffenen Aufstände in Mazedonien ergrimmt im April 1897 den Krieg erklärt hatte, da stand Hellas gegen alles Erwarten ohne jeden Bundesgenossen im Felde. Der Krieg wurde unglücklich geführt. Hört man die Erzählungen der Teilnehmer desselben, durchblättert man den vom Kronprinzen Konstantin veranlaßten, vom Hauptmann Dusmanis geschriebenen Rechenschaftsbericht und die vielen von den Mitkämpfern, höheren Offizieren, verfaßten Broschüren, so z. B. die von Makrys und Kallamanos, so zeigt sich ein geradezu unheilvoller Einfluß des Kriegsrates in Athen auf die Operationen im Felde. Unrecht ist es, die schlechte Kriegführung, wie es später geschehen ist, dem Kronprinzen Konstantin als Höchstkommmandierendem in die Schuhe zu schieben. Auch über die hellenische Armee ist nur zu schnell der Stab gebrochen worden. Man vergißt, daß Teile derselben Armee, die bei Larissa in eine gewaltige Panik verwickelt waren, kurz vorher bei Tyrnavos, später bei Velestino unter dem energischen Obersten Smolenski tapferen Widerstand geleistet, ja Erfolge davongetragen haben.

Dem hellenischen Volksempfinden hatte dieser Krieg schwere Wunden geschlagen. Die Zahlung der für das kleine Land sehr hohen Kriegsentschädigung von rund 100 Millionen Francs führte, da der hellenische Staatssäckel schon unter normalen Verhältnissen stets notleidend zu sein pflegte, zur Einsetzung einer internationalen Kommission zur Kontrolle der hellenischen Finanzen. Das hellenische Prestige auf der ganzen Balkanhalbinsel hatte einen geradezu vernichtenden Schlag erhalten. Besonders war dies auf dem alten politischen Kampffelde in Mazedonien zu verspüren. Rührig traten hier vor allem die Bulgaren, dann die Serben und gar die Rumänen auf den Platz. Bulgarische und türkische Übergriffe gegen das hellenische Element waren an der Tagesordnung — aber nicht in Mazedonien allein. So wurde im Fürstentum Bulgarien, wenn auch nicht unter tätiger Beihilfe, jedenfalls aber mit stillschweigender Duldung der Behörden, die Stadt Amchialos an der Bucht von Burgas, Sitz eines griechischen Erzbischofs, mit ihren hellenischen Einwohnern vollständig niedergebrannt. Auf hellenischer Seite griff man in Mazedonien zu einem verzweifelten Rettungsmittel. Ein früherer aktiver Offizier, Paul Mellas, Schwiegersohn des Ministers Dragumis, des Vorgängers des Ministerpräsidenten Venizelos, organisierte Banden, die den Bulgaren mit den Waffen in der Hand entgegentraten. Er selbst fiel bei einer derartigen Gelegenheit in der Nähe von Kastoria. Andere traten an seine Stelle. Es scheint, daß die Türkei zunächst diese Banden geschont und als willkommenes Element gegen

die Bulgaren auszuspielen versucht hat. Später trat sie dagegen mit rücksichtsloser Härte dem Hellenentum in Mazedonien und anderen Interessensphären gegenüber.

Schmerzlich empfand die hellenische Nation, daß ihr das einzige Mittel, sich politisch Gehör zu verschaffen, nämlich eine schlagfertige Armee, gänzlich abging. Für die Mißerfolge des Krieges war die ganze Nation, vor allem das Offizierkorps des Heeres, verantwortlich zu machen. Als Sündenbock wurde aber die Dynastie bezeichnet. Die schon von den Philosophen der Altvordern verlangte Selbsterkenntnis fehlte im Volke vollkommen. „Sie sollen alle verjagt werden, nur die Kronprinzessin Sophia soll bleiben und für ihren ältesten Sohn Georg die Regentschaft übernehmen." Derartige Äußerungen waren alle Tage zu hören. Ein auf den König Georgios auf der Straße nach Phaleron, in der Nähe von Athen, ausgeführtes Attentat verbesserte indessen die Stimmung so zu gunsten der Dynastie, daß man schon glaubte, es wäre bestellte Arbeit gewesen. Reformen in der Armee, deren dringende Notwendigkeit der Krieg auch für die Blödesten erwiesen hatte, wurden wiederholt, aber vergebens, versucht.

Die Rolle, die das osmanische Offizierkorps bei der Absetzung des Sultans Abdul Hamid (14. April 1909) gespielt hatte, machte auf das hellenische einen gewaltigen Eindruck. Politisch hoffte man auf bessere Beziehungen zu dem Nachbarstaate. Als die Kreter im Oktober 1908 ihre Vereinigung mit dem Königreiche Hellas erklärt hatten, diese Bewegung aber einen gewaltigen Widerstand des neuerwachten osmanischen Nationalgefühls hervorgerufen hatte, kam in Athen die Ernüchterung und gleichzeitig die Erkenntnis, bei der Teilung des türkischen Erbes wieder einmal zu spät gekommen zu sein. Diese verschiedenen Gründe führten zu Gärungen in allen Kreisen des Königreichs. Das Ergebnis war im Winter 1908/09 die Bildung der Offiziersliga. Das an sich schon vielgestaltete hellenische Parteiwesen zeigte auch bei dieser Gelegenheit eine keineswegs einheitliche Entwicklung. Die eine Partei der Unzufriedenen war ausgesprochen dynastiefreundlich. Sie setzte sich zusammen aus den besten bürgerlichen Kreisen und aus höheren Offizieren; ihr Endziel war die Besserung aller durch den letzten Krieg ans Licht getretenen ungünstigen Verhältnisse im Staatswesen und in der Armee sowie die Ausrottung des Partei- und Günstlingswesens. Die andere Partei war dagegen revolutionär mit nicht aufrichtig eingestandener antidynastischer Spitze. Ihr gehörten noch mehrere Offiziere an, die mit dem Kronprinzen Konstantin dienstlich in Kollision geraten waren, wie z. B. der Oberst Zorbas. Sie begriff die jüngeren Elemente vom Hauptmann abwärts, hatte auch großen Zuzug aus Marinekreisen.

Der hellenische Augiasstall sollte auf allen Gebieten, nicht nur in der Armee sondern auch im Justiz- und Schulwesen, von jeglichem Nepotismus gereinigt werden. Die Prinzen mit ihrer Klique sollten in erster Linie aus der Armee verschwinden. Anerkannt tüchtige Offiziere, wie etwa Smolenski, Dimopulos, Limbritis, die nicht mit der Offiziersliga sympathisierten, sollten gleichwohl in

ihren Stellungen belassen werden. Die Regierung war über das Treiben der Liga im großen und ganzen unterrichtet. Im Sommer des Jahres 1909 trat die Offiziersliga in die Öffentlichkeit. In der Nacht vom 27. zum 28. August 1909 rückte die ganze Garnison von Athen unter dem Befehl des Obersten Zorbas nach Gudhi, in die Nähe der Stadt, dieselbe dem Schutze der Gendarmerie überlassend. Die königstreuen Kavallerieoffiziere Oberstleutnant Metaxas, Rittmeister Kalinsky, Leutnant Vassos und Dimopulos wollten ihre Schwadronen auf dem Marsche nach Gudhi wieder in ihre Kaserne an der Kephissiastraße zurückführen. Auf Befehl des Obersten Zorbas wurden sie indessen verhaftet und ihres Grades verlustig erklärt. Im nächsten Jahre aber sind diese Offiziere wieder in ihren alten Rang und ihre Stellung eingesetzt worden. Am nächsten Morgen überreichte ein Ordonnanzoffizier des Obersten Zorbas dem Ministerium Ralli in Athen eine Reihe von Forderungen, darunter Abschaffung der Vorrechte der königlichen Prinzen, Entfernung derselben aus dem Heere, Nichtzulassung von Nichtmilitärs zum Kriegsministerposten u. a. Der Ministerpräsident war so wenig über die ganze Bewegung unterrichtet worden, daß er einige Tage vorher Abgesandte der Liga schroff abgewiesen hatte. Jetzt mußte er einem Kabinette Mawromichali weichen, das schlecht und recht mit der Liga paktierte. Nach Niederlegung ihrer Stellungen im Heere gingen die Prinzen samt und sonders ins Ausland. Ein königliches Amnestiedekret für die Anführer deckte über den Tag von Gudhi den Schleier des Vergessens. Am 7. Oktober 1909 fand auf dem Aresfelde bei Athen eine große Volksversammlung statt, welche die patriotischen Absichten der Offiziersliga vollkommen würdigte. Sie sprach dem Heere, das sich zur Beseitigung des Parteibetriebes und zur Verstärkung der militärischen und maritimen Kräfte des Landes erhoben habe, ihr volles Vertrauen aus.

An diesem Tage stand die Offiziersliga auf dem Gipfel ihrer Macht. Mit der Zeit begannen aber die Sympathien des Volkes langsam zu erkalten. Schuld daran war, daß sich in der Liga zwei verschiedene Parteien vereinigt hatten. Zudem fehlte von vornherein eine straffe Oberleitung. Oberst Zorbas war weit mehr ein Geführter, denn ein Führer. Die ganze Arbeit lag in den Händen einzelner Sektionen. Die Mehrheit derselben entschied. Dissonanzen waren unausbleiblich. Das von dem Korvettenkapitän Typaldos in Szene gesetzte Gefecht von Salamis war ein Schlag gegen die Offiziersliga. Bei dieser Gelegenheit beteuerte der alte Admiral Miaulis im Namen der von ihm befehligten Schiffe dem König Georgios gegenüber seine Königstreue. Die Liga fing an sich mit Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung zu befassen, die ihrem militärischen Charakter gänzlich fern lagen. Hier sowohl wie bei Einmischung in Angelegenheiten rein persönlicher Natur bewies sie wenig Geschick. Auch begann sie ihre Gesinnungsgenossen im Avancement zu bevorzugen, wodurch sie im übrigen Offizierkorps böses Blut erregte. Das von der Liga unterstützte Ministerium Mawromichali begann sich ihrem Einflusse langsam zu entziehen.

Viele Offiziere der Liga selbst wünschten ihre Auflösung. In dieser Krisis wandte sich der radikale Flügel der Offiziersliga an Venizelos, der durch die Entfernung des Prinzen Georg nach dem Aufstande von Therison seine gleichen antidynastischen Gesinnungen offenbart hatte. Der nach Athen Berufene erklärte, daß nur eine Militärdiktatur die von der Liga begonnene Militärrevolution hätte krönen dürfen. Um die verfahrene Sache zum guten Abschlusse zu bringen, sei es notwendig, die Mißstände abzuschaffen, die Veranlassung zur Revolution gegeben hätten. Zur Durchführung dieser von einer neuen Volksvertretung durchzuführenden Maßregel müsse der nötige Druck auf Thron und Kammer ausgeübt werden. Die Liga nahm dies Programm an und ermächtigte Venizelos, als ihr Vertreter mit den Parteien in ihrem Namen zu verhandeln. Den Parteileitern gab die Liga ihr Programm durch briefliche Mitteilung im Januar 1910 kund. Unter anderem führte sie auch aus, falls der König eine Nationalversammlung nicht einführe, müsse er abdanken.

Die damalige gefährliche Lage der Dynastie ist im Auslande wenig bekannt geworden. Die Athenische Zeitung Skrip brachte darüber im Februar 1910 einige Einzelheiten. Sie ließ über den revolutionären Charakter des Vorgehens der Liga keinen Zweifel. Den Revolutionären hätte nur die Ehrlichkeit gefehlt, gleich den Diktator, in diesem Falle Venizelos, aufzustellen. Dabei war die Forderung der Nationalversammlung eine Art Falle, in der die Dynastie gefangen war. Jedenfalls konnte sie leicht den König und den Kronprinzen entfernen. Die dritte Generation des Herrscherhauses, der älteste Sohn des Kronprinzen, Prinz Georg, hätte dann wohl vor die Wahl gestellt werden können, entweder wie sein Vater und Großvater das Land zu verlassen oder als Gefangener des Diktators in Tatoi zu bleiben. Der König konnte sich lange nicht entschließen. Er fürchtete das Eindringen radikaler, wenn nicht revolutionärer Elemente in die Nationalversammlung. Ralli suchte ihn dadurch zu beschwichtigen, daß er versprach, seine und Theotokis Partei würden imstande sein, das Eindringen dieser Elemente zu verhindern. (Sie kamen später doch hinein!) Schließlich gingen Thron und Parteien auf die Forderung der Liga ein. Die Nationalversammlung sollte unter Übertretung der in der Verfassung vorgesehenen Formalitäten berufen werden. Hierzu wäre nämlich das Votum von zwei verschiedenen Kammern mit der einfachen Anzahl von Abgeordneten nötig gewesen. Den nachherigen Auseinandersetzungen über die Gesetzmäßigkeit der Auflösung der später einberufenen revidierenden Nationalversammlung gegenüber muß also festgestellt werden, daß bei Einleitung dieser ganzen Verfassungsaktion von vornherein der verfassungsmäßige Weg von der Liga, den Parteien und dem Könige verlassen worden ist. Für diese Konzession des Thrones und der Partei gab die Liga das Versprechen, sie werde sich nunmehr offiziell auflösen. („Offiziell" hat sie das auch getan!) Das Ministerium Mavromichali nahm, nachdem es diese Arbeit getan hatte, seinen Abschied. Dragumis wurde mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Er war der Vorgänger und Platzhalter von Eleutherios Venizelos.

Am 17. September erschien der hellenische Dampfer Spezzia, Staatsmänner und sonstige Persönlichkeiten von Ruf an Bord, um Venizelos feierlich von Kreta nach Athen zu geleiten. Kaum war er gelandet und im Grand Hotel am Syntagma-(Verfassungs-)Platz angekommen, da begehrte ihn das Volk von Athen zu sehen: ein von der Offiziersliga gut inszenierter erster Akt! Venezilos trat auf den Balkon und riß in fesselnder Rede die Zuhörer hin. Im Kabinett Dragumis hatte Oberst Zorbas, das Haupt der Offiziersliga, das Kriegsministerium übernommen. Der Ministerpräsident berief dann eine revidierende Nationalversammlung — eine solche zählt die doppelte Anzahl der Abgeordneten — ein. Nachdem der Mohr seine Schuldigkeit getan hatte, konnte er (Dragumis) gehen. Bei den Verhandlungen über ein neues Kabinett hätte nach der parlamentarischen Überlieferung der Präsident der Nationalversammlung, Herr von Hoeßlin, mit der Bildung eines neuen Kabinetts betraut werden sollen, da keine andere Majorität als die von ihm repräsentierte Kammer existierte. Theotokis schlug Venizelos zur Bildung eines neuen Kabinetts vor. Wunderbarerweise hat bei Lösung der Kabinettsfrage ausländischer Einfluß mitwirkt. Der in Athen akkreditierte englische Gesandte Elliot trat beim Könige sehr warm für Venizelos ein, und der König entsprach seiner Meinung. Offiziell wird allerdings angeführt, die maßlosen Angriffe der sozusagen in Athen über Nacht auf Kommando entstandenen Venizelospresse auf Herrn von Hößlin hätten den König dazu veranlaßt. Sozusagen mit der roten Mappe unter dem Arm erschien dann Venizelos als Ministerpräsident vor der revidierenden Nationalversammlung. Nach viertägiger Ministerkrisis verlangte er von ihr ein uneingeschränktes Vertrauensvotum ohne jeden Vorbehalt, also mit einem Worte die Erklärung, das Parlament wolle mit einem wildfremden Staatsmanne, der das Land ja doch noch gar nicht kannte, durch „dick und dünn" gehen: ein Unikum in der Geschichte aller Parlamente! Nur in Athen sind derartige Parlamentsfarcen möglich. Zu diesen gehört es auch, daß am entscheidenden Abstimmungstage Unteroffiziere von der Liga als Zuschauer in den Sitzungssaal der Nationalversammlung kommandiert worden waren. Sie waren parlamentarisch genug gebildet, um im gegebenen Augenblick auf die Abgeordneten einen sanften Druck auszuüben. Trotzdem wurde das Vertrauensvotum nicht einstimmig abgegeben. Auf den entsprechenden Vortrag beim Könige wurde am 25. Oktober die Nationalversammlung aufgelöst. „Das ist ein Praxikopima, ein Staatsstreich!" schrieen die Gegner, die Häuptlinge der alten Parteien. Das gesamte Volk nahm aber den „Staatsstreich" sehr ruhig hin und verhielt sich den staatsjuristischen Erörterungen desselben in der Antivenizelos-Presse gegenüber sehr kühl. Theotokis, Ralli und Mavromichali erklärten nach Auflösung der Nationalversammlung, sie wollten sich von den Wahlen zu einer zweiten revidierenden Volksversammlung zurückziehen, weil dieselbe ungesetzlich sei. Diese Erklärung ist nicht ohne Bedeutung, da, wie ja auch schon früher, die Erhebung einer Untersuchung wegen verfassungswidriger

Geschäftsführung eines Ministeriums in Hellas — man denke an Bulgaris 1875 — kein Novum bedeutet. Die hellenischen Wahlen am 11. Dezember haben, wie man voraussehen konnte, dem Ministerpräsidenten Venizelos einen gewaltigen Erfolg gebracht.

Wilhelm v. Humboldt als Organisator des preußischen Bildungswesens

Vortrag

auf der 51. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 4. Oktober 1911 in Posen gehalten von Prof. Dr. Paul Cauer-Münster i. W.

laton verlangte, damit das beste Staatswesen zustande komme, müßten entweder die Philosophen, d. i. die Denker und Forscher, die Regierung übernehmen oder die Regierenden Philosophen werden. Dieser Wunsch ist in Preußen nicht oft erfüllt gewesen. Die beiden Perioden aber, in denen das einigermaßen der Fall war, zeugen doch wohl für ihn: einmal, als König Friedrich eine preußische Großmacht schuf, und weiter, als Stein und die Seinen den Staat Friedrichs des Großen vor der Zerstörung bewahrten und innerlich umbildeten. Am meisten, möchte man vermuten, wird derjenige Teil des öffentlichen Lebens den Segen einer durchgeistigten Leitung empfangen haben, der selbst geistiger Art ist. Auf Steins Veranlassung wurde Wilhelm v. Humboldt an die Spitze des Unterrichtswesens berufen; und die in seiner kurzen Amtsführung gegebenen Impulse sind für die gesamte Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts bestimmend gewesen. Also auch für die Bedrängnis und die Nöte, aus denen sich herauszuwinden die moderne „Schulreform" immer noch bemüht ist? Für die Beantwortung dieser Frage bietet sich seit kurzem in bedeutenden urkundlichen Publikationen das zuverlässigste Material.

Blickt man von den Gutachten und Entwürfen des hohen Beamten zurück auf das erste politische Bekenntnis des Jünglings, so zeigt sich freilich ein gewaltiger Abstand. Humboldt gehörte zu den Deutschen, die, wie Klopstock und Schiller, aufs lebhafteste von den Gedanken ergriffen wurden, mit denen die französische Revolution anfing. Auf der anderen Seite trieb ihn das Wöllnersche Regiment zunächst aus dem Staatsdienst hinaus. Unter diesen doppelten Eindrücken entstanden im Jahre 1792 seine „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen". Außerordentlich eng zog der Fünfundzwanzigjährige diese Grenzen. Aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger sollte sich der Staat enthalten und keinen Schritt weiter

gehen, als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst und gegen auswärtige Feinde notwendig sei. Die Erziehung insbesondere schien dem Verfasser ganz außerhalb der Schranken zu liegen, in welchen der Staat seine Wirksamkeit halten müsse. Gewiß sei es wohltätig, wenn die Verhältnisse des Menschen und des Bürgers soviel als möglich zusammenfielen; aber nur alsdann, wenn das des Bürgers so wenig eigentümliche Eigenschaften fordere, daß sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten könne.

Das berührt uns heute wie ein Klang aus einer fremden Welt — in die hinüberzulauschen und ihres Geistes einen Hauch zu verspüren doch gerade sehr heilsam wäre in einer Zeit, da „staatsbürgerliche Erziehung" auf dem Wege ist, ein Schlagwort, und also ein gefährliches Wort, zu werden. Die Übertriebenheit freilich seiner idealen Forderung muß dem jugendlichen Propheten der Freiheit selber bald zum Bewußtsein gekommen sein; bei seinen Lebzeiten sind nur einzelne Abschnitte jener Schrift veröffentlicht worden. Aber der Grundanschauung blieb er treu, der Freude am einzelnen Menschen und seiner individuellen Entwicklung, die vor allem gepflegt werden müsse. Diese Anschauung hing aufs innigste zusammen mit seinem Kultus der Griechen, bei denen er Stärke der intellektuellen, Güte der moralischen, Empfänglichkeit der ästhetischen Fähigkeiten harmonisch verbunden fand. Humboldts Begeisterung für das Altertum erhielt später besondere Nahrung in den sechs Jahren, die er, von 1802 an, als preußischer Gesandter in Rom zu verleben hatte. Während eines Urlaubs in der Heimat war es, daß ihm, eben auf Steins Betreiben, die Aufgabe angetragen wurde, innerhalb der Neuorganisation der gesamten Staatsverwaltung die Sorge für Kultus und Unterricht zu übernehmen.

Als er sich nach längerem Widerstreben — denn er liebte auch die eigene Freiheit — Ende Februar 1809 bereit erklärte und in Königsberg in die Regierung eintrat, war inzwischen im Dezember 1808 auf Napoleons Befehl Stein entlassen worden, so daß dieser starke Rückhalt jetzt fehlte. Trotzdem darf man sagen: die beiden Haupterfordernisse für ein erfolgreiches Wirken — daß man ein rechtes inneres Verhältnis zu den Dingen besitze, und daß man die maßgebenden Entscheidungen zu treffen habe, — waren hier, was so selten ist, in einer Person vereinigt. Humboldts gute Beziehungen zum Hofe, die aus der Universitätszeit stammende Freundschaft mit seinem nächsten Vorgesetzten, dem Minister Grafen Dohna, machten es ihm möglich, an der Verwirklichung selbstentworfener Pläne mit einer Machtvollkommenheit zu arbeiten, um die ein heutiger Minister ihn beneiden könnte. Und doch war Humboldt nur Chef einer Sektion. Die nach dem Tilsiter Frieden grundsätzlich durchgeführte Gliederung der obersten Verwaltung in Fachministerien reichte nicht sogleich bis zur Bildung eines besonderen Ministeriums für Kultus und Unterricht; freilich hat es dann nicht mehr lange gedauert, bis die Einordnung in das Ministerium des Innern sich als unhaltbar erwies. Mehr Bestand hatte eine andere damals getroffene Maßregel. Stein hatte die Absicht gehabt, geistliche und Unterrichtsangelegen-

heiten voneinander zu trennen. Männer von durchaus frommer Gesinnung unterstützten den Vorschlag, während Humboldt, der Freund und Bewunderer heidnischen Griechentums, widersprach und beides vereinigt halten wollte. Dafür entschied sich auch der Minister Graf Dohna. So wurde dieser folgenschwere Bund befestigt. Ihn zu lösen würde heute, nach hundertjähriger Dauer, sehr viel schwieriger sein als in jener Zeit allgemeiner Neubildung; und wo doch die Frage zur Diskussion gestellt werden sollte, würde das Für und Wider zwischen Vertretern verschiedener religiöser Ansichten vielleicht umgekehrt verteilt sein wie damals.

Humboldts Hauptberater in Sachen der höheren Schulen wurde Joh. Wilh. Süvern, früher Gymnasialdirektor in Elbing, seit 1807 Professor der Philologie und Geschichte in Königsberg. Außerdem aber wünschte Humboldt ganze Körperschaften zur Seite zu haben, deren Aufgabe es wäre, neue Unterrichtsmethoden und Erziehungssysteme zu begutachten, neue Lehrpläne zu entwerfen, die künftigen Lehrer zu prüfen, Vorschläge aus dem Publikum entgegenzunehmen und zu beurteilen, „womit jedoch keinerlei Verwaltungskompetenz verbunden sein sollte". Dies wurden die „Wissenschaftlichen Deputationen für den öffentlichen Unterricht" in Berlin, Königsberg und Breslau. Erster Direktor der Berliner Deputation wurde Schleiermacher, der dann von dieser Stelle aus wertvolle Anregungen gegeben hat. Im ganzen aber erwies sich das Programm der wissenschaftlichen Deputationen, „ewig auf Verbesserungen zu spekulieren", als nicht durchführbar; sie krankten an der Schwierigkeit, daß ihnen keine greifbaren Schwierigkeiten zu überwinden gegeben waren. Die kämpfende Berührung mit der Wirklichkeit der Dinge, mit dem Publikum wie mit anderen Behörden, fehlte, und damit der feste Anhalt für eigenes Wirken. Ihre einzige recht praktische Aufgabe war die Prüfung der Lehrer, und an dieser Stelle hat sich dann auch eine bestimmte Verwaltungskompetenz entwickelt. Die heutigen „Wissenschaftlichen Prüfungskommissionen" sind eine etwas engbrüstige Nachkommenschaft jener groß und frei gedachten Organisation.

Das Höchste, was Humboldt positiv geschaffen hat, war die Gründung der Universität Berlin. Der Gedanke, daß der Staat durch geistige Kräfte ersetzen müsse, was ihm an physischen verloren war, hatte von vornherein den Beifall des Königs. Aber zwei Vorfragen blieben: ob eine Universität alten Stiles zu gründen sei? und, ob in Berlin oder einer kleineren Stadt. Für die Wahl von Berlin gewann Humboldt die entscheidende Zustimmung des Finanzministers v. Altenstein durch den Hinweis auf die schon vorhandenen wissenschaftlichen Institute, die man doch weder aus der Hauptstadt wegverlegen noch unvollständig lassen könne. Inbezug auf den anderen, wichtigeren Punkt lag aus den neunziger Jahren, aus der Amtszeit des Ministers v. Massow, ein Plan vor, den Bestand wissenschaftlicher Fachschulen in Berlin zu erhalten und zu ergänzen, sie aber nicht zu einer Universität zu verschmelzen und die Pflege allgemein-wissenschaftlicher Bildung ganz den Gymnasien zu überlassen. Dieser

Vorschlag, der einen starken Zug zum Handwerksmäßigen hatte, beruhte auf einer geringen Meinung von dem, was die Universitäten wirklich leisteten, und die ungünstige Meinung war wohl nicht ganz unbegründet. Jedenfalls wurde sie von einem Manne geteilt, der das Gegenteil eines Banausen war: Fichte. Das Geschäft der Universitäten, so führte er im Jahre 1807 in einer Denkschrift aus, sei seit Erfindung des Buchdruckes nur dieses: „das gesamte Buchwesen noch einmal zu setzen und ebendasselbe, was schon gedruckt vor jedermanns Augen liegt, auch noch durch Professoren rezitieren zu lassen." Deshalb verlangte er eine ganz neue Veranstaltung zu gemeinsamer Arbeit von Lehrern und Lernenden, eine „Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauches", mit eigens dazu erfundenen Formen und Abstufungen. Gegen diese künstliche Konstruktion wandte sich, schriftlich wie in mündlicher Beratung, Schleiermacher; und für dessen Ansicht entschied Humboldt. „Man beruft eben tüchtige Männer und läßt das Ganze allmählich sich ankandieren", so lautete sein Beschluß. Humboldt war selbst ein Denker und Forscher und brachte wie etwas Selbstverständliches die Einsicht mit, daß die ihrer Natur nach freieste geistige Tätigkeit in der Einengung durch festumschriebene Aufgaben und Befugnisse nicht gedeihen kann. Dabei war er fern von bequemem Gehenlassen. Je mehr Vertrauen dem einmal Berufenen gewährt werden sollte, um so strengere Vorsicht schien ihm bei der Auswahl geboten. Er erklärte geradezu: die Ernennung der Universitätslehrer müsse dem Staat ausschließlich vorbehalten bleiben; denn Antagonismus und Reibung zwischen den Professoren, an sich heilsam und notwendig, würden in dieser Beziehung nur störend wirken und unwillkürlich den Gesichtspunkt verrücken.

Das schrieb derselbe Mann, der achtzehn Jahre vorher so zuversichtlich dem Staate jede positive Einwirkung auf das Bildungswesen abgesprochen hatte! Doch die alte Überzeugung war in ihm noch nicht erstorben. In eben der Denkschrift (von 1810), der die angeführte Forderung entnommen ist, schärft er dem Staate die Pflicht ein, sich stets bewußt zu bleiben, daß er auf dem Gebiete des höheren Bildungswesens eigentlich „immer hinderlich sei, sobald er sich hineinmische, daß es an sich ohne ihn unendlich besser gehen würde". Seine Mitwirkung sei nur ein notwendiges Übel. „Nicht etwa bloß die Art, wie er die äußeren Formen und Mittel beschafft, kann dem Wesen der Sache schädlich werden, sondern der Umstand selbst, daß es überhaupt solche äußeren Formen für etwas ganz Fremdes gibt, wirkt immer notwendig nachteilig ein und zieht das Geistige und Hohe in die materielle und niedrige Wirklichkeit herab. Daher muß der Staat nur darum vorzüglich wieder das innere Wesen vor Augen haben, um gut zu machen, was er selbst, wenngleich ohne seine Schuld, verdirbt oder gehindert hat".

Sonderbarer Schwärmer! mag man sagen; der Erfolg hat ihn doch gerechtfertigt. Mit seiner vornehmen Gesinnung verband sich praktischer Sinn; das bewährte sich in der Art, wie er die Geldmittel für das große Werk zu be-

schaffen wußte, wie er im einzelnen die Berufungsverhandlungen führte. Vor allem aber: wäre Humboldt, der Staatsmann, nicht zugleich ein Mann der Wissenschaft gewesen, so wäre es ihm nicht gelungen, Hausbackenheit auf der einen Seite, Verstiegenheit auf der anderen von gewaltsamer Neugründung zurückzuhalten. Denn die Universitäten des achtzehnten Jahrhunderts schienen sich wirklich überlebt zu haben; ihr Verfahren, Lehrbücher zu erklären und Hefte zu diktieren, forderte den Spott heraus. Was uns heute als selbstverständlich und als der eigentliche Charakter der Universitäten erscheint, die Verbindung von Unterricht und Forschung, ist damals geschaffen worden. Nachträglich ist es ja leicht, zu sagen: es kam darauf an, überlieferte Formen zu bewahren und mit neuem, lebendigem Inhalte zu füllen. Daß dies an der frisch erstehenden Hochschule in der preußischen Hauptstadt wirklich geschah, war doch eine gewaltige Leistung.

Auch Humboldt hatte nicht auf den ersten Blick die Richtung gefunden, die er einschlagen wollte; in den Denkschriften der Jahre 1809 und 1810 läßt sich eine Entwicklung seiner Ansichten erkennen. Anfangs war er geneigt, die Aufgaben der Universität von denen der Akademie scharf zu scheiden, so daß die eine zur Erweiterung, die andere zur Verbreitung der Wissenschaften bestimmt wäre. Je tiefer er nachdachte, desto mehr erkannte er, daß hier eine Grenze zu ziehen unnatürlich sein würde, daß es zum Wesen aller wissenschaftlichen Anstalten gehöre, „die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten und unabläßig sie als solche zu suchen" — auch an den Universitäten, ja hier unter besonders günstigen Umständen. „Denn der freie mündliche Vortrag vor Zuhörern, unter denen doch immer eine bedeutende Zahl selbst-mitdenkender Köpfe ist, feuert denjenigen, der einmal an diese Art des Studiums gewöhnt ist, sicherlich ebenso sehr an, als die einsame Muße des Schriftstellerlebens oder die lose Verbindung einer akademischen Genossenschaft. Die Wissenschaft läßt sich als Wissenschaft nicht wahrhaft vortragen, ohne sie jedesmal wieder selbsttätig aufzufassen, und es wäre unbegreiflich, wenn man nicht hier, sogar oft, auf Entdeckungen stoßen sollte". — Es war doch wohl kein ganz unpraktischer Mann, der vor hundert Jahren so schreiben konnte. Damit waren, aus Anlaß der Neuschöpfung in Berlin, die grundlegenden Kräfte bezeichnet; aus ihnen ist der Segen erwachsen, den seitdem die deutschen Universitäten dem Geistesleben der Nation gebracht haben. Es will mir scheinen, als sei der Dank hierfür in der Jubelfeier des vorigen Jahres doch nicht so klar zum Ausdrucke gekommen, wie er verdient war.

Während Humboldt hier die Verwandtschaft und die inneren Beziehungen äußerlich getrennter Institute zu würdigen wußte und zu schützen vermocht hat, ist er an einer anderen Stelle bestrebt gewesen, die vor kurzem errichtete Schranke stärker zu befestigen. Das im Jahre 1789 zuerst eingeführte Abiturientenexamen hatte den ausgesprochenen Zweck, zwischen Universität und Gymnasium die bis dahin vielfach gemeinsamen Aufgaben klar zu verteilen, die eine von elementarer,

nur vorbereitender Arbeit zu entlasten, dem anderen die Möglichkeit des Übergreifens in ein höheres Bereich abzuschneiden. Mit Entschiedenheit ist Humboldt in dieser Richtung weitergegangen. „Eins der größten Gebrechen unseres Schulwesens ist die Nachlässigkeit bei den Prüfungen der zur Universität abgehenden jungen Leute," so schrieb er im August 1809 in einem amtlichen Bericht. Mit Benutzung der Vorarbeiten, die dem Eifer des Ministers v. Massow verdankt wurden, ging man daran, ein genaueres Reglement für die Prüfung herzustellen, das dann zwei Jahre nach Humboldts Rücktritt wirklich erlassen worden ist. Sollte es aber gelingen, im Examen gleichmäßige Forderungen durchzuführen, so mußte an allen Schulen nach demselben Lehrplan gearbeitet werden, woran es noch durchaus fehlte. Humboldt ließ auch hierzu die Vorarbeiten machen; auch diese gelangten erst nach seiner Zeit zum Abschluß. Im Jahre 1816 wurde eine „Anweisung über die Errichtung der öffentlichen allgemeinen Schulen" von seiten des Ministeriums den Provinzialbehörden mitgeteilt, nicht als bindende Vorschrift, doch als eine „Richtschnur", der sie so viel als möglich Geltung verschaffen sollten. Die formelle Redaktion hatte Süvern obgelegen, der als vortragender Rat noch lange im Ministerium verblieb; sachlich darf der allgemeine Lehrplan den Denkmälern der Humboldtschen Amtsführung zugerechnet werden.

Die dritte große organisatorische Maßregel hat er noch selbst hinausgehen lassen, das „Edikt wegen Prüfung der Kandidaten des höheren Schulamtes", 1810. Dadurch ist Humboldt der Schöpfer des höheren Lehrerstandes geworden, und mit vollem Bewußtsein. Denn als das Bedenken erhoben worden war, daß die staatliche Aufsicht über die Besetzung der Lehrerstellen, wozu ja das Examen pro facultate docendi die Handhabe bieten sollte, zu einem „Zunftzwange" führen würde, knüpfte Humboldt eben hieran sein eigenes Votum: Es wird vielmehr ein Geist entstehen, „der, ohne Zunftgeist zu sein, eine feste und sicher zum gemeinschaftlichen Ziele hinstrebende Richtung hat. Es entsteht eine pädagogische Schule und eine pädagogische Genossenschaft, und wenn es wichtig ist, durch Zwang bewirkte Einheit der Ansicht zu verhüten, so ist es ebenso wichtig, durch eine gewisse Gemeinschaft (die nie ohne eine Absonderung des nicht zu ihr Gehörenden denkbar ist) eine Kraft und einen Enthusiasmus hervorzubringen, welche dem einzelnen und zerstreuten Wirken immer fehlen."

Auch hier erkennen wir den eindringenden Blick für das Wesentliche und Lebendige, ja etwas wie einen prophetischen Blick, der das Ziel einer eingeleiteten Entwicklung im voraus schaut. Und dabei bewegte sich Humboldt hier auf einem Gebiete, das ihm ursprünglich vollkommen fremd war. Als er die Verwaltung des preußischen Unterrichtswesens übernahm, hatte er noch nie eine Schule gesehen, nicht nur als Lehrer oder als Aufsichtsbeamter, sondern auch nicht als Schüler. Daß ihm damit etwas mangelte, wußte er nun doch und war bemüht, sich von Zuständen und Vorgängen eine Anschauung noch zu verschaffen. In Königsberg, wo während der ersten, größeren Hälfte seiner

Amtszeit Hof und Ministerien ihren Sitz hatten, verbrachte er ganze Vormittage mit Hospitieren, auch in Volksschulen. Gegen Pestalozzis Ideen hatte er zuerst eine Abneigung; der Aristokrat, des Geistes wie des Blutes, machte sich geltend. Doch überwand er dieses persönliche Moment und war selbst dafür tätig, die neue Methode in Preußen einzuführen, indem er einen Schüler Pestalozzis dorthin berief.

Mit dem allen ist Humboldt zu einem rechten Verständnis für das, was den erwerbenden und gar den niederen Klassen des Volkes nottat, niemals gelangt. Von dem eigenen Ideal einer allseitigen, in sich harmonischen Menschenbildung war er so beherrscht, daß er jedem, auch dem Geringsten, einen Anteil daran zu geben wünschte; nicht der Art, nur dem Grade nach sollte die Bildung des gemeinen Mannes von der des Gelehrten verschieden sein. So stellte die Sektion den Grundsatz auf: „An Orten, wo es gelehrte Schulen (d. h. solche, welche den Schulunterricht bis zu seinem Endpunkte führen) geben kann, müssen keine abgesonderte Bürger-, sondern nur Elementarschulen sein, an Orten hingegen, wo dies nicht möglich ist, kann und muß es Bürgerschulen geben, welche indes dann nur die unteren Klassen der von ihnen abgesonderten gelehrten sind."

Bei Durchführung dieses Grundsatzes war es nicht zu vermeiden, daß man mit den Patronaten in vielfachen Widerspruch geriet, denen ohnehin die von Humboldt geforderten Verbesserungen einen starken Aufwand nicht nur an Geld zumuteten, sondern auch an Selbstverleugnung. Denn er war nicht gewillt, erhöhte Leistungen durch vermehrte Rechte zu belohnen. Die städtischen Schulkollegien, etwa den heutigen Schuldeputationen und Kuratorien entsprechend, erschienen ihm wie eine störende Zwischeninstanz zwischen der Regierung und den Schulen. Aus Anlaß eines besonderen Falles schrieb er vertraulich an Friedr. Aug. Wolf: „Ich denke darauf, die Rechte der Magistrate zu beschränken; es ist sonst kaum möglich, daß etwas Vernünftiges aus den Gymnasien wird." Ebenso entschlossen zeigte er sich, wo es darauf ankam, Sonderbestrebungen königlicher Behörden, z. B. des Joachimsthalschen Schuldirektoriums, des Oberpräsidenten der Provinz Schlesien, zu unterdrücken. Wenn er in dieser Richtung viel erreichte, so kam es doch zum guten Teil daher, daß, wer mit ihm zu tun hatte, nicht bloß den hochgestellten Beamten vor sich sah, sondern den überlegenen Geist empfinden mußte.

Eduard Spranger in seinem verdienstlichen Buche „Wilhelm v. Humboldt und die Reform des Bildungswesens" (1910) äußert seine Genugtuung darüber, daß Humboldt in den meisten Fällen mit seinen Ideen der Verstaatlichung und Zentralisierung Sieger geblieben sei. Dieser Sieg sei um so größer, als er ihn über sich selbst errungen habe; „der historische Staatsgedanke wußte sich diesen größten Individualisten zum Diener zu schaffen." Ich vermag diese Freude nicht ganz zu teilen. Es ist ja wahr: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch bald eine bestimmte Art von Verstand. Aber nun kam es doch so, daß Humboldt im Grunde ein anderer war, als er, vom staatlichen Getriebe auch innerlich erfaßt, sich betätigte. Er selbst empfand diesen Widerspruch und

gab sich der Hoffnung hin, es werde ein Zeitpunkt kommen, wo die Sektion für das Unterrichtswesen ihren Zweck erreicht hätte, wo sie ihr Geschäft gänzlich in die Hände der Nation zurücklegen könnte. Freilich war es im Anfang seiner kurzen Amtszeit, daß er, in einem Bericht an den Minister (Mai 1809), dies aussprach. Ist er nachher zu der Erkenntnis gekommen, daß eine so schöne Hoffnung unerfüllbar sei? War dies vielleicht der Grund für seinen frühen Rücktritt?

Daß es so gewesen sei, habe ich vor Jahren vermutet; aber das seitdem erschlossene urkundliche Material spricht dagegen. Vor allem die Briefe an seine Frau geben über Humboldts wirkliche Motive vollständige Auskunft. Er empfand es bitter, daß er als Chef zweier wichtiger Verwaltungszweige nicht auch die formelle Selbständigkeit eines Ministers hatte. Wenigstens hatte man ihm Aussicht gemacht, daß in dem zu gründenden Staatsrate die Vorsteher der Sektionen nicht nur beratende, sondern gleich den Ministern beschließende Stimme haben sollten. Als der Entwurf der Organisation Humboldt bekannt wurde, sah er, daß die Erwartung sich nicht erfüllte; und sofort bat er um seine Entlassung, Ende April 1810. „Ich hätte gegen alle Gefühle der Ehre gehandelt", so schrieb er an seine Frau, „wenn ich mich diesen Ministern hätte auf diese Weise unterordnen wollen. Ich kann jedem von ihnen dreist ins Gesicht sagen, daß es keinem von ihnen nur einfallen wird, eine innere Geistes- oder Charaktersuperiorität über mich zu behaupten, und wollte es einer, möchte er schwerlich viele Stimmen für sich haben." — Der König beantwortete das Abschiedsgesuch zunächst gar nicht, behielt sich auch, als es Ende Mai erneuert wurde, den Entschluß noch vor. Da inzwischen eine allgemeine Ministerkrisis eintrat, so war es nahe daran, daß Humboldt seine Forderung doch noch durchgesetzt hätte und daß schon damals, was dann erst 1817 geschah, ein besonderes Ministerium für Kultus und Unterricht, und zwar unter seiner Leitung, gegründet worden wäre. Aber der neue Premierminister, Hardenberg, wünschte Humboldt wieder im auswärtigen Dienste zu verwenden; so erhielt er unterm 14. Juni seine Ernennung zum Gesandten in Wien. —

In einer Zeit von knapp sechzehn Monaten war eine Fülle schöpferischer Arbeit geleistet, wovon hier nur die Hauptpunkte hervorgehoben werden konnten. Und überall haben die von Humboldt gegebenen Direktiven Generationen hindurch fortgewirkt. Dafür war es von größter Bedeutung, daß Johannes Schulze, der nachher als vortragender Rat Süverns Erbschaft übernahm, aus voller Überzeugung und mit natürlicher Geistesverwandtschaft das Begonnene weiter bildete. Aber ist das nun alles zum Segen gediehen? Die Gründung der Universität, die verständnisvoll freie Gestaltung ihres Verhältnisses zur Akademie, gewiß. Die Trennung jedoch zwischen Universität und Schule, die dazu dienen sollte einen geordneten Lehrgang zu sichern, hat tiefer gegriffen, als die Absicht gewesen sein kann, indem sie zwischen dem letzten Jahre des Primaners und dem ersten des Studenten eine unnatürliche Kluft befestigte. Allmählich ist das

geschehen, und noch allmählicher zum Bewußtsein gekommen. Heute aber geben die künstlichen Vorschläge, die man gemacht hat, um durch äußere Veranstaltung die Schroffheit des Überganges zu mildern, ein deutliches Zeugnis, wie hier Übel geschaffen worden sind, die nun wieder bekämpft werden müssen.

Was Humboldt in dieser Beziehung getan hat, hängt mit einem allgemeinen Zuge seines Wesens zusammen, mit dem, fast möchte man sagen, fanatischen Eifer für Prüfungen. Nicht nur Schüler und Lehrer sollten mehr als einem Examen unterworfen werden, sondern z. B. auch die Verwaltungsbeamten, immer vor dem Aufrücken in eine höhere Stellung; und auch hierbei sollte außer dem technischen Können die ganze Persönlichkeit ins Auge gefaßt werden. In seinem Gutachten heißt es: „Nichts ist so wichtig bei einem höheren Staatsbeamten, als welchen Begriff er eigentlich nach allen Richtungen hin von der Menschheit hat, worin er ihre Würde und ihr Ideal im ganzen setzt, mit welchem Grade intellektueller Klarheit er es sich denkt, mit welcher Wärme er empfindet." Dies wird dann im einzelnen dargelegt, um den Hauptgedanken vorzubereiten, daß ermittelt werden solle, „ob ein Mensch konsequent oder inkonsequent, hoher oder gemeiner Natur, borniert oder liberal, einseitig oder vielseitig ist, ob er den Feuereifer des Reformators hat oder nur den starken Willen treuer Pflichterfüllung, und zuletzt, ob es ihm mehr auf den Gedanken oder auf die Wirklichkeit ankommt, oder ob er, was die Ansicht des großen Staatsmannes ist, von der Überzeugung durchdrungen wird, daß das Ziel nur dann erreicht ist, wenn der erstere der Stempel des letzteren geworden ist. Dies alles nun zu erforschen" — damit wendet sich Humboldt der Frage der praktischen Ausführung zu — „gibt es tausend und abertausend Mittel, und fast kein denkbares Gespräch, von dem aus man nicht in wenig Wendungen dahin gelangen könnte, wo sich bereits ziemlich klar sehen läßt."

Wir lächeln, wenn wir so etwas lesen; aber wir haben nicht immer recht, wenn wir lächeln. In der Tat, so müßte man denjenigen prüfen, so müßte man ihn prüfen können, der den Anspruch erhebt, ein Führer anderer, gar erwachsener Menschen zu werden. Doch was ist in der Wirklichkeit daraus geworden? Innerhalb des Examens pro facultate docendi ist ja ein Rest der allgemeinen Prüfung erhalten, so kümmerlich und unerfreulich, daß vielfach schon empfohlen worden ist, ihn auch noch fallen zu lassen, — was doch nur bedeuten würde: das Symptom einer Krankheit zudecken, damit es dem Auge kein Ärgernis gebe; Engherzigkeit und Banausentum würden dann eben in Zukunft ganz unbeobachtet hereinkommen. Aber etwas sehr Schwieriges ist dies allerdings: nicht bloß ein Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten festzustellen, sondern die Zulänglichkeit des ganzen Menschen zu erforschen. Eine solche Prüfung muß erstarren und unwirksam werden, wenn sie auf ein Entweder—Oder, „Genügend" oder „Nicht genügend" eingestellt wird. Davon liefert ja die allmähliche Degeneration unserer Reifeprüfung das sprechendste Beispiel.

So bemerkenswert übrigens der Anteil ist, den Humboldt an dieser Entwicklung gehabt hat, so darf man doch nach dem Stande der Dinge, den er schon vorfand, annehmen, daß sie auch ohne ihn eingetreten sein würde. Geradezu bestimmend hat er an einer anderen Stelle eingegriffen: er ist der Vater des nach Klassen abgestuften Berechtigungswesens. Paul de Lagarde schrieb im Jahre 1881: „Schulen haben, die nach einer Idee, für einen bestimmten Zweck eingerichtet sind, und dennoch nach dem Besuche bestimmter Klassen ihren Angehörigen auszutreten erlauben, diese Erfindung der Geheimden Räte Schulze und Wiese muß mit Besen ausgekehrt werden, und alle sie Verteidigenden und Beschönigenden müssen mit ihr fort." Ein berechtigter Zorn; nur wußte Lagarde nicht, was jetzt offen zutage liegt, daß die eigentliche Verantwortung für dieses unselige System Humboldt zu tragen hat. Ansätze zu Mittelschulen, Bürgerschulen, Realschulen waren zu seiner Zeit schon vielfach vorhanden und wurden z. B. von Schleiermacher richtig gewürdigt; Humboldt hat ihr Wachstum unterdrückt, und so das Aufkommen einer neuen Art mehr auf das Praktische gerichteter Bildungsanstalten um Jahrzehnte verzögert. Gewiß in edelster Gesinnung und Absicht; das Ideal einer einheitlichen, Hoch und Niedrig in der Nation umfassenden, nur in ihrer Abstufung Unterschiede zulassenden Erziehungsschule hielt ihn gebannt — dasselbe Ideal, das heute wie etwas Neues von der entgegengesetzten Seite her verkündigt wird.

Denn im Laufe von drei Menschenaltern hat sich hier eine seltsame und doch natürliche Verschiebung vollzogen. Humboldt hielt es für richtig, die Bildungsbedürfnisse der erwerbenden Klassen denen der höheren Berufstände unterzuordnen; Joh. Schulze und Ludwig Wiese setzten das Werk fort: und nur zu gut ist es gelungen. Um mit irgendeiner gewünschten Berechtigung aus Tertia, aus Untersekunda, mit Primareife abzugehen, strömte den Gymnasien und später auch den Realgymnasien und Oberrealschulen eine Menge von Schülern zu, die gar nicht daran dachten, den neunjährigen Kursus bis zu Ende durchzumachen. Daß sie zu einem für sie so ungeeigneten Bildungsgange eingeladen, stellenweise genötigt wurden, war hart. Nach und nach aber kamen sie in die Überzahl; und nun wandte sich das Blatt. Als man im Jahre 1890 den Tatbestand aufnahm, stellte sich heraus, daß von zweihundert Knaben, die in eine höhere Schule aufgenommen waren, nur einundvierzig ihr Endziel erreichten. Das war ein Mißstand, der Abhilfe erheischte; und nach dem Prinzip der Majorität, das inzwischen ja auch im politischen Leben zu Ansehen gelangt war, schien es das einfachste, von jetzt an das Interesse derer, die zur Reifeprüfung gelangen, dem der früher Abgehenden unterzuordnen. Dieser Grundsatz wurde in den Lehrplänen von 1891 geradezu proklamiert (III, 1), in denen von 1901 nicht widerrufen. So ist der neunjährige Lehrgang zerstört worden; erst in Obersekunda darf sich die höhere Schule ihres eigentlichen Berufes, auf die Hochschule vorzubereiten, wieder erinnern: eine ungewollte, doch mit Notwendigkeit eingetretene Konsequenz der Humboldtschen Schulpolitik.

Also hatte Platon doch wohl unrecht, und Philosophen gehören nicht in die Regierung? Der routinierte Beamte, der geschickte Opportunist nützt mehr, oder schadet doch weniger, als der staatsmännisch denkende? — Der Beitrag zur Entscheidung dieses Zweifels, der sich aus Humboldts Wirksamkeit gewinnen läßt, hängt davon ab, wie hoch man das einschätzen will, was er doch unanfechtbar und nachhaltig Gutes, für die Universität wie für die Berufsbildung der Lehrer, geschaffen hat. Ich meine, es muß sehr hoch geschätzt werden. Dann aber dürfen wir nicht vergessen: weniger als anderthalb Jahre ist er im Amte gewesen. Ein anderer von den kühnen Reformatoren jener innerlich reichen Zeit, Scharnhorst, hat gesagt: „Zur Sicherung großer Erfolge gehört, daß eine Seele den Plan entwerfe, den Entschluß fasse und diesen selbst ausführe." Das blieb Humboldt versagt. Es ist nicht auszudenken, welche segensreichen Folgen es gehabt haben würde, wenn er auch nur ein Jahrzehnt lang die Wirkung seiner Maßregeln selbst hätte beobachten dürfen. Daß er die Fähigkeit besaß, Tatsachen zu sehen und aus ihnen zu lernen, hat er durch die beispiellos schnelle Einarbeitung in einen ihm ganz fremden Stoff aufs glänzendste bewiesen.

Doch wichtiger noch als der einzelne Mann ist uns die Sache, der er gedient hat. Und da zeigt sich allerdings, wenn wir zurückblicken, ein trauriger Erfolg. „Allgemeine Bildung", einst als etwas Schönes gedacht, ist zur übelsten und nun mit Zähigkeit herrschenden Phrase geworden; über den Zudrang von Ungeeigneten zu den Universitäten und zu den höheren Berufständen wird heute geklagt wie vor hundert Jahren; und wenn damals die Söhne von Handwerkern und Kaufleuten, die dem väterlichen Berufe treu bleiben wollten, darunter zu leiden hatten, daß sie dasselbe lernen mußten wie angehende Gelehrte und Staatsbeamte, so ist heute die kleinere Zahl derer, die zu Führern der Nation erzogen werden sollten, schlimm daran, weil ihnen nicht aus dem Vollen die geistige Kost, die ihnen gemäß wäre, geboten werden kann, da der allen gemeinsame Lehrplan dem bescheidneren Verlangen und Können der großen Menge angepaßt ist. Welcher Schade der *schwerere* sei, bliebe noch zu erwägen.

Wer aus dem negativen Ertrag einer hundertjährigen Arbeit den Schluß ziehen wollte, daß es wirklich das beste sei, auf eine planvolle, aus dem Denken geschöpfte Leitung des höheren Bildungswesens zu verzichten, von Fall zu Fall das Notwendigste zu besorgen, das Schlimmste gerade immer noch abzuwenden, fortzuwursteln, wie der technisch gewordene Ausdruck lautet: wer so folgern wollte, würde mit Gründen nicht widerlegt werden können. Denn der Glaube, daß es doch zuletzt gelingen müsse, den Gang der Dinge anders zu führen, ist eben ein Glaube, und der läßt sich überall nicht beweisen. Jeder Spätere hat ja wenigstens den Vorteil, daß ihm Gelegenheit gegeben ist, die von den Vorgängern schon gemachten Fehler aus ihren Folgen zu erkennen und danach zu vermeiden. Im ganzen aber — die Lehre müssen wir allerdings aus der Geschichte entnehmen — ist eindringende und andauernde Wirkung zum Guten auf einem Gebiete geistigen Lebens, wie Erziehung und Unterricht es darstellen,

nicht leichter als anderwärts, sondern ungeheuer schwer, und kann nur durch ein besonders günstiges Zusammentreffen von Umständen und Kräften vollbracht werden. Daß solches Zusammentreffen einmal wiederkehre, darauf wollen wir denn hoffen, und wollen in Gedanken den Mann grüßen, der irgendwoher und irgendwann doch kommen wird, der uns, nicht bloß zum besten der Schule, den Geist und die Staatskunst eines Stein und Humboldt erneuert.

Ein Goethescher Spruch lautet: „Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei; er würde sonst nicht forschen." Das ist vom Gelehrten gesagt; und etwas ähnliches gilt vom Staatsmann: er muß an die Möglichkeit glauben, das Unmögliche wirklich zu machen; wie sollte er sonst den Mut finden zu handeln?

Die geistig Minderwertigen und ihre zukünftige strafrechtliche Behandlung

Von Oberstabsarzt Dr. Lobedank-Lüneburg

(Schluß)

Wie soll der Richter gegen den geistig minderwertigen Täter verfahren? Da manchen geistig Minderwertigen gegenüber Strafmilderung unbedenklich angebracht ist, liegt es nahe, den oben vorgeschlagenen Wortlaut des in Rede stehenden Gesetzparagraphen zu ergänzen durch die Worte: „. . . so kann der Richter die Strafe nach freiem Ermessen mildern". Ich glaube, daß man im allgemeinen damit auskommen könnte, und daß die Mehrzahl der Richter kaum Neigung haben würde, die Strafmilderung auch den moralisch Entarteten unter den geistig minderwertigen Verbrechern zu gute kommen zu lassen. Trotzdem ist es möglich, daß einzelne Richter, wenn sie einerseits die Diagnose des Sachverständigen auf geistige Minderwertigkeit bei einem schweren Verbrecher anerkannt haben, und anderseits ihre Weltanschauung von Schuld und Sühne auf den Fall anwenden, die nach ihrer Ansicht verminderte Schuld auch unter allen Umständen milder strafen zu müssen glauben werden. Für groß halte ich diese Gefahr zwar nicht. Daß sie aber besteht, wird nicht zu leugnen sein. Ich wäre daher für einen Zusatz, der etwa lauten würde: „Strafmilderung ist ausgeschlossen, wenn die Tat von großer Roheit zeugte, oder wenn die geistige Minderwertigkeit des Täters sich im wesentlichen durch Betätigung unmoralischer gesellschaftsfeindlicher Neigungen kundgibt." Durch einen derartigen Zusatz würde vermieden, daß solche Individuen, die gerade wegen ihrer besonderen Art von geistiger Minderwertigkeit besonders starker

Hemmungen bedürfen, durch die Aussicht auf gesetzlich verbürgte mildere Bestrafung noch widerstandsunfähiger gegen den Anreiz zum Verbrechen würden.

Ich bin auf den Einwand gefaßt, daß bei dem etwaigen Inkrafttreten des vorgeschlagenen Zusatzes unter Umständen auch die Todesstrafe an einem geistig Minderwertigen vollstreckt werden müsse. Ja, gewiß! Und ein Unglück vermöchte ich nicht darin zu erblicken, wenn man im übrigen dafür Sorge trägt, daß die Todesstrafe nur für jene Bestien vorbehalten bleibt, die kaltblütig ihren Begierden ein Menschenleben opfern. Gerade vom deterministischen Standpunkt braucht man keine Bedenken dagegen zu hegen. Denn von diesem Standpunkt geschehen alle Handlungen mit Notwendigkeit, sowohl die der geistig Normalen, als auch die der Geisteskranken und der geistig Minderwertigen. Und wenn bei den letzteren eben die geistige Minderwertigkeit zu den kausalen Bedingungen eines Mordes gehört, so haben wir als Deterministen, die wir nicht ängstlich nach dem Grad der „Schuld" fragen, keinen Grund, die radikale Beseitigung so gesellschaftsfeindlicher Elemente zu verhindern. Daß der ihrer geistigen Minderwertigkeit zugrunde liegende Zustand als krankhaft im medizinisch-klinischen Sinn anzusehen ist, dürfte daran nichts ändern, denn man muß diesen Krankheitszustand richtig bewerten. Dem des wirklich Geisteskranken ist er doch nicht gleichzustellen. Die geistig Minderwertigen haben ja, wie Leppmann treffend ausführt, „nach mannigfacher Richtung hin genügende Hemmungen und Leistungsfähigkeit, sie können noch manche ihrer Lebensinteressen selbständig versehen. Sie würden sehr entrüstet sein, wenn man sie mit den Geisteskranken bürgerlichen Rechts gleichstellen und ihre Zurechnungsfähigkeit generell anzweifeln wollte." Denkt man sich nun so einen Menschen, der eines jeden moralischen Gefühls bar immer nur die Erfüllung seiner egoistischen Triebe und Neigungen erstrebt und hierbei trotz etwa vorhandener Intelligenzdefekte sogar eine gewisse Raffiniertheit an den Tag legt, so ist wirklich nicht einzusehen, warum man, wenn er selbst Menschenleben nicht schont, sich seiner nicht auf eine Weise entledigen soll, die mit völliger Sicherheit die Menschheit für immer vor ihm schützt. Weil seine Eigenart die Ursache seiner Tat war, wird man einwenden. Nun, auch die Tat des geistig ganz normalen Mörders entspringt dessen Eigenart. Wenn die Eigenart im ersteren Fall „krankhaft" war, so sollte diese „Krankheit", die wohlverstanden keine nach dem gewöhnlichen, Mitleid zollenden Empfinden, sondern nur eine vom wissenschaftlichen Standpunkt ist, sofern sie sich im wesentlichen als moralischer Schwachsinn äußert, nicht vor Todesstrafe schützen.

Wer meine Ansicht so ungeheuerlich findet, möge bedenken, was geschehen würde, wenn der mitgeteilte Wortlaut des jetzt vorliegenden Entwurfs Gesetz würde. Er möge nicht außer acht lassen, daß eine nicht geringe Zahl der allergefährlichsten Verbrecher, denen ein Menschenleben nichts gilt, zu den geistig Minderwertigen gehört; und da sie ihre Laufbahn gewöhnlich nicht mit einem Mord beginnen, sondern mit weniger schweren Delikten, würden sie, wenn sie eines Tages wegen Mordes vor den Schranken stehen, ihre „geminderte Zu-

rechnungsfähigkeit" längst gerichtlich abgestempelt haben und als Schutzschild vorhalten. Sie könnten dann nur nach den „Vorschriften über den Versuch" bestraft werden. Todesstrafe wäre ausgeschlossen. Für den Kenner der Verhältnisse kann es gar nicht zweifelhaft sein, daß gar mancher Mörder von der Todesstrafe nicht mehr zu erreichen wäre, und daß für zahlreiche Mitglieder des allergefährlichsten Gesindels ein wirksames Hemmungsmittel fortfiele.

Ernste Bedenken wären gegen die Ausdehnung der Todesstrafe auf die oben bezeichneten moralisch Entarteten unter den geistig Minderwertigen nur unter dem Gesichtspunkt zu erheben, daß der Sachverständige sich in seiner Diagnose irren und einen wirklich Geisteskranken lediglich als geistig minderwertig begutachten könnte. Hierauf wäre zu erwidern, daß nach dem Urteil von erfahrenen Psychiatern die Abgrenzung der „Zwischenstufen" gegen die ausgesprochen Geisteskranken nicht so überaus schwierig ist. Selbstverständlich wären in den Fällen, in denen Todesstrafe in Betracht kommt, nur die erfahrensten Sachverständigen von anerkannter Bedeutung heranzuziehen. Wer im übrigen die Vollstreckung der Todesstrafe an geistig Minderwertigen überhaupt nicht für zulässig hält, übersehe nicht, daß ja nach dem zurzeit noch herrschenden Strafgesetz die Individuen, um deren Kopf er so besorgt ist, größtenteils als zurechnungsfähig betrachtet werden müssen, da wir die Zwischenstufe noch nicht haben. Heute legt mancher seinen Kopf unter das Beil, der unter dem zukünftigen Strafrecht zu der Zwischenstufe gehört. Ist's wirklich so schlimm, daß die gefährlichsten Scheusale auch in Zukunft vernichtet werden sollen, selbst wenn ihr Gehirn minderwertig ist?

Die Aussicht auf die ziemlich milde Strafe für die Versuchshandlung und auf die im schlimmsten Fall darauf folgende lebenslängliche Verwahrung in einer „Heil- und Pflegeanstalt" würde manchen nicht vom Mord zurückhalten, der sich's bei ernsterer Gefahr doch anders überlegen würde. Die Sätze Bindings: „Die großen Verbrecher müssen zum mindesten wissen, daß auch sie ihr Leben einsetzen. Das Leben ihrer Opfer amtlich geringer zu werten als ihr eigenes, wäre der denkbar größte Fehlgriff der Gesetzgebung", die so trefflich die Frage der Berechtigung der Todesstrafe im allgemeinen beleuchten, müssen auch für die geistig minderwertigen Mörder gelten, wenn anders dieser Strafe überhaupt genügende Wirksamkeit gesichert bleiben soll.

Zu den Gründen, die manchen die Schaffung der strafrechtlichen Zwischenstufe bedenklich erscheinen lassen, gehört in erster Linie neben dem eingangs Mitgeteilten die Befürchtung, daß die Rechtssicherheit Not leide. Daß diese Befürchtung durch die Formulierung des Vorentwurfs nicht gegenstandslos geworden ist, wird nicht geleugnet werden können. Wird die Bestimmung des Vorentwurfs Gesetz, so wird das vielfach jetzt vorhandene Mißtrauen gegen die Psychiater wahrscheinlich noch vermehrt werden. Denn deren Sache ist es ja nicht, sich um die etwaigen bedenklichen Folgen ihrer Gutachten zu kümmern. Sie haben vielmehr lediglich die ihnen vorgelegten Fragen zu beantworten;

dürfen also nicht, wenn die Rechtssicherheit infolge ihres Gutachtens in Gefahr gerät, darum von ihrer wissenschaftlichen Überzeugung abweichen. Wir können dann vielleicht wieder erleben, daß von juristischer Seite vor den „Übergriffen" der Psychiater gewarnt wird (wie es vor mehreren Jahren der Oberstaatsanwalt Peterson tat), wenn sich die aus der Bestimmung des Vorentwurfs erwachsenden Schäden herausstellen. Heute wird ja der Psychiater dem Strafrichter manchen Verbrecher ganz überlassen, der geistig minderwertig ist, da er nur zwischen zwei Möglichkeiten die Wahl hat. Wenn er aber nach der Bestimmung des Vorentwurfs in Zukunft eine größere Zahl gefährlicher Verbrecher wenn auch nicht ganz exkulpieren, so doch als „gemindert zurechnungsfähig" der obligatorischen Strafmilderung zuführen wird, so wird der daraus hervorgehende Schaden von manchen nicht der verfehlten Gesetzbestimmung, sondern den bösen Psychiatern in die Schuhe geschoben werden, und zur Abwehr des Schadens werden Richter und Geschworene nicht selten einfach das psychiatrische Gutachten ignorieren; ebenso wie sie es heute manchmal tun, um einen geisteskranken Verbrecher sicher hinter Schloß und Riegel zu setzen, der nach den ungenügenden administrativen Bestimmungen nicht in wünschenswerter Weise verwahrt werden kann.

Mag der Leser auch nicht in allen Punkten mit mir einverstanden sein, so wird er doch zugeben müssen, daß wir genügenden Grund haben, § 63, Abs. 2 des Vorentwurfs noch gründlich zu prüfen, bevor er seine endgültige Fassung erhält. Die von mir vorgeschlagene Formulierung mit dem einschränkenden Zusatz dürfte jedenfalls der Erwägung wert sein. Sie ermöglicht dem Richter, da Milde anzuwenden, wo sie am Platz ist, und gegen solche geistig minderwertige Verbrecher streng vorzugehen, bei denen nur besonders starke Motive noch wirksam sein können.

Mit der einzigen einschränkenden Bestimmung des Vorentwurfs, nämlich der, daß Zustände selbstverschuldeter Trunkenheit von der Strafmilderung ausgenommen seien, wird man einverstanden sein können. Durchaus mit Recht betont Kahl, daß diese Zustände, wenn sie auch klinisch völlig das Bild geistiger Minderwertigkeit böten, mit Rücksicht auf die Rechtssicherheit nicht zur Milde Veranlassung geben dürfen. Ich wäre demnach für Beibehaltung jener Bestimmung, falls man nicht besondere Gesetzparagraphen schaffen will, welche die Beziehungen des Alkoholismus zum Verbrechen regeln. Eine derartige gesonderte strafrechtliche Behandlung aller unter der Einwirkung des Alkohols begangenen Rechtsverletzungen wäre aus manchen Gründen wünschenswert. Ihre Besprechung möge einem späteren Aufsatz in dieser Zeitschrift vorbehalten sein.

Die Bestimmungen über den Strafvollzug an geistig Minderwertigen enthält Absatz 3 des § 63 des Vorentwurfs: „Freiheitsstrafen sind an den nach Abs. 2 Verurteilten unter Berücksichtigung ihres Geisteszustandes und, soweit dieser es erfordert, in besonderen, für sie ausschließlich bestimmten Anstalten oder Abteilungen zu vollstrecken." — Die Fassung hat ziemlich einmütige Zustimmung gefunden. Sie regelt die Unterbringung der geistig minderwertigen Sträflinge

nicht schematisch, sondern gestattet die Rücksicht auf den Einzelfall. Unter den geistig Minderwertigen finden sich zweifellos auch solche, die unbedenklich dem gewöhnlichen Strafvollzug unterworfen werden können. Die anderen sollen ihre Freiheitsstrafe in besonderen Abteilungen verbüßen. Vielleicht läßt man zweckmäßig die Worte „Anstalten oder" fort und begnügt sich mit „Abteilungen", die den bestehenden Strafanstalten angegliedert werden. Dem ärztlichen Sachverständigen ist in diesen Abteilungen ein besonders weitgehender Einfluß einzuräumen, soweit hierdurch der Charakter der Strafe als eines zu fürchtenden Übels nicht beeinträchtigt wird. Ich würde die besonderen Abteilungen an bestehenden Strafanstalten den etwa eigens für geistig Minderwertige zu errichtenden Strafanstalten vorziehen, weil die letzteren in der öffentlichen Meinung leicht in gewissem Sinne als Krankenanstalten bewertet werden könnten, so daß die Aussicht auf die dort zu verbüßende Strafe nicht genügende Hemmung bewirkt. Man darf eben nie aus dem Auge verlieren, daß gerade die geistig Minderwertigen besonders starker Hemmungen bedürfen. Daher sollte man, wenn man sie für straffähig hält, auch alles vermeiden, was die Wirkung der Strafen mindern könnte.

Aus derartigen Erwägungen kann ich auch nicht die von vielen geäußerte Befriedigung über Absatz 2 § 70 des Vorentwurfs teilen, der bestimmt, daß Freiheitsstrafen an geistig minderwertigen Jugendlichen in staatlich überwachten Erziehungs-, Heil- oder Pflegeanstalten vollzogen werden können. Ich gebe zu, daß die Bestimmung in einzelnen Fällen nützlich wirken könnte. Andererseits aber ist nicht außer acht zu lassen, daß sie geeignet ist, den Charakter der Strafe zu verwischen. Hält man einmal geistig minderwertige Jugendliche von einem bestimmten Alter ab für straffähig — und die Rücksicht auf die Rechtssicherheit verlangt, daß man es tut —, so sei man auch folgerichtig und sorge dafür, daß Freiheitsstrafen, soweit sie nötig sind, voll und ganz den Charakter einer Strafe haben. Das würden sie nicht in Erziehungs- usw. Anstalten, wenn anders diese ihrem Namen entsprechen sollen. Den an sich durchaus berechtigten Erwägungen, die zur Schaffung des Absatzes 2 § 70 geführt haben, trage man dadurch Rechnung, daß man Freiheitsstrafen für Jugendliche möglichst selten anwendet. Hält man sie aber für nötig, so gestalte man sie auch so, daß ihr Wesen als ein zu fürchtendes Übel nicht im geringsten beeinträchtigt wird. Zu bedenken ist, daß in die Erziehungsanstalten leicht ein dort nicht hingehörender Geist getragen werden kann, wenn sie gleichzeitig als Erziehungs- und als Strafverbüßungsstätten dienen. Werden sie von pädagogisch und psychologisch (sowie auch psychiatrisch) gebildeten Männern geleitet, dann kommt in ihnen nur der Grundsatz der Erziehung zur Geltung, und das Übel ist ausgeschaltet. Die Strafe aber soll ein Übel sein. Man verschone also die Erziehungsanstalten mit der Aufgabe, Strafen zu vollstrecken. Ganz ähnliche Erwägungen gelten für die Heil- und Pflegeanstalten. Nach der Strafverbüßung soll man selbstverständlich den Erziehungs- usw. Anstalten die Individuen überweisen, die ihrer

bedürfen. Die Strafen selbst aber möge man nicht mit Erziehungs-, Heil- und Pflegemaßnahmen vermengen. Damit will ich natürlich nicht gesagt haben, daß man sich beim Strafvollzug etwaiger erziehlicher Maßnahmen ganz enthalten solle. Nur möge das, soweit es möglich und mit dem Strafübel vereinbar ist, in den Strafanstalten geschehen, nicht in solchen Anstalten, die lediglich der Erziehung usw. dienen sollten.

Nach Abs. 1 § 70 sollen unter allen Umständen „die voll zurechnungsfähigen Jugendlichen von vermindert Zurechnungsfähigen" vollständig abgesondert werden. Zu dieser Bestimmung bemerkt Kahl meines Erachtens mit Recht, daß die obligatorische Absonderung unerwünscht sei, da nach psychiatrischem Urteil eine Anzahl der geistig minderwertigen Jugendlichen ganz gut im gewöhnlichen Strafvollzug mitgenommen werden könne, und es für manchen von ihnen sogar vorteilhaft sei, nicht ständig mit anderen geistig Minderwertigen zusammen zu sein. In der Tat dürfte es sich empfehlen, die Entscheidung über die Notwendigkeit der Absonderung dem Strafanstaltsvorstand und dem Arzt der Strafanstalt zu überlassen.

Was das Strafmaß bei jugendlichen geistig Minderwertigen betrifft, so bestimmt § 69 des Vorentwurfs für Täter von 14 bis 18 Jahren ohnehin die Anwendung der Versuchsstrafe für die vollendete Handlung. Im Sinn des Vorentwurfs wäre also für die jugendlichen geistig Minderwertigen keine besondere Bestimmung über das Strafmaß erforderlich. Ich würde empfehlen, sowohl für die normalen als auch für die geistig minderwertigen Jugendlichen eine Bestimmung zu treffen, nach der der Richter die Strafe mildern kann, und die gleiche Beschränkung hinzuzufügen, die oben für die erwachsenen geistig Minderwertigen vorgeschlagen wurde. Es erscheint mir nicht erwünscht, für alle Jugendlichen die obligatorische Strafmilderung zum Gesetz zu erheben. Unter den Jugendlichen von 14 bis 18 Jahren ist mancher, der es an Urteilsfähigkeit und Willenskraft mit Zwanzigjährigen und Älteren aufnimmt. Wenn dem Richter gestattet ist, abgesehen von den durch die vorgeschlagene Beschränkung betroffenen Fällen Milde walten zu lassen, wird er allen berechtigten Rücksichten Rechnung tragen können. Die Möglichkeit muß aber bleiben, im Interesse der Vorbeugung auch den verbrecherischen Instinkten der Jugendlichen, wenn nötig, ein energisches Hemmungsmittel entgegenzustellen. Ich erinnere z. B. an gewisse dem Mob der Großstädte angehörende frühreife Bengel, deren Intelligenz vorgeschrittener ist als die manches älteren Bauernburschen. Im Interesse der Rechtssicherheit liegt es nicht, sie selbst für die rohesten Delikte nur mit der Versuchsstrafe zu belegen.

Ich wende mich nun zu einer schon gestreiften Bestimmung des Vorentwurfs, die einen gewaltigen Fortschritt bedeutet, von dem hier dargelegten Standpunkt aber einiger Änderungen bedarf. § 65 Abs. 1 u. 2 seien nochmals angeführt: „Wird jemand auf Grund des § 63 Abs. 2 zu einer milderen Strafe verurteilt, so hat das Gericht, wenn es die öffentliche Sicherheit erfordert, seine Verwahrung

in einer öffentlichen Heil- oder Pflegeanstalt anzuordnen." — „Im Falle des § 63 Abs. 2 erfolgt die Verwahrung nach verbüßter Freiheitsstrafe."

Nach den vorausgegangenen Ausführungen wird es der Leser verstehen, wenn ich den zitierten Bestimmungen etwa folgende Fassung wünsche: „Wird jemand als geistig Minderwertiger verurteilt, so hat das Gericht, wenn es die öffentliche Sicherheit oder die Sicherheit einzelner Personen erfordert, seine Verwahrung in einer öffentlichen Heil- oder Pflegeanstalt anzuordnen. Die Verwahrung erfolgt nach verbüßter Freiheitsstrafe." Da ich mich gegen die obligatorische Strafmilderung bei geistig Minderwertigen aussprach, mußte lediglich die Tatsache der Verurteilung als Vorbedingung für die gerichtliche Anordnung der Verwahrung angenommen werden. Ferner wurde nicht nur die Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit, sondern auch ausdrücklich die Rücksicht auf die einzelner Personen gefordert. Die Anregung hierzu gab Leppmann, der darauf aufmerksam machte, daß geistig Minderwertige unter Umständen nur einer einzelnen Person gefährlich werden können. Als Beispiel führt er folgenden Fall an. Eine Frau behauptet, der Arzt habe ihr beim Untersuchen die Gebärmutter auf die linke Seite gerückt. Sie belästigt deshalb den Arzt fortwährend und bereitet ihm die peinlichsten Auftritte. Schließlich zur Anzeige gebracht, wird sie zu einer Strafe verurteilt. Strafbar ist sie trotz ihrer Hysterie noch, da sie nur geistig minderwertig und im übrigen soweit geistig leistungsfähig ist, daß sie als Konfektionsleiterin zwanzig bis dreißig Arbeiterinnen sachgemäß beaufsichtigt und ihre Berufsobliegenheiten ordentlich erfüllt. Man könnte sagen, daß hier die öffentliche Sicherheit nicht gefährdet ist. Der Arzt hat aber Anspruch darauf, vor den Belästigungen durch das rabiate Frauenzimmer geschützt zu werden, da sie ihm das Leben verbittern. Da nach Lage der Sache eine längere Freiheitsstrafe kaum verhängt werden kann, müßte die Frau schließlich, wenn sie auch durch eine wiederholte Strafe nicht von ihrem Tun abzubringen ist, in einer Anstalt untergebracht werden. Es mag ja sein, daß die meisten Richter in diesem Fall den Begriff der „öffentlichen Sicherheit" so auslegen würden, wie es das Interesse des Belästigten fordert. Besser aber ist es, ausdrücklich auch die „Sicherheit einzelner Personen" anzuführen.

Hiermit dürfte das Wesentlichste über die strafrechtliche Behandlung der geistig Minderwertigen gesagt sein. Wünschenswert wäre noch eine Bestimmung, die dem Gericht die Befugnis gibt, jedem verurteilten geistig Minderwertigen, mag er die öffentliche usw. Sicherheit gefährden oder nicht, einen Vormund zu geben. Der 27. Juristentag hat folgende ganz vortreffliche These aufgestellt, von der man nur wünschen kann, daß sie zu entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen führe: „Geistig Minderwertige, welche nicht gemeingefährlich sind, müssen nach Vollzug oder Erlaß der Strafe unter staatlich organisierter Gesundheitspflege bleiben; daneben kann Unterbringung in eine Familie oder in eine Privatanstalt verfügt oder die Stellung eines besonderen Pflegers vorgesehen werden. Die Dauer einer solchen Aufsicht wird innerhalb der gesetzlichen Grenzen

durch das Urteil bestimmt." — Kahl hat durchaus recht mit seiner Ansicht, daß ohne eine derartige Bestimmung die Sondervorschriften über die strafrechtliche Behandlung der geistig Minderwertigen wertlos seien. Die These atmet einen Geist, der weit über die Vergeltungstendenz des jetzt geltenden Strafrechts hinausgeht. Sie begnügt sich nicht mit der „Sühne" für das „verletzte Recht", sondern fordert die Behandlung einer bestimmten Gruppe von Rechtsverletzern auf Grund der Erkenntnis ihrer eigenartigen körperlich-geistigen Beschaffenheit.

Zu den Ausführungsbestimmungen über die Verwahrung der „gemeingefährlichen" geistig minderwertigen Verbrecher noch einige Worte. Man wird nicht umhin können, besondere Anstalten zur Unterbringung solcher Individuen zu errichten, da ein Teil von ihnen in den Heil- und Pflegeanstalten für nicht Kriminelle ein zu störendes Element bilden wird. — Gegen die Anordnung der Verwahrung muß unter Umständen Berufung an eine höhere Instanz zulässig sein. Die Entlassung aus der Verwahrung darf selbstverständlich nur unter Mitwirkung des psychiatrischen Sachverständigen erfolgen. Dabei wäre sorgfältig zu prüfen, ob die äußeren Lebensverhältnisse einige Gewähr gegen Rückfälligkeit bieten. Auch sollte die Entlassung zunächst nur auf Widerruf angeordnet werden.

Zum Schluß seien noch einige Einwände besprochen, die von einem Psychiater, Professor Dr. Straßmann, gegen die Einführung einer strafrechtlich besonders zu behandelnden Zwischenstufe überhaupt erhoben worden sind. Straßmann hält die Einbringung der hierauf bezüglichen Bestimmungen des Vorentwurfs für einen Rückschritt, weil er in den geistig Minderwertigen eine „Kategorie von Geisteskranken" sieht, die nach seiner Ansicht nicht Gegenstand strafrechtlicher Verfolgung sein sollen. Er weiß nicht, „wie man Leute, die später eventuell einer Behandlung in einer Heil- und Pflegeanstalt, d. h. in einer Irrenanstalt, denn von anderen Anstalten ist weder im Entwurf noch in den Motiven die Rede, die einer solchen Anstalt also überwiesen werden können, anders bezeichnen soll wie als Geisteskranke". Nach Straßmanns Ansicht wird die hauptsächliche praktische Folge des in Aussicht genommenen Gesetzes darin bestehen, „daß Geisteskranke, sagen wir selbst Geisteskranke leichteren Grades, die bisher als unzurechnungsfähig freigesprochen sind, nunmehr als nur vermindert zurechnungsfähig verurteilt und zunächst bestraft werden". Denn bei der Dehnbarkeit und Deutbarkeit des Begriffs der freien Willensbestimmung beruhe es ja auf „reiner Willkür", ob man ihren Verlust oder nur hochgradige Verminderung annehmen wolle. Die Strafanstalten würden mit „geistig schwer gestörten Personen" belastet werden, mit denen sie nicht fertig werden könnten. Und diejenigen, die nach der Strafe noch in Verwahrungsanstalten kämen, würden sehr erbittert werden über die verlängerte Freiheitsberaubung. Die Angehörigen würden überdies empört sein, daß ihnen trotz „notorischer Geistesstörung" die Schande der Verurteilung ihres Verwandten nicht erspart sei. Und schließlich sei die ganze Bestimmung über die Zwischenstufe unnötig, da ja nach dem Vorentwurf die wegen Unzurechnungsfähigkeit Freigesprochenen in Verwahrung

genommen werden könnten, somit im Interesse der Allgemeinheit alles Nötige geschehen würde.

Meine vorausgegangenen Ausführungen nehmen zu den grundsätzlichen Anschauungen Straßmanns schon zum Teil Stellung. In einigen Punkten trifft er auch nicht im wesentlichen das hier zur Erörterung stehende Problem als solches, sondern die oben besprochene unglückliche Fassung des Vorentwurfs. So z. B., wenn er darauf hinweist, wie schwer es sei, zwischen Ausschluß und hochgradiger Verminderung der freien Willensbestimmung zu unterscheiden. Auf einiges möchte ich aber noch eingehen. Ich glaube zunächst nicht, daß das Gesetz hauptsächlich auf „Geisteskranke" angewendet werden wird, die bisher wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen worden sind. Das mag für einzelne Fälle zutreffen. Ob es zu beklagen ist, daß einzelne von denen, die vielleicht nach dem heutigen Strafgesetzbuch auf Grund des § 51 St. G. B. straflos bleiben, in Zukunft zu einer Strafe verurteilt werden, steht dahin. Im übrigen möchte ich viel eher annehmen, daß die Mehrzahl der Rechtsverletzer, die in Zukunft der strafrechtlichen Zwischenstufe angehören werden, zu den Menschen gehört, die heute als voll zurechnungsfähig betrachtet werden müssen.

Wenn Straßmann ferner argumentiert, daß die geistig Minderwertigen, weil sie nach der Bestimmung des Vorentwurfs unter Umständen später in „Irrenanstalten" kommen könnten, eigentlich Geisteskranke seien, deren Bestrafung einen Rückschritt bedeute, so scheint er mir doch zu viel Wert auf einen Begriff zu legen. Ich wies schon darauf hin, daß die Mehrzahl der geistig minderwertigen Verbrecher in die Heil- und Pflegeanstalten für nicht Kriminelle nicht hineingehört und der Unterbringung in besonderen Anstalten bedarf. Es ist nun nicht unbedingt nötig, auch die letzteren als Irrenanstalten zu bezeichnen. Damit ist das Argument Straßmanns schon zum Teil entkräftet. Im übrigen darf man nicht übersehen, daß weder der Begriff der geistigen Gesundheit noch der der Geisteskrankheit fest umschrieben und klar zu bestimmen ist. Die Geisteskranken sind doch keineswegs eine aus dem Rahmen der übrigen Menschheit herausgehobene Klasse, die von ihr so unterscheidbar wäre, wie etwa ein Neger von einem Europäer. Zwischen der vollkommensten Ausgeglichenheit des geistigen Geschehens und seiner tiefsten Störung gibt es eine Reihe von allmählichen Übergängen. An welcher Stelle in dieser Reihe wir den wichtigen Faktor der Strafandrohungen ausschalten wollen, hängt von Zweckmäßigkeitserwägungen ab. Wenn wir es da noch nicht tun, wo nach unserer Überzeugung die Strafe noch als ein die Willenshandlungen beeinflussender Faktor in Betracht kommen kann, so wollen wir uns nicht durch dogmatische Festlegung auf einen Begriff beirren lassen.

Die von Straßmann befürchtete Erbitterung der geistig Minderwertigen, die nach verbüßter Strafe in Verwahrung genommen werden sollen, müssen wir in den Kauf nehmen, desgleichen die Empörung ihrer Angehörigen. Die Erbitterung der Verwahrten über die Freiheitsberaubung würde auch ohne vor-

ausgegangene Strafe nicht gering sein und ist überdies gegenüber dem allgemeinen Interesse von nicht zu großer Bedeutung. Die Mehrzahl der von der Maßnahme betroffenen Individuen entstammt einem Milieu, in welchem die Strafe als solche in moralischer Beziehung nicht zu tragisch genommen wird. Man wird sich also mit der Empörung dieser Angehörigen abfinden können. Und gegenüber den übrigen ist zu betonen, daß die Rücksicht auf das allgemeine Wohl allen anderen voranzugehen hat. Die Angehörigen sind übrigens kaum geneigt, außerhalb des Gerichtssaals einen Geisteszustand als krankhaft anzuerkennen, der zu den „Grenzfällen" gehört. Sie werden es also auch ertragen müssen, daß dieser Zustand nicht von Strafe befreit.

Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

V.

Acht Tage hintereinander war der Freiherr v. Friemersheim schon nach Holzheim hinübergewandert, und jedesmal war er, ohne einen Bescheid erhalten zu haben, nach Hause zurückgekehrt. Er grollte infolgedessen mit der ganzen Welt: mit seinen Schwestern, die ihm immer auf eine so seltsame Art nachschauten, mit dem Pastor, der seinen Ärger über die Verzögerung gar nicht zu teilen schien und auf seine Frage, ob die Merge bei ihm gewesen sei, stets nur gleichmütig den Kopf schüttelte, mit dem Mädchen, das ihn in so niederträchtiger Weise warten ließ, und endlich mit sich selbst, weil er sich in die Rolle des schmachtenden Liebhabers versetzt sah, der einem launenhaften Weibe Appetit und Schlaf opfert. Er hätte am liebsten auf die ganze Freierei gepfiffen und die Bauerndirne, die nach dem ihr dargebotenen Glück nicht gleich mit beiden Händen griff, mit Verachtung gestraft, aber dazu war er nicht mehr stark genug, denn die Spannung des Hoffens und Harrens hatte seine Verliebtheit gewaltig gesteigert.

Er wollte und mußte endlich Gewißheit haben und wenn er auch selbst zu Merge gehen und die Entscheidung über sein Schicksal mit eigenen Ohren aus ihrem Munde vernehmen sollte. Vor Ungeduld elend zugrunde zu gehen — dazu verspürte er nicht die geringste Neigung.

Eines Vormittags bemerkte die Gubernatorin, als sie an der Schlafkammer des Bruders vorüberkam und einen Blick durch die nur angelehnte Tür warf, wie Herr Salentin in seinen Garderobevorräten kramte und längere Zeit gedankenvoll vor ein paar galonnierten Röcken stand, die er über sein Bett gebreitet hatte. Sie schlich sich weg und machte der Schwester von dem Gesehenen Mitteilung. Beide waren davon überzeugt, daß sich ein großes Ereignis vorbereite, denn der Bruder

pflegte sonst nicht viel auf seine äußere Erscheinung zu geben und fühlte sich in den abgetragensten Kleidern am wohlsten.

Um dieselbe Zeit brachte Gerhard den blinden Schimmel aus dem Stall, striegelte ihn, wusch ihm die Hufe und flocht das Mähnenhaar in zwei Dutzend dünner Zöpfchen, deren jedes mit einer kleinen Bandschleife geschmückt wurde. Dann legte er ihm die pflaumenblaue Samtschabracke und den hochwulstigen Sattel auf und führte den Klepper, der sich in diesem Aufputz gar nicht so übel präsentierte, im Hofe auf und nieder.

Die beiden Damen standen am Fenster und spähten durch die Zweiglein des Rosmarinstockes erwartungsvoll hinunter. Aber sie mußten lange warten, denn der Bruder brauchte heute zu seiner Toilette ungewöhnlich viel Zeit. Dafür wurden sie denn auch, als er endlich aus dem Hause trat, durch einen Anblick entschädigt, der ihnen Ausrufe ungeheuchelter Bewunderung abnötigte. In seinem hechtgrauen, mit Silberborten besetzten Leibrock, der weinroten, bis zu den Knien herabfallenden Weste, dem reichen Spitzenschmuck an Kragen und Ärmelaufschlägen, den Manschettenstiefeln und dem mächtigen dreieckigen Federhut sah er in der Tat sehr stattlich aus. Am breiten Wehrgehänge baumelte der lange Degen mit dem Korbgriff, den schon sein Vater geführt hatte, und in der Hand trug er ein spanisches Rohr mit einem Knopf aus Achat. Was aber noch mehr als alles das sein Aussehen völlig verändert erscheinen ließ, war die Staatsperücke aus schwarzem Roßhaar, gegen die der kurze weiße Zwickelbart und die schmalen Bartstreifchen über der Oberlippe sehr auffallend abstachen.

„Vraiment, comme un jeune homme!“ sagte Frau v. Ödinghoven, als sich Herr Salentin in den Sattel schwang. „Wenn er so aussieht, muß er ja succès haben. Genau so sah er aus, als er Anno fünfzig auf die Freite nach Wachendorf ritt, nur daß dazumal die Perücken noch nicht à la mode waren.“

„Er reitet nach der Holzheimer Straße,“ bemerkte die Priorin, „es ist also die von Meinertzhagen zu Stremt.“

„Wenn er bloß bis Stremt wollt', hätt' er nicht zuvor einen halben Schinken verspeist und zweimal Ahrwein zapfen lassen,“ meinte die Schwester. „Attention, ma chère! Er reitet gewißlich nach Dreyborn!“

„Zu der v. Harff?“

„Sans doute! Ich habe so eine Ahnung. Er hätte auch gar keine bessere Wahl treffen können.“

„Quel fripon! Uns kein Wörtchen davon zu sagen!“

„Er will uns eine surprise bereiten. Nun, ich denke, wir können damit content sein. Die Familie ist die älteste im Jülichschen.“

„Und steht bei Hofe in großer faveur. Übrigens ist der oncle Domkapitular zu Trier und soll dem Kurfürsten sehr nahe stehen. Vielleicht könnte er ihn dazu bewegen, in meiner affaire den médiateur zu machen. Wenn der Trierer an den zu Köln schriebe, so müßte der schon aus complaisance die Sache wieder aufnehmen.“

„Wenn die v. Harff nach Rottland kommt, wird sie gewißlich darauf persistieren, daß eine neue Kutsche angeschafft wird, und die haben wir nötiger als alle connexion. Wenn ich bedenke, wie ich zu Lebzeiten des seligen v. Ödinghoven fuhr! Da hatten wir eine Kutsche mit ledernen Polsterkissen und seidenen

Gardinen. Und die Rosse! Vier Fliegenschimmel, einer wie der andere, mit plattiertem Geschirr und himmelblauen Federbüschen!"

„Und wenn es nun gar nicht die v. Harff ist?" wandte Schwester Felizitas ein, die der Gubernatorin die zu erwartende neue Kutsche schon mißgönnte.

„Wer sollte es sonst sein?"

„Die v. Warsberg zu Blens."

„Die Sophia Juliana?"

„Natürlich. Die andere ist ja schon verheiratet."

„Mon dieu! Die Sophia Juliana kann doch allerhöchstens achtundzwanzig Jahre alt sein. Eine so junge nimmt Salentin nicht, dazu ist er viel zu raisonnable."

Während die Schwestern so hin und herrieten und sich wegen der Wahl des Bruders die allerunnützesten Sorgen machten, ritt dieser in Holzheim ein. Er hatte seinen Gaul bis zu den ersten Häusern einen gemächlichen Schritt gehen lassen, denn der Schimmel war ein Schenkelgänger, dessen harten Trab der beleibte Reiter nicht lange aushielt. Jetzt aber setzte sich der alte Herr in Positur, nahm den Klepper zusammen und trabte mit einem edlen Anstand, der auch dem Herzog von Newcastle, dem großen Meister der Reitkunst, Ehre gemacht haben würde, bis vor Mergens Behausung.

Das Mädchen war, wie der Freiherr es vermutet hatte, nicht daheim, und ein Blick in den Kuhstall belehrte ihn darüber, wo er sie finden würde. Zum Überfluß rief ihm eine Nachbarsfrau über die Hecke zu: „Wenn Ihr die Merge sucht, Herr, so müßt Ihr wieder heimreiten. Sie hütet im Rottländer Busch."

Das war dem Freier gar nicht unlieb, denn auf dem eigenen Grund und Boden fühlte er sich dem Mädchen gegenüber bedeutend sicherer. Er ritt also langsam zurück und schlug gleich hinter dem Dorfe den Pfad ein, der durch die Holzheimer Gemeindeflur nach seinem Walde führte.

Heute brauchte er nicht lange zu suchen. Er fand sie kaum hundert Schritt vom Waldrande auf einer kleinen Wiese. Er hätte lieber noch ein wenig Zeit gewonnen, denn von der wohlgesetzten Rede, mit der er sie zu begrüßen gedacht hatte, war plötzlich jedes Wort aus seinem Gedächtnis entschwunden. Sie schien auf ihn gewartet zu haben und hatte sich, wie er annahm ihm zu Ehren, mit einem großen Maiglöckchenstrauße geschmückt. Über ihrem ganzen Wesen lag eine sonnige Heiterkeit, der jedoch jede Beimischung von Spott fehlte. Das ermutigte ihn.

Er schwang sich aus dem Sattel, daß die straff gedrehten Locken seiner Perücke beinahe über dem Hute zusammenschlugen, schlang den Zügel um den linken Arm und näherte sich dem Mädchen mit der Förmlichkeit, zu der ihn sein Kostüm verpflichtete.

Sie reichte ihm lachend die Hand.

„Ich wußte, daß Ihr kommen würdet, Herr," sagte sie, „und deshalb hab' ich dem Pastor auch nicht Bescheid gesagt. Ein rechter Mann führt seine Sache selbst."

„Es dauerte mir zu lange, darum will ich mir den Bescheid selber holen," gestand er. Und da sie schwieg, fuhr er fort: „Was hältst du nun von der Sache, Merge?"

„Es läßt sich manches dafür und manches dawider sagen," meinte sie. „An Euch selbst hab' ich nichts auszusetzen, es sei denn, daß Ihr schon ein wenig in den Jahren seid."

„Ich bin noch lange nicht der Älteste," erwiderte er.

„Nein, noch lange nicht," pflichtete sie ihm bei. „Zu Roggendorf ist Einer, der wird zu Jakobi hundert. Den fahren sie in einem Wägelein, und wenn er essen will, müssen sie ihm das Brot vorkauen."

„Das hast du bei mir noch nicht nötig," sagte er ein wenig scharf. „Ich bin noch gut auf den Beinen und kaue mein Brot selber."

„Ich glaub's, Herr, und wenn Ihr auch der Jüngste nicht seid, so seid Ihr doch ein ansehnlicher Mann."

„Nun — und Haus Rottland? Ist das ein Pappenstiel?"

„Das Renthaus wollt Ihr sagen, denn was ehedem das Haus Rottland hieß, davon sind ja nur ein paar Mauern übrig geblieben."

„Ich meine das Gut," erklärte er. „Äcker und Wiesen, Wald und Hütung. Und die große Scheune!" setzte er hinzu, fest überzeugt, damit einen Trumpf auszuspielen.

„Die Scheune macht's nicht, Herr. Mein Vater selig sagte immer: Ein Gut muß man nach der Miststätte taxieren. Und mit der Euren könnt Ihr nicht viel Staat machen."

„Was nicht ist, kann noch werden," bemerkte er kleinlaut. „Der Stall ist ja groß genug."

„Ihr meint, da paßten meine vier Kühe hinein?"

„Ich will nicht hehlen, daß ich dran gedacht hab'."

„Herr," sagte sie nach einer kleinen Pause, „würdet Ihr mich auch begehren, wenn die Kühe nicht mein wären?"

Dem Freier wurde es bei diesem Examen zu warm. Er nahm den Hut ab, riß sich die Perücke vom Kopf und stülpte sie über den vorderen Wulst des Sattels.

„Da tut Ihr recht," erklärte das Mädchen, „ohne den welschen Plunder seht Ihr auch viel reputierlicher aus. Aber Ihr habt meine Frage noch nicht beantwortet."

„Ich kenn' dich nicht anders als mit den Kühen," sagte er ehrlich, „und darum kann ich dich mir ohne sie gar nicht denken. Und wenn du selbst mir als ein frisches und wackres Dirnlein auch über die Maßen gefällst, so will ich doch nicht leugnen, daß mir deine Kühe auch ein wenig in die Augen gestochen haben."

„So hab' ich's hören wollen," erwiderte sie heiter. „Und da Ihr mir ja wohl glauben werdet, daß ich nicht über die Maßen in Euch verliebt bin, so muß ich Euch bekennen, daß mich nicht zum wenigsten die Eitelkeit verleitet, Euern Antrag anzunehmen. Die Lena oben im Dorf, die vordem kein Hemd auf dem Leibe hatte, hat, wie Euch wohl wißlich, vor zwei Jahren einen Tambour bei der Kreiskompagnie geheiratet. Darob ist sie so hoffärtig geworden, daß sie mich nicht mehr ansieht, wenn sie einmal nach Hause kommt. Der will ich zeigen, daß man's noch weiter bringen kann als bis zur Frau Tambourin mit zween Reichstalern Sold im Monat und täglich vier Pfund Kommißbrot. Und wenn Ihr Euch daran nicht stört, Herr, so sind wir wohl miteinander im Reinen."

Sie hielt ihm ihre Hand hin und er schlug ein. Die Entscheidung war gefallen, das Ziel erreicht: ein junges, blühendes Weib wollte die Seine werden. Er durfte zufrieden sein und war es auch, obschon er sich die Unterredung mit Merge ein klein wenig anders vorgestellt hatte. Aber er fühlte sich von dem Drucke des bangen Wartens befreit, und das allein schon genügte, ihn freudig zu stimmen.

Als er wieder im Sattel saß und langsam nach Hause ritt, mußte er an seine erste Brautfahrt denken. Wie anders hatte sich damals alles abgespielt! Wie zierlich hatte er seine Worte setzen müssen, um Agnesens Eltern und dann ihr selbst seine Werbung vorzutragen! Wie viele Bedenken waren zu zerstreuen, wie viel wenn auch nur scheinbarer, aber von der Sitte gebotener Widerstand war zu überwinden gewesen!

Dreißig Jahre waren seitdem vergangen. Ein ganzes Menschenalter! Und heute ritt er wieder als Bräutigam heim, nicht minder glücklich als damals, ja vielleicht noch ein wenig stolzer, denn dem Alter erscheint die Jugend als das kostbarste Gut, und dieses hatte er sich heute errungen. Er mußte seiner Freude Luft machen, und deshalb stimmte er ein Lied an, das einzige, das er zu singen wußte:

Zu Klingenberg am Maine,
Zu Würzburg an dem Steine,
Zu Bacharach am Rhein,
Hab' ich in meinen Tagen
Gar oftmals hören sagen,
Solln sein die besten Wein'.
Jung', schenk' mir ein
Ein Gläslein fein
Und bring mir's her,
Wie ich's begehr'!

Das Lied drückte zwar nur sehr unvollkommen die Gefühle aus, die ihn in dieser Stunde beseelten, aber es war doch besser als nichts, und er war froh, daß sein Gedächtnis die Strophen noch hergab. Seine Stimme war nie schön gewesen und im Laufe der Jahre noch dazu ein wenig eingerostet, aber wenn er den Kehrreim:

Frisch auf, ihr Herren! Her und dran,
Das Fäßlein hat kein'n Panzer an

hinausschmetterte, war ihm, als würde er jedesmal um zehn Jahre jünger. Und da sich der Refrain sechsmal wiederholte, wäre er aller Wahrscheinlichkeit nach als ein zweijähriges Büblein wieder zu Hause eingetroffen, wenn er nicht noch zur rechten Zeit an die Schwestern gedacht hätte. Aber da brach er seinen Gesang mitten im Verse ab, ließ den Schimmel noch langsamer gehen und begann zu überlegen, wie er den beiden Alten die Pille — denn daß seine Nachricht für sie kein Konfekt sein würde, mußte er sich selbst sagen! — versüßen könne. Je mehr er sich dem Gutshofe näherte, desto bänglicher wurde ihm zumute. Nicht, daß er sich vor den Damen gefürchtet hätte! Aber er liebte den häuslichen Frieden über alles und haßte jede lebhafte Auseinandersetzung, auch wenn er sich in seinem Rechte wußte. Er hätte etwas darum gegeben, wenn das Renthaus samt den Schwestern während seiner Abwesenheit von der Erde verschlungen worden wäre, oder wenn der Abstand zwischen dem roten Ziegeldach und ihm bei jedem Schritt, den sein Gaul vorwärts machte, um ein paar Klafter gewachsen wäre. Doch diese allzu kühnen Wünsche gingen nicht in Erfüllung, die Erde schien keinen Appetit auf adlige Damen zu haben, und Zeit und Raum machten keine Miene, ihre ewigen Gesetze seinetwegen zu suspendieren.

Er sah ein, daß er doch nach Haus Rottland kommen müßte, und wenn sich sein Schimmel auch in eine Schnecke verwandelt hätte. Und deshalb faßte er sich ein Herz, legte die Schenkel an und trabte tapfer wie Sankt Georg, der Ritter, da er gegen den Lindwurm ritt, in den Hof.

Gerhard, der gerade mit dem Fuchs vom Acker gekommen war, nahm seinem Herrn den Schimmel ab und brachte beide Pferde in den Stall.

Das spanische Rohr in der Rechten, die Perücke in der Linken trat der Freiherr in das Wohngemach. Die Schwestern saßen am Fenster, die Priorin in beschaulichem Nichtstun, die Gubernatorin mit einer Filetstickerei beschäftigt. Beide sahen den Bruder erwartungsvoll an.

„Schon wieder zurück, mon cher?" fragte Frau v. Ödinghoven, fest entschlossen, dem Geheimnis auf den Grund zu gehen. „Unsere imagination vermutete dich in Dreyborn."

„Was sollte ich in Dreyborn zu suchen haben, Netta?" meinte Herr Salentin.

„Nun, wir sind doch nicht blind. Wenn du en habit de parade wegreitest, mußt du doch eine affaire von importance vorhaben."

„Und da dachten wir, du würdest endlich unseren heißesten Wunsch erfüllen und uns wieder eine belle-soeur ins Haus bringen," setzte die Priorin mit flötender Stimme hinzu.

„So, so, das ist also wirklich euer heißester Wunsch?" fragte Herr Salentin, indem er bald die eine, bald die andere der Schwestern prüfend ansah. „Nun ja," fuhr er fort, „ihr habt es mir ja deutlich genug zu verstehen gegeben, und da habe ich denn resolviert, euch das sacrifice zu bringen." Er nahm bei diesen Worten die Miene eines Märtyrers an.

Frau v. Ödinghoven legte ihre Stickerei aus der Hand und erhob sich.

„Cher frère, laß dich embrassieren!" rief sie, indem sie sich an seine Brust warf, „cette journée est la plus fortunée de ma vie."

Die Priorin, die sonst ein wenig bequem war, hatte sich mit Rücksicht auf die Bedeutung des Augenblicks ebenfalls erhoben, mußte sich jedoch, da sie die Vorderseite des Bruders schon besetzt fand, damit begnügen, sich von hinten an seine Schultern zu hängen und ihr Glück an seinem breiten Rücken auszuweinen.

„Und wie heißt sie?" fragte die Gubernatorin endlich.

„Merge," antwortete er, ohne mit einer Wimper zu zucken.

„Merge? Nicht Isabella?"

„Ich kenne keine Isabella."

„Fripon! Du willst wieder deine plaisanterie mit uns treiben! Denkst du, wir wüßten nicht, wie die v. Harff heißt?"

„Welche v. Harff?"

„Natürlich die zu Dreyborn. Oder sollte es die v. Meinertzhagen zu Stremt sein? Die Irmgard?"

„Ich weiß nicht, was ihr wollt," sagte er, indem er den vergeblichen Versuch machte, sich aus den Armen der Schwestern zu befreien. „Und damit ihr's wißt, wen ich mir als Eheliebste nach Haus Rottland hole: es ist die Holzheimer Merge."

Es war für Herrn Salentins Gleichgewicht außerordentlich vorteilhaft, daß ihn die beiden alten Damen genau in demselben Augenblick losließen, denn einer

einseitigen Belastung würde er bei seiner Gemütsverfassung kaum gewachsen gewesen sein.

„Die Holzheimer Merge?" riefen die Schwestern wie aus einem Munde. „Cette jeune paysanne? Aber, Salentin, das kann doch nicht dein Ernst sein! Une personne sans famille, sans fortune, sans éducation!"

„Ich zwinge euch nicht, unter einem Dache mit ihr zu wohnen," bemerkte der Freiherr, entschlossen, gleich sein schwerstes Geschütz ins Feuer zu führen.

„Aber, liebster Salentin, wie kannst du supponieren, daß uns das Mädchen nicht als belle-soeur willkommen sein würde, wenn du sie für würdig erachtest, deine épouse zu werden?" erwiderte die Gubernatorin, der der Schreck in die Glieder gefahren war.

„Wir hatten ja nur dein Glück im Sinne, teuerster Bruder," fügte Schwester Felizitas hinzu, „und glaubten, du mit deinen admirablen Eigenschaften könntest auf eine ganz andere mariage Anspruch erheben."

„Das ist meine Sache," sagte er, „und ich lasse mir von keinem Menschen dreinreden."

„Gewiß, gewiß! Da tust du auch recht daran, mon cher, und ich wäre die letzte, die leugnen würde, daß bei einer solchen Wahl nur das Herz zu entscheiden hat," erklärte die Gubernatorin mit süßem Lächeln. „Aber hast du denn nicht auch an die Familie gedacht?"

„Natürlich, besonders an meinen neveu zu Wachendorf," erwiderte er.

„Sie muß doch noch entsetzlich jung sein," meinte die Priorin.

„Das ist der geringste von ihren défauts. Wenn ich aber schon einmal in den sauern Apfel beißen muß — aus complaisance gegen euch! — so ist mir ein rotbäckiger lieber als ein verschrumpelter," bekannte er freimütig.

Die beiden alten Damen bemühten sich nach Kräften, über den Scherz des Bruders zu lächeln.

„Je jünger ein Mädchen ihres Standes ist," erklärte Frau v. Ödinghoven, „desto leichter wird sie étiquette annehmen."

„Und desto ernster wird sie die Pflichten auffassen, die ihr das heilige Sakrament der Ehe auferlegt," ergänzte die Priorin mit Würde.

„Wir werden zu tun haben, dem lieben Kinde die éducation zu geben, auf die sie als deine épouse Anspruch erheben kann. Du darfst jedoch persuadiert sein, cher frère, daß in diesem Stücke, soweit es an mir liegt, nichts negligiert werden soll," versprach die Gubernatorin.

„Und ich werde ihr täglich einen kleinen discours über die Aufgaben eines christlichen Eheweibes halten," versicherte Schwester Felizitas, obgleich sie selbst von diesen Aufgaben nur eine rein theoretische Kenntnis hatte.

„Vergiß auch nicht, sie zu instruieren, wie man Prünellen in Branntwein einmacht und wie man holländische Moppen bäckt," sagte der Freiherr, der vor den bewährten Klosterrezepten seiner geistlichen Schwester eine unbegrenzte Hochachtung hatte.

„Hast du schon bestimmt, wann die Hochzeit sein soll?" fragte die Gubernatorin.

„Je eher, desto lieber."

„Wird es ein großes festin werden?"

„Ich denke gar nicht daran. Wir werden ganz en famille sein. Vielleicht noch ein paar Freunde. Aber meinen cher neveu zu Wachendorf werde ich auf alle Fälle invitieren."

„Superbe! Das ist eine excellente idée," meinte Frau v. Ödinghoven. „Er wird die invitation natürlich nicht annehmen."

„Aber er wird vor indignation platzen," äußerte Schwester Felizitas mit Genugtuung.

„Jedenfalls soll er erfahren, daß sein calcul nicht stimmt."

Herr Salentin schmunzelte und verließ das Zimmer, um sich seines Staatskostüms zu entledigen. Er hatte das Gefühl, auf der ganzen Linie gesiegt zu haben, und nahm, während er die Treppe hinanstieg, die vierte Strophe seines Leibliedes wieder auf.

Die beiden alten Damen lauschten, seufzten und sahen einander kopfschüttelnd an.

„Was sagst du zu dieser desperaten résolution, liebe Netta?" fragte die Priorin.

„Ich bin sprachlos, ma chère!" stöhnte Frau v. Ödinghoven. Aber es mußte mit ihrer Sprachlosigkeit doch wohl nicht so schlimm sein, denn sie fuhr fort: „Ich hätte Salentin alles zugetraut, nur das nicht, daß er uns eine simple Bauerndirne als belle-soeur ins Haus bringen würde. Hat man je so etwas gehört: ein Friemersheim heiratet ein Mädchen sans famille! Es ist horrible! Wenn das unsere selige Mutter erlebt hätte! Der war eigentlich schon die v. Pallandt nicht vornehm genug, denn sie hatte sich immer eine comtesse als belle-fille gewünscht. Und nun das! Und er hätte doch jede demoiselle von distinction bekommen können! Hätte er uns doch nur vorher um unsere opinion gefragt, wir würden ihm doch den allerbesten conseil gegeben haben! Bedenke nur die différence im Alter! Er ist zweiundsechzig und sie? Sie kann höchstens zwanzig sein. Mon dieu, mon dieu!"

„Das ist die Begierde des Fleisches," jammerte Schwester Felizitas. „Das Erschrecklichste ist, daß auch wir nicht frei von Schuld sind. Wir haben immer nur für seine leibliche prospérité gebetet, nicht für sein Seelenheil. Nun schickt uns Gott die Strafe."

Sie ging an den Wandschrank, holte die Karaffe mit dem Muskateller heraus und schenkte sich mit bekümmerten Mienen ein Gläschen des süßen Trankes ein. Und während sie den würzigen Trost mit zitternder Hand an die Lippen führte, hörte sie, wie im oberen Stockwerk ein Paar schwerer Stiefel polternd und sporenklirrend auf die Diele flog, und wie der Kehrreim:

Frisch auf, ihr Herren! Her und dran,
Das Fäßlein hat kein'n Panzer an

mit triumphierender Gewalt durch das Haus dröhnte. (Fortsetzung folgt.)

Das Pathologische in der Kunst im Lichte der modernen Psychologie

Von Privatdozent Dr. K. Oesterreich-Tübingen

Der Zug zur Synthese, der durch das geistige Leben der Gegenwart geht, bringt es mit sich, daß viele Gebiete ihre wichtigste Förderung durch Köpfe erfahren haben, die zunächst in ganz anderen Kreisen sich bewegten, als auf denen sie ihre Leistungen dann vollbrachten. Die Erfahrungen, die Denkrichtung, die sie sich anderswo angeeignet hatten, machte ihre Stärke aus.

Ein besonders unbefriedigendes, der Befruchtung entbehrendes Bild hat lange Jahre hindurch die literarische Kritik geboten. Selbst wo der Kritiker weiteren Gesichtskreis besaß, blieb er in den Schranken seiner zu einseitigen ästhetischen Bildung stecken. So vermochte er auch der Öffentlichkeit oft kein volles Verständnis des dichterischen und künstlerischen Schaffens der Zeit zu vermitteln. Dieses Schaffen suchte seit Beginn der achtziger Jahre selbst neue Wege. Bei aller Größe waren Grillparzer und Hebbel so gut, wie in der bildenden Kunst Feuerbach, Klassizisten gewesen. Nicht Leben und Natur waren die Gegenstände, auf die ihr Auge allein gerichtet war, sie sahen auf die großen Vorgänger. Darin liegt das Wesen alles Klassizismus. Am Ende des vergangenen Jahrhunderts kam dann ein neues Geschlecht. In ihm regte sich Eignes. Der neue Most schäumte und zersprengte die alten Formen. Radikal, wie jede Jugend, aus der etwas wird, zeigte sie sich unbändig, trotzig. Sie hatte viel zu kämpfen. Noch heute ist vielen das einst gefallene Wort „Rinnsteinkunst" aus der Seele gesprochen.

Aber immer stärker ist die Selbstbesinnung geworden, daß wieder einmal Großes, Neues erstanden war, zu dem man kein Verhältnis des Verständnisses finden konnte. In unserer schnell lebenden Zeit kommt auch die Gerechtigkeit der Nachwelt schneller. Noch dieselbe Generation, die verdammt hat, nimmt jetzt das Urteil zurück. Und auch hier, auf dem Gebiet der Literatur, haben Außenstehende manches Verdienst an der Besserung der Lage, des Verhältnisses des Publikums zur Kunst. Unter denen, die neuestens in diesem Sinne hervorgetreten sind, ist die Stimme eines Juristen, Erich Wulffen, eine der gewichtigsten.

Erich Wulffen besitzt längst den Ruf, einer unserer hervorragendsten Kriminalisten zu sein. Seine beiden großen Werke über den „Sexualverbrecher" und die „Psychologie des Verbrechers" sind internationale standard-works der Kriminalistik. Aller Einsichten der normalen und pathologischen Psychologie Herr, hat er hier Fun-

damente legen und sichern geholfen, auf denen die ganze Rechtsprechung der Kulturländer sich von Jahr zu Jahr mehr aufbaut. Hinter uns liegt die Epoche, für die das Verbrechen als Gesellschaftstatsache zuletzt unerklärlich blieb, weil es für sie nichts als der Ausfluß eines indeterminierten freien Willensaktes gewesen ist, — unter dem Einfluß der naturwissenschaftlichen Auffassung des Seelenlebens hat sich das Dunkel von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gelichtet, und eine neue, fest und unerschütterbar fundierte Wissenschaft der Kriminalistik ist entstanden, die die Kausalität des Verbrechens aufgedeckt und die großen, mächtig wirkenden Ursachen: Alkoholismus, Entartung, Psychose usw. enthüllt hat.

Zur selben Zeit, als diese neue Kriminalistik entstand, war in der Dichtung der Realismus die herrschende Tendenz geworden. Vor allem machte es sich Gerhart Hauptmann zur Aufgabe, in die Tiefen des menschlichen Daseins zu steigen und das Geschick der Individuen nicht nach der älteren Fragestellung von Schuld und Sühne zum Gegenstande von Dichtwerken zu machen, sondern es in seinen kausalen Verknüpfungen zu zeigen. Die großen Umwälzungs- und Gärungserscheinungen am Boden der Gesellschaft fanden ihre Widerspiegelung in künstlerischer Produktion.

Damals mußte sich die Kritik mit einer Beurteilung vom ästhetischen Standpunkt der Zeit begnügen. Wie weit das Genie des Künstlers Realität zu erfassen, wahr zu sein vermochte, diese Fragen bündig zu beantworten, ist erst jetzt die wissenschaftliche Psychologie weit genug. Nur aus der Kenntnis der Wirklichkeit selbst konnte die Antwort gegeben werden, und es ist Erich Wulffen, der es auf sich genommen hat, diese Aufgabe zu lösen.

Er hat sie glänzend gelöst. Es ist ein wirklicher Genuß, unter seiner Führung*) Gerhart Hauptmanns Dramen von „Vor Sonnenaufgang" an bis hin zur „Versunkenen Glocke" zu durchwandern, in ihre Gestalten sich zu versenken und ihre unvergleichliche Lebenspracht und Lebenswahrheit enthüllt zu sehen. Ich kenne keine andere Würdigung jener Dramen, die psychologisch gleich tief wäre. Wie flach und schief eine der bekanntesten von ihnen, die des Literarhistorikers Adolf Bartels, gewesen ist, das zeigt Wulffen selbst an einigen klassischen Mißverständnissen, die dem betreffenden Autor untergelaufen sind. Wenn man sieht, wie hier ein vermeintlicher Kenner versagt hat, so muß man um so mehr anerkennen, wie tief demgegenüber der Jurist von seiner größeren Kenntnis des Lebens aus in die Schöpfungen des Dichters eingedrungen ist und wie treffend er zeigt, daß Gerhart Hauptmann wirklich ein ganz großer Dichter ist, der Menschen der Gegenwart im Kampfe mit den Lebensproblemen der Zeit in voller Wahrheit darzustellen vermag. Oft sind es pathologische Typen, teilweise Kriminal- oder politische Verbrecher. Mit Meisterschaft wird von Wulffen bloßgelegt, wie überzeugend, wie kausal zwingend überall die Entwicklung des Denkens, Wollens und Tuns dieser Personen ist. Und mehr noch als das: auch über den ästhetischen Gehalt dieser Werke gibt er feinfühligsten Aufschluß, denn er hat selbst ein Verhältnis zu den Lebensproblemen, die der große Dichter in seinen Schöpfungen zum Ausdruck brachte, Probleme, die zum Teil von ihm in eigenen Lebenskämpfen erlitten waren.

*) Erich Wulffen, Gerhart Hauptmanns Dramen. Kriminal-psychologische und pathologische Studien. Berlin-Lichterfelde, Langenscheidts Verlag 1911.

Gleich bedeutend sind die Studien Wulffens über „Shakespeares große Verbrecher" (ebenfalls im Langenscheidtschen Verlage): Richard III., Macbeth und Othello. Auch hier steht dieselbe leidenschaftliche Seele hinter der Darstellung, die mit sich reißt in ihrem zielbewußt vorwärts drängenden Fluß. Die Shakespeareliteratur ist unendlich, dennoch wirft dieses Buch ganz neue Lichter auf jenes potenzierte Genie. Es ist keine Übertreibung, wenn Wulffen mit Stolz von der Gestalt Desdemonas sagt: „Ihre wahre naturwissenschaftliche Seele zeige ich hier als Erster". Man kann den Ausdruck „naturwissenschaftlich" beanstanden, aber die Sache ist getroffen: die seelischen Kausalzusammenhänge in Desdemona, und nicht nur in ihr, sind hier zum ersten Male in einer Weise bloßgelegt, die der Einsicht der modernen Wissenschaft in das menschliche Seelenleben wirklich entspricht.

Immer noch geht die Historie der Literatur wie ebenso die der Geschichte ihren alten Gang in den brüchig gewordenen Geleisen der Vulgärpsychologie, ohne davon Kenntnis zu nehmen, daß ringsum heute eine neue sicher gegründete Wissenschaft vom Seelenleben entstanden ist: Psychologie, Medizin, Jurisprudenz haben sie gemeinsam geschaffen. Vornehm und kühl lehnen Philologen und Historiker es ab, etwas von ihr zu lernen. Dennoch werden sie es müssen. Hier ist wieder ein Buch, das in seiner Existenz unvernichtbar und unverschweigbar sein wird: weil hier zum erstenmal eine Reihe von großen Gestalten aus der Shakespeareschen Welt einer Analyse unterzogen worden sind, die ohne das ganze Rüstzeug der modernen psychologischen Wissenschaften nicht geleistet werden konnte. Durch sie erst ist es Wulffen möglich geworden, auch die innere Welt der Liebesgefühle der Personen Shakespeares in ihrer Wechselwirkung mit ihrem Handeln ganz verstehen zu lassen. Es ist sein bewußtes Bestreben gewesen, die Ergebnisse der Sexualwissenschaften mit jenen Gestalten der Dichtung zu konfrontieren. Das Ergebnis war auch in diesem Fall eine glänzende Rechtfertigung des Dichters, der übrigens auch in seiner Persönlichkeit und seinem Schaffen durch Heranziehung wenig beachteter Sonette manche neue Beleuchtung erfährt.

In wesentlicher Übereinstimmung mit den Resultaten Wulffens befindet sich ein unabhängig von ihnen entstandenes Buch des bekannten Psychiaters Wilhelm Weygandt: „Abnorme Charaktere in der dramatischen Literatur", (Verlag von Leopold Voß, Hamburg 1910) der eine Reihe von Gestalten Shakespeares, Goethes, Ibsens und Gerhart Hauptmanns einer psychiatrischen Kritik unterzieht. Das günstigste Prädikat sozusagen erhält Shakespeare, das ungünstigste Goethe, dem, wie schon der verstorbene verdienstvolle P. J. Möbius gezeigt hat, ausgesprochen pathologische Persönlichkeiten nicht lagen, wie er auch im Leben gegen sie stets einen ausgesprochenen Widerwillen gehabt hat. Den Vergleich mit Wulffens beiden Büchern halten Weygandts Vorträge jedoch nicht aus. Wulffens Studien, denen freilich ein größerer Raum zur Verfügung stand, sind viel anregender und feiner in der Analyse als die knappen und trockenen Gutachtenresümees Weygandts.

Am weitesten spannt der Karlsruher Privatdozent Willy Hellpach in seinen Betrachtungen über „Das Pathologische in der modernen Kunst" (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1911) den Rahmen. Er fragt nach der Rolle, die das Pathologische heute nicht nur in der Dichtung, sondern in der Kunst überhaupt spielt.

Hellpach ist von Hause aus Psychiater. Aus der Schule Wundts hervorgegangen, hat sich sein Blick schnell geweitet. Von der Fachpsychiatrie viel und scharf angegriffen behält er doch das Verdienst, durch seine zahlreichen Schriften feststehende Erkenntnisse der psychiatrischen Wissenschaft ins größere Publikum getragen und ein Stück psycho-pathologischer Aufklärungsarbeit geleistet zu haben. Übereifer, etwas als pathologisch zu erklären, das doch nur ungewöhnlich ist, liegt ihm fern, wie denn überhaupt solcher Übereifer etwas weit Selteneres ist, als Außenstehende oft meinen. In bezug auf die vorliegende Schrift stehen wir sogar vor dem merkwürdigen Tatbestand, daß der Psychiater Hellpach nicht selten Dinge in der Kunst als durchaus unpathologisch erklärt, die der Laie unbedenklich mit dieser Bezeichnung belegt. Hellpach bemerkt nicht ohne Recht, daß die Neigung Pathologisches in Kunstwerken zu suchen, heute sehr groß geworden ist, so daß das Publikum im Zweifel zwischen hocherregten Leidenschaften, etwa Verzweiflung, und Irrsinn sich jetzt gern für den Irrsinn entscheidet. „Wohlgemerkt: in der Kunst! Derselbe Betrachter wehrt sich vielleicht einen Tag später auf der Geschworenenbank mit bekannter Energie gegen das Sachverständigenurteil, das eine lachende Kindeszerstücklerin als geistesgestört hinstellt." In der Tat ist es ein seltsamer Widerspruch, daß dieselben Personen, die in der Galerie überall Pathologisches wittern, im Gerichtssaal krampfhaft die Augen davor schließen. In Wirklichkeit aber ist die Sachlage genau die umgekehrte: in der Kunst ist weniger Pathologisches vorhanden als der Laie oft meint, im Gerichtssaal dagegen unendlich viel mehr. Vor allem tritt uns, wie Hellpach zu beweisen sucht, heute in der Kunst wie in der Literatur nicht öfter und viel diskreter Pathologisches entgegen als in vielen früheren Epochen. Weder auf dem Gebiet des Erotischen, des Verbrechens, geistiger Gestörtheit oder auch rein körperlicher Mißbildung reichen die Wagnisse einzelner Künstler der Gegenwart heran an das, was etwa das christliche Mittelalter uns darin hinterlassen hat, ohne daß diesem — ihm gegenüber nicht selten nur allzuberechtigte — Vorwürfe gemacht werden.

Es ist die alte Erfahrung, daß Historisches viel eher ertragen und viel objektiver gewürdigt wird als Zeitgenössisches. Die Kunst und Dichtung der Vergangenheit wird als Kunst und Poesie aufgefaßt und in diesem Sinne bewertet, analoge Werke der Gegenwart entfesseln dagegen Aversionen, Neigungen, die ganz außerhalb des Ästhetischen liegen und erfahren von ihnen aus dann nicht selten eine Verwerfung, die doch nur auf der subjektiven Unfähigkeit des Betrachters beruht, der nicht imstande ist, sich zu ihnen auffassend künstlerisch zu verhalten. Gewiß ist das Verlangen, das heute so viele an die Kunst richten: eine neue Erhebung des Lebens zu bringen, berechtigt als Ausdruck idealistischer Tendenzen überhaupt. Aber dieses Verlangen sollte nicht blind und unempfänglich gegen das machen, was an großer Kunst auch uns umgibt!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographien und Briefwechsel

Nietzſches Leidensweg zum Individualismus. Man iſt daran gewöhnt, Briefe als Dokumente einer Perſönlichkeit zu betrachten und zu werten. Wie weit eine ſolche Wertung bei den Briefen Nietzſches berechtigt iſt, das erſcheint aber recht zweifelhaft. Man muß nämlich eine Eigenart des Briefſchreibers Nietzſche beachten, auf die Richard Oehler in der Einleitung zu ſeiner Auswahl von Nietzſche-Briefen, die im Inſelverlag erſchienen iſt (1911. Preis 3 M.), hinweiſt. Er ſagt: „Freunde, Verehrer, Berufsgenoſſen, Mitſtrebende, Angehörige, ſie alle werden in der Tiefe ihrer individuellen Beſonderheit auf eine ſo verbindliche Weiſe (in Nietzſches Briefen) berührt, daß man begreift, wie lebhaft ſie ſich immer wieder zu dem Spender dieſer Herzensgaben hingezogen fühlen mußten."

Das iſt unbedingt wahr. Nietzſche, der Prediger des abſoluten, des ſtarrſten Individualismus, paßt ſich mit ungeheurer Empfindlichkeit für die gegenſpielende Perſönlichkeit deren Eigenart an. In den Briefen an die Mutter iſt er der gute Sohn, der die Mutterſorge durch leicht humoriſtiſche Berichte über ſich und ſein äußeres Leben zu beſchwichtigen und — von ſeinem inneren Leben abzulenken ſucht, in den Briefen an die Schweſter der etwas väterlich protegierende ältere Bruder, der wandlungsfähigſte in den Briefen an die Freunde: herablaſſend-belehrend an Deuſſen, achtungsvoll anerkennend, wenn auch nicht durchaus billigend an Gersdorff, rückhaltlos hingebend an Erwin Rohde.

Die Briefe an die Freunde ſind noch am eheſten dazu geeignet, uns einen Zug in der Perſönlichkeit Nietzſches zu zeigen, der beſtimmend für ſein ganzes Leben und für ſeine ganze weitere Entwicklung geworden iſt. Wir lernen aus ihnen Nietzſche den Freundſchaftsſucher kennen. Dieſer Unterton, das Suchen nach dem Gleichgeſtimmten, dem Mitſtrebenden, dem Verſtehenden, nach dem Freunde, klingt aus allen Briefen, er iſt der Grundton in ihnen, er muß daher echt ſein — man mag ſich ſonſt zu dem dokumentariſchen Wert der Nietzſche-Briefe ſtellen, wie man wolle.

Die Briefe, die Oehler zuſammengeſtellt hat, laſſen nun genau die Phaſen verfolgen, in denen ſich dieſes Freundſchaftsbedürfnis entwickelt, wie trotz dieſes Freundſchaftsbedürfniſſes Nietzſche allmählich aus dem Freundeskreiſe hinausgedrängt wird oder, durch ſeine Entwicklung getragen, ſelbſttätig aus ihm hinaustritt — in die Einſamkeit.

Die goldene Zeit für Nietzſche, den Freundſchaftsſucher, leuchtet in den Studienjahren zu Leipzig, im Kreiſe gleichſtrebender Philologen, zu Füßen des anregenden und innerlich wie äußerlich machtvoll fördernden Lehrers Ritſchl. Alte Pfortaer Schulfreundſchaften werden fortgeſetzt, neue angeknüpft und entwickelt; im Kreiſe Leipziger Freunde lernt Nietzſche Wagner kennen.

Als Leipziger Philologe fühlt ſich der Profeſſor der Philologie noch ſehr, ſehr lange, weit über die erſte Baſeler Zeit hinaus. Aus dem Fachkreiſe der Philologen tritt er erſt hinaus nach Veröffentlichung der „Geburt der Tragödie aus dem Geiſte der Muſik". Wie ſehr ihn dieſes Hinaustreten ſchmerzte, das beweiſen ſeine Briefe an Ritſchl, an Gersdorff, vor allem an Rhode (Nr. 44, 45, 48 bei Oehler).

Dennoch erwächst das alles nur aus der folgerichtigen Entwicklung von Nietzsches Gedankenwelt. Schon in Leipzig war das starke Band des engsten Freundeskreises Schopenhauers Philosophie gewesen. Dieses Band hält die nächsten Freunde auch nach der Geburt der Tragödie zusammen. Aus dem Schopenhauerschen Gedankenkreise her tritt Nietzsche aber in Basel in den benachbarten und geistesverwandten Wagners.

Von nun an ist es dieser Boden philosophisch-ästhetischer Gedankengänge, auf dem Nietzsche mit Enthusiasmus Freunde sucht und findet.

Auch diese Periode hat aber keine Dauer. Seine Entwicklung treibt ihn auch über Wagner hinaus, er muß sich auch aus diesem Kreise loslösen. Mit welchem Schmerze er es getan hat, ist bekannt, davon zeugt er selber in seinen Briefen vielfach (vgl. z. B. Nr. 80 u. 84 unserer Ausgabe).

Dazu kommt, daß es nicht nur die Richtung seiner Gedankengänge ist, die Nietzsche, den Menschen, dem alles daran lag, Gleichgestimmte, Gleichgesinnte, für seine Schriften zustimmenden Widerhall und Beifall zu finden, zum Einsamen macht; sein körperliches Leiden greift immer mehr um sich, verbannt ihn immer häufiger aus der Mitte der Gesunden, der Lebenden, und verdammt ihn zur Zurückgezogenheit oder zum Wandern, zum unsteten Ziehen von Ort zu Ort, um das Klima zu suchen, daß dem Leidenden ruhige Tage und Nächte verspricht.

So klingen die Briefe aus der letzten Periode, der italienischen Wanderzeit Nietzsches, wider von Klagen über seine Einsamkeit, hervorgerufen durch diese zwei Ursachen: Krankheit und Abfall der nicht mehr verstehenden Freunde.

Ich glaube, man hat die Wirkung dieser erzwungenen Einsamkeit auf die Entwicklung der individualistischen Gedankengänge Nietzsches bisher noch zu wenig beachtet und noch nicht genügend hoch gewertet.

Gerade die individualistische Gedankenwelt Zarathustras bildet die letzte, tröstende und stärkende Zuflucht für den vereinsamten Nietzsche, dessen ganze Seele dennoch auch jetzt noch immer sucht und klagt nach zustimmenden Freunden, der seine einsame Größe, von der er selbst sich mit Gewalt überzeugt, auch aus dem Munde der Vielen anerkannt hören möchte. Man denke an seine Freude über die Vorträge von G. Brandes in Kopenhagen (vgl. Nr. 147, 149, 150 der Auswahl).

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint Nietzsches extremer Individualismus als die letzte Waffe des vereinsamten Zarathustra gegen die Verständnislosigkeit der Vielzuvielen, den Abfall der Freunde; denn er führt zum Stolz, und er führt zur Verachtung.

Und dennoch klingen aus den Briefen dieser letzten Zeit für den aufmerksamen Leser leise, aber deutlich vernehmbar schon die ersten grollenden Töne des nahenden Endes heraus, der Geisteskrankheit, welche Nietzsches Individualismus in seinem Schoße trug. Man darf die psychischen Einflüsse und Erregungen, die für Nietzsche mit seiner Vereinsamung zusammenhängen, in seiner Krankheitsgeschichte nicht zu niedrig einschätzen. Man hat vielleicht bisher die physiologisch-organische Seite bei den Forschungen, die sich mit der Pathologie Nietzsches beschäftigen, zu sehr betont und einseitig berücksichtigt; ich möchte hier die Wichtigkeit der psychischen Faktoren daher ausdrücklich betonen, sie tragen mit einen großen Teil der Schuld am schließlichen Zusammenbruch.

Mag es Zufall, mag es Absicht des Herausgebers gewesen sein: die vorliegende Auswahl läßt uns die Wirksamkeit gerade dieser Motive mit außerordentlicher Stärke fühlen, sie zeigt uns das Zugrundegehen eines großen Menschen an ihnen und bietet uns daher in engem Rahmen und in dieser gedrängten Form um so eindrucksvoller eine Tragödie in ihrem ganzen Verlaufe dar, nämlich die Tragödie: Friedrich Nietzsche.

Dr. W. Warstat-Altona

Die Feier, die zu Wilhelm Raabes achtzigsten Geburtstage geplant war, verwandelte sich in eine erhebende Gedächtnisfeier im Braunschweiger Hoftheater, in deren Mittelpunkte eine formvollendete ergreifende Rede von Wilhelm Brandes stand, die wohl das Beste und Schönste enthielt, was bisher über den großen Dichter und edlen Menschen gesagt und geschrieben worden ist. Sie wird allen denen, die sie gehört, unvergeßlich bleiben und wird, denk

ich, manchen, der bisher noch abseits stand, zu Raabe hinführen. Der „Eckart", der ja schon immer so treulich für den Braunschweiger Dichter eingetreten ist, wird diese Rede in seinen nächsten Heften abdrucken, und sie wird da hoffentlich auch in weiteren Kreisen ihre werbende und begeisternde Kraft ausüben. Zu dieser schönen Gabe, die Wilhelm Brandes, der in die Tiefen und den Reichtum der Persönlichkeit und des Lebenswerks von Wilhelm Raabe eingedrungen ist, wie kaum ein zweiter, dem toten Freunde als Weihegruß zum achtzigsten Geburtstage darbrachte, gesellten sich nun zwei Raabebücher, die mir in hohem Grade geeignet scheinen, nicht bloß der großen, treuen Raabegemeinde, sondern auch noch vielen, vielen anderen als Führer zu Raabe zu dienen: **„Der junge Raabe"** von **Herm. Anders Krüger** und der **„Wilhelm Raabe-Kalender"** herausgegeben von **Otto Elster** und **Hanns Martin Elster.** Hermann Anders Krüger hat die feinsinnigen und gehaltvollen Aufsätze über Raabe, die er im Eckart hat erscheinen lassen, zu einem schmucken Bändchen vereinigt (Leipzig, Xenien-Verlag). Darin erzählt er zunächst höchst anziehend und auf beste Quellen gestützt des Dichters äußeren Lebensgang und schildert seine innere Entwicklung bis zum Jahre 1859. Auch die, die ihren Raabe zu kennen meinen, werden darin manches Neue und Unbekannte finden. Darauf würdigt er Raabes Erstlingswerke „Die Chronik der Sperlingsgasse", „Ein Frühling", „Halb Mähr halb mehr", „Die Kinder von Finkenrode", geht den Quellen und Anregungen nach, ohne in die jetzt vielfach übliche Sucht, Entlehnungen aufzuspüren, zu verfallen, verbreitet sich über des Dichters Sprache und Stil, Technik und Charakteristik. Auch wird mit manchen schier unverwüstlichen Irrtümern und falschen Anschauungen, wie z. B. Raabes sogenannte Abhängigkeit von Jean Paul (hoffentlich endgültig) aufgeräumt. Besonders lehrreich ist der Vergleich der beiden Fassungen von „Ein Frühling", der den lebhaften Wunsch in uns erweckt, daß recht bald eine neue Auflage der ganz verschollenen ersten Ausgabe dieses köstlichen Buches erscheinen möge. In einem umfangreichen Anhange bietet Krüger ein vollständiges chronologisches Verzeichnis alles dessen, was Raabe geschrieben, auch der nicht in Buchform erschienenen Aufsätze und Gedichte, und eine überaus reiche Zusammenstellung der bisher über Raabe veröffentlichten Bücher und Aufsätze. Das warmherzige, ehrliche Buch möge recht viele empfängliche Leser und Käufer finden.

Das zweite Buch, das den großen Toten zu seinem achtzigsten Geburtstage grüßt, ist der Raabekalender, den Otto und Hanns Martin Elster haben erscheinen lassen (Berlin, G. Grote). Wenn vielleicht mancher, der von Raabe wenig kennt, an der Berechtigung für ein solches Buch zweifeln sollte, so möchte ich ihm die Worte entgegenhalten, mit denen Eugen Wolff seinen Aufsatz über die Lebensmächte der Raabeschen Dichtung (Seite 59 des Kalenders) beschließt: „So ist das Bekenntnis zu Wilhelm Raabe ein Freimaurerzeichen geworden. Und fragt man uns, welches ist das Werk, zu dem ihr zusammenwirkt? — so lautet die Antwort: wir bauen am deutschen Leben. In einer Zeit andringender Verfälschung, Veräußerlichung und Abbröckelung begann unser Meister die Tiefen des deutschen Lebens auszuschöpfen; und als sich seine Lebenssonne neigte, gewährte noch der letzte Strahl den tröstenden, beglückenden Ausblick, wie der Strom seiner Dichtung ins deutsche Leben zurückflutet..." Der Dichter, der in seinem Erstlingswerk als Dreiundzwanzigjähriger ausrief: „Vergesse ich dein, Deutschland, großes Vaterland, so werde meiner Rechten vergessen", und der fünfundvierzig Jahre später seinem letzten vollendeten Romane als Geleitswort das Wort des Freiherrn v. Stein mitgab: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland!" — dieser Dichter hat dem deutschen Volke ein Vermächtnis hinterlassen, das den weitesten Kreisen zugänglich zu machen heilige Pflicht ist. Und dieser Aufgabe will der Raabekalender dienen. Gleich dieser erste Jahrgang bietet uns reiche Gaben: hinterlassene Gedichte Raabes und Kernsprüche aus seinen Werken, rührend schöne und herzliche Worte von Wilhelm Jensen, der dem Dichter fast ein halbes Jahrhundert lang in Freundschaft verbunden war, wertvolle Aufsätze über Raabes Heimatstätten und verschiedene Seiten seines Schaffens, huldigende Gedichte auf ihn und Briefe und Brieffrag-

mente von ihm, die wohl geeignet sind, neben dem Dichter auch den edlen, liebenswerten Menschen ins rechte Licht zu stellen. Zu diesem reichen Inhalt kommen noch feine künstlerische Beigaben, zumeist zum erstenmal veröffentlicht: Bildnisse von Raabe, Zeichnungen von seiner Hand, Bilder von Gedenkstätten seines Lebens.

Raabes Erzählung „Unseres Herrgotts Kanzlei" ist in der Creutzschen Verlagsbuchhandlung zu Magdeburg soeben in achter Auflage erschienen (Preis M. 6.—.)

Robert Lange-Leipzig

Literatur

Ludwig Speidel als Feuilletonist. Ludwig Speidel wurde am 11. April 1830 in Ulm geboren, kam aber bereits 1853 nach Wien, wo er im Jahre 1906 starb, nachdem er in einigen Jahrzehnten eine kritische Berühmtheit der Donaustadt gewesen war. Er war insofern Journalist, als er im Dienst der Tagespresse stand. Er schrieb keine dicken Bücher, ließ vielmehr lose feuilletonistische Blätter in das Leben des Tages hineinflattern. Diese losen Blätter aber wirkten so stark, wie Bücher nur selten zu wirken pflegen. Nichtsdestoweniger war Speidel selber nie dazu zu bewegen, sie zu sammeln. Und wer müßte nicht einräumen, daß seine Bedenken verständlich waren?

Der Tagesschriftsteller braucht nicht — wie der Schriftsteller im allgemeinen — das Interesse für seinen Gegenstand zu wecken, denn sein Gegenstand ist der erste Punkt der Tagesordnung, ist die aktuelle Angelegenheit, von der sowieso alle Welt spricht. Es fällt ihm auch nicht schwer, ihn farbig darzustellen, er braucht ihn im Grunde nur zu nennen, damit seine Leser ihn sofort lebendig vor sich sehen. Denn seine Leser erleben ja den Gegenstand wie er selber. Er ist der Schriftsteller des gegenwärtigen Tages, und der gegenwärtige Tag hat immer Farbe, während hinter uns die Vergangenheit matter erscheint oder in tiefes Dunkel versinkt. Er macht Eindruck schon durch seine Stellungnahme, durch sie schon ruft er Gegnerschaft, Haß, Freundschaft und Zustimmung hervor. Der Tag trägt seine Arbeiten schnell empor, aber darum verschwinden sie auch so leicht mit dem Tage. Die Zeit ist der Bundesgenosse und der gefährlichste Gegner des Feuilletons. Nach einigen Jahren ist ein blühendes Feuilleton bereits eine welke Blume. Die verschiedenen sachlichen Standpunkte, um die man sich beim Erscheinen erhitzte, sind von der Entwicklung hinweggefegt. Was vormals kühn war, ist inzwischen selbstverständlich oder gar lächerlich geworden. Anspielungen, die beim Erscheinen jeden kitzelten, versteht niemand mehr. Nichtsdestoweniger aber freuen wir uns doch, daß der Verlag Meyer u. Jessen in Berlin alle Bedenken überwunden und eine Speidel-Ausgabe veranstaltet hat, von der bis jetzt vier Bände vorliegen.

In einem Aufsatz über den jetzigen Wiener Burgtheaterdirektor Baron v. Berger sagt Speidel: „Zum Kritiker bringt Berger die geeigneten Naturgaben mit. Er ist ein Denker und er ist fast ein Dichter. Dieses ‚fast' ist viel. Nur der Kritiker, der wenigstens ein Verwandter des Dichters ist, wird uns über Werke der Dichtkunst mehr als oberflächlich unterrichten können." Was Speidel mit diesen Worten ausspricht, klingt sehr selbstverständlich, ist aber nichtsdestoweniger ein Problem. Es ist schon wahr, daß ein dichterischer Einschlag im Grunde erst den Kritiker macht, aber ebenso wahr ist, daß ein derartiger Einschlag einen Kritiker völlig ruinieren kann. Es kommt ganz auf die Art und Weise an, in der das dichterische Element seinem Wesen beigemischt ist. Es kann ihn vornehm, liebenswürdig und verständnisvoll, es kann ihn aber auch unglücklich, neiderfüllt und verächtlich machen. Speidel ist in dieser — wie übrigens in vielen anderen Beziehungen — ein Glückskind gewesen. Auch er ist „fast" ein Dichter, aber der poetische Einschlag hat sich mit seinem ganzen gesunden Wesen in glücklicher Harmonie vermählt. Was an poetischem Gehalt in seinem Wesen steckt, ist für ihn wie eine verborgene Sonne, die seine Lettern mit Schönheit durchleuchtet. In einigen Feuilletons ist er mehr Dichter als Schriftsteller, und selbst wo er kein Dichter ist und nach der Sachlage auch gar keiner sein darf, fliegt oft noch ein feiner poetischer Schimmer über die Linien. Der Dichter, der in ihm steckt, hat es ihm auch unmöglich gemacht, in die häßliche Manieriertheit zu verfallen, in die sonst Feuilletonisten (und nicht zum wenigsten die Wiener Feuilletonisten) im Interesse der

„Wirkung" zu verfallen pflegen. Es ist entsetzlich, bis zu welcher Unnatur sich so ein Feuilletonist verlieren kann, wenn er durch Künsteleien zu verbergen sucht, daß keine Kunst in ihm steckt. Er schneidet Grimassen, er verrenkt seinen Sätzen alle Glieder, nur damit sie „originell" aussehen sollen; er preßt die Sprache zu Wortbildungen, die ihr völlig fremd sind; er ersetzt den funkelnden Stich des Witzes durch den Natternbiß der Infamie; er quält sich redlich ab, um die dürftige Leere seiner Natur zu verbergen, und erreicht doch nur, daß uns in seiner Gesellschaft ein schlichter stiller Mann als ein Geschenk des Himmels erscheinen will. Von all diesen Talmikünsten hat Speidel sich ferngehalten. Er ist, was unter Feuilletonisten eine Seltenheit zu sein scheint, eine deutsche Natur geblieben, eine deutsche Natur, die aus den besten Brunnen der deutschen Kultur getrunken hatte. Obwohl ihm die feuilletonistische Pointe selbstverständlich nicht fremd ist, erkauft er sie doch nie durch Unnatur. Wo sie ihm kommt, kommt sie ihm mühelos, gelassen, graziös. Und wenn ihm keine kommen will, schreibt er seine reine, echte, deutsche Sprache ruhig weiter, im festen Vertrauen darauf, daß sein Deutsch auch ohne feuilletonistische Pointen zu lesen sein werde.

Ob es nun recht war, diese Feuilletons zu sammeln? Ich sagte bereits: ja. Einmal zeigen selbst Aufsätze, die in den sechziger Jahren geschrieben sind, noch heute frische Farben, was an sich schon eine Leistung ist, vor der man Achtung haben muß; zum anderen aber finden sich eingesprengte kritische Wahrheiten, eingesprengte kritische Federzeichnungen, die auch über den besonderen Anlaß hinaus ihren Wert behalten. Speidels schriftstellerische Kraft ist so groß, daß sie nicht der Vergessenheit anheimfallen darf. Er verdient die Gesamtausgabe, die ihm geworden ist; er wird auch seine Leser erfreuen, wenn sie ihn lesen, wie er gelesen werden muß. Man kann vier oder mehr Bände gesammelter Feuilletons natürlich nicht in einem Zug durchlesen; dann ist der Eindruck zu kaleidoskopartig. Wenn man aber bald dies und bald jenes genießt, wird man oft und gern in die Gesellschaft eines Mannes zurückkehren, der unter allen Umständen ein vornehmes schriftstellerisches Talent war, wie anfechtbar seine kritische Haltung in manchen Punkten auch gewesen sein mag.

Erich Schlaikjer-Groß-Flottbeck

Tagesfragen

Eine juristische Definition: „Eigentum ist ein rechtlicher Begriff, der am Entwicklungsanfang des Rechts formalistischen Prozesses stehend, sich historisch entwickelt hat. Es kann sich nicht darum handeln, die evolutionistische Grenze des Eigentums über das Vergeltungsrecht hinaus zu finden, denn auch das Tier hat einen animus rem sibi habendi, sondern nur darum eine Entwicklungsmöglichkeit des Eigentumsbegriffs aus dem Vergeltungsrecht zu versuchen. — Die These ergibt sich aus der Geschichte eben jenes indogermanischen Rechts: Das Eigentum ist eine historisch durch ins Vergeltungsrecht irradiierende Ideen gewordene Funktion des Diebstahlskampfes. Der embryonale Eigentumsbegriff der Übergangsperiode ist die Funktion einer formalen (d. h. unter Irradiation der Hochgerichtsidee stehenden) Abart des vergeltungsrechtlichen Diebstahlstreites. Die Möglichkeit der schlichten Klage — unter Irradiation weiterer Ideen geworden — bedeutet den Beginn des Rechtsrechtes: das Eigentum ist alsdann die Funktion der Übereignung —, in dem der Streit fingiert ist und zu einem Akt freiwilliger Gerichtsbarkeit wird. — Die Fiktion steht am Anfang des Rechts." So zu lesen S. 32 in „Methodologische Vorstudien zu einer Kritik des Rechts" von Heinz Rogge, mit einem Geleitwort von Josef Kohler. Berlin und Leipzig 1911. Verlag von Dr. Walther Rothschild. Preis 1,50 M. Kohler sagt im Vorwort: „Die Gefahr einer jeden Jurisprudenz ist die Scholastik; man spricht auch von Begriffsjurisprudenz." Was ist nun obige Definition des Eigentums?

Heinrich Reuß-Hamburg

Ausverkaufte Häuser. Früher „hatte" sie das Theater, während es jetzt, namentlich in den großen Städten, oft nicht besser besucht ist als der Nachmittagsgottesdienst. In der Tat: das Publikum kann anderswo besser auf seine Rechnung kommen. Angenehm prickelnde Sportereignisse mit weitgehenden Unfallchancen, Kinematographenhöhlen mit aufregenden Darstellungen sowohl — als auch; es ist schier

ein Unrecht, daß in den großen Kliniken noch nicht öffentlich amputiert und operiert wird. Aber die Feinschmecker wissen etwas Besseres: sie fahnden nach Zuhörerplätzen bei Sensationsprozessen. Das gibt mit voller Sicherheit ausverkaufte Häuser. Allerdings ist ein gewöhnlicher Fall von Einbruch oder Mord schon nicht mehr unbedingt zugkräftig, aber dafür stieg der Skandal im Liebhaberwerte. Eine zuvorkommende Presse sorgt zwar, daß jedermann am Abend tunlichst nacherleben kann, was sich an den Schranken begab; doch das reizt sie nur, die klatschhungrigen Seelen. Man müßte selber mitgenießen, was für ein Gesicht der oder die Angeklagte bei der oder jener Aussage machte, wie der Verteidiger sich benahm und wie das Pikante so eigentlich herausgebracht wurde. Ein alter Globetrotter hat einmal behauptet, die Spanier würden nie auf Stiergefechte verfallen sein, hätten sie immer ein öffentliches Gerichtsverfahren gekannt. Nun, wir dürfen auf den tierquälerischen Sevillaner stolz herabblicken, denn im Lande des Tierschutzes interessiert es natürlich weit mehr, zuzusehen, wie Menschen bei der Qual bestehen, wie ihre Nerven zucken und ihre Fassung wankt. Das war ja gerade das Schöne an den Allensteiner Prozessen: eine Angeklagte an der Grenze des Irrsinns garantierte eben vorweg die ersehnten Zwischenfälle. Wie kann übrigens eine als wissenschaftlich berufene Nation mit Bewußtsein human empfinden, wenn sie nicht genau studiert, was jenseits davon liegt, — nicht wahr? Aber die intelligenten Leser der Hunderttausendpresse, die Ableger ihrer Tageslogik, wollen auch die mit Recht beliebten Studien des sozialen Milieus nicht versäumen. Man sorge dafür! Bon; ein schmieriger kleiner Prozeß, bei dem aber ein geborener Graf auftritt und erzählen kann, wie man Schwiegersohn eines Millionenhauses wird — oder auch nicht — das wäre z. B. ganz der gesuchte Handel. Und so geht der Kampf um die Plätze im stickig engen Raume los. Ausverkaufte Häuser wegen eines Einblicks in Salons, deren Rang von vornherein nur in der Hinterhausphantasie ernsthaft strittig war! Diese Menschen mögen keiner Schonung wert sein — verdienen sie aber Aufmerksamkeit? Der Grafenkalender zählt 1096 Seiten engen Drucks und ist immer noch unvollständig, die Liste der Hochbesteuerten hat ebenfalls ziemlichen Umfang, aber beide schätzbaren Verzeichnisse gewährleisten zunächst nichts weiter als die äußere Eigenschaft, welche die Überschrift nennt. Ob der junge Aristokrat seine Wechsel auf Heiratsaussichten oder Pferdekäufe hin prolongiert erhielt, ob es in Berlin W. gutes Essen und böse Mütter oder schlechtes Essen und gute Töchter, mit weiteren Kombinationen ad infinitum, zu geben pflegt, ob die Lebedamen der öffentlichen Tanzsäle noch immer vor Gericht so aussehen wie bis zur Langenweile bekannt, — das alles zusammen liefert vielleicht soziale Katzenmusik, aber keinen Stoff, der das geringste publizistische Interesse daran rechtfertigen könnte. Selten ist so deutlich hervorgetreten, wie hoch schon die Fertigkeit ausgebildet worden ist, rein nach Belieben ausverkaufte Häuser der Themis zu bewirken. Sollte die schon gekennzeichnete Tagespresse, deren Schuld das jedesmal ist, hierbei nur die Vermittlerrolle spielen, dann um so bedenklicher für den Charakter ihres Betriebes! Merkwürdig genug, daß man in den sonst so empfindlichen Kreisen wirtschaftlicher Potenz die nun schon tonangebende Herrschaft der Sensationsblätter gleichsam als Verhängnis betrachtet und alle Konsequenzen miterduldet. Es mag billiger sein, als einmal energisch große Mittel im großen Stil aufzuwenden, damit der Ochlokratie das Händereiben vergeht. Noch ist es nicht lange her, daß auch der kleine Mann sich schämte, gewisse Blätter aus der Tasche zu ziehen und vor anderen Leuten zu entfalten. D. O.

Reichsspiegel

(Vom 3. bis 8. Oktober)

Auswärtige Angelegenheiten

Tripolis geräumt — Eroberung des Hinterlandes — Politische Qualitäten des Islam — Deutschland und der Islam — Italien und der Dreibund — Englands Schachzüge — Koweit

Am 5. Oktober wurden die Forts von Tripolis durch italienische Marineinfanterie besetzt. Die amtlichen Nachrichten bestätigen den verwahrlosten Zustand, in dem die türkischen Befestigungen angetroffen wurden. Auf die Tüchtigkeit der tripolitanischen Artillerie wirft die Tatsache ein eigenartiges Licht, daß die belagernde italienische Flotte auch nicht durch einen Granatsplitter erreicht wurde! Die Verteidiger verloren einige dreißig Mann an Toten und Verwundeten. Sie haben sich wenige Kilometer südlich Tripolis verschanzt. Italien ist somit Herrin im wichtigsten Küstengebiet und hat dadurch eine sichere Basis für den zweiten, schwereren Teil seines Unternehmens gewonnen, für die Eroberung des Hinterlandes. Es wird sich nun zeigen, ob die Sieger über die unvorbereitete offizielle Türkei auch die Kraft besitzen werden, das seine Wohnstätten verteidigende Volk der Araber zu unterwerfen. Die Chancen Italiens sind nicht ungünstig, sofern die Heeresleitung sich mit dem nächsten Vorstoß Zeit läßt, zunächst aber genügend Kavallerie und leichte Artillerie nach Afrika entsendet und nicht vergißt, einen für europäische Begriffe gigantischen Verpflegungs- und Etappentrain mitzugeben. War die Hauptstadt im Handstreich zu nehmen, so wird die Eroberung des Hinterlandes viele Monate, vielleicht Jahre währen, je nachdem es gelingt, die einheimische Bevölkerung mit Güte oder Gewalt zu gewinnen.

Diese Sachlage schiebt die Frage nach den politischen Qualitäten des Islam mehr in den Vordergrund der politischen Betrachtung. Wenn im Islam wirklich die ungeheure Macht eines glaubenseifrigen Fanatismus organisiert ist, wie vielfach in der deutschen Presse zu lesen ist, dann müßte es um die Zukunft der Türkei gut stehen, und wir müßten demnächst ein Feuer aufflammen sehen, das nicht nur Vorderasien, sondern ganz Nordafrika, Indien und große Teile Rußlands in Brand stecken dürfte. Seit ich indessen die achtzehn Millionen Bekenner des Islam beobachten konnte, die hinter der russischen Revolution standen, stehe ich der Macht des Islam skeptisch gegenüber. Tiefere Kenner geben mir in meinem Skeptizismus recht und die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre auch. Der Zusammenhang unter den Bekennern des Islam ist nicht größer als der unter den verschiedenen Völkern katholischen

Glaubens, und für die politische Betätigung der marokkanischen, tunesischen, tripolitanischen, ägyptischen, arabischen, europäischen, persischen, indischen, russischen und chinesischen Mohammedaner spielen Beweggründe die treibende Kraft, die, wenn auch häufig mit religiösen Fragen bemäntelt, doch mit der Religion nichts zu tun haben. Bei den arabischen Stämmen wird man als wichtigstes Motiv für ihr Verhalten Freiheitsdrang, bei den mongolischen Mohammedanern Gewinnsucht annehmen dürfen. Dementsprechend sind diese friedliebender und staatlicher Organisation zugänglicher als jene, — dementsprechend kämpfen die Araber nicht nur gegen die „Ungläubigen", sondern mit dem gleichen Fanatismus auch gegen den eigenen Sultan und gegen die türkische Regierungsgewalt! Einen neuen Beweis für die Richtigkeit meiner Auffassung bietet das Sonntag bekannt gewordene Rundschreiben der Pforte an die Mächte wegen Übernahme der Friedensvermittlung.

Ich glaube, daß es falsch wäre, wenn unsere Diplomatie allein auf die derzeitige Beliebtheit der Deutschen bei den Türken oder Arabern hin die Richtung der Reichspolitik einstellen wollte. Diese Beliebtheit ist durchaus negativer Art; sie beruht einstweilen nur auf der Tatsache, daß bisher Engländer, Franzosen, Spanier und Italiener die Herrschaft über jene ausgeübt haben, während die Deutschen ausschließlich als Kaufleute auftraten und demgemäß nicht als Autoritäten sondern als Förderer aller der Neigungen, die den Absatz ihrer Waren erhöhen mußten. Bei der Korrektheit und Moralität und damit Schwerfälligkeit unserer Verwaltungsprinzipien würden wir wahrscheinlich viel schneller und gründlicher den Haß der Marokkaner erregt haben, als es die Franzosen vermochten, die selbstverständlich bei den Freiheit liebenden Araberstämmen gegenwärtig im Mittelpunkt der Feindschaft stehen. Aber damit ist für die Weltpolitik wenig anzufangen. Es kommt für die Politik weniger auf die Unzufriedenheit an sich an, als darauf, ob diese Unzufriedenheit für einen bestimmten Zweck organisiert und in den Dienst einer bestimmten Politik gestellt werden kann. In dieser Beziehung aber hat der sogenannte Fanatismus des Islam vollständig versagt. Er hat nur in früheren Jahrhunderten organisatorische, staatenbildende Kraft gezeigt, hat aber seit hundert Jahren in keiner Phase der Unterwerfung Asiens oder Afrikas durch die europäischen Staaten sich befähigt erwiesen, dem Ansturm von Norden Ansätze neuer Kulturkräfte entgegenzusetzen. Die Deutschen haben, seit sie sich zum Deutschen Reiche zusammengeschlossen, zwei Versuche gemacht, den staatlichen Rückgang des Islam aufzuhalten: in Marokko und in der Türkei. Alle auf dies Fundament gestellten Verträge und sonstige Unternehmungen sind in Marokko endgiltig, in der Türkei vorläufig gescheitert; immerhin steht die unwiderrufliche Entscheidung in der Türkei noch aus, aber nicht Deutschland, sondern die Türkei selbst muß zunächst beweisen, ob sie noch genügend moralische Werte in sich hat, um diese vielleicht schwerste Prüfung noch bestehen zu können.

In der alldeutschen Presse wird nun an die deutsche Regierung die Forderung gerichtet, sie solle Italien den Laufpaß geben und sich offen auf die Seite

der Türkei stellen, um ihre großen wirtschaftlichen Interessen wirksam schützen zu können. Der Vorschlag klingt namentlich im Hinblick auf die durch keinerlei Leistungen begründeten chauvinistischen Ausschreitungen der Italiener gegen Österreich ganz einleuchtend, aber er stützt sich doch nur auf eine oberflächliche Betrachtung der Geschehnisse. Die Geschichte des Dreibunds führt zu anderen Ergebnissen. So paradox das folgende auf den ersten Blick klingen mag, soll es ausgesprochen werden: Italiens Festsetzung in Tripolis liegt im Interesse der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, wie es die Hauptaufgabe des Dreibundes ist, und die Art des Vorgehens selbst kann für das türkische Reich die heilsamsten Wirkungen haben, Wirkungen, die durchaus in der Richtung auch des deutschen Interesses liegen.

Der Dreibund ist, solange er besteht, ein politisches Faktum, mit dem bis auf weiteres gerechnet werden muß, sowohl von seiten Deutschlands wie von seiten der anderen Italien befreundeten Mächte Frankreich und England. Italien seinerseits wird aber den Dreibund um so mehr und um so länger schätzen, je mehr er befähigt ist Italiens Tripolispolitik zu stützen, nachdem diese selbst, wenn auch gegen den Willen der Dreibundmächte, ein neues fait accompli geschaffen hat. Deutschland und Österreich-Ungarn werden ihre weitere Haltung gegen Italien auch der Pforte gegenüber verantworten können, da sie jeden Versuch Italiens, in Albanien einzudringen, energisch abgewehrt und die Kriegsgelüste der kleinen Balkanstaaten kräftig niedergehalten haben. Die Türkei verliert zwar mit Tripolis ein Gebiet, aber doch nur ein solches, das sie kaum noch besessen hat. Dagegen bekommt sie finanzielle und moralische Hilfsmittel frei, die sie nun unter dem Schutz der beiden Reiche zur inneren Erstarkung und zum Kampf gegen seinen gefährlichsten Gegner, gegen England, verwenden kann. Freilich ist hierbei eine Voraussetzung, die weiter oben erwähnt wurde: Vorhandensein genügender moralischer und staatbildender Kräfte im Islam.

Die Bezeichnung Englands als Feind aller der Mächte, die mit Deutschland gleichartige Interessen verbinden, ist so häufig angewandt worden, daß sie schon mehr als Schlagwort anmutet und demgemäß für viele an Beweiskraft verloren hat. Dennoch sind wir von neuem berechtigt, Englands Diplomaten als Friedensstörer, wie überhaupt als diejenigen zu bezeichnen, die während der letzten Monate am meisten dahin gewirkt haben, Unruhe zu stiften. Es wird einmal von der Geschichte einwandfrei festgestellt werden, daß seit dem Bagdadbahn-Abkommen vom 21. März d. Js. von britischer Seite kein Mittel unversucht geblieben ist, die Aufmerksamkeit und die Kräfte Deutschlands von der asiatischen Türkei abzulenken und es in allerhand Abenteuer zu verwickeln. Solange das deutsch-russische Abkommen über Persien nicht veröffentlicht war, setzte man seine Hoffnung auf St. Petersburg. Als diese Versuche mißglückten, wurde in Paris gewirkt. Dort war es leichter, weil die Franzosen sich ohnehin schon für ein schärferes Vorgehen in Marokko vorbereitet hatten. Jetzt aber trieb England zur Eile, besonders unter Hinweis auf die schlechte finanzielle Lage des deutschen Reichs, die nach außen hin durch die ungewohnt

sparsame Aufstellung des Heeresetats bestätigt wurde. Die deutschen Liberalen, die auf die Haltung der Konservativen bei der Reichsfinanzreform als einen der Gründe für das dreiste Auftreten Englands hinweisen, haben somit nicht ganz unrecht. England wußte, daß Deutschland werde Einspruch erheben müssen, um seine wirtschaftlichen Interessen in Marokko zu wahren, sobald Frankreich Fez betrat. England hat auch die alldeutsche Presse richtig eingeschätzt. Das deutsche Auswärtige Amt protestierte, die alldeutsche Presse machte einseitig beeinflußt einen Skandal, als ginge es tatsächlich um Leben und Sterben der Nation, aber — der Kaiser machte nicht mobil. Die englische Intrige und Provokation wurde in Berlin rechtzeitig erkannt und ungeachtet der Schmähungen, die die Regierung einschließlich der Person des Kaisers sich hat gefallen lassen müssen, ist es nicht zum Konflikt gekommen, vielmehr sind Frankreich und Deutschland auf einen Boden getreten, der spätere tiefergehende Mißverständnisse hoffentlich ausschließt. Erst als England das Scheitern seiner Intrige in Marokko erkannt hatte, entschloß es sich, Italien für seine Pläne zu benutzen. Es muß betont werden, daß England diesen Schritt nur höchst ungern getan haben dürfte, weil ihm Italiens Nachbarschaft dort, wo es hoffte selbst einmal herrschen zu können, durchaus nicht willkommen sein kann; doch auch dieser kühne Schachzug wurde von Berlin aus zunächst unwirksam gemacht durch die Übernahme des Schutzes der Angehörigen beider kriegführenden Länder sowie durch die Verständigung mit Österreich-Ungarn. Italien selbst, durch das besonnene Vorgehen der beiden Bundesgenossen zum Bewußtsein seiner eigenen prekären Lage gebracht, hat sich allem Anschein nach entschlossen, der Türkei nunmehr nur an der afrikanischen Küste entgegenzutreten oder auf hoher See. Wenn nicht zwischen Italien und England noch ein besonderes Geheimabkommen bestehen sollte, das die Auflösung der Türkei zum Gegenstande hat, dürfte somit eine ernstere Gefahr vom Osmanischen Reiche dank der Haltung Deutschlands und Österreichs einstweilen abgewendet sein. — Doch die britische Diplomatie ruht nicht. Während die Welt gespannt nach Tripolis und zur Küste Albaniens blickt, schwimmen indische Truppen dem persischen Golf zu, angeblich, um die britischen Konsulatswachen in Südpersien zu verstärken. Auf dem Wege nach Persien aber liegt linker Hand am Persischen Golf Koweit, das Gebiet eines gegen die Pforte aufsässigen Scheiks und zugleich Schlüssel zum Südende der Bagdadbahn. Sollte sich die Auffassung zutreffend erweisen, daß England sich anschicke, Koweit zu besetzen, dann freilich erhielte die tripolitanische Angelegenheit eine Belastung, die den Friedensglauben auch der hoffnungsfreudigsten Optimisten erschüttern dürfte. Das Friedensbedürfnis der Pforte hat bis Montag einen Wiederhall bei der italienischen Regierung nicht hervorgerufen. G. Cl.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die Universität Frankfurt a. M.

Von Dr. W. Hananer-Frankfurt a. M.

Der 23. März 1911 war für die Bürgerschaftsvertreter der alten ehemals freien und Reichsstadt Frankfurt a. M. ein großer Tag. Mein Gott! Es ist doch auch nichts Alltägliches und bringt etwas Abwechselung, wenn zwischen der Bewilligung neuer Straßenbahnlaternen und der Konzession von Motoromnibussen eine Stadtverordnetenversammlung sich auch einmal mit der Gründung einer Universität zu befassen hat. Große kulturelle Probleme pflegen in diesen Gremien doch überhaupt nicht allzuhäufig erörtert zu werden. Also — was Eingeweihte sich schon längere Zeit zugeraunt haben, wovon schließlich immer mehr in der Öffentlichkeit durchgesickert ist, im Februar d. J. ist es zur Tatsache geworden: Herr Adickes überraschte die Bürgerschaft der guten Stadt mit dem fertigen Projekte und einer Denkschrift, die nichts mehr und nichts weniger wie die Gründung einer Stiftungsuniversität in Frankfurt a. M. im Auge hat.

Als Unternehmer zeichnen elf Firmen: der Magistrat selbst, die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, fünf Stiftungen, zwei Vereine, eine G. m. b. H., ein Privatinstitut, lauter in finanzieller und wissenschaftlicher Hinsicht im In- und Auslande wohl akkreditierte Namen.

Alle die von der Stadt und andern Stiftern errichteten Institute schrien förmlich danach, wie Herr Adickes bei der Beratung der Vorlage in der Stadtverordnetenversammlung ausführte, erweitert, ergänzt und zu einer Volluniversität ausgebaut zu werden.

Auch die schärfsten Gegner der Universitätsvorlage müssen nun zugeben, daß die Voraussetzungen für die Gründung einer Universität in Frankfurt in unvergleichlicher Weise zutreffen.

Nirgends auf der ganzen Welt, auch in dem freien Amerika nicht, wird man eine Stadt finden, die einen so reichen Kranz wissenschaftlicher, dem freien Bürgersinn ihre Entstehung verdankende Anstalten ihr eigen nennt wie Frankfurt a. M. Diese tragen jetzt schon durchaus universitären Charakter und ihre Leistungen können sich mit denen jeder Hochschule messen. Das läßt sich schon daran erkennen, daß ständig von den Frankfurter Anstalten, der Akademie, dem physikalischen Verein und dem städtischen Krankenhause Berufungen an auswärtige Universitäten stattfinden, daß aber auch auswärtige Professoren sehr gerne einem Rufe an die hiesigen Institute Folge leisten. Auch hat der Staat die in Betracht kommenden Anstalten jetzt schon mit gewissen Berechtigungen ausgestattet, so werden den Neuphilologen einige auf der Akademie verbrachte Semester allgemein angerechnet. Auch die zahlreichen von den Instituten veranstalteten Fortbildungskurse für bereits im Berufe wie in der Praxis stehende Personen erfahren staatliche Anerkennung und Förderung.

Wie überraschend wenig zu einer Hochschule hiernach tatsächlich fehlt, ergibt sich am besten, wenn wir einen Blick auf das werfen, was die Stifter der neuen Universität als Morgengabe darzubringen gesonnen sind. Die Stadt stellt vor allem ihr neues großes Krankenhaus zur Verfügung, das vor fünfundzwanzig Jahren gegründet, sich heute zu einer kleinen Krankenstadt mit fünfzehnhundert Betten entwickelt hat, dessen Einrichtungen natürlich völlig auf der Höhe stehen und das sich auch als Forschungsinstitut einen hochgeachteten Namen erworben hat. Es enthält neben der inneren chirurgischen und gynäkologischen Abteilung noch zahlreiche Spezialabteilungen: eine große Klinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten, eine große Abteilung für chronisch Kranke, eine Entbindungsanstalt, eine Augenklinik, ein hygienisches Institut, ein physiologisch-chemisches Institut und ein Therapeutikum zur Pflege der physikalisch-medizinischen Heilmethoden. Während zahlreiche Universitäten heute noch einer Kinderklinik entbehren, weist das Frankfurter Krankenhaus gleich deren zwei auf, während zahlreiche Universitäten nicht einmal eine Klinik für Hals- und Kehlkopfkranke, geschweige denn eine Ohrenklinik besitzen, verfügt Frankfurt sowohl über eine Klinik für Halskranke als auch über eine solche für Ohrenkranke. Natürlich wird auch die Irrenanstalt in den Kreis der Universitätsinstitute einbezogen. Die Stadt stellt ferner ihre altberühmte Stadtbibliothek mit dreihundertundfünfzigtausend Bänden zur Verfügung, sowie die städtischen Kunstsammlungen. Die altehrwürdige, bereits im achtzehnten Jahrhundert begründete Senkenbergische Stiftung wird in dem Konzern mit ihrem neu erbauten pathologisch-anatomischen Institut, ihrem botanischen Institut und der neu erbauten Senkenbergischen medizinisch-naturwissenschaftlichen Bibliothek vertreten sein. Chemisch-pharmakologischen Studien dient das unter Leitung von Paul Ehrlich stehende Georg Speyerhaus, neurologischen Studien das Neurologische Institut von Professor Edinger. Dem zahnärztlichen Studium wird die von der Rothschildschen Stiftung errichtete Zahnklinik (Carolinum) zugänglich gemacht werden, die zugleich eine

Abteilung für Schulzahnhygiene aufweist. Die Naturwissenschaften werden von den beiden altberühmten Instituten: dem physikalischen Verein und der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft gepflegt; ersterer kultiviert die exakten Naturwissenschaften: Physik, Chemie, Elektrotechnik, Meteorologie, letztere die deskriptiven: Zoologie, Mineralogie und Geologie und unterhält daneben das prächtige naturhistorische Museum. Die herrlichen Neubauten dieser Vereine bilden zusammen mit der Senckenbergischen Bibliothek und der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften eine räumliche Zusammengehörigkeit, sie repräsentieren das im schönsten Teil Frankfurts an der Viktoriaallee gelegene Akademikerviertel. Die Akademie selbst stellt neben einer Handelshochschule eine Ausbildungsanstalt für Staatswissenschaften dar mit zahlreichen nationalökonomischen und juristischen Lehrstühlen, außerdem gibt ihr die reiche Jügelstiftung die Mittel an die Hand, Lehrstühle für die Gebiete der Geschichte, Philosophie und Germanistik zu unterhalten, so daß nur noch wenige Lehrstühle fehlen, um die Akademie zu einer vollen juristischen und philosophischen Fakultät auszubauen.

Während die Akademie der Pflege der theoretischen Sozialwissenschaften gewidmet ist, wird die praktische Sozialpolitik von dem Institut für Gemeinwohl gepflegt, das mit seinen zahlreichen Tochtergründungen und Rechtsauskunftstellen, der Zentrale für private Fürsorge, dem Sozialen Museum, der Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung weit über die Grenzen Frankfurts hinaus bekannt geworden ist.

Damit ist die Reihe der wissenschaftlichen Anstalten Frankfurts, die ebenfalls der Ausbildung der zukünftigen Studierenden nutzbar gemacht werden können, noch lange nicht erschöpft. Da ist zunächst das Ehrlichsche Institut für experimentelle Therapie, das doch sicherlich den Studenten nicht verschlossen bleiben darf, ein privater Initiative seine Entstehung verdankendes biologisches Institut, das Institut für Gewerbehygiene, eine Anzahl neuerbauter Krankenhäuser. Dazu kommen zahlreiche Museen und Sammlungen: das Städelsche Museum zur Ausbildung in den Kunstwissenschaften, das Völkermuseum zum Studium der Anthropologie und Ethnologie, das städtische historische Museum und das historische Archiv, das freie deutsche Hochstift mit dem Goethemuseum. Sehen wir jedoch von diesen zunächst ab und bleiben wir bei der Grundlage, wie sie von Adickes in seiner Denkschrift für die Hochschule entwickelt wurde, so ergibt sich, daß zurzeit bereits vorhanden sind an Stellen für hauptamtlich besoldete Dozenten: vier juristische, zehn philosophisch-historische, neun mathematisch-naturwissenschaftliche, fünfzehn Direktorenstellen an klinischen und medizinischen Instituten. Der Aufwand für diese Institute und klinischen Anstalten beläuft sich an Gehältern und Verwaltungskosten schon jetzt auf mehr als $1\,^3/_4$ Millionen Mark jährlich, übersteigt demnach den Etat der meisten preußischen Universitäten. Der neue Bedarf bezieht sich in der juristischen Fakultät nur auf zwei Ordinariate und drei Extraordinariate, in der philosophischen Fakultät auf neun Ordinariate und vier Extraordinariate. In der medizinischen Fakultät sind im wesentlichen nur

Lehrstühle für Anatomie, Physiologie, Pharmakologie und gerichtliche Medizin neu zu errichten, daneben naturgemäß Seminare, und es ist die Anstellung von Assistenten erforderlich, soweit sie nicht bereits vorhanden sind.

Dazu sind als notwendige Neubauten vorgesehen: ein Kollegienhaus, ein chemisches Institut, eine normale Anatomie, daneben Umbauten und Erweiterungen der bestehenden Bauten zur Aufnahme der Poliklinik, des physiologischen und pharmakologischen Instituts. Der Gesamtbedarf umfaßt nach der Angabe der Denkschrift an einmaligen Ausgaben 1578000 Mark, während die dauernden jährlichen Mehrausgaben sich auf 406000 Mark belaufen, was im ganzen einem Kapital von über $11\frac{1}{2}$ Millionen Mark entspricht, so daß die dauernden Mehrausgaben für eine Frankfurter Universität sich neben den jetzigen Kosten von $1\frac{3}{4}$ Millionen Mark auf 2100000 M. belaufen werden.

Von den einmal zu deckenden Ausgaben fehlten bei Abfassung der Denkschrift nur noch 500000 M. für ein chemisches Institut. Von der zur Deckung der laufenden notwendigen Summe fehlen noch 130000 Mark jährliche Einnahmen, eine Summe, die sich seitdem durch weitere Stiftungen noch mehr verringert hat.

Soweit Deckung der notwendigen Ausgaben bereits vorhanden ist, erfolgt dieselbe durch die Stadt, die Stiftungen und durch eigene Einnahmen der Universität (Kollegiengelder usw.); die Stadt ist allerdings bis jetzt nur in ganz mäßigem Umfange an den Ausgaben beteiligt, sie hat nur den Bauplatz für die Anatomie und das Kollegienhaus herzugeben sowie eine Poliklinik in einem schon vorhandenen Krankenhausgebäude einzurichten. Im übrigen sind sogar gewisse Ersparnisse am Krankenhausbetrieb vorgesehen.

Man hätte nun glauben sollen, daß ein derartiges Universitätsprojekt einmütige Zustimmung, helle Begeisterung und Jubel in der Bevölkerung ausgelöst hätte, zumal die Hochschule die guten Frankfurter ja nichts kosten, sie dieselbe vielmehr geradezu als Geschenk erhalten sollten. Gewiß, gegen die Begründung, warum eine Universität gerade für Frankfurt eine Notwendigkeit sei, und gegen die Vorteile, die sie der Stadt bringt, ließ sich nichts einwenden. Herr Adickes will die Universität natürlich nicht nur aus Sympathie für die Wissenschaft und weil ihn aus ästhetischen oder architektonischen Gründen die mangelnde Abrundung unserer Institute zu einer Volluniversität schmerzt, er hat mit der Propagierung seiner Lieblingsidee vielmehr als guter Stadtvater auch recht praktische Zwecke im Auge. Die Denkschrift weist darauf hin, daß die äußerlich glänzende Entwicklung Frankfurts seit 1871 nicht darüber hinwegtäuschen dürfe, daß der Hauptlebensquell der Stadt, das Börsen- und Bankgeschäft, unter dem immer stärker einsetzenden zentralisierenden Einfluß der Reichshauptstadt bedenklich zurückgegangen sei. Es werde daher immer allgemeiner gefühlt, daß die vielfach erschwerte Entwicklung auf wirtschaftlichem Gebiet durch umfassende Förderung geistiger Interessen ergänzt werden müsse. Dazu ist Frankfurt infolge der geschichtlichen Entwicklung den konkurrierenden Städten

der Umgebung gegenüber in bezug auf staatliche Unterstützungen sehr ungünstig gestellt, es ist ganz auf sich angewiesen. Dazu kommt, daß die Frankfurter Akademiker auf die Dauer von ihrer Stellung nicht befriedigt sind, da sie infolge der mangelnden Berechtigungen unter ihren Zuhörern nicht die Elemente finden, welche hier längere Zeit bleiben, an ihren Arbeiten teilnehmen und im eigentlichen Sinne ihre Schüler werden. Wolle man daher hervorragende Gelehrte an Frankfurt fesseln, so müsse schon aus diesem Grunde eine Universität begründet werden, deren Besuch die vollen Berechtigungen wie die anderen Schwesteranstalten gewährt. Es erübrigt sich hervorzuheben, daß auch der Hinweis, die Universität werde gewissen Erwerbskreisen in besonderem Maße zum Vorteil gereichen, besonders unterstrichen wurde.

Alle diese Erwägungen waren jedoch nicht im Stande, eine scharfe Opposition, die namentlich von sozialdemokratischer aber auch von bürgerlicher Seite gegen das Hochschulprojekt eingesetzt hat, zum Schweigen zu bringen. Es waren namentlich drei Argumente, die hier ins Feld geführt wurden. Das erste betraf die Organisation der Universität und ihre staatsrechtliche Gestaltung, das zweite die finanzielle Sicherstellung, endlich wurden erhebliche Zweifel darüber laut, ob die Frankfurter Institute nach Begründung der Universität in derselben Weise der Fortbildung der Bevölkerung dienen könnten, wie bisher.

Am heißesten ist der Streit hinsichtlich der Organisationsfrage entbrannt. Die Sozialdemokraten bekämpften das Projekt, weil sie in ihm die Auslieferung der Frankfurter wissenschaftlichen Institute und Krankenhäuser an den preußischen Staat und die preußische Universitätsreaktion sehen. Die Anstalten würden ihre Selbständigkeit verlieren, die Stadt die Kosten zu tragen haben, im übrigen aber in die Verwaltung der Universität nichts hineinzureden haben. Unter Verwerfung einer Berechtigungsuniversität wollen sie nur den weiteren Ausbau der Institute zu einer Forschungs- und Fortbildungsuniversität, die den Namen „Goethestiftung" tragen soll, konzedieren. Demgegenüber wird mit Recht eingewendet, daß wir eine Forschungs- und Fortbildungsuniversität bereits besitzen und daß ein wesentlicher Teil der neuen Stiftungen ausschließlich für Universitätszwecke zur Verfügung gestellt werde.

Im übrigen sind die nach dieser Richtung geäußerten Bedenken gewiß nicht leicht zu nehmen. Wenn der freie Bürgersinn einer Stadt dem Staate eine Hochschule gleichsam zum Geschenk macht, ihm eine Aufgabe abnimmt, die bisher unbestritten zu den ausschließlichen staatlichen Aufgaben gehörte, wenn eine Stadt von sich aus ein derartiges monumentales Kulturwerk schafft, dann sollten allerdings auch Garantien gegeben sein, daß ihm die Selbstverwaltung im weitesten Maße gewährt werde, daß sich die staatlichen Aufsichtsrechte auf ein Minimum beschränken, daß vor allem die Freiheit der Forschung und des Unterrichts unangetastet bleibe, daß die häßlichen Begleiterscheinungen des preußischen Universitätssystems, wie sie durch die lex Arons, die Strafprofessuren, die Zurück-

setzung der Professoren wegen ihres religiösen Bekenntnisses charakterisiert sind, von der Frankfurter Universität fern gehalten werden.

Man muß nun zugeben, daß der Frankfurter Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung bemüht sind, hier das Möglichste zu erreichen. Ob dies genügt, und ob es gelingt, die Forderungen an den preußischen Staat auch durchzusetzen, ist eine andere Frage. Die Denkschrift hebt zunächst hervor, daß die durch Artikel 20 der Preußischen Verfassung gewährleistete Grundlage voraussetzungsloser freier Forschung und Lehre, unabhängig von konfessionellen und politischen Richtungen vor allem festzulegen sei. Die Berufung der Professoren sollte wie bei den anderen preußischen Universitäten erfolgen. Hier ist jedoch die Stadtverordnetenversammlung einen erheblichen Schritt weiter gegangen. Sie verlangt, daß im Vertrage wie bei den Verhandlungen mit dem Staate gefordert wird, daß das Vorschlagsrecht bei Ernennung ordentlicher und außerordentlicher Professoren in der Form, wie es bei der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften gegeben ist, beibehalten werde, und daß die Ausübung des Vorschlagsrechtes lediglich nach wissenschaftlichen Grundsätzen erfolge. Hier wird nämlich nur ein einzelner Name für die zu besetzende Stelle präsentiert, und die Ernennung erfolgt durch den Minister. Soll der zu Berufende zugleich Direktor oder Dozent eines von den Stiftern für Universitätszwecke zur Verfügung gestellten Instituts oder Krankenhauses werden, so erfolgt die Präsentation auf Grund vorherigen Einverständnisses zwischen der Fakultät und der Verwaltung des Instituts oder Krankenhauses. Unbeschadet der Selbstverwaltung der Universität durch Senat, Rektor, Fakultäten und Dekane soll die Verwaltung der Universität durch einen großen Rat und einen Verwaltungsausschuß wie bei der Akademie erfolgen. In diesem Ausschusse sollen die Stifter, in erster Linie natürlich der Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung, angemessen vertreten sein.

Da das Berufungsverfahren bei der Akademie bisher durchaus zur Zufriedenheit fungiert hat, so dürften in der Tat, wenn es auch für die Universität gewährt wird, die wichtigsten organisatorischen Schwierigkeiten behoben sein. Ob allerdings der preußische Staat, was er einer Akademie ohne Berechtigungen gewährt, einer Volluniversität zuzugestehen geneigt sein wird, das läßt sich mit einiger Sicherheit nicht voraussagen.

Die härteste Nuß bei dem ganzen Hochschulprojekt ist aber die Finanzfrage. In weiten Kreisen der Bürgerschaft traut man den Versprechungen nicht, daß es bei der geringen vorgesehenen Belastung für die Stadt bleiben wird, und glaubt, daß vielmehr das Lieblingskind des Herrn Adickes die Stadt noch schwere Opfer kosten wird. Man fürchtet, daß trotz aller feierlichen Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung, daß für Universitätszwecke auch in der Zukunft keine weiteren städtischen Mittel in Anspruch genommen werden dürfen als die bereits in Aussicht genommenen, diese formelle Festlegung gegenüber dem Zwange der Entwicklung nicht verfangen würde, wenn erst einmal die Universität wachse und weitere

Mittel verlange. Man sagt sich, daß der Beschluß der städtischen Behörden nur so lange gilt, als er nicht durch „neue Beschlüsse" aufgehoben wird, man fürchtet außerdem, daß durch spätere Ausgaben für die Universität einmal andere notwendige städtische Aufgaben leiden werden. Die Finanzfrage ist in der Tat der wundeste Punkt des ganzen Projektes, da es sich hier völlig um einen Sprung ins Dunkle handelt und man nicht mit Sicherheit sagen kann, welche Ausdehnung die neue Universität annehmen wird. Für eine kleine Universität reichen die Mittel aus und werden die Kosten wohl auch stets aufzubringen sein. Wie aber, wenn die Hochschule eine Großuniversität werden wird, wie Berlin, München und Leipzig? Adickes legte seinen Berechnungen eine Studentenzahl von fünfzehnhundert zugrunde. Die Stadtverordnetenversammlung stellte sich mit gutem Grunde auf den Standpunkt, daß sie erst dann endgültig ihre Zustimmung zu dem Universitätsprojekt geben könne, wenn die Deckung der Kosten für eine Universität von achtzehnhundert Studenten nachgewiesen würde. Wir glauben, daß auch diese Ziffer bald überschritten sein wird. Denn unbestritten wird Frankfurt eine beispiellose Anziehungskraft auf die Studenten ausüben.

Denn es fehlt hier auch gar nichts, was die Studierenden anlocken kann, denn Frankfurt wird eine Winter- und Sommeruniversität zugleich sein, die reiche, elegante, schöne und gesunde Stadt wird Inländer und Ausländer in gleicher Weise anziehen, im Winter wird das reiche wissenschaftliche, künstlerische und gesellschaftliche Leben für viele ein unwiderstehliches Lockmittel sein, im Sommer wird die herrliche Umgebung, die Gelegenheit zu Ausflügen, zu reicher sportlicher Betätigung viele in ihren Bann locken. Dem Historiker werden die Denkmäler einer reichen geschichtlichen Vergangenheit ebensoviel Anregung zum Studium gewähren, wie dem Sozialpolitiker die musterhaften Einrichtungen einer modernen Volksfürsorge. Dazu kommt die günstige Lage der Stadt im Mittelpunkt des Weltverkehrs und die sie kennzeichnende Verbindung süddeutschen und norddeutschen Wesens. Der reiche Student kann sich für sein Geld hier viele Genüsse verschaffen, aber auch der weniger Bemittelte kann sein Auskommen finden, dafür sorgen schon die zahlreich vorhandenen Stipendien und Stiftungen, denen sich gewiß noch neue anschließen werden. Wie für die Studenten wird Frankfurt aber auch einen großen Anziehungspunkt für die Professoren bieten, Frankfurt wird die besten Lehrer haben, was natürlich auch wieder für die Frequenz von der größten Bedeutung ist.

So wird man mit einiger Sicherheit darauf rechnen können, daß Frankfurt sehr bald über den Rahmen einer bescheidenen Provinzuniversität hinausgewachsen sein und München und Leipzig ebenbürtig an die Seite treten wird, zumal wir uns in der Periode eines ungeheuren Andranges zum Hochschulstudium befinden. Die gute Stadt Frankfurt aber wird diese Entwicklung mit einem heiteren und einem nassen Auge verfolgen. Denn mit zunehmender Studentenzahl werden die Kosten des Betriebs immer teurer, woher aber die Mittel nehmen, wenn dieselben nicht vorher durch reiche Stiftungen sichergestellt sind?

Die Denkschrift weist mit Recht darauf hin, daß ja, da alle Institute neu errichtet sind, nicht sobald Neubauten und Reparaturen notwendig sein würden, ferner, daß der bewährte Opfermut der Bürger, der sich schon seit Jahrhunderten betätigt und namentlich in den letzten zehn Jahren so Hervorragendes geleistet hat, nun erst recht nicht erlahmen werde, wenn es sich um die Erhaltung der Krone des Gebäudes, der Universität, handle. Dieser Wechsel auf die Zukunft entbehrt allerdings der sicheren finanziellen Grundlage. Denn, was die Zukunft bringt, weiß man nicht; es können schwere materielle Krisen eintreten und es kann dadurch die Opferwilligkeit der Spender beeinträchtigt werden. Nun aber machen nicht alle reichen Leute große Stiftungen; ein großer Teil der in Betracht kommenden Personen ist auch bei den Stiftungen bereits beteiligt; es wird auch nicht immer ein Adickes da sein, der es mit suggestiver Macht versteht, Millionen flüssig zu machen. Aber abgesehen von all diesen Bedenken muß man doch die veränderten Verhältnisse berücksichtigen, unter welchen später die Gelder verlangt werden gegenüber jetzt und früher. Die bisherigen Stiftungen sind von Bürgern für Bürger gemacht, diesen in erster Linie zugute gekommen, die Selbstverwaltung war in weitestem Umfange garantiert. Wenn aber später wahrgenommen wird, daß diese Millionen doch in erster Linie staatlichen Zwecken zugute kommen sollen, daß der Bürger nichts oder nur sehr wenig in der Verwaltung mitzureden hat, dann wird vielleicht mancher die Taschen zuhalten, der sie bisher weitgeöffnet hat; er wird sagen, es ist Sache des Staates, die Universität zu erhalten, oder der Stadt Frankfurt, die sie aus der Taufe gehoben hat, zumal der preußische Staat vielleicht doch einmal versuchen wird, trotz aller Festlegungen seine „bewährten" Universitätsgrundsätze auch bei der Verwaltung der neuen Universität einzubürgern. Man sollte also unserer Meinung nach entweder mit der Errichtung der Universität warten, bis ein Reservefonds von etwa 1000000 Mark zur Verfügung steht, oder je nach Maßgabe der vorhandenen und auch für die Zukunft gesicherten Mittel mit der Errichtung der Hochschule nach dem Muster Münsters fakultätenweise vorgehen.

Noch ein drittes Bedenken hört man äußern, ob nämlich die bisherigen Fortbildungsbestrebungen, wie sie von den Instituten seither gepflegt wurden und weiten Kreisen der Bürgerschaft zugute gekommen sind, auch nach Errichtung der Universität aufrecht erhalten werden können. Es wird dies in Aussicht gestellt, aber ob die Professoren, nachdem sie tagsüber Vorlesungen, Übungen und Prüfungen für die Studierenden abgehalten und Verwaltungsgeschäfte erledigt haben, noch Zeit und Kraft haben werden, allabendlich populärwissenschaftliche Vorlesungen für die Frankfurter Bürger zu halten? Wenn hier nicht die Publika einen Ersatz bieten sollen, dann werden für die Fortbildungsvorträge doch wohl besondere Kräfte angestellt werden müssen.

Die Frankfurter Stadtverordnetenversammlung hat sich aber in ihrer Majorität von derartigen ängstlichen Vorstellungen nicht beherrschen lassen. Die gesamten nichtsozialdemokratischen Parteien stimmten am 28. Juni 1911 — dieser Tag

wird in die Geschichte Frankfurts einzuschreiben sein — der Universitätsvorlage unter den schon genannten Voraussetzungen im Prinzip zu. Ohne Hoffnungsfreudigkeit und Optimismus läßt sich allerdings eine derartige große Sache nicht ins Werk setzen, und es ist erfreulich, daß die Frankfurter Stadtverordneten von einem solchen Optimismus beseelt sind, wozu die faszinierende Rede des Oberbürgermeisters zweifellos nicht wenig beigetragen hat, da sie geeignet war, die letzten noch Wankenden umzustimmen. Allerdings soll man sich nicht verhehlen, daß eine Universität einer Stadt nicht über Nacht in den Schoß fällt, sondern mit schweren finanziellen, allenfalls auch politischen Opfern erkauft werden muß. Will man also die Universität, so muß man sich auch diese Opfer gefallen lassen.

Das Wort hat nun der preußische Staat, und zwar kommt es zunächst darauf an, ob die Universität durch eine königliche Kabinettsorder ins Leben gerufen werden kann oder ob die Zustimmung des Landtags notwendig ist. In letzterem Fall stehen die Chancen schlecht, da die augenblickliche Mehrheit des Landtags einer kommunalen Universitätsgründung zumal in Frankfurt nichts weniger wie geneigt ist. Anderseits glaubt man, daß Herr Adickes sich nicht so weit engagiert hätte, wenn er nicht für sein von langer Hand vorbereitetes Projekt die Zustimmung des preußischen Kultusministers in der Tasche hätte. Zur Zeit sind die Verhandlungen mit dem Minister bereits eingeleitet. Man wird nunmehr sehen, was er für Bedingungen stellen, was er für finanzielle Garantien fordern und wie weit er geneigt sein wird, der Universität eine den besonderen Verhältnissen entsprechende Selbstverwaltung zu gewähren.

Franz Adickes Name aber wird, wenn es gelingt, seine Universität in den sicheren Hafen zu bringen, der Geschichte angehören, wie der des Julius Echter von Mespelbronn und des Gerlach von Münchhausen; und von Frankfurt wird sich wieder einmal das Goethewort bewahrheiten: „Es geziemt Frankfurt nach allen Seiten zu glänzen und nach allen Seiten hin tätig zu sein".

Liszt—Goethe—Weimar

Von Dr. Wilhelm Klecfeld-Berlin

O Weimar! Dir fiel ein besond'res Los
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß!

Am 26. November 1842 hatte Liszt zum erstenmal in Weimar gespielt. Der seit vielen Jahren in ganz Europa bejubelte Klaviermeister war erst mit einunddreißig Jahren nach der thüringischen Residenz gekommen, die bald für sein Leben entscheidende Bedeutung gewinnen sollte. Bereits im folgenden Jahre 1843 wurde er als Hofkapellmeister zunächst „in außerordentlichen Diensten" an den Ort gefesselt, der durch die Erinnerungen der größten Genies geweiht war. Liszt, der Klavier-

dichter, der vollendete Weltmann, der neben der umfassenden Beherrschung des Gebietes seiner Kunst allen großen Ideen der Kultur und der Menschheit das reichste Verständnis entgegenbrachte, mochte sich in seiner impulsiven Empfänglichkeit schon beim ersten Betreten des geweihten Bodens von dem Hauche der Unsterblichkeit ergriffen fühlen, der um Weimars Mauern weht. Mit stolzer Freude nahm er daher den an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf an. Am 7. Januar 1844 leitete er die erste Musikaufführung. Bis 1859 führte er die Oberleitung über die Oper, das Hoforchester und die damit verknüpften Veranstaltungen. Mit seinem Takt hatte Liszt gleich bei seinem Eintritt in die Weimarer Stellung an die stolzen Erinnerungen angeknüpft. Die Gedenktage der Großen Weimars wurden von ihm zu künstlerischen Festtagen gestempelt. Die hehre Stimmung dieses Gedenkens aber wurde in tapferer Auffassung der Aufgabe der Gewinnung neuen Kunstlandes dienstbar gemacht. Die Mitstreiter Raff, Berlioz, Cornelius fanden bei Liszt reiche Förderung. Richard Wagner, dessen „Rheingold" auch für Weimar geplant war, gewann in ihm den aufopferndsten Bannerträger. Der Goethetag 1850 wurde durch eine entscheidende Tat, die Erstaufführung von Wagners „Lohengrin" gefeiert und damit das bisher nur im stillen vorbereitete Bekenntnis zu der neudeutschen Kunst vor aller Welt abgelegt.

Als Liszt, um eine geordnete Dirigententätigkeit in Weimar durchzuführen, dort 1848 seinen ständigen Wohnsitz genommen hatte, wurde sein Wirken vor die Aufgabe gestellt, den hundertsten Geburtstag Goethes durch seine Kunst feiern zu helfen. Daß die Würde dieses Amtes den Meister dazu trieb, sein Höchstes und Bestes in der Veranstaltung zu geben, ist natürlich. Am 28. August 1849 wurde das Goethefest begangen. Im Anschluß daran gab Liszt ein „Festalbum" heraus, das einen „Festmarsch" für Orchester und die Gesänge „Licht mehr Licht!", „Weimars Toten", „Über allen Gipfeln ist Ruh" und den „Chor der Engel" aus dem zweiten Teil des „Faust" enthielt. Hatte die Kunstverherrlichung Liszt schon längst zu den Werken Goethes, zu dem Ziele ihrer Gewinnung für die Musik getrieben, so war hier doch der äußere Anlaß zu ganz außerordentlicher Hingabe geboten. Und von diesem Zeitpunkt der Jahrhundertfeier an gab der Gedanke, Goethe zu dienen, unsern Meister nicht mehr frei. Unterstützt wurde er in seinen Bestrebungen von der aufopfernden Hingabe der Fürstin Karoline von Sayn-Wittgenstein, die, eine zweite Frau von Stein, seine Gedanken befeuerte und beschwingte. Sie war ihm, nach seiner Weimarer Berufung, in die großherzogliche Residenz gefolgt und hatte die auf waldiger Höhe gelegene „Altenburg" gemietet, deren einen Seitenflügel — in der Richtung gegen Goethes Gartenhaus — Liszt als Gast der Fürstin bezog. Sie begleitete ihn später auch auf seiner Reise nach Rom und bewahrte ihm in Treue ihre Bewunderung und ihre Förderung.

Die Anregung, die von einer Berliner Gemeinschaft ausging, den nationalen Gedenktag der Goethefeier zum Anlaß für eine in Goethes Geiste zu schaffende

nationale Kunstsache zu wählen, wurde von Liszt mit außerordentlichem Eifer aufgegriffen. Am 5. Juli 1849 war der Aufruf in die Lande gegangen, das Vermächtnis Goethes durch Gründung eines Institutes zu weihen, das bestimmt sei, „die künstlerischen Produktionen in Deutschland zu fördern und zu beleben, um ihren bildenden Einfluß auf den moralischen Fortschritt der Nation zu vermehren." Unterzeichnet war der Aufruf von Männern wie Humboldt, Cornelius, Maßmann, Rauch, Rungenhagen, Schelling, Teichmann, Varnhagen von Ense u. a. Freilich war der Kreis der Goethe-Verehrer über die Art der zu gründenden Stiftung noch nicht im klaren; nur darüber war man einig, daß Weimar der Sitz dieses Instituts werden müsse. Ein von den Beteiligten zu erwählendes Komitee sollte dann Entschließung fassen, „ob eine Schule für schöne Künste oder ein Museum, eine Akademie oder ein anderes derartiges Institut zu gründen sei". Man forderte „alle Gebildeten Deutschlands" auf, Vorschläge auszuarbeiten und einzureichen. Man dachte nur an eine Kunststiftung aus literarischem, musikalischem oder bildnerischem Gebiete. Der Musik brachte man ganz besonderes Wohlwollen entgegen: Die Thüringer Lande, wo einst die Minnesänger gestritten, schienen darauf hinzudrängen.

Unter den eingelaufenen Vorschlägen fand besonders der von K. Koch eingebrachte Plan, „daß am 28. August jeden Jahres zu Weimar ein Preis erteilt werden solle, der abwechselnd für Poesie, Malerei, Skulptur und Musik zu bestimmen sei", den Beifall des Ausschusses. Doch sollte diese Idee nur in Verbindung mit dem weiteren Gedanken einer alljährlichen Musikfeier unterstützt werden. „Die Kommission ist der Ansicht, daß man allen Bedingungen einer verständigen Gedenknisfeier des 28. August genügt haben würde, wenn man die Musikfeste Thüringens wieder in das Leben riefe, begleitet von der Zuteilung eines Preises für ein vorzügliches Kunstwerk." Man erinnere sich, in welcher sturmbewegten Zeit die Vorarbeiten und Erwägungen zu Goethes hundertstem Geburtstage geführt wurden, und man wird begreifen, warum die Kommission in dieser verhältnismäßig bescheidenen und harmlosen Form den berechtigten Forderungen der Gebildeten zu genügen glaubte!

Mochten die Herren sich auch die Sache verhältnismäßig leicht machen, der Führer Weimars, Liszt, griff den Gedanken mit Lebhaftigkeit auf und suchte ihm in seiner durchdringenden, tiefgreifend begeisterten Art bis in die kleinsten Einzelheiten Gestalt zu geben. Er arbeitete eine Denkschrift „Zur Goethestiftung" aus, die er 1850 der Öffentlichkeit übergab. Aus den über hundert große Druckseiten umspannenden Ausführungen leuchtet das innige Streben hervor, Goethe an dem geweihten Ort seiner Wahl ein lebendig fortwirkendes Denkmal künstlerischen Nachschaffens zu setzen. In der Art, wie die Denkschrift voller Großzügigkeit abgefaßt war, zeigte es sich, daß hier ein Musiker sprach, dem nichts Menschliches fremd war, dessen geistige Regsamkeit das Wort eines Hegel widerlegte, „keinen Musikern begegnet zu sein, die nicht sehr arm an Ideen gewesen wären". In sachkundiger Gründlichkeit holte Liszt ziemlich weit aus,

gab zunächst einen kurzen Abriß von der Geschichte des Weimarer Fürstenhauses und seiner Verdienste um Kunst und Wissenschaft, um die Goethezeit mit ihrem gewaltigen Kreise eigengearteter Persönlichkeiten in besonderer Verklärung zu malen und von dort aus eine Parallele zu dem damaligen Weimar (1849) zu ziehen. Im zweiten Abschnitt wird dann die Jahrhundertfeier des Goethetages behandelt, der Aufruf an die Deutschen und die Vorschläge zur Verwirklichung einer Goethestiftung sowie deren Prüfung durch die Kommission klargelegt. Der dritte Teil endlich bringt Liszts eigenen Vorschlag, der an das von der Kommission befürwortete Kochsche Projekt anknüpft und eine bis in die Einzelheiten durchgeführte Behandlung der zu gründenden Goethestiftung klarstellt. Die Begeisterung reißt Liszt fort, die Musik für Goethes Gedächtnis ganz besonders in Anspruch zu nehmen. Bedürfe es doch kaum noch des Beweises, „daß keine Kunst mehr als die Tonkunst zu dem bildenden Einfluß beiträgt, den die Künste sämtlich in so großem Maße verbreiten". Und so freut er sich denn, an die Vorschläge der Kommission inbetreff der Musikfeste anknüpfen zu können. Doch ändert er diese Pläne insofern, als er für ein Wechseln des Orts der Veranstaltung und für ein Wiederholen der Musikfeste nur in Zwischenräumen von vier Jahren eintritt. Er fürchtet, daß die Beschränkung auf Musikfeste bei Verwirklichung der geplanten alldeutschen Goethestiftung die Gefahr bringe, mehr zur allgemeinen Verbreitung der Kunst beizutragen — was bei den germanischen Völkerschaften, bei denen Geschmack und Liebe für Musik mehr als irgendwo verbreitet ist, überflüssig wäre — als ihr stufenweise zur Erreichung eines höheren Standpunktes zu helfen. Und so sucht er eine geistige Anknüpfung an die historisch verklärten griechischen Olympien sowie an das weit näher liegende Gedächtnis einer „Akademie zur Palme", die in Weimar im Anschluß an eine Zusammenkunft von Fürsten und Edlen am 24. August 1617 gegründet, aber freilich ohne stärkere Lebensäußerung geblieben war. Sein Streben war, die hier gemachten Fehler zu vermeiden. Und so kommt Liszt nach strenger Abwägung der einzubeziehenden Möglichkeiten zu dem praktischen Vorschlag, im wechselnden Turnus der Literatur, der Malerei, der Skulptur und der Musik alljährlich in Weimar die Preiskrönung einer einschlägigen Leistung zu bieten. Ein Direktorium von fünfundzwanzig Mitgliedern, mit einem Weimarer Fürsten an der Spitze, solle die Ausschreiben überwachen und unter den eingegangenen Arbeiten mit einem zu wählenden Künstler- und Fachausschuß die jeweilige Entscheidung treffen. Am 15. August jeden Jahres habe in Weimar die auszuwählende gemischte Kommission zusammenzutreten, die über die Gestaltung der Krönungssitzung, über Verteilung der Preise, je nach der Entscheidung im Betrage von 500, 1000, 2000 oder 3000 Talern, ihre Verfügungen treffe. Und zwar solle die Krönung eines Preisträgers immer an dem Goethetage des folgenden Jahres erfolgen, da die Wiedergabe eines dramatischen Werkes, die Ausführung eines Bildwerkes nach Modell oder die Vorführung eines Tonwerks in vollendeter Darstellung eine längere Vorbereitung

erfordere. Alle Einzelheiten über die Rechte der Goethestiftung und der Künstler an den preisgekrönten Werken sind genau ausgeführt. Auch Diplome und Medaillen sind vorgesehen.

Mit reicher Sach- und Fachkenntnis wird hier der ganze Plan einer Preisverteilung für die vier Kunstreiche auf das genaueste, auch in den finanziellen Einzelheiten, ausgearbeitet und mit Zuversicht nun das Projekt der Öffentlichkeit unterbreitet. Aber das Publikum verhielt sich äußerst zurückhaltend. Selbst Wagner äußerte sich sehr zweifelnd zu dem Lisztschen Vorhaben. In einem warmblütig gehaltenen Schreiben sagt er seinem Freunde, daß er an die Verwirklichung der Idee in ihrer reinen Form nicht recht glauben könne. Schon vorher hatte ein Aufsatz im „Deutschen Museum" den Fonds zur ausschließlichen Unterstützung für die bildenden Künste gefordert. Wagner meint aber, da man vor allem solche Werke fördern wolle, die ihrem Charakter nach nicht auf den herrschenden Geschmack des Publikums als Lohngeber angewiesen sein dürfen und daher besondere Anstrengungen von seiten der höheren Kunstintelligenz zu ihrer Förderung nötig haben, so neige die Wahl entschieden mehr zu Dichtkunst und Musik, „insofern als diese aus der Literatur heraus zum sinnlich darzustellenden Kunstwerke sich anlassen". — „Dem Bildhauer, dem Maler und dem Musiker (so lange dieser dem Theater fremd bleibt), stehen durch die Mechanik oder durch die künstlerische Gesellschaft vollkommen die Mittel zu Gebote, die ihm zur Verwirklichung seiner künstlerischen Absicht nötig sind." Wagner stellt sich in diesem Falle als Realist dem Idealisten gegenüber und beweist ihm, unter Beschwörung der Manen Goethes, daß die Zeit für Ausführung dieses idealen Planes nicht reif sei. Er rät Liszt, die Goethestifter fahren zu lassen, um desto sicherer und unbeirrter seine tonkünstlerischen Ziele zu erreichen.

Es hätte dieser Auseinandersetzungen gar nicht bedurft. Die Verwirklichung blieb ohnedies ein frommer Wunsch. Liszt feierte den Geburtstag Goethes fortan auf seine Weise. Die vertiefte Beschäftigung mit Goethes Geist und Vorbild hatte Liszt nun auch außerhalb dieser besonderen Absicht wertvolle Bereicherung gebracht. Er fühlte sich durch äußere und innere Vergleichsbeziehungen berufen, Goethes Kunstgottesdienst in Weimar zu überwachen, die hehre Kunstflamme in seinem Geiste zu schüren und zu nähren und so gleichsam als Statthalter des Goetheweltgedankens zu walten. Wir sehen Liszt auf den Pfaden des Goetheschen Lebens wandeln. Seine Worte geben ihm Richtung, seine Werke geben ihm Inhalt für sein Kunstwirken. Unter den Dichtern, die seine Tonwerke befruchten, ist Goethe mit siebzehn Schöpfungen vertreten. Es seien neben den Stücken für vierstimmigen Männergesang die Gesänge mit Klavier „Mignons Lied" (auch in einer Ausgabe mit Orchesterbegleitung), „Es war ein König in Thule", „Der du von dem Himmel bist", „Freudvoll und leidvoll", „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" (in zwei verschiedenen Fassungen) und „Über allen Gipfeln ist Ruh'", genannt.

Die Gedenkfeiern Weimars bezeichneten die Richtpunkte auf diesen Wegen. Und Liszt stand stets auf der Warte, ihnen die musikalische Verherrlichung zu

geben. Zur Enthüllung des Herder-Denkmals in Weimar am 25. August 1850 komponierte er den Festchor, die symphonische Dichtung „Prometheus" und Chöre zum „Entfesselnden Prometheus"; zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Carl Augusts 1857 schrieb er die Gedenkschrift „Weimars Septemberfest", und zum Schillerjubiläum 1859 komponierte er den „Künstler-Festzug" für Orchester und das „Festlied". Das Fest von Carl Augusts hundertstem Geburtstag wurde in besonders eindringlicher Weise gefeiert und ganz in Liszts Sinne mit dem Andenken der Geistesheroen Weimars verknüpft. Hatte man doch an die Grundsteinlegung des Denkmals für Carl August, die auf den 3. September festgesetzt war, am 4. September die Enthüllung der Wieland-Statue und des Rietschelschen Goethe-Schillerdenkmals vor dem Hoftheater angefügt. Am 2. September war im Theater Goethes „Iphigenie auf Tauris" gespielt worden. Dem Gelegenheitsstück des 3. September folgte am 4., dem Dichtertage, eine Bühnenvorstellung aus sechs den verschiedenen Dramen Schillers und Goethes entnommenen Akten. Die Seebach, Devrient und Dawison waren unter den Darstellern, und auch ein Herr Genast, der noch von Goethes Zeit her in Weimar wirkte. Am 5. September kam die Musik zum Worte mit einem Programm, dessen Werke, bis auf zwei Schubertsche, von Liszt geschaffen waren.

Nachdem Liszt die Weimarer Stellung aufgegeben hatte, hielt er sich mit besonderer Vorliebe in Rom auf. Und auch hier, in der Landschaft Tivolis, begegnete er Goethes Genius, der sich an dieser Natur bereichert hatte, auch hier fühlte und träumte er, wie der Weimarer Titane gefühlt und geträumt hatte. Er setzte die Goetheschen Dichtereindrücke in Töne um. Die Werke des dritten Bandes der „Années de pélirinage", so „Au Cyprès de la Villa d'Este", „Jeux d'eaux à la Villa d'Este" bezeugen es.

Hatte Liszt die Gedenktage der Weimarer Unsterblichen durch die Macht seiner Kunst, durch die Macht seiner Persönlichkeit verherrlichen helfen, so stattete ihm Weimar seinen Dank in freigebiger Weise ab mit verwandten künstlerischen Huldigungen. Am 23. Mai 1884, am Vorabend der Tonkünstlerversammlung des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins", der Liszt soviel verdankte, bezeugte man ihm seine Verehrung in einem von Adolf Stern verfaßten Festspiel, das die Musen der Dichtkunst und der Musik mit der „Nymphe der Ilm" zusammenführte. Die Dichtkunst empfiehlt der Gunst der Nymphe neben ihren verklärten Jüngern auch die Kämpfer der Töne. Und die Ilm bekränzt Liszts Büste mit den Worten:

Du mahnst an Ihn? Ihn brauchst du nicht zu schildern,
Ihn kenn' ich wohl, und zu den Ehrenbildern,
Bei deren Anblick froh mein Herz geschwellt,
Ist längst das Bild des Lebenden gesellt. —
Noch ist er Dein und doch schon ist er mein. —
Ihm diesen Kranz! Und sei die Abendröte,
Die Ihm geschenkt, so voll, so klar, so rein,
Wie sie das Haupt umwob dem greisen Goethe.

Es folgte die szenische Aufführung der „Heiligen Elisabeth". Im dritten Konzert dirigierte Liszt zum letztenmal in Weimar: Hans v. Bülows „symphonisches Stimmungsbild" Nirwana und sein eigenes eben vollendetes Orchesterstück „Salve Polonia", ein „Interludium" des unvollendet gebliebenen Oratoriums Stanislaus. So klang das Musikfest des Allgemeinen Musikvereins, in dessen Konzerten Liszt unerschütterlich für alle Vertreter der neudeutschen Kunst, an erster Stelle für Wagner, gekämpft hatte, in eine Huldigung für ihn aus, wie es begonnen. 1885 und noch in seinem Todesjahr 1886 erschien der ewigjunge Meister wiederum in Weimar. Und Weimar erhielt die Führung, als in Leipzig zur Verbreitung seiner Werke der Liszt-Verein gegründet wurde, in dem der Großherzog Carl Alexander das Protektorat übernahm.

Von der Goethestadt aus besuchte Liszt die 23. Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Musikvereins in Sondershausen. Hier waren zwei Konzerte ausschließlich seinen Kompositionen eingeräumt. Und wie ein Fürst zog er im bekränzten Salonwagen wieder zu seinem geliebten Weimar zurück.

Zwei Monate später lief die Trauerkunde von Liszts Tode von Bayreuth aus durch die Lande. Ganz Deutschland nahm daran ergreifenden Anteil. Und nun trat Weimars Fürst mit warmer Begeisterung vor, um für seinen toten Freund ein Zeichen der Liebe und Verehrung aufzupflanzen, wie dieser es einst für den Dichtergenius in der Goethestiftung erträumt hatte. Er schrieb dem zur Leichenfeier nach Bayreuth entsandten Intendanten Baron von Loën: „Das traurige Ereignis, das Sie nach Bayreuth gerufen, die Allgemeinheit des Anteils, dessen Ausdruck an mich herantritt, haben in mir die Sorge erstehen lassen, ob der Augenblick nicht der günstigste wäre, der Erinnerung Liszts ein Denkmal zu errichten. Nicht ein lebloses aber, sondern ein lebendes. Den neuen deutschen Musikverein hatte der Meister gegründet, um seiner Kunst neue Bahnen zu öffnen; mich hatte er zum Protektor gemacht; in des Meisters Richtung weiter seine Kunst zu fördern, ist also meine Pflicht. Deshalb möchte ich eine Lisztstiftung zur Förderung der neuen deutschen Musikrichtung gegründet sehen, durch welche Schüler und Schülerinnen unterstützt würden (durch Prämien, Stipendien usw.), welche würdig befunden würden, jenem Zwecke zu dienen". Und was damals für Goethe in der Zeiten Lauf verkümmerte, sollte hier für seinen Ruhmeskünder erstehen: am 22. Oktober 1887 trat die Lisztstiftung unter dem Weimarer Großherzog ins Leben.

Gar manches Mal hatte Liszts Sinnen vor dem Goethe-Schiller-Denkmal in die Vergangenheit zurückgestreift, vor dem Goethe-Schiller-Denkmal, dessen symbolische Gliederung ihm zu phantasievollen Äußerungen Anlaß gab. Der Blick konzentrierte sich auf das Bild Goethes. „Seine Hand, deren feste Umrisse die Kraft verraten, lehnt sich auf die rechte Schulter Schillers — fast unbewußt, möchten wir sagen —, als triebe ein innerer Zug geheimer Verbrüderung ihn an, sich mit demjenigen zu verbinden, der, leidenschaftlicher, glühender im Drange der Jugend, schmerzlicher von den Enttäuschungen der

Wirklichkeit verfehrt, zum Teil auch herber verkannt, deffen ungeachtet nur Schmerzen litt, die auch ihm vertraut waren, nur Ideale träumte, die auch fein Blick erfchaut hatte, nur an Wunden krankte, an denen auch er geblutet, wenngleich er fie zu heilen verftand, nur Tränen weinte, deren Quelle auch ihm gefloffen, nur daß er fie zu ftillen vermocht."

Mochte der finnende Betrachter vor dem Denkmal in der Ferne ein lockendes Traumbild aufftеigen fehen? — Ein Nachtrag zu feinem Teftament enthält den deutungsvollen Abfchnitt: „Es gibt in unferer zeitgenöffifchen Kunft einen Namen, der jetzt fchon ruhmreich ift und der es immer mehr und mehr werden wird — Rich. Wagner. Sein Genius ift mir eine Leuchte gewefen; ich bin ihr gefolgt — und meine Freundfchaft für Wagner hat immer den Charakter einer edlen Leidenfchaft beibehalten. Zu einem gewiffen Zeitpunkt hatte ich für Weimar eine neue Kunftperiode geträumt, ähnlich wie die von Carl Auguft — wo Wagner und ich die Koryphäen gewefen wären, wie früher Goethe und Schiller —, aber ungünftige Verhältniffe haben diefen Traum zunichte gemacht."

Schutz dem deutfchen Arbeiter

Von Dr. G. W. Schiele-Naumburg a. S.

In der Landwirtfchaftlichen Wochenfchrift für Pommern ift am 18. März 1910 ein Aufffatz erfchienen von Amtsrat Kayfer-Kafimirsburg. Darin heißt es wie folgt: „Warum verläßt der deutfche Landarbeiter das Land? Weil er auf der einen Seite von Stadt und Induftrie ftark gefucht wird, und weil er auf der anderen Seite durch die ausländifchen Wanderarbeiter unterboten wird." — „Will man den deutfchen Landarbeiter nicht ganz verlieren, fo muß man ihn fchützen, wie man die Induftriezweige und den Getreidebau gefchützt hat, alfo durch einen Zoll, den der Ausländer am Arbeitsort zu zahlen hat, oder der für ihn vom Arbeitgeber zu zahlen ift." — „Die Seßhaftmachung des Arbeiters im großen ift unter den heutigen Verhältniffen vergebene Liebesmüh. Denn fein Konkurrent, der ausländifche Schnitter, läßt ihn nicht hochkommen. Der — hat ja gerade unfere freien Arbeiter verdrängen helfen. Ich bin der Überzeugung, daß wir heute noch wie früher eine Menge freier Arbeiter hätten, wenn uns die Möglichkeit gefehlt hätte, Ausländer zu beziehen. Die Seßhaftmachung kann unter den jetzigen Umftänden nur gelingen, wo fie mit großen Opfern der Gründer ins Werk gefetzt wird, oder ausnahmsweife günftige Bedingungen vorliegen. Sie wird aber ganz vorzüglich gelingen, wenn man erft den deutfchen Landarbeiter auf irgendeine Weife konkurrenzfähig gemacht hat. — Das kann

aber nicht durch den guten Willen und die höheren Lohnzahlungen einzelner Landwirte erreicht werden, sondern nur durch ein Gesetz, welches die Landarbeiter im Vergleich zum Städter und zum ausländischen Wanderarbeiter auf eine bessere, konkurrenzfähigere Basis bringt." — „Was soll aus dem deutschen Landarbeiter werden, wenn man ihn gegen seinen Konkurrenten nicht schützt, sondern im Gegenteil seinen schon überlegenen Konkurrenten noch subventioniert?" (nämlich durch die Getreidezölle, die diesseits der Grenze die Lebensmittel des Arbeiters verteuern, jenseits verbilligen). — „Was würden wir Landwirte denn dazu sagen, wenn man nicht unsere Produkte geschützt hätte, sondern die Produkte des Auslandes subventioniert hätte?" — „Der Großgrundbesitz wird nur bestehen bleiben, wenn er dafür sorgt, daß ihm tüchtige, zuverlässige Arbeitskräfte zuwachsen und erhalten bleiben, und darum darf er nicht dulden, daß auswärtige Arbeitskräfte durch Subventionierung in die Lage gebracht sind, die Einheimischen zu vertreiben und zu verdrängen." — „Es ist auch unsere Pflicht, für unsere Arbeiter die Geschäfte zu besorgen, wer soll es wohl sonst tun?" — „Nationalpolitisch hat mein Vorschlag den allergrößten Wert. Darüber noch zu schreiben, führt mich zu weit; ich möchte aber alle Landwirte bitten, sich meinen Vorschlag recht ernstlich durch den Kopf gehen zu lassen." — — —

Also so kann ein ostelbischer Agrarier aussehen! Ja, wenn sie alle so wären! Nun, im Vertrauen gesagt, ich weiß, daß es noch mehr solche gibt, die ebenso denken. Jedenfalls könnte es die erfreulichsten Folgen haben, wenn dies wichtigste Problem unserer politischen Zukunft ins Rollen gebracht würde durch solchen Anstoß von agrarischer Seite, und wir wollen uns ein Verdienst daraus machen, ihm noch einen Stoß zu geben. Aber halt, da kommt noch eine Stimme zu demselben Thema von einem ganz anderen Instrument und aus einem ganz anderen Lager, nämlich aus dem Lager der „Gelben".

Die Gelben sind diejenigen deutschen Arbeiter, die es müde sind, unter dem Joch der roten sozialdemokratischen Gewerkschaften zu seufzen. Sie sind bekehrt von dem Glauben an die Notwendigkeit des prinzipiellen Klassenkampfes, an die Nützlichkeit ewiger Streiks, nicht für einen unentbehrlichen Gewinn, sondern nur um der Bewegung, um der Organisation willen angezettelt. Sie wollen mit ihren Familien nicht beständig in der Angst vor einer Hungerkur stehen, die unruhige politische Führer für nötig halten. Sie wollen nicht unter der beständigen Gefahr wirtschaftlicher Vernichtung leben, sobald sie einmal gegen ihre roten Einpeitscher sich auflehnen, sondern sie meinen, daß der Friede mit den Unternehmern auch zuweilen sein Recht und seine Vorteile hat. Diesen Leuten hat man den Spottnamen „die Gelben" angehängt, und sie haben ihn als Feldgeschrei angenommen.

Zwar unsere Intellektuellen verkennen diese Bewegung. Unsere Studierten leben selber noch unter der Herrschaft des sozialistischen Dogmas, daß der Klassenkampf zwischen Arbeiter und Arbeitgeber eine wirtschaftliche, ja eine kulturelle Notwendigkeit sei, und halten ihn für eine „großartige Kulturbewegung zur

Hebung des vierten Standes". Sie glauben, es gäbe ohnedem keine Verbesserung der Lebenshöhe des Arbeiterstandes und somit des Volkes, und darum sehen sie unter Streikbrechern und Arbeitswilligen nur rückständige, moralisch und intellektuell minderwertige Elemente, blinde oder böse Verräter der guten Sache. Mit dieser Meinung sind sie allerdings mehr als eine Tagereise hinter der Wirklichkeit zurück.

Gerade in der Aristokratie der deutschen Arbeiterschaft, bei den großindustriellen Belegen unserer berühmtesten Unternehmungen, die den Weltruf der deutschen Industrie begründet haben, an welchem Weltruf neben den Unternehmern auch die Arbeiter ihr gut Teil Verdienst haben, nämlich in den Kruppwerken und Siemenswerken ist die gelbe Bewegung entstanden, und zwar ohne Anstoß von seiten der Unternehmer lediglich als eine Notwehr der älteren Arbeiter, der Familienväter gegen die ruinöse unverantwortliche Streikunruhe der roten Gewerkschaftsführer.

In der Wehr, dem Zeitungsorgan der Gelben in Augsburg, ist nun ein Aufsatz erschienen, worin es ungefähr heißt, wie folgt:

Seit einem Menschenalter suchen die deutschen Arbeiter ihre Lebenslage zu bessern auf keinem anderen Wege als auf dem des prinzipiellen Klassenkampfes und ewiger Streiks. Ob sie daran recht tun? Ob wohl der deutsche Arbeitslohn heute auch nur um einen Groschen niedriger stände, wenn alle diese unendlichen Opfer sauer verdienter Arbeitergroschen erspart geblieben wären? Wir glauben, daß er um keinen Groschen niedriger stände, eher höher. Denn zur wirtschaftlichen Blüte einer Volkswirtschaft gehört ein gewisser Optimismus. Wie können die Unternehmer herangehen an das, was doch ihre volkswirtschaftliche Aufgabe und Pflicht ist, nämlich neue Auslandsmärkte zu eröffnen, neue Arbeitsmethoden und Maschinen einzuführen, zu versuchen, zu verbessern und zu wagen, wenn sie doch immer fürchten müssen, gerade dann überfallen zu werden, wenn sie mitten im Wagnis am schwächsten sind. Friede nährt, Unfriede verzehrt. Verlieren die Arbeiter den Streik, so sind immer beide geschädigt, Unternehmer und Arbeiter, und mit ihnen die gesamte Volkswirtschaft. Gewinnen die Arbeiter den Streik, so steigt bestenfalls der Arbeitslohn etwas, aber doch nur scheinbar; nach einiger Zeit steht er niedriger als er ohne Streik gestanden haben würde, — wegen des Druckes, den die beständige Streikgefahr ausübt auf die erreichbare Höhe der Fruchtbarkeit der Arbeit. Die Höhe des Arbeitslohnes entsteht eben aus der Fruchtbarkeit und Menge der Arbeitsgelegenheit, also auf natürliche Weise und aus natürlichen Ursachen, nicht aber aus Streit und Neid. Neid und Streit können ihn in der Regel nur mindern, aber nicht erhöhen.

Wohl aber hat die Konkurrenz der kulturärmeren ausländischen Arbeiter den allergrößten Einfluß darauf, wie hoch der deutsche Arbeitslohn und der Lebensstand des deutschen Arbeiters steigen kann. Die Mitarbeit dieser roheren Elemente hält die Kulturhöhe der deutschen Arbeit, die Intensität der Maschinen-

kultur auf einer niederen Stufe fest. Manche Verbesserungen der Arbeitsmethoden können um der Mitarbeit dieser sprachfremden und schlechtgeschulten Kräfte willen nicht eingeführt werden. Ohne sie würde der deutsche Arbeitslohn höher stehen, und zwar nicht zum Schaden der Unternehmer. Denn die deutsche Arbeit würde wohl auf den Arbeiterkopf berechnet teurer, aber auf das Produkt berechnet billiger sein. Also könnten wohl die Unternehmer auf eine Einschränkung, Besteuerung der ausländischen Arbeiter eingehen, wenn sie dafür nur von der ewigen Streikgefahr befreit würden. Sie würden mit dem letzteren mehr gewinnen, als sie mit dem ersteren verlieren können.

Darum meint das Blatt, es gäbe „für die nächste Reichstagswahl keine bessere Wahlparole als diese: Friede zwischen den Unternehmern und der deutschen Arbeiterschaft. Schutz der deutschen Arbeit in Stadt und Land, aber Schutz auch der deutschen Arbeiterschaft gegen die Konkurrenz der ausländischen Arbeiter und Kopfzoll auf jeden fremdsprachigen Wanderarbeiter oder Einwanderer! Wenn Nordamerika, Australien, Dänemark die Einwanderung im Interesse der Hochkultur ihres Arbeiterstandes einschränken, warum sollte das bei uns nicht möglich sein? In Deutschland, dem Lande, das auf seine allgemeine Volksbildung stolz ist, soll erst recht jeder einzelne ein würdiger Sohn und vollwertiger Vertreter seines Volkstums sein".

Nun aber findet sich noch eine dritte Stimme zu diesem Thema, und zwar wiederum aus einem ganz anderen Lager, aus dem der industriellen Unternehmer. Die Deutsche volkswirtschaftliche Korrespondenz wird von ihren Feinden als Unternehmerblatt und Scharfmacherorgan bezeichnet. In dieser heißt es in Nr. 83 und 84: „Wir brauchen ein Arbeitswilligengesetz. Wenn streiklustige Arbeiter ihre arbeitswilligen Kameraden terrorisieren, verrufen, um ihre wirtschaftliche Existenz bringen, ja körperlich so sehr bedrohen, daß Polizeihilfe nötig ist und daß diese nicht einmal genügt, weil sie doch nicht allgegenwärtig sein kann, so ist der Bürgerkrieg schon da, und die blutigen Vorgänge auf der Straße sind nur die unabwendbare späte Folge, die den Bürgerkrieg für die Unbeteiligten offenbar macht. Der Friedensstand ist da schon verkehrt. Die wilden Leidenschaften sind da schon mächtiger als Gerechtigkeit und Vernunft. Die Wilden, Streitsüchtigen sind dann den Ruhigen, Geordneten über, die Jungen den Alten, die Unverheirateten oder Schlechtverheirateten jedem ordentlichen Familienvater, die Rowdies, die Feinde menschlicher Gesittung, jeder Ordnung und Kultur. Diese haben dann das größte Recht auf die Straße und von da aus über jeden Herd einer unter ihnen wohnenden Familie. Es ist die verdammte Pflicht und Schuldigkeit derer, die ein öffentliches Amt haben, die Arbeitswilligen zu schützen, und derer, die die Gesetze geben, die Gesetze so zu gestalten, daß ihr Schutz ausreicht."

Also ein Arbeitswilligengesetz! Dies Verlangen ist von jener Seite nichts Neues. Nun aber kommt folgende Einschränkung: „Der Arbeitermangel in Deutschland hat in steigendem Maße zur Einführung fremder Arbeitskräfte

geführt. Zu leugnen ist es nicht, daß diese zum Teil minderwertigen fremden Arbeitskräfte auf die Löhne der heimischen Arbeiter drücken. Es läge nahe, diese fremden Arbeiter in großer Zahl bei umfassenden Streiks heranzuziehen, wie Rom die Germanen für seine Kriegsdienste heranzog." (Womit Rom sich selbst umbrachte.) „Sollten dann diese fremden Arbeiter auch unter den Schutz eines Arbeitswilligengesetzes gestellt werden? Wir glauben das verneinen zu müssen. In allen Lohnkämpfen, wo der Schutz der Waffen für die Arbeitswilligen eintreten soll, dürfen nicht ausländische Arbeiter unter diesem Schutz herangeholt werden. Wenn ein solcher Streik deutscher Arbeiter durch galizische oder tschechische Arbeiter auch nur einmal gebrochen würde, so wäre das Arbeitswilligengesetz und jeder Schutz der Arbeitswilligen für alle Zeiten gerichtet. Denn allerdings gegen die Konkurrenz dieser kulturfremden, minderwertigen ausländischen Menschenware braucht der deutsche Arbeiter unter Umständen ein Streikrecht, wenn anders der deutsche Arbeiter seine Kulturhöhe, die mühsame Volksarbeit vieler Jahrhunderte, bewahren will. Wir setzen dabei voraus, daß es deutsche Arbeiter sind, nicht nur internationalisierte, vaterlandsfreie Arbeiterfäuste. Streikterror auf der Straße wäre schließlich gerechter als das Leiden solcher Arbeitskonkurrenz bei inneren Lohnkämpfen. Darum kein Arbeitswilligengesetz ohne einschränkende Paragraphen über die Konkurrenz der ausländischen Arbeit. Anders wäre es vor dem deutschen Volke nicht zu verantworten." So die sogenannten Scharfmacher.

Diese drei Stimmen sind, in Anbetracht der Lager, aus denen sie stammen, nämlich dem der Agrarier, der industriellen Arbeiter und der industriellen Unternehmer, und in Anbetracht des Geistes, den jede von ihnen atmet, ein Beweis, daß es in Deutschland in allen Parteien doch noch mehr gibt als bloße Interessenpolitik, daß es auch noch Gewissenspolitik gibt, und darauf bauen wir unsere Hoffnung, daß mit Hilfe dieser Gewissenspolitik auch noch ein wahrer Fortschritt unseres Volkes möglich ist; denn das Sittliche ist auch in der materiellen Welt und auch in der politischen Welt doch zuletzt das Siegreiche.

Diese drei Stimmen der Agrarier, der Arbeiter und der Unternehmer kommen mir vor wie die drei Weisen aus dem Morgenlande, die prophezeien von einer neuen Idee als von einem Kindlein, das noch in den Windeln liegt, aber mal ein starker Held werden kann. Wir können solch eine Idee brauchen, die über den allgemeinen gedankenlosen Kampf aller gegen alle wie ein Schlachtruf hinfährt, nach dem die Scharen von neuem in zwei Fronten sich ordnen zum ehrlichen Kampf auf grünem Feld.

Unser politisches Leben gleicht einem polygonalen Duell, einer vieleckigen Schießerei. Aber in keinem Programm der vielen Parteien und Parteichen, die sich da im Kampf mit zwei und mehr Fronten abmühen, hat diese Idee „Schutz dem Arbeiter" einen festen Platz, und das mit Recht; denn sie ist mehr als eine Parteiidee.

Diese Idee hat keinen rein agrarischen Charakter. Im Gegenteil, es sieht ja aus, als wenn sie sich gegen das Agrariertum wendet, indem sie von diesem

Opfer verlangt; — und sie ist doch im besten Sinne des Wortes agrarisch. Der Agrarschutz würde ein Ende mit Schrecken nehmen an dem Tage, wo die deutsche Landwirtschaft sich zum größeren Teile oder auch nur zum sehr großen Teile von ausländischen Arbeitern bedienen läßt. Sie ist dann keine deutsche Landwirtschaft mehr. Sie kann nicht mehr für sich anführen, daß sie die Kraftquelle und Gesundheitsquelle des deutschen Volkes und die Mutter des deutschen Heeres sei. Das Wort vom Schutz der nationalen Arbeit wird dann zur Lüge. Die deutsche Landwirtschaft legt sich mit der Einfuhr der fremden Arbeiter einen Strick um den Hals, mit dem sie von ihren Feinden erdrosselt werden wird.

Diese Idee hat auch nicht im alltäglichen Sinne des Wortes konservativen Charakter. Im Gegenteil, parteitechnisch am bequemsten hat es die konservative Partei, wenn es in Ostelbien nur Rittergutsbesitzer und allenfalls noch Pastoren gibt. Alle kleineren Eigentümer und noch mehr alle grundbesitzenden Arbeiter haben auch demokratische und liberale Instinkte und sind darum für die konservative Partei unsichere Mitglieder. — Und doch ist diese Idee im innersten und besten Sinne des Wortes konservativ. Auf dem kleinen Eigentum baut sich die Familie auf und auf der Familie der Staat. Gegen das traditionslose, eigentumslose, familienverachtende, radikale, ungläubige, von den oberflächlichsten Tagesideen genasführte ungebildete und gebildete Proletariat unserer großen Städte, die ja ins unheimliche wachsen, gibt es kein besseres Gegengewicht als eine zahlreiche grundbesitzende Landbevölkerung. Je voller das Land von kleinen Eigentümern, um so fester steht der Staat, je öder das Land, um so mehr nähert sich das Gleichgewicht dem Umsturz.

Die Idee hat auch nichts gemein mit dem Sozialismus, weder dem roten, noch dem Staatssozialismus oder Katheder sozialismus. Im Gegenteil; indem man das kleine Eigentum auf dem Lande erreichbar macht, nimmt man dem Schwammpilz Sozialismus seinen Nährboden. Der Sozialdemokrat sagt: Los von Grund und Boden muß der Arbeiter, wenn er zu uns gehören soll, und darin hat er recht. Aber eben darum sagen wir: Macht dem Arbeiter das Eigentum am Boden erreichbar, so verschwindet der Sozialismus, das ist das neidische Schielen nach anderer Leute Eigentum.

Und doch ist diese Idee wiederum in einem höheren Sinne des Wortes sozial. Denn sie will der Konstitution der deutschen Gesellschaft diejenige Gesundheit geben, die ihr noch fehlt. Irgendwo muß es in einem Volke eine sichere Leiter sozialen Aufstiegs geben, die auch dem einfachen Fleiß mit wenig Glück erreichbar ist. Zwar glückt es in unseren Städten und in unserer industriellen Kultur vielen Leuten, sie werden wohlhabend, werden sogar reich. Aber das ist Zufall, Glück, Ausnahme. Auf dem Lande muß es ein sicheres regelmäßigeres Aufsteigen geben. Diese Eigenschaft hat die Scholle, daß, wenn sie der kleine Mann nur lange genug mit seinem Schweiße düngt, sie ihn wenn auch nicht reich so doch wohlhabend und außerdem frei und seine Kinder an Leib und Seele gesund macht. Das amerikanische Volk hat an seinem großen

Kontinent noch Arbeits- und Existenzmöglichkeit für viele, das englische Volk hat dasselbe an seinen großen Kolonien Kanada, Australien, Südafrika. Das deutsche Volk hat nichts dergleichen, denn unsere Kolonien bieten das nicht und es wächst doch ebenso stark wie jene. Weil jeder Amerikaner die Zuversicht hat und haben darf, daß es ihm gelingen muß, reich oder wenigstens wohlhabend zu werden, daher der Optimismus der Amerikaner, der sie uns überlegen macht trotz unserer größeren Schulung, und daher auch das Fehlen einer mächtigen revolutionären Arbeiterbewegung. Wir Deutschen haben es schwerer und müssen durch größere geistige Anstrengung ersetzen, was uns an natürlichen Vorteilen fehlt. Wir haben nur den einen allerdings auch wertvollen Vorteil, daß wir im Herzen von Europa sitzen, dem wundervollen Erdteil, der bis auf unabsehbare Zeit der zentrale Markt und die Hauptstadt der Welt bleiben wird, und daß wir also mit der Weltwirtschaft wachsen werden. Damit unserem hart arbeitenden Volk die Gesundheit des Gemüts, die Zufriedenheit erhalten bleibt, muß es auch für seine besitzlosen Söhne die Möglichkeit sichern, daß sie wenn auch nach mühevollem Erwerb die wirtschaftliche Selbständigkeit, die Freiheit vor sich sehen. Das wichtigste Arbeitsinstrument des Menschen ist der Boden. Gebt dem Menschen nur ein kleines Fetzchen Boden und er wird mit dem Sonnenlicht zusammen darauf eine wunderbare Ernte hervorzaubern, vielleicht eine Obstzucht oder Geflügelzucht, vielleicht ein kaufmännisches Geschäft, das immer weitere Kreise zieht, vielleicht eine Fabrik, die sich beständig vergrößert, vielleicht auch nur eine Kinderstube blondköpfiger Jugend, die es ihrerseits unternehmen wird, die Erde zu erobern.

Nun aber liegen große Felder deutschen Bodens unlösbar fest miteinander verschnürt, teils durch Besitz der toten Hand, teils durch das Fideikommißrecht und endlich, was das allgemeinste und darum schlimmste ist, durch unser Hypothekenrecht. Wenn dies deutsche Land dem Volk geöffnet würde, so würde das uns ähnlichen Gewinn bringen, wie einst die Eröffnung der großen Getreideprovinzen und des wilden Westens dem nordamerikanischen Volke. Die Landfläche ist zwar hundertmal kleiner, aber dafür der Boden hundertmal wertvoller, weil ganz Deutschland, weltpolitisch angesehen, den Wertcharakter von städtischem Boden hat. Diese Landöffnung heißt innere Kolonisation. Sie ist die wichtigste Aufgabe unserer Zukunft. Sie wird aber nicht gelingen, solange der deutsche Arbeiter auf dem Lande mit der Konkurrenz der ausländischen Arbeiter ringen muß. Darum Schutz dem deutschen Arbeiter!

Diese Idee hat auch nicht eigentlich antipolnischen Charakter. Im Gegenteil; wenn das deutsche Volk erst nicht mehr das beängstigende Schauspiel vor Augen sieht, daß die polnische Flut Scholle um Scholle vom deutschen Lande reißt, sich dabei stärkt durch Zuzug von jenseits der Grenze und immer tiefer nach Pommern, Brandenburg, Westfalen sogar hineinzüngelt, wenn es nur noch zu tun hat mit dem Polentum, soweit das nun einmal in den Reichsgrenzen wohnt, und das doch schließlich zu ertragen ist, so wird das deutsche Volk auch die quälende Bedrängungspolitik gegen dieses Polentum aufgeben.

Und diese Idee gibt doch die einzig wirksame Fortsetzung unserer Polenpolitik, die ja doch zweifellos am Ende ihrer Kräfte angekommen ist. 350 Millionen Mark haben wir ausgegeben und der Erfolg ist, daß wir 100000 Hektar verloren haben. 3500 Mark für den Hektar, um ihn zu verlieren? Wie kommt das?

Das kommt daher: Wo der deutsche Arbeiter nicht mehr leben kann, da kann auch der deutsche Kleinbauer sich nicht mehr halten. Zum Gedeihen des Kleinbauernstandes gehört, daß der Nachwuchs vorübergehend oder dauernd unterkommen kann in einem anständigen freien Tagelöhnerstande. Der Sohn des einen Bauern dient beim andern als Knecht, und ebenso die Mägde. Kleiner Besitzer und Tagelöhner, beide müssen Blutsbrüder sein, die an einem Tische miteinander essen. Wo aber kulturfremde, minderwertige Tagelöhner einziehen, da wird dies Verhältnis gestört. Der Arbeiterstand in seiner untersten Lage wird unanständig. Der Nachwuchs der kleinen Besitzer geht in die Städte, und endlich kommen die leergestorbenen Höfe an das eingewanderte Volk. So verschieben sich die Grenzen. Nun kann man wohl eine gewisse mittlere Sorte Bauern, die gerade mit der eigenen Arbeit auskommt, mühsam anpflanzen. Sie lassen sich vielleicht auch erhalten, obwohl es keine Besitzgröße gibt, die niemals fremde Arbeit brauchte, weil die Arbeitskraft einer Familie im Laufe eines Menschenlebens bedeutend schwankt. Zu gleicher Zeit aber verschwindet der urständige Bauernbesitz in eine andere Gegend und wir wissen, daß dasselbe Geld, mit dem der preußische Staat hier gekauft hat, dort benutzt wird, um den deutschen Kleinbesitz auszukaufen. Die Moral davon ist, daß es in der heutigen wirtschaftlichen Welt keine bloße Bauernkolonisation geben kann, daß der wichtigste Mann in der Kolonisation der besitzlose Arbeiter ist. Wo er einzieht, da folgt der Kleinkaufmann, der Kleinbesitzer, schließlich auch der Arzt und der Rechtsanwalt, und es entsteht endlich ein vollständiges Volk mit allen Ständen. Darum: wenn wir kolonisieren wollen, so dürfen wir den deutschen Arbeiter nicht vergessen. Ohne ihn wird es nichts.

Ferner: Muß diese Idee etwa dem Zentrum feindlich erscheinen? Müssen etwa die deutschen Katholiken es mit Sorge ansehen, wenn in unseren Ostprovinzen statt polnischer Katholiken etwa pommersche Protestanten die Schulen füllen? Werden dadurch die Machtverhältnisse der Konfessionen verschoben zu Ungunsten der Katholiken? Im Gegenteil; wenn die deutschen Katholiken nur mit sich zu tun haben, so wird ihnen niemand ihr Recht nehmen können. Obwohl eine Minorität, werden sie ebenso viel bedeuten als die protestantische Hälfte des Volkes. Weil sie nur Glieder des deutschen Volkes sind, so werden sie unbesiegbar sein. Wenn sie aber sich verbinden mit einem feindlichen Volkstum, so werden sie es büßen müssen und werden für die Freiheit ihres Glaubens und ihrer Kirche nichts gewinnen, sondern verlieren.

Endlich: Wie steht diese Idee zum Programm eines starken deutschen Liberalismus? Ist sie ihm feindlich?

Allerdings, insofern diese Idee als eine Folgerung, Erweiterung und Befestigung des Agrarschutzes, insbesondere auch der Kornzölle und Viehzölle erscheint, mag sie manchem Liberalen fremd und verdächtig vorkommen. Auch solchen liberalen Parteien, die ihre Hauptstütze in den beweglichen großstädtischen Massen und in deren Unzufriedenheit suchen, die gern mit der Sozialdemokratie konkurrieren möchten, mag sie gleichgiltig oder unsympathisch erscheinen. Aber einem wahren Liberalismus sollte sie hochwillkommen sein. Wirkliche Freiheit und Selbstverwaltung sind nur möglich in einem Volke, dessen verschiedene Stände, wenn auch durch Reichtum geschieden, doch durch Bildung, Erziehung, Familiensitten, Schule, Glaube, Sprache und Rasse möglichst ähnlich einander sind, so daß die Verschiedenheiten der Standeshöhe nur mehr als äußerliche Zufälligkeiten vergänglichen Glücks erscheinen. Rassenkämpfe und Klassenkämpfe sind die größten Feinde der wirklichen Freiheit des Volkes. Wenn erst ein innerer Feind z. B., ein rassefremdes Volk im Staate aufmarschiert, so werden alle Freiheiten unmöglich, z. B. Gemeindefreiheit, Freiheit des Unterrichts und der Erziehung, Vereinsfreiheit, weil sie sofort ausschlagen zu Begünstigungen des inneren Feindes. So wird das deutsche Volk noch an allen schon erworbenen Freiheiten und an allen zukünftig möglichen irre werden, wenn es in seinem Staate ein wachsendes Polentum aufsteigen sieht. Außerdem aber wohnt die wirkliche Freiheit eines Volkes überhaupt nicht in den großen Städten, wo das Volk immer den Charakter einer nur ab und zu wilden, zumeist bezähmbaren, knechtschaftswilligen Herde hat. Die wahre Freiheit eines Volkes wohnt nur in der Unzahl der kleinen freien Gemeinden, besonders auch auf dem Lande. Dort wenigstens sollte sie wohnen. Darum ist die innere Kolonisation auch eine Forderung des wirklichen Liberalismus. Ohne Aussperrung der ausländischen Arbeiter aber gibt es keine innere Kolonisation.

Nun aber gibt es bei uns noch die große Partei der Interessenpolitiker, die in allen Lagern zu Hause sind und die sich mit Vorliebe Realpolitiker nennen. Sie meinen, in der Politik handle es sich immer nur um die materiellen Interessen, um den Geldbeutel. Sie werden über diese neue Idee den Kopf schütteln und sie für reine Ideologie erklären. Es gewinnt ja keine Partei daran, ja von manchen, nämlich den Agrariern, verlangt sie Opfer. Und es ist wahr, es hieße Übermenschliches von den Agrariern verlangen, wenn man erwarten wollte, sie sollten sich freiwillig solche Opfer auferlegen. Der Idealismus allein ist in der Politik nur zu oft hilflos schwach. Kluge Politiker versuchen darum immer, wenn sie den schweren Lastwagen einer guten Sache durch den zähen Dreck der Hindernisse schleppen lassen wollen, kräftigeres Zugvieh davor zu spannen, materielle Interessen, blinde Leidenschaften und Vorurteile. Aber das ist blindes Rindvieh, das nicht weiß, wohin es zieht, Lenker bleibt immer der reine Idealismus auch in der Politik. Aus dem Zank der materiellen Interessen, die immer mannigfach sind, kann immer nur Zwietracht entstehen, niemals die Eintracht, die ein großes Volk zu einer siegreichen Tat

bringt. Der Egoismus genügt vielleicht als Führer für das Alltagsleben, mancher glaubt auch, daß er für ein Menschenleben ausreicht. Aber über das Menschenleben hinaus reicht er nie, und darum reicht er nicht aus zur Lenkung der Taten eines Volkes. Hier herrscht allein der Idealismus. Das möchte ich noch belegen mit einem Ausspruch, der von einem großen Manne des Geistes und der Tat stammt, von Gneisenau.

Was war wohl materieller, als der Druck, den Napoleon nach Jena auf das niedergeworfene Preußen ausübte, und was war wohl realpolitischer als die Aufgabe, diesen Druck des Blutsaugers abzuwerfen. In einer Denkschrift darüber schrieb Gneisenau an den König, man solle die Geistlichen auffordern, in ihren Kirchen über die Makkabäer zu predigen und dadurch das Volk zum Befreiungskampf aufzurufen. Der König schrieb dazu an den Rand: „als Poesie gut." Darauf antwortete Gneisenau an seinen König: „Religion, Gebet, Treue zum König, Liebe zum Vaterland und zur Jugend, alles das ist Poesie. Auf Poesie ist die Festigkeit der Throne gegründet." Ebenso wie die Festigkeit der Throne ist auch die wirtschaftliche Zukunft eines Volkes auf Poesie gegründet. Die tausend Eisenbahnschienen, die ein großes Volk legt, um damit das Land der Zukunft zu befahren und wirtschaftlich zu erobern, sind auch Poesie. Aus dichten wird trachten. In der Politik sind die Ideen gewaltige Realitäten, welche wirken, Mächte der Wirklichkeit.

Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

IV.

Der Holzheimer Pastor war, was das Predigen anlangte, weder ein Bourdaloue noch ein Abraham a Santa Clara, und wenn er in der Rottländer Kapelle nach der Messe die Kanzel bestieg, durfte er bei der kleinen Gemeinde nur auf ein sehr bescheidenes Maß von Aufmerksamkeit rechnen. Heute — es war am Sonntag nach des Freiherrn glücklicher Brautfahrt, — gab er sich ganz besondere Mühe, und doch hätte man unter den Teilnehmern am Gottesdienste wohl nicht einen einzigen gefunden, dem ein Gedanke oder auch nur ein Wort aus der Predigt im Gedächtnis haften geblieben wäre.

Denn heute gab es in der Kapelle etwas zu sehen, was wunderbarer war als alle Mirakel des Alten und des Neuen Testaments: im Gestühl der Patronatsherrschaft saß zwischen den beiden alten Damen die Merge aus Holzheim! Die Männer betrachteten sie mit einer Art von heiterem Wohlwollen, denn sie kannten die Schwäche ihres Gebieters für glatte Gesichter und rote Wangen und ahnten

den Zusammenhang, die ehrbaren Frauen schauten sie mit Mißbilligung an, die jungen Dirnen mit Neid. Anfangs hatte man seinen Augen nicht recht trauen wollen, aber es war wirklich weder ein Spuk noch ein Traumbild, und wie man die ungewöhnliche Erscheinung auch zu deuten versuchen mochte: es war und blieb die Holzheimer Merge.

Übermäßig wohl schien sie sich in ihrer Umgebung gerade nicht zu fühlen. Sie starrte auf das Betbüchlein, das ihr die Priorin in die Hand gedrückt hatte, obwohl dem Mädchen die Kunst des Lesens fremd war, und ließ dann wieder ihre Blicke ein wenig unsicher durch die Kapelle und über die Gemeinde schweifen. Wenn ihr die Gubernatorin den Blumenstrauß reichte, nahm sie ihn mit einer demütigen Neigung ihres Kopfes in Empfang, vergrub ihr Stumpfnäschen in die Rosen und Rosmarinzweiglein und gab den Strauß dann mit einer nicht minder demütigen Kopfneigung an die Priorin weiter, die unter dem Schutze des Buketts ein Stückchen Konfekt zum Munde führte und, während sie die Näscherei behutsam von einer Backe in die andere schob, ihre junge Nachbarin mit kritischen Blicken musterte. Nach einer Weile wanderte der Strauß dann durch Merges Hände zur Gubernatorin zurück, und nun fühlte die Braut, obwohl sie geflissentlich geradeaus schaute, wie sich auch von rechts her prüfende Augen an sie hefteten.

Herr Salentin saß heute wider seine Gewohnheit ganz hinten im Gestühl, wo ihn, wie er glaubte, der Schatten des Gewölbes den neugierigen Blicken seiner Untertanen verbarg. Aber sein weißer Zwickelbart leuchtete hell genug durch den Dämmer und ließ deutlich erkennen, daß sein Antlitz nicht dem Geistlichen auf der Kanzel, sondern dem seitwärts vor ihm sitzenden Mädchen zugewandt war. Und wenn er von ihr auch nicht viel mehr sah als die Rundung der linken Wange, das unter dem dunkeln Kraushaar halbverborgene Ohr, die schweren Flechten und ein kleines Stückchen des von Wind und Sonne gebräunten Nackens, so schienen diese Dinge ihn doch für die ganze Dauer der Predigt ausreichend zu beschäftigen.

Nach dem Gottesdienst blieb der Patronatsherr, während sich die Kapelle leerte, mit Schwestern und Braut noch eine Weile im Gestühl zurück, um unbehelligt durch Gaffer den Heimweg antreten zu können. Aber die Rottländer Bauernschaft hatte offenbar gerade heute das Bedürfnis, in stillem Gedenken an den mit schlichten Holzkreuzlein geschmückten Grabhügeln zu verweilen, die das kleine Gotteshaus auf allen Seiten umgaben, und so kam es, daß, als die Herrschaft endlich ins Freie trat, noch zum wenigsten zwei Dutzend Männer und Weiber auf dem Kirchhofe umherstanden. Der Freiherr hatte Merge den Arm gereicht und führte sie mit ebensoviel Verlegenheit wie Würde und Stolz durch die scheu grüßenden Bauern nach dem Renthause. Von Mergens heißer Hand, die breit und fest auf dem gewaltigen Ärmelaufschlage seines Sonntagsrockes lag, mußte wohl ein wenig Jugend auf den weißköpfigen Bräutigam überströmen, denn er schritt, sobald er das Kirchhoftor hinter sich hatte, noch rüstiger aus als sonst, und die beiden alten Damen bemühten sich vergebens, dem Paare in angemessener Entfernung zu folgen.

Als Herr Salentin mit dem Mädchen den Hof betrat, kamen die beiden Hunde, ein Saupacker und eine Bracke, die sonst jeden Fremden, auch wenn er sich in Gesellschaft ihres Herrn befand, wütend anbellten, schweifwedelnd herbei, beschnupperten Mergens Gewand und Hände und ließen sich von ihr willig

streicheln und krauen. Es war, als hätten die Tiere in dem Mädchen schon die neue Hausfrau erkannt, und der Freiherr nahm das Vertrauen, das sie seiner Braut entgegenbrachten, als ein gutes Vorzeichen. Er warf am Tore noch einen Blick nach den Schwestern zurück, ergriff, als er sah, daß diese noch in weiter Ferne waren, Mergens Hand, zog sie nach der Haustür und küßte ihr herzhaft Stirn, Wangen und Mund. Dann schlang er seine Arme um ihre Knie, hob sie empor und trug sie trotz ihres Sträubens mit fröhlichem Lachen über die Schwelle.

Als er sie dann aber mitten auf der Diele auf den Boden gleiten ließ, überraschte es ihn, auf ihrem Antlitz keinen Widerschein seiner Freude zu finden. Die heiße Leidenschaft des alten Mannes schien sie verwirrt und geängstigt zu haben, und es kam ihm beinahe so vor, als ob in ihren Blicken etwas Feindseliges gelegen hätte. Es verdroß ihn, daß sie seine Zärtlichkeiten so gar nicht erwiderte, sondern sich von ihm abwandte und mit kindischem Staunen die Amsterdamer Kastenuhr betrachtete, über deren Zifferblatt ein Schiff mit geblähten Segeln taktmäßig auf blauen Emaillewogen schaukelte.

Jetzt traten auch die beiden alten Damen ins Haus, erhitzt vom schnellen Gehen und ein wenig ärgerlich über das Betragen ihres Bruders, der auf die Gesetze der Schicklichkeit niemals Rücksicht nahm. Sie fühlten jedoch, daß es geraten sei, in einem solchen Augenblick ihren Groll zu unterdrücken und lieber an das Mädchen, in dem sie wohl oder übel die künftige Schwägerin sehen mußten, einige Worte des Willkommens zu richten. Und da sie sich mit der unabänderlichen Tatsache, daß ein Friemersheim eine simple Bauerndirne zu seiner Eheliebsten machen wollte, nun einmal abgefunden hatten, so wurde es ihnen gar nicht so schwer, einen herzlichen Ton anzuschlagen, der die junge Braut über die wahren Gesinnungen der Damen zu täuschen vermochte, so daß sie deren Absicht, sie über die von ihr im Hause einzunehmende Stellung gleich in der ersten Stunde aufzuklären, gar nicht durchschaute. Beide Schwestern betonten einstimmig, daß Merge verpflichtet sei, Gott und den lieben Heiligen für das unschätzbare Glück, das ihr zuteil geworden, auf den Knien zu danken, und daß es fortan ihre Lebensaufgabe sein müsse, sich dieses Glückes würdig zu zeigen. Wenn man den Worten der alten Damen Glauben schenken durfte, so hatte sich hier die alte Geschichte vom Aschenbrödel wiederholt: ein Prinz, nicht gerade in der ersten Jugend, sondern in den besten, aller Unbeständigkeit abholden Jahren, der nur die Hand hätte auszustrecken brauchen, um an jedem Finger eine Demoiselle vom ältesten Adel und von märchenhaftem Reichtum zu haben, stieg von seiner Höhe herab und erhob ein Stiefkind des Glückes zu seiner Gemahlin! Und die Schwestern dieses Prinzen, weit entfernt, die Wahl des geliebten Bruders zu mißbilligen, standen bereit, die junge Braut ans Herz zu drücken, ihr den Weg zu der schwindelnden Höhe mit sorgenden Händen zu bahnen, ihr mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, ihre guten Anlagen zu pflegen, sie in der Übung der Tugenden wie in den Sitten der vornehmen Welt zu unterweisen und ihr nach Kräften die schwere Last zu erleichtern, die der verantwortungsvolle Beruf der Hausfrau einem jungen Weibe auferlegt.

Kein Zweifel, die Holzheimer Merge stand an der Pforte des Paradieses, und zwei Engel, ein geistlicher und ein weltlicher, ergriffen ihre Hände, um sie

liebreich auf die blumigen Auen zu geleiten, wo Milch und Honig fließt, und wo die Glückseligkeit nie ein Ende nimmt!

Das Mädchen war von dem Empfang, den ihr die Damen bereiteten, wirklich gerührt und begann dem Pastor, der sich über die „zwo alten Weiber zu Rottland" in so gehässiger Weise geäußert hatte, ernstlich zu zürnen. Und als sie dann an der festlich gedeckten Tafel saß und das spiegelblank gescheuerte Zinn — denn dafür hielt sie die aus den Stürmen des Krieges geretteten letzten Stücke des Friemersheimschen Familiensilbers! — bewunderte, kam sie sich in der Tat wie eine Prinzessin vor. Die drei alten Leute wetteiferten darin, ihr Aufmerksamkeiten zu erweisen: die Gubernatorin, der das Amt zugefallen war, den etwas mageren, dafür aber um so sorgfältiger zubereiteten Zickleinbraten zu tranchieren, legte ihr die besten Stücke vor, die Priorin versah sie mit Dörrobst, und Herr Salentin füllte das Glas, das sie anfangs zaghaft, dann aber mit einem beinahe leichtfertigen Behagen zum Munde führte, unverdrossen mit dem feurigen Ahrwein.

Sie konnte ja nicht dafür, daß der stark gewürzte Braten durstig und daß der ungewohnte Wein gesprächig machte, sie merkte auch nicht, daß ihr Bräutigam halb belustigt, halb entschuldigend lächelte, und daß die beiden Damen immer einsilbiger wurden. Sie merkte ebenso wenig, daß die Augen der Gubernatorin sehr, sehr kritisch auf ihren derben roten Händen ruhten, die mit dem Besteck so ungeschickt umgingen und die säuberlich abgenagten Knochen einfach unter den Tisch warfen, wo Packan, der Saurüde, und Schelle, die Bracke, deren Freundschaft ihre Grenzen hatte, sich die Leckerbissen unter Knurren und Fauchen streitig machten. Sie merkte noch weniger, wie die Priorin bei jedem allzu deutlichen Ausdruck, der dem Munde der zukünftigen Schwägerin entfuhr, wie hilfesuchend um sich schaute oder in stummer Verzweiflung den Blick zur Decke wandte, und sie merkte am allerwenigsten, wie geringschätzig die alte Silla, die bei Tisch aufwartete, die Lippen verzog, als sie in ländlicher Unbefangenheit das Mundtuch dazu benutzte, den vermeintlichen Zinnteller nach dem Gebrauch gründlich zu reinigen.

Die arme Merge wollte so gerne Liebe mit Liebe vergelten und ein wohlgemessenes Teil zur Unterhaltung beitragen. Sie fragte ihren Bräutigam, warum er nicht Soldat geworden wäre, da er es alsdann doch gewißlich bis zum Kapitän gebracht haben würde, und sie fragte Schwester Felizitas, warum sie, anstatt geistlich zu werden, nicht lieber geheiratet hätte. Sie befühlte mit prüfenden Fingern den Stoff von Frau v. Ödinghovens Kleid — es war das Kostüm, das diese Anno sechzig bei der Taufe des Prinzen Ludwig Anton getragen hatte! — und erkundigte sich, wieviel Albus die Brabanter Elle davon gekostet habe.

Nach Tisch wollte der Freiherr seiner jungen Braut die Naturalienkammer zeigen, denn er hatte sich schon lange darauf gefreut, ihre erstaunten Augen zu betrachten, wenn er ihr gleichsam die Wunder der Schöpfung erschließen würde, sie verlangte jedoch zu allererst in den Stall geführt zu werden und meinte, wo sie selbst Streu und Futter finde, das wisse sie nun, nun wolle sie aber auch sehen, wo ihre Kühe ein Unterkommen fänden, das sei ihr beinahe noch wichtiger als ihr eigenes künftiges Schicksal.

Herr Salentin war ein zu tüchtiger Landwirt, als daß er die Berechtigung dieses Wunsches nicht anerkannt hätte. Er bot also dem Mädchen galant den Arm und führte sie über den Hof zum Stalle. Er hatte die Empfindung, daß sie nicht

ganz sicher auf den Füßen war, und wunderte sich, daß sie das geräumige Gebäude mit den gutgepflasterten, leider schon so lange verwaisten Ständen trotzdem so sachverständig zu prüfen und so richtig zu beurteilen vermochte.

In einem Winkel des Stalles standen die beiden Ziegen. Die eine, schwarz wie die Nacht, erkletterte die Krippe und schaute mit ihren wasserhellen Augen die fremde Besucherin in stummer Verwunderung an, während die andere, eine weiße, deren Zicklein den Festbraten abgegeben hatte, ihrer Sehnsucht nach dem geraubten Kinde in kläglichem Gemecker Luft machte. Merge hatte Mitleid mit dem Tiere, kniete, unbekümmert um ihr Sonntagsgewand, neben ihm auf die nicht gerade saubere Streu nieder und legte ihren Arm liebkosend um seinen Hals. Die Ziege vergaß ihren Schmerz, rieb ihren Kopf an Mergens Wange und fuhr mit ihrer rauhen Zunge über das glatte Gesicht der Trösterin. Da mußte das Mädchen lachen, verlor bei der Bemühung, sich den ungestümen Freundschaftsbezeigungen des Tieres zu entziehen, das Gleichgewicht und ließ sich der Länge nach auf die Streu fallen. Dort blieb sie liegen, reckte und dehnte sich und meinte, nun, da sie eine gute Freundin gefunden habe, fühle sie sich in Rottland erst völlig daheim. Sie machte auch keine Miene, sich zu erheben, als der alte Gerhard, der auf einer Strohschütte seinen Mittagsschlaf gehalten hatte, den Stallgang hinunterkam und halb neugierig, halb mißbilligend über die Planke schaute.

Der Freiherr bekam vor Ärger und Verlegenheit einen roten Kopf und verwies seiner Braut ihr kindisches Gebaren mit ernsten Worten. Da sprang sie auf, sah ihn betroffen an und sagte mit verhaltenen Tränen, wenn sie ihm noch zu jung und leichtfertig sei, dann möge er sich lieber eine Alte suchen, bei der er sicher sein könne, daß sie ihm keine Schande machen werde. Bei diesen Worten begann sie vor Zorn zu schluchzen, er aber nahm es für Reue und bemühte sich, sie zu beruhigen. Sie merkte sogleich, daß sie gewonnenes Spiel hatte, und während die Tränen noch über ihre Wangen rannen, strahlte aus ihren Augen schon wieder die sorglose Heiterkeit, die ihn immer wieder mit ihrem unberechenbaren Wesen aussöhnte.

Sie legte zutraulich ihre Hand in seinen Arm, ließ ihn jedoch gleich wieder los und eilte ihm voran auf den Hof und an den Brunnen, dessen Schöpfeimer sie aus der Tiefe emporhaspelte und ohne jede Anstrengung, als sei es ein Trinkbecher, an die Lippen setzte.

„Ich muß doch wissen, wie das Wasser schmeckt, das meine Kühe in Zukunft saufen sollen," meinte sie lachend.

„Von diesem Wasser trinken wir im Hause auch," erklärte Herr Salentin.

„Ich nicht," entgegnete sie sehr bestimmt. „Wenn ich erst Eure Frau bin, trink' ich nur noch Wein. Wasser kann ich auch daheim zu Holzheim haben."

Der Bräutigam wußte nicht recht, ob er diese Bemerkung als Ernst oder als Scherz auffassen sollte, sagte aber vorsichtigerweise: „Gewißlich wirst du nichts anderes trinken als dein Eheherr."

Sie hörte kaum darauf, denn die Ruine des Burghauses, die auf einer kleinen Anhöhe hinter dem Hofe lag, hatte ihre Aufmerksamkeit erregt. Sie raffte ihren Rock und eilte den Hügel hinan. Der Freiherr versuchte ihr zu folgen, aber sie war, noch ehe er die vom Brande geschwärzten Mauern erreicht hatte, seinen Blicken entschwunden. Als er den öden Vorsaal betrat, durch dessen halbzerstörte

Decke die warme Sonne des Mittages in den Schutt hinunterbrannte, hörte er Mergens Stimme. Er suchte sie eine Weile vergebens, bis ihm ein Stückchen Mörtel, von unsichtbarer Hand auf die breite Krempe seines verwitterten Hutes geworfen, auf die rechte Spur half. Er schaute empor und sah mit Schrecken, wie sie leichtfüßig über einen verkohlten Balken dahinschritt und jubelnd vor Lust in die gähnende Nische eines Fensters trat.

„Mach' keine Torheit, Merge," sagte er mit mühsam unterdrückter Erregung, „das Gesims ist schmal und die Steine sind locker. Dazu ist dir der Wein zu Haupt gestiegen, woraus folgt, daß du dich auf deine Füße nicht verlassen kannst. Komm behutsam herunter, hörst du?"

„Mir behagt's hier oben," erklärte sie, sich aus der Fensteröffnung weit hinausbiegend, „ich kann von hier Gilsdorf und Nöthen sehen und ganz weit gen Mittag ein Dorf oben auf der Höhe, das muß Roderath sein. Nicht wahr, Herr, Roderath hat doch ein Kirchlein mit einem spitzen Turm?"

„Komm nur herunter!" befahl er.

„Erst müßt Ihr mir sagen, ob das Dorf auf dem Berge Roderath ist."

„Ja, in Dreiteufelsnamen!"

„Nun weiß ich's doch," entgegnete sie, ohne von seinem Ärger Notiz zu nehmen. „Von Roderath war meine Mutter gebürtig, ich aber bin nie über Pesch hinausgekommen. Müßt mir darum die Frage zugute halten."

„Merge," bat er jetzt, durch ihr Interesse an dem fernen Dorfe gerührt, „tu's mir zuliebe und komm' herab."

„Ich komm' schon, aber zuvor müßt Ihr mir versprechen, daß wir hier oben im Burghaus unsere Hochzeit feiern."

„Hier in den Trümmern?" fragte er, erstaunt über ihr seltsames Ansinnen.

„Ja; Herr, hier in den Trümmern. Will Euch auch künden, weshalb. Seht, als ich ein Mägdlein von vierzehn Jahren war, hat mir ein heidnisch Weib, dem ich für ihr Kind ein Tröpflein Milch gab, prophezeit, ich würd' dereinst in einem Schlosse Hochzeit machen. Und wenn das Burghaus hier auch zerstört und verbrannt ist, ein Schloß bleibt's darum doch. Von dem zu Düsseldorf machen sie immer so viel Wesens, aber ich wette, das hier ist tausendmal höher und luftiger, denn es hat den Himmel zum Dach und die liebe goldne Sonne zum Turmknauf. Wollt Ihr's mir versprechen, Herr?"

„Du bist ein närrisch Mägdlein, Merge," sagte er, indem er wider Willen über die etwas gewaltsam herbeigeführte Erfüllung der Weissagung des Zigeunerweibes lächeln mußte, „aber, da dir so viel daran liegt, will ich dir versprechen, daß hier oben das Hochzeitsmahl gehalten werden soll."

„Gut," erwiderte sie, „nun will ich auch wieder vernünftig sein." Und mit katzenartiger Gewandtheit kletterte sie von ihrem gefährlichen Auslug hinab.

Er konnte sich nicht enthalten, ihr wegen ihres Leichtsinns ernstliche Vorstellungen zu machen, sie aber hing sich lachend an seine Schultern, sah ihm in die Augen, daß ihm ganz wunderlich zumute wurde, und sagte schmeichelnd: „Herr, wolltet Ihr mir nicht die Naturalienkammer weisen?"

Da war er entwaffnet.

In wahrhaft gehobener Stimmung erschloß er ihr das Allerheiligste des Hauses. Sie streifte seine Schätze mit flüchtig-neugierigen Blicken, die weder

tieferes Interesse noch Erstaunen verrieten. Er vermutete, daß die Fülle der Merkwürdigkeiten sie verwirre, und entnahm den Schränken ein paar erlesene Stücke, von denen er voraussetzen zu dürfen glaubte, daß sie auf ihr unbefangenes Gemüt Eindruck machen würden. Bei der Erklärung, die er dazu gab, holte er weit aus und begann gleichsam mit der Schöpfungsgeschichte. Aber er mußte die schmerzliche Wahrnehmung machen, daß Merge nur mit halbem Ohre zuhörte und die Augen mit dem unverkennbaren Ausdruck des Gelangweiltseins auf irgendeinen anderen Gegenstand richtete, der mit seinem Vortrag in gar keinem Zusammenhang stand.

Für die fliegenden Fische hatte sie ein überlegenes Lächeln, denn daß die Fische im Wasser und nicht wie die Vögel in der Luft leben, hätte sie sich von niemand, nicht einmal von ihrem Bräutigam, ausreden lassen. Mit ihrem Vertrauen auf Herrn Salentins Gelehrsamkeit war es nach dieser Stichprobe also gründlich vorbei, und ihr Skeptizismus machte weder vor den Hummerschalen noch vor den Kokusnüssen Halt, denn sie vermochte nicht einzusehen, weshalb gerade die Krebse und die Nüsse in anderen Ländern so viel größer sein sollten als im Herzogtum Jülich. Daß die See auf ihrem Grunde Sterne berge, klang auch nicht gerade übermäßig wahrscheinlich, und daß diese Sterne noch obendrein Tiere wären, obschon sie weder Kopf noch Schwanz hatten, wollte ihr noch weniger in den Sinn. Und was sollte sie endlich zu versteinerten Fischen sagen! Als ob ein toter Fisch, der, wenn man ihn nicht bald verzehrte, doch nichts Eiligeres zu tun hatte, als in Fäulnis überzugehen, zu Stein werden könnte! Es war wirklich ergötzlich, was ihr der alte Herr alles für bare Münze zu nehmen zumutete!

Das Einhorn wollte sie schon eher gelten lassen, denn ein Pferd mit einem gewundenen Horn auf der Stirn hatte sie auf dem Bilde der heiligen Barbara in der Stiftskirche zu Münstereifel gesehen, und die Pfeile aus Guinea fanden ebenfalls Gnade vor ihren Augen, denn sie wußte, daß die bösen Heiden mit solchen Geschossen den heiligen Sebastian ums Leben gebracht hatten. So recht warm wurde sie freilich auch dabei nicht. Als ihr Herr Salentin jedoch die Schale einer Perlmuschel zeigte, in der vier kleine Perlen von birnförmiger Gestalt zu sehen waren, leuchteten Mergens Augen plötzlich in so warmer Begeisterung auf, daß der Bräutigam endlich gewonnenes Spiel zu haben glaubte und ihr mit erneutem Eifer auseinandersetzte, unter wie unsäglichen Mühen und Gefahren die Perlmuscheln an den Küsten Indiens aus den tiefsten Tiefen des Meeres ans Tageslicht geholt würden, und wie selten die Geduld der armen Perlenfischer durch eine edle Perlen bergende Muschel belohnt werde.

Das Mädchen hörte der sehr ausführlichen Auseinandersetzung wirklich mit einer Geduld zu, die der der indischen Taucher nichts nachgab, dann aber fragte sie, strahlend vor Glück, ob ihr der Freiherr aus den vier Perlchen nicht zur Hochzeit ein Paar Ohrringe machen lassen wolle, denn wenn die Dinger in der Tat so kostbar wären, so sei es doch jammerschade, daß man sie aus den finsteren Tiefen des Ozeans heraufgebracht habe, nur um sie in einem ebenso finsteren Schranke wieder zu verschließen. Dabei strich sie das schwarze Kraushaar empor, damit er ihre zierlichen Ohren betrachten und sich von der Wirkung der schimmernden Kügelchen an ihren rosigen Ohrläppchen schon im voraus einen Begriff machen könnte.

Der alte Herr, dem bei diesem Ansinnen ein Stich durchs Herz gegangen war, lächelte nachsichtig und brachte seine Muschel schleunigst in Sicherheit. Er wußte jetzt, daß er, wenn er Mergens Verständnis für die Wunder der Schöpfung wecken und ausbilden wollte, ein weites Feld vor sich hatte, und daß es seine Aufgabe sein würde, diesem Kinde mehr ein Vater als ein Gatte zu sein.

(Fortsetzung folgt)

Herbert Eulenberg als Dramatiker

Von Dr. Arthur Westphal-Berlin

Die literarische Generation von heutzutage erscheint, aus größerer Entfernung gesehen, durchweg etwas schmächtig im Format. Die Gesichter, die sie dem Beschauer zukehrt, zeigen immer wieder jene von ungesunder Stubenluft zeugende Bläße, die man im besseren Kolportageroman als „interessant“ zu bezeichnen pflegt. Sie fesseln durch die intellektuellen Werte, die sich in ihnen ausprägen, und durch die ganz sympathische psychische Delikatesse, mit der sie den Schleier von unausgesprochenen und nur halb erfühlten Dingen dieses Lebens zu ziehen trachten. Aber sie lassen den, der ihnen gutwillig in ihre Labyrinthe gefolgt ist, fast jedesmal auf halbem Wege im Stich. Sie enttäuschen, weil sie nicht robust genug sind, die theoretisch errechneten Lebensenergien auch praktisch und tatenfreudig zu erhärten. Und sie geben ihren Jüngern am letzten Ende nichts als jene große, beklommene Ratlosigkeit mit auf den Weg, die zu allen Zeiten wie ein Fluch über den Dilettanten und verirrten Problematikern dieser wunderlichen Welt gelegen hat.

Am bösesten treten die Ergebnisse dieser Ratlosigkeit naturgemäß im Drama zutage. Die dramatische Kunstform verlangt lebhafter als jede andere nach einem Willen, der die Tat gebiert, und nach starken und festen Baumeisterhänden. Das Destruktive hat auf dem Theater nichts zu schaffen. Der Sinn der Tragödie und des Dramas überhaupt ist Kampf — heute vielleicht mehr denn je. Und das Kämpferische der dramatischen Form läßt sich nicht künstlich züchten, läßt sich nicht durch den heute beliebten kampflosen und knechtischen Fatalismus ersetzen.

Vestigia terrent. So sollte man meinen. Die häßlichen Verwesungsprozesse, die sich in jedem Winter auf unseren großstädtischen Bühnen abspielen, reden eine Sprache, die deutlich genug ist. Aber wie der Nachtfalter um die Lampe, so jagt der Ehrgeiz unserer Schriftsteller immer wieder um das suggestive Zauberreich des Theaters.

Verdrossen blickt das Auge über das dramatische Trümmerfeld der letzten Jahre. Enttäuschung steht neben Enttäuschung, Katastrophe neben Katastrophe. Halbheit, klägliche Halbheit auf der ganzen Linie ist das deprimierende Merkmal.

Und unsere reduzierten Hoffnungen konzentrieren sich auf die paar grünen Zweige, die aus der Dürre und Trockenheit dieses Landschaftsbildes noch hier und da hervorschimmern.

Ein solcher grüner Zweig war bis vor einigen Jahren der junge Dramatiker Herbert Eulenberg — ein sympathisches, frisches Gesicht, das bei seinem ersten Erscheinen auf das angenehmste aus dem Gros des hoffnungslos in Literatenkliquen verkapselten deutschen Schrifttums hervorstach; eine künstlerische Physiognomie, auf die das immer bedenklich stimmende Schlagwort „literarisch" zum ersten Male nicht recht passen wollte; ein ganzer Kerl, wie es schien. Und dazu einer, der ein paar so aparte und wundervoll echte Töne auf seiner Leier hatte, wie wir sie seit Jahr und Tag nicht gehört zu haben glaubten.

Er begann mit einigen Dramen, die selbst den Indifferentesten aufgerüttelt hätten, wenn — ja wenn unsere Theaterdirektoren nicht neuerdings in einer so seltsamen Angst vor aller wertvollen inländischen Produktion befangen wären. Ich meine die Dramen „Dogenglück", „Leidenschaft" und „Ein halber Held",*) die bis auf den heutigen Tag von den entscheidenden deutschen Bühnen hartnäckig geschnitten worden sind. Diese Jugendwerke sind unreif in manchem, abhängig von größeren Vorbildern, verstiegen in ihrem Gefühl und in ihrer Leidenschaft, und doch mit Blut und Leben gefüllt bis in die Fingerspitzen, beseelt von einem männlich schönen Klang, der in den Ohren haften bleibt, in bunten Farben schillernd und vibrierend, verwegen und prächtig in ihrer Bilderfülle und dabei dramatisch akzentuiert von Anfang bis Ende. Man sehe sich „Dogenglück", das erste Stück aus dieser Dramenfolge, etwas näher an. Ein sehr jugendlicher, aber auch sehr begabter Shakespeareschüler macht hier seine ersten Schritte ins Leben; ein Shakespeareschüler, aber kein Shakespeareepigone.

Da wird die oft gehörte Geschichte von dem Manne im grauen Haar erzählt, der auszog, ein junges Weib zu freien. Antonio Falieri, Doge von Venedig, „der Sitte Spiegel und der Bildung Muster," hängt die Müdigkeit und den Ernst seiner sechzig Jahre an die junge Marietta Dandolo, die das Bild eines anderen im Herzen trägt und dem Gatten nichts sein kann als demütig dienende Tochter. Und wenn auch ihre Wünsche und ihre Sehnsüchte schlafen gegangen scheinen, wenn sie die tiefe Unruhe ihres Blutes auch durch harte Worte wie Pflichterfüllung und Sich-Bescheiden zu beschwichtigen trachtet — draußen tobt die ungebärdige Leidenschaft des anderen, des jungen, strahlenden Cesare, der von Unterwerfung und kampflosem Verzicht nichts hören mag, der auf dem Rechte der Jugend besteht, und dem Sohnesehrfurcht, Vasallentum und Freundschaft für nichts gilt, wo das höhere Gebot verzehrender Liebe waltet und den stürmischen Trotz seiner zwanzig Jahre in die Schranken fordert. Dieser mit echter Jugendlichkeit erfühlte Konflikt geht dann seinen üblichen Gang: Verschwörung und Sturz des Dogen, ein kurzes Liebesidyll zwischen Marietta und Cesare, und dann ein in wildem Schrecken ausklingendes Ende im Irrenhaus. Auf den äußeren Lauf der Begebnisse kommt es hier weniger an. Da ist manches konventionell, manches verstiegen, manches in breit ausgesponnenen Episoden stecken geblieben. Die Bedeutung dieser Jugend-

*) Die Schriften Herbert Eulenbergs sind im Verlage von Ernst Rowohlt zu Leipzig erschienen.

arbeit, die, wie alle ihresgleichen, augenfällige Schwächen natürlich nicht verleugnen kann, liegt weniger in dem zufällig gefundenen Vorwurf, als vielmehr in dem persönlichen Klang, der sie durchströmt, und in der konzentrierten dichterischen Atmosphäre, die sie umwittert. Das „Dogenglück" war ganz gewiß keine Erfüllung, aber ebenso gewiß eine starke Verheißung, ein zuversichtliches Versprechen, das aufhorchen ließ und nachdenklich stimmen mußte. In diese von Leben und Farbe strotzenden Dialoge, in diese fast überreich mit prachtvollen Bildern und glitzernden Metaphern beladenen Szenen hatte sich wirklich eine Flocke aus dem Hermelin des Shakespeareschen Königsmantels verirrt. Dahinter stand nicht die Ohnmacht und Hohlheit des Epigonen, sondern das echte Selbstbewußtsein eines vorwärtsstürmenden dichterischen Willens. Ein dramatisches Talent, das nur seine eigenen Wege noch nicht gefunden hatte, goß da neuen Wein in alte Schläuche. Ob da die wohlbekannten Gesichter der kupplerischen Amme, des melancholisch weisen Narren oder der ehrsamen Frau Hurtig auftauchten, ob man in dem Nebeneinander von pathetischer Tragik und grotesker Derbheit die deutlichen Züge eines Größeren wiederfand — die Klischees und Schablonen waren in diesem Rahmen keine Klischees und Schablonen mehr. Sie waren zu neuem, eigenem Leben erwacht, und dies Leben pulsierte so stark und verheißungsvoll, daß man über die letzten Shakespeareschen Reminiszenzen mit Vergnügen hinwegsah. Dazu kam ein anderer, bisher kaum gehörter Klang. In der stärksten Szene seines Stücks, in dem Akt, der ein Irrenhaus mit den zwischen Narrentum und menschlicher Weisheit einherpendelnden Gesprächen seiner Insassen malt, hatte Herbert Eulenberg einen entschlossenen Schritt aus der Realität des Dramas hinüber in die Doppelbodigkeit der romantischen Groteske getan. Da gespensterte in unsicherem Lichte allerhand Seltsames vorbei. Da hatte ein melancholischer Ton aus der Tollheit des Weltgetriebes Leben und Rhythmus gewonnen. Und da war, alles in allem, aus eigener dichterischer Intuition ein Mikrokosmos geboren, der tiefer Blickende durch seine beseelte Farbigkeit fesselte und nicht wieder losließ.

Wir haben dem wohl schon halb verschollenen „Dogenglück" diese Ausführlichkeit gewidmet, weil es die ursprünglich so reichen dichterischen Möglichkeiten des Eulenbergschen Talents sozusagen in Reinkultur widerspiegelt. Das nächste Drama, das dreiaktige Trauerspiel „Leidenschaft", ist reifer und mehr losgelöst von größeren Vorbildern, ja, ist überhaupt wohl das reifste und geschlossenste Werk, das uns Eulenberg bis heute gegeben hat. Etwas von dem holdtraurigen Duft des deutschen Volksliedes liegt darüber. „Es hatte ein Knabe ein Mädchen lieb . . ." Dazwischen klingen balladeske Akzente an. Wuchtig und stark dröhnen sie in eine rührende Welt von Kleinbürgerlichkeit und Liebe, von verhaltener Sehnsucht und seligster Hingabe. Etwas Kleist ist darin, etwas vom jungen Schiller und sehr viel verstohlene Romantik. Eulenberg knüpft an die Tradition des sogenannten bürgerlichen Trauerspiels an, wie es sich von Schillers „Kabale und Liebe" bis zu Hebbels „Maria Magdalena" entwickelt hatte. „Das Stück spielt in Deutschland, wo und wann ihr wollt." So steht es in seinen eigenen szenischen Bemerkungen zu lesen. Die Geschehnisse der „Leidenschaft" sind von der Realität der Dinge, von Ort und Zeit vollkommen gelöst. Sie verlassen den Boden des naturalistischen Dramas. Sie sind in eine aparte dichterische Atmosphäre hineinkomponiert, in der die Menschen sich anders geben, als unser Alltag sie kennt,

in der sie ihre eigene Sprache sprechen und trotzdem, im Sinne einer höheren künstlerischen Wahrheit, wahr und lebensecht und gegenwärtig erscheinen. Sie sind von einem bewußten künstlerischen Willen ins Unwirkliche stilisiert, ohne doch im letzten Grunde auch nur einen Augenblick lang unwirklich zu sein. Sie sind von einer leisen Melancholie überschattet und werden, was das Wichtigste ist, von einem heißen dramatischen Atem vorwärts getrieben und vorwärts gehetzt. Erst gegen Schluß läßt das, was man die innere Dynamik der Tragödie nennen könnte, ein klein wenig nach. Da scheint es, als ob Eulenberg müde geworden wäre, als ob ihn eine plötzliche Furcht vor der Ungeheuerlichkeit seines Wagnisses erfaßt hätte. Er verliert die Zügel aus der Hand und irrt nun notgedrungen in den Niederungen einer banalen Theatralik umher.

Auch hier kommt wenig oder nichts auf den Gegenstand als solchen an. „Sie flohen beide von Hause fort ... Es wußt's weder Vater noch Mutter ..." Das möge zur Kennzeichnung genügen. Auch in diesem Falle macht der Ton die Musik. Und der Ton ist so metallisch, so klar und von so lauterster Schönheit umspielt, daß man nur noch einmal die Teilnahmlosigkeit bedauern kann, mit der unsere großen Bühnen dem blut- und glutvollen Leben dieser echten Tragödie gegenüberstehen.

Das dritte Drama, das in diesem Zusammenhange zu nennen wäre, ist „Ein halber Held".

In diesem Buche liegt ein Mensch begraben,
Aus Schwachheit und aus Heldentum verwebt,
Ihr sollt ihn mir nicht richten, nur verstehen,
Ihr, die ihr ihn nachlest und ihn nachlebt.

Herbert Eulenberg, der sich selber zu kommentieren liebt, hat diese Verse seiner Tragödie vorangestellt. Es kommt ihm hier, stärker als bisher, darauf an, eine abstrakte Idee dramatisch und folgerichtig zu gestalten. Er hat in sich das Bild eines Mannes erlebt, an dem Mutter Natur, als sie ihn zum Helden schaffen wollte, eine Stümperarbeit verrichtete. Kurt von der Kreith, Hauptmann beim Grenadierregiment des großen Königs, geht daran zugrunde, daß er den Mut zur Tat, der hier gleichbedeutend mit dem Mute zum Verbrechen ist, nicht findet. Er ist eine Hamletnatur, in tausend Hemmungen und Skrupeln und Verzagtheiten befangen. Er kommt über das, was ihm Elternhaus und Erziehung und Preußentradition und primitive Vaterlandsliebe und soldatische Disziplin eingeimpft haben, in den entscheidenden Stunden seines Lebens nicht hinaus. Der Konflikt zwischen den Hemmungen seiner Natur und den lauter und lauter werdenden Wünschen seines hundertfach gedemütigten Stolzes zerbricht und zerreibt ihn. Und wenn ihn am Schluß die preußischen Grenadiere wie einen tollen Hund niederschießen, so ist das nichts als der logische Abschluß eines längst vollendeten Menschenschicksals, der leise, in dumpfer Resignation endende Ausklang einer armseligen Donquichote-Existenz.

Das Morbide, Problematische tritt hier zum ersten Male in die Welt der Eulenbergschen Dramatik. Die Helden seiner bisher besprochenen Tragödien zeigen im großen und ganzen jene robuste Gradlinigkeit der Empfindung und jene nach aufwärts gerichtete Kurve kämpferischer Gläubigkeit und Leidenschaft, wie sie der überlieferte Begriff von tragischer Verkettung und vom Wechselspiel zwischen Schuld

und Sühne nun einmal verlangt. Im „halben Helden“ erscheint zum ersten Male die gebrochene Linie. Dieser Kurt von der Kreith trägt von Anfang an eine kranke, von bösen Zweifeln angefressene Seele als heilloses Erbteil mit sich umher. Er ist eine jener problematischen, mit dem Leben niemals recht fertig gewordenen Naturen, wie sie gerade die Literatur der letzten zwanzig Jahre vorzugsweise zu gestalten liebt. Die Zwiespältigkeit und Differenziertheit modernen Empfindens, der verderbliche Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen seelischer Größe und physischer Kleinheit — all das hat in diesem „halben Helden“ Leben und Gestaltung gewonnen. Schwäche und Halbheit ist seines Wesens melancholisches Merkmal, und das Leben stößt ihn aus, wie es eben, nach einem uralten Naturgesetz, Schwäche und Halbheit jedesmal auszustoßen pflegt.

Und diesen im Sinne unserer Zeit wahrhaft tragischen Typus stellte Herbert Eulenberg, aus Gründen künstlerischer Reziprozität, mitten hinein in die erbitterte Mannhaftigkeit des Siebenjährigen Krieges. Die hellen Fanfaren preußischen Heldentums, die ihn umklingen, der Paradeschritt friderizianischer Bataillone, der in die fünf Akte hineintönt, und die ganze primitive gläubige Melodie, die dies robuste, niemals zweifelnde, niemals sentimentale Geschlecht in suggestiven Akkorden umrauscht — dieser Gegensatz gibt dem Schicksal des in unseliger Halbheit festgehaltenen preußischen Hauptmanns erst seine eigene erschütternde Note. Vielleicht ist auch diese Tragödie im Sinne dramatischer Architektonik und Geschlossenheit nicht ganz fertig geworden. Auch sie irrt mehr als einmal vom rechten Wege ab. Auch sie arbeitet häufig eher mit den Mitteln des lyrischen Gedichts und der Ballade als mit den stahlharten Akzenten dramatischer Vorwärtsbewegung. Aber sie bleibt, trotz alledem, als ein Klang voll seltenster Schönheit, von Schwermut und dunkler Leidenschaft verklärt, im Ohre haften. Und sie erweckt ein lebendiges Echo, weil sie menschliche Untergründe und Zusammenhänge aufdeckt, die ein Dichter gesehen und als Dichter gestaltet hat.

Es muß an dieser Stelle mit aller Entschiedenheit ausgesprochen werden, daß Herbert Eulenberg die dichterische Gedrungenheit und suggestive Kraft der drei genannten Dramen niemals wieder erreicht hat. Wer es ehrlich mit dem Dichter des „Dogenglücks“ und der „Leidenschaft“ meint, wer es seit Jahren mit Schmerzen erleben muß, wie sich Eulenbergs reiche Begabung mehr und mehr in eine unfruchtbare Einöde verrennt, der wird um diese Feststellung beim besten Willen nicht herumkommen. Die Wege dieses Dramatikers, den man, solange er gesund und stark und zukunftskräftig war, in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit totgeschwiegen hat, sind mit einer langen Reihe böser Mißerfolge gepflastert. Die frohe Verheißung, die er uns gewesen ist, droht immer mehr in dem Strudel bitterster Enttäuschungen zu versinken, und fast mit jedem neuen Werke, das sein Fleiß uns vorweist, mehren sich die Zeichen eines rapiden künstlerischen Verfalls. Hinter allen redlichen Anstrengungen lugt immer wieder die Grimasse plattester Ohnmacht hervor. Aus allen seinen mit fast nervöser Hast auf den Markt geworfenen Werken klingt lauter und immer lauter die erschütternde Klage eines Taubstummen, der verzweifelt um Ausdrucksmöglichkeiten ringt. Mag sein, daß ihn seine noch immer gesunden Instinkte eines Tages doch wieder herausfinden lassen und ihm die Sprache seiner Jugend wiedergeben. Bis dahin aber ist die melancholische

Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß er sich in unheilvolle Labyrinthe verstrickt hat, die sein helles Bild von Tag zu Tag mehr zu verdunkeln drohen.

Das bleibt im einzelnen kurz zu begründen. Die mehr nebensächliche Jugendarbeit „Künstler und Katilinarier", über die zunächst ein paar Worte zu sagen wären, gibt dem oben skizzierten Bilde des jungen Eulenberg keine neuen Nuancen. Sie ist banal, im guten wie im schlechten Sinne. Ihr Motiv, das der Titel schon andeutet, ist der uralte Kampf des Höhenmenschen mit dem sogenannten Normalempfinden des Philisters. Mit viel schöner Begeisterung, mit viel Glauben und mit den immer wiederkehrenden sprachlichen Reizen, die Eulenbergs ureigenster Besitz sind, wird dieser Konflikt in vier breitgesponnenen Aufzügen abgehandelt. Frische ist darin und eine große, sympathische, jugendliche Unverbrauchtheit. Aber die aparten, aus der Schablone herausfallenden Merkmale der drei genannten Jugenddramen wird man in diesem etwas zahm geratenen Aufrührerstück vergeblich suchen. Die Unreife des „Dogenglücks" versprach eine goldene Zukunft. Die Unreife der „Künstler und Katilinarier" verspricht so gut wie nichts und bleibt die gleichgiltige Angelegenheit ihres geistigen Vaters.

Den Eulenberg, der die hoffnungsvollen Gaben seines Talentes weiterzubilden trachtet, finden wir erst in der „Anna Walewska" wieder. Hier wird, wenigstens in einem äußeren Sinne, an die Traditionen des „halben Helden" angeknüpft. Auch die handelnden Menschen dieser Tragödie sind unfrei, wurmstichig und Sklaven dunkler, unterirdischer Instinkte. Auch um ihre Schicksale weht jener schwermütig herbe Volksliedton, den Eulenberg wie kein anderer meistert, und den eben nur der wirkliche Dichter findet. Aber schon hier wird für feinere Ohren ein unerfreulicher Nebenklang hörbar, und man kann den leisen Verdacht nicht mehr von sich weisen, daß Eulenberg den ungewöhnlichen Vorwurf der „Anna Walewska" wählte, nur, weil er eben ungewöhnlich war und abseits von Natur und Norm und Herkommen lag. Die sündige Liebe eines Vaters zu seinem Kinde ist das Motiv dieser Tragödie. Gewiß wird niemand dem Künstler das gelegentliche Erörtern derartiger Dinge ernstlich verwehren. Aber ebenso gewiß wird man in solchem Falle auf die allerpeinlichste psychische Delikatesse und Reinlichkeit halten müssen. Und da muß denn der „Anna Walewska" der Vorwurf gemacht werden, daß ihre Geschehnisse nicht aus künstlerischer Notwendigkeit emporwachsen, daß sie von einem abstrakten Gedanken regiert werden, der nicht ins Leben umgesetzt wurde, und daß sie sich mehr oder weniger als müßige Konstruktionen eines nach abseitigen Dingen schielenden Kopfes darstellen. So bleibt der Konflikt, der wirklich ins Elementare gesteigert sein müßte, wenn er nicht jedem gesunden und natürlichen Empfinden ins Gesichtschlagen soll, am letzten Ende im Theoretischen stecken und entläßt den Zuhörer weniger mit dem Gefühl einer tragischen Erschütterung, als vielmehr mit dem Bewußtsein, eine große Peinlichkeit erlebt zu haben, die ihm besser erspart geblieben wäre. Es bleibt der Eindruck eines nicht notwendig gewesenen artistischen Experimentes, einer lebensfremden Schreibtischkonstruktion, über deren Geschmack und Takt im Grunde nur eine Ansicht möglich ist.

Was an der „Anna Walewska" befremdet und den Eulenbergfreund einen Schritt zurücktreten läßt, konnte natürlich die spielerische Laune eines schlechten Augenblicks sein. Der Dichter konnte sich besinnen und seinem Talente, das auch

in dieser Maskierung nicht zu übersehen war, neue, bessere Möglichkeiten öffnen. Aber diese Hoffnung hat sich leider bis auf den heutigen Tag nicht erfüllt. Das Chaotische, Unausgegohrene, Sprunghafte und Ungeberdige in ihm, das wir für inneren Reichtum ansahen, entpuppt sich mehr und mehr als Ohnmacht und Dekadence und dramatische Hilflosigkeit. Sein sympathisches Gesicht ist blaß geworden, seine Stimme hat alles Metall verloren, und sein Talent, das noch immer, fleißig und ehrgeizig, um die Bühne irrlichteriert, wird von einem Theaterskandal in den anderen gehetzt.

Die lange Kette dieser dramatischen Mißerfolge beginnt mit dem „Münchhausen" und endet — vorläufig — mit der in diesen Wochen gespielten Tragikomödie „Alles um Geld". Dazwischen liegen, auch sie durchgängig mit schwarzen Kreuzen gekennzeichnet, die Dramen „Ulrich, Fürst von Waldeck", „Ritter Blaubart", „Alles um Liebe", „Der natürliche Vater" und „Simson". Wir fassen sie kurzerhand zusammen, weil aus ihnen die gleiche Physiognomie oder, besser gesagt, die gleiche Physiognomielosigkeit spricht. Hier und da blitzt freilich hinter allem toten Gestein ein Körnchen echten Goldes auf. Hier und da verdichten sich die Geschehnisse zu seltsam eindringlichen Impressionen und rufen Erinnerungen an den alten, besseren Eulenberg wach. Hier und da flattern noch einmal abgerissene Fetzen echtester Poesie auf. Aber alles in allem genommen, bleibt diese Kunst Stückwerk von Anfang bis Ende, Chaos, aus dem kein Stern sich gebären will, und Zuchtlosigkeit, die uns keine Verheißung mehr sein kann. Eulenberg liebt es, mit hundert mühsam erlernten Stilarten zu tändeln, ohne im Grunde doch auch nur eine meistern zu können. Zwischen Jean Paulschen Reminiszenzen tauchen Shakespearesche Schattengestalten, zwischen Shakespeareschen Schattengestalten Wedekindsche Harlekinaden und Bocksprünge auf. Seine ehemals so kristallklar sprudelnde Sprache ist allmählich zu einer künstlichen Plastik hinaufgeschraubt worden, und sein aus hundert erborgten Kunstformen zusammengestücktes Gewand verrät an keiner Stelle auch nur einen leisen Ton von wirklich eigener Klangfarbe.

Ein Chaos toter Sachen, soweit man nur sehen kann. Und doch: Inmitten dieser Öde klingt ab und zu wieder allerlei Echtes und Erfühltes an und läßt erkennen, daß hinter diesen Dingen schließlich doch immer noch ein unantastbarer dichterischer Wille ringt. Die Umrisse des alten, sympathischen Eulenberg-Kopfes können sich auch in seinen verfehltesten Schmerzenskindern nicht gänzlich verleugnen. Trotz aller Enttäuschungen, die sein in die Irre gegangenes Talent uns bereitet hat, kommen wir mit unseren menschlichen Sympathien auch jetzt noch nicht von dem Autor der „Leidenschaft" und des „Halben Helden" los. Und wenn sich in diesen Zeiten dramatischer Dürre ein Herzenswunsch auf die Lippen aller redlich Denkenden drängt, dann ist es der, daß Herbert Eulenberg endlich aus seinem bösen Traum erwachen und zu den lauteren Quellen seiner Jugend zurückfinden möge. Ihm selber und uns wäre dann mit einem Schlage geholfen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Pſychologie

Seinen Verdienſten um die hiſtoriſch-pſychologiſche Forſchung hat **Max Deſſoir** ein neues hinzugefügt, indem er einen **Abriß einer Geſchichte der Pſychologie** (Heidelberg, Carl Winters Univerſitätsbuchhandlung, Pr. 4 M.) veröffentlichte. Die Schwierigkeit des Unternehmens, die fortſchreitende Erkenntnis des pſychiſchen Geſchehens in engen Raum zu bannen, kann nur der Verfaſſer voll ermeſſen, der Leſer mag ſich, durch die gefällige Form des Berichts verführt, leicht darüber hinwegtäuſchen laſſen. Dies würde zwar für das Buch, aber gegen den Leſer ſprechen; deshalb iſt lebhaft zu wünſchen, daß Deſſoir den ihm gebührenden verſtändnisvollen Dank ernten möge.

Die ganze Schilderung wird von der Einſicht getragen, daß es einen einfachen, geradlinigen Werdegang der Seelenlehre nicht gibt: metaphyſiſche Konſtruktion und exaktes Forſchen haben ſich neben und auch gegeneinander um die Löſung der Probleme bemüht. Dieſer Zweiklang läßt ſich bis zu noch junger Vergangenheit verfolgen, deren Arbeit abgeſchloſſen vor uns liegt und die Deſſoir hiſtoriſch einzureihen unternehmen konnte — bis zu den Tagen Guſtav Theodor Fechners. Freilich hat unſere Wiſſenſchaft neben dem urſprünglich durch religiöſe Bedürfniſſe bedingten Bemühen um die Seele und der Erfahrung, daß im menſchlichen Körper Kräfte wirkſam ſind, die ſich in Empfindung und Bewegung äußern, noch einen dritten Kriſtalliſationspunkt gehabt, nämlich die praktiſche Menſchenkenntnis, deren erſter greifbarer Niederſchlag in Sprüchwörtern und dichteriſchen Äußerungen zu finden iſt. Dieſe Erkenntnisquelle ſpielt in der geſchichtlichen Entwicklung der eigentlich wiſſenſchaftlichen Pſychologie eine verhältnismäßig geringe Rolle und tritt erſt in der Forſchung der Gegenwart ſtärker hervor, wovon namentlich zahlreiche umfaſſende Darſtellungen der Individualität in der Form ſogenannter Pſychographien Zeugnis ablegen.

Im Altertum fehlt zunächſt die deutliche Vorſtellung der Seele als eines ſelbſtändigen Trägers der Bewußtſeinstatſachen. Während ſie in der religiöſen Vorſtellung zum Dämon wurde, der aus einer anderen Welt ſtammend in den Leib gebannt iſt, reihte ſie naturphiloſophiſche Betrachtung in die Körperwelt ein und beſchrieb ſie als etwas Flüſſiges, Warmes, Luftförmiges. Erſt Plato, der bereits die ſynthetiſche Kraft des Bewußtſeins erkannte, und Ariſtoteles führen über dieſe primitiven Anfänge hinaus, wenngleich die Vorgeſchichte der Pſychologie ſich auch in ihren Lehren geltend macht. Namentlich Ariſtoteles hat Tatſachen der Selbſtbeobachtung zum Gegenſtand ſeiner Betrachtungen gemacht, in die Mannigfaltigkeit des Wahrnehmungslebens zum erſtenmal Ordnung gebracht, Luſt und Unluſt als Zeichen einer Förderung oder Hemmung in der Funktion ſeeliſcher oder körperlicher Anlagen zu erklären geſucht — kurz: der empiriſchen und ſyſtematiſchen Pſychologie den Boden bereitet. Entſcheidende Geſichtspunkte für den Fortſchritt der Seelenforſchung finden wir dann ſpäter, im ſechzehnten Jahrhundert bei Ludovicus Vives. Sein Grundſatz war: nicht zu unterſuchen, was die Seele ſei, ſondern welche Eigenſchaften ſie habe und wie ſie wirke. Mit langſam wachſender Einſicht wird die Zergliederung der Bewußtſeinstatſachen und die Erforſchung der urſächlichen Beziehungen einerſeits zwiſchen der Innen- und Außenwelt, anderſeits zwiſchen den Elementen des Bewußtſeins als Aufgabe der wiſſenſchaftlichen Pſychologie erfaßt. Das Emporblühen der

Naturwissenschaften fand auch in der psychologischen Forschung Widerhall. Sie bildeten den Ausgangspunkt für Malebranche, der jedoch die Gefahren jener Annäherung zu umschiffen wußte und die Beziehungen des seelischen Geschehens zum Leib und zur Außenwelt als methodologische Notwendigkeit erkannte; ein Parallelismus zwischen seelischen und körperlichen Vorgängen, so sagt er, ist nicht metaphysisch zu begründen, sondern er besteht als ein in der Psychologie unentbehrliches Hilfsprinzip. Auch eine Auflösung der psychologischen Probleme in eine zur Metaphysik erweiterten Erkenntnislehre hat Malebranche vermieden. Nunmehr waren die tragfähigen Grundlagen für die psychologische Wissenschaft gewonnen. In der Folgezeit geht manches wieder verloren, und somit wiederholt sich das bekannte Spiel geschichtlicher Entwicklung — ein ewiger Wechsel von Fortschritt und Rückschritt, aber zuletzt das unaufhaltsame Durchdringen fruchtbarer Aussaat. In der Schilderung dieses Prozesses, wie er sich auch weiterhin bis an die Schwelle der Gegenwart verfolgen läßt, ist Dessoir Meister. Sicher weist er uns die Stufen siegreicher Erkenntnis und in der Durchsichtigkeit der Darstellung greifen wir die ganze Schwere der Aufgabe, die der Mensch sich stellte, als er seine Seele zu erforschen unternahm.

M. Kelchner-Berlin

Wer als Laie einmal den Wunsch gehegt hat, sich von der modernen psychologischen Forschung in gröbsten Umrissen ein Bild zu gestalten, dem dürfte Hermann Ebbinghaus nicht fremd sein, stammen doch aus seiner Feder der geschickte Überblick über die Psychologie in der „Kultur der Gegenwart" und ein „Abriß der Psychologie", der für eine allgemeine Orientierung gute Dienste zu leisten vermag. Daß dieser verdienstvolle Forscher im besten Mannesalter hinweggerafft wurde, ohne sein Hauptwerk, „Grundzüge der Psychologie", vollendet zu haben, wird jeder aufs tiefste bedauern, der sich seiner Führung je anvertraut hat. Wenn wir hier zur Anzeige bringen, daß Ernst Dürr die dritte Auflage des hinterlassenen ersten Bandes in einer Neubearbeitung besorgt („**Grundzüge der Psychologie**" von **Hermann Ebbinghaus**. Erster Band, dritte Auflage, bearbeitet von **Ernst Dürr**. Leipzig, Verlag von Veit u. Co., 1911. Preis 18 M.) und die Fortführung des Werks begonnen hat (der zweite Band gelangt in sieben bis acht Lieferungen zur Ausgabe. Bis jetzt erschienen: erste Lieferung — von Ebbinghaus — 1908, zweite Lieferung — Fortführung von Dürr — 1911 à 1,80 M.), so muß gleich bemerkt werden, daß es sich hier nicht um eine für weite Kreise bestimmte Arbeit handelt. Das Buch ist allerdings als eine Einleitung gedacht, aber als eine Einleitung in das Studium der psychologischen Dinge und nicht bloß in eine erste und allgemeine Kenntnis von ihnen. Daß es sich hierfür vorzüglich eignet und zu den besten Darstellungen der Psychologie gehört, die wir besitzen, ist in Fachkreisen längst anerkannt worden und wir werden es Ernst Dürr Dank wissen, daß er sich der schwierigen Aufgabe unterzogen hat, das wertvolle Vermächtnis zu verwalten und zu mehren. Eingriffe in den wissenschaftlich gesicherten Bestand des abgeschlossenen ersten Bandes hat Dürr selbstverständlich unterlassen, aber dem Fortschritt der Forschung hat er Rechnung getragen, indem er neue Feststellungen der letzten fünf Jahre zu Berichtigungen und Ergänzungen benutzt hat. Natürlich haben seine eigenen, von Ebbinghaus gelegentlich abweichenden Grundanschauungen mancher Problemlösung eine neue Fassung gegeben. Es ist hier nicht der Ort, die von Dürr vorgenommenen Umgestaltungen im Einzelnen anzuführen und kritisch zu betrachten, dies muß der Fachpresse vorbehalten bleiben, wir möchten jedoch nicht versäumen, das Ergebnis sachkundiger, gründlicher Vertiefung in mühseliger Arbeit der Beachtung aller derer zu empfehlen, denen die wissenschaftliche Psychologie am Herzen liegt.

* *

Bildungsfragen

Dr. Adolf Matthias, Wirkl. Geheimer Regierungsrat: **Wie werden wir Kinder des Glücks?** 8. Aufl. München, C. H. Beck.

Die dritte, „stark veränderte und erweiterte" Auflage des Gegenstücks zum wohlberufenen „Benjamin" erschien just zu einer Zeit, da der Verfasser stolz dem Geheimratssessel den Rücken kehrte, während er doch

des Vertrauens und der Anerkennung weit über den Kreis der Fachgenossen hinaus im seltenen Maße sich erfreute. Wer aber deshalb einen besonderen Reiz davon erwartet, der kommt nicht auf seine Kosten. Wir müssen es dem Verfasser glauben, daß es „Glücksstimmung" war, in der er sein Buch vollendete: „in den Wochen, als ich vorzeitig den Entschluß zur Reife brachte, aus mir lieb gewordener amtlicher Tätigkeit zu scheiden." Immerhin klingt etwa aus dem neu eingefügten Kapitel „Glück und Politik" eine gewisse Aktualität durch, das Bekenntnis einer wahrhaft liberalen Lebensauffassung, wie man sie dem Herzen aller Regierenden nur wünschen kann, bei aller unbeirrten Zielbewußtheit: wir kennen auch diese an dem Manne, der es mit glücklicher Ironie ertrug, daß über „humanistische Bildung alljährlich derselbe Redner dieselben abgedroschenen Phrasen aufmarschieren" ließ!

Behaglich spricht in diesem Glückslehrbuche ein vir vere humanus; nichts von dem Leben unserer Zeit scheint ihm fremd, außer der nervösen Hast! Mit leichtem Geist und Takt, wie sie nicht vielen moralischen Schriftstellern bei uns eignen, führt er über Höhen und durch Tiefen des persönlichen und sozialen Lebens und findet dabei Gelegenheit, selbst zur Psychologie der Mode höchst feine Beobachtungen anzubringen. Hie und da geraten wir in etwas pädagogische Breite, doch nirgends in den Predigtton. Beileibe kein spießbürgerlich Philisterglück empfiehlt uns ja der Verfasser; er ist beseelt von lächelndem Optimismus und diesseitsfreudiger Lebensbejahung, doch er ist darum nichts weniger als ein Prophet des „Sich-aus-lebens". Aus dem Hintergrund der plaudernden Darstellung tritt das Ich nur selten und bescheiden hervor. Gern und doch nicht zu oft bietet der Verfasser aus dem Schatz weiter Belesenheit edle Früchte dar; seine liebsten Zeugen aber sind Fritz Reuter, das Glückskind Goethe und seine glückliche Mutter.

So ist dies Buch eine Feiertagslektüre, die man aus der Hand legen kann und zu der man doch gern zurückkehrt; es will nicht anspruchsvoll neue Pfade dem Glückssjäger entdecken, uns nur bestätigen, daß wir allzeit auf dem Weg zum Glücke sind, und uns die Blumen daran freundlich weisen.

Dr. Josef Budde-Berlin

Tagesfragen

Das ist die schwere Zeit der Not. „Und es ward eine Teuerung in allen Landen, die drückte sehr und laut erklang der Ruf ‚Schaffe uns Brot'," so erzählt der Pentateuch von Ägypten zu Josefs Zeiten. Auch in unseren Tagen ist dieser Notschrei zu vernehmen, wo die wachsende Verteuerung der Lebenshaltung im Verein mit der außergewöhnlichen Dürre des verflossenen Sommers einen Notstand geschaffen hat, unter dem weite Bevölkerungsschichten seufzen. Eine Prüfung soll uns damit nach der Meinung vieler der Himmel zugedacht haben, die ein christlich religiöses Gemüt ertragen müsse. Die Mehrzahl des Volkes teilt aber diesen Glauben nicht, sie ist vielmehr der festen Überzeugung, daß die Teuerung in erster Linie durch eine falsche Wirtschaftspolitik verschuldet ist, die in ihrer Wirkung allerdings durch abnorme Witterungsverhältnisse erheblich verschärft worden ist. Die Staatsregierung hat den Ruf von allen Seiten vernommen, alle „im Bereich staatlicher Möglichkeit liegenden Maßnahmen zur Bekämpfung des Notstandes zu ergreifen", und sie hat den ersten Schritt zur Linderung der Teuerung am 26. September d. Js. getan, indem sie Ausnahmetarife für Düngemittel und Rohmaterialien der Kunstdüngerfabrikation, für Kartoffeln, für bestimmte frische Feld- und Gartenfrüchte, für verschiedene Hülsenfrüchte, Futter- und Streumittel, sowie für Seefische schaffte. So dankenswert auch der Wille zur Hilfe ist, so muß es doch ausgesprochen werden, daß von allen diesen Maßnahmen eine wirksame Bekämpfung der Teuerung nicht erwartet werden kann. Die hohen Frachten sind an dem Notstande nicht schuld, sondern der Mangel an Ware, und der kann durch Tarifherabsetzungen nicht beseitigt werden. Zudem ist es ja auch eine bekannte Tatsache, daß dergleichen Tarifmaßnahmen nur eine Erleichterung in der Güterverteilung bewirken, fast niemals aber dem Kleinkonsumenten zugute kommen, immer vielmehr dem Produzenten der Ware einen vorteilhafteren Verkauf seiner Artikel ermöglichen.

Mit der Herabsetzung der Tarife scheinen die im Bereich staatlicher Möglichkeit liegenden Kampfmittel gegen die Teuerung erschöpft zu

sein, denn vor kurzem ist regierungsseitig den Kommunen empfohlen worden, Maßnahmen zur Verbilligung der Lebensmittel, insbesondere für die Fleischversorgung zu treffen. Abgesehen davon, daß eine Verbilligung der Lebensmittel nicht mit einem Schlage durchgeführt werden kann — nur auf eine allmähliche Minderung der Preise vermag hingewirkt zu werden —, kann es durchaus nicht als im Rahmen städtischer Aufgaben liegend betrachtet werden, sich in dieser Weise zu betätigen. Wenn auch die beim Ankauf und Verkauf ohne Verdienst von Nahrungsmitteln sich für Stadtverwaltungen ergebenden Schwierigkeiten überwunden werden, so wird der für die Verteilung der Waren an den Konsum notwendige Beamtenapparat so mancherlei Ausgaben und Weiterungen mit sich bringen, die im Interesse des städtischen Säckels und der Steuerpflicht der Bürger besser vermieden werden. Zudem wird eine Stadt durch den in eigene Regie genommenen Warenabsatz den Zwischenhandel bedeutend schädigen, gleichzeitig eine Minderung der Steuerkraft nicht kleiner Kreise bewirken und so die Steuerlasten der übrigen Bürger vergrößern. Wenn auch eine größere Anzahl von Kommunen das von der Regierung zur Bekämpfung des Notstandes empfohlene Mittel zur Anwendung gebracht hat, so kann man darin noch nicht den Beweis für die Brauchbarkeit des Vorschlags erblicken, da die Angelegenheit über das Stadium des Versuchs doch noch nicht herausgekommen ist.

Das eine muß betont werden: nicht für die Kommunen besteht die Möglichkeit und die Pflicht, die vorhandene Teuerung zu bekämpfen, nein, der Staat allein ist dazu imstande und gehalten, alle ihm zustehenden Mittel anzuwenden, damit endlich einmal der Notstand gelindert wird. Allerdings ist dies ohne durchgreifende Änderung der Zollpolitik nicht möglich, denn gerade die Artikel, bei denen sich der Notstand am ehesten und am schärfsten spüren läßt — Brotgetreide und Fleisch — können nicht verbilligt werden, wenn an der seitherigen „bewährten" Wirtschaftspolitik festgehalten wird.

Deutschland mit seinen ca. 65 Millionen Einwohnern vermag das zur Ernährung seiner Bevölkerung notwendige Brotgetreide selber nicht zu erzeugen; ein Sechstel bis ein Fünftel seines Bedarfs muß immer vom Auslande besorgt werden. So kommt es, daß die 1910 in das deutsche Zollgebiet eingeführte Roggenmenge sich auf 967861 t belief. Trotz dieses so erwiesenen Mangels an deutschem Roggen bildet der Getreideexport in Deutschland einen großen Handelszweig, der im vergangenen Jahre von der genannten Körnerart 10511160 t über die deutschen Grenzen nach dem Auslande sandte. Der Grund für diese an sich unverständliche Exportpolitik, die im Inlande unbedingt notwendige Getreidemengen um große Bestände zugunsten des Auslandes vermindert, ist folgender:

Eine Rückvergütung gezahlten Eingangszolles ist in der Zollgesetzgebung nur dann gewährleistet, wenn eine in das deutsche Zollgebiet eingeführte Ware wieder ausgeführt wird. Voraussetzung dabei ist, daß die wieder auszuführende Ware mit der eingeführten identisch ist. Von der Beibringung dieses Identitätsnachweises wurden 1882 die Mühlen befreit bezüglich des von ihnen zu exportierenden Mehls, und 1894 wurde im Zusammenhang mit dem deutsch-russischen Handelsvertrag bestimmt, daß bei der Ausfuhr von Weizen, Roggen, Hafer und Gerste aus dem freien Verkehr des Zollinlandes dem Warenführer — sofern die auszuführende Menge mindestens 500 kg beträgt — auf Antrag Bescheinigungen (Einfuhrscheine) erteilt werden, die den Inhaber berechtigen, innerhalb einer vom Bundesrat auf längstens sechs Monate zu bemessenden Frist eine dem Zollwert der Einfuhrscheine entsprechende Menge der nämlichen Warengattung ohne Zollentrichtung einzuführen. Begründet wurde diese Maßnahme damit, daß den östlichen Provinzen eine Entschädigung für die durch den deutsch-russischen Handelsvertrag erleichterte Konkurrenzmöglichkeit des russischen Getreides gewährt, der Landwirtschaft damit eine bessere Ausfuhrmöglichkeit von Getreide und damit eine Preiserhöhung gesichert werden sollte. Der Zweck wurde vollkommen erreicht! Während 1893 noch Weizen, Spelz, Roggen, Hafer und Gerste im Werte von zusammen 1,75 Millionen Mark ausgeführt wurden, stieg dieser Wert nach Freigabe des Ursprungsnachweises 1894 auf 27,67 Millionen Mark,

ein schlagender Beweis für die seinerzeit vom Abgeordneten Eugen Richter aufgestellte Behauptung, daß jede Einschränkung des Identitätsnachweises eine vermehrte Getreideausfuhr zur Folge haben müsse. Indes die Nachgiebigkeit der Regierung gegenüber agrarischen Wünschen sollte noch weitere Blüten treiben. Das Zolltarifgesetz vom 25. Dezember 1902 gestattete von 1906 ab auf Einfuhrscheine nicht nur Getreide der nämlichen Art, sondern überhaupt Getreide wiedereinzuführen und außerdem die Scheine bei der Einfuhr von Kaffee und Petroleum zur Verrechnung zu bringen.

Diese Erlaubnis im Verein mit der Erhöhung der Getreidezölle ließ den Getreideexport ins ungemessene wachsen. Wenn dies auch zwar 1906 noch nicht sofort geschah — man mußte sich erst an die neue Maßnahme gewöhnen — so zeigte sich doch, daß in der Zeit von 1906 bis 1910 der Roggenexport von 260177 t auf 825046 t stieg. Die Einfuhrscheine also reizten den Export ganz gewaltig und tun es auch heute noch. Erreicht ist also das, was der Herr Reichskanzler in seiner dem Reichstag 1910 unterbreiteten Denkschrift, betr. den Umfang und die Wirkung der Ausfertigung von Einfuhrscheinen für ausgeführtes Getreide, gesagt hat, daß „je weniger die Verwendbarkeit der Einfuhrscheine beschränkt ist, um so mehr die Ausfuhr erleichtert wird, zumal wenn wie seit dem 1. März 1906 infolge einer Erhöhung der Zölle der in Betracht kommenden Waren auch die Einfuhrscheine im Werte steigen." Die Einfuhrscheine sind somit bares Geld geworden und werden mit geringer Bankierprovision gehandelt.

Die Wirkung dieses Systems ist schon oft beleuchtet worden. Gutes deutsches Brotgetreide wird im Auslande billiger gekauft als im Inlande, Roggen deutscher Provenienz, nach dem sich alle Hände strecken, dient geschrotet russischen Schweinen zum Futter. Auch die Preise für sonstiges Getreide, vor allem Weizen, sind in Deutschland bedeutend höher als an vielen Auslandsplätzen. Neben den Einfuhrscheinen sorgen dann noch billige Exporttarife dafür, daß das Ausland auf Deutschlands Kosten mit Getreide versorgt wird, während vom Auslande gegen gutes Geld oft minderwertiges Getreide in das heimische Zollgebiet eingeführt werden muß. Wird aber auch dieses noch möglich sein, wenn Kriegszeiten eintreten, oder wird dann das Ausland sich Deutschlands Abhängigkeit im Bezug von Brotgetreide zunutze machen? Wenn nach jüngsten Feststellungen der Berliner Handelskammer inländischer Weizen pro Tonne am 1. September 1910 199 Mark kostete, am gleichen Tage 1911 dagegen auf 207 Mark gestiegen ist, während Roggen in der genannten Zeit von 149,5 Mark auf 180,5 Mark in die Höhe getrieben ist, so kann man sehen, daß die Klagen über eine Brotteuerung berechtigt sind. Hier muß der Staat einen Wandel schaffen und sich zu einer Aufhebung der billigen Exporttarife und zu einer Einschränkung des Getreideexports durch Wiedereinführung des Identitätsnachweises entschließen. Unmöglich darf die Regierung fernerhin ihre Hand dazu bieten, den breiten Volksschichten das wichtigste Nahrungsmittel zu verteuern, damit jedem einzelnen größere Ausgaben zu verursachen und so weitgehende Erbitterung zu wecken. Wohin soll es denn führen, wenn von Jahr zu Jahr der Lebensunterhalt verteuert wird, wenn immer wieder Lohnerhöhungen gefordert werden, die Handel und Industrie nur mit Anstrengung erfüllen können, wenn sie in der Wettbewerbsmöglichkeit nicht völlig beschränkt werden wollen? Soll der Kreislauf der Verteuerung der Lebenshaltung, der höheren Forderungen und der höheren Steuern sich jedes Jahr wiederholen? Darum fort mit einer Wirtschaftspolitik, die dem das Brotgetreide unumgänglich gebrauchenden Inlande den Vorrat zugunsten des Auslandes auf Kosten der Bürger verringert! Die Einschränkung des Getreideexports durch Wiedereinführung des Identitätsnachweises wird sicherlich das Brot verbilligen und damit ein gutes Stück zur Bekämpfung der jetzigen Teuerung beitragen!

Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein, auch andere Waren, vor allem Fleisch, gehören zu seiner täglichen Nahrung. Auch dieses Nahrungsmittel ist von Jahr zu Jahr im Preise gestiegen und beinahe zu einem Genußmittel geworden. Mögen bei der unleugbar bestehenden Fleischteuerung auch einige

Nebenfaktoren mitgewirkt haben — Futtermittelnot, Viehseuchen und infolgedessen eine geringere Vieh- und Fleischproduktion —, so kann doch das eine allen Ernstes behauptet werden, daß in erster Linie auch hier staatliche Maßnahmen eine allmähliche Steigerung der Fleischpreise bis zur gegenwärtigen, drückenden Höhe verschuldet haben. Auch das ist nicht zu vergessen, daß der Effekt dieser Maßnahmen vor allem der Landwirtschaft zu gute kommt. Ganz gewiß kann dem Gesetz vom 30. Juni 1900, betr. die Schlacht- und Fleischbeschau, seine Bedeutung in sanitärer Beziehung nicht bestritten werden, trotzdem aber muß von ihm gesagt werden, daß es die Volksernährung ganz bedeutend erschwert und damit den Fleischpreis in die Höhe getrieben hat. Auch der am 1. März 1906 mit erhöhten Vieh- und Fleischzöllen in Kraft getretene Zolltarif hat nach der Richtung seine Schuldigkeit getan. Ist das amerikanische Büchsenfleisch, das früher von Tausenden mit Behagen verzehrt worden ist, ohne der Gesundheit zu schaden, denn wirklich so schlecht geworden, daß es deutschen Mägen von staatswegen vorenthalten werden muß? Weshalb ist denn der Staat für die Gesundheit seiner Bewohner plötzlich einem Nahrungsmittel gegenüber so ängstlich geworden, das erwiesenermaßen in ganz wenigen Ausnahmefällen gesundheitlich zu beanstanden gewesen ist? Auch bei deutschem Fleische kann es vorkommen, daß es nicht ganz einwandfrei ist! Warum ist denn die Einfuhr von lebendem Vieh und Fleisch aus Ländern verboten, die notorisch einen gesunden und qualitativ vorzüglichen Viehbestand haben? Ohne Zweifel würde durch eine derartige Erlaubnis der knappe Fleischbestand im Inlande vermehrt und durch das erhöhte Angebot von Ware ein Sinken des hohen Preisstandes bewirkt werden. Mag vielleicht auch das vom Ausland importierte Fleisch vom Konsumenten eine gewisse Gewöhnung des Geschmacks verlangen, gesundheitsschädlich soll es nicht sein und daher als Notstandsnahrungsmittel sehr wohl zu gebrauchen sein. Die Qualität des von Argentinien, den Vereinigten Staaten von Amerika, von Australien und Neuseeland nach England eingeführten gefrorenen Fleisches soll nach Auskunft der die Untersuchung vornehmenden Behörden gut sein; es wird dies darauf zurückgeführt, daß es sich größtenteils um Fleisch von Rindvieh handelt, das den Krankheiten weniger ausgesetzt ist, als Tiere, die in engbevölkerten Ländern mit Stallfütterung aufgezogen worden sind. Die seinerzeit vom deutschen Handelstag in Gemeinschaft mit dem deutschen Städtetag nach England entsandte Kommission, die in London und Liverpool die im Verkehr mit gekühltem und gefrorenem ausländischem Fleisch gemachten Erfahrungen an Ort und Stelle geprüft hat, hat feststellen können, daß England auf diese Weise 40 Prozent seines Fleischkonsums aus dem Auslande deckt, indem es teils lebendes Vieh, größtenteils aber gefrorenes und gekühltes Fleisch, daneben gesalzene und gepökelte Ware einführt, ohne daß zu irgendwelchen sanitären Bedenken ein Anlaß vorliegt. Gerade das ausländische Fleisch hat dazu beigetragen, daß die englischen Fleischpreise im Laufe der Jahre sich nur wenig geändert haben. Warum wollen wir in Deutschland nicht von diesem Beispiele Englands lernen? Man wende nicht ein, daß das importierte Fleisch von der Bevölkerung nicht gern werde gekauft werden, wie es die Vorgänge in Österreich-Ungarn bewiesen. Daß dort dem Fleische mit Widerwillen begegnet worden ist, steht zweifellos fest, der Grund liegt aber darin, daß das Fleisch nicht in der richtigen Weise beim Transport usw. behandelt worden ist. In England genügt das importierte Fleisch erwiesenermassen allen Ansprüchen, die gerechterweise daran gestellt werden können. Bei einer gehörigen sanitären Überwachung der Fleischeinfuhr — wie sie in England ja vorhanden ist — wird sicherlich gekühltes und gefrorenes Fleisch aus dem Auslande in Deutschland während dieser Zeit der Not Absatz finden und zu einer Milderung der Fleischteuerung beitragen. Diese Linderung muß aber mit allen Mitteln erstrebt werden, darum sollte der Staat doch wenigstens den Versuch machen mit der Einfuhr ausländischen Fleisches. Diese Maßnahme, die im Bereich staatlicher Möglichkeit liegt, zu ergreifen und ihre Wirkung zu versuchen, muß in unserer Zeit von der Regierung verlangt werden!

Handelskammersynd. Beudel-Frankfurt a. O.

Reichsspiegel

(Vom 9. bis 16. Oktober)

Auswärtige und innere Angelegenheiten

Marokkoverhandlungen — Ungeduld — Feldzug gegen die auswärtige Politik — Agitation von links und rechts — Der Krieg als Heilmittel — Der Nepotismus im Auswärtigen Amt — Seine tiefe Ursache — Mangel der Konkurrenz — Anfänge einer Konkurrenz — Lage der deutschen Auslandskorrespondenten — Zwei Möglichkeiten zur Abhilfe — Prozeß Wolf Metternich — Eine Aufgabe des Adels

Die Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich wegen Marokko sind soweit gediehen, daß die künftige Stellung der beiden Mächte in Marokko keiner Erörterung zwischen den Unterhändlern mehr bedarf. Gegenwärtig steht ausschließlich die Frage zur Besprechung, welche Gebietsflächen in Äquatorialafrika fortab deutschen Besitz bilden sollen. Die Zeichnung des ersten Teiles des Vertrages vor Feststellung des zweiten scheint lediglich den Zweck zu haben, zu verhindern, daß immer wieder auf längst erledigte Fragen zurückgekommen wird, wodurch diese leicht Opfer einer augenblicklichen Stimmung werden könnten. Wie notwendig die Maßnahme war, zeigt die seit etwa vierzehn Tagen einsetzende Agitation gegen Herrn Calliou wie gegen die gegenwärtige Regierung in Frankreich überhaupt. Die weiteren Verhandlungen sind durch die getroffene Maßnahme erheblich entlastet, was um so angenehmer ist, als von ihrem befriedigenden Ausgange das Gelingen des ganzen Abkommens abhängt. Die speziellen Besprechungen wegen des Kongogebietes haben zwischen den Herren Cambon und v. Kiderlen Sonntag abend begonnen. Wir müssen uns somit noch immer mit Geduld wappnen.

Die Ungeduld in den deutschen Landen und in den besten und von den edelsten Motiven erfüllten Kreisen des Volkes hängt nun nicht allein zusammen mit dem Geschick des deutschen Handels in Marokko. Viel tiefer nagt in allen die Unruhe wegen der unbegreiflichen Zurückhaltung der Regierung in der inneren Politik und wegen der kommenden Reichstagswahlen. Je länger, um so mehr wird es offenbar, daß die beiden Parteien, die von einem großen Teil der gebildeten und besitzenden Kreise als die Feinde der Nation bezeichnet werden, die größte Aussicht haben, bei den nächsten Wahlen Erfolge zu erzielen. Sozialdemokratie und Zentrum werden, so fürchtet man, den Nutzen von der allgemeinen Unzufriedenheit und aus der Tatenlosigkeit der

Regierung ziehen. Sozialdemokratie und Zentrum würden, so kann man es in allen konservativen und liberalen Blättern lesen, eine Macht aufrichten, der der deutsche Michel sich werde unterwerfen müssen. Die Furcht, die in solchen Auffassungen liegt, ist durchaus begründet, und doch werden weder seitens der Parteien noch seitens der Reichsregierung Mittel angewandt, um dem nahenden Verhängnis zu begegnen. Man hat den Eindruck, als ständen Regierung und Bürgertum hypnotisiert und starrten bewegungslos auf den heranstürmenden roten Teufel. Es macht sich ein solcher Mangel an großen politischen Ideen bemerkbar, daß man fragend auf die Männer und Parteien blickt, die immerhin bisher in den Kämpfen um den nationalen Fortschritt Achtung verdienten. Von der Regierung im Stich gelassen (auch sie scheint keinerlei Programm zu haben) tappen die der Selbständigkeit entwöhnten bürgerlichen Parteien umher und greifen gierig nach jeder Sensation, die den Anschein erweckt, als könne sie zur Wahlparole gemodelt werden.

Besonders sind es zwei Dinge, die in dieser Beziehung Erfolge zu versprechen scheinen: die Teuerung aller Lebensmittel und die Haltung unserer Regierung während der nun schon seit dem März währenden internationalen Krisis (über die Teuerung siehe die Bemerkungen des Herrn Handelskammersyndikus Beudel auf S. 137).

Einer allgemeinen Stimmung folgend, ziehen besonders die Liberalen, aber auch die Freikonservativen und viele Konservative, gegen alle die Institutionen des Reiches ins Feld, die irgend etwas mit der auswärtigen Politik zu tun haben. Die auswärtige Politik ist ja, so meint man, derart in Mißkredit geraten, daß es am leichtesten ist, unter ihrem Schutz im Lande auf den Gimpelfang zu gehen. Was haben nicht die deutschen Sozialdemokraten vor Ausbruch der russischen Revolution getan, um die Diplomatie, insbesondere die deutsche, als ein schmutziges Handwerk der Nation verächtlich zu machen. Die Liberalen haben eine Formel gefunden, wonach das ganze Unglück in der Bevorzugung des Adels und der Diplomaten liege. Sie denken wohl an das, was Bismarck Imponderabilien nannte, und spekulieren nun auf die Gefolgschaft der Alldeutschen bei den Wahlen. Die Konservativen vermissen bei unserer Diplomatie ein frisches, frohes Draufgängertum, das mit der ständig wachsenden Armee und Flotte im Einklang stände. Sie erinnern sich bei ihrer Agitation wohl auch an Bismarcks Worte von den Gefahren eines langen Friedens und des Vorhandenseins einer großen Armee in langer Friedenszeit. Sie meinen, ein „kräftiger Aderlaß" würde die Nation von ihrer Zersplitterung gesunden lassen und sie wieder zur Vereinigung ihrer Kräfte auf ein großes Ziel führen. Solche Auffassungen klingen uns, die wir des Königs Rock getragen haben, sehr plausibel, und doch haben sie kaum einen größeren Wert als den von Schlagworten. Gewiß werden am Tage einer Mobilmachung alle Verhältnisse im weiten Vaterlande gezwungen, sich einer einzelnen Idee unterzuordnen. Gewiß werden alle Unternehmer von der Stunde des Erscheinens der Mobilmachungsorder ab darauf gestoßen, ihre Gedanken dafür arbeiten zu lassen, wie sie der großen Aufgabe des Vaterlandes in ihren Betrieben am besten gerecht werden, doch nicht nur die Unternehmer. Jeder Beamte, Lehrer, Pastor, jeder Arbeiter ist im Augenblick der Kriegserklärung Soldat, gleichgültig ob er dazu des Königs Rock anzieht oder nicht. In diesem Gleichklang aller

Seelen und Gedanken liegt zweifellos auch etwas Großartiges und Verlockendes. Ich doch wird bei dieser Überlegung gewöhnlich ein wichtiges Moment übersehen. Von der Mobilmachung werden nämlich gerade diejenigen Kreise nicht ergriffen, die wir in erster Linie dafür verantwortlich machen müssen, daß unser öffentlich politisches und kulturelles Leben stagniert. Der „Aderlaß" durch einen Krieg würde wohl unter unseren besten Kräften Verheerungen anrichten und der Nation unglaubliche und unersetzbare Schädigungen für Jahrzehnte zufügen, nicht würde er die Polypen unseres Volkslebens ausbrennen. Dazu gehören andere Mittel, über die die Nation auch verfügt, wenn sich ihrer die Führer nur bedienen wollten.

Der angedeuteten Alternative sollte sich jeder bewußt sein, der auf der nun einmal vorhandenen Entwicklungsstufe der Nation es wagt zum Kriege zu raten, in einem Falle, in dem es sich ausschließlich um materielle Güter handelt, die auf friedlichem Wege zu erobern sind, nicht aber um Existenz- und Ehrenfragen der Nation. Es ist darum ein gefährliches Spiel mit dem Feuer, Kriegsgelüste in den Massen zu erregen unter dem Hinweis auf die Untüchtigkeit der Regierungsorgane, doppelt gefährlich, wenn auch die Person des Monarchen mit in die Agitation gezogen wird.

Die Kriegsgelüste, einmal geweckt, sind eine Kraft, die unbedingt an anderer Stelle wieder hervorbrechen muß, und da die Monarchie in Deutschland, Gott sei Dank, wohl noch lange über die Machtmittel verfügen dürfte, um sich selbst vor dem Ansturm Unzufriedener zu wahren, so wird die entfesselte Feindschaft sich gegen die Störer des inneren Friedens richten, die die Post und ähnliche Organe zum Sprachrohr für ihre Gefühle machen.

Der Feldzug gegen unsere Auswärtige Politik scheint mir um so gefährlicher, je mehr er geeignet ist, die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise von den Problemen der inneren Politik abzulenken, und je weniger die agitierenden Parteien im Augenblick befähigt sind, wirklich vorhandene Fehler in der Organisation des Auswärtigen Amts mit den ihnen eben zur Verfügung stehenden Mitteln zu beseitigen.

Um mit dem letzten Punkte, als dem durch die bevorstehenden Interpellationen im Reichstag aktuellsten, anzufangen, sei ohne Einschränkung zugegeben, daß sowohl die Organisation des Auswärtigen Amtes wie die des auswärtigen Dienstes dem Ideal einer Behörde wenig entspricht. Die Organisation beider beruht im wesentlichen auf Bestimmungen, die seit dem Jahre 1868 in Kraft sind und die teilweise schon längst hätten von modernen abgelöst werden können. Auch das Pressebureau, eine neuere Einrichtung, versagt nicht nur bei internationalen Vorgängen, sondern auch in Dingen der inneren Politik recht häufig.*) Schließlich wird man nicht ganz unrecht haben, wenn man von einem gewissen Nepotismus spricht, besonders wenn man den Ausdruck bezüglich seiner unangenehmen Seite nicht ganz wörtlich nimmt. Das starke

*) Hier wäre übrigens leicht Abhilfe zu schaffen durch Trennung der inneren Politik von der äußeren, da vielfache Unterlassungen zumeist auf Überbürdung der Beamten der Abteilung zurückzuführen sind. Solange innere und auswärtige Politik in der Hand des jeweiligen Reichskanzlers vereinigt war, wie unter Bismarck und Bülow, hat die gegenwärtige Organisation ihre Berechtigung gehabt. Nun aber allem Anschein nach der Staatssekretär des Auswärtigen Amts eine ziemliche Bewegungsfreiheit als Leiter der auswärtigen Politik erhalten hat, sollte man ihm auch ein eigenes von der inneren Politik unbelastetes Pressebureau zubilligen.

Vorwiegen persönlicher Beziehungen gerade in der Diplomatie liegt in der ganzen Art des Metiers. Daß aber die angedeuteten Verhältnisse sich seit vierzig Jahren und unter den verschiedensten Reichskanzlern und Staatssekretären unverändert gehalten haben, muß als das Ergebnis einer historischen Entwicklung und im engen Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung des Reiches hingenommen werden. Welche Veranlassung hätte schon der Leiter eines großen Privatinstituts, das auf eine viele Jahrzehnte währende Tradition zurückblickt, seine Beamten aus anderen Kreisen zu nehmen, als aus denen, die ihm bekannt sind. Man sehe sich in den Interessenorganisationen der Gewerbe und in den Kommunalverwaltungen, ja selbst unter den Vertretern der Presse um: überall dasselbe Bild augenscheinlicher Kliquenwirtschaft. Dabei sind die Privatinstitute, in denen sogenannte Vetternwirtschaft herrscht, in der glücklichen Lage, auf alle Posten stets auch die richtigen Männer setzen zu können, sei es als kaufmännische Direktoren, sei es als Konstrukteure, weil sie nicht nur über unbeschränkte Mittel, sondern auch über zwei Reservoire verfügen, aus denen sie ihren Bedarf decken können, die den Reichs- und Staatsbehörden gegenwärtig nicht offen sind. Der Nachwuchs für die leitenden Stellen in Industrie, Handel, Verkehr und Interessenvertretung wächst den einzelnen Firmen und Organisationen kostenlos bei der Konkurrenz und in den staatlichen Behörden heran. Der Staat muß sich seine höchsten Beamten selbst heranbilden und läuft obendrein Gefahr, daß ihm das Recht der Auswahl zuguterletzt verkümmert wird, weil eine große Zahl tüchtiger Beamter, ehe sie reif für leitende Posten sind, von Privatunternehmungen angeworben werden. Während nun aber alle anderen Behörden des Reichs und der Einzelstaaten wenigstens eine gewisse Konkurrenz untereinander haben und mit ihren Beamten austauschen können, fehlt diese Konkurrenz dem Auswärtigen Amt vollständig. Abgesehen von der Armee, die hin und wieder tüchtige Diplomaten liefert, ist das Auswärtige Amt ausschließlich auf seinen eignen Nachwuchs angewiesen, und solange die Nation nicht befähigt wird, den zünftigen Diplomaten eine Konkurrenz zu schaffen, die die Reichsleitung in den Stand setzte, fähige Leute in den Reichsdienst zu übernehmen, solange müssen wir uns mit der Hoffnung vertrösten, daß das Reichsoberhaupt immer eine glückliche Hand habe, um die richtigen Diplomaten und Leiter der auswärtigen Politik aus dem kleinen ihm zur Verfügung stehenden Kreise zu finden.

Anfänge einer Konkurrenz für unsere zünftigen Diplomaten sind tatsächlich vorhanden. Es gibt schon heute eine private Diplomatie, die nicht geringen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Weltpolitik nimmt. Aber sie steht vor uns als eine bestimmte Organisation nur da, wo sie nicht rein deutschen, sondern eigenartigen auf internationaler Basis ruhenden Interessen dient. Der Ultramontanismus, die Sozialdemokratie und die Alliance Israélite haben je einen Kreis von Personen herangebildet, die mit diplomatischen Funktionen ausgerüstet die Welt umspannen und die entsprechenden Teile der deutschen Presse mit Nachrichten und Auffassungen versorgen. Sollte der Teil des deutschen Volkes, der an diesen Organisationen keine Freude haben kann, nicht befähigt sein, eine seinen nationalen Zwecken entsprechende Organisation zu schaffen? Sollte die kapitalistische Gesellschaftsordnung gerade auf diesem für die Nation wichtigen Gebiet versagen? Gegenwärtig bestehen in Deutschland zwei Privatunternehmungen, die es versuchen, etwas

einer Auslandsvertretung ähnliches zu schaffen: der Verlag der Kölnischen Zeitung und August Scherl. Die Kölnische Zeitung hat bereits in der langen Zeit ihres Bestehens einen Stab von Journalisten herangebildet, die sich neben die erfolgreichsten Diplomaten stellen dürfen und die im Auslande bezüglich ihrer Tätigkeit mit dem gleichen Respekt behandelt werden wie die offiziellen Diplomaten. Auch der Verlag August Scherl beginnt in dieselben Fußstapfen zu treten, begünstigt durch außerordentliche Mittel. Wenn seine Vertreter nicht gleichmäßig behandelt werden, so liegt das zum Teil in der Notwendigkeit für sie begründet, dem Sensationsbedürfnis des Berliner Publikums mehr Rechnung tragen zu müssen, als es mit ernster politischer Berichterstattung verträglich ist. Der Vollständigkeit halber muß neben den beiden Verlagen noch die Organisation der als Wolffsches Telegraphen-Bureau bekannten Firma erwähnt werden. Auch sie hat einen Stamm von diplomatischen Journalisten hervorgebracht, der hervorragende Leistungen aufzuweisen vermag, doch werden diese Herren mit wenigen Ausnahmen nicht ihrer Bedeutung entsprechend mit Mitteln ausgestattet. Infolgedessen erscheint die Frage des Nachwuchses hier nicht durchaus gesichert.

Nun ist aber die Frage der Bezahlung nicht das einzige Moment, an dem die Heranbildung eines geeigneten Nachwuchses für den auswärtigen Dienst außerhalb der amtlichen Diplomatie bisher gescheitert ist. Wichtiger ist die große Unsicherheit der Stellung und die geringe Aussicht, mit der Vergrößerung der Kenntnisse und Erfahrung entsprechend umfassendere Wirkungskreise zu erhalten. Wer als Journalist voran will, muß immer wieder in die Heimat zurückkehren und sich dort Beziehungen schaffen, damit er auf seinem Auslandsposten nicht vergessen werde. Aber viele auswärtige Korrespondenten wollen auch garnicht bei der Journalistik bleiben, sondern benutzen die Presse lediglich, um bei Studienreisen oder wissenschaftlichen Arbeiten ihre Auslagen zu verringern. Und hier ist die Stelle, wo die einheimischen Organisationen politischer und gewerblicher Natur einspringen könnten, wenn sie einmal die von ihnen empfundenen Mängel des amtlichen diplomatischen Dienstes ausgleichen und wenn sie ferner die internationale Politik des Reiches verständnisvoll beurteilen wollen.

Die Möglichkeiten liegen in zwei Richtungen. Die rein wirtschaftliche Berichterstattung wird zweckmäßig in die Hände von solchen volkswirtschaftlich und sprachlich durchgebildeten Personen gelegt werden, die von einem Verbande der Handelskammern abhingen und die durch die Handelskammern und wirtschaftlichen Interessenverbände Aussicht erhielten, auch im Inlande verwendet zu werden, sei es als Sekretäre, Syndizi oder auch als Leiter von gewerblichen Unternehmungen. Die rein politische Berichterstattung wäre zweckmäßig an die politischen Parteien anzulehnen unter Benutzung des Vorbildes, das uns für die Organisation der Presse die deutsche Sozialdemokratie und neuerdings auch die Zentrumspartei liefern. Die Notwendigkeit für die Parteipresse, sich von der amtlichen und halbamtlichen Berichterstattung zu befreien, ist sowohl von den Konservativen wie von den Liberalen längst erkannt worden, und es sind auch Schritte unternommen, um sich zu emanzipieren. Doch die angewendeten Mittel haben sich oft als falsch, ja gefährlich erwiesen. So wird zur Kontrolle der Wolffschen Depeschen von Berliner Blättern die Agentur „Preßtelegraph" (PT.) benutzt. Diese Agentur

meldete vor etwa vierzehn Tagen, und die Blätter veröffentlichten die Nachricht zum Teil unter PT. London (eigner Drahtbericht), der englische Marine-Staatssekretär habe eine höchst agressive Rede gegen Deutschland gehalten. Die Nachricht war falsch. Wie aber kam sie zustande? Das Berliner Bureau des Preßtelegraph bezieht die „Londoner Telegramme" zu einem großen Teil gar nicht direkt aus London, sondern telephonisch aus Paris nach der dortigen Ausgabe der Deutschland feindlich gesinnten Daily Mail! Auf solche Quelle stützt sich die Auffassung der internationalen Lage gewisser Blätter, die sich keine eignen Korrespondenten halten können, aber doch mit Rücksicht auf die drückende Konkurrenz beim Leser den Eindruck erwecken wollen, als hätten sie ausschließlich ihnen fließende Nachrichtenquellen. Natürlich kommen solche „Versehen" besonders leicht in kritischen Zeiten vor. Und eben darum müssen sie unmöglich gemacht werden. Das einzige Mittel aber ist der oben angegebene Zusammenschluß der geistig einander verwandten Blätter und Schaffung eines Stammes von Auslandsreferenten, die, diplomatisch geschult, später im Inland sei es als Redakteure oder Abgeordnete oder Parteisekretäre das ausländische Referat für die Parteien zu bearbeiten hätten.

Ich schreibe diese Zeilen nicht ohne eine gewisse Wehmut nieder. Denn ich bin mir bewußt, daß innerhalb der Parteien sich gegen den Vorschlag starke Widerstände erheben würden, vielfach rein persönlicher Natur, so daß sich in den Vorständen wohl niemand finden dürfte ihn zu vertreten. Man wird das Feld dem Ultramontanismus, den Sozialdemokraten und der Alliance Israélite überlassen und wird fortfahren auf die Juden und Offiziösen zu schelten, da solches billiger, leichter und womöglich auch einträglicher ist.

* * *

Die Presse aller Parteien und Schattierungen beschäftigt sich in langen Leitartikeln mit einer Angelegenheit, die als solche kaum Beachtung verdiente, wenn nicht künstlich daraus eine Sensation ersten Ranges gemacht worden wäre, mit dem Prozeß Wolf Metternich. Schuld haben die beiden Verteidiger, die durch ihr Verhalten nicht Anwälte des Rechts, sondern Knechte der Sensationsluft geworden sind, die den guten Ruf, den der Anwaltsstand sich in langen Kämpfen erworben hat, schwer gefährdet haben. Die Verteidiger haben das Vertrauen eines Richters mißbraucht. Daraus ist dann alles weitere entstanden. Das Gericht mußte, um auch nur den geringsten Schein der Befangenheit zu vermeiden, der Verteidigung größeren Spielraum gewähren als die Sachlage es erforderte und so konnte der Angeklagte an allen denen seine Rache kühlen, die ihn gehindert hatten Dolly Pincus zu freien. Neben diesem Akt der Rache verschwanden im Prozeß die Delikte, Hochstapelei und wenig gewandter Betrug vollständig, und der Staatsanwalt mußte immer wieder darauf hinweisen, daß es sich bei der Anklage um gemeinen Betrug und sonst nichts handele. Dennoch hat es der Angeklagte durch die Methode der Verteidigung möglich gemacht, für sich Interesse und Mitleid und daraus hervorgehend auch unter Berücksichtigung seiner Frau, der Schauspielerin Vallentin, Sympathie zu erwecken. Das Milieu, in dem sich der Angeklagte vor seinem vollständigen moralischen Zusammenbruch bewegte, war auch durchaus angetan Interesse an ihm zu erregen. Doch was nun? Soll das Opfer der Frau, die das Zeug zu haben scheint, aus dem jungen Grafensproß einen brauchbaren

Menschen zu machen, umsonst dargebracht sein? — Graf, Neffe eines deutschen Botschafters von besondern diplomatischen Fähigkeiten, von der verarmten Familie, die ihn „standesgemäß" erzogen hatte, halb verstoßen, weil er nicht arbeiten gelernt, die ihn aber höchstwahrscheinlich in Gnaden aufgenommen, wenn er den Mangel an gutem Willen durch eine reiche Heirat ausgeglichen hätte. Mit wem, wäre gleichgiltig geblieben! Dann die Familie Wolf Wertheim mit der eigenartigen Hausfrau, die die Würde des Hauses und die Person ihrer Tochter nach elf Uhr nachts heute dem zweiundzwanzigjährigen Grafen, morgen dem Gardeleutnant anvertraut! Schließlich die seitlichen Ausblicke: Herr von Fetter, der sich von Frau Wertheim heimlich Darlehn geben ließ und der doch noch immer des Königs Rock — freilich ohne die Gardelitzen — trägt! — — — —

Metternich wird nach Verbüßung seiner Strafe wahrscheinlich versuchen, ein rechtschaffenes Leben zu beginnen. Aber er wird es damit schwerer haben als hundert andere, die auch in der Jugend entgleisten und dann doch achtbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden konnten. Der gute Name, an dem er sich so schwer versündigt, lastet jetzt auf ihm und bleibt ihm ein Brandmal fürs ganze Leben. Vermutlich wird er deshalb beantragen, seinen Namen wechseln zu dürfen, und seine Familie wird das Gesuch unterstützen. Der betrügerische Graf wird hinter einem bürgerlichen Namen verschwinden, und die Adelsgenossenschaft wird sich glücklich schätzen, dieses mißgeratenen Standesgenossen ledig zu sein. Im Interesse der Rettung eines durch die Verhältnisse Entgleisten sei solcher Lösung der Frage zugestimmt. Aber wird nicht das gute Bürgertum dadurch empfindlich berührt, daß es für die Fehler einer priviligierten Klasse den Abfallbehälter darstellen soll? Vor einigen Monaten, es kann auch länger her sein, ging die Nachricht durch die Zeitungen, in Süddeutschland sei ein Graf X. aufgefordert worden, die Grafenwürde für sich und seine Nachkommen aufzugeben, weil seine soziale Stellung als kleiner ländlicher Schankwirt nicht dem gräflichen Stande entspräche. Weist uns diese Meldung nicht auf den Weg, wie der Adel und damit die Nation vor solchen trüben Erfahrungen zu schützen wären, wie sie sich aus dem Werdegang des Graf Wolf-Metternich ergeben?

Das Schicksal Metternichs steht in der jüngsten Geschichte des deutschen Adels nicht vereinzelt da. Leider! Im Gegenteil: es mehren sich die Fälle in erschreckender Weise, wo Angehörige des Adels wegen ähnlicher Vorgänge auf die Anklagebank geraten, und die Ursache ist immer dieselbe: Unzweckmäßige Erziehung bei völliger Mittellosigkeit. Diese Erscheinung ist dem Ansehen des Adels im Volk, das den Adel als solchen schätzt, nicht dienlich, wenn sie auch nur eine notwendige Folge unserer wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung ist. Der Adel, der sich zulange von gewinnbringender Beschäftigung außerhalb des Staatsdienstes ferngehalten hat, verarmt. Die Fideikommisse kommen nur wenigen zugute und fördern die Verarmung der Mehrzahl. Die Führung des Adelsprädikats aber legt Opfer pekuniärer Art und Zurückhaltung in der Wahl des Berufes auf, denen die Mehrzahl der Adligen nicht mehr gewachsen ist. Läge es nicht im Interesse des Adels, in dieser Hinsicht eine Einrichtung anzustreben, die geeignet wäre, den veränderten sozialen Verhältnissen entgegenzukommen? Manches unwürdige dem Schein leben könnte vermieden werden, mancher tüchtige Mann sich

freier entwickeln, manche unsittliche Ehe würde nicht geschlossen, aber dem Prinzip der Entwicklung und Erhaltung einer Aristokratie könnte besser gedient werden als bei der gegenwärtigen Adelspolitik. Würde nicht damit auch ein Reiz gegeben werden, die hervoragenden in den alten Familien schlummernden Kräfte besser und vielseitiger zu entwickeln, als es bisher unter den Beschränkungen möglich ist? Sollten Goethes Worte

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen,

nicht mit neuem Inhalt für den Adel zu füllen sein? G. Cl.

Bank und Geld

Tripolis und die Börsen — Der Krieg und sein Einfluß auf Handel und Industrie — Die Lage des Geldmarktes — Konjunkturaussichten der Montanindustrie — Der deutsche Erdöltrust

Mit bemerkenswertem Gleichmut schauen die Weltbörsen dem Satyrspiel zu, das sich italienisch-türkischer Krieg betitelt. Die Gefahr, welche aller Welt drohte, als das italienische enfant terrible plötzlich anfing, mit dem Schießgewehr zu spielen, ist abgewendet; nun mag es zusehen, wie es sich allein mit Anstand aus der Affäre zieht, die ihm wenig Ruhm, keinerlei wirtschaftliche Vorteile, wohl aber riesige Kosten, unfruchtbare Mühen und als erstes und sicheres Ergebnis einen Boykott des italienischen Handels in der Levante in Aussicht stellt. Die Türkei ist politisch und wirtschaftlich in einer augenscheinlich besseren Situation als der Angreifer. Wenn sie, wie es immer mehr den Anschein hat, Tripolis einfach sich selbst überläßt, kann dieser Krieg im Frieden so lange dauern als Italien es aushält. Denn dieses hat allein den Schaden zu tragen. Die Türkei auf dem Balkan angreifen will es nicht und wagt es nicht, sei es auch nur aus Scheu vor der dann unvermeidlichen Intervention der Mächte. Also wird Handel und Wandel auf dem Balkan, in Kleinasien und im Ägäischen Meer durch den Krieg kaum gestört; nur Italien wird daraus ausgeschaltet und muß zusehen, wie die Konkurrenz, bereit zum Zugreifen, seinen Platz am Tische einnimmt. Mit diesem Verlauf der Dinge können die Staaten, welche in erster Linie wirtschaftlich in der Türkei interessiert sind, durchaus zufrieden sein. Ob Tripolis schließlich italienisch oder türkisch, ob souverän oder suzerän ist, wird für absehbare Zeiten vom wirtschaftlichen wie vom politischen Standpunkte aus ziemlich gleichgültig sein. Auch Italien wird aus diesem durch tausendjährige Mißwirtschaft verödeten Lande keine Kornkammer machen und es auch rein militärisch nicht zu einem solchen Stützpunkt umgestalten, daß dadurch eine Verschiebung in der Machtverteilung im Mittelmeer einträte. Solche Aufwendungen zu ertragen, ist der italienische Staatskredit außerstande, wenn nicht von neuem Unordnung in die Finanzen einziehen soll. Die Einverleibung von Tripolis wird daher an dem wirtschaftlichen und politischen Status gar nichts ändern. Diese Auffassung der Dinge prägt sich deutlich in der Haltung der Börsen aus. Denn nachdem der erste Schrecken über den unvermuteten Kriegsausbruch überwunden war, ist allenthalben eine auffällige Gleichgültigkeit gegen den weiteren Verlauf des Konfliktes zur Herrschaft gekommen. Ja, in der Überzeugung, daß eine Fortsetzung des Kampfes eigentlich sinnlos sei,

brachte die Börse sogar ihre Friedenshoffnungen durch eine förmliche Hausse zum Ausdruck. Indessen zum Feste-feiern sind die Zeiten nicht angetan; auch der eingefleischte Optimist mag einstweilen die rosenrote Brille, durch welche er die Welt sonst anzusehen liebt, beiseite legen. Es herrscht eine seltsame Unruhe in der Welt. Allenthalben Interessenkonflikte, Gärungen, Aufstände. Die Ereignisse überstürzen sich förmlich: Marokko, Tripolis, Portugal, China — bei solchem Wirrwarr und Waffengetöse muß die friedliche Kulturarbeit Schaden erleiden. Die in den letzten Tagen zur Schau getragene Zuversicht steht daher auf schwachen Füßen. Der gefahrdrohenden Möglichkeiten sind zu viele, als daß man heute ein zuverlässiges und günstiges Urteil über die wirtschaftliche Gestaltung der nächsten Zukunft fällen könnte.

Allerdings ist vorerst der gefürchtete Oktobertermin günstig abgelaufen. Nicht einmal Falliffemente bedeutender Art hat es gegeben, wenn man von der Insolvenz einer Maklerfirma absieht, deren Zusammenbruch charakteristischerweise darauf zurückgeführt wurde, daß sie an Spekulationen von Bankangestellten außerordentliche Verluste erlitten habe. Die Geldansprüche des Ultimo waren, wie vorausgesehen wurde, enorme, noch nie dagewesene. Um nicht weniger als dreiviertel Milliarden Mark hat sich der Status der Reichsbank in einer einzigen Woche verschlechtert; trotz des erhöhten Kontingents von 750 Millionen ergab sich ein steuerpflichtiger Notenumlauf von 504 Millionen, während eine Woche zuvor noch eine steuerfreie Reserve von 70 Millionen vorhanden war. Der Hauptanteil der Inanspruchnahme fällt auf das Wechselkonto, das in der letzten Septemberwoche eine Zunahme von über eine halbe Milliarde erfahren hat. Dagegen haben sich die bekannten Quartalsrestriktionen der Reichsbank auch diesmal wieder insofern wirksam erwiesen, als das Lombardkonto nur um ca. 40 Millionen gegen 109 Millionen im Vorjahr gewachsen ist. Die starke Abnahme des Metallbestandes hat die Golddeckung des Notenumlaufs, der die Rekordziffer von 2295 Millionen erreichte, bis auf 31 Prozent sinken lassen. Indessen hat sich auch an diesem Quartalstermin die frühere Wahrnehmung wieder bestätigt, daß diese außerordentlichen Inanspruchnahmen solche des Zahlungsverkehrs, nicht des Kreditbedarfs sind. Denn schon in der ersten Oktoberwoche ist eine Zurückflutung von Mitteln im Betrage von nicht weniger als 260 Millionen erfolgt, und die folgenden Ausweise werden aller Wahrscheinlichkeit nach eine weitere Kräftigung des Status bringen. Gleichwohl aber ist die augenblickliche monetäre Lage doch mit Vorsicht und Reserve zu beurteilen. Die unsicheren politischen Verhältnisse und die vorangegangenen Verschiebungen in den Geldbedürfnissen der Kulturländer machen sich an den großen Geldzentren doch sehr fühlbar, vor allem in Paris, das wohl den größten Geldbedarf aufzuweisen hat. Ist doch der Notenumlauf der Bank von Frankreich so enorm gestiegen, daß das Institut eine Erhöhung seiner Maximalumlaufsziffer in Antrag gebracht hat. Bekanntlich ist in Frankreich, abweichend von dem deutschen System, der zulässige Notenumlauf absolut begrenzt und zwar in Höhe von 5800 Millionen Franken. Diese vor etlichen Jahren auf diese Summe erhöhte Festsetzung erschien damals weit genug gegriffen, daß die Bank niemals der Gefahr ausgesetzt werden könnte, diese Grenze überschreiten zu müssen. Und doch wird jetzt schon die Kammer eine abermalige Erhöhung der Umlaufsgrenze zu votieren haben. Wir haben uns an dieser Stelle

schon wiederholt mit den Gründen dieses außergewöhnlichen französischen Geldbedarfs beschäftigt. Diese dauern noch immer an und wirken selbstverständlich auf die anderen Geldmärkte zurück. Vor allem ist die Bank von England durch dauernde Goldentnahmen bedroht, wenn auch direkte französische Goldbezüge infolge der Veränderung des Devisenkurses einstweilen verhindert sind. Aber Ägypten, die Türkei, Südamerika stellen starke Ansprüche an den Londoner Geldmarkt, und diese dauernden Entnahmen können die Bank von England leicht zu einer weiteren Diskonterhöhung veranlassen. Es wird hauptsächlich darauf ankommen, inwieweit Nordamerika in der Lage ist, für die ausfallende Unterstützung des Pariser Marktes in die Bresche zu treten. Eine englische Diskonterhöhung müßte aber unweigerlich den gleichen Schritt der Reichsbank nach sich ziehen. Denn bei ihrem augenblicklich geschwächten Stand könnte die letztere einem Steigen des englischen Zinsfußes um so weniger ruhig zusehen, als die Devisenkurse London und Paris bereits den Goldpunkt nahezu erreicht haben. Es ist daher durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß uns ein sechsprozentiger Diskont beschert wird.

Angesichts der allgemeinen Unsicherheit kann es fast überraschen, daß kürzlich Stimmen laut geworden sind, welche sich über die Konjunkturaussichten unserer Industrie hoffnungsvoll äußern. In der Generalversammlung des Hasper Eisen- und Stahlwerks hat eine führende Persönlichkeit der rheinisch-westfälischen Industrie erklärt, daß weder Marokko noch Tripolis bisher der Eisenindustrie Abbruch getan hätten, sondern daß die Beschäftigung in den letzten Monaten immer besser geworden sei, hauptsächlich dank den Aufträgen aus Argentinien, Brasilien, Kanada. Man dürfe auch die Aussichten der nächsten Zukunft günstig ansehen und die Hoffnung hegen, daß hinsichtlich der Erneuerung der Verbände eine Verständigung erzielt werde. Diese optimistische Auffassung der Lage hat gewissermaßen eine Unterstreichung durch die günstigen Abschlußresultate der montanindustriellen Gesellschaften gefunden, von denen die Bochumer und Harpener jüngst ihre Geschäftsberichte haben erscheinen lassen. Hält man sich aber nicht an die ziffermäßigen Resultate, die für die Gegenwart nichts besagen, sondern an die Äußerungen der Verwaltungen, so klingen diese, insbesondere die der Harpener Gesellschaft, bedeutend weniger zukunftssicher. Die Harpener Gesellschaft ist eines der bedeutendsten reinen Kohlenbergwerke; von diesem Gesichtspunkt aus erscheint die Stellungnahme zur Erneuerung des Kohlensyndikats bemerkenswert und programmatisch. Sie ist aber eine intransigente, denn sie fordert schlechtweg: Einschränkung und Umlage auf gleicher Grundlage für alle Syndikatszechen, das heißt also Beseitigung des Vorrechts der Hüttenzechen. Für diese Forderung wird sich niemals im Kohlensyndikat eine Mehrheit finden, und da es sich anderseits, wie man nicht verkennen kann, um eine Lebensfrage der reinen Zechen handelt, so scheinen sich einstweilen der Erneuerung des Syndikats fast unübersteigliche Hindernisse entgegenzutürmen.

Auch in diesen so wenig günstigen Zeiten hat die deutsche Industrie sich nicht aller Unternehmungslust begeben. Beweis dessen ist die neue Expansion, durch welche die Deutsche Erdölaktiengesellschaft ihr Kapital behufs Erwerb der rumänischen Petroleuminteressen der Diskontogesellschaft und S. Bleichröders auf 20 Millionen Mark erhöht. Es ist hier früher über die Transaktionen berichtet worden, durch die im Frühjahr dieses Jahres aus der Deutschen Tiefbohrgesellschaft die jetzige Deutsche Erdölaktiengesellschaft hervorging. Der Erwerb jener in der Allgemeinen

Petroleum-A.-G. zuſammengefaßten Intereſſen ſoll einen weiteren Schritt auf dem Wege bedeuten, die Petroleumverſorgung des deutſchen Marktes zu konzentrieren. Indeſſen macht der Erwerb dieſer rumäniſchen Rohölunternehmungen faſt den Eindruck, als diene er mehr den Intereſſen der Banken, welche läſtig gewordene Beteiligungen auf gute Art abſtoßen, als dem Intereſſe der Geſellſchaft ſelbſt. Wenigſtens läßt ſich durchaus nicht verſtehen, wie bei dieſer ſtarken Kapitalserhöhung (in einem Jahr nunmehr von 8 auf 20 Mill.) der bisherige Dividendenſatz von 2,3 Prozent auch nur annähernd aufrecht erhalten werden ſoll. Denn die Allgemeine Petroleum-A.-G. hat bisher für die letzten beiden Jahre keine Dividende gezahlt. Es iſt daher auch die Vermutung laut geworden, daß bei dieſer Transaktion noch ein der Öffentlichkeit vorenthaltener Beweggrund beſtimmend ſei, vielleicht der, daß es bei dieſer Zuſammenfaſſung von Petroleumintereſſen in

Klatten **Zwei Schlager** **Fehlfarben-Sortiment**

Seit einigen Jahren lassen wir alle bei der Fabrikation, besonders beim Pressen lädierten Zigarren (die sogenannten Klatten) ansammeln und mit einem feinen Sumatradecker neu überrollen. Früher wurden diese Zigarren wenig beachtet und als Rauchzigarren an die Arbeiter verteilt, aber da es sich hauptsächlich um bessere und beste Qualitäten handelt, fanden wir diese Verwendung zu schade.

Verpackung in 1/10 Kisten ohne Ausstattung mit dem Brand:

Klatten Preis Mk. 68 pro Mille.

Da in den einzelnen Kisten alle verschiedenen Fassons und Qualitäten vertreten sind, eignen sich diese Zigarren besonders für Raucher, die Abwechslung lieben. **Der Preis ist im Verhältnis zu den feinen Qualitäten ein sehr billiger.** Vorrat naturgemäß nur in größeren Zwischenräumen vorhanden und da zurzeit nicht groß, bitten mit Bestellung nicht zu zögern.

Von 6 besseren milden **Sumatra-Havanna-Marken**

Preislage Mk. 95 bis 160

für 1000 Stück, haben sich wieder Fehlfarben angesammelt, die wir in Kisten à 50 Stück ohne Ausstattung verpacken ließen und die wir zu dem sehr billigen Durchschnittspreise von

Mk. 90 für 1000 Stück (20/20 Kisten)

franko bei 300 Stück anbieten. Für Raucher besserer Qualitäten, die keinen besonderen Wert auf Aussehen und eleg. Verpackung legen, sondern denen edle Qualität die Hauptsache ist, **eine ungemein günstige Kaufgelegenheit, die nicht überboten werden kann.** Um wirkliche Durchschnittsware senden zu können, erbitten Bestellungen nicht unter 6/20 Kisten. **Der Preisunterschied zwischen den einzelnen Sorten ist durch Nummern gekennzeichnet.** Sofortige Lieferung kann nur so lange erfolgen, als der jetzige Vorrat reicht.

Versand gegen Kasse (Nachnahme oder vorherige Einsendung) mit 2% Skonto.
3 Monat Ziel, wenn Stand Bürgschaft bietet. Garantie: Zurücknahme.

Engelhardt & Rübe, Bremen 73

Zigarrenfabrik seit 1883 :: Postscheckkonto Hamburg Nr. 2559.

Jeder Offizier abonniere auf die

Neuen Militäriſchen Blätter

Infanteriſtiſche Halbmonatshefte

53. Jahrgang. — Abonnementspreis 1,— Mk. vierteljährlich.

Herausgegeben von Hauptmann **Dr. Fritz Roeder**

Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen Abonnements entgegen.

Probenummern koſtenfrei durch die Expedition **Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.**

einer Hand sich um vorbereitende Schritte zu einer definitiven Verständigung mit der Standard Oil handele. Unwahrscheinlich wäre das nicht, nachdem sich die letztere kürzlich mit der holländisch-englischen Gruppe verständigt hat, und da auch heute schon zwischen der deutschen Gesellschaft und der Standard Oil gewisse Beziehungen bestehen, auf die wir früher bereits hingewiesen haben. Es wird gut sein, die Weiterentwicklung dieser Angelegenheit im Auge zu behalten, namentlich wenn das Reich in der Tat dem Gedanken nähertreten will, durch ein Staatsmonopol die Macht der Standard Oil zu brechen. Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

558. **Ev. Hauslehrer**, bald, Hannover.
559. **Ev. Kandidat** (Theol. od. Phil.), Baden.
560. **Hauslehrer**, (Theol. od. Phil.), 1. November od. 1. Januar 1912, f. 3 Quartaner, Schlesien.
561. **Hauslehrer**, bald, f. 2 Kinder, Pommern.
562. **Stadtrat**, akad. techn. gebild. (5000 M.), bald, Ostpr.

B. Für Damen.

563. **Erzieherin**, mus., ev., 1. 1. 12, f. 9-jähr. Mädchen, Mecklenburg.
564. **Hauslehrerin**, gepr (Klav., Zeich.), bald, Ungarn.
565. **Lehrerin**, ers., f. Mädchenprivatschule (1300 M.), bald (Sprachen, Gesang, Turnen), Ostpr.

Ein neues Heilverfahren.

Wir dürfen wohl als bekannt voraussetzen, dass unter allen lebenserhaltenden Faktoren der Sauerstoff der bei weitem wichtigste und unentbehrlichste ist. Verarmung des Blutes an Sauerstoff ist von der Wissenschaft längst als eine Hauptursache der verschiedensten Krankheitszustände nachgewiesen worden; denn sie hat zur unausbleiblichen Folge, dass die aufgenommene Nahrung in unvollkommener Weise zersetzt (verbrannt, oxydiert) wird, und dass sich daher giftige Stoffwechselrückstände, insbesondere harnsaure Salze, bilden, welche die Säftemasse verunreinigen, die Blutbewegung erschweren und die Gewebe in einen Reizzustand versetzen. Die Zufuhr konzentrierten Sauerstoffs zum Blute und somit die Verwendung dieses lebenswichtigen Gases zu Heilzwecken gehört zu den Aufgaben, welche lange Zeit für unlösbar gehalten wurden. Erst der modernen Chemie ist es gelungen, in Gestalt eines weiss aussehenden und leicht einzunehmenden Pulvers ein Präparat herzustellen, welches den Sauerstoff in chemischer Bindung enthält und ihn vom Magen aus an das Blut abgibt. Eine mehr als zehnjährige Erfahrung, die **das Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin SW. 11,** mit diesem neuen Mittel gesammelt hat, hat den unwiderleglichen Beweis erbracht, dass die Erwartungen, die man in die Heilkraft des Sauerstoffs gesetzt hatte, durchaus berechtigt waren. Das völlig ungiftige Präparat hat sich bei individueller Dosierung nach ärztlicher Vorschrift in der Praxis ganz ausgezeichnet bewährt. Bei allen Nervenleiden und Stoffwechselkrankheiten (Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Magen-, Nierenleiden, Darmträgheit, Hämorrhoiden, Arterienverkalkung, Blutarmut usw.) sind, selbst häufig noch in sehr schweren und veralteten Fällen, ganz vorzügliche und überraschende Heilerfolge erzielt worden. Bei längerem Gebrauch der Präparate konnte häufig eine vollständige Regeneration des Körpers mit all den erfreulichen Symptomen des wiedererwachenden Wohlbehagens, der Lebensfreude und des Betätigungstriebes konstatiert werden. Zahlreiche Ärzte haben die Kur an sich selbst versucht und sie ihren Patienten empfohlen. **Schliesslich (1907) wurde das Mittel auch in die Arzneiverordnung der Königlichen Universität aufgenommen** und hat sich seitdem in steigendem Masse die Wertschätzung denkender Ärzte erworben. Näheren Aufschluss über das Verfahren erteilt eine Broschüre, welche das oben erwähnte Institut kostenlos versendet.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Eine Erinnerung, eine Mahnung und eine Hoffnung

(Ein Epilog zum jüngſten Marokkoſtreit)

Von Dr. Karl Mehrmann-Coblenz

Wir bringen dieſen Aufſatz um ſo lieber, als er von einem bewährten Vorkämpfer der alldeutſchen Idee ſtammt und ſomit eine doppelt wirkſame Kritik an den letzten Beſchlüſſen des alldeutſchen Verbandes darſtellt. Die Schriftleitung.

Wir haben ſeit bald einem Jahre die vierzigjährige Jubelfeier der großen Siegesfreude von 1870 hinter uns, und doch ſind wir heuer mehr faſt als vor einem Jahre an die ungeheuern Empfindungen jener unvergleichlichen Zeit erinnert worden — aus der Abſicht der politiſchen Taktik, den furor teutonicus zu entfeſſeln, um unſerer Regierung den Nacken zu ſteifen bei den Verhandlungen um Marokko und um den Widerſtand der franzöſiſchen Unterhändler zu brechen.

Man ſagt, die Geſchichte ſei eine Lehrerin, und man ſetzt zuweilen hinzu: aber man hört ſie nicht. In Deutſchland wenigſtens iſt heute in weiten Kreiſen die allgemeine Empfindung, daß Frankreich der Lehren von 1870 nicht mehr eingedenk ſei, daß es vergeſſen hat, daß geeinter deutſcher Kraft und einheitlichem deutſchen Wollen keine Nation Europas gewachſen ſei. Wir aber denken daran, daß es ein vergebliches Mühen der Diplomatie und der Kriegskunſt des dritten Napoleon war, den Sinn der Weltgeſchichte nicht verſtehen zu wollen, die in Mitteleuropa neben dem habsburgiſchen noch ein zweites Kaiſertum deutſcher Nation brauchte, um die europäiſche Staatenfamilie erſt vollkommen in ſich zu gliedern und zu entfalten. Es war die Übereinſtimmung des nationalen Einheitsdranges mit der geſchichtlichen Notwendigkeit, die bei Sedan den Sieg davontrug, und es war die Unfähigkeit, die Preſtigeſucht des nationalen

Egoismus zum Schweigen zu bringen vor dem Veränderungstrieb im Staatensystem, die den französischen Kaiser nach Kassel in die Gefangenschaft führte.

In den vier Jahrzehnten des Friedens, den uns der Frankfurter Vertrag gebracht hat, schien es zeitweilig, als ob Frankreich der Lehren des für Deutschland so glorreichen Krieges nicht eingedenk sei. Aber anderseits läßt sich nicht verkennen, daß gerade die besten Männer der dritten Republik den französischen Machtwahn von Mitteleuropa nach außereuropäischem Gebiet zu leiten suchten. Die Ausbreitung der Franzosen in Asien und Nordafrika fand Bismarcks lebhafteste Unterstützung. Und das ist die dritte Lehre, die unsere Nachbarn aus der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen ziehen sollten, daß Verträglichkeit mit Deutschland einer der Baumeister des neuen französischen Kolonialreichs gewesen ist. Die Revanchards freilich sahen in der Unterstützung, die Bismarck der kolonialen Ausbreitung der Republik angedeihen ließ, nur einen Ausfluß der Angst unseres Reichsgründers vor dem cauchemar des coalitions. Gewiß, es ist wahr, Fürst Bismarck hat, fast schon am Ende seiner gesegneten Laufbahn, noch das hinreißende Wort geprägt: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt." Aber den furor teutonicus wirklich zu entfesseln, daran dachte er doch nur, wenn das Leben der deutschen Volkseinheit, deren Freiheit und Ehre bedroht war. Nur wo die Lebensnotwendigkeit und die Würde der Nation auf dem Spiele standen, kannte die Bismarcksche Politik keine Konnivenz, so sehr sie im übrigen zu Konzessionen bereit war.

Ein Menschenalter ist freilich nur zu sehr dazu angetan, die Söhne die bitteren Erfahrungen der Väter vergessen zu lassen. Falsche Schlüsse aus der Bismarckschen Praxis und allzu große Nachgiebigkeit der ersten Nachfolger des Reichsgründers haben in der französischen Presse den Wahn genährt, daß sich unser Lebensinteresse auf das europäische Festland und das wirtschaftliche Gebiet beschränke. Heut weiß man in Paris, daß sich die nationale Energie des Deutschen Reichs immer noch auch in Gebietserwerbungen auf kolonialem Boden zu betätigen strebt, und daß sich die deutsche Gegensätzlichkeit, wenn nötig, auch außerhalb des europäischen Festlandes bemerkbar zu machen weiß. Wir Deutsche unserseits sollten wissen, daß der Gedanke eines gallischen Weltreiches rings um das Westbecken des Mittelmeeres herum eine nationale Idee ist, die die heutigen Franzosen mit fast derselben Lebendigkeit erfüllt, wie vor vierzig Jahren der Wunsch nach der deutschen Einigkeit die Stämme vom Fels zum Meer. Was Frankreich mit der Gründung seines europäisch-nordafrikanischen Einheitsreiches erstrebt, ist zuletzt die Wiedergeburt des ungeheueren Gedankens der ehemals hasdrubal-hannibalischen Politik, ein Ringreich von der Stätte des alten Karthago bis an die Tore des Herkules zu errichten. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß dieser neufranzösische Imperialismus, so sehr er sich nach dem Süden in das afrikanische Festland hinein zu verbeißen scheint, zu allerletzt doch nur auf afrikanischer Grundlage seine Spitze in das europäische Festland richten möchte. Insofern sich eine solche chauvinistische Weltpolitik zu der Hoffnung versteigt,

mit den Hilfsmitteln Nordafrikas noch nach vierzig Jahren Revanche an uns zu nehmen, wird sie sicher an der Überspannung der Vergeltungsidee zugrunde gehen. Ebenso wenn sie sich darauf kapriziert, mit dem nordafrikanischen Menschenmaterial die Lücken der eigenen Wehrkraft auszufüllen, um uns den Groß- und Weltmachtkitzel auszutreiben. Das Sträuben gegen die geschichtliche Entwicklung, die sich im Bunde mit nationalem Idealismus fühlt, hat der dritte Napoleon als einen Verstoß gegen die Realpolitik mit dem Verlust seines Thrones gebüßt.

Es mag uns Deutschen schwer fallen, in dem Versuch der Franzosen, um das westliche Mittelmeer ein europäisch-afrikanisches Einheitsreich zu legen, eine geschichtliche Notwendigkeit zu spüren. Aber der Gang der Entwicklung, die uns nach Algeciras führte und dort auf den Widerstand fast aller Großmächte stoßen ließ, sollte uns klar machen, daß unsere Status quo-Politik am Mittelmeer, die in dem nationalen Schwung der französischen Ausdehnungspolitik, in der diplomatischen Mächtegruppierung und in der geographischen Nachbarschaft Frankreichs und Marokkos einen Dreibund von Gegnern fand, in Wirklichkeit eine reaktionäre Politik bedeutete. So stark auch der Algecirasvertrag die Souveränität des Sultans betont, tatsächlich war schon dieser Vertrag die Denkschrift auf dem Grabe der Unabhängigkeit Marokkos. Und mit dem Marsch nach Fez schritten die französischen Truppen achtlos über Grab und Grabmal hinweg.

Trotzdem gibt sich unsere nationalistische Presse, indem sie dem Entweder (einer Abtretung Südwestmarokkos an Deutschland) das Oder (des Rückzuges der Franzosen) gegenüberstellt, den Anschein, als könne sie die Mumie der Souveränität des marokkanischen Sultans wieder lebendig machen. In Wahrheit weiß sie sehr wohl, daß dieser künstliche Wiederbelebungsversuch nur eine Episode bilden würde, der die amtliche Todeserklärung bald folgen würde. Indem sie für den Fall des Bleibens der Franzosen in Marokko mit dessen Teilung zufrieden ist, verrät jene Presse, daß sie ja selbst nicht mehr an die Möglichkeit glaubt, den Gang der Ereignisse zurückschrauben zu können. Indem sie mit dem Vorschlag, Marokko zu teilen, der Republik den nördlichen Teil anbietet — wird da das angeblich so fürchterliche europäisch-nordafrikanische Einheitsreich Frankreichs etwa weniger Wirklichkeit?

Frankreich zu hindern, jemals an ein europäisch-nordafrikanisches Weltreich zu denken, wäre vielleicht damals, als sich die Republik in Tunis einschlich, noch möglich gewesen. Wenn Bismarck freiwillig, aus guten Gründen der europäischen Politik, Frankreich die Wege in Nordafrika ebnete, so haben seine Nachfolger in Algeciras sein Werk gezwungen fortgesetzt. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das Beispiel Napoleons nachzuahmen und etwas, das wir selbst als unaufhaltbar erkannt und gefördert haben, kurz vor seinem Schluß rückgängig machen zu wollen. Ich habe, als Lloyd George und Asquith ihre Drohreden hielten, aus der Angst des Schatzkanzlers vor einer Störung des englischen Budgets gefolgert, daß Frankreich bei einem Kriege mit Deutschland an Eng-

land keinen Helfer würde gefunden haben. Aber geeignet, die Republik unter unbesonnener Führung in einen Krieg mit uns hineinzuhetzen, waren die englischen Ministerreden nur allzu sehr. Und den Vorteil hätte bei einem saigner à blanc der beiden größten Militärmächte des europäischen Festlandes die englische Wirtschafts- und Weltpolitik mit ein paar Kanonenschüssen der britischen Flotte gehabt.

Nun habe ich wie jeder patriotische Deutsche natürlich so viel Ehrgefühl, um selbst einen Krieg nicht zu scheuen, wenn Lebensnotwendigkeiten oder die Ehre der Nation auf dem Spiele stehen. Aber daß eine Lebensnotwendigkeit des Deutschen Reiches durch die Gründung des europäisch-nordafrikanischen Reiches Frankreichs auch dann gefährdet sei, wenn Deutschland für den Machtzuwachs der Republik entschädigt werde, das behauptet auch die nationalistische Presse bei uns nicht. Denn sonst könnte sie überhaupt nicht den Vorschlag machen, gegen Abtretung des Susgebietes an uns Frankreich Nordmarokko zu überlassen. Gegen ein Handelsgeschäft in Landgebiet hat jene Presse also grundsätzlich nichts einzuwenden. Nur versteift sie sich auf die Entschädigung gerade in Marokko. Und da frage ich mit allem Ernst: Ist denn das Susgebiet in der Tat eine Lebensnotwendigkeit für Deutschland? Sind wir ohne es in unserem Bestand, in unserer nationalen und politischen Unabhängigkeit bedroht? Kein richtig Denkender wird darauf mit einem Ja antworten, und ebenso wenig auf die Frage: Bedeutet der Verzicht auf das Susgebiet eine Beeinträchtigung unserer nationalen Ehre, wenn wir dafür anderen Ersatz bekommen? Man hat gesagt, wir seien durch die englischen Drohungen von Marokko zurückgetrieben worden. Aber die deutsche Regierung hat erklären lassen, daß sie im offiziellen Verkehr mit Frankreich niemals, auch zu Anfang nicht, das Susgebiet gefordert habe. Auch der bekannte offiziöse Artikel der Kölnischen Zeitung, der frühzeitig auf die Forderung der Entschädigung im französischen Kongo vorbereitete, spricht mit seinem zeitlichen Erscheinen gegen jene Behauptung. Man mag es als Unehrlichkeit eines Großmoguls tadeln, wenn England durch seine Ministerreden den Eindruck hervorzurufen suchte, als habe die britische Diplomatie Deutschland aus dem Sus verjagt. Aber bloß um sich gegen englisches Protzentum aufzulehnen, das Verlangen nach dem Susgebiet bei Frankreich nachträglich durchzudrücken, das wäre Sucht nach Prestige à la Napoleon III. und nicht Bismarcksche Realpolitik.

Es gab nur eine Möglichkeit, die für uns zur Notwendigkeit geworden wäre, das Schwert zu ziehen: die nämlich, daß sich Frankreich oder Großbritannien überhaupt jeglicher deutschen Forderung, uns für das Gleichgewicht in Europa verschiebende Wachstum der Republik zu entschädigen, entgegengestemmt hätte. Die Entschädigung selbst war eine Lebensnotwendigkeit sowohl wie ein Gebot der nationalen Ehre, nachdem sich Frankreich über die Pflichten, die die Algecirasakte auferlegte, hinweggesetzt hatte. Dieser Lebensnotwendigkeit wie unserem Ehrgefühl nach seinen Kräften gerecht zu werden,

hat sich das offizielle Frankreich unter erzwungener oder klug-freiwilliger Zustimmung Englands durch das Angebot territorialer Entschädigung bereit erklärt. Wo diese Entschädigung liegen solle, das war eine Frage der Zweckmäßigkeit.

Und da frage ich weiter: Hat das Susgebiet wirklich die politische Bedeutung für uns, die ihm unsere nationalistische Presse zuerteilt? Man verweist auf die Möglichkeit Frankreichs, sein Heer aus Marokko zu ergänzen. Ganz abgesehen davon, daß unsere Militärs die Bedeutung und Stärke dieser farbigen Truppen nicht sehr hoch anschlagen — aber die Möglichkeit, in Marokko zu rekrutieren, hat Frankreich ja, einerlei ob uns das Susgebiet gehören wird oder ob wir am Kongo entschädigt werden. Jedoch, vom Sus aus, so behauptet man, kann Deutschland in einem Krieg mit Frankreich ganz Nordafrika revoltieren. Das ist eine Behauptung, der sich die andere gegenüberstellen läßt, daß uns das Sus, mitten im französischen Kolonialgebiet gelegen, bei seiner notgedrungen schwachen Besatzung sofort entrissen wird. Gewiß, beim Friedensschluß erhalten wir es wieder. Aber seine Aufgabe, ein Revolutionsherd für Französisch-Nordafrika zu sein, dürfte es während des Krieges schlecht genug erfüllt haben.

Das Susgebiet, so wird freilich weiter gesagt, hat aussichtsvolles Ansiedlungsgebiet. Die Kenner sagen's, also ist es wahr. Und das ist etwas, was gerade mich, der ich in so zahlreichen Aufsätzen der „Alldeutschen Blätter" als Hauptmangel der auswärtigen Politik Bülows dessen zu geringes Streben nach Ansiedlungsgebiet aufgedeckt habe, reizen mußte. Ich verzichte deshalb auf den Einwand, daß das Deutsche Reich augenblicklich Menschen nicht aus-, sondern einführt, daß im besonderen der Deutsche, wenn er auswandert, amerikanischen Boden bevorzugt, daß auch unser Südwest und der Kilimandscharo keineswegs von Ansiedlern überlaufen werden. Ich setze sogar den Fall: die Möglichkeit, den Auswandererstrom über den Atlantischen Ozean zurückzulenken, wäre vielleicht gegeben, wenn uns in unseren Kolonien besseres Ansiedlungsland zu Gebote stände. Aber wer verbürgt sich, daß Marokko mit seiner heißen Sonne trotz der kühlenden Nähe des Atlas wirklich für die Mehrzahl unserer bäuerlichen Auswanderer etwas Lockendes hätte? Auf jeden Fall aber (und das schlägt m. E. die ganze Politik unserer nationalistischen Presse) mit ihrem: Entweder zieht sich Frankreich aus Marokko zurück oder wir nehmen das Susgebiet, bestätigen die Herren vom Alldeutschen Verband neuerdings, daß ihr Glaube an das Susgebiet als eine deutsche Lebensnotwendigkeit nicht allzu groß ist. Gesetzt, Frankreich täte ihnen den Gefallen und verließe Marokko wieder — wo bliebe dann für Deutschland dort das doch angeblich so unsagbar notwendige Ansiedlungsgebiet?

Und selbst angenommen, das Susgebiet wäre ein Stück Erde, auf das unsere Bauern erpicht wären, daß sie seinetwegen lieber einen Krieg riskieren als auf es für Kongoland verzichten würden. Ist denn der Landhunger des deutschen Bauern für die auswärtige Politik Deutschlands allein maßgebend?

Hat denn das Kongoland vor dem Susgebiet gar keine Vorzüge? Ich spreche nicht von dem Unterschied des Flächeninhalts. Die nationalistische Presse wiegt diesen Vorzug der Kongoentschädigung mit großer Leichtigkeit durch den Vorwurf auf, daß es sich ja nur um Tschadsümpfe handele. Von geographischer Kenntnis ist dieser Vorwurf ja nicht allzusehr angekränkelt. Ich bin nicht zuständig, zweifle aber, ob das Susgebiet lauter Ackerboden und nicht manche Steinwüste enthält. Niemand streitet, daß es an Erzfunden einen Vorsprung hat, von dem man freilich noch nicht wissen kann, ob er in dem noch so herzlich wenig erforschten Kongoland nicht sollte eingeholt werden können. Schließlich ist doch der Gummireichtum des Kongolandes auch ein Vorteil, und wenn das Susgebiet als Baumwollland gepriesen wird, so sei doch mit allem schuldigen Respekt daran erinnert, daß es noch nicht viele Jahre her sind, daß auf Mittelafrika von den Baumwollkonsumenten ganz ansehnliche Hoffnungen gesetzt wurden. Allerdings, wenn man heute die nationalistische Presse liest, so wundert man sich, mit welcher bespektierlichen Handbewegung jetzt selbst Kamerun beiseite geschoben wird im Vergleich mit dem herrlichen, dem einzigen, dem unerreichbaren Susgebiet. Und doch wurde bis zum Auftauchen der Susfrage unser Kamerun auch in der nationalistischen Presse stets als aussichtsreichste unserer Kolonien ausgegeben. Heute ist das anders. Es steckt eben auch in der Politik viel Eigensinn.

Ein Etwas aber, das der Entschädigung am Kongo einen unschätzbaren Wert gibt, das ist ihre Fähigkeit, das Bindeglied zu werden für die Konsolidierung unseres afrikanischen Kolonialreiches. Das Susland würde zu dem zerstückelten Herrschaftsbesitz in Afrika noch ein weiteres Stück zusammenhangslos hinzufügen. Gewiß, für die militärische Behauptung einer etwaigen Suskolonie macht deren Entfernung vom Hauptstock unseres kolonialen Besitzes nichts aus. Dieser wird ja nicht auf afrikanischer Erde verteidigt, sondern in Europa und im Indischen Ozean. Aber für die Verwaltung, für die wirtschaftliche Ausnutzung, für die Verkehrserschließung und die agrarische und industrielle Ausbeutung ist es ein Unterschied, ob unser Kolonialgebiet in einzelnen Stücken über ganz Afrika zerstreut liegt oder ob es sich zu einer großen Herrschafts- und Verkehrseinheit zusammenfügen läßt. Sicherlich: auch die Abtretungen am Kongo machen Deutsch-Ost- und Westafrika noch zu keinem zusammenhängenden Kolonialreich, und zwischen der Mitte des schwarzen Erdteils und dem Südwesten klafft noch die Angolalücke. Aber die Entwicklungsmöglichkeiten zur Vereinheitlichung sind mit der Abtretung am Kongo gegeben. Wir können schon dann eine dem Einfluß der Weltmächte entrückte Bahnverbindung zwischen Ostafrika und dem vergrößerten Kamerun durch das den Wechselfällen des Krieges entzogene neutrale Belgisch-Kongo führen. Und der Zukunftsentwicklung sind keine Grenzen gesetzt. Koloniale Erwerbungen sind, wenn sie nicht durch Friedensschlüsse bedingt werden, Handelsgeschäfte, also ohne Beeinträchtigung des nationalen Ehrenpunktes auch im Frieden möglich. Wer will heute, wo wir sogar von der

Großmacht Frankreich im Frieden ein mittelafrikanisches Gebiet von der Größe der Republik erhalten können, zu leugnen wagen, daß sich Möglichkeiten einer Besitzveränderung auch im Belgisch-Kongo erdenken lassen, durch die die territoriale Verbindung zwischen dem deutschen Osten und Westen Afrikas könnte hergestellt werden? Die Kongoakte bietet für solche Veränderungen ebensowenig unübersteigbare Hindernisse wie die ebenso internationale Algecirasakte. Auf Angola aber haben wir seit reichlich einem Dutzend Jahre die erste Hypothek. Auch da sind Liquidationen möglich, die Deutsch-Südwest eng an unseren mittelafrikanischen Besitz fügen und so die Konsolidierung unseres afrikanischen Kolonialreiches vollenden können. Es ist noch nicht Kiderlen-Wächter, der uns die koloniale Einheit beschert hat, aber er will uns zu dem beträchtlichen Landgewinn der Kongoentschädigung auch die Entwicklung zu einem einheitlichen Kolonialreich bieten. Er hat damit in unsere auswärtige Politik neben dem Trachten nach einem bloßen realen Vorteil auch die Begeisterung durch eine Idee wieder eingeführt. Gerade die nationalistische Presse operiert so gern mit dem Bismarckschen Wort von der Bedeutung der Imponderabilien. Die Weckung des deutschen Idealismus ist ein solches Imponderabile.

Jedoch, der Verlust der wirtschaftlichen Kraftbetätigung in dem an Bodenschätzen so reichen Marokko wäre ein schwerer Schlag für unsere industrielle Entwicklung! Aber das zähe Feilschen um Sicherungen gegen einen solchen Verlust ist doch zunächst ein Grund zur Hoffnung, daß die wirtschaftlichen Interessen in Marokko nicht leichtfertig geopfert werden. Zur Klage über mangelnde Fürsorge für unsere Industrie kann ernstlich erst Anlaß sein, wenn der Vertragsabschluß unsere Hoffnungen nach dieser Richtung hin nicht gerechtfertigt hat.

Im übrigen hat das deutsche Volk zu Klagen allzeit Anlaß genommen. Heute heißt es, ein Bismarck würde so nicht gehandelt haben wie Kiderlen-Wächter. Mit Verlaub: als Bismarck noch im Amte war, ist ihm das Lob gerade von den Nationalen leider nicht so vorbehaltlos gespendet worden, wie heute behauptet wird. 1864 nicht, als ihm Wrangel vorwarf, mit der Feder verdorben zu haben, was das Schwert errungen habe (übrigens eine alte Phrase, die schon 1814 und 1815 abstrapaziert wurde). 1866 nicht, als König Wilhelm und seine Generale dem Ministerpräsidenten zu einem Nervenchok verhalfen, weil sie nur mit höchstem Widerstreben auf den Einzug in Wien verzichteten. 1867 nicht, als der Nationalverein wegen der Nachgiebigkeit in der Luxemburger Frage grollte. 1871 nicht, als Kaiser Wilhelm seinem Reichskanzler nach der Proklamation in Versailles die Hand verweigerte. Zur selben Zeit, als die nationalliberale Mehrheit des Reichstages Bismarcks Nachgiebigkeit gegen die bayrischen Reservatforderungen nicht begriff. Im gleichen Jahr, nach dem Frankfurter Frieden, als die Militärs den Verzicht Bismarcks auf Belfort nicht billigten. 1875 nicht, als Moltke nur widerstrebend von dem Gedanken eines Präventivkrieges abließ. 1884 nicht, als die Kolonialfreunde dem Kanzler

seine zögernde Haltung beim Erwerb Ostafrikas verargten. 1885 nicht, als der Reichsgründer im Streit mit Spanien um die Karolinen dem Papst das Schiedsrichteramt übertrug. 1888 nicht, als die freisinnige Presse über Bismarcks bulgarische Politik jammerte. 1889 nicht, als der Samoavertrag mit dem Tadel begrüßt wurde: Es gelingt nichts mehr.

Es ist das Schicksal des Diplomaten, Konzessionen machen zu müssen und dafür die Unzufriedenheit seiner Zeitgenossen zu ernten.

Neuwiener Schicksals- und Stimmungsdichtung

(Beer-Hofmann, Hofmannsthal, Schnitzler)

Von Victor Klemperer-Berlin

Mit Leidenschaft und vieler, wenn auch nicht völliger Berechtigung verteidigt Grillparzer mehrfach seine „Ahnfrau" gegen den Vorwurf, eine Schicksalsdichtung zu sein; denn als Vorwurf empfindet er die Meinung, wonach er Menschen zu Spielbällen der Willkür gemacht habe. Ein inneres gesetzmäßig waltendes Schicksal, das Gesetz der Vererbung, um dessen Entschleierung die Gegenwart ringt, stand dem jungen Dichter von 1816, schwankend und verhüllt allerdings, vor Augen. Etwa drei Menschenalter später, die übervoll sind vom Streben nach naturwissenschaftlicher Erkenntnis, hat wieder ein Wiener Schicksalsstück auf vielen deutschen Bühnen großen Erfolg, und diesmal waltet das Schicksal mit so grenzenloser Willkür, wie wohl in keiner Dichtung irgendeiner früheren Epoche.

Zwar „Der Graf von Charolais" (Berlin, S. Fischer Verlag), der den spärlich produzierenden und vorher durch einige Novellen kaum bekannt gewordenen Richard Beer-Hofmann mit einem Schlage berühmt machte, enthält auch jene Idee der schicksalsmäßigen Erbbelastung. Der jüdische Gläubiger, an dessen Hartherzigkeit alles Flehen des Grafen abprallt, kann nicht Menschlichkeit üben, weil er unter dem Bann der Unmenschlichkeiten steht, die seinem Vater und seinen Ahnen angetan wurden:

Schneidt's mir die Adern auf — heraus laßt's rinnen
Mei Blut, damit nix von mei Vatter, und
Mei Vatters Vatter, und von all de andern,
Ka Tropfen Bittres, Wehes in mir bleibt .....
— — — — — — — — — — — dann will ich
Mit Euch so reden, wie e Mensch — ich mein'
E guter Mensch — soll zu e Menschen reden.

Und Charolais selber erklärt als Erbschaft vom Vater, woraus sein vielfältiges Erwägen der Dinge und weiter das stimmungshaft Zähe seines immer

halb widerwilligen Handelns hervorgeht: der Vater, trotzdem er ein weiser Feldherr gewesen, habe keinen stürmischen Tatendrang besessen, habe niemals das Soldatengefühl gehabt, mit zufahrender Klinge, zugreifender Faust alles erobern zu können — „der Faust, die zugreift! Anderes Blut als meins, als meines Vaters Blut muß durch sie fließen." (Worin denn das österreichische Leitmotiv: „Nichts teurer ist hier Lands als der Entschluß" wieder einmal deutlich genug aufklingt.)

Aber das Schicksal betätigt sich doch auch in einer viel willkürlicheren Form. Der milde General, dem Krieg kein „fröhlich Handwerk" war, sondern nur „das, wohinter Friede lag", ist kaum eigentlich noch in der Ausübung seiner Pflicht gefallen, vielmehr einer Sinnlosigkeit erlegen, denn ein letzter, unberechtigter Schuß traf ihn, als der Friedensvertrag bereits unterzeichnet war. Und das Kupplerwirtshaus, in dem sein Sohn mit den unerbittlichen Gläubigern verhandelt und später die schwerste Stunde erlebt, gehört einem Manne, den der sinnlose Zufall zum Kuppler gemacht hat; er war ein gefeierter Sänger, da „blies ein Wind, ein Frühlingswind, und nahm die Stimme mir, und mit ihr alles", — und nun erst aus Verzweiflung und Trotz ergriff er das schmähliche Handwerk. Und der alte Gerichtspräsident, der über den seltsamen Fall entscheiden soll — die Gläubiger haben nach altem Rechtsbrauch die Leiche des Feldherrn, der zur Löhnung seiner Truppen Schulden machte, in den Schuldturm gesperrt und geben sie dem mittellosen Sohn nicht zur Bestattung frei —, der Gerichtspräsident muß gerade am Tage dieses Falles an einem äußerlichen Anlaß entdecken, daß seine Tochter aus einem Kind zum Weibe geworden ist, und weil ihn nun ihr künftiges Frauenschicksal quält, und weil er an Charolais' Sohnesliebe die tiefe Güte des jungen Menschen erkennt, so löst er selber die Leiche des Feldherrn und schenkt dem von Verzweiflung befreiten Jüngling zugleich mit dem Lösegeld die Hand seiner Désirée.

Doch dies alles sind schließlich Zufalls- oder Schicksalsfügungen, denen man in mancher Dichtung begegnet. Nun aber tritt ein, was Beer-Hofmann als etwas Neues und Unerhörtes für sich in Anspruch nehmen darf. Man hat das zumeist in seiner Neuheit nicht richtig erkannt. Das Stück wurde gelobt, weil es in den bisher berichteten Akten mit wundervoller Sprachkunst eigenartige Charaktere zeichnet und tiefe Gefühle ausdrückt, weil es auch in den beiden Schlußakten eine Überfülle von Sprach- und Gefühlsschönheiten aufweist. Doch tadelte man fast immer, daß zwischen diesen beiden Dramenteilen ein Bruch klaffe, und entschuldigte den Dichter nur mit seiner Abhängigkeit von einer stofflich rohen, unpsychologischen Vorlage, dem 1632 erschienenen Stück von Massinger und Field „The fatal dowry". Es ist auch wirklich ein Bruch vorhanden, denn Désirée, die rein und edel ist und ihren Gatten liebt, begeht plötzlich unter den widerwärtigsten Umständen einen überaus gemeinen Verrat an Charolais. Aber gerade dieser Bruch, diese Sinnlosigkeit bildet das, worauf der Dichter hinstrebte, bildet den eigentlichen Kern des Stückes. Die Persönlichkeiten des Dramas

nämlich sind zwar überzeugt, daß sie einer Schicksalsfügung unterstehen, aber eine Sicherheit haben sie doch: ihrer selbst glauben sie sicher zu sein, sie glauben bestimmt nichts tun zu können, was ihrem eigenen inneren Wesen widerspräche. Am stärksten drückt das Charolais mit diesen Worten aus:

Langsamem Siechtum, Armut, Sorge, Tod —
Kann Eintritt in mein Leben ich nicht wehren,
Ich weiß — Gebieter sind sie, und sie lenken!
Doch nie darf Reue auf der Stirn mir steh'n,
Nie Ekel sich auf meine Lippen legen —
— Ich mein', vor mir, vor meinem Tun und Denken.
Herr ist das Schicksal über allen Dingen —
— Doch hier bin ich's! Dazu kann's mich nicht zwingen.

Und so wie Charolais, denken der Präsident und Désirée, und nun — dies ist die bruchlos folgerichtige Entwicklung eines Schicksalsfanatikers — zeigt ihnen das Schicksal, daß es buchstäblich über allen Dingen Herr ist und ausnahmslos über allen, daß es auch die Persönlichkeit dem eigenen Selbst zu entfremden vermag. Désirée begeht im Taumel einer verführenden Stunde schändlichen Ehebruch, der Präsident muß sie selber des Todes schuldig erklären, und Charolais tut als leidenschaftlicher Rächer seiner Ehre, was ihm nun doch Reue auf die Stirn und Ekel auf die Lippen legen wird. Und Désirée sagt, sie wisse nicht, was sie zu ihrer Tat veranlaßt habe, und Charolais lehnt die Verantwortung am Tode seiner Gattin ab:

Ich trieb sie ja wohl in den Tod! Ich „trieb" sie!
„Trieb" ist das Wort — nicht wahr? Ich trieb sie nicht!
(ernst und stark) „Es" trieb uns — treibt uns! Es! .....

Dies also ist der letzte Sinn des Stückes, der vielleicht manchem anders gerichteten als ein Unsinn erscheinen mag, zumal ja Désirées Verhalten auch in den physiologischen Einzelheiten fast unerklärlich bleibt, aber doch, wie gesagt, ein mit bruchloser Folgerichtigkeit herausgearbeiteter Sinn: daß Schicksal noch mehr sei als vererbte Anlage und äußerer Zufall, dem ein noch so belastetes und gebundenes Ich doch immerhin irgend etwas entgegenzusetzen hat, daß es vielmehr die allmächtige, in der Außenwelt wie in der menschlichen Seele unumschränkt herrschende Sinnlosigkeit sei, der gegenüber der Mensch nicht als Persönlichkeit, sondern als Spielball bestehe.

Dieses Furchtbare, das Beer-Hofmann im „Charolais" wenigstens als ein Tragisches hinstellt, suchte er in einer früheren Dichtung, der lyrisch verschwimmenden Erzählung „Der Tod Georgs" gar als etwas beinahe Erfreuliches zu bezeichnen. Dort ist dem Einzelnen die Verantwortung für sein Tun und Lassen abgenommen, alles, was ihm geschieht, ist Schicksalsspiel, und alles, was ihm geschieht, hat Bedeutung, weil es zugleich Schicksal für andere bildet, weil er gar kein einzelner, sondern nur ein Mosaikstein im Weltgefüge ist. Und dieses verantwortungslose und verschwimmende Leben birgt dreifachen

Genuß, denn zu dem tatsächlichen Dasein des Tages tritt, vielleicht als ausgleichende Gerechtigkeit, das möglicherweise nicht minder tatsächliche Leben des Traumes, und weiter das Ahnungsleben, das Ahnen nämlich von dem geheimnisvollen Zusammenhang des schwankenden, des imaginären Ichs mit dem ganzen Gefüge des bunten, unendlichen Lebens. Hier ist die Bindung gegeben zwischen Beer-Hofmanns Schicksalsfanatismus dem einzelnen gegenüber, dessen Individualität er ja verneint, und jener Philosophie des Impressionismus, die Hermann Bahr verkündet und die sich als ein Einbruch des Alls in die Schranken der Persönlichkeit darstellt.

Wer Blumen betrachtet, schenkt den ersten Blick gewöhnlich der grellsten Blüte (die bisweilen die größte Schönheit und das meiste Gift in sich vereinigt); danach verweilt er bei den minder auffälligen, dann erst gleitet das Auge stengelabwärts, und zuletzt wird ein wissenschaftliches Interesse am Wurzelwerk und Boden rege werden. Zu den minder auffälligen Blüten der gleichen Art gehören einige Dichtungen Hugo v. Hofmannsthals, nicht deshalb, weil er dem Schicksal eine geringere Macht, dem Ich eine größere Sicherheit zuschreibt als Beer-Hofmann, sondern weil er zum mindesten den psychologischen Unmöglichkeiten aus dem Wege geht und die einzelnen Charaktere bruchlos darstellt. Aber die Grundanschauungen beider Dichter gleichen sich völlig, und man darf wohl in Hofmannsthal, trotzdem der 1874 Geborene fast acht Jahre jünger ist als Beer-Hofmann, den Meister des „Charolais"-Dichters, ja den eigentlichen Begründer dieses ganzen österreichischen Literaturgebietes sehen. Frühzeitig von der impressionistischen Kunst der französischen und belgischen, italienischen und englischen Moderne genährt, hat er dem so überkommenen europäischen Gesamtgut doch ein eigenes — vielleicht weiches Gefühls-, sicherlich schwelgerisches Sprachgepräge zu geben vermocht*).

Ihn lockt es zu der Verhängnisdichtung der Antike; er verdeutscht den Sophokleischen „Ödipus", denn Jokastes Worte:

Was braucht der Mensch
Zu fürchten? Treibt ihn nicht das Ungefähr
Dahin und dort? Weiß er von einem Ding
Das Wesen, windet ihm nicht jeder Luftzug
Sein Selbst aus seiner Hand? —

enthalten ja im Kern alles, was Hofmannsthal selber bewegt. Aber schließlich bietet ihm die Antike doch nur knappe Andeutungen und maßvolle Hinweise, und so bemächtigt er sich ihrer Stoffe und schaltet mit ihnen in zügelloser Freiheit. Die Tragödie „Ödipus und die Sphinx" ist ganz Hofmannsthals eigenes Werk. Ein mächtiger erster Akt zeigt den plötzlich um die Sicherheit seines Ichempfindens gebrachten, plötzlich von den Ahnungen ererbter Bestimmung

*) Ein Teil der Werke Hofmannsthals ist bei S. Fischer in Berlin erschienen, ein anderer im Inselverlag zu Leipzig, wo soeben ein Sammelband „Gedichte und kleine Dramen" herausgekommen ist, der zur Einführung in die Kunst Hofmannsthals sehr geeignet ist.

gefolterten Jüngling. Ein berauschter Gefährte hat in Ödipus Zweifel an seiner Herkunft erweckt, das delphische Orakel sollte ihm Gewißheit geben und schenkte dem Entsetzten statt der erbetenen Antwort den Ausspruch, er werde den Vater töten und die Mutter freien. Nun flieht er vor seinem Geschick und fühlt es doch über sich. In der bedrückenden Einsamkeit des Tempels ist ihm das Dunkle und Tiefe der eigenen Seele ins Bewußtsein gedrungen, er spürte: „hier ist kein Grund: dem Weltmeer ist ein Grund gesetzt — ihr nicht," und dann hat ihn das Orakel so getroffen, daß er mit dem frohen Ödipus von ehedem nichts mehr gemein hat:

Die Götter impfen sonderbaren Saft
Ins Blut: vor dem besteht nicht dieses Kinderzeug:
Ich bin, der gestern war.

Wiederum macht sich dies „Gestern" fürchterlich bemerkbar, denn aus dem Sturm klingen die Stimmen der Ahnen, deren Leidenschaften seinen Weg hervorrufen:

Unser Ringen und Raffen
Hat ihn erschaffen.
Herz und Gestalt,
Begierden und Qualen —
Er muß uns bezahlen,
Daß wir mit Gaben
Beladen ihn haben.
Er ist ein König und muß es leiden,
Und wär' ein nackter Stein sein Thron:
Es ist unf'res Blutes Sohn.

Alle diese Schicksalsdinge sind von geheimnisvollen Worten und Rhythmen umschleiert, aus denen sie um so gespenstischer hervorleuchten. Daß Hofmannsthal — freilich sehr ausnahmsweise — auch das einfacher Menschliche mit hinreißender Lyrik darzustellen vermag, beweist er in demselben Akte, in dem er schildert, wie sich Ödipus auf der Flucht vor seinem Schicksal von Heimat und (den vermeintlichen) Eltern losreißt. In Versen, die von der Klangschönheit als einzigem Gesetz geregelt sind, beauftragt der Verstörte seinen alten Diener:

Sag meiner Mutter, und meinem Vater sag': einmal am Tag
Zu dieser Stunde, wenn die Erde sich ängstlich regt,
Weil die Nacht das schwere Dunkel auf sie legt,
Da sollen sie sich erinnern, daß ich noch in der Welt bin,
Da werd' ich irgendwo niederknien,
Und wenn die Hände des Nachtwinds im Walde wühlen
Wie Menschenatem, schwer und beklommen,
Da wird ihr Gesicht zu mir kommen.
Und manchmal, wenn auch nicht jeden Tag,
Da werden sie spüren ein Etwas im nächtigen Wind,
Das wird sich regen und leise bewegen an dem Fenster, wo sie schlafen:
Da sollen sie wissen, das ist ihr Kind.

Aber schließlich müssen sich der lyrische Erguß, besonders der sprachprunkende, und die mystische Verschleierung immer als Feind des klares Handeln fordernden Dramas zeigen. Wenn sich die Andeutung des Gespenstischen in ständigen Variationen wiederholt und dabei ein rüstiges Fortschreiten der klaren Geschehnisse, eine kräftige Fortentwicklung der Charaktere unterbleibt, wird das erst überreizte Interesse des Hörers eingeschläfert. Solch eine einschläfernde Wirkung üben die späteren breiten und dunklen Akte des Dramas, das den Schicksalsverfolgten allzu langsam und allzu lyrisch bis zu seiner Vermählung mit Jokaste geleitet.

Und Hofmannsthal kann diesem Verharren im Mystischen und sprachschwelgerisch Lyrischen nicht entgehen, weil es ihm Sache des Prinzips ist. In seinen „Prosaischen Schriften" sagt er einmal: „Wir sind reicher an Gedanken als der endlose Meeresstrand an Muscheln. Was uns nottut, ist der Hauch. Wovon unsere Seele sich nährt, das ist das Gedicht, in welchem, wie im Sommerabendwind, der über die frisch gemähten Wiesen streicht, zugleich ein Hauch von Tod und Leben zu uns herschwebt, eine Ahnung des Blühens, ein Schauder des Verwesens, ein Jetzt, ein Hier und zugleich ein Jenseits, ein ungeheures Jenseits." Da hat man also wieder die Geringschätzung, wenn nicht Negierung der Klarheit im Individuum, die Sehnsucht nach der Berührung mit dem geheimnisvollen Wogen der Ganzheit des Lebens und dazu die Meinung, daß die letzte Aufgabe des Dichters darin bestehe, die Ahnung solcher Zusammengehörigkeit mit dem fließenden Ganzen hervorzurufen. Es mag mit dieser Geringschätzung des einzelnen und dieser Verehrung des mystischen Ganzen zusammenhängen, daß Hofmannsthal der Sprache eine übergroße Bedeutung beilegt; sie ist ihm nicht nur Gefäß des Gedankens, sondern auch die Trägerin der Bezauberungen, die dem Menschen jenes eigentümliche Gefühl, dem ganzen Leben eingefügt zu sein, aufzwingen, sie lebt fast unabhängig vom einzelnen Dichter eine Art eigenen mystischen Lebens. Nun könnte man einen Augenblick meinen, ein so auf lyrische Mystik Gestellter habe der Bühne völlig zu entsagen; aber tatsächlich erwächst aus dem Bemühen, den Menschen nicht nur durch klaren Gedanken und klares Gefühl zu erheben, ihn vielmehr durch das Ahnenlassen geheimnisvoller Zusammenhänge zu bezaubern, in eine Art Rausch zu versetzen, mit Notwendigkeit das Verlangen nach Bühnenwirkung. Gewiß, den stärksten Zauber sollen das Wort und sein Rhythmus selber ausüben: aber welche Hilfskräfte strömen dem, der bestrickende Wirkungen erzielen will, aus dem Klang des gesprochenen Wortes, aus der Gebärde des Sprechenden, aus Form und Farbe eines plastisch dargestellten Ortes, aus dem Wechsel seltsamer Beleuchtungen, kurzum aus dem ganzen, vielfältigen Apparat der Bühnenkunst. Es läßt sich diese auf Verzückung der Sinne und Verwischung des scharfumgrenzten Denkens ausgehende Theaterkunst, wie sie am stärksten auf den Reinhardtschen Bühnen ausgebildet wurde, mit den schwelgerisch schönen Formen katholischer Kirchlichkeit vergleichen, woraus sich denn zur Genüge erklärt, daß solches Bühnenwesen

den einen als etwas sehr Heiliges, den anderen als etwas sehr Unheiliges erscheinen muß.

Daß Hofmannsthal von solcher Bühne herab auch als Dramatiker unmittelbare Wirkung ausüben kann, hat er zum mindesten durch eines seiner der Antike entnommenen Stücke bewiesen, durch seine „Elektra". So eng sich die Handlung zumeist der Sophokleischen anschließt, so ganz gehört dies Stück dem modernen Dichter. Der Schicksalsgedanke tritt diesmal zurück, obwohl auch hier von des „dunkeln Schicksals finsterm Baum" die Rede ist, an den der Pfeil der Götter das Geschöpf nagele. Was herrscht, ist das von Sophokles nur leise und teilweise angedeutete, von Hofmannsthal breit und mit schauerlicher Bildkraft ausgeführte Kranksein der Gestalten. Krank ist Klytemnestra, die in einem halb unbewußten Augenblick zur Gattenmörderin wurde und nach dem Geschehnis (das ihr kaum Tat war) immer tiefer in Krankheit sank; krank, ja eine Wahnsinnige, ist Elektra, die das Wissen um das Entsetzliche, ein entwürdigtes Leben und die Maßlosigkeit jahrelangen Rachedurstes zerrüttet haben; und etwas krankhaft Überreiztes liegt auch schon in der blühenden Chrysothemis, deren Begehren nach Mann und Kind zu lange der Befriedigung harrt. Man kann das Stück eine Krankheitsgeschichte nennen und kann wohl die Frage aufwerfen, ob es Sache des Dichters sei, Krankheit um ihrer selbst willen darzustellen; aber die gewaltige Kraft, mit der Hofmannsthal auf diesem Wege, vielleicht einem Irrwege, hinschreitet, ist unmöglich zu verkennen.

Richtet man den Blick auf das Krankhafte in Hofmannsthals „Elektra", so hat man die Bindung zwischen den Schicksalsdichtungen und den anderen geistigen Erscheinungen der Zeit: es tritt das naturwissenschaftliche Element als Kittung zutage. Naturwissenschaft dürfte es gewesen sein, die im Ausgang der siebziger Jahre die „Neuen" zur exakteren Lebensdarstellung trieb. Naturwissenschaft führte aus der Betrachtung des äußeren Lebens ins Psychologische, wo man denn auf jene grundlosen Tiefen stieß, vor denen Ödipus schaudert. Und von da aus ging es eben in die Zweifel an der Einheit des Ichs und weiter in die neue Fatalistik — eine Entwicklung, die Hermann Bahr, der „gute Kamerad" der Schaffenden und besonders der Impressionisten, frühzeitig zu einem großen Teil vorausgesagt hat. In dieser Entwicklungslinie, aber an einem verzweifelt späten Punkte, setzt Hofmannsthals Schaffen ein. Dem siebzehnjährigen Dichter des dramatischen Einakters „Gestern" fehlt bereits jeder Glaube an die Einheit des Ichs:

Wer lehrte uns, den Namen „Seele" geben
Dem Beieinandersein von tausend Leben?

Und dieser Glaube an die Einheit des Ichs ist ihm nicht nur durch Anempfindung, durch die Lektüre der ausländischen Dekadenten abhanden gekommen, sondern auch dadurch, daß ihm fehlt, worin sich das Ich am stärksten und vielleicht einzig fühlt und beweist: das Handelnkönnen und selbst der Wille zum Handeln. Der Held des Stückes sagt:

. . . . . ich taste kläglich,
Wenn mich die Dinge zwingen zum Entscheiden:
Mich zu entschließen ist mir unerträglich,
Und jedes Wählen ist ein wahllos Leiden.

Und von entschlußfähigeren Freunden sprechend, meint er: „O, wie ich sie beneide um ihr Wollen!" Aber in diesem Neid des Willenlosen steckt Koketterie, denn ihm ist in seinem Zustand wohl. Gibt er sich doch ohne alles lästige Gefühl der Verantwortlichkeit und Pflicht jeder Stimmung und dem Genuß jeder Stunde hin, übt sich darin, alles was ihm das Leben bietet, auch das Schmerzliche, auch das Ungeheure, als Genuß, als ein ihm bereitetes Fest zu betrachten und macht aus solcher Schwelgerei ein System und gar eine Art Sittengesetzes.

Laß Dir des Heute wechselnde Gewalten,
Genuß und Qualen durch die Seele rauschen,
Vergiß das Unverständliche, das war:
Das Gestern lügt, und nur das Heut ist wahr!
Laß Dich von jedem Augenblicke treiben,
Das ist der Weg, Dir selber treu zu bleiben!
Der Stimmung folg', die Deiner niemals harrt,
Gib Dich ihr hin, so wirst Du Dich bewahren.

Den hastigen, schwankenden Genießer zu zeigen, der jede Stimmung ganz ausbeutet, unbekümmert um das Schicksal der ins Spiel gezogenen Mitmenschen, wird fortan eine Hofmannsthalsche Hauptaufgabe. So ist der Mädchenjäger Florindo in dem possenartigen Lustspiel „Cristinas Heimreise", so ahnt die Feldmarschallin, die von sich selber her den Maßstab nehmen mag, ihren blutjungen Octavian, so — nur ins Derbstoffliche übertragen — ist in derselben Komödie: „Der Rosenkavalier" Ochs von Lerchenaus falstaffisches Wesen gerichtet, und so greift der Baron in dem Versspiel „Der Abenteurer und die Sängerin" das Leben an, wobei sein Ausschöpfen des Daseins auch wieder zumeist auf „Frauen, Frauen, Frauen wie Wellen! wie der Sand am Meer! wie Töne in einem Saitenspiel!" hinauskommt. Aber schwelgerischer als im Darstellen solcher Genießer erscheint Hofmannsthal dann, wenn er ein Tragisches aufrollt zu dem offenkundigen Zweck, durch die Stimmung des Ganzen, durch seine malerischen und rhythmischen Werte zu reizen. Er hat dann nicht die Objektivität des Dramatikers, der allen Dingen ihren Lauf läßt, sondern etwas von der wollüstigen Anteilnahme eines Nero an dem von ihm angeordneten grausamen Spiel liegt in der sehr deutlich zu spürenden Stellung des Autors etwa zu dem mit äußerstem Raffinement auf stimmungshaftes Wirken hinarbeitenden Einakter: „Die Frau im Fenster". Von Sympathien des Dichters für seine Menschen, die er allzu oft zu bloßen Farben und Klängen gestaltet, kann im wesentlichen nur da die Rede sein, wo er die Schwachen und Haltlosen zeichnet. Das hat er im „Geretteten Venedig", der nach Otways Vorlage ausgeführten handlungsbunten Geschichte einer mißlingenden Verschwörung, in mehrfacher Variation

getan, und so mag dieses Stück den schlichteren Geschmack am menschlichsten berühren. Wiederum enthüllt sich bisweilen gerade da, wo Hofmannsthal am grausamsten scheint, blitzartig das, was man seine Religion nennen könnte: man fühlt, daß die so künstlich und so skrupellos gewonnene Stimmung den Weihrauch bedeutet, der die Sinne in die Ahnung jener Gemeinsamkeit alles Lebens hinaufverzücken soll.

Aber was für Hofmannsthal eine Erlösung bedeutet: dies vollkommene Zusammenfließen des Einzelnen mit dem Ganzen, dürfte manchem als eine Erniedrigung erscheinen. „Du bist nichts als ein Schwindeln, in einen dünnen Schleier eingehüllt", heißt es von Vittoria im „Abenteurer und der Sängerin", und solches Schwindeln sind alle Gestalten des Dichters — und immer werden Menschen leben, die etwas anderes und doch auch etwas besseres sein wollen als solch ein „Schwindeln" und es durch dies bloße Wollen schon wirklich sind, und die durch manches persönlich geprägte Werk auf irgend einem Gebiet menschlicher Tätigkeit auch den Beweis für ihr individuell umgrenztes, im Kern einheitliches Leben erbringen. All diesen auf ihr Ich Stolzen, die deshalb noch längst nicht gegen das fließende Wesen der Natur verblendet zu sein, noch längst nicht das den Menschen umgebende Geheimnis zu leugnen brauchen, all diesen kräftigeren Persönlichkeiten vermag die zur Schicksalsdichtung fortgediehene Stimmungskunst kaum mehr zu bieten als ein großes Mißbehagen, als dessen letzten Grund man vielleicht den Verdacht angeben könnte, daß diese Weltanschauung den einzelnen in ein mystisches Schicksal = bewegtes Ganzes nur deshalb einfließen lasse, um ihn damit der Verantwortlichkeit und Pflicht gegen die übrige Menschheit zu entbinden, um ihm den unbeschränkten und verzärtelten Genuß seines philosophisch ja negierten Ichs zu ermöglichen.

Eine Bereicherung des dichterischen Gebietes konnte diese Stimmungskunst nur da bedeuten, wo sie nicht in ihrer Ausschließlichkeit geübt, wo das Ich zwar in seinen Bedrohungen gezeigt, aber doch nicht ganz verneint wurde, wo man es nicht bloß in ein verschwimmendes All einfließen ließ, sondern auch mit Pflichten und Verantwortlichkeiten gegen die Mitwelt stellte, wo man dem Schwindel zum mindesten den Wunsch nach Festigkeit beigab und die Welt nicht nur im geheimnisvollen Schimmer der Mondnacht, sondern auch im Tageslicht abschilderte. Und darin scheint mir Arthur Schnitzlers noch nicht genug gewürdigtes eigentümliches Verdienst zu bestehen, daß die gern auf ihn angewandte Bezeichnung eines „Stimmungsdichters" sein Schaffen eben keineswegs völlig umfaßt, daß er auch dem Festeren, Älteren, Irdischeren nicht aus dem Wege geht, daß ihm die neue Kunst nur zur Vertiefung des Psychologischen, zur Nuanzierung der Farbentöne verhilft, aber nicht zu dem schillernden Deckmantel der Ich-Verneinung, unter dem sich die von aller Verantwortung gelöste Individualität einem bequemen Schwelgen hingeben kann. Durch seine österreichische Willensschwäche und durch sein naturwissenschaftliches (medizinisches) Studium der neuen Lehre zugeführt, wird er von einer großen Menschenliebe

vor ihren äußersten Folgerungen bewahrt. Er kann sich nicht dem bloßen Stimmungsgenuß überlassen, fühlt sich immer wieder den Menschen, den „Irrenden, Leidenden, Sterbenden" verkettet, vermag so das Ethische nicht ganz dem rein Ästhetischen aufzuopfern, was einige wohl für ein künstlerisches Manko erklären dürften, was aber doch nicht nur dem Menschen, sondern auch dem Dichter Schnitzler zugute kommt, weil es seinen Gestaltungen einen Halt gewährt.

Zwar der Anfänger scheint den um ein Dutzend Jahre jüngeren Hofmannsthal willig als Führer anzuerkennen. Ihm sind die „Anatol"-Szenen *) gewidmet. Sehnsüchtiges Haften nach persönlichem Lebensgenuß, der vorderhand auch noch allein auf „Frauen, Frauen, Frauen" herauskommt, eine Art naiv-koketter Freude am Aufsuchen der Stimmung und der interessant krankhaften Seelenzustände herrschen vor. Aber schon in der „Liebelei", die aus den Anatolszenen herauswächst und gewöhnlich als „Stimmungsdrama" abgestempelt wird, findet sich ein rein menschlicher, fest in sich ruhender Charakter: die ergreifende Gestalt des einfachen Musikers, der alles daran setzt, seiner Tochter Christine Glück zu verschaffen. Gewiß, auch hier ist Streben nach Genuß über die üblichen Moralschranken hinaus; aber es bleibt doch ein Unterschied, ob jemand der eigenen auserlesenen Seele auserlesene Genüsse oder dem schlichten anderen schlichtes Glück schenken will.

Dieses menschlicher gerichtete Streben Arthur Schnitzlers wandert eine Zeitlang Wege, die seiner dichterischen Eigenart nicht entsprechen, und die er dennoch — wenn man sein Werk als Gesamtheit übersieht — nicht vergeblich betreten hat. Schnitzler müht sich in Dramen wie „Märchen", „Vermächtnis", „Freiwild" um die allgemeingültige Lösung allgemeiner Fragen, wobei es im letzten Grunde immer um die Freiheiten und Glücksmöglichkeiten des einzelnen geht. Ihm ist in solchen Thesenstücken der Erfolg versagt, weil er innerlich nie Partei ergreifen kann, weil er die Berechtigung aller gegeneinander Streitenden sieht und alle mit gleichem Mitleid umfaßt. Dennoch ist sein Bemühen kein vergebliches; denn es übt ihm Blick und Hand für ein Gebiet, auf dem ihm bisher schon manches geglückt ist, und das noch weit vor ihm ausgebreitet liegt: für das Historische. „Stimmungsbild" nennt man die Novelle „Leutnant Gustl", und sie ist doch ein Stück Historie; als neuromantisches Spiel wird der „Grüne Kakadu" bezeichnet, und doch weht der Atem der Geschichte hinein; eine Geschichte der gegenwärtigen jüdischen Strömungen ist in dem Roman „Der Weg ins Freie" gegeben, und das Drama „Der junge Medardus" läßt das Wien von 1809 erstehen und spiegelt das Heute im Vergangenen. Man wende nicht ein, dies seien stoffliche Betrachtungen, die mit dem eigentlich Ästhetischen nichts zu schaffen hätten; denn es sind doch Andeutungen, wie Schnitzler aus dem Gebiet des Verschwimmenden ins Feste, aus dem nur Genießerischen ins Menschliche hinüberstrebt. Und jeder dieser Versuche, ob er nun glücklich oder minder gut ausfällt, und ob er auch nicht ohne die Kunstmittel der Hofmannsthalschen Richtung unternommen sei, macht Schnitzler reicher als die ausschließlichen Stimmungsdichter.

*) Die hier genannten Werke Schnitzlers sind bei S. Fischer-Berlin erschienen.

Freilich, es ließe sich das alles als bloße Abschweifung in diesem Schaffen hinstellen, und die individualistischen Dichtungen — Novellen, Gegenwartsdramen, Märchenspiele —, die den Kern des Schnitzlerschen Schaffens bilden, stehen so stark unter dem Einfluß jenes Impressionismus, daß der Dichter dennoch auch in diesen Zusammenhang gehört. Die Unsicherheit des Ichs, das zwischen Spiel und Ernst, Wirklichkeit und Traum nicht unterscheiden kann, gibt die leitende Idee des tiefsinnigen Lustspiels „Paracelsus"; Heißhunger nach Glück, quälender gemacht durch das folternde Bewußtsein der Willensschwäche, führt im „Schleier der Beatrice" zu einem Ausspruch, der auch in „Gestern" Platz hätte:

Wahn ist nur eins: das nicht verlassen können,
Was uns nichts ist, ob Freund, ob Frau, ob Heimat —
Und eins ist Wahrheit: Glück woher es kommt!

Und in der „Frau mit dem Dolch" heißt es gar von einer noch gegen den Ehebruch Kämpfenden, die visionsartig ein Gleichnis ihres Zustandes geträumt hat: es drücke sich „in ihren Zügen allmählich die Überzeugung aus, daß ein Schicksal über ihr ist, dem sie nicht entrinnen kann". Aber das sind doch sozusagen nur vorübergehende Betäubungen, und nie erliegt Schnitzler völlig dem gefährlichen Gift. Pauline wird durch kein Schicksal willenlos in den Ehebruch getrieben, sondern begeht ihn mit einiger Gemütsruhe, weil sie der geringe menschliche Anteil ihres Gatten an ihrem Wesen unbefriedigt läßt; und Filippo, dem Lebensdurstigen im „Schleier der Beatrice", der früh und friedlos endet, stehen zwei gleichgerichtete Männer eines Gegenwartsdramas gegenüber, die nach jenem Grundsatz gelebt und dennoch das Glück nicht errungen haben. Das Stück heißt sehr bezeichnenderweise „Der einsame Weg", enthält vieles von der Stimmungskunst und einiges von der Mystik der Hofmannsthalschen Art und enthält doch diesen Ausspruch des einen der einsam gewordenen Lebenskünstler zum anderen: „Lieben heißt für jemand anders auf der Welt sein. Ich sage nicht, daß es ein wünschenswerter Zustand sei, aber jedenfalls denke ich, wir waren beide sehr fern davon ... Glauben Sie, daß wir von einem Menschen — Mann oder Weib — irgend etwas zurückfordern dürften, das wir ihm geschenkt hatten? Ich meine keine Perlenschnur und keine Rente und keine wohlfeile Weisheit, sondern ein Stück von unserem eigenen Wesen." Hierin liegt, was Schnitzler bei aller Zugehörigkeit zur Stimmungsdichtung doch über diese hinausträgt. Wer Liebe als ein Für-andere-da-sein zu erklären vermag, bleibt den anderen, bleibt der Menschheit verbunden und verschwärmt sich nicht ins Verschwimmende; wer diese Erklärung gibt, kennt Aufgaben und Lebensinhalt und gewinnt an ihnen das Gefühl der Persönlichkeit, des umgrenzten Ichs; und wer aus solchem Gefühl heraus dichtet, schenkt in jedem Werke ein Stück seines warmen eigenen Wesens her — und nicht bloß kalte „Perlenschnüre", zu denen sich schließlich doch die schillernden Kunstgebilde Hofmannsthalschen Gepräges manch einmal aufreihen.

Reichsbank und Geldumlauf

Von Dr. Konrad Meißner, Rechtsanwalt am Kammergericht-Berlin

I.

Es ſind nunmehr drei Jahre verfloſſen, ſeit in den Beratungen der Bankenquetekommiſſion die wichtigſten Fragen unſerer Bankorganiſation einer eingehenden Erörterung im Kreiſe hervorragender Sachkenner unterzogen worden ſind. Bekanntlich bot den äußeren Anlaß zur Veranſtaltung der Enquete die Erneuerung des Reichsbankprivilegiums; der tiefere Grund aber lag in dem Wunſche, an Hand der Erfahrungen, die man in dem Kriſenjahre 1907 gemacht hatte, die Einrichtungen unſeres Bankweſens zu überprüfen und die mannigfachen Klagen und Abänderungsvorſchläge auf ihre Berechtigung hin zu unterſuchen. Das praktiſche Ergebnis dieſer Beratungen iſt bekanntlich ein ſehr beſcheidenes geweſen. Die Reformen der Bankverfaſſung haben ſich auf gewiſſe Einzelheiten von untergeordneter Wichtigkeit beſchränkt. Die bedeutſamſten Änderungen betrafen die Erhöhung des ſteuerfreien Notenkontingents und die Ausſtattung der Reichsbanknoten mit dem Rechte der geſetzlichen Zahlkraft. Die Wiedereröffnung des Reſervefonds der Reichsbank und die Erhöhung der Gewinnbeteiligung des Reichs ſind für die Verfaſſung und die Wirkſamkeit der Reichsbank von ſo nebenſächlicher Natur, daß es zur Vorbereitung dieſer Reformen ſicherlich nicht des umſtändlichen Apparates einer Enquete bedurft hätte. Der Schwerpunkt des Ergebniſſes dieſer Unterſuchung liegt alſo auf der negativen Seite: er iſt darin zu ſuchen, daß man vorbedachtermaßen von allen tiefeingreifenden Änderungen der Bankverfaſſung Abſtand genommen hat. Wünſche nach dieſer Richtung waren genug laut geworden; die radikalſten, auf Verſtaatlichung der Reichsbank gehenden, waren indeſſen ſchon von der Regierung ſelbſt durch die Formulierung des Fragebogens zurückgewieſen und von der Erörterung ausgeſchloſſen. Aber auch ſolche von geringerer Tragweite ſind ſchließlich zu Boden gefallen. Das Geſamtergebnis der Diskuſſion ging doch ſchließlich dahin, daß die Reichsbank ihre geſetzliche Aufgabe, den Geldumlauf im Reich zu regeln und für die Nutzbarmachung verfügbarer Kapitalien zu ſorgen, auf Grund ihrer bisherigen Verfaſſung in vollkommener Weiſe gelöſt habe, und daß nicht die Reichsbank und die von ihr befolgte Diskontpolitik dafür verant-

wortlich zu machen sei, wenn das Jahr 1907 dem deutschen Wirtschaftsleben eine Krisis so ernsthafter Natur und Zinssätze von unerhörter Höhe beschert hatte. Dabei wurde indessen nicht verkannt, daß in unserer Geld- und Kreditorganisation gewisse Übelstände und Fehler vorhanden seien, denen gesteuert werden müßte. Es herrschte eine vollkommene Einigkeit der Ansichten darüber, daß der Goldvorrat der Reichsbank für die Bedürfnisse unserer ausgedehnten Kreditorganisation zu klein sei und daß mit Ernst und Energie dahin gestrebt werden müßte, ihn zu erhöhen und dauernd auf einem Stand zu erhalten, der dem ständig wachsenden Bedürfnis entspreche. Die überwiegende Meinung ging aber dahin, dieses Ziel durch Maßnahmen administrativer und bankgeschäftlicher Natur, insbesondere durch eine kräftige Devisenpolitik, Begünstigung der Goldeinfuhr und Ersparung des Goldumlaufs im inneren Verkehr, nicht aber durch gesetzgeberische Experimente zu erreichen. So ist man denn bei der Erneuerung des Bankprivilegs mit der allergrößten Behutsamkeit verfahren. Selbst von einer Erhöhung des Grundkapitals der Reichsbank hat man Abstand genommen.

Die gleiche Vorsicht trat in der Behandlung der Frage des Depositenwesens, das mit der Bankverfassung nur indirekt zusammenhängt und darum auch einer besonderen Erörterung unterzogen wurde, zutage. Auch hier waltete eine große Scheu ob, in den lebendigen Fluß der wirtschaftlichen Entwicklung reglementierend einzugreifen. Freilich machten sich gerade in dieser Spezialfrage Wünsche und Forderungen nach abändernder gesetzlicher Regelung mit größerer Lebhaftigkeit und Entschiedenheit geltend. Schließlich aber war das Ergebnis insofern ein absolut negatives, als die in der Enquetekommission nahezu einhellig empfohlene Einrichtung einer ständigen Bankkommission, welche der Reichsbank als beratende Behörde in Bankfragen zur Seite treten sollte, nicht den Beifall der letzteren gefunden hat. So bleibt als eine nur indirekte Folgewirkung der Kommissionsverhandlungen lediglich die Publikation der zweimonatlichen Zwischenbilanzen übrig, zu der sich die Berliner und die größeren Provinzbanken freiwillig im Wege der Verhandlung mit der Reichsbank verstanden haben. Das ist nicht gerade viel, doch darf die Tragweite dieser Neuerung nicht unterschätzt werden. Das vom nächsten Jahre ab in Kraft tretende Schema der Bilanzveröffentlichungen wird durch seine weitreichenden Spezialisierungen die wertvollsten Aufschlüsse über die Beschaffenheit der liquiden Mittel, insbesondere die Zusammensetzung des Wechselkontos und der Effektenbestände geben und auf der anderen Seite auch einen besseren Einblick in das Wesen der kurzfälligen Verbindlichkeiten ermöglichen. Damit werden der Kritik sichere Handhaben gegeben und eine Grundlage geschaffen, von der aus eine Beurteilung wichtiger Streitfragen des Depositenwesens mit größerer Zuverlässigkeit erfolgen kann. Dies ist um deswillen von außerordentlicher Bedeutung, weil die Zweifel an der richtigen Organisation unseres Geld- und Kreditwesens durch den Ausgang der Enquete keineswegs verstummt sind, sondern aufs neue Prüfung erheischen.

Der größeren Öffentlichkeit ist das Bestehen solcher Zweifel jüngst dadurch wieder zum deutlichen Bewußtsein gekommen, daß die Verwaltung der Reichsbank besondere Maßregeln für erforderlich gehalten hat, um der übermäßigen Inanspruchnahme des Instituts an den Quartalsterminen zu begegnen. Schon Ende März, als der Status der Reichsbank in einer Woche eine Verschlechterung um 700 Millionen Mark erfuhr, nahm der Präsident Gelegenheit, in der Sitzung des Zentralausschusses darauf hinzuweisen, daß diese Erscheinung unerfreulich und bedenklich sei. Sie setze die Bank der Gefahr aus, plötzlich die Grenze der Dritteldeckung erreicht zu sehen und zwar in einer Periode ruhiger durch keinerlei Komplikationen gestörter wirtschaftlicher Weiterentwicklung. Es seien die Banken, welche die Schuld an dieser ganz ungewöhnlichen, und von Quartal zu Quartal sprunghaft wachsenden Beanspruchung der Reichsbank treffe. Der Konstatierung dieser Tatsache hat die Reichsbank dann eine Abwehrmaßregel auf dem Fuße folgen lassen. Sie hat die Lombardentnahmen an den Quartalsterminen dadurch erschwert, daß sie die kurz vor oder nach dem Monatswechsel aufgenommenen Darlehen einem Zinszuschlag von zehn Tagen unterworfen hat, sofern das Darlehn den Betrag von 30000 Mark übersteigt. Die Maßregel sollte also nicht den kleinen Geldleihern das Kapital verteuern, sondern sie war im Einklang mit den obenerwähnten Äußerungen des Präsidenten gegen die Großen gerichtet. Für diese bedeutet die Maßregel eine erhebliche Kreditverteuerung und demzufolge auch eine Krediterschwerung. Für ein Darlehn auf die Dauer von zwei, drei Tagen hat ja der Entleiher Zinsen für zwölf oder dreizehn Tage zu entrichten. Indem aber die Reichsbank die Bedingungen für ihre normale Kreditgewährung, den Wechseldiskont, unverändert läßt, weist sie die Befriedigung der Kreditbedürfnisse auf diesen Weg, auf dem sie ohne Mehraufwendung erfolgen kann. Die Banken pflegten bisher bei ihren Entnahmen am Quartalstermin das Lombardkonto zu bevorzugen, weil diese Geldbeschaffung sich für sie billiger stellte als die Diskontierung länger laufender Wechsel. Die Hergabe großer Summen als Darlehn gegen Unterpfand (Effekten oder Wechsel) hat aber für die Reichsbank den Nachteil, daß diese Unterlagen nicht als Deckung für die ausgegebenen Noten in Betracht kommen. Je stärker sich also die Inanspruchnahme des Lombardkontos gestaltet, um so schlechter muß das Deckungsverhältnis der Noten werden. Dagegen dienen die von der Reichsbank angekauften Wechsel als Notendeckung und bei gleicher Gesamtbeanspruchung erweist sich daher eine Vermehrung der Wechselanlage auf Kosten der Lombarddarlehn für die Reichsbank von unmittelbarem Vorteil.

Hieraus ergibt sich, daß die Verteuerung des Lombardkredits nicht eine Maßregel war, die sich gegen die Beanspruchung der Reichsbank überhaupt richtete, sondern eine solche, die eine gewisse Art derselben treffen sollte. Eine vom Standpunkt der Bank unerwünschte und ihr nachteilige Form der Geldbisposition sollte dadurch beseitigt oder eingeschränkt werden. Zugleich durfte man als erwünschte Nebenwirkung einen schnelleren Rückfluß nach dem Termin erwarten.

Wie hat sich nun die Maßregel, über deren Berechtigung und Notwendigkeit ein lebhafter Streit entbrannte, in der Praxis bewährt? Zunächst ist der hauptsächlich beabsichtigte Erfolg in der Tat erreicht worden: die Inanspruchnahme des Lombardkontos ist beträchtlich gesunken. Während sonst an den Quartalsterminen der Lombardbestand um 200 Millionen anzuschwellen pflegte, trat Ende Juni nur eine minimale Zunahme von acht Millionen, Ende September von 29 Millionen ein. Mit den Ziffern der vorjährigen Parallelmonate verglichen ist daher die Lombardanlage erheblich kleiner. Aber um so höher ist der Wechselbestand. Die Gesamtansprüche sind also nicht zurückgegangen, sondern sie sind nur vorwiegend im Wege der Wechseldiskontierung befriedigt worden. Die Verschlechterung des Status war sogar in diesem Jahre noch größer, da sie sich im Juni auf 633,6 gegen 628,7 Millionen, im September auf 774 gegen 664 Millionen berechnet. Andererseits ist die Metalldeckung der Noten eine etwas bessere geworden als im Vorjahr, doch ist der Prozentsatz in der letzten Juniwoche von 83,4 auf 57, Ende September sogar auf 44,9 Prozent gesunken.

Aus alledem ergibt sich, daß den restriktiven Maßregeln der Reichsbank nur ein bedingter Wert für den Status beizumessen ist. Sie haben sich als wirksam erwiesen, insofern als die Geldentnahme auf den Weg der Wechseldiskontierung gedrängt worden ist, sie haben dagegen versagt, insoweit eine Erleichterung der Reichsbank im ganzen in Frage kommt. Nun ist der Vorteil, welcher der Bank aus der rationelleren Art der Kreditgewährung durch Wechseldiskontierung erwächst, gewiß nicht zu unterschätzen. Indessen wird er dadurch erheblich beeinträchtigt, daß sich Begleiterscheinungen gezeigt haben, die als höchst unerfreulich zu bezeichnen sind. Die Geldgeber am offenen Markt haben sich nämlich die Situation zunutze gemacht und für Darlehn über den Monatsschluß gleichfalls den Zinszuschlag der Reichsbank in Anrechnung gebracht. Hierdurch sind Zinssätze von 15 und 17 Prozent entstanden, die mit der Geldmarktlage in schreiendem Widerspruch standen. Es ist begreiflich, daß solche Zinssätze von den Geldnehmern als eine Ausbeutung empfunden wurden, um so mehr als im Sommer infolge der ungewöhnlich starken ausländischen Guthaben große Geldflüssigkeit am Markte herrschte, die sofort nach dem Quartalswechsel in einem rapiden Rückgang des Privatdiskonts zutage trat. Diese Wirkung entsprach sicherlich nicht den Absichten der Reichsbank. Man kann aber den Banken kaum einen Vorwurf aus ihrem Vorgehen machen. Denn wenn die Reichsbank den Leihpreis des Geldes in dieser Weise fixiert, muß nach den Gesetzen des Marktes diese Preisfestsetzung sich zur allgemeinen Norm gestalten. Das Odium trifft also die Reichsbank. Sie wird es sich daher zu überlegen haben, ob der Vorteil, den sie erzielt, nicht durch die außerordentliche Beunruhigung des Geldmarktes, die sprunghafte Bewegung der Zinssätze und Devisenkurse und die starke Belastung der Geldnehmer nicht zu teuer erkauft ist.

Dies ist aber nicht das einzige Bedenken, welches die Verteuerung der Lombardkredite wachruft. Schwerwiegender ist vielleicht noch die Verminderung der Lombardfähigkeit unserer Staatspapiere, die infolge dieser Maßregel eintritt. Der Anreiz, Bestände von erstklassigen Wertpapieren zu unterhalten, um im Falle vorübergehenden Bedarfs hierauf Geld entnehmen zu können, muß stark vermindert werden, wenn diese Art der Geldbeschaffung gerade an den Terminen größten Bedarfs durch prohibitive Zinssätze unmöglich gemacht wird. Unter den Vorschlägen zur Hebung des Kurses unserer Staatspapiere hat bekanntlich auch der viele Anhänger gefunden, die Staatspapiere wie früher durch einen Vorzugszinssatz in der Lombardfähigkeit zu stärken. Wollte man annehmen, daß dies ein brauchbares Mittel für den beabsichtigten Zweck sei, so bedeutet die Lombardverteuerung eine Maßregel, die nach der entgegengesetzten Seite wirken muß.

Unter diesen Umständen kann das Gesamturteil über die neue Art der Kreditbeschränkung nicht günstig ausfallen. Die Reichsbank wird prüfen müssen, ob sie hier nicht einen Versuch mit untauglichen Mitteln unternommen hat.

In welcher Weise wäre nun aber dem beklagten Übel des übermäßigen Ansturms an den Quartalsterminen abzuhelfen?

Um diese Frage zu beantworten ist es erforderlich, den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen.

An sich scheinen diese nun klar genug zutage zu liegen. An den Quartalsterminen drängen sich nach unseren Gewohnheiten eine außerordentliche Menge periodischer Zahlungen zusammen. Hypothekenkapitalien und Zinsen, Mieten und Gehälter werden fällig und müssen auf den Tag beglichen werden. Zu diesen Bedürfnissen der privaten Wirtschaft gesellen sich die Ansprüche des Geschäfts- und Erwerbslebens; im Frühjahr müssen Mittel für die Bezahlung der Aussaat, im Herbst für die der Ernte flüssig gemacht werden. Das ist keine neue Erscheinung; einen erhöhten Quartalsbedarf hat es immer gegeben. Er ist etwas durchaus reguläres, ein bedenkliches Moment wohnt ihm nicht inne. Diesem gesteigerten periodischen Bedarf nach Zahlungsmitteln soll und kann die Reichsbank unter normalen Umständen durch Hergabe von Noten vollauf entsprechen. Die Notenausgabe als die elastische Ergänzung unseres Geldwesens hat den wechselnden Bedarf an Zahlungsmitteln auszugleichen. Während nun aber früher dieser Quartalsbedarf sich in angemessenen Grenzen bewegte, hat er in der jüngsten Zeit einen Umfang angenommen, der auffällig erscheint und auf besonderen Ursachen beruhen muß. In den Verhandlungen der Bankenquete war diese Erscheinung noch keineswegs Gegenstand der Erörterung. Man hat sich zwar auf das eingehendste unter dem frischen Eindruck der Krisis mit den Ursachen der Kreditüberspannung in den Jahren 1906 und 1907 befaßt und eingehend die Mittel erwogen, die der Wiederkehr ähnlicher Zustände vorbeugen könnten; daß aber in normalen Zeiten die Ansprüche an die Reichsbank Anlaß zu Besorgnissen erwecken könnten, lag ganz außerhalb des Rahmens der Be-

trachtung. Offenbar handelt es sich also um eine Erscheinung, deren Ursachen in gewissen Verschiebungen unseres Wirtschaftslebens zu suchen sind, Verschiebungen, die erst in allerjüngster Zeit sich in verstärktem Maße fühlbar machen. Dies wird auch durch die Ausweisziffern der Reichsbank belegt. Das Krisenjahr hatte am 31. Dezember den bis dahin höchsten Wechselbestand der Reichsbank mit etwa 1445 Millionen gebracht. Es war dies nach allgemeiner Auffassung eine durch die damalige Geld- und Kreditnot bedingte Ausnahmeerscheinung. Wer hätte vermuten sollen, daß schon am 30. September 1909 unter ganz normalen Umständen und bei einem Zinsfuß von 4 Prozent der Wechselbestand etwa 90 Millionen höher sein und der Notenumlauf auf mehr als 2 Milliarden ansteigen werde?

Die Gründe für diesen außerordentlich gesteigerten Bedarf nach Zahlungsmitteln liegen nun nicht — wie man vermuten könnte — in der Ausdehnung und dem Aufschwung des Erwerbslebens, insbesondere nicht in einer Zunahme dauernder Kreditbedürfnisse. Dagegen spricht schon der normale Stand des Zinsfußes; dem widerspricht auch der nach Überwindung des Zahlungstermines regelmäßig eintretende rasche Rückfluß und die in den Zwischenzeiten normale Inanspruchnahme der Reichsbank. Die Durchschnittsziffern der Wechsel- und Lombardanlage und des Notenumlaufs bewegen sich zwar von 1908 bis 1910 aufwärts, bleiben aber hinter denen des Jahres 1907 zurück. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Durchschnitt durch die außerordentlich hohen Posten der Quartalsausweise ungünstig beeinflußt wird. Es liegt also — verglichen mit früheren Perioden — eine außergewöhnliche Anspannung an den Quartalsterminen vor, welche nicht auf Gründe allgemeiner wirtschaftlicher Natur zurückzuführen ist. Diese Anspannung ist so bedeutend, daß sie die prozentuale Notendeckung um mehr als ein Drittel sinken läßt. In der letzten Märzwoche hat sich die Bardeckung von 89,5 Prozent auf 56,7 Prozent, in der letzten Juniwoche von 90,2 Prozent auf 60,4, in der letzten Septemberwoche von 69,3 auf 44,9 Prozent ermäßigt, in früheren Terminen ist die Bardeckung sogar noch stärker, bis auf 40,3 Prozent, gesunken. Setzt sich also die Steigerung des Quartalsbedarfs in der gleichen Weise fort, so liegt die Gefahr nahe, daß die Grenze der gesetzlichen Drittelbedeckung erreicht werden könnte. Dann bliebe nur die Wahl, die Tätigkeit der Reichsbank ausgeschaltet zu sehen, oder das Bankgesetz zu verletzen oder zu suspendieren, Möglichkeiten, die ohne schwere wirtschaftliche Erschütterungen nicht denkbar sind. Es gilt also in der Tat hier vorzubeugen.

Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius K. Haarhaus

VII.

Der Freiherr v. Friemersheim hatte geglaubt, mit der Erziehung seiner jungen Braut so früh wie möglich beginnen zu müssen, und hatte deshalb den Holzheimer Pastor gebeten, das Mädchen täglich eine Stunde im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Merge war für diese Künste anfangs Feuer und Flamme gewesen, ihre Begeisterung hatte jedoch bald wieder nachgelassen, als ihr zum Bewußtsein gekommen war, daß man sich solche Fertigkeiten nicht von heute auf morgen aneignet, und daß die bösen Buchstaben ihrerseits nicht das geringste dazu taten, mit ihr in ein engeres Verhältnis zu treten.

Sie verlor also schon bei der zweiten Stunde die Lust, und als ihr geistlicher Präzeptor am dritten Tage danach bei ihr erschien, um zu fragen, weshalb sie sich nicht mehr zum Unterricht bei ihm eingestellt habe, erklärte sie kurz und bündig, sie habe von den Wissenschaften schon genug, und wenn ihr Freiherr sie nicht nehmen wolle, wie sie nun einmal sei, so möge er's getrost bleiben lassen, denn sie mit ihren zwanzig Jahren, ihren vier Kühen und ihrem glatten Gesicht könne ohne besondere Mühe und ohne daß sie sich erst mit Lesen und Schreiben abzuplagen brauche, auch einen Grafen bekommen.

Der Pastor hielt es für seine Pflicht, Herrn Salentin von diesem Rückfall Mergens in die Barbarei Mitteilung zu machen, und ließ dabei durchblicken, daß seiner Meinung nach ein junger Kavalier, der vor ein paar Tagen im Jagdkostüm durch das Dorf geritten sei und sich nach der Behausung des Mädchens erkundigt habe, diesem den Kopf verdreht haben müsse. Die beiden alten Damen, in deren Gegenwart der geistliche Herr seinen Bericht erstattet hatte, bekamen wieder Oberwasser, jammerten über dieses Zeichen von Undank und Widersetzlichkeit und zeigten Neigung, ihre hochadligen Verehelichungsprojekte wieder zum Vorschein zu bringen.

Der Freiherr faßte die ganze Angelegenheit weniger ernst auf, beschloß aber doch, seine Braut ins Gebet zu nehmen, und besuchte sie gleich am nächsten Tage in Gesellschaft des Pastors. Sie spielte die Unschuldige, lachte über die Behauptung, daß eine Freifrau v. Friemersheim, die weder lesen noch schreiben könne, undenkbar sei, blieb aber auf das entschiedenste bei ihrer Weigerung, sich jetzt schon mit diesen Künsten vertraut zu machen, und meinte, dazu habe sie noch Zeit genug,

wenn sie erst verheiratet wäre und sich nicht mehr von früh bis spät um ihre Kühe zu bekümmern brauchte.

„Glaubt Ihr, mit der Hand könnt' ich die Feder halten?" fragte sie, indem sie Herrn Salentin ihre in der Tat recht abgearbeitete Rechte hinhielt.

Er mußte zugeben, daß sie nicht so ganz unrecht hatte, obwohl er selbst, wie er behauptete, eine ganz zierliche Hand schriebe, trotzdem er wie ein tüchtiger Knecht in der Wirtschaft arbeite.

„Aber wie steht es nun mit dem Besuch, so du vor etlichen Tagen empfangen hast?" fragte er dann ziemlich unvermittelt.

„Welchen Besuch meint Ihr, Herr?"

„Nun — keinen anderen als den monsieur im Jagdhabit."

Sie gab sich den Anschein, als müsse sie sich auf eine schon halb vergessene Sache besinnen.

„Ach — den!" sagte sie endlich. „Nennt Ihr das Besuch, wenn Einer sich verritten hat und kommt auf den Hof, den Weg zu erfragen?"

„Ist er nicht abgestiegen?" fragte der Pastor.

„Nicht bei mir. Als er bei mir vorsprach, führte er sein Roß schon am Zügel."

„So, so! Hat also bei dir Rast halten wollen," bemerkte Herr Salentin.

„Kann ich dafür, daß ihm die Beine steif geworden waren vom langen Reiten?"

„Hat er keinerlei Verlangen an dich gestellt?"

„O ja, Herr, er hat um einen Trunk gebeten."

„Und du hast ihm Wasser gereicht?"

„Wasser für sein Roß und einen Becher Milch für ihn selber."

„Wie sah er aus?"

„Ja, Herr, wenn ich das noch wüßte! Aber wie hätt' ich ihn so genau anschauen dürfen, da ich doch eine verlobte Braut bin? Eine Braut soll für keinen anderen Augen haben als für ihren Bräutigam. Hab' ich nicht recht?"

Sie trat einen Schritt von Herrn Salentin zurück und betrachtete ihn aufmerksam von Kopf bis zu Füßen.

Er mußte wider Willen lachen und gab es auf, noch mehr aus ihr herauszubekommen. Aber das stand für ihn fest: mit der Hochzeit durfte nicht gewartet werden. Er war Mergens nicht eher sicher, als bis er sie auf Haus Rottland und in der Obhut seiner Schwestern hatte.

Mit den Vorbereitungen zur Hochzeit allein war es freilich nicht getan. Es galt auch, das Renthaus, mit dessen nicht gerade zweckmäßig angeordneten Räumen sich die drei alten Leute bisher notdürftig beholfen hatten, zur Aufnahme der jungen Frau umzugestalten und in wesentlichen Teilen neu herzurichten. Man merkte es dem Gebäude doch gar zu sehr an, daß während der letzten hundertundfünfzig Jahre kein Handwerker darin tätig gewesen war. Die Treppenstufen waren ausgetreten, im Getäfel der Wände nagte der Holzwurm, und durch das undicht gewordene Dach fanden Regen und Schnee an manchen Stellen beinahe ungehinderten Einlaß zu dem mit allerhand Gerümpel vollgepfropften Boden. Ein großes Gemach im Oberstock, das nicht einmal heizbar war und deshalb nur im Sommer bewohnt werden konnte, mußte durch Einziehen einer Wand in zwei Kammern geteilt und durch den Anbau eines Kamins an die Außenmauer wohnlicher gemacht werden. Dazu brauchte man aber auch Möbel, und wenn auch

noch manches aus dem Brande gerettete alte Stück vorhanden war, so bedurfte es doch der gründlichen Auffrischung durch die Hand eines geschickten Tischlers.

Alles das kostete aber Geld, und daran hatte der Freiherr v. Friemersheim keinen Überfluß. Da mußte denn wieder einmal der Wald herhalten, der in den letzten Jahren schon so oft Herrn Salentins Zuflucht gewesen war. Diesesmal blieb ihm nichts andres übrig, als eine ansehnliche Parzelle am Lambertsberge zu verkaufen. Es war ein Glück, daß an den größeren Orten im Lande die Bauluft langsam wieder zu erwachen begann, und daß man drunten in Zülpich endlich ernstliche Anstalten traf, die Quartiere wieder aufzubauen, die im vorletzten Jahre des großen Krieges in Flammen aufgegangen waren.

Die beiden alten Damen hatten andere Sorgen. Daß Merge nicht ein einziges Kleid besaß, das sie als Freifrau von Friemersheim hätte tragen können, verstand sich von selbst. Mit der Wäsche und dem Schuhwerk sah es nicht minder bedenklich aus. Sie selbst machte sich freilich keine Gedanken darüber, sondern erwartete einfach, daß Herr Salentin ihr vor der Hochzeit alles Nötige kaufen werde. Aber der hatte für dergleichen Dinge weder das wünschenswerte Verständnis, noch die erforderlichen Mittel. Was war also natürlicher, als daß die Schwestern die Sorge für die Beschaffung von Mergens Ausstattung auf ihre Schultern nahmen?

Anfangs hatten sie weidlich geseufzt und geäußert, wenn sich der Bruder für die v. Herfel oder die Robillard entschieden hätte, könnten sie jetzt ruhiger schlafen. Nachdem sie sich aber eine Weile mit dem schwierigen Problem, gleichsam aus Nichts eine wohlassortierte Garderobe zu schaffen, vertraut gemacht hatten, begannen sie der Sache Geschmack abzugewinnen. Sie saßen jetzt stundenlang vor den Nummern des Mercure galant, die ihnen Frau v. Syberg geliehen hatte, betrachteten die Modekupfer und überlegten, wie man ohne sonderliche Kosten die allerältesten Stücke aus dem Kleiderbestande der Gubernatorin in Toiletten nach der allerneuesten französischen Mode verwandeln könne. Den kühnen Gedanken, einen Frauenschneider aus Köln zu verschreiben, hatten sie bald wieder verworfen, denn ein solcher Künstler wollte nicht nur gut beköstigt, sondern noch besser bezahlt sein, und so machten sie sich unter Billas Beihilfe daran, ein paar Roben zu zertrennen, deren unverwüstlicher Stoff die wechselnden Moden guter und böser Zeiten überdauert hatte.

Diese Tätigkeit bereitete Frau v. Ödinghoven ein eigentümlich wehmütiges Vergnügen. Es war, als hätte die kleine spitze Messerklinge, die wie ein nagender Mausezahn durch die Nähte fuhr, tausend Erinnerungen zur Freiheit verholfen, denen eine allzu lange Haft zwischen dem weichen Kammertuch und dem Futterstoff, zwischen der geblümten Seide und dem Atlasbesatz, zwischen Samtbändern, Rüschen, Falbeln und Borten beschieden gewesen war. Aus dem Chaos von Bahnen, Lappen und Schnitzeln stiegen die mannigfaltigsten Bilder und Szenen der Vergangenheit auf: Assembleen und Redouten, Paraden und Lustlager, Maskeraden und Prozessionen, Einzüge und Huldigungen, Hoffeste und Siegesfeiern, Kriegsnöte und Friedensschlüsse, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse.

Dann aber drängte sich zwischen die Schemen der Vergangenheit die körperhafte Gegenwart in Gestalt des derben Bauernmädchens, das mit unverhohlener Ungeduld die Manipulationen der Anprobe über sich ergehen ließ und doch wieder

mit kindischer Eitelkeit an seinem Leibe hinunterschaute, dessen gesunde Fülle die ungewohnte Schnürbrust zu sprengen drohte. Diese Stunden, wo Merge durch Stöhnen, Gähnen und gewaltsame Gliederverrenkungen gegen die Zumutung protestierte, sich in eine steife Modepuppe zu verwandeln, wo die alte Billa knurrend zu ihren Füßen hockte und beständig in Gefahr schwebte, eine Handvoll Stecknadeln zu verschlucken, und wo die Gubernatorin mit schmerzlich verzerrten Zügen, kritischen Blicken und dem Ausdruck hoffnungsloser Verzweiflung ihr Opfer umkreiste, hier eine Heftnaht wieder aufriß und dort eine Falte legte, waren für alle Beteiligten alles andere als erquicklich. Sogar Schwester Felizitas war schlechter Laune. Ihr war die Aufgabe zugefallen, den Leinwandvorrat, zu dem man den Flachs vor Jahr und Tag selbst gesponnen hatte, und der infolge des langen Liegens schon ein wenig gilblich geworden war, zu Leibwäsche zu verarbeiten. Aber sie konnte sich dieser Tätigkeit nicht mit voller Hingebung widmen, denn Frau v. Ödinghoven verlangte jeden Augenblick von ihr, daß sie ihr Urteil über den Sitz des Rockes, des Mieders oder des Manteaus abgebe, und zudem mußte sie ein wachsames Ohr auf jedes Geräusch im Hause haben, denn sie hatte die betrübende Erfahrung gemacht, daß der geliebte Bruder immer gerade in dem Moment das Bedürfnis verspürte, die Schneiderstube zu betreten, wo Mergens brauner Nacken und weiße Schultern unverhüllt und deshalb für Männeraugen nicht präsentabel waren.

Der Brachmond und die erste Hälfte des Heumonds gingen unter solchen Vorbereitungen dahin — den alten Damen zu rasch, dem Bräutigam, der den Tag der Hochzeit kaum erwarten konnte, viel zu langsam. Es war ihm jetzt lieb, daß er Merge das Versprechen gegeben hatte, das Festmahl in der Ruine des Burghauses abzuhalten, denn über dem notdürftigen Herrichten und Säubern der öden Gemächer verging wenigstens die Zeit. Der Freiherr hatte sich ein halbes Dutzend seiner Rottländer Bauern zur Hilfe genommen, wirtschaftete jedoch mit Hacke und Spaten selbst am eifrigsten, und die grauen Staubwolken, die aus den Fensterhöhlen quollen, konnten den Anschein erwecken, als wenn hier nicht der holden Venus, sondern dem grimmen Mars ein Opfer zugerüstet werde.

Für den alten Gerhard begann eine anstrengende Zeit. In seiner verschossenen Livree, die er sich mit neuen Tressen hatte besetzen dürfen, mußte er Tag für Tag den Fuchs besteigen und als Hochzeitsbitter in die Stadt, nach Holzheim und auf die Güter in der Umgegend reiten, wo Freunde oder Verwandte des Bräutigams wohnten. Man hatte sich anfangs nur auf einige wenige Einladungen beschränken wollen, aber aus diesen wenigen war schließlich doch eine ganze Anzahl geworden, denn wenn man den einen lud, durfte man den andern nicht übergehen, und so wurde die Liste von Tag zu Tag länger.

Gerhard unterzog sich seiner Aufgabe mit ebenso viel Eifer wie Würde. Wenn er auf seinem Klepper davonritt, den mit einem Blumenstrauß und flatternden Bändern geschmückten Stab auf den Sattelknopf gestemmt und einen kleineren Strauß an der Brust, sah er zugleich festlich und vornehm aus, und wenn er abends heimkehrte, saß er — abgesehen von den verwelkten Blumen! — noch genau so prächtig und würdevoll im Sattel wie bei seinem Ausritt. Nur einmal — leider muß es gesagt sein! — fiel er gründlich aus der Rolle, und zwar an dem Tage, wo ihn Herr Salentin zu seinem Neffen nach Wachendorf gesandt hatte.

Als altes Inventarstück des Hauses kannte Gerhard das gespannte Verhältnis, das zwischen seinem Herrn und dem jungen Pallandt bestand, und war in seiner begreiflichen Parteilichkeit geneigt, in dem Wachendorfer Rittersitze die Brutstätte aller irdischen Verderbtheit und Tücke, in Herrn Mathias aber den leibhaftigen Satan zu sehen. Mit finsteren Mienen ritt er deshalb auf den Schloßhof, band den Fuchs an das Eisengitter der Treppe und fragte mit einer Stimme, die eher die Vorladung zu einer hochnotpeinlichen Gerichtsverhandlung als die Einladung zu einem frohen Feste in Aussicht zu stellen schien, nach dem Hausherrn. Wie erstaunte er jedoch, als Herr v. Pallandt ein paar Minuten später in den Hof trat, mit eigener Hand das Pferd in den Stall führte und ihn selbst mit sanfter Gewalt in ein getäfeltes Gemach geleitete, dessen Kühle wohltuend gegen die Glut des wolkenlosen Julitages abstach! Es half dem greisen Diener nichts, daß er sich sträubte: er mußte sich auf einem mit Leder bezogenen Stuhle niederlassen und dem mächtigen mit Wein gefüllten Apostelkruge zusprechen, den ihm der junge Herr auftischen ließ. Und wie leutselig der so arg verkannte Neffe seines Gebieters mit ihm sprach! Wie angelegentlich er sich nach dem Befinden des Oheims und der beiden alten Damen erkundigte! Und wie lebhaft er seiner Freude darüber Ausdruck verlieh, daß auf Haus Rottland wieder eine junge Hausfrau einziehen sollte!

Der gute Gerhard traute kaum seinen Ohren, gab auf jede Frage bereitwillig Bescheid und zeigte sich aufrichtig erfreut, als Herr v. Pallandt nicht nur die Einladung mit Dank annahm, sondern auch die Erwartung aussprach, daß ihm als dem nächsten männlichen Verwandten des Bräutigams die Ehre zuteil werde, diesem beim Gang zur Trauung zur Seite gehen zu dürfen. Das Bewußtsein, durch die geschickte Erledigung seiner Mission den Familienzwist glücklich beigelegt zu haben, stieg dem Hochzeitsbitter gewaltig in die Krone, der gute Wein tat das Übrige, und so kam es, daß sich Herr Mathias schließlich genötigt sah, dem alten Manne unter dem Beistand eines Knechtes wieder in den Sattel zu helfen.

Es mochte gegen fünf Uhr des Nachmittags gewesen sein, als Roß und Reiter den Schloßhof verließen. Drei Stunden später langte der Fuchs mutterseelenallein auf Haus Rottland an, und erst am nächsten Morgen stellte sich der Reiter ein — etwas kleinlaut und nicht völlig klar darüber, wo und wann er sich von dem Gaul getrennt und wie er die warme Sommernacht verbracht hatte. Seine Botschaft, daß er zu Wachendorf die zuvorkommendste Aufnahme gefunden, und daß der Herr neveu die Einladung mit Freuden angenommen habe, begegnete deshalb sowohl bei Herrn Salentin wie bei den alten Damen starkem Zweifel. Man war geneigt, in der Behandlung des Boten und in der angeblichen Zusage eine neue Tücke des unberechenbaren Neffen zu sehen, und Gerhard hatte einen schweren Stand, als er sich mit edlem Eifer für den so schnöde Verkannten ins Zeug legte.

Welche Genugtuung für ihn, als schon am Vorabend des Hochzeitstages Herr v. Pallandt auf Haus Rottland einritt! Die Mädchen aus dem Dorfe, die es sich nicht hatten nehmen lassen, den kahlen Festsaal droben in der Ruine des Burghauses zu schmücken, saßen gerade im Hofe und wanden unter fröhlichem Gesang Fichtenreiser und bunte Blumen zu Girlanden. Merge, die heute noch ihr ländliches Gewand trug, eilte leichtfüßig von der einen zur anderen und füllte die

zinnernen Becher der Arbeitenden mit Hausbier, während ihr Bräutigam an der Tür lehnte, seiner Tonpfeife blaue Wölkchen entlockte und mit behaglichem Schmunzeln dem Treiben der jungen Welt zuschaute.

Da ließ sich hinter der Scheune Pferdegetrappel vernehmen, und gleich darauf bog ein Reiter, schlank und stattlich wie Sankt Georg, auf einem schweren flandrischen Gaul in den Hof ein.

Die Mädchen ließen ihre geschäftigen Hände sinken und starrten den Gast bewundernd an. Merge errötete bis zu den Schläfen und beugte sich mit prüfendem Blick auf die Girlande nieder, als hinge ihr Wohl und Wehe von der Regelmäßigkeit ab, mit der die Blumen über das grüne Gewinde verteilt waren. Der Freiherr nahm die Pfeife gelassen aus dem Munde, stieg die Stufen hinab und ging dem Neffen mit vortrefflich geheucheltem Gleichmut ein paar Schritte entgegen.

Herr v. Pallandt schwang sich aus dem Sattel, eilte auf den überraschten Oheim zu und umarmte ihn mit einer Herzlichkeit, als wären sie immer die besten Freunde gewesen. Vielleicht war er wirklich des langen Zwistes überdrüssig, vielleicht wollte er sich aber auch nur den Anschein geben, als fühle er sich durch den Streich, mit dem der alte Herr alle seine Pläne zu durchkreuzen gedachte, nicht im geringsten getroffen.

Der Freiherr rief Merge herbei und machte Anstalten, sie dem Neffen als seine künftige Hausfrau vorzustellen. Aber der junge Kavalier streckte dem Mädchen, noch ehe der Bräutigam zu Worte kommen konnte, lachend die Hand entgegen, drückte auf die ihre, die sie ihm zögernd reichte, galant einen Kuß — es war das erstemal, daß Merge eine solche Huldigung erwiesen wurde! — und sagte, indem er mit der Linken Herrn Salentin vertraulich die Schulter klopfte:

„Sie kommen mit Ihrer présentation zu spät, cher oncle. Die Jungfer Braut und ich haben schon Bekanntschaft gemacht."

„So, so!" knurrte der Freiherr, indem er das aufs neue errötende Mädchen scharf anstarrte. „Und davon erfahre ich erst heute was?"

„Es war der Herr, der im Jagdkleid durch Holzheim geritten kam und bei mir nach dem Wege fragte," erklärte Merge, aufgebracht über das Mißtrauen ihres Bräutigams und die ihrer Meinung nach höchst überflüssige Offenherzigkeit des Neffen.

„Sie werden verstehen, daß ich begierig war, mit eigenen Augen die Jungfer zu sehen, in der ich meine zukünftige Frau tante verehre, und von der man mir so viel Aimables berichtet hat," sagte Herr v. Pallandt, ohne von den unmutigen Blicken des Oheims Notiz zu nehmen. „Mes compliments, cher oncle! Hätte ich übrigens ahnen können, daß Sie mir die Ehre antun würden, mich zu Dero Hochzeit zu invitieren, so würde ich der Jungfer Braut in aller Form eine visite abgestattet haben, anstatt so en passant aus dem Sattel vorzusprechen. Nun aber muß ich um die permission bitten, mesdames meine Aufwartung machen zu dürfen." Und ohne eine Antwort abzuwarten, trat er ins Haus.

Der Freiherr hatte die Empfindung, von seinem Neffen gründlich überrumpelt worden zu sein. Er machte seinem Ärger Luft, indem er mit einem ganz unnötigen Aufwand von Stimme nach dem alten Gerhard rief und ihm den Befehl erteilte, das Pferd des Gastes in den Stall zu bringen. Dann aber schien er es doch für angebracht zu halten, selbst einmal nachzusehen, ob das schwere Roß auch

nicht zu sehr erhitzt sei und zu seiner Abkühlung eine Weile auf dem Hofe umhergeführt werden müsse. Er ging in den Stall und blieb eine gute halbe Stunde unsichtbar. Er hatte offenbar das Verlangen, sich der Gesellschaft des Neffen so lange wie möglich zu entziehen.

Dieser war von den beiden Schwestern mit kalter Förmlichkeit empfangen worden. Aber er war nicht der Mann, sich durch gesprochene Eiszapfen abschrecken zu lassen, und war überdies mit den kleinen Schwächen der beiden Matronen genügend vertraut, um sie für seine Zwecke ausnutzen zu können.

„Heute sind gerade vierzehn Tage vergangen, daß mich der Graf v. Öttingen nach madame und Dero Befinden zu fragen die Gnade hatte," wandte er sich, nachdem die Begrüßungsformalitäten erledigt worden waren, an die Gubernatorin.

„Der Oberhofmeister?"

„Ebenderselbe."

„Monsieur le comte erinnert sich meiner noch?" Frau v. Ödinghovens Antlitz verklärte sich.

„Er sprach mit großer cordialité von Ihnen und dem seligen Herrn Gubernator."

„Wirklich? Erzählen Sie, Herr v. Pallandt, je vous prie, erzählen Sie! Waren Sie denn zu Hambach?"

„Ich war auf dem Landtage und sprach auf der Heimreise bei Hofe vor."

„Haben Sie die Fürstliche Durchlaucht selbst gesprochen?"

„Die Durchlaucht beehrte mich allerdings mit einer gnädigen Ansprache. Aber — Sie wissen ja, madame, die Durchlaucht liebt lange conversation mit Leuten ohne Meriten nicht! — es waren nur etliche wenige Worte. Dafür war monsieur le comte um so gesprächiger. Er hat — aber es muß durchaus entre nous bleiben! — darüber geklagt, daß sich die Fürstliche Durchlaucht wie auch la princesse héréditaire in Jülich gar nicht mehr wohl fühlten. Vous comprenez: der neue Herr Gubernator! Ein guter Soldat sans doute, aber kein homme de cour! Ach mein lieber Pallandt, sagte der Graf zu mir, ich glaube, die Durchlaucht gäbe das halbe Land darum, könnte man den v. Ödinghoven wieder aus der Erde kratzen. Und madame sa épouse! La belle Antoinette! Toujours charmante, toujours spirituelle, toujours hospitalière!"

„Hospitalière!" seufzte die Gubernatorin. „Vielleicht darf ich dieses Lob akzeptieren. Sie wissen ja selbst, mein Lieber: der hospitalité haben wir unsere ganze fortune geopfert."

„Das Opfer war nicht vergeblich, madame, Sie haben sich damit im Herzen Serenissimi und des durchlauchtigsten Erbprinzen ein monument gesetzt," tröstete der junge Edelmann.

Bei der Erwähnung der Gastlichkeit war es Frau v. Ödinghoven eingefallen, daß es ihre Pflicht sei, sich nach den leiblichen Bedürfnissen des Gastes zu erkundigen.

„Sie werden nach dem weiten Ritt appétit haben, liebster Herr v. Pallandt," bemerkte sie, indem sie sich erhob, „was darf ich Ihnen präsentieren lassen?"

„Ich bitte, madame, machen Sie sich keine Inkommodités! Ich kann ja bis zum Nachtmahl warten. Oder — nein! — ich möchte um keinen Preis immodeste erscheinen."

„Aber so reden Sie doch, Herr v. Pallandt! Reden Sie sans gêne!"

„Ja, wenn ich wüßte, daß es mesdames keine fatigue bereitete!"

„Aber nicht die geringſte!“

„Nun, da mesdames von ſo großer amabilité ſind, ſo will ich's geſtehen: ich habe ſeit langem einen désir ardent nach den kleinen braunen Küchelchen, die die Frau Priorin immer ſelbſt zu backen pflegte. Ich glaube, es war eine friandise hollandaise.“

„Moppen!“ rief Schweſter Felizitas, eine Träne der Rührung zerdrückend, „er meint die Moppen! Ja, die backe ich immer noch, und alle, die bei uns visite machen, rühmen ſie. Nein, liebſter Mathias, daß Sie ſich noch an die Moppen erinnern! Warten Sie, warten Sie! Ihr désir ardent ſoll geſtillt werden!“ Damit erhob ſie ſich und ging an den Wandſchrank.

Und als er dann mit wahrem Heißhunger die ganze Schale des knuſperigen Gebäcks leerte, ſahen ihm die beiden alten Damen mit inniger Befriedigung zu und ſuchten ſich Aufklärung darüber zu verſchaffen, wie man dieſen charmanten jungen Herrn ſo lange hatte verkennen können. (Fortſetzung folgt)

Die Lebensbedingungen des deutſchen Kunſtgewerbes

Von Dr. Karl Storck-Berlin

Vom ſogenannten „modernen“ deutſchen Kunſtgewerbe ſpreche ich natürlich. Das iſt ein mit Begriffen ſchwer zu umgrenzendes Gebiet, aber fühlen tut ein jeder, was gemeint iſt. Darin offenbart ſich die Berechtigung der ganzen Bewegung, ſo viele Ausſchreitungen und Mißgriffe im einzelnen ihr auch anhaften mögen. Man fühlt hier ein Streben, die Gebrauchsgegenſtände unſeres Lebens aus einem neuen Geiſte heraus künſtleriſch zu geſtalten, aus einem Geiſte heraus, der dieſem Leben entſpricht und darum Formen ſucht, die unſer heutiges Sein zum Ausdruck bringen. Man begnügt ſich nicht mehr mit einer rein formelhaften Überlieferung, ſondern verlangt nach einer Durchgeiſtigung der Arbeit. Dieſes Loſungswort des deutſchen Werkbundes iſt eine urdeutſche Loſung, viel deutſcher, als wenn geſagt würde: „Wiederaufnahme altdeutſcher Formen“ oder „Pflege deutſcher Bauernkunſt“. Denn es iſt urdeutſche Eigenart, die Form der Kunſt aus dem Geiſte heraus zu gewinnen, ſo daß dieſer Geiſt die geſtaltende Kraft iſt, die Formgebung dagegen nur Ausdruck eines geiſtigen Wollens. Weil dieſer Geiſt immer lebendig und damit in ſteter Bewegung iſt, hat die Formgebung deutſcher Kunſt zu allen Zeiten einerſeits einen individualiſtiſchen Charakter getragen, andererſeits ſich dauernd vor Probleme geſtellt geſehen. Denn nur die Form iſt überlieferbar, der Geiſt muß immer aufs neue geboren werden.

Ein derartiges deutſches Kunſtgewerbe iſt auf dem Weltmarkte eine neue Erſcheinung. So mag es mit großer Genugtuung erfüllen, daß dieſes deutſche Kunſtgewerbe in den letzten Jahren eine Reihe ſtarker moraliſcher Siege erfochten

hat. Der Kampfplatz waren die Ausstellungen in Brüssel, Paris, Nancy, Turin. Die Ausstellungen im eigenen Lande wollen wir dabei nicht in Betracht ziehen. Das deutsche Kunstgewerbe hat an allen diesen Orten einen starken Eindruck gemacht, so daß man ihm zugestehen mußte: 1. Eigenart der Gesamterscheinungen; 2. Gediegenheit im Material und Verarbeitung desselben; 3. hohe Gebrauchsfähigkeit, schmiegsame Anpassung an die jeweiligen Bedürfnisse und Verhältnisse des Raumes; 4. gestand man, wenn auch viel widerwilliger, den deutschen Barbaren sogar „Geschmack" und einen gewissen, wenn auch schwerfälligen Schönheitssinn zu.

Diesen moralischen Siegen hat aber bislang nirgends der praktische Erfolg entsprochen. Die Erzeugnisse des modernen deutschen Kunstgewerbes werden auf diesen Weltmärkten anerkannt, vielleicht sogar bewundert, aber nicht gekauft. Wohl verstanden: die deutsche kunstgewerbliche Industrie, also die Massenfabrikation von Möbeln in historischen Stilen, sowie die kleingewerbliche Bazarware, kann nach wie vor auf glänzende Ausfuhrziffern verweisen. Jenes künstlerische deutsche Kunstgewerbe jedoch, das wir oben zu charakterisieren strebten, hat kein Absatzgebiet auf dem Weltmarkt. Wenn nun schon für die freie Kunst die Absatzverhältnisse von ausschlaggebender Bedeutung sind, so sind sie für die angewandte Kunst, eben das Kunstgewerbe, schlechthin die Lebensfrage. Es ist also von höchster Wichtigkeit, sich über die Ursachen der geschilderten Erscheinung klar zu werden. Sie zerfallen in nationale, geschichtliche und sachliche.

Es ist schlimm genug, daß uns Deutschen für die nationalen Ursachen das rechte Verständnis abgeht. Es liegt ja gewiß ein Wahres in der Mahnung, daß man das Gute anerkennen soll, wo es sich findet. Aber wie für den Einzelnen die zufriedene Anerkennung der Leistungen eines anderen keinen Gewinn bedeutet, wenn diese große Leistung nicht zum eigenen Wettbewerb anstachelt, nicht vor allen Dingen die Wirkung ausübt, daß man selber alle Kräfte anspannt, um Gleichwertiges zu erreichen, so gilt das in schier noch höherem Maße von der Nation. Wenn das Ausland auf den Ausstellungen die guten Leistungen des deutschen Kunstgewerbes sieht, so zieht es daraus nicht die Folgerung: wir wollen uns diese Erzeugnisse kaufen, sondern die andere: wir müssen die Gediegenheit dieser Arbeitsleistung ebenfalls erreichen. Das nationale Empfinden ist bei den fremden Völkern eben so stark, daß sie einen natürlichen Gegensatz gegen das Fremde, je charakteristischer dieses ist, empfinden und also das Gute an diesem nur die Wirkung hat, die nationale Arbeit zum Wettbewerb anzustacheln. Bei uns in Deutschland ist das bekanntlich leider anders. Da ist man so empfänglich für das Fremde, so gierig nach seinem Besitz, daß man die eigene Art nur allzu leicht sogar verleugnet, um das Fremde sich zu eigen zu machen. Auf etlichen Gebieten ist diese Fremdsüchtelei überwunden, in der Kunst und vor allen Dingen in den Gebrauchsformen des Lebens, stecken wir noch mitten darin. Hier wirken die geschichtlichen Verhältnisse eben viel stärker und zäher nach als auf anderen Gebieten.

Geschichtliche Tatsache ist es und Erbschaft der Vergangenheit, daß zurzeit, als sich die neue europäische Gesellschaft bildete, Frankreich im geistigen und kulturellen Leben des europäischen Kontinents die Führerrolle innehatte. Es war die Zeit des Absolutismus, und der Hof Frankreichs war das Vorbild für sämtliche Höfe Europas. Den Höfen aber ahmte überall wieder der Adel nach, dem Adel das Bürgertum. Im Zeitalter des Absolutismus entwickelte sich das, was wir

als „Geschmack" zu bezeichnen gewohnt sind, natürlich nicht die Fähigkeit, Geschmack zu haben; die ist so alt wie die Menschheit selbst und immer eine ganz persönliche Begabung gewesen. Dieser persönliche Geschmack hat auch gar nichts zu tun mit dem, was „man" als Geschmack bezeichnet. Geschmack in diesem Sinne ist nur eine Form der Etikette, übertragen vom menschlichen Leben auf die Gegenstände dieses Lebens. Dieser Geschmack ist darum genau so sachlich objektiv und deshalb genau so lernbar wie die Etikette. Mit der Persönlichkeit haben beide nichts zu tun. Und wie — die Memoirenliteratur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts beweist es uns auf jeder Seite — jene absolutistische Gesellschaft, die sich der höchsten Ausbildung gesellschaftlichen Formenlebens rühmte, hinter diesen schönen Formen eine ganz unheimliche Roheit des Geistes- und Empfindungslebens verbarg, so kann auch ein künstlerisch ganz barbarischer Geist die Gesetze dieses Geschmackes vollkommen erfüllen. Dieser Geschmack ist nicht nur erlernbar, sondern sogar einfach käuflich. (Die hohe Schule des Geschmackes war im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert der Pariser Hof. Was dort oft genug aus der Laune des Kammerdieners heraus oder in Verbindung mit elenden Gebrechen maßgebender Mitglieder der Hofgesellschaft eingeführt wurde, ward ein Teil dieser geschmackvollen Lebensform und gewann damit gesetzgeberische Geltung für die übrige Welt. Die Mode zeigt uns ja auch heute noch, wenn auch nicht so schroff, ein ähnliches Bild. Damals war es eben so, daß sich mit dem Namen der Könige eine Form der äußeren Lebensgestaltung verband, die zum Stilgesetz erhoben wurde.)

Für Frankreichs Handel und Industrie brachten diese Verhältnisse so günstige Lebensbedingungen, daß es auch ohne den formalistisch-konservativen Sinn der Franzosen leicht erklärlich wäre, daß sie an den so bewährten Stilformen der Vergangenheit festhielten und in gleicher Art die Neuwandlungen des Geschmacks zu vollziehen suchten. So hat denn die bürgerliche Gesellschaft, die in Frankreich nach der großen Revolution emporkam, bis auf den heutigen Tag nichts Besseres zu tun gewußt, als seine Wohnungen in den Stilen der alten Könige auszustatten. Nur das Kaiserreich (Empire) wußte dieses republikanische Volk noch stilistisch auszunutzen. Und Frankreich hat bis auf den heutigen Tag nicht nur in den romanischen Ländern, sondern auch bei uns in Deutschland für diese Empfindung treue Gefolgschaft gefunden, bei aller Betonung der subjektiven Lebensgestaltung, trotz alles demokratischen Dünkels. Wo nicht ein ausgesprochen starkes Volksbewußtsein ist, das mit jener Demokratie gar nichts zu tun hat, da bleibt in den Menschen die sklavische Achtung vor der hohen Stellung stecken. Weil die und die in den hohen Stellungen sind, müssen sie den Geschmack haben. Was die Leute in den hohen Stellungen tun, ist vorbildlich für den Geschmack. Es ist meistens persönliche Unsicherheit und nicht etwa starke persönliche Liebe zu einer bestimmten Periode der Vergangenheit, auf der die Vorliebe für historische Stile beruht; es ist das Gefühl, daß hinter diesen historischen Stilen eine große Autorität stehe, die die Verantwortung für ihren Wert trägt. Man braucht selber nicht dafür einzutreten. Der eigene Geschmack ist gedeckt durch die historische Geltung des gewordenen Stils.

Es ist dabei nicht zu verkennen, daß die bekannten historischen Stilformen, vor allen Dingen auch die nach französischen Königen benannten, niemals dem

Wesen des Bürgerhauses entsprechen, daß das immer eine fremde Pracht ist, daß solche Einrichtungen im Bürgerhause immer wirken, als ob sie dort nur zu Besuch seien, als ob sie bei Gelegenheit eines Schloßausverkaufes erstanden worden seien. Sie erheischen eine andere Umgebung, als das Bürgerhaus sie bietet, eine andere Gesellschaft, als sich in ihm bewegt. Das ist in Frankreich genau so gut der Fall, wie bei uns. Der Salon ist darum dort genau so steif, unwohnlich und unnatürlich wie bei uns. Aber wenn Frankreich an diesen Verhältnissen festhält, so handelt es immerhin klug für seinen Wohlstand und auch im Sinne seiner internationalen künstlerischen Geltung.

Viel höher steht das englische Verhältnis, weil der Engländer sein home aus seinem bürgerlichen Empfinden und Bedürfen heraus gebildet hat. Dieses englische Heim ist Ausdruck des englischen Wesens. Zudem besitzt der Engländer sein stolzes Volksgefühl; kein Wunder also, daß er sein Heim mitzunehmen trachtet in die fernsten Teile der Welt. So steht das englische Kunstgewerbe vor der glücklichen Lage, überall dort sichere Abnehmer zu haben, wo Engländer sind. In der entferntesten Kolonie ist unbedingter Empfehlungsbrief, daß der und der Gegenstand jetzt in der englischen Heimat ins Haus aufgenommen worden ist. Die deutsche Industrie liefert viel Möbel nach englischen Kolonien; sie kann das nur, indem sie diesen englischen Wohnungsstil getreu zu kopieren strebt.

So liegen die Verhältnisse für das englische und das französische Kunstgewerbe. Das erste hat dank der geschichtlichen Entwicklung einen sicheren Markt überall dort, wo Engländer sind; das andere hat dank der Geschichte die Geltung des internationalen feinen Geschmacks.

Wie steht dagegen das deutsche Kunstgewerbe? Daß uns die Geschichte in dieser Hinsicht nichts gegeben, sondern höchstens Vorhandenes zerstört hat, braucht nicht immer wieder von neuem gesagt zu werden. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert hatten wir in Deutschland eine hohe Wohnungskultur. Dann wurde sie durch den dreißigjährigen Krieg vernichtet, und seither hat es kein Land gegeben, daß ängstlicher nach dem französischen Vorbilde schielte, als eben Deutschland. Selbst als es unserem Bürgertum gelang, im Biedermeierstil das französische Empire dem eigenen Wesen gemäß umzugestalten, sah man es doch als das höchste an, wenn man sich neben die der eigenen Art getreue Wohnstube einen Salon in irgendeinem der Louis-Stile einrichten konnte. Blickte das Volk bei uns auf das Gehaben der Vornehmen, der Fürsten, des Adels, so sah es überhaupt nur französische Einrichtungen. Als dann endlich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die großen politischen Taten auch das geistige Selbstbewußtsein des deutschen Volkes aufflachelten und man zur stolzen Überzeugung kam, die Art dieses sieghaften deutschen Volkes müsse doch so wertvoll sein, daß es sich kulturell dem eigenen Wesen gemäß ausdrücken dürfe, suchte man bei jener Vergangenheit anzuknüpfen, die diese deutsche Lebenskultur besessen hatte. So kam man auf die ältesten historischen Stile und verpflanzte die Gotik in unsere heutigen Wohnstuben, verkoppelte das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert mit den aus so ganz anderen Lebensbedingungen gewachsenen Einrichtungen der Gegenwart. Daneben hatten noch Lutherstühle und Lutherische Platz, und eine Lampe, die Dürer für Kerzen geschaffen, wurde jetzt für Gas zurechtgebogen. Da man sich auf diese Weise keinen Ausdruck seines Gegenwartslebens zu schaffen vermochte

und bei der Geschichte das Heil suchte, ist es leicht erklärlich, daß man ebenso rasch wieder den anderen fremden historischen Stilen verfiel.

Nun ist uns aus Mühe und Not, strenger Selbstzucht und unter schweren Kämpfen ein neues deutsches Kunstgewerbe herangewachsen. Ja, es ist deutsch, dieses Kunstgewerbe. Man mag dagegen sagen können, was man will: die ganze Bestrebung bleibt deutsch und wird überall als deutsch empfunden. Gerade das Verhalten des Auslandes kann uns das beweisen. Wir können darum auch gar nicht erwarten, daß dieses Ausland die Erzeugnisse unseres modernen Kunstgewerbes — ich denke jetzt vor allem an die Möbel — kauft. Dazu müßte es ja seine eigene Art hintan setzen. Für das Absatzgebiet unseres Kunstgewerbes ist das auch garnicht nötig. Wir brauchen das Ausland ebenso wenig, wie England es braucht. Wenn die Deutschen der ganzen Welt so an ihrem deutschen Heime hängen, wie der Engländer an seinem home, wenn vor allen Dingen das deutsche Bürgertum in Deutschland selbst so deutsch zu wohnen sucht wie der Engländer englisch und der Franzose französisch, so hat unser Kunstgewerbe ein ganz riesiges Absatzgebiet.

Gibt es für die Tatsache, daß wir von diesem Zustande noch so weit entfernt sind, keine anderen Gründe als das schwach ausgebildete deutsche Volksgefühl? — Doch; wir haben ein deutsches Kunstgewerbe, insofern wir seit einem Jahrzehnt zahllose Arbeiten von Kunstgewerblern gesehen haben, die deutschen Charakter tragen, denen man ansieht, daß sie Werke deutscher Künstler sind. Aber wir haben darum noch lange nicht einen deutschen Wohnungsstil. Hinter jeder einzelnen dieser Wohnungseinrichtungen steht ein subjektiver Künstler, hinter keiner steht das deutsche Volk. Nicht einmal irgend ein deutscher Stand steht dahinter. Am nächsten scheint mir bezeichnenderweise das Studierzimmer, das Arbeitszimmer des deutschen Gelehrten einer solchen mehr typischen Lösung nahegekommen zu sein, obwohl auch da noch die tollste Phantastik waltet.

Gewiß, unser Kunstgewerbe ist noch zu jung. Aber davon abgesehen, lebt in ihm vielfach ein Geist, der, wenn er auch noch so alt wird, niemals zur Schöpfung eines volklichen Stils gelangt. Die deutschen Kunstgewerbler fühlen sich zu sehr als Künstler, zu wenig als Erfüller eines Verlangens. Sie wollen alle Gestalter desselben sein. Auch wenn sie frei sind von einer ganz aus der Aufgabe herausfallenden Originalitätssucht, die natürlich äußerlich werden muß, wenn sie vielmehr echte Eigenart haben, so verkennen sie leicht die ganze Stellung, in der sie sich zur Welt befinden. Sie schaffen aus subjektiver Willkür heraus, sie schaffen eigentlich lauter Wohnungen für sich selbst; sie denken sich dabei allenfalls in irgendeine Rolle hinein und suchen für diese die Umrahmung.

Der Unterschied gegen früher ist außerordentlich groß. In jener deutschen Vergangenheit, die ihre eigene Wohnungskultur hatte, versuchte selbst der freie Künstler aus dem Geiste des Bestellers, des Abnehmers heraus zu schaffen. Man vergleiche daraufhin die Briefe Dürers. Der Künstler stand eben viel mehr im Volke, er empfand volklicher als heute. Man hat den meisten heutigen Wohnungseinrichtungen unseres neuen deutschen Kunstgewerbes gegenüber das Gefühl, daß diese nur für eine ganz bestimmte Wohnung passen und nur dem Geschmack eines bestimmten Auftraggebers entsprechen könnten. In der Regel ist aber kein Auftraggeber vorhanden, sondern der Käufer soll erst gesucht werden. Das ist in

jedem Fall, auch wenn die Lösung noch so künstlerisch erscheint, nicht der Weg, auf dem sich ein Allgemeinbesitz entwickeln kann. Niemals wird es zu erreichen sein, daß die Allgemeinheit zu ihrem Lebensausdruck Formen wählt, die ihr den Eindruck des Subjektiven machen. Da müßte eine ungeheure Autorität dahinter stehen, so wie es eben für die historischen französischen Stile die Person des Königs, damit die ganze königliche Gesellschaft, die ganze vornehme Welt tat. Ob jemals wieder ein fürstlicher Hof eine so starke gesellschaftliche Geltung gewinnen könnte, daß sein Vorbild allein dem ganzen Bürgertum gewissermaßen als Geschmacksgewähr dienen könnte, bleibe dahingestellt. Die große Bedeutung, die das Eintreten des Großherzogs von Hessen für das moderne Kunstgewerbe gehabt hat, zeigt, daß jedenfalls ein von oben gegebenes Beispiel außerordentlich segensreich wirken könnte. Ob wir freilich gerade von unseren Fürsten eine so starke Betätigung für deutsche Lebenskultur erwarten dürfen, ist nach der ganzen Erziehung und historischen Beeinflussung dieses Standes sehr zweifelhaft. In jedem Fall aber wird das deutsche Kunstgewerbe sich bemühen müssen, von seiner subjektiven Willkür loszukommen und zunächst einmal aus dem gründlichen Studium der deutschen Volksart heraus für die wichtigsten Gebrauchsgegenstände unseres Lebens Typen zu schaffen. Das Kunstgewerbe wird dann gut tun, sich mit der Industrie zu verbünden, auf daß diese Typen zum Massenabsatz gelangen. Es ist gar nicht einzusehen, weshalb die Industrie nicht gute Arbeit und geschmackvolle Formen liefern sollte, wenn sie dafür Abnehmer findet. Doch müssen wir Geduld haben. Im jüngeren Geschlecht ist schon heute das Gefühl für die Qualität der Arbeit viel lebendiger als im älteren. Ohne dieses Qualitätsgefühl ist aber überhaupt eine Umwandlung unserer bestehenden Verhältnisse nicht denkbar.

Mit diesem Qualitätsgefühl zusammen hängt dann auch das selbständige Empfinden. Es regen sich die eigenen Wünsche, so daß der Besteller den Kunsthandwerker aufsucht und mit diesem gemeinsam an der Lösung arbeitet. Wenn das tausend- und tausendmal an den Gebrauchsgegenständen des Alltags für unsere Arbeits-, Wohn- und Schlafzimmer geschieht, so wird sich allmählich ein Typus des deutschen Möbels herausstellen. Diese Möbel sind es und die Gebrauchsgegenstände, die das Heim schaffen, ein charakteristisches deutsches Heim, dessen innere Vorstellung der im Ausland wohnende Deutsche überallhin mitnimmt, wohin er geht. Es wird dann sein Wunsch sein, in der Ferne dieses Heim um sich zu haben. Und ich glaube bestimmt, daß unsere Auslandsdeutschen dann treuer der heimischen Art bleiben werden, wenn sie immer ein solches Stück Heimat um sich haben. Ob danach die anderen Völker eine solche deutsche Lösung der Wohnungsfrage als so sachlich und schön, als so stilvoll empfinden werden, daß sie derartige Einrichtungen nach deutschem Stile so aufnehmen, wie wir bislang ihre historischen Stile, ist im Vergleich zur Bedeutung eines solchen Stils für die eigene Nation gleichgültig. Unser Kunstgewerbe hätte eine ungeheure Aufgabe erfüllt, wenn es ihm gelänge, einen wirklich volklichen Ausdruck des deutschen Heimempfindens zu schaffen, und auch der Markt für das deutsche Kunstgewerbe wäre dann groß genug.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunſt

Hans Holbeins Initial-Buchſtaben mit dem Totentanz. Mit erläuternden Denkverſen und einer geſchichtlichen Abhandlung über die Totentänze von **Dr. Adolf Elliſſen.** Göttingen im Verlag der Dieterichſchen Buchhandlung 1849. — Manul-Neudruck mit einem Vorwort von Profeſſor Dr. O. A. Elliſſen. Leipzig, Dieterichſche Verlagsbuchhandlung (Th. Weicher). 2 M.

Willſt du kommen in die Mode,
Mach dich geltend, ſei nicht faul,
Denn öffneſt du nicht ſelbſt das Maul,
Die andern ſchweigen dich zu Tode.

Dieſe Worte Leutholds hat Adolf Elliſſen nicht beherzigt, und er hat es gebüßt mit gänzlicher Vergeſſenheit, die keineswegs verdient iſt. Elliſſen (1815—1872), ſeinerzeit der „beliebteſte Bürger“ Göttingens, ein furchtloſer Vorkämpfer der deutſchen Einheit, zur Zeit der hannoverſchen Verfaſſungsſtreitigkeiten zum Kultusminiſter vorgeſchlagen, Mitglied des konſtituierenden Reichstages und des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, der gefeierte Gelehrte, in Athen zwar berühmter als im Vaterland, Freund Goedekes und Hoffmanns v. Fallersleben, der ſprachſchöpferiſche Überſetzer chineſiſcher und neugriechiſcher Poeſien, ein Redner, an deſſen Kraft alte Hannoveraner noch mit Entzücken und tiefem Erſchauern denken — dabei ein Charakter von ſeltener Reinheit, weich wie ein Mädchen und doch von harter zäher Energie des tiefüberzeugten Mannes — eine edle Blüte vom Stammbaum einer alten hannoverſchen Gelehrtenfamilie — er iſt für die Nachwelt verloren, weil ihm die „goldene Rückſichtsloſigkeit“, die „eigenen Ellenbogen“ fehlten. Aber hoffentlich doch nicht ſo ganz. Der Sohn hat den liederreichen, zu früh verſchloſſenen Mund des Vaters wieder geöffnet, indem er einen Neudruck der packenden Verſe zu Holbeins Totentanzalphabet veranſtaltete. Die Verſe ſind 1847 gedichtet, aber erſt nach der Revolution gedruckt.

Elliſſen, der gelehrte Studien über die Geſchichte der Totentänze gemacht und die Früchte ſeiner Forſchungen in einer Abhandlung den Verſen beigefügt hat, gab mit Heinrich Loebel, der 1842 (die Stöcke waren natürlich nicht mehr vorhanden) die Initialen den Originalholzſchnitten im Dresdener Kabinett nachgeſchnitten hatte, das Buch heraus. Elliſſen nahm an, daß die Initialen urſprünglich einem ſinnverwandten Text als Schmuck dienen ſollten; dieſer Text iſt aber verloren gegangen oder niemals ausgeführt worden, und die Abſicht Elliſſens war es, einen Text im Stil der Holzſchnitte herzuſtellen. Dazu war der feinfühlige Ueberſetzer ganz beſonders befähigt. Die wuchtige Kernkraft derben Humors, wodurch die ſchauerliche, immer wiederholte Vorſtellung des Knochenmannes zugleich erhoben und gemildert wird, hat Elliſſen ſo prachtvoll herausgefühlt und in Worte umgegoſſen, daß Wort und Bild geradezu unheimlich ineinanderpaſſen. Es iſt ein Rätſel, daß dieſe klaſſiſche Interpretation trotz der Beliebtheit der Bilder unbekannt geblieben iſt. Die höhniſch grinſende Fratze des Todes verwandelt ſich in den milden Tröſter, den Tod als Freund, für die Nonne:

Haſt Zeit, vom Wachen, Beten, Faſten,
In ſeinem treuen Arm zu raſten.

Der Säufer wird tüchtig ausgelacht, aber auch für ihn hat der Tod noch einen einleuchtenden Troſt bereit:

Will nun der Wirt auch nicht mehr borgen,
Sei um die Zeche ohne Sorgen!
Verschlaf den Rausch in meiner Kammer
Und fürchte keinen Katzenjammer.

Furchtbar erhaben geht der Tod mit dem Kaiser ins Gericht:

Cäsars Erbe, du Herrscher der Welt!
Hast stolz zur Wehre Dich gestellt,
Trittst mir hochfahrend und verwegen,
Aufrecht, wie's Kaisern ziemt, entgegen,
Schlägst mich ins Antlitz, wie vor der Zeit
Dem Recht, der Treu' und Menschlichkeit.
Schlag Kaiser! — wirst mir den Schädel nicht spalten!
Hätt'st lieber den Erdball festgehalten,
Den schlaff die Hand entrollen läßt!
Sechs Schuh breit Erde bleibt dir fest.

Überall trifft Ellissen den ursprünglichen volkstümlichen Holzschnittstil, wie ihn von seinen Zeitgenossen in Worten vielleicht niemand, im Bilde nur Rethel getroffen hat.

Das kleine Buch ist von der Verlagshandlung in stilvollem Einband wieder in die Welt geschickt worden, wo es hoffentlich bessere Aufnahme finden wird als bei seiner ersten Reise. Fritz Tychow-Einbeck

Bildungsfragen

Das Tischgespräch im Dienst der Jugendbildung. Unter den mancherlei Bildungsmöglichkeiten, die eine besonders enge Berührung zwischen Schule und Haus aufweisen, könnte das tägliche Familiengespräch bei Tisch einen hervorragenden Platz einnehmen. Warum tut es das nun nicht in Wirklichkeit? Das ist ein weites Feld, könnte man darauf mit Fontane auch hier antworten. Aber das „quieta non movere" ist erfahrungsmäßig immer da am ersten zur Hand, wo eine nähere Untersuchung Grundschäden unserer ganzen heutigen Lebensweise würde sichtbar werden lassen. Nun, wem es ernsthaft um das Wohl der künftigen Generation zu tun ist, darf davor doch nicht zurückschrecken.

Die Hast und Unrast, mit der sich namentlich in Großstädten das Berufsleben der Männer und das ganze gesellschaftliche Leben abspielen, hat die Zeit, die für das Beisammensein der Familie zu Tisch aufgewendet werden darf, mindestens an den Wochentagen immer mehr zusammenschrumpfen lassen. Und auch an Sonn- und Feiertagen beeinträchtigt nicht selten in bürgerlichen Familien die Rücksicht auf die Freiheit der Dienstboten die Gemütlichkeit bei Tisch. So ist es dahin gekommen, daß die schleunige Erledigung der Speisenzufuhr für den Körper vielfach auch schon zu einem reinen Geschäft, zu einer bloßen Notwendigkeit herabgesunken ist. Und doch könnte hier, wenn irgendwo, die Notwendigkeit mit Anmut umkleidet werden. Schon vom rein hygienischen Standpunkt aus müßte eingesehen werden, daß, wenn die Seele entladen vom Druck der Geschäfte freier spielt, dieser Zustand auch für die gedeihlichere Wirkung der physischen Nahrungsaufnahme unverhältnismäßig günstiger ist. Besonders traurig aber liegt der Fall dann, wenn der Beruf des Familienvaters es kaum je oder doch nur unregelmäßig gestattet, mit den schulpflichtigen Kindern zusammen zu speisen. Von seiten der Schule ist deshalb hier schon ein weites Entgegenkommen gezeigt worden. Denn für die Abschaffung oder gehörige Einschränkung des Nachmittagsunterrichts unter Einführung der Kurzstunden ist gerade auch der Gesichtspunkt maßgebend gewesen, daß die Gemeinsamkeit der Familienmahlzeiten in größerem Umfange ermöglicht werde. Nun unterliegt es gar keinem Zweifel, daß in sehr weiten Kreisen unseres Volkes, und zwar mit ganz besonderer Betonung des norddeutschen Teiles, das Problem, das in dem Abwägen der Berufs- und der Familienpflicht besteht, unbedingt zugunsten der Berufspflicht entschieden wird: der kategorische Imperativ der Kantischen Pflichtenlehre ist nicht umsonst ein Ergebnis norddeutsch-preußischer Kultur. Indessen jenes Abwägen ist doch eben ein Problem, und wenn sich zeigen sollte, daß unter der dauernden Beeinträchtigung der Familienpflichten in weiten Berufskreisen — in unserem Fall ist es also der dauernd behinderte Verkehr mit der eigenen schulpflichtigen Nachkommenschaft — die Beschaffenheit der ganzen künftigen Generation leidet, so bedarf es doch wohl des sehr eindringlichen Nachdenkens darüber, wie dem gesteuert werden könnte. Durch weitausgedehntes gemeinsames Vorgehen der Berufsgenossen muß eine Änderung herbeigeführt werden können. Es wird freilich zunächst

darauf ankommen, sich von dem ganzen Ernst der voraussichtlichen Schädigung der eigenen Kinder gründlich zu überzeugen. In allen Fällen dagegen, wo die hochgesteigerte Erwerbslust, die die günstige Konjunktur nicht versäumen will, wo die Pflege sogenannter gesellschaftlicher Verpflichtungen, die auf Befriedigung der Eitelkeit, auf Anknüpfung von „Konnexionen" u. a. hinauslaufen, die Ursache der Vernachlässigung der Familienpflichten werden, ist durch eine bloße Sinnesänderung das Übel aus dem Grunde zu heilen. Denn unser deutsches Volk, das nach langer, langer Zeit des Denkens und des Dichtens endlich wieder ein Volk der Tat wurde und als Ergänzung zu seinem Weltruhm in Kunst und Wissenschaft sich auch als Handels- und Industrievolk durch die Erzeugung materieller Werte zu einem besonders gefährlichen Nebenbuhler auf dem Weltmarkt emporschwang, dieses Volk kann doch nicht wollen, daß dieser neue Weltruhm erkauft werde mit der Verkümmerung eines seiner allerherrlichsten und allerwertvollsten Vorzüge, des Familiensinns.

Daß in allen den Fällen, wo die Umstände sonst nur eine seltene Berührung der Familienglieder während des Alltags gestatten, das Tischgespräch in erster Linie die eigentlichen Familienangelegenheiten zum Gegenstand haben wird, ist nur natürlich. Aber für ebenso natürlich halte ich es, daß gegenüber der Jugend, die den Vormittag über in der Schule gewesen ist, dieses ihr Haupterlebnis am Tage auch als ein Hauptthema eingeräumt wird. Vorausgesetzt wird dabei, daß die Eltern im Laufe der Zeit den Kindern den Takt anerziehen, nicht im übeln Sinne „aus der Schule zu plaudern". Ja, Goethe, der überall einen unerschöpflichen Erfahrungsreichtum bedeutet, meinte sogar: „Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn nur die Eltern erzogener wären." Sonst aber ist es durchaus erwünscht, daß das Kind möglichst viel von dem äußeren und inneren Leben in der Schule berichtet. Soll doch jeder Lehrer so unterrichten, als ob die Eltern beständig zugegen wären, denen er ja auf alle Fälle verantwortlich ist. Was aber der Schüler, auch der der höheren Lehranstalten, von Sexta an bis hinauf nach Prima, auch nur von einem einzigen Vormittag berichten könnte, enthält eine so erdrückende Fülle von Bildungsstoffen, daß, wenn auch nur ein geringer Teil davon zum Gegenstand des Gesprächs wird, dies sehr fruchtbare Folgen haben kann. In der wünschenswertesten Weise wird dadurch auch bei den Eltern wieder so manches lebendig gemacht, was lange unter der Schwelle des Bewußtseins gelegen, so manches angeregt, was Veranlassung gibt, sich weiter danach umzutun und die eigene Bildung zu ergänzen. Mit dieser eigenen Allgemeinbildung steht es nämlich heute gar nicht so besonders glänzend, eine traurige Folge der frühen Zersplitterung in Fachwissen und Berufswissen und der infolge der Rastlosigkeit und Oberflächlichkeit des Lebens mangelnden Zeit.

Die Befürchtung aber, es brächte die Jugend aus den gelehrten Schulen, zumal aus dem humanistischen Gymnasium, ein veraltetes Bildungsideal ins Haus, ist nicht gerechtfertigt. Auch auf dem Gymnasium und gerade in den altsprachlichen Fächern wird heute in einem erfreulich hohen Grade die Fühlung mit der Gegenwart hergestellt. Wenn das große Publikum, auch das der sogenannten Gebildeten, das noch nicht weiß, so liegt das ganz wesentlich daran, daß es die Gelegenheit nicht gehörig benutzt — eben etwa im Tischgespräch — sich davon zu überzeugen. Gewiß werden in der Regel bei einer Familientischunterhaltung nicht der binomische Lehrsatz oder die verallgemeinernden Relativsätze aus der griechischen Grammatik den fruchtbarsten Schulstoff abgeben. Dafür tun es aber bei hundertfältiger Gelegenheit die alte wie die moderne Schriftstellerlektüre, die Geschichte und Erdkunde, die Religion und Naturkunde, nicht zu vergessen die sogenannten technischen Fächer, wie Singen, Turnen und Zeichnen.

Es ist jetzt, und zwar mit vollem Recht, so viel die Rede von der Notwendigkeit, die heranwachsende Jugend in die Staatsbürgerkunde einzuführen. Wenn sie geradezu als Unterrichtsgegenstand gefordert wird, so liegt das, wie in so sehr vielen Fällen, daran, daß das Haus nicht mehr eine ihm zufallende Pflicht erfüllen kann oder will. Ich sehe da nun in dem Tischgespräch eine ganz hervorragende Gelegenheit, dem gerecht zu werden. Wenn die Eltern nur nicht die Mühe scheuen, sich der dahingehenden zahllosen Anregungen,

die beinahe in jedem Schulfach geboten werden, zu vergewissern und damit dann in Verbindung bringen, was das Berufsleben des Vaters, was die täglichen Erlebnisse und vor allem auch die Zeitungsnachrichten an Stoff bieten, dann ergibt das eine wünschenswerteste Förderung staatsbürgerlicher Erziehung. Durchaus auch die Mutter mit ihrer Pflicht der Wirtschaftsversorgung und der einschlägigen Warenkenntnis vermag ihr vollgemessenes Teil dazu beizutragen. Denn alle Weltwirtschaftsfragen gehen immer zurück auf Fragen der Hauswirtschaft, so sicher, wie die Gesundheit des Staatsorganismus von der Gesundheit des Familienlebens abhängt. Wofern nur die Neigung der Erwachsenen selbst sich nicht vorzugsweise demjenigen zuwendet, was nur „Sensation" macht, wird die Erörterung von Parlamentsverhandlungen, Gerichtsverhandlungen, Tagungen von Kongressen, wird des Vaters eigene Tätigkeit in Stadtverordnetensitzungen, in Schöffen- und Schwurgerichts-, in Kirchenratssitzungen, seine Teilnahme an Vereinsbestrebungen und hunderterlei Ähnliches in Verbindung mit dem aus der Schule Mitgebrachten dem Heranwachsenden reiche Frucht bringen für sein Verständnis vom Wesen des Staates und der Tätigkeit des Staatsbürgers.

Allerdings sind alle diejenigen Schüler übel daran, die schon in dem eingeschlagenen Schulbildungsgange sich von dem Bildungskreise der eigenen Familie entfernen oder die, selbst aus höheren Schichten stammend, durch die Umstände genötigt, in Pensionen bei kleineren Leuten untergebracht sind. Auf die Erörterung ästhetischer oder wissenschaftlicher Fragen wird hier natürlich verzichtet werden müssen, aber Staatsbürgerkunde ist doch keineswegs ausgeschlossen. Denn dem Sohn des großstädtischen Bankiers oder des Großgrundbesitzers kann es nur dienlich sein, wenn er das Leben des staatlichen Organismus sich auch im Urteil sozial niedriger stehender Schichten spiegeln sieht. Was freilich sonst dagegen spricht, junge Leute, die eine höhere Schule besuchen, in Familien mit nicht gleichwertiger Bildung aufwachsen zu lassen, gehört nicht hierher, es ist aber nicht wenig.

Immer aber soll auch in den Familien der höher Gebildeten bei Tisch um Himmelswillen kein Bildungsdrill getrieben werden. Und wenn es auch jeweilen ganz angebracht ist und der Jugend reichlich Vergnügen macht, neu erlernte Sprachen auch im Tischgespräch zu üben, die Herrschaft der französischen Mademoiselle oder der englischen Miß will sich uns für die deutsche bürgerliche Familie bei Tisch doch gar nicht ziemen. Mit ihren hundertfach verschiedenen Interessen soll die schulpflichtige Jugend da zur Geltung kommen: der Quintaner soll so gut von dem Verteidigungsplan seiner Burg schwärmen, die er sich im Garten errichtet und die er gegen den Feind verteidigen will, wie der Sekundaner von seiner Fußwanderung am nächsten Sonntag mit den unerläßlichen Ansichtspostkarten und erst recht der Primaner von den Aussichten für die nächste Tanzstunde und der Wirkung seiner neuen Krawatte. Für unvermerkte Förderung der Bildung im Anschluß an die Schulerfahrungen bleibt noch Raum genug.

Gymnasialdirektor Dr. Lorentz-Friedeberg Nm.

Tagesfragen

Das peinliche Thema. Professor Karl Lamprecht hat es wieder einmal angeschnitten, und auf dem Hochschullehrertage noch dazu, nämlich das Thema vom wissenschaftlichen Durchschnittshabitus des heutigen Universitätslehrers, vom steigenden Überwuchern eben dieses Durchschnitts und von der darin liegenden Gefahr für das Gesamtniveau und die künftige Geltung deutschen Wissenschaftsbetriebes. Man kann nicht leugnen, daß die Pausen zwischen den einzelnen Vorstößen gerade nach dieser Richtung hin immer kürzer werden, und daß die Sprache der unwilligen Warner an Deutlichkeit zunimmt. Noch weniger läßt sich bestreiten, daß in der Tat die deutsche Universität durch nichts so sehr von ihren ursprünglichen Zwecken nach und nach abgedrängt worden ist als durch ihre Belastung mit der speziellen Aufgabe, unser höheres Beamtentum in Staat und Gemeinde, Kirche und Schule auf die anerkannte Basis zu bringen. Vielleicht ist es da viel zu spät, mit Reformbestrebungen, die einer längst historisch gewordenen Entwicklung gleichsam das erwünschte stille Plätzchen abzwacken sollten, jetzt noch Umstände zu machen. Wenn die

deutsche Hochschule oder Universität heute positive Aufgaben von praktischem Nutzen für die geregelte Laufbahn des einzelnen Hörers in einem Umfange zu leisten hat, der diese Aufgabe notwendig weit in den Vordergrund rückt, dann sollte vielmehr von hier aus die Folgerung gezogen werden. Die Sache steht wirklich schon so, daß wir nur noch unseren überkommenen Begriff von der Hochschule zu ändern oder, richtiger, dem damit bereits gegebenen anzupassen brauchen, um nunmehr entschlossen nach einer künftigen Freistatt für die Förderung uninteressierter Forschung auszuschauen.

Gewiß hält es jedesmal schwer, eine zum Aberglauben gewordene Konvenienz als solchen anzuerkennen, und diese saure Notwendigkeit macht das Thema im letzten Grunde so peinlich. Ist es doch nur ein Quidproquo, allerdings mit besonderem deutschen Heimatsrecht, daß irgendeine Schule, hoch oder nieder, die Forschungen des Menschengeistes über den letzten Bestand hinaus an sich ketten müßte. Weder Cremona noch Mittenwald haben sich als Sitze der Kompositionslehre aufgetan, und die moderne Wirtschaftskunde erwuchs weder im Schatten der Fugger noch der Rotschild; auch Ricardo stellte nur, wie heut eingeräumt wird, den sutor ultra crepidam in die Börsensphäre übersetzt dar. Er philosophierte etwa in dem Sinne, wie Gott bei Erschaffung des Menschen sich Agio, Diskont und Marktpreis gedacht habe, — wir aber empfangen, längst durch Gewöhnung besänftigt, jahrein und jahraus lauter Hochschulforschungen, dessen Horizontsegment ganz analog verläuft. Ja, der gebildetere Laie ist sogar durch Erziehungseinflüsse vielfach dahin gefördert worden, daß er die kommenden Kritiken des Gremiums über ein „wildes" Werk, dessen Horizont unbescheidene Dimensionen zeigt, richtig vorempfindet und dann auf atmend billigt.

Frühere Generationen haben sich bereits dem peinlichen Thema mit Bewußtsein gegenübergestellt und suchten ihm, weniger befangen als die Urenkel, durch Errichtung von wissenschaftlichen Akademieen beizukommen. Allein sie unterschätzten dabei die Neigung zur Kurve in der Entwicklung. Heute setzen sich alle älteren und dotierten Akademieen aus „Berufenen" zusammen, nämlich aus Männern in Hochschulämtern; sie bilden den angenehmen Pluralismus der fortgeschrittenen äußeren Laufbahn, gemeinhin die ergänzende Sinekure des sinkenden Abends. Das war nicht die ursprüngliche Absicht gewesen. Der Mißbrauch erinnert an den der Würzburger Domherren des ausgehenden Mittelalters, die Walter von der Vogelweides Stiftung „zur Weide für die Vöglein" in einen Fonds zur Beschaffung ihrer Frühstückssemmel umdeuteten. In absehbarer Zeit werden die Staatsverwaltungen ernstlich zu prüfen haben, ob sie nicht dem Pensionsfonds die Sorge für das Taschengeld nunmehriger Aufsichtsräte, Industriedirektoren und dergleichen mehr abnehmen sollen. Erwacht erst der frische Luftzug, der ohne Rücksicht auf Podagra weht, dann wird wohl auch einmal erwogen, ob die großen Akademieen, nächst entsprechender Reform, nicht besser aus reinen Mitgliedern bestehen sollten, ohne deshalb Altersheime zu werden, und ob die gewissermaßen dann extinguierende Würde der Mitgliedschaft nicht auf Wegen vergeben werden kann, die nach menschenmöglichem Ermessen zugleich zweckdienlich und einwandsfrei wären. Übrigens hat man bisweilen bei brennenden Bedarfsfragen lieber zu ganz neuen Schläuchen gegriffen. Und tritt das peinliche Thema ernsterer Pflege unserer Forscherinstinkte, das Fürsorgegesetz deutscher Wissenschaft, in die allgemeine Erörterung ein, so wird sich allerdings auch Vorsicht gegen wurmstichverdächtiges Material für den Neubau durchaus empfehlen. C. N.

Reichsspiegel

(Vom 17. bis 22. Oktober)

Innere Politik

Zusammentritt des Reichstags — Beziehungen der Parteien zueinander — Konservativ-nationalliberale Annäherung — Freihandel oder Schutzzoll — Ostmarkenfrage

Die Volksboten sind am Dienstag wieder aus allen deutschen Gauen nach Berlin gekommen, und der Reichstag hat seine Arbeiten nach vierundeinhalbmonatlicher Pause wieder aufgenommen. Nicht gern, — sogar widerwillig! Allen Abgeordneten liegt bereits die bevorstehende Wahl in den Gliedern, und da von den bürgerlichen nur wenige mit bestimmter Sicherheit auf die Wiederwahl rechnen dürfen, so ist man mit den Gedanken weniger bei den trockenen Dingen der Gesetzgebung, als draußen bei den Wählern, und noch weniger als sonst schon ist alles Trachten und Reden durch die Rücksicht auf die Sache als auf den Eindruck im Wahlkreise beeinflußt. So stellt denn die Versammlung im Wallotbau — einst das Ziel der heißesten Kämpfe der Nation — einen so wenig erfreulichen Anblick dar, daß man leicht zu der Frage gelangen kann, ob sie, die kostspielige und unproduktive Quelle so vieler Mißverständnisse und so vielen Streites in ihrer heutigen Verfassung noch den Bedürfnissen entspricht. In dem quirlenden Durcheinander von persönlichen Zielen und Auffassungen, Ängsten und Verstimmungen scheint alles höher strebende, auf das Allgemeine gerichtete Wollen untergegangen. Kleinlicher Eigennutz triumphiert. Über dem Vaterlande die Partei und über der Partei das Ich! Nur zwei Gruppen bewahren eine ruhige Haltung und bringen dadurch zum Ausdruck, daß sie sich als die Matadore des Heute und als Sieger des Morgen fühlen. Sozialdemokraten und Zentrum, — diese von allen beneidet und von rechts achtungsvoll behandelt, jene würdelos umbuhlt von den Gruppen der bürgerlichen Linken. Von der Mitte her aber spinnen sich wieder Fäden nach rechts, und von rechts zieht's schmeichelnd zur Mitte, und wie im Vorjahr sieht man bestimmte Herren bald mit einem konservativen Abgeordneten bald mit einem nationalliberalen eindringlich verhandeln. Was die mißlungene Reichsfinanzreform trennte, soll vor der Wahlschlacht noch zusammengeführt werden, dem Ansturm der Roten zu begegnen. Das andere, tiefer gehende, das das Volk in Herz und Gefühl trägt, wird als belanglos beiseite geschoben. Aber das „Wirtschaftssystem", das ist wichtig!

Die Frage der Aussöhnung zwischen Nationalliberalen und Konservativen ist viel zu ernst und von viel zu großer Tragweite für die

Entwicklung Deutschlands über die nächsten Wahlen hinaus, als daß man sie mit einigen Worten wie „Wahlfurcht", „Schacher" u. a. m. abtun dürfte. Es handelt sich bei dieser Versöhnung nicht allein um die Übernahme von Garantien für die kommenden Wahlen; es handelt sich darum, ob die auf dem Boden der Bismarckschen Gesetzgebung aus der Nation heraufgekommene demokratische Richtung noch einmal zurückgedämmt werden oder ob man ihr zunächst bei den kommenden Wahlen die Möglichkeit geben soll, emporzufluten und vielleicht über die Ufer zu schäumen. Doch auch solche Erwägung erschöpft nicht die Fülle der sich bietenden Gesichtspunkte. Hinter den Reichstagswahlen lauert auch die Frage, die formell zwar nichts mit dem Reichstag zu tun hat, die aber materiell um so schwerer auf die Stimmung im Lande drückt, die Frage, ob Preußens Regierung eine Reihe von als notwendig empfundenen großzügigen Reformen zu inaugurieren bereit ist, oder ob es lediglich der Reichsregierung darum zu tun ist, einen solchen Reichstag zusammen zu bekommen, der die Annahme eines auf dem Schutzzollsystem basierenden Zolltarifs garantiert. Nachdem aber der Herr Reichskanzler im Dezember vorigen Jahres erklärt hat, er werde ohne die Zentrumspartei nicht arbeiten, und da die Zentrumspartei im preußischen Landtage das Haupthemmnis für einen ruhigen nationalen Fortschritt bildet — wenn es sich zurzeit auch ungemein national gebärdet —, so liegt eben die Gefahr nahe, daß eine Aussöhnung zwischen Nationalliberalen und Konservativen eine Verschärfung der geistigen Reaktion in Preußen nach sich ziehen würde, weil die wirtschaftliche Stärkung der preußischen Machthaber durch das Reich deren Sinn für zeitgemäße Reformen auf kulturellem Gebiet nicht empfänglicher machen dürfte. Könnte die preußische Regierung die wenn auch nur teilweise begründete, aber doch weite Kreise beherrschende Furcht vor der kirchlichen Reaktion bannen, die Reichsregierung hätte es verhältnismäßig leicht, einen schutzzöllnerischen Reichstag zu erhalten und damit eine Grundlage für die Verständigung der Konservativen und Nationalliberalen zu gewinnen. Es ist nicht das Sattsein, das die Menschheit voran bringt. Die größten Segnungen verdanken wir Zeiten der Not: das Christentum, die Reformation, die Reformen Steins und Hardenbergs und W. v. Humboldts und zuletzt das Reich. So urteilt man in den weiten gebildeten Kreisen der Nation, in denen die Wirtschaft wohl als die Grundlage der Volkswohlfahrt anerkannt wird, in denen man aber auch überzeugt ist, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebe und daß der Deutsche insbesondere auch noch höhere Güter zu verteidigen habe als Getreide- und Eisenzölle.

Ich will selbstverständlich nicht der Abschaffung der Zölle das Wort reden. Eine Entscheidung darüber, ob das Freihandels- oder Schutzzollsystem vorzuziehen sei, läßt sich generell überhaupt nicht treffen. Die deutsche Volkswirtschaft ist beim Schutzzollsystem mächtig emporgeblüht. So lehrt das Ergebnis, daß das System gut ist. Nebenbei geht freilich eine andere Beobachtung: der Reichtum wächst nicht in allen Schichten gleichmäßig, und da er einige bevorzugt, wirken seine Folgeerscheinungen um so drückender auf die Mehrzahl.

Einsichtige haben diese Tatsache längst erkannt und mit Recht gefolgert: wenn das System die nationale Volkswirtschaft sich entfalten läßt, so ist es für den Staat nützlich und bedarf keiner Änderung; da aber ein erheblicher Teil der Nation darunter zu leiden beginnt, so sind Maßregeln am Platze, die einen Ausgleich herbeiführen könnten. Darum die Reichsfinanz- und Steuerreform Bülows, darum die Bestrebungen des Justizrats Bamberger und des Landrats v. Dewitz. Einem Aufsatz des letzteren in Nr. 240 des Tag entnehme ich, daß in dem Zeitraum von 1895 bis 1911 sich die Vermögen in der Größe von einer halben bis zu einer Million um 65,27 Prozent, von einer bis zwei um 72,43 Prozent und von mehr als zwei Millionen gar um 109,21 Prozent vermehrt haben, während sich die Vermögen von sechs- bis hunderttausend Mark nur um 46,8 Prozent vermehrten. Das Bild wird im Hinblick auf die Bevölkerung noch bedeutsamer, wenn man berücksichtigt, daß die Zunahme von 109,21 Prozent oder 9,5 Milliarden nur 1598 Steuerzensiten betrifft, während sich in die Zunahme von 46,8 Prozent oder 11,9 Milliarden Mark 555901 Steuerzensiten teilen müssen; bei den Millionären beträgt der Vermögenszuwachs in sechzehn Jahren auf den Zensiten 5904000 Mark, bei den kleinen Kapitalisten 21400 Mark! — Seit dem Scheitern der Reichsfinanzreform des Fürsten Bülow ist der Ruf nach billigem Brot und Fleisch lauter geworden, und da die Steuergesetzgebung den Ausgleich nicht bewirken konnte, so schwebt nicht nur den ungebildeten Massen das Freihandelssystem mehr denn je als Ideal vor. Dies nur zur Beleuchtung des Hintergrundes. Es sind große, tiefschneidende Wirtschaftsfragen, die zur Entscheidung drängen, und die am meisten interessierten Schichten des Bürgertums suchen die politischen Parteien für die Wahrnehmung ihrer Interessen zu gewinnen.

* * *

Wie so oft schon seit der Reichsgründung ist es auch diesmal die nationalliberale Partei, die in schicksalsschwerer Stunde den Ausschlag geben soll für die Wahl des Weges. Die Entscheidung aber mag ihrem Führer heute noch schwerer dünken als jener Schritt Bennigsens, der die Partei gleich nach ihrer Gründung an die Seite Bismarcks führte. Strömten nicht damals aus allen Parteien die Einsichtigsten dem genialen Staatsmanne zu? Waren es nicht gewaltige nationale Fragen, die jeden Parteifanatismus niederwarfen und Konservative, Nationalliberale, königliche Prinzen und Handwerker sich um die Regierung scharen ließen? Das war damals, 1867. Mit dem werdenden Reich wuchs auch die Partei heran. Heute scheint eine einende Losung nicht vorhanden. Wirr tönt es durcheinander. Hier Eisenzoll, dort Einfuhrscheine, Differenzialtarife, koloniale Erwerbungen! Alles das und noch manches andere hemmt kühne Entschlüsse. Die Aussichten der Nationalliberalen im kommenden Wahlkampf sind in keinem Falle sehr glänzend, gleichgültig, ob sie für die Konservativen oder für den Freisinn optieren. Am besten werden sie als Partei wahrscheinlich

fahren, so lange sie keinerlei generelle Abkommen für das ganze Reich schließen, sondern die Entscheidung von Fall zu Fall treffen. Sie blieben damit ihrem historischen Grundsatz treu. Den Forderungen des Augenblicks aber entsprächen sie am besten, wenn sie den Ausgleich finden könnten zwischen den Bedürfnissen des Staates und denen der einzelnen Staatsbürger. Ein solcher Ausgleich aber wäre nur denkbar, wenn die Konservativen, besser wie es geschieht, den Erfordernissen der Zeit entgegenkämen und wenn sie ihren Widerstand an durchgreifenden Wirtschaftsreformen aufgeben wollten. Das ist aber nicht der Fall. Nicht persönliche Gegensätze zwischen den Herren v. Heydebrand und Bassermann trennen die Parteien, wie verbreitet wird, sondern die tiefgehende Verschiedenheit der Auffassungen über die Bedürfnisse der Nation. Vielleicht aber lehrt der Ausgang der Wahlschlacht die Notwendigkeit der Aussöhnung, die dann freilich auch im Interesse der Gesamtheit läge.

Nun höre ich den Einwand: aber die Ostmark! Es ist das in der Tat der wundeste Punkt der nationalliberalen Stellung. Das Auftreten der Nationalliberalen in Posen und Westpreußen mit eigenen Organisationen war geeignet, in die gegen das Polentum geeinten Deutschen Unfrieden zu tragen. Besonders schmerzlich wird solches von allen denen empfunden werden, die für die Ausbreitung des Deutschtums in der Ostmark kämpfen. Dennoch scheint es, als müsse auch diese Störung mit in Kauf genommen werden, nachdem die nationalliberale Partei sich als diejenige erwiesen hat, die von allen bürgerlichen Parteien am konsequentesten an den Mitteln festhält, die zur Germanisierung des Ostens notwendig erscheinen. Der Freisinn hat die Ostmarkenpolitik durch übergroße Rücksichtnahme auf die städtische handeltreibende Bevölkerung gehemmt, die Konservativen Endellscher Färbung haben zu häufig und gezwungen durch die Schwierigkeit, Landarbeiter zu erhalten, das Interesse des Großgrundbesitzes über das der deutschen Nationalität gestellt. Die Nationalliberalen allein — wenn von den Parteilosen abgesehen wird — haben den national und volkswirtschaftlich gleich einwandfreien Standpunkt eingenommen, daß es die Zahl der deutschen Bewohner ist, die vor allen Dingen darüber entscheidet, ob die Ostmark deutsch bleiben soll oder nicht. Unter dem Druck chauvinistischer Regungen ist man leider im Jahre 1908 zur Annahme des Enteignungsgesetzes gekommen, das, obwohl unter konservativer Mitwirkung geboren, die Konservativen beunruhigen mußte, sobald diese einigermaßen kühl über alle Konsequenzen dieser Durchbrechung des Eigentumsprinzips nachdachten. Jetzt steht dies Gesetz trennend zwischen den Konservativen und Nationalliberalen der Ostmark, weil die Nationalliberalen für seine Anwendung eintreten, während die Konservativen es unter Führung der Majoratsbesitzer perhorreszieren. Nun scheint es aber doch in der Ostmark eine Brücke des Verständnisses zu geben. Die Regierung glaubt einen Weg gefunden zu haben, auf dem das Ziel der Ostmarkenpolitik sicherer erreicht werden soll als durch das Mittel der Enteignung. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, will die Regierung die Bevölkerungsfrage

nicht so sehr als eine nationale, sondern als eine wirtschaftliche, vom Chauvinismus befreite Frage lösen, übrigens ein Weg, auf den ich schon vor drei Jahren hingewiesen habe. Die Losung „Verdrängung der Polen" scheint aus dem amtlichen Programm verschwunden und an ihre Stelle „Vermehrung der Landarbeiter" getreten zu sein. Die Regierung hofft damit den Großgrundbesitz zu beruhigen und überhaupt dem Ostmarkenproblem seine gefährliche, auch den konfessionellen Frieden störende Spitze zu nehmen. An und für sich ein erstrebenswertes Ziel, scheint es mir aber doch nur erreichbar, sofern die Großgrundbesitzer sich dazu entschließen könnten, selbst Arbeiterkolonien mit guten Wohngelegenheiten und ausreichenden Verdienstmöglichkeiten einzurichten. Ob die politische Nebenabsicht, die Aussöhnung der Deutschen untereinander, erreicht wird, dürfte aber wohl davon abhängen, wie weit es dem neuen Oberpräsidenten von Posen, Exzellenz Schwartzkopff, gelingen wird, den Gegensatz zwischen den konservativen Majoratsherren, die Herr v. Heydebreck um sich geschart hat, und dem Ostmarkenverein auszugleichen. Einstweilen sieht sich die Situation leidlich günstig an, da dem neuen Oberpräsidenten von beiden Seiten mit Vertrauen begegnet wird. Auch das am Sonnabend zustande gekommene Wahlkompromiß zwischen den deutschen Parteien deutet auf Versöhnung unter den Deutschen.

Auswärtige Politik

Revolution in China — Italien und die Türkei — Koweit — Friedensaussichten

Der internationale Horizont hat sich durch die weitere Ausbreitung der Revolution in China während der abgelaufenen Woche wieder um eine Nuance verdunkelt. Die Nachrichten aus China lassen noch nicht erkennen, auf welcher Seite die Übermacht liegt, bei den Mandschu des Nordens oder den Rebellen des Südens. Bemerkenswert ist, daß ein Südchinese Yuan Shih-Kai, dessen Reformeifer unsere Leser bereits aus Heft 37 des Jahrgangs 1910 näher kennen, sich der Dynastie zur Verfügung gestellt hat. Freilich zögert er einstweilen unter Hinweis auf seine Krankheit mit der Übernahme der Vollmachten, und das läßt darauf schließen, daß er mit der Mandschuregierung über Reformgarantien verhandelt, ohne die er es nach seiner ganzen Entwicklung kaum auf sich nehmen dürfte, die Ruhe im Lande wieder herstellen zu wollen. Die Stellung Deutschlands zu den Vorgängen in China kann nur abwartend sein; gelänge es einer Persönlichkeit wie Yuan Shih-Kai sich durchzusetzen, dann dürfte unser Handel mit China keine erhebliche Störung erfahren.*)

*) Der leider so früh verstorbene Sinologe der Berliner Universität, Prof. Dr. Wilhelm Grube, dessen in den Heften 29 und 30 (1911) erschienene Vorträge großen Beifall gefunden haben, schrieb bereits am 21. November 1897: „Sollte China wirklich eine Wiedergeburt erleben, woran ich nach allem, was ich hier erlebt und gesehen habe, felsenfest glaube, so wird sie sicherlich von Süden ausgehen, wo das Volk viel regeren Geistes und leichteren Temperamentes und daher für neue Ideen viel leichter zugänglich ist als im Norden." Die Entwicklung der Dinge in

Noch unfreundlicher gestaltet sich das Bild am Mittelländischen Meer. Je länger der Krieg zwischen Italien und der Türkei währt, um so größer ist die Gefahr seines Übergreifens auf europäisches Gebiet. Italien beginnt die Fehlerhaftigkeit seiner Voraussetzungen, in Tripolis leichtes Spiel zu haben, zu erkennen. Durch die Lokalisierung des Kriegsschauplatzes auf die Syrte ist es recht eingeschränkt und kann seine militärische Bereitschaft nicht voll zur Entfaltung bringen. Unterdessen sind die Türken befähigt, die Küste des Adriatischen Meeres in verteidigungsfähigen Zustand zu setzen und Italien erfolgreich Widerstand zu leisten, falls dieses ungeachtet der Warnungen seiner Freunde einen Landungsversuch in Albanien machen sollte. Doch soweit brauchen wir heute kaum schon zu denken, wenn auch die italienische Presse einen starken Druck auf die Regierung ausübt. Deutschlands Haltung im Falle einer Landung Italiens in Albanien wäre abhängig von dem Verhalten Österreich-Ungarns und Rußlands. Jedenfalls dürfte es kaum in die Lage kommen, zugunsten eines der kriegführenden Teile das Schwert zu ziehen.

Das gleiche darf auch hinsichtlich Koweits angenommen werden, das schon seit den achtzehnhundertachtziger Jahren das Ziel englischer Begehrlichkeit ist. Wenn die Türkei sich dieses Gebiets entäußert, so steht es keiner dritten Macht an, sie daran hindern zu wollen, es sei denn, sie böte bessere Bedingungen. Daß aber Deutschland in Vorderasien Kolonien erwerben wolle, geht aus seinem bisherigen Vorgehen in keiner Weise hervor.

Die Friedensaussichten sind während der abgelaufenen Woche nicht besser geworden. In Konstantinopel ist man kriegerischer denn je, und was von Nachrichten über angestrebte und angebotene Friedensvermittlung verbreitet wird, beruht zumeist wohl auf Kombinationen derer, die ein Interesse an baldigem Friedensschluß haben. Besonders scheint die Deutschland zugeschriebene Rolle nicht ganz mit den Tatsachen übereinzustimmen. Die deutsche Diplomatie hat keine Veranlassung, eine Initiative in irgend einer Richtung zu entwickeln; sie sammelt Nachrichten, beobachtet die Stimmung, wahrt im übrigen die Interessen des Reichs und wartet, ob Türken oder Italiener ihrer Mitwirkung zum Friedensschluß bedürfen. G. Cl.

China hat ihm völlig recht gegeben. — Zu unserer Freude können wir unseren Lesern schon heute mitteilen, daß wir dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Witwe des Gelehrten, Frau Prof. Lilly Grube, in der Lage sind, eine größere Zahl von Briefen Grubes in den nächsten Heften zu veröffentlichen.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Polen und Rom vor 1870

Von Chr. D. Pflaum-Rom

In den anderthalb Jahrzehnten voll großer politiſcher Ereigniſſe und Pläne, die zwiſchen dem Krimkriege und dem deutſch-franzöſiſchen Kriege liegen, haben die Polen, wenn man den Geſchichtswerken glauben will, nur einmal, und zwar durch den Aufſtand von 1863 in Ruſſiſch-Polen, einen tiefgehenden Verſuch zur Verwirklichung ihrer nationalen Ideale gemacht. Wenn man weiß, wie trotz der mannigfaltigen und mitunter ſehr grauſamen Enttäuſchungen, die mehr als ein Jahrhundert hindurch den polniſchen Hoffnungen und Bemühungen beſchieden geweſen ſind, der Schatten des bald ariſtokratiſchen, bald demokratiſchen polniſchen „Nationalkomitees“ noch heute durch die diplomatiſchen Kanzleien Europas huſcht und namentlich im Vatikan unabläſſig ſein Weſen treibt, muß man indes daran zweifeln, daß die Polen in beſagtem Zeitraum ſo enthaltſam geweſen ſind, wie die vorhandenen Berichte es lehren. Ich danke Herrn George Cleinow die Anregung, in Verfolg dieſes Zweifels nachgeforſcht zu haben, ob und gegebenenfalls wie die Polen vornehmlich in Gemeinſchaft mit Rom ſich bemüht haben, die polniſche nationale Sache ſei es direkt, ſei es durch Förderung der einen oder Hemmung der anderen internationalen Konſtellation mit friedlichen und kriegeriſchen Mitteln in die Höhe zu bringen.

Der päpſtliche Stuhl hatte, nachdem das Königreich Sardinien auf Grund ſeiner erfolggekrönten Beteiligung am Krimkriege in die Lage gekommen war, auf dem Pariſer Kongreß von 1856 „die italieniſche Frage“ zu ſtellen, allen Grund, der internationalen Politik nicht mehr bloß ſorgſam zuzuſchauen, ſondern auch an ihr tätigen, möglichſt fundamental beſtimmenden Anteil zu nehmen. Denn die italieniſche Frage bedeutete eine Gefährdung des Kirchenſtaates und Roms ſelbſt und barg in Anbetracht der ausgeſprochenen Pläne Cavours auch

eine Bedrohung der kirchlichen Interessen zugunsten der weltlichen zunächst in Italien und indirekt dann auch in der übrigen Welt. Die Lösung der italienischen Frage bedingte eine Schmälerung der Macht Österreichs und Frankreichs an sich wie auch als Schützer des Papsttums und hatte damit eine Mehrung der Macht der nicht römisch-katholischen Staaten Europas zur Folge. Mit den Mitteln geistlicher und diplomatischer Kunst allein vermochte der päpstliche Stuhl unter den gegebenen Verhältnissen, in denen die materielle Kraft für den Sieg national- oder machtstaatlicher Bestrebungen ausschlaggebend war, nicht viel auszurichten. Er mußte sich bemühen, gleichfalls mit beachtlicher materieller Kraft für seine Ziele manövrieren zu können. In diesem Sinne waren ihm die Bestrebungen und Mittel der Polen willkommen, und er konnte für eine Neubildung eines großpolnischen Staates nur wohlwollendes Interesse haben, — so sehr er auch den Schein zu wahren hatte, daß er die Revolution grundsätzlich und in jedem Falle verurteile. (Die Revolution verurteilen, heißt nach vatikanischer Logik nicht auch das Ergebnis der Revolution verurteilen; von dieser Logik gibt es nur eine Ausnahme, wie Kardinal Rampolla erklärt hat, und die betrifft die weltliche Macht des Papstes.)

Der Vatikan hatte dabei nicht nötig, nach irgendeiner Seite hin seine Karten völlig aufzudecken. Am wenigsten sollten die Polen selbst in der Lage sein, ihn zu kompromittieren. Denn der Vatikan hatte, indem er mit ihnen Fühlung nahm, stets religiöse Beweggründe und geschichtliche Anknüpfungspunkte. Man vergegenwärtige sich, daß der Papst sogar auf die Vergebung der polnischen Krone Rechtstitel für sich in Anspruch genommen hat.

In der Verfassung des reorganisierten Polens von 1791 wurde die römisch-katholische Religion ausdrücklich als Staatsreligion erklärt, es wurde für andere religiöse Kulte nur die Duldung ausgesprochen, und es wurde festgesetzt, daß der König römisch-katholisch sein müsse. War die Liebesmühe dieser Verfassungsbestimmungen vergeblich, weil Staat und Königtum Polen alsbald vollends in die Brüche gingen, so blieb dem Vatikan doch immerhin ein Stück Papier, das ihm Rechte zusicherte, für die es keine Verjährung gibt. In der Tat hat der Vatikan, wiewohl er in polnischen Dingen nun mit drei weltlichen Größen zu tun bekam, bis zum heutigen Tage nicht aufgehört, von Polen zu sprechen, als sei es die alte, einheitliche politische Wesenheit, die Polen von den Preußen, Österreichern und Russen zu unterscheiden, obwohl das unter dem Gesichtspunkte der diplomatischen Formen, auf die der Vatikan sonst so großes Gewicht legt, nicht einwandfrei ist. Der Vatikan hat des weiteren bis zum heutigen Tag, trotzdem oder vielmehr weil von jenen drei weltlichen Größen die eine der Exponent protestantischer und die andere der Exponent orientalisch-orthodoxer Religionsauffassung war und ist, das Seine getan, um polnische und römisch-katholische Interessen, wo es irgend anging, zu identifizieren. Der Erfolg dieses vatikanischen Verhaltens springt noch heute in die Augen: einerseits haben die Polen weder Lockungen noch Zwangsversuchen von orthodoxer oder protestan-

tischer Seite nachgegeben und sind der römisch-katholischen Kirche treu geblieben; anderseits haben die Polen den Katholizismus so mit ihrem Denken und Trachten verschmolzen, daß sie die polnische Sprache als liturgische betrachten und sich ihrer in der Kirche nahezu ausschließlich bedienen, daß sie das polnische Nationallied ipso facto als Kirchenlied betrachten und es ohne weiteres beim Gottesdienst in den Kirchen singen, daß sie es für selbstverständlich halten, daß die Feinde des polnischen Nationalismus auch die Feinde der katholischen Kirche sind und somit von den Heiligen mit besonderem Eifer bekämpft werden müssen.

Der Papst hatte also nach der „weltlichen" Teilung Polens seine Hand ebenso in der „Kirchenprovinz Polen" wie vor der Teilung. Paßte ihm, was die Teilungsmächte taten oder ließen, so war er, soweit es seinem gegenwärtigen und künftigen Interesse entsprach, für oder wenigstens nicht gegen sie; paßte es ihm nicht, so kompromittierte er zwar nicht in greifbarer Weise seine Grundsätze in betreff der Gehorsams- u. s. w. Pflichten der Untertanen gegen die Obrigkeit, aber merkwürdigerweise folgten dann allemal mehr oder minder ausgedehnte polnische Revolten oder Intrigen. Das zu beobachten gab Rußland die beste Gelegenheit. Die russische Regierung entzog den katholischen Kirchen und Klöstern in Polen viel von ihrem Besitz, um es der orthodoxen Kirche zu überweisen, und tat noch mancherlei anderes, um die katholische Kirche in Rußland überhaupt und in Polen im besonderen zu ruinieren. Es wurden Bischöfe und Geistliche ausgewiesen, die Freiheit kirchlichen Unterrichts und kirchlicher Erziehung aufgehoben, die Administration der Sakramente gestört u. dgl. — Als Folgeerscheinung dieser Maßnahmen wurde im Februar 1846 Krakau das Zentrum revolutionärer Bewegungen von so großer Gefährlichkeit, daß Rußland, Preußen und Österreich es gemeinsam besetzten und es unter österreichisches Regiment stellten. Das hat freilich die galizischen Polen nicht gehindert, die Polen in Preußen und namentlich in Rußland immer wieder mit Haß gegen ihre Regierungen zu erfüllen und gegen diese zur Gewalttat aufzureizen. Krakau ist der Herd polnischer Agitation geblieben, vornehmlich darum, weil die den Polen hier gegebene Autonomie die anderswo unmögliche enge Fühlung mit Rom und die Dienstwilligkeit für päpstliche Schachzüge unbeschränkt erlaubte. Es ist bezeichnend, daß ein Mann wie Graf Alex Ignaz Wielopolski-Myszkowski (1803 bis 1877), der in der Revolution von 1830 von der Größe seines polnischen Nationalgefühls die entschiedensten Proben abgelegt hatte, von polnischer Seite die heftigsten Proteste erntete, als er 1846 in einem offenen Brief an Metternich das Heil der Polen in der vollständigen Verschmelzung des polnischen und des russischen Elements zugunsten eines Panslavismus erklärte. Denn nicht auf slavische Interessen an sich, sondern auf slavische Interessen, insoweit sie römisch-katholische waren, hatten es die polnischen Revolutionäre abgesehen. Als Papst Leo der Dreizehnte im Interesse seiner weltpolitischen Kombinationen und des diplomatischen Glanzes seines Pontifikats Rußland das Zugeständnis machte, daß die religiöse Sache von der polnisch-nationalen getrennt

zu werden verdiene, mußte er sich von den Polen sagen lassen, daß eine solche Scheidung an sich unmöglich und praktisch undurchführbar sei, daß der Gedanke an die Scheidung aber ein Beweis dafür sei, daß der Papst die polnischen Interessen denen Rußlands, des Stärkeren, verraten habe!!

Durch die persönliche Neigung des Zaren Nikolaus des Ersten kam am 3. August 1847 ein russisch-vatikanisches Konkordat zustande, von dem sich Rom eine ihm günstige neue Ordnung der religiösen Verhältnisse und einen direkten freien Verkehr mit Bischöfen und Gläubigen in Polen versprach. Tatsächlich folgten diesem Konkordat nur neue Vergewaltigungen der Katholiken durch ungerechte Gesetze, Reglements und Einzelmaßnahmen. Das Konkordat blieb toter Buchstabe, und von einem freien Verkehr des Vatikans mit Geistlichen oder Laien in Rußland war keine Rede. Auch als Nikolaus starb und Alexander, der durch persönlichen Aufenthalt in Rom wohlwollend für die Kurie eingenommen war, den Thron bestieg, mußte Papst Pius der Neunte erfahren, daß die russische Regierung nach wie vor willkürlich der katholischen Kirche unzuträgliche Maßnahmen traf. Der Verkehr zwischen dem Papst und den katholischen Geistlichen und Laien in Rußland wurde seitens der russischen Regierung in jeder Weise völlig unterbunden. 1859 beschwerte sich der Papst in einem Privatbriefe beim Zaren, ohne indessen einen effektiven Erfolg zu haben. Daraufhin begannen die Polen mit öffentlichen Unruhen gegen die russische Regierung und verlangten Achtung ihrer religiösen Gefühle. Der Vatikan wollte an diesen Unruhen nicht beteiligt sein und ließ die aufrührerischen Polen sogar den Vorwurf aussprechen, er bekümmere sich nicht um ihre geistlichen Bedürfnisse und ihre beklagenswerte Lage.

Es ist auf diesen „ungerechten Vorwurf" zurückzuführen, daß sich der Papst am 6. Juni 1861 — also zwei Monate nach dem Votum der italienischen Nationalversammlung in Turin, daß Rom die Hauptstadt des geeinten Königreichs Italien sein solle, und sieben Monate, nachdem vom Kirchenstaate in Italien nur noch das engere Patrimonium Petri übrig geblieben — entschloß, einen Brief an den Erzbischof von Warschau zu senden, um diesem und durch ihn „dem polnischen Volke" seine päpstlichen Bemühungen für die polnische Kirche und das polnische Volk eindringlichst zu vergegenwärtigen. Dieser Brief erregte bei der russischen Regierung Mißfallen, gleich als ob der Papst beabsichtigt hätte, die politischen Aspirationen der Polen anzuspornen und zu begünstigen. Die Prälaten der „Kirchenprovinz Polen" vereinigten sich indessen im November 1861 in Warschau, um gemäß den Einflößungen des Papstes die Ansprüche „des erregten Volkes" auf „die Freiheit seiner angestammten Religion" zu betonen und die Behebung dieses „einen Hauptgrundes" der Volksunzufriedenheit zu verlangen. Die Prälaten waren sogar so „loyal", dieses ihr Verlangen in einer Adresse an den Zaren kundzugeben. Form und Inhalt hielten indes den Generalstatthalter Grafen Lambert ab, sie entgegenzunehmen.

Hatte die russische Regierung Unrecht mit ihrer Vermutung, daß der päpstliche Brief nach Warschau und die darauf folgende Schilderhebung der Polen

politisch gemeint war? Um diese Frage zu beantworten, wollen wir davon absehen, daß die katholischen Interessen dem Polonismus immer nur der Deckmantel, die äußere Schale seiner politischen Ziele gewesen sind, und einen Blick werfen auf einige Tatsachen und Personen, die den damaligen politischen Verhältnissen das Gepräge gaben. Zunächst sei erinnert an den Kardinal Antonelli, den damaligen Staatssekretär des Papstes, der es nie geliebt hat, sich wegen geistlicher Dinge zu kompromittieren, um so entschiedener aber in weltlichen und vornehmlich in diplomatischen Dingen gewesen ist. Zu Seiten Antonellis waren an der Kurie mit diplomatischen Geschäften zwei Polen betraut: Monsignor Ledochowski, der 1861 als päpstlicher Nuntius nach München geschickt wurde und den später Preußen als Erzbischof von Posen-Gnesen, als „Primat Polens" näher kennen lernen sollte, und Monsignor Wladimir Czacki, ein besonderer Günstling Antonellis, später Pariser Nuntius und Kardinal. Ferner gab es in Rom ein Korps polnischer Adliger zum persönlichen Schutze des Papstes. Dem Aufkommen Italiens hatte allerdings Frankreich oder genauer Napoleon der Dritte den wirksamsten Vorschub geleistet. Aber an der Entstehung und Konsolidierung eines geeinten großstaatlichen Italiens war niemand in Frankreich etwas gelegen und konnte niemand etwas gelegen sein. An Frankreich hatte der Papst einen natürlichen Verbündeten: noch am 26. November 1861 verlangte Frankreich in einer diplomatischen Note, daß der König von Italien die Souveränität des Papstes im gesamten ehemaligen Kirchenstaate anerkennen solle; Kardinal Antonelli weigerte sich, mit Italien wegen Roms zu paktieren — „quant à pactiser avec les spoliateurs, nous ne le ferons jamais", waren seine Worte zum französischen Botschafter in Rom de Lavallette. So hielt Frankreich seine Soldaten zum Schutze des Papstes in Rom; trotz der damit gegebenen Vereitelung des Bündnisses mit Italien und Österreich war Napoleon der Dritte noch am 3. August 1870 (!) entschlossen, in der römischen Frage den italienischen Wünschen nicht nachzugeben. In Frankreich war überdies bis 1860 Graf Walewski, der natürliche Sohn Napoleons des Ersten und einer Polin (in Walewica, Rußland), Minister des Äußeren. Walewski war als junger Mann für die Befreiung Polens sehr rührig gewesen und hatte namentlich in London einflußreiche Personen für die polnische Sache zu gewinnen gewußt. Später war er Adjutant des polnischen Generalissimus und mit manchen delikaten Missionen von und zu der „polnischen Regierung" betraut. 1849 kam er als bevollmächtigter Minister in Florenz und 1850 in Neapel mit den italienischen Dingen in Fühlung und hatte 1859 als Vorsitzender des Pariser Kongresses das Ob und Wie der „italienischen Frage" maßgebend zu beeinflussen. Cavour schrieb damals in Briefen an Salmour aus Paris über Walewski: „Sage Gramont, daß er sehr Recht hat in betreff Walewskis, denn es ist unmöglich, mit einem falscheren, leichtherzigeren und ungeeigneteren Minister zu tun zu haben, als er ist ... auch die Preußen, die er getäuscht hat, sind wütend". — „Ich gebe es nicht auf, die italienische Frage behandeln zu lassen ... der Kaiser

ist wohl geneigt, es zu tun ... er hat mich eingeladen, ihm direkt zu schreiben, ohne die Vermittlung Walewskis ... diese Art des Kaisers mir gegenüber hat Walewski zu einer maßlosen Liebenswürdigkeit gegen mich gestimmt — —." Walewski war also ein Mitarbeiter des Papstes in Paris. Er sollte für seine kundigen Dienste gegen Italiens politische Einigung entschädigt werden durch das päpstliche Bemühen für sein polnisches Ideal. Wenn ein päpstliches Bemühen für Polen noch eines besonderen Ansporns bedurft hätte, war es durch die Denkweise Rußlands und durch den Umstand gegeben, daß Rußland, vornehmlich um Österreich damit zu schaden und es in Schranken zu halten, das Emporkommen eines starken geeinten italienischen Staatswesens förderte. Rußland begegnete sich in dem Bestreben, das Aufkommen eines starken Italiens zu begünstigen, um damit nachteilig auf Österreich zu wirken, mit Preußen.

Wollte der Papst durch eine polnische Erhebung der russischen Regierung Schwierigkeiten bereiten, so sah er sich keinesfalls durch eine Rücksicht auf Preußen, auf das zudem protestantische Preußen veranlaßt, es zu unterlassen. Daß er sich Österreich gegenüber kompromittieren könnte, brauchte der Papst kaum zu fürchten, denn die österreichischen Polen hatten große Bewegungsfreiheit und waren von Wien aus schwer zu kontrollieren. Graf Cavour, in dessen Nähe sich ab und zu polnische Gestalten bewegten, und seine Nachfolger in der Regierung Italiens interessierten sich überdies für die Polen — wenn auch in geringerem Grade und mit viel mehr Vorbehalt als für die Ungarn. Gegen Österreich spielte der Papst also ohne Gefahr den loyalen Freund.

Im Februar 1861 sandte der österreichische Botschafter in Rom, Bach, einen Bericht nach Wien über die italienisch-vatikanischen Einigungsvorschläge. Aus dem Bericht ist zu ersehen, daß der Kardinal-Staatssekretär Antonelli dem österreichischen Botschafter gegenüber eine Transaktion als unmöglich bezeichnete, weil die weltliche Macht notwendig sei für die Ausübung der geistlichen. Er hoffe auf einen Krieg, der die weltliche Macht in ihrem ganzen Umfange wiederherstellen würde; und Antonelli beauftragte Bach, in Wien anzufragen, was Österreich tun könne, um die Ernennung des Papstes zum piemontesischen Bischof zu verhindern. Das Wiener Kabinett erweckte in der Tat in Rom Hoffnungen auf ein gemeinsames Vorgehen der katholischen Staaten zu dem Zwecke, die weltliche Macht des Papstes zu restaurieren. Österreich stimmte überein mit Spanien, erhielt aber von Frankreich keinen schlüssigen Bescheid. Als nun Spanien mit seinen Versprechungen ernst machen wollte, hinderten die Gefahren in Ungarn und auf dem Balkan, sowie die durch Preußens Aspirationen gegebenen mißlichen Verhältnisse in Deutschland Österreich daran, energisch sich zu beteiligen.

1862 sah sich das Warschauer polnische Zentralkomitee durch einen Ukas Wielopolskis über die militärische Aushebung veranlaßt, die Revolutionsminen spielen zu lassen. Wie verfrüht und unzweckmäßig das war, zeigte die Sympathie nationalgesinnter Italiener für die polnische Bewegung. In Italien kam es zu

öffentlichen Kundgebungen für die Polen in großer Zahl, ja zu Werbungen von Hilfstruppen für die Polen. Die italienische Regierung aber mußte eigens einen Gesandten nach Petersburg schicken, um sich selbst von aller Schuld an jenen Kundgebungen reinzuwaschen und die eben erst wiederangeknüpften guten diplomatischen Beziehungen zu Rußland zu salvieren. Das gelang ihr nicht ganz, und Rußland quittierte die italienische Zweideutigkeit durch eine Annäherung an Rom. Es trat den französischen Begünstigungen für die Sache des Papstes bei und ließ offiziös aussprechen, daß Italien sich eine andere Hauptstadt als Rom suchen müßte. Ferner gab es dem Papste anheim, einen Nuntius in Petersburg zu bestellen.

An diesem unverhofften Erfolge sollte der Papst indessen nur mäßige Freude haben, denn die russische Regierung traute ihm nicht und gestattete keinerlei freien Mitteilungsverkehr zwischen der katholischen Geistlichkeit und dem Nuntius. Ein direkter Verkehr mit dem Hl. Stuhl blieb natürlich erst recht nach wie vor ausgeschlossen, „um nicht mit jener freien Korrespondenz die hohen politischen Interessen zu kompromittieren". Zudem richtete die russische Regierung eine Kommission für Kulte und öffentlichen Unterricht in Polen ein, die im Widerspruch stand mit der Verfassung der römischen Kirche und den bisher gültigen Vereinbarungen.

So sehen wir 1863 Polen in erneutem und verstärktem Aufruhr. Die Ereignisse nahmen bald eine verhängnisvolle Wendung. Rußland ging mit größter Strenge vor, desgleichen Preußen, das in der Provinz Posen den Kriegszustand erklärte. Beide Regierungen lehnten einen Interventionsversuch Österreichs, Frankreichs und Englands, die sogar eine internationale Konferenz für Polen vorschlugen, rundweg ab. Während diese Mächte sich mit der Ablehnung abfanden und Österreich sich sogar bereit fand, auf russisches Ersuchen hin die polnischen Patrioten in Galizien aufs Korn zu nehmen, hielt es der Papst für zeitgemäß, einen Brief an den Zaren zu richten. „Erschüttert von dem Unheil, welches das polnische Volk heimsucht, und von dem religiösen Ruin, welcher ihm droht" und aus Liebe zum polnischen Volke glaubte der Papst den Zaren daran erinnern zu dürfen, daß die Hauptursache der häufigen Agitationen in Polen die religiöse Unterdrückung wäre, unter der seit Jahrzehnten „jene ruhmreiche und edle Nation" seufze, deren Geschick eng verbunden mit dem Katholizismus. Hieran schloß der Papst die Bitte, daß zur „Beruhigung der tief erregten Seelen" der Kirche ihre Autorität und den Gläubigen die Freiheit, ihre ererbte Religion zu bekennen, wiedergegeben würde.

Die Antwort der russischen Regierung bestand darin, daß der Erzbischof von Warschau von seinem Bistum entfernt und nach Jeroslaw verbannt wurde, wo er mit seinen Diözesanmitgliedern auf keinem anderen Wege als durch Vermittlung der Regierungskanzlei Verbindung erhielt; daß zahlreiche katholische Geistliche verbannt oder ins Gefängnis geworfen oder getötet wurden wegen Handlungen, die der russischen Regierung verdächtig bzw. verräterisch erschienen;

daß Klöster durch Soldaten entweiht wurden; daß der Gottesdienst und die Administration der Sakramente in vielen Parochien gehemmt wurden; daß das Vermögen der Bischöfe und Domkapitel zu besonderen Steuern herangezogen wurde. Der Senat in Petersburg sprach, nach Ablehnung ihm unterbreiteter Reformen, zum Überfluß den Wunsch aus, daß in den polnischen Landesteilen einfach russische Gesetze und Einrichtungen eingeführt würden. Der Papst hatte also keinen Anlaß, zufrieden zu sein, und in Polen dauerte der Aufruhr fort bis in das Jahr 1864 hinein.

Am 24. April 1864 glaubte der Papst, wieder einmal seine Stimme für die Polen erheben zu sollen, und zwar gelegentlich einer kurialen Feierlichkeit. Als freilich im Vertrauen auf die Ansprache hin flüchtige Polen nach Rom kamen, um sich der päpstlichen Fürsorge unmittelbar zu erfreuen, gab der Papst ihnen deutlich zu verstehen, daß sie sich in der Annahme eines polnischen Charakters der römischen Kirche getäuscht hätten. Eine päpstliche Enzyklika vom 30. Juli 1864 an die katholischen Bischöfe „Rußlands und Polens" löste auf seiten der russischen Regierung nur einen Ukas aus, der den größten Teil (110) der polnischen Klöster als „Herde des Aufruhrs und der sakrilegen Anstiftung zu verbrecherischem Blutvergießen" unterdrückte, ihre Güter konfiszierte und die übrigen Klöster der Staatsaufsicht unterstellte. Daraus entwickelte sich eine Folge von päpstlichen Protestnoten und weiteren russischen Gewaltmaßnahmen gegen polnisch-katholische Interessen, die sich bis über das Jahr 1865 erstreckten, ohne eine starke Volksreaktion auszulösen. Als am 27. Dezember 1865 Papst Pius der Neunte in einer Unterredung mit dem russischen Geschäftsträger Baron v. Meyendorff abermals Beschwerden äußerte, konnte dieser sich nicht enthalten, dem Papste zu sagen: „N'est-ce pas vous, Très Saint Père, qui fomentez la discorde et n'apportez-vous pas chez nous l'esprit de révolte, de révolution et de désordre?" Der Papst verlor die Geduld und wies ihm die Tür: „Sortez, Monsieur, sortez sur-le-champ, mais sachez que ce n'est pas le représentant de l'empereur, que je congédie, c'est M. de Meyendorff." Die russische Regierung hatte kein Wort der Mißbilligung für Meyendorff, nahm im Gegenteil trotz aller „Aufklärungen" des Kardinal-Staatssekretärs Antonelli seine Partei, berief ihn alsbald von Rom ab und kassierte damit die diplomatischen Beziehungen mit dem Vatikan.

Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem Papste hinderte die russische Regierung nicht, den Polen aus politischen oder aus orthodox-fanatischen Gründen in ihren katholischen Interessen zu schaden. Die Handlungsfreiheit des Papstes war indes durch den Mangel der diplomatischen Beziehungen und das dadurch erweckte allgemeine Mißtrauen empfindlich eingeschränkt. Daß der Papst unter den neuen Umständen erst recht keinen Anlaß sah, den Polen Loyalität gegen ihre Regierungen zu empfehlen, liegt auf der Hand. Mit tiefem Kummer sah er, wie unablässig polnische Besonderheiten durch russische und deutsche absorbiert wurden, wie anderseits Preußen sich gegen Österreich

immer gewaltiger zur Geltung brachte, wie das Königreich Italien die Unterstützung Preußens erhielt und demzufolge auch von den katholischen Dynastien Bayern und Sachsen anerkannt wurde, wie endlich die Lösung der „römischen Frage" von italienischer Seite sowohl gegenüber Frankreich wie gegenüber Österreich im Rahmen einer Bündnisfrage konkret und mit teilweisem Erfolg auf die diplomatische Tagesordnung gesetzt wurde. So überließ er denn die Polen zunächst sich selbst, wie er für sein eigen Teil nachgerade passiv das Schicksal erwartete, das am 20. September 1870 durch die Bresche der Porta Pia in Rom einzog.

Wilhelm Steinhausen, ein religiöser Maler

Von Dr. Roland Schacht-Berlin

Wer die Theorien der heute maßgebenden Kritiker kennt, der weiß, daß augenblicklich religiöse Malerei keineswegs in hohem Ansehen steht. Es liegt dies weniger an dem Umstand, daß unsere Zeit weniger religiös wäre, weniger auch an dem relativ geringen Wert der auf diesem Gebiete geschaffenen Durchschnittsleistungen, vielmehr ist die letztere Tatsache schon wieder eine Folge der Haupturſache: der stilistischen Entwicklung, welche die deutsche Malerei seit etwa den letzten fünfzig Jahren genommen hat. Noch während der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren die religiösen Werke der bedeutendsten Nazarener, wie sehr man auch heute sie absprechend zu beurteilen geneigt ist, für die allermeisten eine Offenbarung. In den folgenden Epochen jedoch der Düsseldorfer Romantik, Pilotys Kostümmalerei, Makarts rauschenden Festen und endlich des Realismus und Impressionismus war für die Probleme der religiösen Malerei kein Raum.

Ein notwendiges Zeichen, wenn nicht überhaupt aller großen, doch mindestens aller klassisch gewordenen Kunst ist Einheit des künstlerischen Problems. Wo daher, wie in den erwähnten Epochen, Theatralik herrscht oder sprühende, doch in der Mache frivole Dekoration, wo der Künstler lediglich mit Problemen ringt, die von der äußeren Erscheinungswelt gestellt werden, oder im Genießen der Phänomene dieser Erscheinungswelt aufgeht, muß das, was wir religiöse Empfindung nennen, verdrängt werden. Und eben darum konnten auch die Schüler und Enkelschüler der Nazarener, wollten sie in ihrer eigentlichen Domäne, der religiösen Malerei, bleiben, im allgemeinen nichts von den technischen und stilistischen Errungenschaften der fortschreitenden Generationen brauchen; ja durch die seit den deutschen Klassizisten bestehende Entfremdung zwischen Kunst und Leben, die es noch heute manchem Älteren schwer macht, ein realistisch

durchgeführtes religiöses Bild zu würdigen, waren sie geradezu genötigt, jene Errungenschaften zu meiden. Nun beobachtet aber der Historiker — und dies ganz allgemein auf allen Gebieten der Kunst —, daß die bedeutendsten Künstler wohl auf zeitlich entfernte Vorgänger zurückgreifen, aber, was die künstlerischen Probleme betrifft, stets modern sind (das Wort nicht nur im Sinne momentaner Sensation genommen, sondern vor allem in dem, daß sie alles, was die am meisten vorgeschrittenen Geister beschäftigt, lebhaft ergreifen und zu gestalten suchen). Da jedoch die während der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts auftauchenden Probleme die religiöse Malerei ausschlossen, so gingen die bedeutendsten Künstler an dieser vorüber, sie den Zurückbleibenden, den der nazarenischen Kunstübung Folgenden überlassend. Unter den Händen dieser an sich meist schon unbedeutenden Persönlichkeiten, dieser in der Entwicklung Rückständigen, wenig Entwicklungsfähigen mußte jene Kunstübung, zumal bei einer von Haus aus unzulänglichen Schulung, natürlich immer charakterloser, immer schwächlicher werden, so daß es endlich schien, als doziere man mit Recht, religiöse Malerei sei unmodern und unmöglich. Dazu kamen noch die, beiläufig gesagt, auch von den Fanatikern nicht immer befolgten Theorien der Modernsten, die da lehrten, nicht auf den dargestellten Gegenstand komme es an, sondern auf die Art der Darstellung, oder wie man es kurz formuliert hat, nicht auf das Was, sondern auf das Wie. Da jedoch religiöse Malerei nach der allgemeinen Annahme Vorgänge oder Geschichten darstellt, ohne die sie eben keine religiöse Malerei sein könnte, so mußte sie wie jede andere „literarische" Malerei erst recht als ästhetisch verwerflich, als gattungunmöglich erklärt werden.

So lagen die Dinge noch vor ungefähr zehn Jahren, und breiteren Schichten des Publikums werden solche Sprüche gerade jetzt als unfehlbare Weisheiten verkündet. Aber in der immer stärker sich äußernden Sehnsucht nach Religiosität, in der mit merkwürdiger Gewalt um sich greifenden Schätzung van Goghs, der zwar nicht „literarisch", aber doch auch alles andere als ein reiner „Artist" ist, und nicht zum wenigsten in dem nur scheinbar geringfügigen Umstande, daß der deutsche Vorkämpfer der reinen Formalisten, der selbst Böcklin aufs heftigste befehdet hat, Julius Meyer-Graefe, unversehens gegen Velasquez, den Schutzherrn der Vertreter des l'art pour l'art, zu Felde zog, um an seiner Statt einen das Gegenständliche so stark betonenden, noch dazu religiösen Maler wie Greco auf den Schild zu heben, können wir u. a. gewisse Anzeichen eines nahen Umschwungs erblicken. Gar manchem kommt heute auch wieder zum Bewußtsein, was eine Zeitlang vergessen schien, daß nämlich sowohl Giotto wie Roger van der Weyden, sowohl Dürer wie Rembrandt religiöse Maler gewesen sind, welche Erzählungen der Bibel oder Legenden keineswegs nur dazu benutzt haben, um realistische Kenntnisse oder die Schönheit der Objekte vorzuführen, oder um Farbenräusche und Linienklänge zu geben, sondern um die eigentümliche Art des Geschehens, wie sie vor ihrem geistigen Auge stand, zum Ausdruck zu bringen. So gar verächtlich kann also religiöse Malerei nicht sein, auch wenn die Gründe,

mit denen man sie zu bekämpfen sucht, stärker wären. Voraussetzungslos ist nämlich streng genommen überhaupt keine Kunst, vielmehr verlangt jede ein gewisses Niveau menschlicher Erfahrung, und überdies hat es religiöse Kunst gar nicht ohne weiteres mit Darstellung von rein Objektivem: Vorgängen oder Personen zu tun, sondern mit Empfindungen, die an jene geknüpft sind und durch die Anschauung angeregt und bestimmt werden. Wo aber steht geschrieben, daß Empfindung nicht durch Malerei ausdrückbar wäre? Und wer will es übernehmen, den Beweis zu erbringen, daß die Darstellung solcher Empfindungen nicht Gegenstand der bildenden Kunst sein könne, wenn solche Kunstwerke für Tausende und wieder Tausende zu tiefen Erlebnissen werden? Auch an diesem Punkte wird die Ästhetik wie stets nachkommen und ein sich äußerndes Bedürfnis theoretisch zu begründen suchen, wobei es gleichgültig ist, ob diese Begründung auf philosophischem, psychologischem oder was sonst für einem Wege erreicht wird.

Der Ausdruck religiöser Empfindung nun gelingt heute keinem Maler so überzeugend wie Wilhelm Steinhausen. Man hat ihm Uhde oder Gebhardt an die Seite stellen wollen, aber mit Unrecht. Denn beide vermögen nicht so rein und unmittelbar durch die Mittel des bildenden Künstlers das, was man religiöse Stimmung nennen könnte, wiederzugeben. Gebhardt erreicht mit seinen aufgeregten Ensembles scharf charakterisierter, aber meist im Augenblick erstarrter Einzelempfindungen selten mehr als Bühnenbilder, die freilich mit wohlgeschulter, an die Meininger und an Lutherfestspiele lebhaft erinnernder Regiekunst äußerst effektvoll gestellt sind; und Uhde, dessen Verdienste um die Entwicklung der malerischen Technik in Deutschland nicht geleugnet werden sollen, kommt, von der falschen theoretischen Überlegung ausgehend, daß Menschen des neunzehnten Jahrhunderts zu den heiligen Geschichten dasselbe Verhältnis haben wie solche des fünfzehnten, selten über eine novellistische Wirkung hinaus. Man wird noch Thoma anführen wollen, aber dessen Hauptbedeutung liegt auf einem anderen Gebiete. Für Steinhausen dagegen ist religiöse Stimmung Anfang und Ende der künstlerischen Absicht; dies ist der Gesichtspunkt, aus dem er betrachtet und — wenn man durchaus will — beurteilt werden muß.

Eines seiner ergreifendsten und zugleich für des Künstlers Art bezeichnendsten Bilder ist jenes, das den Spruch des Deuterojesaias zum Vorwurf hat: „Den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen." Wörtlich illustriert ergeben diese Worte einen Mann, der sich bedenkt, eine Lampe auszulöschen; aber niemand, der nicht den Spruch im Ausstellungskatalog oder unter dem Bilde liest, würde die Darstellung verstehen, immer vorausgesetzt natürlich, daß das angestrebt ist, was wir religiöse Kunst nennen. Ein Historienmaler könnte noch an das dem Spruch zugrunde liegende Geschichtliche anknüpfen, etwa einen jüdischen Priester oder Propheten zeigen, der den im Exil trauernden Volksgenossen unter dem Bilde des glimmenden Dochtes Mut und Vertrauen einspricht. Was tut aber Steinhausen? Er erfindet eine Situation, auf die der Spruch Anwendung findet. Doch vermeidet er es, eine Illustration zu geben, und erschafft statt

dessen einen Vorgang ähnlich dem, der dem alten Propheten vorgeschwebt haben mag. In einem Zimmer, das, um die Aufmerksamkeit nicht abzulenken, so einfach wie nur möglich gehalten ist, ist ein Mann am Kopfende seines Bettes in die Knie gesunken. Seine Haltung verrät verzweifelte Gebrochenheit; der Kopf liegt dumpf und schwer auf den krampfhaft gefalteten Händen. Er mag vom Hausflur heraufgekommen sein mit der Nachtlampe, die seitab auf einem kleinen Tisch steht. Alles schläft gewiß schon, und die nachtverhüllte Berglandschaft, die wir durch das offene Fenster gewahren, erhöht noch den Eindruck der Einsamkeit. Da ist auf einmal Christus eingetreten, unhörbar, mit gerafftem Mantel, hat sich sacht dem Zusammengebrochenen genähert, und nun, verstehend und mitleidig, beugt er sich herab, um ihm mit einer ganz linden, unendlich trostreichen Handbewegung die Schulter zu berühren. Es ist fast nur ein Antippen, so wie ein Kind kommt, wenn es sieht, daß die Mutter weint, ganz zart und sanft. In dieser Handbewegung, die formal die Verbindung zwischen den beiden Figuren herstellt, liegt aller Sinn des Bildes: die trostreiche Empfindung, daß im höchsten Leid der Tröster nah und gegenwärtig ist. Und nur Eigensinn wird leugnen wollen, daß hier eine Empfindung durch Mittel der bildenden Kunst schlagender, einfacher und damit überzeugender zum Ausdruck gebracht ist, als es durch alle Worte geschehen könnte. Das eigentlich Literarische, den Spruch, deutet nur diskret die Lampe an, der Vorgang ist ohne weiteres verständlich und erlebbar.

Religiös sind solche Bilder wegen der durch sie vermittelten Stimmung, dennoch sind sie nicht eigentlich Kirchenbilder. Für große, verhältnismäßig spärlich beleuchtete Räume würden sie sich sowohl wegen der düsteren und trüben Färbung als auch ihrer leisen, nur eingehender und naher Betrachtung vernehmlichen Sprache wegen nicht eignen. Daß aber der Künstler auch breiter, ins Große gehender Wirkungen fähig ist, zeigen seine Wandbilderzyklen in der Grabkirche zu St. Veit bei Wien und in der Kaiser Friedrich-Aula in Frankfurt am Main. In einer durch ruhige Größe sehr eindrucksvollen Liniensprache sind hier einfache typische Handlungen gewählt, um die sieben Werke der Barmherzigkeit und biblische Sprüche zur Anschauung zu bringen. Bezeichnend für Steinhausen ist hier wieder die ernste Art, mit der Sprüche wie „Niemand kann zween Herren dienen", „Sorget nicht" und andere ausgedrückt sind. Nicht die dekorative Wirkung ist für den Künstler die Hauptsache gewesen, sondern die geistige Bedeutung der den Spruch zur Anschauung bringenden Handlung, und in den Dienst dieser Aufgabe sind Linien und Flächen gestellt; wahrer, schlichter Ernst, gläubiges Vertrauen, aber auch gedankenvolles Grübeln liegt in ihrer Sprache. Von Steinhausen dem Grübler reden auch manche anderen Werke, wie die beiden großen Wandbilder der Stuttgarter Hospitalkirche oder das Bild „Christus und die Griechen".

Diesen grüblerischen Zug seines Wesens verraten abgeschwächt auch seine Landschaften. Ohne sich an das Wesen von einzelnem zu verlieren, schweift

der Künstler sinnierend seines Weges dahin, sich allein dem Zusammenklang des eigenen Herzens und der leisen Natur hingebend. Besonders liebt er verborgene, von einem Sonnenstrahl getroffene Waldwiesen und Lichtungen, ein Stück Kornfeld oder feuchte Buschwinkel am Bach und die verborgen geheimnisvolle Stimmung dämmer- und nebelverhüllter Landschaften. Da ist alles unendlich still und ruhig, und alles ruft sehnsüchtige Erinnerung wach nach den schönen Dingen, die des Künstlers Pinsel uns zeigt. Freilich fehlt ihm bei aller Klarheit der räumlichen Anschauung die große, sicher formende und überlegen gestaltende Meisterschaft der besten Landschaften Hans Thomas, auch vielleicht die reiche Erfindung Moritz von Schwinds, aber dafür ist der Zauber des Stimmungsvollen bei Steinhausen der größeren Mehrheit zugänglicher. Und gerade bei einem aller Gefühlsverschwommenheit so stark abgeneigten Künstler macht es Freude, einmal wieder auf die Schönheit des sonst zu manchem Unfug verwendeten Stimmungsmomentes hinweisen zu können.

Das Supplement zu diesen rein malerisch gesehenen Dingen geben die Zeichnungen. Lange bevor unsere neueren Buchillustratoren die Brauchbarkeit der Federzeichnung entdeckten, hat Steinhausen in der Geschichte der Geburt Christi die Zeichnungsweise Ludwig Richters weitergebildet. Reine Federzeichnungen sind im Grunde auch die Illustrationen zu Clemens Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers". Diese zeigen auch schon seine Neigung zum Spielen und zu heiterer Improvisation, wie sie uns später noch in zierlichen Randleisten und allerliebsten Tanzkarten (eine Reihe davon im Berliner Kupferstichkabinett) entgegentritt. Sehr verbreitet sind seine Bibellesezeichen, aber das Schönste, was dem Zeichner gelungen ist, sind doch die siebenunddreißig Madonnenstudien in ihrer großen Schlichtheit und Einfachheit, ihrer stillen Innigkeit und ihrer leisen, eigentümlich an die Madonnen der Robbia erinnernden Melancholie.

Die Zeichnungen führen uns dann zur Graphik, der Steinhausen vor allem seine Popularität verdankt, oder sagt man eher: verdanken sollte? Denn obwohl die Vorkämpfer guter religiöser und volksmäßiger Kunst Jahr um Jahr für diese Blätter eintreten, gibt es noch immer eine Menge Pfarrhäuser, Konfirmandensäle und Kindergärten, in denen Steinhausens Lithographien fehlen. Wie schön wäre es, wenn alle Kinder statt der oft so geschmacklosen, minderwertigen Andenken an die Einsegnung jenes schöne Gedenkblatt mitbekämen, das der Künstler ursprünglich zur Konfirmation der eigenen Tochter gezeichnet hat. Bewundernswert ist hier die Art, wie auf die Bedürfnisse derer, für die das Blatt bestimmt war, eingegangen ist. Die großen Momente vermögen wir uns nur selten zu vergegenwärtigen, ihre Darstellungen sind auch mehr zu einmaligem tiefen Erleben als zu öfterer Mahnung und wiederholtem Betrachten geschaffen. Mit gutem Bedacht ist darum hier die Auferstehung nicht als ein rauschender Triumph wiedergegeben, vielmehr steht der Auferstandene in stiller Größe auf dem Grabe. Kein lauter Jubel geht durch das Blatt, aber ein stillfreudiges Ja-sagen; und

selbst der Teufel am Boden hat nichts Knirschendes, nur etwas aus Gebrochenheit dumpf Grollendes. So kann dies Blatt wirklich als Wandschmuck dienen, ohne die schlichte Freundlichkeit eines Mädchenzimmers zu unterbrechen. Gerade dieser trotz aller eindringlichen Bestimmtheit leisen und schlichten Sprache wegen sollten Steinhausens Lithographien als Wandschmuck verbreiteter sein. Gewiß sind auch technisch unschöne, eigentümlich verschwommene Blätter darunter, wie der Christus im Weinberg, dessen liebevoll und sachte prüfende Handbewegung immerhin so eigentümlich suggestiv wirkt; aber auch so schlichte überzeugende Darstellungen finden sich, wie Christus und der Blindgeborene, wo der Zusammenklang der glatten Seeflächen mit der sanften Gebärde des Heilands eine so beruhigende Wirkung ausübt, oder das Blatt Christus und der reiche Jüngling, der hier weder ein vornehmer, kostümtreu hingestellter Römer oder Grieche, noch ein moderner Gutsbesitzer- oder Fabrikantensohn ist, wie ihn Uhde konsequenterweise hätte darstellen müssen, sondern der richtige schöngelockte Märchenjüngling in kostbarem Brokat und Pelzwerk. Und besonders hingewiesen sei noch auf das monumentale, leider in vielen unzulänglichen Reproduktionen verbreitete Blatt „Christi Seepredigt", oder auf jene ernste Mahnung an Erwachsene „Der Größte im Himmelreich", mit den groß charakterisierten Vertretern der Lebensalter, dem milden Christus und dem Kindlein, das ohne zu ahnen, welch ernste Wahrheit es den Erwachsenen zur Anschauung bringt, getrost und harmlos zum Bilde hinausspielt.

Zum Schluß noch einige Worte, um Steinhausens Realismus zu verteidigen. Nicht als ob er an sich der Verteidigung bedürfte, sind doch Dürer und Rembrandt ebenfalls Realisten gewesen, aber gerade in den Kreisen, in denen Steinhausens Kunst am ehesten Aufnahme finden sollte, besteht gegen realistische Bilder noch immer ein starkes Vorurteil, das allerdings zum Teil durch wirklich abstoßende Übertreibungen ungereifter oder der bloßen Sensation nachgehender Künstler hervorgerufen sein mag. Aber es ist ein großer Unterschied, ob man das Häßliche aufsucht oder es als etwas Selbstverständliches behandelt. Das letztere tut Steinhausen. Er liebt die Welt, wie sie ist, er lehnt es in echt christlicher Demut ab, irgend etwas schöner machen zu wollen, als Gott es geschaffen hat; und er hat selber das bedeutungsvolle Wort gesprochen: „Wer nicht das Sichtbare heiß und innig liebt, kann es nicht zum Träger der Geistigen machen". Und dient nicht das Vorhandensein des Häßlichen erst recht dazu, die große, allumfassende Liebe dessen, der die Mühseligen und Beladenen zu sich berief, der mit Zöllnern und Sündern an einem Tische saß, zum siegreichen Ausdruck zu bringen? Auch liegt es nicht im Wesen des Deutschen, zu dem siegbringenden Gott zu beten, der Deutsche braucht Christus, den leiderfahrenen, aber eben deshalb alles verstehenden starken Freund. Und darum sei uns Steinhausens Kunst als echter und wahrer Ausdruck christlicher Empfindung gepriesen.

Staatsangehörigkeit

Von Dr. rer. pol. Max Linde-Berlin

er geneigt ist, dem Sprichwort: „Was lange währt, wird gut" einige Berechtigung zuzubilligen, der darf auf das zukünftige deutsche Staatsangehörigkeitsgesetz die besten Hoffnungen setzen. Das bestehende Indigenatsgesetz, das den etwas langatmigen Titel „Gesetz über den Erwerb und den Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit" führt, stammt aus dem Jahre 1870. Es wurde bereits zur Zeit des Norddeutschen Bundes geschaffen und ist dann neben vielen anderen Gesetzen nach der Gründung des Reiches zu einem Reichsgesetz gemacht worden.

Wenn auch das Urteil, dieses Gesetz gehöre zu den „hilfsbedürftigsten" Gesetzen, mit welchen das Deutsche Reich belastet worden sei, etwas zu scharf ist, so darf doch gesagt werden, daß trotz des mehr als vierzigjährigen Bestehens des Gesetzes weder die Theoretiker des Staatsrechts, noch die Verwaltungsbeamten, noch die nationalen Politiker eine reine Freude an ihm gehabt haben. Die Theorie hat bereits in den siebziger Jahren gewisse Bedenken gegen das Gesetz geltend gemacht und hat sie in der Folge durch eine Anzahl vortrefflicher Arbeiten in allen ihren Einzelheiten erörtert. Ihr folgte die Praxis, die sich auf Schritt und Tritt vor schwierige Entscheidungen über Indigenatsverhältnisse gestellt sah. Am meisten und lebhaftesten wurde das Gesetz jedoch von Politikern und Patrioten angegriffen, die in wichtigen grundsätzlichen Bestimmungen eine direkte nationale Gefahr sahen. Seit dem Jahre 1894, d. h. seit dem Jahre, in dem der Alldeutsche Verband zum ersten Male die entschiedene Forderung nach einer Umgestaltung des Gesetzes erhob, ist eine Interpellation nach der anderen an den Reichskanzler gerichtet, ein Antrag nach dem anderen im Reichstage eingebracht worden, um die im nationalen Interesse notwendige Reform herbeizuführen. Obgleich sich der Reichstag in der Zeit von 1894 bis 1900 fast in jeder Session mit dem Staatsangehörigkeitsrecht beschäftigte, hatte die Regierung sich nach außen völlig passiv und abwartend verhalten. Daß aber die alljährlich wiederkehrenden Debatten über diesen Gegenstand doch nicht spurlos an ihr vorübergegangen waren, ergaben die Worte des damaligen Staatssekretärs des Innern, mit denen er am 21. Januar 1901 eine erneute Anfrage des Abg. Dr. Hasse, eines Hauptrufers im Streite, beantwortete. Dr. Graf Posadowsky-Wehner konnte die allerseits sehr beifällig aufgenommene Mitteilung machen, daß ein Gesetzentwurf über ein neues Staatsangehörigkeitsgesetz fast fertiggestellt sei. Seit diesem Tage sind wiederum zehn Jahre ins Land gegangen, ohne daß ein Entwurf vorgelegt wurde. Zwar ist im Reichstag alle zwei Jahre die Einbringung des bereits am 21. Januar 1901 fast fertiggestellten Gesetzentwurfs gefordert worden, aber die große Schwierigkeit der Materie hat immer wieder die Erfüllung dieser Forderung verhindert. Wenn man den fast in der gesamten Presse verbreiteten neuesten Mitteilungen Glauben schenken darf, wird die

Regelung der Staatsangehörigkeitsgesetzgebung eine der ersten Aufgaben des neuen Reichstages sein. Es ist zu wünschen, daß die gehegten Hoffnungen nicht abermals enttäuscht werden und daß die Frage der Staatsangehörigkeit in einer Weise erledigt wird, die des Deutschen Reiches würdig ist.

Bevor die wichtigsten Anforderungen, die an das neue Gesetz zu stellen sind, erörtert werden, sei in wenigen Sätzen das geltende Recht dargestellt. Das Deutsche Reich ist ein aus Staaten zusammengesetzter Staat. Dementsprechend hat jeder Deutsche grundsätzlich mindestens zwei Staatsangehörigkeiten: er ist vorab Angehöriger irgend eines Einzelstaats (Preuße, Braunschweiger, Hamburger usw.) und ist ferner als solcher Angehöriger des Reiches. Nach dem geltenden Rechte wird die Reichsangehörigkeit durch den Erwerb der Staatsangehörigkeit in einem deutschen Einzelstaate erworben und erlischt mit deren Verlust. Der Erwerbsgründe kennt unser Recht fünf: a) die Abstammung (eheliche Kinder erwerben die Staatsangehörigkeit des Vaters, uneheliche Kinder erwerben die Staatsangehörigkeit der Mutter), b) die Legitimation eines unehelichen Kindes, c) die Verheiratung (eine Ausländerin erwirbt die Staatsangehörigkeit ihres deutschen Mannes und damit natürlich auch die Reichsangehörigkeit; eine Württembergerin erwirbt die Staatsangehörigkeit des Sachsen, den sie ehelicht), d) die Aufnahme (eines Deutschen in einen anderen Einzelstaat; z. B. ein Hesse läßt sich, weil er dauernd in Bayern wohnen wird, in Bayern „aufnehmen"), e) die Naturalisation (eines Ausländers, d. h. die Aufnahme eines Nichtdeutschen in die deutsche Staats- und Reichsangehörigkeit). Durch den Wohnsitz in irgendeinem Einzelstaate allein kann die Staatsangehörigkeit dagegen nicht erworben werden. Ein Mecklenburger, der nach Lübeck übersiedelt, bleibt Mecklenburger, auch wenn er Jahrzehnte in Lübeck wohnt, es sei denn, daß er sich ausdrücklich aufnehmen läßt. — Den fünf Erwerbsgründen stehen fünf Verlustgründe gegenüber. Die Staatsangehörigkeit wird verloren: a) durch Entlassung auf Antrag, b) durch Ausspruch der Behörde (wenn ein Deutscher im Auslande bei Krieg oder Kriegsgefahr einem Zurückberufungsbefehl des Kaisers keine Folge leistet oder wenn ein Deutscher ohne Erlaubnis seiner Regierung in fremde Staatsdienste tritt), c) durch zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthalt im Auslande, ohne in die Matrikel eines Konsuls eingetragen zu sein, d) durch Legitimation eines unehelichen Kindes (sofern der legitimierende Vater eine andere Staatsangehörigkeit als das Kind besitzt), und endlich e) durch Verheiratung (wenn die Verlobte eine andere Staatsangehörigkeit als der Verlobte besitzt). — Das ist der wichtigste Inhalt des heutigen Staatsangehörigkeitsgesetzes. Der Mängel, die es aufweist, sind viele; zwei der schwersten Übelstände sollen in Nachstehendem erörtert werden.

Ganz überwiegend wird, so bald die Rede auf die Reform des Staatsangehörigkeitsrechtes kommt, an eine Beseitigung der soeben erwähnten Bestimmung gedacht, daß die deutsche Staatsangehörigkeit durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande verloren gehen kann. So eminent wichtig diese Frage

in nationaler Hinsicht auch ist, so wäre es doch verfehlt, sie als allein ausschlaggebend behandeln zu wollen und andere reformbedürftige Bestimmungen des Gesetzes zu übersehen.

An erster Stelle möchte ich auf eine Forderung hinweisen, die meines Wissens zuerst von Prof. Laband (Straßburg) erhoben, jedoch in den beteiligten Kreisen viel zu wenig erörtert worden ist. Wie bemerkt, gibt das Gesetz jedem Deutschen die Möglichkeit, sich in einen anderen Einzelstaat „aufnehmen" zu lassen. Ein Hesse kann die bayerische, ein Sachse die preußische Staatsangehörigkeit erwerben usf. Mit dem Erwerb der neuen Mitgliedschaft in einem Staate wird jedoch keineswegs die alte Staatsangehörigkeit verloren. Es würde also möglich sein, daß ein Deutscher die Staatsangehörigkeiten sämtlicher fünfundzwanzig Einzelstaaten erwirbt. Wenn solche Fälle auch kaum vorkommen werden, so sind jedoch Fälle, in denen jemand drei, vier und mehr Staatsangehörigkeiten besitzt (oft ohne es zu wissen), keine Ausnahmen. Nach dem geltenden Recht erwirbt z. B. ein Beamter, ohne daß es einer förmlichen Aufnahme bedarf, in der Regel die Staatsangehörigkeit des Staates, in dem er angestellt wird. Die Bestallungsurkunde vertritt in solchen Fällen die Aufnahmeurkunde. Zur Illustrierung möchte ich folgenden Fall anführen: Ein bekannter akademischer Lehrer, der von Haus aus Preuße war, wurde über Rostock und Jena an eine Universität Süddeutschlands berufen. Da Rostock und Jena von mehreren Staaten unterhalten werden und der Professor jeweils die Angehörigkeit in allen „Unterhalterstaaten" erwarb, so ist er zurzeit der glückliche Besitzer von acht Staatsangehörigkeiten. Allein damit hat es nicht sein Bewenden. Unser Gesetz befolgt das Prinzip der Abstammung (jus sanguinis): d. h. der Vater vererbt seine Staatsangehörigkeit auf die Kinder. Die Kinder, Enkel usf. erben also ohne weiteres die acht Staatsangehörigkeiten ihres Vaters, Großvaters usw. Man vergegenwärtige sich, in wie viele Einzelstaaten sie auf ihrem Lebensweg, sei es Beamte, sei es aus irgend einem anderen Anlaß noch verschlagen werden mögen, und man wird sich fragen, ob diese Kumulation von Staatsangehörigkeiten nicht ein Farce ist, die mit einem Faschingsscherz große Ähnlichkeit besitzt. Es soll auf die unter Umständen unangenehmen Konsequenzen dieses Verhältnisses nicht näher eingegangen werden. Nur eins sei berührt. Will ein Deutscher, der mehreren Staaten angehörig ist, seine deutsche Reichsangehörigkeit aufgeben, so muß er sich aus allen Staaten entlassen lassen, denen er angehört. Das wird den meisten Deutschen völlig unbekannt sein. Ja, man darf weiter gehen und sagen, die meisten Deutschen wissen gar nicht, welche und wie viele Staatsangehörigkeiten sie besitzen. Sie werden sich als Angehörige des Staates ansehen, in dem sie sich seit Jahren befinden, in dem sie vielleicht sogar geboren wurden und den sie nie verlassen haben. Das kann ein großer Irrtum sein. Der Wohnsitz ist für den Erwerb der Staatsangehörigkeit völlig unmaßgeblich, von Einfluß auf sie sind nur die familienrechtlichen Verhältnisse der Abstammung, der Verheiratung, der Legitimation, ferner die Aufnahme und

die Naturalisation. Wer wollte bezweifeln, daß das geltende Recht an dieser Stelle in höchstem Grade reformbedürftig ist?

Es wäre nun unzweifelhaft das Beste, wenn das zukünftige Gesetz die Einzelstaatsangehörigkeit völlig beseitigte, so daß es keine Preußen, Bayern usf., sondern nur noch „Deutsche" geben würde. Allein ein solcher Schritt würde nicht nur auf die Gegnerschaft aller partikularistisch gesinnten Kreise stoßen, sondern er würde auch ungeheuren praktischen Schwierigkeiten begegnen. Es sei nur daran erinnert, daß nach den deutschen Verfassungen das Wahlrecht zu den Parlamenten (den Landtagen) allein den Angehörigen der einzelnen Staaten zusteht. Würde dem soeben geäußerten Wunsche Folge gegeben, so wären Änderungen der Verfassungen aller deutscher Staaten unter keinen Umständen zu umgehen. Eine solche Attacke auf die deutschen Staatsgrundgesetze würde jedoch für absehbare Zeit die Zustimmung der verbündeten Regierungen nicht finden. Trotzdem ist eine Änderung des bestehenden Rechtes dringend notwendig. Den gangbaren Weg hat Laband gewiesen, indem er vorschlug, daß jeder Deutsche, welcher nach zurückgelegtem einundzwanzigsten Lebensjahr zwei Jahre lang in einem Einzelstaate ununterbrochen wohnt, die Staatsangehörigkeit dieses Einzelstaates erwirbt, während er damit gleichzeitig seiner bisherigen Staatsangehörigkeit verlustig geht. Die Verwirklichung dieses Vorschlages würde klare Verhältnisse schaffen und einen Zustand beseitigen, der nicht nur lächerlich ist, sondern auch zu recht unangenehmen Folgen führen kann.

Weit bekannter als die soeben erörterte ist die andere Tatsache, daß das Deutsche Reich im Laufe der letzten Jahrzehnte Millionen treuer deutscher Staatsbürger verloren hat, die — zum großen Teil aus Unkenntnis des Gesetzes — seine Bestimmungen nicht befolgten. Unser Gesetz sieht in seinem § 21 vor, daß ein Deutscher, der ins Ausland geht, nach zehnjährigem ununterbrochenen Aufenthalt seine deutsche Staats- und Reichsangehörigkeit verliert, es sei denn, daß er sich in eine bei dem nächsten deutschen Konsul geführte Matrikel eintragen läßt. Wie schützen wir das Reich in Zukunft vor so unersetzlichen Verlusten, wie es sie bisher erlitten hat? Das ist die wichtigste Frage, die es zu beantworten gilt. Ihre schon oft versuchte Lösung erschwert sich jedoch durch den Umstand, daß wir nicht allein auf die nationalen Bedürfnisse und Interessen Rücksicht nehmen dürfen, sondern auch zwei wichtige Forderungen mehr internationalen Charakters beachten müssen. Es ist daher weiter zu fragen: wie verhindern wir in Zukunft ein weiteres Anwachsen der außerordentlich großen Zahl der heimatlos gewordenen Deutschen, d. h. derjenigen Personen, die ihre deutsche Staatsangehörigkeit verloren, aber eine andere nicht erworben haben, und wie verhindern wir eine allzu starke Zunahme des großen Heeres der sujets mixtes, d. h. derjenigen Individuen, die neben ihrer deutschen eine andere — ausländische — Staatsangehörigkeit besitzen? Ich bemerke schon hier, daß es m. E. völlig ausgeschlossen ist, diese drei Fragen so zu beantworten, daß das Resultat restlos befriedigt. Das ist mit Rücksicht auf die außerdeutschen Indi-

genatsgesetze unmöglich. Wir müssen uns daher genügen lassen, eine Lösung zu finden, die dem gewünschten Ziele, soweit angängig, nahe kommt.

Würde es sich lediglich darum handeln, dem Reiche so viele Angehörige wie nur möglich zu erhalten, so wäre es das einfachste, den alten englischen Grundsatz, daß die Staatsangehörigkeit unverlierbar sei, aufzunehmen. Dieser an sich idealen Forderung können wir jedoch deshalb nicht zustimmen, da sie notwendig zu einer ungeheuren Zunahme der sujets mixtes führen müßte. Hinzu kommt, daß dem Satze once a subject, always a subject eine gewisse, unangebrachte Härte anhaftet. Scharf durchgeführt würde er nämlich die Möglichkeit, die jemandem ursprünglich zukommende Staatsangehörigkeit aufzugeben, ausschließen. Es ist aber nicht einzusehen, warum eine Person, die den Wunsch hat, einem Staatsverbande nicht mehr anzugehören, zwangsweise an ihn gefesselt bleiben soll. Das englische Prinzip ist daher aus diesen und anderen Gründen abzulehnen. M. E. müssen wir überhaupt davon absehen, die ganze Angelegenheit durch eine Formel erledigen zu wollen. Das Leben bietet so außerordentlich mannigfaltige praktische Fälle dar, daß wir sie nicht in einem Satze meistern können, sondern uns anschicken müssen — allerdings unter Festhaltung einer grundsätzlichen Idee — eine verschiedene Regelung für die verschiedenen Fälle zu finden. Ich bin weit davon entfernt, hier alle nur erdenklichen Kombinationen aufzustellen; ich beschränke mich vielmehr auf einige prinzipielle Ausführungen.

Unser heutiger § 21 beruht auf der allerdings unausgesprochenen, aber tatsächlich unverkennbaren Annahme, daß „der Verlustwille und die Nichtunterbrechung der (zehnjährigen) Frist die Regel, der Verbleib beim Reiche aber und die Eintragung die Ausnahme sei“ (Ratjen). Diese Annahme war schon in den sechziger Jahren falsch, sie ist aber ganz unhaltbar geworden zu einer Zeit, die eine Verkehrsentwicklung wie die heutige aufweist. Statt von der „Vermutung des Verlustwillens“ müssen wir in Zukunft von der gegenteiligen Annahme ausgehen: der Deutsche, der sein Vaterland verläßt, will mit dem Überschreiten der Landesgrenze im allgemeinen weder seine persönlichen Beziehungen zum Heimatland abbrechen noch das rechtliche Band der Staatsangehörigkeit, das ihn mit dem Reiche verbindet, zerschneiden. Das muß die leitende Idee sein, die unser zukünftiges Staatsangehörigkeitsgesetz beherrscht. Aus ihr würde sich als erster und wichtigster Satz ergeben: Die deutsche Staatsangehörigkeit bleibt im Prinzip so lange bestehen, bis ein im Ausland lebender Deutscher mit seinem eigenen Willen eine fremde Staatsangehörigkeit erwirbt. Mit dem auf eigenen Willen beruhenden Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit geht die deutsche Staatsangehörigkeit grundsätzlich verloren. Die Folge der Annahme dieses Satzes würde sein: 1. daß dem Reiche Tausende seiner Bürger erhalten werden, da ja bei weitem nicht alle Auswanderer eine fremde Staatsangehörigkeit erwerben und Auslandsaufenthalt von irgendwelcher Dauer allein nicht hinreicht, das deutsche Bürgerrecht zu verlieren; 2. daß die Zahl der Heimatlosen wesentlich

eingeschränkt würde, da jeder so lange Deutscher bleibt, als er nicht durch eigenes Zutun eine fremde Zugehörigkeit erworben hat; 3. daß die Zahl der sujets mixtes eingeschränkt wird, da mit dem auf beantragter Naturalisation im fremden Staat verbundenen Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit das deutsche Bürgerrecht verloren geht; und 4. daß eine zwangsweise Beibehaltung der deutschen Staatsangehörigkeit vermieden wird. — Dagegen, daß derjenige, der auf eigenes Betreiben in einen fremden Staatsverband aufgenommen wird, seine deutsche Zugehörigkeit verliert, wird im allgemeinen nichts einzuwenden sein. Stärker läßt sich die Absicht, die deutsche Zugehörigkeit aufgeben zu wollen, kaum dartun als durch die beantragte und erfolgte Aufnahme in einen fremden Staat.

Dabei ist allerdings in Rücksicht zu ziehen, daß nicht alle Personen, die durch eigenes Zutun eine fremde Staatsangehörigkeit erwerben, damit auch die Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche verlieren wollen oder auch nur verlieren möchten. Die Ursache der beantragten Naturalisation kann unter Umständen auf rein wirtschaftlichen Gründen, z. B. auf der Notwendigkeit, in einem fremden Staat Grundbesitz erwerben zu müssen, beruhen. Die starre Befolgung des obigen Satzes würde aber notwendig Deutsche, die sich aus einem derartigen Grunde im Ausland naturalisieren lassen, aus dem Kreise der deutschen Staatsangehörigen ausschließen. Diese Härte gilt es dadurch zu vermeiden, daß die Beibehaltung der deutschen Staatsangehörigkeit durch mündliche oder schriftliche Erklärung ermöglicht wird. Um die Nachteile der bestehenden Matrikel zu umgehen, wären die Formalien dieser Erklärungen auf das geringste Maß zu beschränken. Keineswegs dürften nur die Konsuln zuständig sein, sie entgegenzunehmen. Vielmehr müßte dazu jede deutsche Reichsbehörde im In- und Auslande, aber auch jede Staats- und Kommunalbehörde berechtigt und verpflichtet sein. Am Auswärtigen Amt wäre im Zusammenhang damit eine Zentralstelle zu bilden, der sämtliche Staatsangehörigkeitserklärungen zu übermitteln sein würden. — Diese Möglichkeit, die deutsche Staatsangehörigkeit trotz der Naturalisation im fremden Staate beizubehalten, würde allerdings eine Vermehrung der sujets mixtes zur Folge haben. Ich glaube aber in diesem Falle keine allzugroße Bedeutung darauf legen zu sollen. Mir scheint der nationale Gesichtspunkt gegenüber dem internationalen der wichtigere zu sein. Im übrigen versteht es sich von selbst, daß diejenigen Reichsangehörigen, die ausdrücklich erklären, Deutsche sein zu wollen, vom Standpunkt unserer Regierung aus, in erster Linie als Deutsche anzusehen sind. Und es ist ferner selbstverständlich, daß die Folge der abgegebenen Erklärung sein muß, daß der Erklärende ebenso wie er die Rechte eines Deutschen erwirbt, auch die Pflichten eines Deutschen in vollem Maße auf sich zu nehmen hat. Er würde demgemäß seinen militärischen Pflichten nachzukommen haben, er würde gegebenenfalls einem Rückberufungsbefehl des Kaisers in Zeiten von Krieg oder Kriegsgefahr zu entsprechen haben u. dgl. m. Eine gröbliche Verletzung dieser und anderer Pflichten

würde naturgemäß den Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit und alle sich daraus ergebenden Konsequenzen im Falle einer Rückkehr nach Deutschland zur Folge haben. Zu erwägen würde ferner sein, solchen Personen, die eine doppelte Staatsangehörigkeit besitzen, die Verpflichtung aufzuerlegen, bei ihrer dauernden Rückkehr nach Deutschland und soweit sie aus Staaten kommen, die eine Entlassung auf Antrag kennen, sich aus dem fremden Staatsverbande entlassen zu lassen.

Es ist bisher nur von solchen Personen die Rede gewesen, die auf Grund eigenen Zutuns eine fremde Staatsangehörigkeit erworben haben. Was wird nun aus denjenigen Deutschen, die ohne ihre Absicht Bürger eines fremden Staates geworden sind? Brasilien, Argentinien und viele andere Staaten sind Anhänger des jus soli, d. h. des Grundsatzes, daß ein auf ihrem Gebiet geborenes Kind ihre Staatsangehörigkeit erwirbt. Das deutschen Eltern in den genannten Staaten geborene Kind ist also ein geborenes sujet mixte, d. h. es ist nach deutschem Recht (jus sanguinis) Deutscher, nach brasilianischem Recht (jus soli) Brasilianer. Soll ein derartiges Verhältnis dauernd bestehen bleiben? Oder sollen diejenigen Deutschen, die ohne ihr Zutun eine fremde Staatsangehörigkeit erwarben, die deutsche Staatsangehörigkeit verlieren?

Ich halte eines für so unerwünscht wie das andere. M. E. würde eine Regelung dieser Fälle in dem Sinne zu erfolgen haben, daß Deutsche, die durch die Geburt eine fremde Staatsangehörigkeit erwerben, bis zum vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre unter allen Umständen neben der fremden ihre deutsche Staatsangehörigkeit beibehalten. Nach der Vollendung des einundzwanzigsten Lebensjahres bis zum vollendeten fünfundzwanzigsten Lebensjahre würden sie sich darüber zu entscheiden haben, ob sie Deutsche bleiben wollen oder nicht. Wird eine Erklärung, für deren Entgegennahme natürlich ebenfalls jede Reichs-, Staats- und Kommunalbehörde zuständig sein müßte, des Inhalts abgegeben, daß auf die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich kein Wert gelegt werde, so würde sich an diese Erklärung ein formelles Entlassungsverfahren zu schließen haben. Eine formellere Behandlung dieser „Verzichts"erklärungen gegenüber den inhaltlich auf das Gegenteil lautenden „Beibehaltungs"erklärungen wäre deshalb angebracht, um durch Hinweis auf die Folgen der Entlassung auf solche Personen einzuwirken, die sich einfach aus dem Grunde gegen ihre Zugehörigkeit zum Reiche aussprechen, um sich der Militärpflicht zu entziehen. — Lautet die Erklärung hingegen auf den Willen, deutscher Angehöriger bleiben zu wollen, so würde die Behandlung dieser sujets mixtes völlig derjenigen entsprechen, von der oben die Rede gewesen ist.

Es bleibt die Frage offen, was soll geschehen, wenn bis zum vollendeten fünfundzwanzigsten Lebensjahr eine Erklärung nicht erfolgt ist? Ich bin der Ansicht, daß in diesen Fällen ein Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit eintritt. Darin liegt unzweifelhaft eine Härte; sie ist jedoch nicht ungerechtfertigt. Wer fünfundzwanzig Jahre lang im Ausland gelebt hat, wer, trotz-

dem die Abgabe einer Erklärung in der einen oder der anderen Richtung in Zukunft keinerlei formelle Schwierigkeiten mehr machen wird, vier Jahre hindurch nicht Zeit fand, sich auf sein deutsches Staatsbürgertum zu besinnen, wer vielleicht die Abgabe einer Erklärung absichtlich vermied, um sich nicht den Pflichten eines Deutschen zu unterwerfen, der mag ruhig aus dem Kreise der deutschen Staatsangehörigen ausscheiden. Er würde damit natürlich auch die Konsequenzen auf sich zu nehmen haben und gewärtigen müssen, bei seiner Rückkehr nach Deutschland als Ausländer behandelt zu werden. — Den übrigen Ursachen, aus denen ein Deutscher ohne sein Zutun eine fremde Staatsangehörigkeit erwirbt, kommt keine so große Bedeutung zu, so daß ich sie hier übergehen kann.

Die hier gegebenen Leitsätze werde ich mit Rücksicht auf den mir hier zur Verfügung stehenden Raum an anderer Stelle weiter ausarbeiten. Auf eines jedoch möchte ich zum Schluß noch hinweisen. Auch das praktisch und theoretisch beste Staatsangehörigkeitsgesetz wird solange keinen Erfolg haben, als nicht Mittel und Wege gefunden werden, seine Kenntnis in weiteste Kreise, namentlich in die Kreise derjenigen zu tragen, die ihr Vaterland verlassen. Eines dieser Mittel scheint mir zu sein, daß sich die großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften, die selber ein lebhaftes Interesse an der Erhaltung und Förderung des Deutschtums im Auslande haben, in den Dienst der Sache stellen. Sie könnten in ihren Prospekten (Umschlagseiten), die in die Hände Tausender kommen, seine entscheidenden Bestimmungen veröffentlichen; sie könnten an geeigneten Stellen ihrer der Personenschiffahrt dienenden Dampfer, namentlich in den Zwischendecks, diese Bestimmungen im Abdruck aushängen. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Tausende deutscher Staatsbürger ihre Staatsangehörigkeit verloren haben einerseits wegen der formellen Schwierigkeiten, die sich aus der Eintragung in die Konsulatsmatrikel ergaben, anderseits aber aus Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen. Der letzte Grund dürfte der wichtigere sein; sorgen wir dafür, ihn, so weit angängig, zu vermeiden.

Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

VIII.

Der Schüler des Jesuitenkollegiums zu Münstereifel, der in seiner Unschuld, wie Pater Ambrosius mit besonderem Behagen zu erzählen pflegte, die lateinische Wendung „diem supremum obire“ mit „Hochzeit machen“ übersetzte, hatte wirklich nicht so ganz unrecht. Sterben und heiraten bedeuten in gewissem Sinne dasselbe, nämlich einen Sprung ins Ungewisse unternehmen. Dabei haben die, die bei der

Ausführung dieses Sprunges die erstere der beiden Methoden einschlagen, vor den anderen den doppelten Vorteil voraus, daß ihnen die Kirche auch dann noch zur Seite steht, wenn sie den sicheren Boden ihrer bisherigen Existenz verlassen haben, und daß sie sich des Trostes erfreuen können, ein Schicksal zu erleiden, das keinem Sterblichen erspart bleibt. Auch zum Heiraten bietet die Kirche dem Menschen hilfreich die Hand, sie geleitet ihn segnend bis hart an den Rand des Abgrundes, dann aber überläßt sie ihn seinem Geschick, und er muß zusehen, wie er sich im Jenseits der Ehe zurechtfindet.

Solchen Erwägungen mochte sich der Freiherr v. Friemersheim in der schwülen Julinacht hingegeben haben, die seinem Ehrentage voranging, denn er war am anderen Morgen auffallend ernst gestimmt und mußte sich geradezu dazu zwingen, den Hochzeitsgästen, die in den ersten Vormittagsstunden von allen Seiten eintrafen, ein freundliches Antlitz zu zeigen. Jetzt, wo er so nahe am Ziele seiner Wünsche stand, war seine Ungeduld plötzlich verflogen, und das bedachtsame Alter, dem er so lange Widerstand geleistet hatte, forderte gebieterisch sein Recht.

Genau das Umgekehrte war bei Merge der Fall. Sie hatte den Hochzeitstag durchaus nicht herbeigesehnt, vielmehr im glücklichen Leichtsinn der Jugend die immer kürzer werdende Spanne Zeit, die sie von diesem Tage trennte, für eine kleine Ewigkeit gehalten. Und nun war die Ewigkeit doch vorbei; die ersten Strahlen der Morgensonne fielen durch das winzige Fenster der Hütte, in der das Mädchen zum letztenmal geschlafen hatte, und wie sie sich nun im wohligen Behagen des Erwachens auf ihrem Lager wälzte und reckte, lachte ihr verheißungsvoll von der Wand das rosenrote Seidenkleid entgegen, das vor mehr als vierzig Jahren die damals noch so schlanke Gestalt der bräutlichen Antonetta v. Friemersheim umhüllt hatte.

Merge wollte schon, wie es bisher ihre Gewohnheit gewesen war, aufspringen und sich ankleiden, um so früh wie möglich das Vieh zu versorgen. Da fiel ihr noch rechtzeitig ein, daß die Kühe ja schon am Tage zuvor nach Haus Rottland gebracht worden waren. Nun kam sie sich wirklich wie eine Freifrau vor, und sie freute sich zum erstenmal auf die Stunde, wo der Segen des Priesters sie vor aller Welt in die ihr nun so begehrenswert erscheinende Würde einsetzen sollte.

Nach einer Weile schlüpfte sie doch aus dem Bett, aber nur, um das Brautkleid zu holen und es, während sie sich selbst noch einmal auf das Lager streckte, über die zerschlissene Decke zu breiten. So lag sie da, weidete die Augen an dem milden Glanz der Seide, an den Rüschen, Bändern, Schleifen, Paspeln und Spangen und fuhr mit der Hand liebkosend über das glatte Gewebe, dessen feine Fäserchen unter ihren abgearbeiteten Fingern leise knisterten.

Es war bezeichnend für Merge, daß der Schritt, den sie zu tun im Begriffe stand, für sie mehr einen Wechsel des Gewandes als eine Wandlung ihres inneren Menschen bedeutete. Was da tot und stumm auf dem Schemel neben ihrem Bette lag, der kurze braune Rock aus grobem Wollenstoff und das Leibchen aus grauem Zwilch, war für sie die Vergangenheit, und was hier unter ihren Händen schimmerte und rauschte, erschien ihr in seiner rosenfarbenen Pracht als ein Symbol der verheißungsvollen Zukunft, deren Pforte sich ihr heute auftun sollte.

Sie wußte selbst kaum, wie lange sie so gelegen und mit offenen Augen geträumt hatte, als sich vor ihrer Tür ein Chorgesang heller Stimmen vernehmen

ließ. Sie richtete sich auf und lauschte eine Weile, ehe sie sich erhob und den Riegel zurückschob. Draußen standen die Mädchen aus dem Dorfe, die gekommen waren, die Freundin zum Feste zu schmücken. Sie brachten die Krone aus vergoldetem Messingblech, die das Muttergottesbild in der Kirche an solchen Tagen herleihen mußte, und den Brautstrauß aus Buchs, Rosmarin und Rauschgold.

Die kleine Schar drang lärmend und lachend in die Kammer. Nur das „Vorbräutchen", ein zehnjähriges Dirnlein, das eine Krone aus Draht und Seidenblumen auf dem straffgescheitelten Haar trug, sah so ernst und feierlich aus, als ob alle diese Vorbereitungen ihm selbst gegolten hätten. Merge beugte sich zu dem Kinde nieder, hob es empor und küßte es. Da vermochte die Kleine ihre Rührung nicht mehr zu bemeistern, und dicke Tränen rannen ihr unaufhaltsam über die Wangen.

„Mußt nicht kreischen, Lihn," versuchte die Braut ihr kleines Ebenbild zu trösten, „ich geh' ja nicht aus der Welt. Mußt mich zu Rottland fleißig besuchen, willst du?"

„Ist nicht darum, daß ich kreisch'," schluchzte das Dirnlein.

„Was ist's denn?" fragte Merge.

„Ich sag's nicht," erklärte das Kind, indem es sich mit beiden Handrücken die Augen zu trocknen bemühte.

„Wenn du es sagst, darfst du auch nach Rottland kommen und die Birnen abtun helfen."

Lihn kämpfte einen schweren inneren Kampf. Endlich faßte sie sich ein Herz und sagte:

„Mir ist leid, daß du einen so Steinalten bekommst."

Da lachten die Mädchen laut auf, aber Merge blieb stumm und wurde ernst. Sie ging an den Brunnen und wusch sich, während die Freundinnen sich über das Brautkleid hermachten und die schwere Seide bewundernd betasteten.

Als die Braut wieder in die Kammer trat, begannen die Mädchen sie anzukleiden und zu schmücken. Ihre schweren Flechten wurden gelöst, und das schwarze Haar wurde solange gekämmt, bis es wie ein weicher, leichtgewellter Mantel über Schulter und Rücken niederwallte. Da man mit dem städtischen Gewande und allem, was dazu gehörte, nicht recht umzugehen verstand, zog sich die Zeremonie des Ankleidens sehr in die Länge. Merge, die ohne die Beihilfe der Mädchen schneller fertig geworden wäre, ließ die Tortur geduldig über sich ergehen. Sie beteiligte sich nicht an den derben Scherzen der Freundinnen, aber sie weinte auch nicht, wie es die Sitte eigentlich forderte. Das machte den Mädchen Sorge, und mehr als eine dachte an die alte Regel, daß die Tränen, die nicht vor der Hochzeit geweint werden, nach der Hochzeit fließen müssen.

Die Toilette der Braut war kaum beendet, als sich der Bräutigam mit den männlichen Gästen auf dem Hofe einstellte. Herr Salentin sah in seinem Staatskleide festlich und würdevoll aus, und der Ernst, der auf seinem blühenden Antlitz lag, entsprach durchaus der Bedeutung des Augenblicks. Aber die Hitze des Julimorgens machte ihm zu schaffen, und der Schweiß perlte in schweren Tropfen unter der schwarzen Roßhaarperücke hervor.

Die vier Musikanten, die man aus der Stadt verschrieben hatte, stimmten den „Stillen Jakob" an, und während sich die Gesellschaft zu Paaren ordnete,

pochte Mergens Pate und Vormund, ein vierschrötiger Bauer, der sich unter den adligen Kavalieren wie ein Sperling in einem Fluge Goldammern vorkam, an die Tür. Die Mädchen öffneten und Merge trat hinaus: strahlend schön und frisch wie eine eben erblühte Rose. Die vielen fremden Gesichter, die sie mit mehr Neugier als Wohlwollen betrachteten, verwirrten sie, und sie blieb einen Augenblick unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte, auf der Schwelle stehen. Da wandelte sich die Stimmung der adligen Verwandten zu ihren Gunsten, und die meisten der Männer waren geneigt, Herrn Salentin den „faux-pas", den er zu tun im Begriffe stand, zu verzeihen. Der junge Herr v. Pallandt nickte ihr vertraulich zu, sie erwiderte den Gruß jedoch nur durch ein Erröten und reichte ihrem Paten, dessen Amt es war, sie zur Kirche zu führen, die Hand.

Die Musikanten spielten eine getragene Weise und setzten sich nach dem Hoftore zu in Bewegung, das Vorbräutchen trippelte mit der Brautkerze hinterher, die Brautleute folgten: Merge an der Seite ihres Paten, der Freiherr von seinem Neffen geleitet, und die Gäste schlossen sich an.

An der Tür der Holzheimer Kirche, in der die Trauung vor sich gehen sollte, hatte in Ermangelung heiratsfähiger Burschen eine Schar Knaben Aufstellung genommen, denen sich die beiden Hagestolzen des Dorfes, der Gemeindehirt und ein hochbetagter Knecht, zugesellt hatten. Sie wollten nach altem Brauche die Braut „fangen", hielten ein Band ausgespannt und präsentierten Merge einen Strauß, wobei sie „den Spruch taten":

Hier kommen wir gegangen,
Die Braut zu empfangen.
Nicht mit Disteln und Dornen,
Drum wird es sie nicht erzornen,
Sondern mit blühendem Rosmarein,
Drum wird es ihr wohl angenehm sein.

Der Freiherr, der darauf vorbereitet war, daß er seine Braut loskaufen mußte, griff in die mächtige Pattentasche seines Leibrocks und warf eine Handvoll Münzen nach rechts und nach links, nicht anders wie der Erbschatzmeister des heiligen Römischen Reichs bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt, nur daß dort der metallene Regen etwas reichlicher und daß die Tropfen silbern, anstatt, wie hier, kupfern zur Erde zu fallen pflegten. Aber die Wirkung konnte auch auf dem Römerberg kaum großartiger sein: die wegelagernden Gratulanten drängten, stießen und wälzten sich als zwei wirre Knäuel zu beiden Seiten der Kirchentür, und über das zur Erde gefallene Band hielt die Hochzeitsgesellschaft ihren Einzug in das kleine Gotteshaus.

Dort saßen neben den wenigen Damen, die zu dem Feste erschienen waren, die Schwestern des Bräutigams in der vordersten Bank und warfen Merge, als sie vor den Altar trat, kritische Blicke zu. Und sie sagten sich mit einer gewissen Befriedigung, daß das Mädchen, was das Aussehen anlangte, dem Bruder und ihnen gerade keine Schande machte, wenn man ihr natürlich auch anmerkte, wie wenig wohl sie sich in dem ungewohnten Kleide fühlte.

Die Trauung nahm ihren Verlauf, und wenn die Ansprache, die der Pastor an das Brautpaar hielt, auch kein oratorisches Meisterwerk war, so verfehlte sie doch keineswegs ihre Wirkung. Als sich Herr Salentin nach der Einsegnung

wieder von dem Kissen, auf dem er gekniet hatte, erheben wollte, versagten ihm die Beine den Dienst, und er bemühte sich vergebens, auf die Füße zu kommen. Da sprang ihm seine junge Frau entschlossen bei, und ehe noch ein anderer zur Stelle war, faßte sie ihren Eheherrn unter die Achseln und half ihm empor. Dieser kleine Zwischenfall machte auf manche der Hochzeitsgäste einen peinlichen Eindruck, weil er gar zu deutlich den Altersunterschied der Neuvermählten dartat; die meisten jedoch sahen darin eine gute Vorbedeutung und meinten, es habe sich schon in der ersten Minute der Ehe gezeigt, wie wohl der alte Herr daran getan habe, sich in dem jungen Weibe eine Stütze für die bösen Tage, die ja früher oder später doch einmal kommen müßten, zu sichern.

Pater Ambrosius war es, der diesem Gedanken bei der allgemeinen Beglückwünschung Ausdruck gab. Aber der junge Ehemann wollte von einem solchen Ausblick in die Zukunft nicht viel wissen.

„Mit den bösen Tagen hat's bei mir noch gute Wege, mon cher," sagte er. „Sie freilich, der Sie das halbe Leben im prie-dieu verbringen, können sich nicht imaginieren, daß unsereinem das lange Knien incommode ist. Ich wette, wenn Sie einen halben Tag à cheval sein müßten, würden Ihnen die Knochen auch steif, obschon Sie zum mindesten zwanzig Jährlein jünger als ich sein mögen."

Man merkte es ihm an, daß er jetzt, wo er eine junge Frau sein eigen nannte, um jeden Preis für einen Jüngling gehalten sein wollte.

Von der Kirche aus zog die Hochzeitsgesellschaft nach Haus Rottland. Jetzt wurde Merge von Mathias geführt, während an Herrn Salentins Seite der Pate einherschritt. Die Sonne stand schon hoch, keine Wolke und kein Baum spendeten Schatten, und unter den taktmäßigen Tritten der unermüdlich spielenden Musikanten stieg der Staub der arg verwahrlosten Straße in weißen Schwaden empor und legte sich als eine dicke Puderschicht auf die schwarzen Gewänder der Priorin, des Paters und des Pastors, wie auf die farbige Kleiderpracht der Weltkinder. Der junge Ehemann hatte seine Perücke über den Degenkorb gestülpt, Merge quälte sich mit ihrer Schleppe ab, die Herren fluchten über die Hitze, und die Damen stöhnten, seufzten und jammerten. Der einzige, dem Sonnenglut und Staub nichts anzuhaben schienen, war Herr v. Pallandt. Seine Späße ließen die Gesellschaft auf kurze Augenblicke alle Beschwerden vergessen, und mehr als einmal gelang es ihm, der jungen Tante ein fröhliches Lachen zu entlocken. Bald erbot er sich, ihr die schwere Schleppe zu tragen, bald fächelte er ihr mit seinem Hute Kühlung zu, bald sang er ihr einen lustigen Text vor, den er, ohne sich lange zu besinnen, improvisiert hatte und der Melodie der Musik unterlegte. Jetzt kam auch Merge zu der Erkenntnis, daß der Wachendorfer Neffe keineswegs so ungeraten und verabscheuungswürdig war, wie man ihn ihr immer geschildert hatte.

Als sich der Hochzeitszug dem Gutshofe näherte, wurde er mit Pistolenschüssen empfangen. Es war eine Veranstaltung des alten Gerhard, der ein paar mit Faustrohren ausgerüstete Bauern auf den Taubenschlag postiert hatte und sich auf diesen Einfall viel zugute tat.

Die Sitte verlangte, daß man, bevor das Mahl aufgetragen wurde, in der Scheune den Brauttanz tanzte, und das Gebot der Sitte war stärker als alle Bedenken wegen der Hitze des Julimittags. Die Musikanten kletterten auf den Hahnenbalken, ließen die Beine hinunterbaumeln und spielten auf. Herr v. Pallandt

führte Merge an den Fingerspitzen in die Mitte der Tenne, trat selbst ein paar Schritte zurück, verneigte sich vor ihr, als sei sie eine Prinzessin von Geblüt, ergriff ihre Hand und führte sie mit gemessenen Schritten im Kreise herum. Als dann die Musik in ein schnelleres Tempo fiel, faßte er die junge Frau um den Leib, und nun schwebten beide eng aneinandergeschmiegt im Rhythmus des Tanzes dahin.

Der Freiherr sah mit Erstaunen und Befriedigung, wie gut seine Eheliebste, der er diese Kunst gar nicht zugetraut hatte, zu tanzen verstand, und die Gäste bewunderten das schöne Paar, das für einander geschaffen schien, und das in seinem Eifer Hitze, Staub und Zuschauer vergaß. Plötzlich kam es einigen der Gäste, die den Tanzenden gerade zunächst standen, so vor, als habe Herr Mathias seinen Mund dem Ohre seiner Partnerin genähert und ihr etwas zugeraunt. In diesem Augenblick brach Merge den Tanz ab, machte sich aus den Armen des Neffen los und sah ihn mit flammenden Blicken an, während ihr Antlitz sich mit dunkler Glut überzog. Er aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen, verneigte sich vor ihr und sagte lachend:

„Sie haben recht, madame la baronne, es ist nicht anders, als ob man in einem Backofen tanzte." Damit geleitete er sie an das weit geöffnete Tor und befestigte das Schnupftüchlein, das sie aus ihrem Gürtel losgenestelt und ihm nach altem Brauche als Andenken überreicht hatte, an seinem Hute.

Mittlerweile war das zweite Paar auf den Plan getreten: Mergens Pate und die Gubernatorin. Es war ein köstlicher Anblick, wie der lange hagere Bauer und die beleibte alte Dame sich langsam und gravitätisch drehten und mit dem Schweiße ihres Angesichts das neue Band besiegelten, das Holzheim und Rottland verknüpfte. Die schmalen Lippen fest zusammengekniffen, die grauen Äuglein fest auf den nickenden Federstutz seiner Partnerin gerichtet, drehte der wackere Ackersmann seine prächtige Last; blaurot vor Anstrengung und in der Erwartung, jeden Augenblick einem Schlaganfall zu erliegen, aber dennoch sich zu einem unendlich leutseligen Lächeln zwingend folgte Frau v. Ödinghoven den ruckweise erfolgenden Antrieben — ein erhebendes Doppelbild aufopfernder Pflichterfüllung und heroischer Todesverachtung.

Alle Festteilnehmer gewannen die Überzeugung, daß mit diesem Opfer den strengen Geboten der Sitte Genüge geschehen sei, und es wollte wenig bedeuten, daß der Bräutigam die noch immer zierliche und bewegliche Frau v. Syberg im Tripeltakt zwei oder dreimal um die Tenne führte. Er fand mit seinem Beispiele keine Nachahmer, denn in der Gesellschaft fehlte das junge Volk, und die älteren Herrschaften waren sehr einmütig der Ansicht, daß Speise und Trank für Leib und Seele zuträglicher seien als ein Tanz in der Mittagshitze des Heumonds.

Man zog zu der Ruine des Burghauses hinauf. Das Portal mit dem Pallandtschen Wappen war festlich bekränzt und die kahlen, von Schutt und Staub gereinigten Räume sahen im Schmuck der Blumengewinde wirklich ganz heiter aus. Über das Gebälk, soweit es dem Brande nicht zum Opfer gefallen war, hatte man junge Malbuchenstämmchen mit vollen Blätterkronen gelegt, und wenn das Laub auch schon schlaff und ein wenig welk herunterhing, so sah die grüne Decke, die an das Dach einer Riesenlaube gemahnte, doch anheimelnd und luftig genug aus. Daß der blaue Sommerhimmel hier und da durch die Zweige lugte, war kein Fehler.

Auf dem geräumigen Vorsaal standen die Tische für die Gäste aus den beiden Dörfern, die mit einem bescheideneren Mahle, mit Bier und Branntwein bewirtet werden sollten, dahinter, im ehemaligen Speisegemach, war eine lange Tafel für die eigentliche Hochzeitsgesellschaft gedeckt. Das junge Paar nahm in der Mitte Platz, zu Mergens rechter Seite Mathias, zu Herrn Salentins linker der Pate. Die Musikanten hatten Schürzen vorgebunden, zapften fleißig Wein und trugen unter allerlei Possen die Speisen auf. Ein steifer Hirsenbrei eröffnete die Folge der Gerichte; er stillte den ersten Hunger und war das Fundament, auf dem sich weiter bauen ließ. Man löffelte schweigsam aus den tiefen Näpfen, froh über den kühlen Luftzug, der durch die Fensterhöhlen fächelte, und über den noch kühleren Wein, mit dem die lustigen Mundschenken Becher und Gläser füllten.

Merge, die trotz ihres gesunden Appetits der Meinung huldigte, daß eine Braut am Hochzeitstage wie ein Vöglein essen müsse, war mit dem Brei zuerst fertig und ließ verstohlen ihre Blicke über die Gesellschaft schweifen. Da kam ihr so recht zum Bewußtsein, daß die ganze Tafelrunde, von ihr selbst und Herrn v. Pallandt abgesehen, aus lauter Alten bestand. Der Pater mochte als ein Mann in den besten Jahren ja schließlich auch noch passieren, aber die anderen! Lauter behäbige oder gar schon ein wenig verfallene alte Herren, lauter sehr ehrwürdige Damen, deren Kleiderpracht weder über die Runzeln und Hängebacken noch über die auseinandergelaufenen oder spindeldürr gewordenen Figuren hinwegzutäuschen vermochte. Viel Noblesse und viel Verdienst, viel edler Anstand und viel Welterfahrung, viel Distinktion und viel Herablassung, aber allzu wenig Schönheit und Kraft, allzuwenig Wagemut und Leichtsinn, allzuwenig Tollheit und übersprudelnde Lebensluft! Es war nur gut, daß an ihrer Seite der kecke Mathias saß, sonst wäre sie sich in diesem Kreise als ein Eindringling erschienen.

Der Neffe schien ähnlichen Gedanken nachzuhängen wie seine junge Tante. Ihre Blicke begegneten sich verständnisvoll, als der greise Erbmarschall v. Nesselrode, der den Ehrenplatz gegenüber den Neuvermählten innehatte, mit zitternder Hand einen Löffel Brei anstatt in den Mund in den Westenausschnitt beförderte. Und jedes erkannte im Blicke des anderen das Bewußtsein der Überlegenheit, das ein Merkmal der Jugend ist, und dem es unbegreiflich erscheint, daß Leute, die ihrer Glieder nicht mehr mächtig sind, noch das Recht haben wollen, zu leben und den blühenden Nachwuchs durch ihr bloßes Dasein an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern. So schien es, als hätte das Schicksal sich eines der allerwohlfeilsten Mittel bedienen wollen, um ein geheimes Einverständnis zwischen zwei Menschen anzubahnen, die sich bis dahin innerlich fremd gewesen waren, und die sich immer hätten fremd bleiben sollen!

Das Mahl zog sich in die Länge, denn in den Pausen zwischen den einzelnen Gerichten hatten die Musikanten mit dem Weinzapfen zu tun, und der Weg von der Tafel bis in den halbverschütteten Keller, wo das Faß lag, war weit und beschwerlich. Zwischen dem „Sous", einer starkgewürzten Brühe mit gehacktem Fleisch, und dem „grünen" Rindfleisch brachte der Erbmarschall die Gesundheit der Neuvermählten aus, und nun folgte ein Trinkspruch dem andern. Als die Spanferkel, die den Höhepunkt des Mahles bedeuteten, aufgetragen waren, erhob sich Pater Ambrosius, bat um die Erlaubnis, ein paar Worte an seinen Gönner und Freund, den Freiherrn, richten zu dürfen, und entwarf eine mit allerlei An-

spielungen gewürzte Schilderung des Paradieses, die freilich weniger dem Berichte der Genesis als den Darstellungen der niederländischen Maler entsprach. In diesem Paradiese, so führte er aus, sei monsieur le baron als ein, wenn auch ein wenig betagter, so doch ewig jugendlicher Adam schon lange daheim, stehe auch nach dem Gebote des Schöpfers mit aller Kreatur auf Erden, im Wasser und in der Luft auf einem amiablen Fuße, — „insonderheit mit den Spanferkeln, die hat er zum Fressen lieb!“ rief Herr v. Pallandt dazwischen, — weshalb denn auch Gott resolviert habe, ihm aufs neue eine Gehilfin beizugesellen.

„Gedachte Eva“, so schloß er, „sehen wir anjetzt lieblich und frisch, als sei sie eben erst aus einer Rippe formiert worden, an seiner Seite, und ist wohl keiner unter uns, der ihm sein Glück nicht von ganzem Herzen gönnte. Nun ist aber meine Meinung, daß auch wir schwachen Menschlein, da Gott selbst unserm Freunde das Paradies durch Beisteuerung des vornehmsten Stückes so wunderbarlich komplettieret, nicht tardieren sollen, auch unsererseits sein Glück ein weniges zu vermehren, weshalb ich mir die franchise nehme“, — bei diesen Worten bückte er sich und holte unter dem Tische einen Gegenstand hervor, den das weitherabhängende Tafeltuch bisher allen Augen verborgen hatte, — „ihm dieses Kästlein als ein kleines Hochzeitspräsent zu überreichen.“

Der Redner wanderte um den Tisch herum und stellte ein sorgfältig umschnürtes Kistchen vor Herrn Salentin hin. Dieser schmunzelte, denn er hatte von dem Inhalte schon eine Ahnung, zerschnitt die Schnur und schlug den Deckel zurück. Der Balg eines Paradiesvogels kam zum Vorschein, ein Prachtstück, wie es eben nur die frommen Väter der Gesellschaft Jesu mit ihren den ganzen Erdball umspannenden Missions- und Handelsverbindungen zu beschaffen vermochten.

„Nimm das Tierlein heraus!“ wandte sich der Freiherr an seine junge Frau, „deine Hand soll die erste sein, die es berührt.“

Merge gehorchte zögernd. Aller Blicke hingen staunend an dem wundersamen Geschöpf, dessen fein zerschlissene gelbe Schulterfedern wie ein goldener Schleier über den farbenprächtigen Körper niederwallten.

„Weißt du auch, was du da in Händen hältst?“ fragte Herr Salentin.

Sie nickte, aber über ihrem Antlitz lag etwas wie Trauer.

„Es ist der Glücksvogel“, antwortete sie leise.

„Ja, Merge, und er kommt, uns das Glück ins Haus zu bringen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich glaub' nicht dran“, sagte sie. „Ja, wenn er noch lebte! Aber daß ein totes Vöglein Glück bringen sollt', das glaub' ich nie und nimmer.“

(Fortsetzung folgt)

Am Krankenlager Kaiser Friedrichs

Von Carl Niebuhr-Berlin

Fast ein Vierteljahrhundert trennt uns heute schon von den Begebnissen der ersten Hälfte des Jahres 1888, ein Zeitraum gleich der friderizianischen Periode nach dem Hubertsburger Frieden, die ihren Mitlebenden so lang erschien und die noch jetzt in den historischen Darstellungen diesen Eindruck erweckt. Aus der Ferne haben sich die Empfindungen und Meinungen, vor dreiundzwanzig Jahren so heftig erregt, wohltätig beruhigt; die Macht des Lebens, ausgedrückt durch eine rastlose, ungeahnte Entwicklung auf allen Gebieten, wob den Schleier pietätvoller Erinnerung auch über großes Leid und ungestüme Trauer. Doch nur ungern versetzt sich, wer immer jene bangen Monate deutscher Geschichte mit Bewußtsein verfließen sah, in ihre wiedererweckte Folge von Furcht und Hoffnung zurück. Zum Schmerzgefühl eines alten Wundmals gesellt sich dann die Scheu vor dem Heraufbeschwören einer Düsternis, die noch nach Generationen nicht verblaßt sein wird. Helligkeit zuvor und hernach, sie vertieft einen Schatten mitteninne um so mehr.

Am 25. März 1907 starb Ernst v. Bergmann, reich an verdienten Ehren, der Doyen deutscher Chirurgie und einer der Hauptträger ihres Weltruhms. Die Familie, im Besitz eines eigenen Archivs und des gesamten handschriftlichen Nachlasses — Bergmann führte die Feder mit hervorragendem Geschick —, faßte den Entschluß, schon jetzt ein Lebensbild des Hingeschiedenen zur Darstellung und Veröffentlichung zu bringen. Angesichts der günstigen Vorbedingungen, unter denen dies geschehen konnte und durchgeführt worden ist, darf man wohl aussprechen, daß damit einmal ein schlagendes Beispiel aufgestellt wurde gegen sonst herrschende wissenschaftliche Bedenken. Steht doch ohnehin der generalisierenden Warnung vor „verfrühten" Biographien die Erfahrung gegenüber, daß mit sozusagen kaltgewordenen Arbeiten, denen binnen fünfzig oder noch mehr Jahren nur Zweifelsfragen nachwuchsen, eigentlich der Erwartung weit seltener entsprochen werden kann. Und wenn auch bereitwillig zuzugeben ist, daß Taktfragen bei Publikation der Erlebnisse und Aufzeichnungen Jüngstverstorbener wiederum ihre Rolle spielen, wodurch gewiß manche Angabe konventioneller werden mag als sie aussieht, so gewinnt dafür der Zusammenhang doch an Klarheit — vorausgesetzt, daß der Bearbeiter über die entsprechend nötigen Fähigkeiten gebot. Das war hier der Fall. Dr. Arend Buchholtz, der Berliner Stadtbibliothekar, hat die Aufgabe mit seinem soeben erschienenen Buche: „Ernst von Bergmann" (Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. Preis 13,75 M.) höchst ansprechend gelöst. Er wußte den scheinbaren Nachteil, nicht der medizinischen Fakultät anzugehören, durch die hier in der Tat weit notwendigeren

Vorgaben des geschulten Historikers überschießend auszugleichen. Als Landsmann und Verwandter des großen Klinikers hat er vielleicht den schwereren Stand gehabt, aber gerade weil seine Bewunderung — hier homogen mit der Freude am Werk — so echt ist, verlief sie sich nirgends in eine Haltung, an der nicht auch der Fernerstehende teilnehmen könnte.

Mit impulsiver Begier wird, daran ließ sich vorweg keinen Augenblick zweifeln, zuerst das Kapitel mit der Überschrift: „Die Krankheit Kaiser Friedrichs" aufgesucht und gelesen werden. Geheimrat v. Bergmann hat in den anderthalb Jahren des Leidens, das zuletzt den Helden fällte, eine so wechsel-, mühe- und verantwortungsvolle Aufgabe wahrzunehmen gehabt, wie sie einem Manne seines Rufes selten nahegetreten ist. Stützte ihn hierbei zu Lebzeiten Kaiser Wilhelms des Ersten das unbedingte Vertrauen des greisen Monarchen und seiner Berater, so empfand der Leidende selbst ganz richtig, von welcher Bedeutung Bergmanns Bemühungen um ihn waren. Wider eigenes Erwarten auch nach dem Regierungsantritt und der Heimkehr Kaiser Friedrichs von neuem herzuberufen, mußte der Vertreter deutscher Chirurgie schwere Wochen hindurch nicht nur den Fortschritten einer hoffnungslosen Krankheit, sondern auch Angriffen ihm abgeneigter Methodiker und der wild erregten öffentlichen Meinung trotzen. „Es war eine Zeit, in der man von einem Extrablatt zum anderen lebte," sagt Buchholtz, und Bergmann hatte schon von San Remo her unterm 15. Februar in einem Briefe an die Gattin den Stoßseufzer einfließen lassen: „Ach, es ist schwer, wenn man ein verwöhnter Arzt gewesen ist, an dem das Vertrauen der Patienten hing, nun einmal die Rolle eines gegensätzlich beleumundeten Doktors zu spielen!"

Unscheinbar, in Gestalt einer zuerst katarrhalischen, dann trockenen Heiserkeit, hatte das Leiden des Kronprinzen im Januar 1887 begonnen. Als der Leibarzt Dr. Wegner zu Anfang März die sonst wirksamen Arzneimittel erschöpft sah, wurde der Geheime Medizinalrat Professor Gerhardt zugezogen. Er fand eine kleine Geschwulst am linken Stimmbande vor, stellte sie als das Hindernis der normalen Tonbildung fest und versuchte die operative Entfernung. Sie gelang erst durch Zerstörung mittels glühenden Platindrahtes und widerstand auch hierbei noch hartnäckig. Die Stelle wurde aber endlich geebnet, heilte jedoch nicht, während die Stimme nun klangreicher und das Allgemeinbefinden vortrefflich war. Eine Kur in Ems sollte durch ihren Verlauf die weitere Beurteilung des Falles entscheiden. Das geschah denn auch, freilich zu Ungunsten. Denn bei der Rückkehr des Kronprinzen nach Potsdam am 15. Mai erwies sich die Stimme heiserer, die Geschwulst größer als zuvor, das linke Stimmband leicht gehemmt, und nunmehr brachte Gerhardt die Zuziehung noch anderer Laryngologen sowie v. Bergmanns in Vorschlag. Schon am 16. Mai untersuchte dieser den hohen Patienten und sprach sich, wie Gerhardt dann berichtete, sofort dahin aus, daß wegen möglicher Bösartigkeit, jedenfalls wegen hartnäckigen Wiederwucherns der Geschwulst, eine Spaltung des Kehlkopfs und gründliche Ausrottung des Gewächses auf diesem Wege vorgenommen werde. Buchholtz kann jetzt auch die genaueren Erwägungen mitteilen, von denen Bergmann hierbei geleitet war. „Wenn die Neubildung am Stimmbande", so lautete die Notiz, „krebsiger Natur ist, dann dürfte die Entfernung derselben mittels endolaryngealer Operationen vom Munde aus nicht gelingen, wenigstens nicht in dem für die Entfernung bösartiger Gewächse not-

wendigen Umfange. Es ist bei Sitz eines Krebses am Stimmbande notwendig, das ganze Stimmband und einen Teil der noch gesunden, an das erkrankte Stimmband stoßenden Schleimhaut wegzunehmen, ja, bei tieferer Ausbreitung desselben sogar unerläßlich, einen Teil der Kehlkopfknorpel zu entfernen. Diese Operationen sind nur durch einen Schnitt vom Halse aus in den Kehlkopf — Laryngotomie — auszuführen. Gegenüber der großen Gefahr, welche das Stehenlassen einer Krebsgeschwulst hat, mußte ich auf eine möglichst bald vorzunehmende Operation dringen. Denn nur kleine Krebse der Kehlkopfschleimhaut sind bis jetzt durch die erwähnte Operation — Laryngofissur und Laryngoresektion — erfolgreich behandelt worden; bei größeren ist, selbst wenn die verstümmelnde Operation der Totalexstirpation des Kehlkopfs gemacht worden war, in der Regel ein Rezidiv der Geschwulst eingetreten. Ich riet also: eine sofortige Operation auszuführen, sowie Spezialärzte von der Bedeutung und Erfahrung eines Gerhardt erklärt hätten, daß der Verdacht einer Krebsgeschwulst gerechtfertigt sei. Gerhardt gab diese Erklärung ab; er wünschte aber gleich mir, daß der von uns aufgenommene Befund von einem oder mehreren hinzuzuziehenden Laryngologen zu bestätigen sei." — Eine größere Konsultation am 18. Mai, woran Gerhardt, v. Bergmann, Wegner, Oberstabsarzt Schrader und, von Kaiser Wilhelm entsandt, Generalstabsarzt v. Lauer und Geh. Rat Tobold teilnahmen, der seinerseits den Kehlkopf des Kronprinzen vorher untersuchte, entschied sich für baldige Operation. Sie wurde auf den 21. Mai morgens anberaumt, und es ist aus v. Bergmanns Aufzeichnungen zu ersehen, daß sowohl Kronprinz Friedrich Wilhelm wie die Kronprinzessin Viktoria lebhaft einverstanden waren.

Unter die zu befragenden Laryngologen von anerkannter Bedeutung war nach Vorschlag Dr. Wegners auch Dr. Morell Mackenzie in London aufgenommen worden, dessen Herbeikunft jetzt beschleunigt werden mußte. Er traf am 20. Mai nachmittags ein, untersuchte und nahm den Bericht der deutschen Ärzte entgegen. Sein Votum widersprach jedoch dem ihrigen; er bezweifelte die Krebsdiagnose und hielt eine Operation für mindestens verfrüht. Daher seien zunächst der kranken Stelle Gewebeteile zu entnehmen und diese mikroskopisch zu prüfen, was auch ohne Zeitverlust geschah, aber nichts ergab. Mackenzies weitere Versuche, aus dem Kehlkopf ein geeignetes Stück zu entfernen, führten einen ersten Konflikt mit Gerhardt herbei. Auch Bergmann ist seinem Berliner Kollegen darin beigetreten, daß Mackenzie sich schwer vergriffen und vielmehr das gesunde rechte Stimmband verletzt habe. So kam der 8. Juni heran, bis der englische Arzt unter Fernhaltung Gerhardts zwei Stückchen der Geschwulst exstirpierte, über die ein neues Gutachten Virchows eingeholt wurde. Hiernach hätte es sich um eine dickhäutige Warze gehandelt, wobei Virchow hinzusetzte, aus beiden Stücken sei nicht sicher zu ersehen, ob das Urteil sich auf die gesamte Erkrankung ausdehnen lasse. Allein Mackenzie, der schon am 10. Juni nach London zurückreiste, legte sich dort einem Interviewer gegenüber auf den positiven Teil dieser Erklärung fest mit dem Zusatz, er selbst übernehme wegen der Natur des Gewächses keine Verantwortung; diese trage Virchow gänzlich. Gleichzeitig wäre er (Mackenzie) überzeugt, daß im Halse des Leidenden nichts vorhanden sei, was das Aussehen eines Krebsgeschwürs habe.

Schon aus dieser Verlautbarung bemerkt man, daß nach außen hin die englische Beraterschaft der Krankheit des deutschen Kronprinzen einer ungewöhnlichen

Form entgegenzustreben anfing. Vergleichsweise harmlos war gewesen, daß Mackenzie schon in Berliner Hofkreisen einen Kuraufenthalt in England eifrig propagiert hatte. Dann würde der Kronprinz binnen wenigen Wochen wieder völlig bei Stimme und während des Herbstmanövers in der Lage sein, zu kommandieren. Wie sehr aber ein Arzt, der zu kritischer Stunde als Mann der beruhigenden Verheißungen und Bringer der angenehmsten Hoffnungen auftritt, wohl jeden Kranken und mit ihm die Angehörigen fasziniert, das bedarf auch in diesem besonderen Falle keiner Herleitung. Und wenn auch, soviel zu sehen, nirgends ausgesprochen wird, daß der im Umgang sehr gewandte Mann seinen frühzeitigen Streitfall mit Gerhardt vor der kronprinzlichen Familie als einen zu seiner geschwinden Entfernung angestellten taktischen Versuch beurteilt habe, so muß doch der entsprechende Eindruck irgendwie hervorgerufen worden sein. Bereits am 10. Juni lag also Kaiser Wilhelm die Bitte des Kronprinzen vor, sich nach England begeben zu dürfen, unter Anführung der von Mackenzie betonten klimatischen Motive. Jetzt widersprachen die Berliner Autoritäten, um ihre Meinung befragt, mit Entschiedenheit; in jedem Falle sei ein deutscher Spezialist, und zwar Gerhardt, dem englischen dann an die Seite zu setzen. Aber die Bedenken gegen eine solche Verfügung lagen auf anderem Gebiete. Kronprinz Friedrich Wilhelm lehnte vielmehr Gerhardts Begleitung ab und trat die Überfahrt an in Begleitung Dr. Wegners und des Stabsarztes Dr. Landgraf, bisher Assistenten der Gerhardtschen Klinik. Bald nach der Ankunft auf Wight wurde dem letzteren durch Dr. Wegner eröffnet, „daß Se. Kaiserliche Hoheit sich ganz in die Behandlung des Herrn Dr. Mackenzie gegeben habe und nicht wünsche, daß wir an der Behandlung teilnähmen".

Den Hochsommer hindurch dauerte der wechselnde Aufenthalt in England und Schottland, bis die nahende rauhere Jahreszeit zu Anfang September die Rückkehr zum Kontinent nötig machte. Aus dieser Zeit stammt Mackenzies sich nach und nach organisierende Verbindung mit der Tagespresse, die später einen Umfang annahm und zu Erörterungen führte, über deren Angemessenheit heute so wenig Zweifel herrschen kann wie über ihre schweren Nachteile. Vorläufig dienten die angesponnenen Beziehungen zur Verherrlichung der angeblichen Erfolge, die Mackenzie errang. Er selbst sandte, bevor er den Leidenden aus der Behandlung entließ, eine Art Genesungsanzeige nach Deutschland, der Dr. Wegner jedoch auf eigenen Antrieb einen kurzen warnenden Zusatz beifügte. In der späteren Darstellung nach amtlichen Quellen heißt es: „Erinnert man sich daran, daß die Meldungen der gesicherten Herstellung mit der Erhebung Sir Morells zur Würde eines Baronets zusammenfielen, so ist es begreiflich, daß das gesamte deutsche Volk dem englischen Arzte seine Bewunderung und Verehrung auszudrücken bereit war, begreiflich auch, daß die Zeitungen, die ihn als den einzig richtig urteilenden und erfolgreich behandelnden Arzt feierten, für die im Mai hinzugezogenen deutschen Ärzte nur Worte des Unwillens und schärfsten Tadels hatten. Jubelnd erwartete Berlin die Rückkehr des endlich genesenen Kronprinzen, überall sich für seinen festlichen Empfang vorbereitend. Da kam die erste Enttäuschung." Der sehnlich Erwartete mied die Hauptstadt, wo der alte Kaiser seiner harrte, und begab sich über Frankfurt a. M. nach Toblach, später nach Baveno. Ein jüngerer englischer Arzt aus der Schule Mackenzies, Dr. Hovell, überwachte sein Befinden. Beunruhigenden Gerüchten über den Anlaß dieses Ortswechsels und zu der weiteren Übersiedlung

nach San Remo wurde in der Presse kein Glaube beigemessen; von offiziellen oder sonstigen Berichten nach Berlin wird aus diesen zwei Monaten nichts erwähnt.

So wirkte es als jähe Schreckenskunde zu Beginn des November, daß Sir Morell Mackenzie schleunig aus London nach der Riviera berufen worden sei, die Krankheit für bösartig erklärt und die Hinzuziehung noch anderer Ärzte verlangt habe. Die Katastrophe war im Anzuge, und den Vertretern der allzu lange ferngehaltenen deutschen Wissenschaft stand jetzt eine Aufgabe bevor, deren Schwierigkeiten sich ebenso vermehrt hatten, wie die Hoffnung auf schließlichen Erfolg nun vermindert war.

Auch aus der Entfernung ließ sich in Berlin erkennen, daß Sir Morell in San Remo die Situation völlig beherrschte, wiewohl sie all sein früheres Tun und Lassen doch schlagend dementieren mußte. Man entsandte daher zunächst Fachleute, die Mackenzie nicht als befangen ansehen konnte: einen Wiener und einen Frankfurter Laryngologen. Beide sicherten die Bösartigkeit der seither umfassend aufgetretenen Neubildung und ließen die Wahl zwischen Entfernung des ganzen Kehlkopfes, jetzt zu einer Operation nicht völlig sicheren Ergebnisses geworden, und dem Luftröhrenschnitt als Erleichterung. Mit seinem wackeren Gleichmut, fast heiter nahm der hohe Kranke diese leider unvermeidliche Eröffnung entgegen. Er lehnte die Totalexstirpation ab und beauftragte nunmehr, im Einverständnis mit der Kronprinzessin und den versammelten Ärzten, Bergmann mit der vielleicht nötig werdenden Tracheotomie. Dieser dankte für das Vertrauen und erklärte sich bereit, dem Rufe zu folgen. Da der Zeitpunkt vorerst nicht abzusehen war, die Möglichkeit unerwarteter Komplikationen aber bestand, so wurde auf kaiserlichen Befehl Mitte November der erste Assistent der Bergmannschen Klinik, Dr. Bramann, nach San Remo abgefertigt, damit inzwischen ein sicherer Operateur dort zur Hand war.

Es ist bekannt, daß diese Maßnahme sich angesichts der Taktik Mackenzies als heilsame Vorkehrung erwiesen hat. Bramann wurde tunlichst ferngehalten und mußte sich durch die Mitteilungen der beiden deutschen Mediziner am Krankenlager, Dr. Schröder und Dr. Krause, auf dem Laufenden zu erhalten suchen. Schon hatte er Bergmann vorbereitet, als am Mittag des 9. Februar 1888 Mackenzie die sofortige Operation für geboten erkannte. Nach allerlei Schwierigkeiten von seiner Seite, über die man sich angesichts der drängenden Lage wundern durfte, erhielt Dr. Bramann Überblick und freie Hand. Binnen zwanzig Minuten war der Eingriff glänzend durchgeführt, die Erstickungsgefahr abgewendet. Am 11. Februar trafen Bergmann und der Oberhofmarschall des Kronprinzen, Graf Radolinski, zusammen ein. „Der Kronprinz war froh, Professor v. Bergmann wiederzusehen." Und nach viertägigem Aufenthalt schreibt dieser nach Hause, unter Hinweis auf bereits erlebte Widerwilligkeiten: „Der Kronprinz bleibt unverändert gütig, ja fast zärtlich gegen mich; das ist mir Lohn vollauf und richtet mich, wenn ich mich gekränkt und verachtet sehe, gleich hoch auf."

Bis zum 7. März ist Bergmann dann in San Remo verblieben, wo sich jetzt alle näheren Angehörigen der kronprinzlichen Familie eingefunden hatten. Der Patient atmete seit der Operation durch eine Kanüle, ein nach anatomisch-technischen Beobachtungen entworfenes und gegliedertes Silberrohr, dessen Gebrauch die Respiration vom Zustande des Kehlkopfes unabhängig machte. Sir Morell

Mackenzie, wie immer die teilweise noch nicht durchsichtig gewordenen Beweggründe zu seinem Verfahren als Mensch und Arzt sich gruppiert haben mögen, hielt jetzt offenbar einen Streit um die beste Kanülenkonstruktion für ein Mittel, seine auch vor der Außenwelt trotz gesteigerter Tätigkeit des „Pressedienstes" in Zweifel geratene Autorität zu festigen. Es gehörte die vollendete Nachsicht und Geduld eines Kranken von Kaiser Friedrichs schönen Eigenschaften dazu, auch hier um manchmal überflüssiger Bedenken willen zu leiden, ohne zu klagen. Der Kanülenstreit hat sich später in Charlottenburg fortgesetzt und, nach einer öffentlichen Invektive Mackenzies und Hovells, Bergmanns Antrag herbeigeführt, ihn seiner Pflichten als regelmäßig mitbehandelnder Arzt zu entlassen. Mit dem 30. April 1888 ist dann Professor Bardeleben für ihn eingetreten, und seine Berichte, in möglichster Kürze abgefaßt, reichen bis zum Tode des Kaisers am 15. Juni. Sie bilden ein ergreifendes Dokument, aus dem uns der Schritt des unentrinnbaren Verhängnisses dumpf entgegenhallt.

Soweit Arend Buchholtz die Briefe Bergmanns aus San Remo neben anderen Mitteilungen im Auszug oder Zitat wiedergegeben hat, läßt sich diesem Material doch mancher Zug und manche Einzelheit entnehmen, die bisher höchstens einem kleineren Kreise von Personen bekannt gewesen sind. Trotz reichlicher Anlässe zur Mißstimmung und trotz des peinlichen Umstandes, daß er die mit seiner delikaten Mission verbundene Zwangslage hier eher unterstrichen als gemildert sah, sucht der berühmte Kliniker namentlich dem Charakter und den von Liebe zum Gatten getragenen Beweggründen der Kaiserin Friedrich gerecht zu werden. Ihre Entschiedenheit bei den Audienzen war, wie sich hier hinzufügen ließe, oft weit größer als angedeutet worden ist. Mackenzies unberechtigt heroische Pose gegenüber dem „jungen Mann" aus Berlin, nämlich Dr. Bramann, war in eine nicht angenehme Norm übergegangen und kam alsbald nach der Operation, wo dankbare Gefühle vorherrschen durften, auf gleichsam harmlose, aber doch entschieden satirische Weise zum Vorschein. Bergmann hingegen mußte den Widerspruch, zu welchem Mackenzie sich selbst entweder garnicht oder nicht nochmals bekennen mochte, häufig aus dem Munde der hohen Frau vernehmen, und es ist vorgekommen, daß energische Zeichen ihrer beeinflußten Ansicht mit unterliefen. Wenn Bergmann zugibt, daß die Kronprinzessin ihm am 27. Februar eine klare Absage Mackenzies übermittelte mit dem Bedeuten, San Remo doch zu verlassen, so bildete diese Wendung nur den Abschluß einer Skala ähnlicher Winke. Sie waren etwa nach dem Muster gehalten, das der alte Fritz gegen Verwandtenbesuch anwendete, dessen Dauer ihm genügend schien: je l'apprends avec mille regrets votre avis de partir déjà mardi prochain; jedoch ohne die zopfige Umschreibung. Worauf Bergmann in San Remo bisher nichts übriggeblieben war, als die maßgebende Instanz hervorzukehren, die ihn entsandt hatte. Als er endlich, vom Kronprinzen mit gewohnter Huld und dem rührenden schriftlichen Ausdruck des Dankes für sein Kommen und getreuliches Aushalten entlassen, am 9. März in Berlin eintraf, war Kaiser Wilhelm dem Kummer der letzten Monate eines langen und gesegneten Lebens entrückt; Kaiser Friedrich aber, selbst den Tod im Auge und der Sprache beraubt, stand im Begriff, sich ebenfalls in die Mitte seines trauernden Volkes zu begeben.

Während der neunundneunzig Tage blieb Sir Morell Mackenzies Vertrauensstellung, die er nun auch vollends betonte, wohl im ganzen unerschüttert; von den

letzten Tagen in Potsdam hat allerdings sehr wenig verlautet. Immerhin ist interessant, daß nach Bergmanns Briefen aus San Remo die Qualität des englischen Spezialisten bisweilen sogar von der Kronprinzessin angezweifelt wurde. Bergmann hatte ein „wichtiges Aktenstück" darüber bewahrt, einen Brief der hohen Frau, worin es heißt: „Die chirurgische Behandlung der Wunde ist längst beendet; ich habe schon seit acht Tagen Mackenzie gebeten, seine Kehlkopfbehandlung streng durchzuführen, damit er Zeit hat, sich zu überzeugen, daß sie nichts hilft." Allerdings ist dies eben nur ein Bruchstück, für dessen Tragweite es auf den allgemeinen Zusammenhang ankäme. Der Brief gehört übrigens zu dem Abschnitt über Prof. Kußmauls Besuch Ende Februar, wozu gleichfalls viele noch unbekannte Einzelheiten beigesteuert sind.

Den Abschluß der im Juli 1888 veröffentlichten amtlichen Darstellung über die Krankheit Kaiser Friedrichs des Dritten bildete der Sektionsbefund. Er brachte nach allem, was voraufgegangen und worüber leider vor dem Publikum so unnütz breit debattiert worden war, den als notwendig erkannten Austrag. Erst aus der neuen Bergmann-Biographie aber erfahren wir, wie die Maßnahme zustande kam. „Die Sektion der Leiche sollte anfangs unterbleiben, aber da sie das einzige Mittel war, der mißhandelten Wahrheit zum Siege zu verhelfen, wandte sich Bergmann durch Schweningers Vermittlung an Bismarck mit der Bitte, die Sektion zu veranlassen. Mitten in der Nacht wurde Bergmann in das Reichskanzlerpalais beschieden. Er traf den Kanzler und Schweninger jeden vor einer Maß Bier sitzen. Bismarck war anfangs nicht dazu zu bringen, hier einzugreifen: er habe schon genug Schwierigkeiten; da die Kaiserin Friedrich die Sektion nicht wünsche, so wolle er ihr darin nicht entgegenhandeln. Da warf Schweninger die Frage dazwischen: ‚Sind denn aber nicht alle Hohenzollern seziert worden?' — ‚Herbert soll kommen!' befahl Bismarck. Er kam, und sehr schnell wurde festgestellt, daß nach den Bestimmungen des Königlichen Hausgesetzes die Todesursache des Monarchen unter allen Umständen authentisch festzustellen sei. Jetzt erst erklärte sich Bismarck bereit, namens des Staatsministeriums die Genehmigung des Kaisers zur Vornahme der Sektion zu erbitten. Nachdem Bergmann auch noch am Morgen des 16. Juni Gelegenheit gehabt hatte, dem Kaiser mündlich die Bitte zu wiederholen, willigte er ein, doch sollte sie sich nur auf diejenigen Teile beschränken, die zur Feststellung des Leidens, dem Kaiser Friedrich erlegen, unerläßlich waren." — Bergmann gesteht, er habe während der letzten Leidenszeit des Kaisers unter dem Einfluß eines Schauders bei jedem Gedanken daran gestanden, und erst die Erlösung des edlen Dulders habe auch ihm die innere Fassung wiedergebracht.

Ein verwandtes Gefühl beschleicht wohl auch den Laien von Empfindung für menschliches und nationales Leid noch immer, wenn er sich in die näheren Berichte darüber abermals vertieft hat. Keins der ragenden Denkmäler aber, die treue Pietät und Verehrung Kaiser Friedrich in deutschen Landen errichtet haben, betrachten wir ohne vorwaltende Trauer um den schmerzlichen Abschied des recken-haften Fürsten von seinem Leben und Wirken.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Unsere Vorliebe für die nordische Literatur verhilft auch dem (trotz einiger Reklamhefte) seit langem bei uns vergessenen Dänen **Adam Oehlenschläger** zu einer fröhlichen Urständ. Es gab eine Zeit, wo der „Goethe des Nordens" und der Heraufführer der Romantik in Dänemark Heimatrecht bei uns genoß, wo seine Dramen auf unseren Theatern gespielt wurden, er selbst mit den Größen der deutschen Literatur — ich erinnere nur an Goethe und Tieck — freundschaftlich verkehrte, wie ihm auch unvergessen ist, was er an dem jungen armen Hebbel in Kopenhagen Gutes getan. Aber wer kennt, außer den Zunftgelehrten, heute noch die meistens vom Verfasser selbst in ein nicht immer einwandfreies Deutsch übertragenen Einzelwerke, wer die zweimal (Breslau 1829/30 und erweitert 1839) herausgekommene große deutsche Gesamtausgabe? Es mag sein, daß der unbekannte Verlag mit dazu beigetragen hat, den Dichter bei uns in Vergessenheit geraten zu lassen, aber in der Hauptsache lag der Grund doch auf anderem Gebiete: Die Zeit war eine andere geworden; Ibsen, Björnson, Strindberg, überhaupt die Moderne, verdrängten ihn.

Da ist es nun zu begrüßen, daß der Holbein-Verlag in Stuttgart es unternimmt, aus den Werken des einst von Tegner zum Dichter gekrönten Poeten in Neuausgaben zu bringen, was ihm davon noch heute voll Leben und von Wert scheint. In einer gediegenen, ja kostbaren Ausstattung liegen bislang „Die Inseln im Südmeer" und „Waulundur" vor. Das erste ist ein, wie Richard M. Meyers treffliche Einleitung des näheren ausführt, auf Grund der Schnabelschen „Insel Felsenburg" entstandener Auswanderer- und Abenteuerroman, auch heute noch recht lesbar, vielleicht gerade infolge seines altväterlichen Stiles uns behaglich anmutend, breit, voll geistreicher Unterhaltungen, voll Fülle der Lebensgestaltung. Er gibt in seinen in großer Anzahl in eine Rahmengeschichte eingefügten Novellen und Erzählungen ein anregendes Bild des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, deren hervorragendste Vertreter, Kolumbus, Luther, Shakespeare, Peter der Große u. a. m. uns vorgeführt werden. — Das andere, eine nordische Heldensage, zu der Hugo L. Braune eine große Anzahl charaktervoller prächtiger Schwarzweißbilder geschaffen hat, ist die Wielandsage in Oehlenschlägerscher romantischer Bearbeitung. Auch diese Unternehmungen Oehlenschlägers waren durch die gelehrte Richtung der Folgezeit, die die Sagenwelt unserer Altvordern in der Urgestalt und nicht in Bearbeitungen kennen lernen wollte, in den Hintergrund gerückt; in dieser neuen Ausgabe aber wird Waulundur, der kunstgeübte Finnenjüngling, der die Walküren-Schwanenjungfrau heiratet und vom König Nidudr so grausam gequält wird, bis er blutige Rache an ihm und seiner Familie nehmen kann, seinen Platz in der Jugendbücherei wiedergewinnen, für den er empfohlen zu werden verdient. Einige kurze Erklärungen nordischer Namen, wie Eyr, Hnos, Siofn, Hlidskialf, Walaskialf u. a. wären bei einem Neudruck für diesen Zweck wünschenswert. Dr. S.

Die besten Romane der Gegenwart und Vergangenheit Deutschlands und des Auslandes zu vereinigen, ist das weitgesteckte Ziel einer neuen **Bibliothek der Romane**, die Paul Ernst im Inselverlag zu Leipzig herausgibt. Die bisher erschienenen Bände enthalten folgende Werke: „Die letzte Reckenburgerin" von Louise von François, „Niels

Lyhne" und „Frau Marie Grubbe" von J. P. Jacobsen, „Ivanhoe" und „Der Talisman" von Walter Scott, „Frau Bovary" von Flaubert, „Die Hosen des Herrn von Bredow" von Willibald Alexis, „Die Bohème" von Murger, „Väter und Söhne" von Turgenjeff, „Wie Uli der Knecht glücklich ward" von Jeremias Gotthelf. In jedem Jahre sollen zehn Bände herausgegeben werden, die schlicht-vornehm ausgestattet in Leinen je 3 M., in Leder 5 M. kosten. — Das Ausland ist, wie man sieht, stark bevorzugt, wobei gern anerkannt sei, daß die Übersetzungen, soweit ich bei Stichproben sehen konnte, sorgfältig und dem Geist der deutschen Sprache gemäß ausgeführt sind. Aber gibt es nicht genügend deutsche Romane der nahen und ferneren Vergangenheit, die es verdienen, in die Sammlung aufgenommen und so uns wieder nahe gebracht und leicht zugänglich zu werden? Ähnliche Schätze, wie Gotthelfs „Uli der Knecht", die nur den Literarhistorikern — und dann auch oft bloß dem Namen nach — bekannt sind, harren noch reichlich der Wiedererweckung. Dabei braucht man gar nicht an die Werke der „großen und kleinen" Klassiker zu denken. Hoffentlich wird sich dieser Mangel der Bibliothek in den nächsten Jahren ausgleichen. — Der Herausgeber hat den meisten Romanen ein kurzes Nachwort beigefügt. Dagegen wäre natürlich durchaus nichts einzuwenden, wenn darin etwa eine kurze Biographie des Autors und eine knappe Einführung in sein hier neugedrucktes Werk gegeben würde, wie es bei Turgenjeffs „Väter und Söhne" geschehen ist. Paul Ernst aber berichtet z. B., daß Walter Scott sich durch seine Schriftstellerei bald ein bedeutendes Vermögen erworben habe, und daß es wenige Dichter geben dürfte, die so viel verdient hätten wie er. Von Willibald Alexis dagegen erfährt man, daß er außer zu redaktioneller und journalistischer Tätigkeit zu einer gewissen Vielschreiberei gezwungen gewesen sei, da es ja für einen guten Dichter in Deutschland nur selten möglich wäre, von dem Ertrage seiner Arbeiten zu leben. Ist das Hervorheben dieser Tatsachen wirklich so wichtig in einem Nachwort, das kaum vierzig Zeilen lang ist? Doch nicht darauf kommt es an, was uns der Herausgeber zu sagen hat, sondern was uns die vorliegenden Romane selbst bieten. Und da erscheint es mir besonders glücklich, daß das neue großzügige Unternehmen des Inselverlags mit Luise von François Meisterwerk „Die letzte Reckenburgerin" eingeleitet wird, von dem Gustav Freytag vor nunmehr vierzig Jahren sagte: „Es ist echte Dichtergabe. Die Leser werden mit der Empfindung von dem Werke scheiden, daß sie eine sehr ungewöhnliche Gabe empfangen haben. Der Roman soll, so hoffen wir, sich in den Herzen einbürgern und seine Bedeutung in unserer schönen Literatur bewahren."

Musik

Vor kurzem brachten die Zeitungen die Nachricht, daß die preußische Regierung dem Berliner Phonogramm-Archiv für das Jahr 1911/12 einen Beitrag von 5000 Mark bewilligt habe. Damit hat der Staat ein neues Wissensgebiet offiziell anerkannt, das heute noch von vielen als ein ziemlich nutzloser wissenschaftlicher Sportplatz angesehen wird. Der Grund dieser bösen Verkennung ist wohl in dem Umstand zu suchen, daß es den meisten bis jetzt schwer möglich war, sich eingehend über das Wesen der vergleichenden Musikwissenschaft zu unterrichten. Denn wenn deren Materie auch in gelegentlichen Aufsätzen einem größeren Publikum vorgeführt wurde (auch die Grenzboten enthielten in Heft 19 einen Artikel über exotische Musik), so fehlte es doch an einem Werke, das durch eine genaue und übersichtliche Zusammenstellung aller wesentlichen Punkte sowie der bisherigen Forschungen und Ergebnisse dem Leser die junge Wissenschaft in allgemein verständlicher Form nahegebracht hätte. Dieser Mangel ist nun behoben durch das kürzlich im Verlage von J. A. Barth in Leipzig erschienene Buch: **„Die Anfänge der Musik"** von **Carl Stumpf**, dem das Berliner Phonogramm-Archiv bekanntlich seine Entstehung zu verdanken hat.

„Alle Dokumente, die Licht auf die Urgeschichte und die noch bestehenden tieferen Kulturstufen unseres Geschlechtes werfen können, verdienen genaueste Analyse. Untersuchen wir gewissenhaft prähistorische Töpfe und Scherben und jede Kante eines Eolithen, ... so müssen wir auch den musikalischen Produkten primitiver Völker ein objektives und eindrin-

gendes Studium widmen ... Es ist vorläufig nicht möglich und wird vielleicht auch später nicht möglich sein, aus den sämtlichen musikalischen Produkten der Menschheit eine eindeutig fortschreitende Reihe aufzustellen, weil der Fortschritt von Anfang an in sehr verschiedenen Richtungen erfolgt. Dagegen werden wir allmählich bei den geographisch benachbarten oder ethnologisch zusammenhängenden Völkergruppen auch immer mehr zusammenhängende oder verwandte musikalische Zustände finden und so ein großes einheitliches Bild der musikalischen Leistungen gewinnen."

Das Stumpfsche Werk, dem diese Sätze entnommen sind, weist aber nicht nur die Existenzberechtigung des neuen Forschungsgebietes nach, sondern legt auch in äußerst ansprechender Weise dar, wie viel allgemein Interessantes und Anregendes dieses birgt. Die Frage nach dem Ursprung der Musik beantwortet Stumpf, nachdem er die betreffenden Theorien von Darwin und Spencer sowie die heute sehr verbreitete Annahme, daß die Musik aus dem Rhythmus entstanden sei, widerlegt hat, mit dem Faustischen Wort: „Im Anfang war die Tat." Nach seiner Ansicht verdankt die Tonkunst biologischen Bedürfnissen ihr Entstehen. Einen der wichtigsten Zeugungsfaktoren glaubt er im akustischen Signalwesen zu erblicken. Will man sich auf weite Entfernungen durch Zuruf verständigen, so verweilt die Stimme des Rufenden naturgemäß auf einem hohen Ton, wie er seiner Stimmlage bei stärkster Lautgebung gerade am angemessensten ist. Rufen nun der Signalverstärkung wegen mehrere Individuen zusammen, die verschiedenen Geschlechtes und Alters sind, so entstehen, da aus physischen Gründen nicht alle die gleiche Tonhöhe zu erzeugen vermögen, mannigfache Zusammenklänge, die zunächst wohl nicht eben harmonisch sind. Das Bestreben, den nämlichen Ton zu singen, mag dann allmählich zu einer Auswahl geführt haben. Bestimmte Zusammenklänge zeichnen sich nämlich durch ihre einheitliche Wirkung aus, wie bereits im Altertum erkannt, von Stumpf aber auch experimentell nachgewiesen wurde. Diese Eigenschaft mögen nun die Urmenschen an den betreffenden Intervallen, nämlich der Oktave, Quinte und Quarte, wenn sie sie beim Zusammensingen zufällig trafen, bemerkt und sich zunutze gemacht haben; mit anderen Worten: sie verwendeten bei mehrstimmigen Signalrufen mit Absicht die Oktave und auch die Quinte und Quarte. Nachdem diese Intervalle aber erst einmal Beachtung gefunden hatten, versuchten wohl einzelne, dem Spieltrieb folgend, ihre beiden Töne auch nacheinander zu singen. Kleine Tonschritte sind allerdings nach Stumpfs Annahme auch ohne vorhergehendes gleichzeitiges Singen entstanden, aber sie brauchten den musikalisch ausgezeichneten Stufen (Ganzton, Halbton) nicht zu entsprechen; diese sind in ihrer festen Abgrenzung erst auf Grund der konsonanten Intervalle möglich.

Die theoretische Untersuchung über den Ursprung der Musik nimmt aber nur einen geringen Teil des Stumpfschen Werkes in Anspruch. (Die dazu gehörigen Anmerkungen freilich füllen in ihrem Kleindruck einen größeren Raum, wie der Haupttext, von dem sie gesondert stehen. Ihre genaue Lektüre sei besonders empfohlen, weil in ihnen manche musikpsychologischen Fragen von großer Bedeutung, die mit der in dem Buch behandelten Materie irgendwie in Verbindung steht, besprochen wird.) Der größere Teil des Buches ist der Untersuchung der heute noch erhaltenen Dokumente primitiver Musik: der Instrumente und Melodien der sogenannten Naturvölker, gewidmet. Nachdem noch im ersten Teil ein Kapitel von den primitiven Tonwerkzeugen (etliche von ihnen werden in guten Abbildungen gebracht), deren Entstehen, Beschaffenheit und Einfluß auf die musikalische Entwicklung, und ein zweites von Mehrstimmigkeit, Rhythmik und Sprachgesang handelt, werden im zweiten Teil zahlreiche Gesänge der Naturvölker in Noten mitgeteilt und eingehend analysiert. Die Auswahl dieser in bezug auf rhythmische und melodische Gestaltung meist äußerst lehrreichen musikalischen Stücke — sie sind zum größten Teil der umfangreichen Sammlung des Berliner Phonogramm-Archivs entnommen — ist eine ausnehmend glückliche: ein ansprechenderes und zugleich übersichtlicheres Bild von dem heutigen Stand der vergleichenden Musikwissenschaft, soweit sie sich mit primitiver Tonkunst beschäftigt, könnte wohl nicht gegeben werden.

Dr. Erich Fischer-Berlin

Tagesfragen

Das ist die schwere Zeit der Not. So betitelt Herr Handelskammersyndikus Beudel-Frankfurt a. O. einen Artikel in Nr. 42 der Grenzboten. Es sei gestattet darauf zu entgegnen, denn die Leser, die in diese Fragen nicht eingeweiht sind, werden durch den Artikel nicht richtig instruiert. Den Hauptgrund der Fleischteuerung verschweigt der Verfasser nämlich. Und da er ihn verschweigt, so ist er natürlich auch nicht in der Lage, das Hauptmittel zur Abhilfe anzugeben. Der Herr Landwirtschaftsminister hat in den Teuerungsdebatten im Reichstage folgendes Zahlenbild gegeben:

Von 1891/95 betrug der Schweinepreis 103 M.
der Preis für Schweinefleisch 135 „
von 1906/10 betrug der Schweinepreis 124 „
der Preis für Schweinefleisch 167 „
1911 betrug der Schweinepreis 108 „
der Preis für Schweinefleisch 165 „
pro Doppelzentner.

Von 1891/95 betrug also die Spannung 32 Mark, von 1906/10 43 Mark, und trotzdem der Schweinepreis 1911 um 16 Mark zurückging, blieb der Schweinefleischpreis auf 165 Mark stehen und die Spannung betrug 57 Mark. Dies Zahlenmaterial sollte dem Städter zu denken geben. Es muß ihm doch dabei ein Licht aufgehen, daß nicht, wie es dem Konsumenten in der Stadt vorgeredet wird, die Landwirtschaft, sondern ganz andere Kreise an der Fleischteuerung schuld sind. Nicht sind es die kleinen Fleischer, aber der Großhandel ist es, der das Fleisch verteuert, und zwar in ganz überflüssiger Weise, nur um einen großen Gewinn für sich zu erzielen. Vom Landwirt verlangt man, er solle auf die Geldverhältnisse der Konsumenten Rücksicht nehmen, besonders die linksstehende Großstadtpresse verlangt es auf heftigste. Aber erst recht vom Großhändler es zu verlangen, daran denkt man nicht. Wenn aber die Städter erst trotz der Presse zu dieser Überzeugung gekommen sein werden, dann werden sie auch erkennen, wie allein Abhilfe geschafft werden kann. Das kann nur geschehen, indem sich die Konsumenten zu Genossenschaften zusammenschließen, die das Vieh unter Umgehung des Handels direkt von der Landwirtschaft, von landwirtschaftlichen Genossenschaften kaufen. Die Konsumenten werden sich wundern, wie billig sie dann zu gutem Fleische gelangen werden. Und wenn die Genossenschaften dann Lieferungsverträge schließen, so wird sich auch der Viehbestand auf dem Lande noch bedeutend vermehren, da die Viehzüchter dann die Gewißheit haben, ihr Vieh bestimmt zu einem annehmbaren Preise loszuwerden, während sie heute den Geschäftsrücksichten der Händler auf Gnade und Ungnade verkauft sind. Wenn der Landwirt bestimmt weiß: das Vieh, was ich heute zur Mast aufstelle, werde ich nach einer bestimmten Zeit zu einem annehmbaren Preise los, so stellt er auch eine Menge auf. Heute, wo er nicht weiß, wie seine Chancen dann sein werden, kann er das natürlich nicht riskieren. So wird also auf diese Weise beiden Teilen geholfen. Der Konsument erhält billiges Fleisch und der Produzent kann auf sichern Gewinn rechnen und deshalb auch seinen Viehbestand bedeutend vermehren, was dann indirekt dem Konsumenten auch wieder zu gute kommt. Wozu Büchsenfleisch, wenn wir gutes frisches Fleisch erhalten können? Aber das ist eben nur möglich, nicht, wenn man auf die Landwirte schimpft, sondern wenn man dem Zwischenhandel zu Leibe geht. Zu denken möge dem Konsumenten auch folgendes geben. Woher kommt es, daß die meisten Jagdpächter der Gemeindejagden Viehhändler und Großschlächter sind? Wer gibt ihnen das Geld dazu, diese Jagden zu Preisen zu pachten, die nicht annähernd dem wirklichen Werte entsprechen? Woher kommt es, daß gerade diese Kategorie so viel Geld übrig hat? Woher? Und glaubt der Konsument, die Händler würden das Fleisch auch wirklich billiger verkaufen, wenn es möglich sein sollte, aus dem Auslande billiges Fleisch zu bekommen? Nehmen wir an, sie erhielten es 1911 statt wie jetzt vom Landwirt für 108 Mark vom Auslande für 100 Mark, dann würden die Fleischpreise vielleicht, um einen falschen Schein zu erwecken, von 165 auf 163 Mark herabsinken, die Spannung würde aber statt 57 Mark 63 Mark betragen. Oder glaubt der Konsument, der Zwischenhandel, der sich nicht geniert, eine Spannung von 57 Mark hervorzurufen, werde sich genieren, noch 6 Mark draufzuschlagen? Alb.

Reichsspiegel

(Vom 23. bis 29. Oktober)

Regierung und Reichstag

Die Ministerreden über Teuerung — Deren Einseitigkeit — Einfuhrscheine — Eine russische Auffassung darüber — Marokko, Kongo und Reichstag — Wert der Kompensation

Die Vorgänge im Reichstag während der abgelaufenen Woche haben ein grelles Schlaglicht auf die Bestrebungen geworfen, die versuchen werden sich bei den nächsten Wahlen durchzusetzen: Freihandel und Parlamentarismus. Der Herr Reichskanzler hat unzweideutig sowohl durch seine Rede wie durch die Norddeutsche Allgemeine Zeitung zum Ausdruck gebracht, daß er weder für das eine noch für das andere zu haben sei. Er und nach ihm zwei Ressortminister haben zum Schutz des bestehenden Wirtschaftssystems und zum Schutz der nationalen Arbeit aufgerufen. Die Ausführungen der Herren Minister über die Teuerung stützten sich auf ein sachlich einwandfreies Material und sind wohl geeignet, alle die von der Unabänderlichkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse zu überzeugen, die die Reden im Zusammenhange lesen oder hören konnten. Aber, und das ist ihr schwerwiegender Mangel, sie können niemanden, der unter den herrschenden Zuständen irgend leidet oder sich bedrückt fühlt, bewegen, die Hoffnung fahren zu lassen, durch eine Änderung des Systems zu besseren Tagen zu gelangen. Dazu entbehrten die Reden denn doch zu sehr der Wärme und des Mitgefühls mit den Kreisen, die am meisten unter der Notlage zu leiden haben. Und weil sie dessen entbehrten, erhielten sie für die breite Öffentlichkeit den Stempel einseitiger Parteinahme für die Agrarier. Daß solche Auffassung unrichtig ist, kann die Wirkung der Reden auf die Stimmung im Lande leider nicht ändern. Infolgedessen dürfen wir zwar von einer Klärung der politischen Lage sprechen, nicht aber von einer Beruhigung. Im Gegenteil: nach dem ehrlichen, aber nicht zweckmäßigen Bekenntnis des Herrn Reichskanzlers, daß die Regierung Abhilfemittel nicht kenne, werden sich viele, die noch unschlüssig dastanden, an die Demokraten wenden, die behaupten, in dem Freihandel das Allheilmittel gefunden zu haben.

Das Verhalten der Reichsregierung in der Teuerungsfrage ist nur dann recht verständlich, wenn sie mit absoluter Sicherheit auf die Nachfolge der Rechtsparteien, des Zentrums, der Nationalliberalen und eines Teiles der Freisinnigen rechnet. Das scheint mir aber doch eine zu optimistische Auffassung der Lage. Selbst gesetzt den Fall, daß die nächsten Wahlen im Reichstage eine Mehrheit aus Konservativen, Zentrum und Nationalliberalen zustande kommen lassen, was durchaus nicht sicher ist, glaube ich, daß die Rechnung mit dem

Zentrum und den Liberalen nicht ganz stimmt. Die Reden des Zentrumsmannes Heim und der liberalen Abgeordneten deuten schon bei der jetzigen Zusammensetzung auf tiefere Meinungsverschiedenheiten in den Fraktionen gerade in der wichtigsten Frage über das Maß des Schutzes der nationalen Arbeit. Im neuen Reichstage aber dürften diese nach allgemeiner Auffassung noch stärker hervortreten als gegenwärtig, und die Regierung ebenso wie die Rechtsparteien werden große Konzessionen auf anderen Gebieten machen müssen, wenn sie es nicht zu ernsten innerpolitischen Konflikten und Verfassungskämpfen kommen lassen wollen. Wo die Konzessionen liegen, ist in den Grenzboten schon von Autoren der verschiedensten Parteirichtung gezeigt worden. Nur die Befreiung des Grund und Bodens aus den Händen der Spekulation im Zusammenhang mit einer gerechteren Verteilung der Steuern kann das Reich und die Einzelstaaten dauernd aus den allmählich chronisch werdenden Wirtschaftskrisen und damit die Bevölkerung aus der Unzufriedenheit mit allen Einrichtungen des Staates hinausführen. Ich kann mir denken, daß mancher Bekümmerte, der heute mit der Freihandelsparole liebäugelt, sich den Argumenten des Herrn Reichskanzlers gern fügen würde, wenn sich ihnen eine Art Wirtschafts- und Steuerprogramm auf bodenreformerischer Grundlage angefügt hätte.

Zielscheibe der heftigsten Angriffe waren bei den Teuerungsdebatten vor allem die Einfuhrscheine. Die sichtliche Ungerechtigkeit dieser Einrichtung liegt in der Tatsache, daß es möglich ist, deutsches Getreide im Auslande, besonders in Rußland, billiger zu verkaufen als in Deutschland selbst. Es scheint somit, daß die deutschen Verbraucher seitens der Landwirte um die Differenz, die das deutsche Getreide in Deutschland teurer ist als z. B. in Rußland, übervorteilt werden. Nun muß vorausgeschickt werden, daß den sichtbaren Vorteil an der Differenz nicht so sehr der Landwirt, als der Getreidehändler hat, woraus es verständlich wird, warum die liberalen Agitatoren in Ostpreußen das Wort Einfuhrscheine nicht in den Mund nehmen. Schon diese Tatsache allein sollte lehren, wie bedenklich es ist, Einzelerscheinungen zu verallgemeinern. Die Gegner des Schutzzolles auf landwirtschaftliche Erzeugnisse kommen in diesem Falle nicht dazu, das Kind mit dem Bade auszuschütten, wenn sie die Abschaffung der Einfuhrscheine fordern. Denn dadurch würden sie ein System zerstören, das den Kanal darstellt, durch den die deutsche Volkswirtschaft jährlich Millionen aus Rußland zieht. Um sich diesen Nutzen recht vergegenwärtigen zu können, tut man gut, zu prüfen, was der ausländische Kontrahent über die Wirkungen des Zolltarifs und seiner Einzelbestimmungen zu sagen hat.

In Rußland hat der Kampf um den neuen Zolltarif bereits vor einem Jahre unter Führung der Moskauer Fabrikanten begonnen. Herr Timirjasew, ihr Wortführer, fordert die Erhöhung aller Zölle auf ausländische Industrieerzeugnisse, und sein Leiborgan „Industrie und Handel“ schreibt, es bestünde kein Zweifel darüber, daß für Rußland die Grundlage aller Wirtschaftspolitik im unentwegten Festhalten am Schutzzollsystem ohne die geringste Abweichung zu suchen ist. Die amtliche „Handels- und Industrie-Zeitung“ meint zwar, eine derartige Politik sei ohne Schaden für das Land, das sie befolgt, nicht denkbar, zeigt aber, daß die russische Regierung durchaus nicht geneigt ist, den bestehenden Zolltarif weiter anzuerkennen. „Wenn wir, so heißt es dort, die

Zölle auf Rohmaterial und Halbfabrikate heruntersetzen, bringen wir zahlreiche deutsche Industrielle in unserm Kampf gegen die Ansprüche der deutschen Agrarier auf unsere Seite." Was aber unter den „Ansprüchen der deutschen Agrarier" in Rußland verstanden wird, lehrt ein langer Aufsatz von W. P. Drosdow, der zeigt, welchen Nutzen Deutschland aus seinem Handelsvertrage mit Rußland insonderheit aus seinen Getreidezöllen und dem Einfuhrscheinsystem zieht. Das Einfuhrscheinsystem wirkt auf die Preisbildung in Libau, Odessa, Königsberg und Antwerpen derart, daß Deutschland allein am russischen Roggen, Hafer und Weizen während der Jahre 1906 bis 1909 jährlich 51,9 Millionen Rubel oder rund 110 Millionen Mark gewonnen haben soll, die der russischen Volkswirtschaft durch eine Abänderung des Systems leicht wieder zugeführt werden könnten*). Allein diese Angaben sollten geeignet sein, die deutschen Gegner des Schutzzollsystems zu recht eingehender Prüfung der freihändlerischen Vorschläge zu veranlassen. Auch sie zeigen, daß die Hauptaufgaben unserer Wirtschaftspolitik gegenwärtig nicht so sehr auf dem Gebiet der Zölle als auf dem der Steuern liegen. Nicht unsere Wirtschaftspolitik bedarf einer Änderung, aber der Modus, wie die durch sie eingeheimsten Gewinne zur Verteilung kommen. Die Ausführungen des amtlichen russischen Blattes lehren uns aber auch, wie nötig wir die Einigkeit im Innern haben, wollen wir bei den kommenden Verhandlungen über den Zolltarif in Ehren bestehen.

* * *

Am Sonnabend wurde bekannt, der Herr Reichskanzler beabsichtige, dem Reichstage das Material über den Marokko- und Kongo-Vertrag mit Frankreich am 1. November zuzustellen, so daß die Abgeordneten eine volle Woche Zeit haben sich auf die Besprechung im Reichtag am 8. November vorzubereiten. Diese Haltung dem Reichstage gegenüber ist die logische Konsequenz ihrer Haltung während des ganzen Sommers, wo sie sich trotz der heftigsten und ungerechtesten Angriffe weder zu Mitteilungen noch Erwiderungen hat hinreißen lassen. Ein Teil der Nationalliberalen hat dies Verhalten als eine bewußt zur Schau getragene Mißachtung der Volksvertretung aufgefaßt und danach seine Taktik eingerichtet. Schon im Sommer wurde die Einberufung des Reichstages gefordert, um „der Regierung zu helfen, die Verantwortung vor dem Lande zu tragen", und jetzt ist der unglückselige Antrag der nationalliberalen Fraktion beim Seniorenkonvent des Reichstages geboren worden, der noch in letzter Stunde der Entwicklung in die Speichen greifen wollte. Die Parteileitung hat ihre Kräfte überschätzt und muß sich nun gefallen lassen, daß sie von den Gegnern wenn auch ungerechterweise einer unwürdigen Verquickung von Wahlagitation und nationalen Fragen geziehen wird. Die „Anregung" im Seniorenkonvent war ein Schlag ins Wasser.

In der Presse und wohl auch in der Gesellschaft beginnt eine ruhigere Auffassung von dem Marokkoabkommen einzutreten. Nicht ohne Bedeutung für den Fortgang der Beruhigung sind wohl auch die Berichte Emil Zimmermanns über das Kongogebiet. Der verdiente Kolonialpolitiker hält zwar das als Kompensationsgebiet in Aussicht genommene Land zwischen Kamerun und dem Kongofluß an sich für nicht sehr wertvoll, aber doch für eine bedeutungsvolle und zukunftreiche Erweiterung unseres Kolonialbesitzes. Was Herr Mehrmann in Heft 43

*) Wjestnik Jewropy, Heft 10 von 1911, S. 251 ff.

der Grenzboten andeutete, belegt Zimmermann mit konkreten Hinweisen. Er schreibt u. a.:

„Der belgische Kongo wird in wenigen Jahren eine Güterbewegung von mehreren hunderttausend Tonnen haben; große Handels- und Verkehrsmöglichkeiten sind da. Das wissen die Engländer sehr wohl, die uns durchaus vom Kongo fortdrängen wollten; das weiß jeder, der sich mit zentralafrikanischen Wirtschafts- und Verkehrsfragen befaßt. Wenn irgend eine Möglichkeit gewesen wäre, den französischen Kongo ganz zu erhalten, wir hätten die Möglichkeit ergreifen und selbst Opfer dafür bringen sollen. . . . Am Kongo haben wir leider nicht das erreicht, was wir wollten und wollen mußten. . . . Unsere öffentliche Meinung hat nicht erkannt, um was es sich handelte. Es sind Resolutionen zugunsten des Hinterlandes von Agadir gefaßt worden, wo sich keine Aussicht auf eine Kolonialpolitik mit großen Zielen geboten hätte; verächtlich schreiben heute noch deutsche Zeitungen von den wertlosen Kongosümpfen, in demselben Tone, in dem einst ein Eugen Richter von den ‚wertlosen Sümpfen und Steppen' in Deutsch-Ostafrika sprach. Diejenigen, die auf den Kongo heute immer noch schelten, haben kein Verständnis für große Verkehrsfragen und ihre Rolle in der Geschichte der Menschheit: auch die Verständnislosigkeit in Deutschland ist schuld an dem Ausgange der Kongo-Marokko-Affäre, der nicht ganz befriedigt. Das deutsch-französische Abkommen ist in seinen Einzelheiten noch nicht bekannt; aber was man von den Grundzügen hört, läßt die Hoffnung zu, daß wir wenigstens einen Teil des für uns Erstrebenswerten erreichen werden. Wir kommen — soviel man hört — an den Kongo und auch an den Ubanghifluß; vom Kongo aus können wir die Schiffahrt den Sangafluß aufwärts in die Hand nehmen und die südwestliche Ecke von Kamerun entwickeln, die bisher schwer erreichbar war, auch an der Kongoschiffahrt können wir teilnehmen. Wenn wir weiter am Ubanghi eine größere Station für drahtlose Telegraphie errichten, können wir das in Luftlinie 1600 Kilometer entfernte Bukoba oder das 1800 Kilometer entfernte Muanza erreichen; die Möglichkeit, mit allen unseren Kolonien in von England unabhängige Verbindung zu kommen, rückt in greifbare Nähe." G. Cl.

Bank und Geld

Der italienische Krieg und sein Einfluß — Die Chinawirren und das deutsche Kapital — Der Kurssturz in Otavianleihen — Koloniale Enttäuschungen — Preußische Schatzanweisungen in Amerika — Erneuerung des Kohlensyndikats — Der Steel Trust unter Anklage

Es sind recht schwere Sorgen, die Handel und Wandel in diesem Spätherbst bedrücken. Wohin sich auch der spähende Blick wendet, kein Hoffnungsstrahl eines besseren Tages will aufglimmen; der Horizont bleibt umdüstert, und zu allem Unheil gesellt sich Woche um Woche neues. Die Zuversicht auf eine schleunige Beendigung der italienisch-türkischen Wirren ist längst zu Grabe getragen; ein langwieriger Verlauf des Krieges und tiefgehende Störungen des Handels in der Levante scheinen heute unabwendbar. Freilich hat die größten Nackenschläge Italien selbst zu ertragen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Krieg dem italienischen Wirtschaftsleben schon heute die schwersten Schädigungen zufügt. Insbesondere leidet die Baumwoll- und Seidenindustrie, die im Orient ihr hauptsächlichstes Absatzgebiet besitzt. Dazu macht sich eine unangenehm empfundene Geldknappheit geltend, die in den wirtschaftlichen Kreisen Italiens doch allmählich Bedenken darüber entstehen läßt, ob das Land finanziell gut genug gerüstet sei, um die ungeheuren Kosten des Abenteuers, die heute schon auf etwa eine Milliarde Lire geschätzt werden, ohne die größten Schwierigkeiten tragen zu können. Kurz, so

wenig anfänglich der Kriegsausbruch für den internationalen Handel zu bedeuten schien, so große Bedenken erweckt der zögernde und schleppende Verlauf des Feldzuges. Und mittlerweile ist eine noch größere Sorge dem deutschen Kapital im fernen Osten durch die Wirren in China erwachsen, die anscheinend die bestehende Verfassung und die Mandschudynastie ernstlich bedrohen. Eine lange Dauer des Aufstandes und ein politischer Umsturz kann von unabsehbaren wirtschaftlichen Folgen begleitet sein, denn es stehen nicht nur die direkten Beziehungen der Exportindustrien, sondern vor allem auch die europäischen Kapitalinvestitionen in Frage. Allerdings hat China seine sämtlichen äußeren Anleihen mit besonderen Sicherheiten, durch Verpfändung der Seezölle oder innerer Abgaben ausgestattet. An diesen chinesischen Staatsschulden ist Deutschland sehr erheblich beteiligt, wenn auch in den letzten Jahren Frankreich und Amerika mehr und mehr als Geldgeber in den Vordergrund getreten sind. Noch kurz vor Ausbruch der Unruhen hat eine große internationale Finanzgruppe, an der auch Deutschland zu einem Viertel beteiligt ist, mit der chinesischen Regierung ein Abkommen über eine Währungsanleihe von 200 Millionen Mark getroffen. Alles in allem dürfte Deutschland, dessen Interesse durch den Besitz der Schantungbahn besonders akzentuiert ist, mit nicht viel weniger als einer halben Milliarde investierten Kapitals beteiligt sein, also einem sehr erheblichen Betrage. Allerdings sind nun aber die Anleihen wie gesagt durch besondere Einnahmen gesichert und diese letzteren großenteils, wie die Seezölle, einer besonderen Verwaltung unterstellt; man wird also kaum den Zinsendienst als gefährdet betrachten können, auch wenn die Revolution sich noch weiter ausbreitet oder Erfolg haben sollte. Auch während des Boxeraufstandes sind ja die vertragsmäßigen Rimessen pünktlich eingegangen. Gleichwohl aber haben die chinesischen Werte und zwar vornehmlich die Schantungaktien erhebliche Kursverluste erlitten. Im übrigen aber fand sich die Börse mit den Ereignissen in ziemlicher Ruhe ab; der ohnehin schon sehr eingeschränkte Geschäftsgang ist noch stiller geworden, und von einem gelegentlichen Aufflackern abgesehen, zeigt die Spekulation keine Neigung zu neuer Betätigung. Verwunderlich ist das nicht, wenn man sich die Verluste vergegenwärtigt, die in den letzten Monaten eingetreten sind und sich ohne Unterlaß wiederholen. Eine besonders schlimme Überraschung bot in den letzten Wochen die Kursentwicklung der Otavianteile, durch welche die traurige Liste der kolonialen Enttäuschungen durch eine neue Nummer bereichert wurde. Die Begleitumstände des Kursrückgangs haben eine nicht geringe Erregung hervorgerufen. Man beschuldigte die Verwaltung und die ihr nahestehenden Kreise ihre Kenntnis von der ungünstigen Gestaltung der Erzaufschlüsse zu Verkäufen ausgenutzt zu haben, ehe die Öffentlichkeit über den Stand der Dinge aufgeklärt wurde. Es wird sich schwer feststellen lassen, ob diese Vorwürfe richtig sind, wenn es auch auffällig bleibt, daß die South West Africa Co. im Frühjahr plötzlich ihren Besitz von 35000 Otavianteilen an ein Konsortium abgestoßen hat, und daß kurz vor der Mitteilung der Verwaltung, welche von der Verwertung des Erzganges in der Tsumebgrube Kenntnis gab, Hamburger Verkäufe in den Anteilen einen starken Kursdruck ausgeübt haben. Die Erbitterung der Besitzer, welche die Anteile mit enormem Agio gekauft haben, ist begreiflich; aber anderseits weiß jeder Sachkenner, daß diese Ausnutzung besonderer Kenntnisse durch die Verwaltungen gerade bei Kolonialwerten außerordentlich häufig

ist. Wichtige Nachrichten über Geschäftsgang, Aufschlüsse, Produktion sind längst in den Händen der Verwaltung, ehe sie von anderer Seite aus der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können, wenn dies bei den weit entlegenen Produktionsstätten überhaupt möglich ist. Es besteht also für die Wissenden immer die Versuchung, auf Kosten der anderen in die Kursbewegung einzugreifen, Gewinne einzuheimsen oder einem Schaden zu entgehen, der dann die auf den Papieren sitzen bleibenden doppelt schwer trifft. Diese Möglichkeit vermehrt und verstärkt das in dem Erwerb derartiger Papiere liegende Risiko. Und dieses ist an sich wahrlich schon groß genug. Man sehe sich nur die Liste der Kolonialwerte an! Welcher Katzenjammer nach dem Begeisterungsrausch zur Zeit des Diamantfiebers! Deutsche Kolonialanteile wurden damals mit 2000 Prozent bewertet und finden heute zu 600 nur schwer einen Käufer. Und mit den übrigen damals so heiß begehrten Werten steht es nicht viel besser: South West Africa, South Africa Territories, Kolmanskop, Kaoko, Otavi — an allen hat das kolonialbegeisterte Publikum riesige Summen verloren. Nicht weil die Unternehmungen schwindelhaft waren oder das Publikum irreführten, sondern weil man in blindem Eifer trotz aller Mahnungen die Entwicklungsmöglichkeit und die Gewinne maßlos überschätzte. Nunmehr kommen die Rückschläge und Verluste, die nicht nur sehr bedauerlich sind, sondern auch die unerwünschte Folge haben, das Kapital von einer Beteiligung an kolonialen Unternehmungen abzuschrecken. Es ist also gerade das Gegenteil von dem erreicht worden, was Dernburg beabsichtigte, als er es unternahm, durch Vortragsreisen das deutsche Publikum den kolonialen Interessen zu gewinnen. Ihn trifft an der Entwicklung vielleicht keine Schuld, indem er vor allzu phantasievollen Beurteilungen gewarnt hat, aber der Optimismus ist doch schließlich seiner berühmten Dattelkiste entwachsen.

Die Entwicklung der Geldverhältnisse im Monat Oktober war recht befriedigend. Der Rückfluß zur Reichsbank war außerordentlich stark und höher als im Vorjahr. Am offenen Markt herrschte zunächst große Flüssigkeit, bis gegen Mitte des Monats die Sätze wieder anzogen. Die starken Rückzahlungen an das Ausland sind am Geldmarkt selbstverständlich nicht spurlos vorübergegangen, und diese jetzt fehlenden Beträge hätten wohl sicherlich schon früher eine fühlbarere Wirkung ausgeübt, wenn nicht Amerika uns in doppelter Weise zu Hilfe gekommen wäre. New York hat für die Bedürfnisse des Marktes und der Staatskasse zugleich gesorgt, indem es größere Guthaben, angeblich 60 bis 70 Millionen Dollars, hierher gelegt und durch Vermittlung der Handelsgesellschaft einen Posten preußischer Schatzscheine übernommen hat. Die Stagnation im amerikanischen Wirtschaftsleben bewirkt, daß New York nicht nur für die Ernte im eigenen Lande ausreichende Mittel flüssig machen kann, sondern daß es noch von seinem Überfluß nach Europa abzugeben vermag. Die Begebung von Schatzscheinen nach Amerika ist ein interessantes Ereignis; es bringt in Erinnerung, daß schon einmal, gelegentlich des Chinafeldzuges, eine Schatzanleihe en bloc nach Amerika begeben wurde. Indessen fand diese gar bald ihren Weg über den Ozean zurück, und man hat seit jener Zeit nicht wieder versucht, das New Yorker Kapital für deutsche Staatsbedürfnisse zu interessieren. Freilich hätten sich solchem Beginnen wohl auch die wirtschaftlichen Verhältnisse in Amerika hindernd in den Weg gestellt. Wenn nunmehr wiederum auf die finanzielle Hilfe Amerikas zurückgegriffen wird, so darf

man nicht übersehen, daß diese Begebung von Schatzscheinen tatsächlich nur ein Interimistikum darstellt. Denn es ist beabsichtigt, sie aus der im Frühjahr nächsten Jahres zur Emission gelangenden Anleihe einzulösen, und sie lauten daher auch bis etwa Mitte April. Immerhin kommt diese Art der Deckung der Staatsbedürfnisse dem Markt sehr gelegen, da sonst entweder er selbst die Mittel hätte aufbringen müssen oder die Reichsbank in Anspruch genommen worden wäre. Deren Bestand ist aber ohnehin mit etwa 130 Millionen groß genug.

Die hier neulich erwähnte Stellungnahme der Harpener Bergbaugesellschaft zur Erneuerung des Kohlensyndikats hat auf den Kurs der Aktien eine eigentümliche Wirkung ausgeübt: er ist sprungweise um beinahe zehn Prozent gestiegen. Allerdings wurden zur Motivierung wieder Fusionsverhandlungen mit der Rombacher Hütte und andere Kombinationen ausgesprengt, das heißt also, der Gesellschaft eine Aufgabe ihres prinzipiellen Standpunktes und die Bekehrung zur Hüttenzeche angedichtet. In Wirklichkeit ist davon nicht die Rede, sondern die Gesellschaft scheint in der Tat entschlossen, den Kampf für die reinen Zechen durchzuführen, weil sie mit einem Siege rechnet. Denn es liegen Anzeichen dafür vor, daß die Hüttenzechen ihren bisherigen ablehnenden Standpunkt in der Umlagefrage nicht aufrecht erhalten werden, sondern zu Konzessionen bereit sind. Mag diese Schwenkung nun von einer Besorgnis vor einem eventuellen Eingriff des Staates oder bloß von dem — nicht sehr wahrscheinlichen — Wunsche nach einer Verständigung diktiert sein, jedenfalls würde ein Nachgeben der Hüttenzechen eine Verlängerung des Syndikats gewährleisten und damit den reinen Kohlenbergwerken, die unter dem gegenwärtigen Zustand die alleinigen Leidtragenden waren, erhebliche Vorteile bringen. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint es daher nicht so ungereimt, das Auftreten Harpens als Motiv für eine Kurssteigerung anzusehen, obwohl es dem Anschein nach geeignet ist, einer Verlängerung des Syndikats entgegenzuwirken.

In New York ist die Entscheidung, vor welcher man so lange gebangt hat und die ohne Zweifel die geheime Ursache mancher der letzten Erschütterungen des Marktes gewesen ist, ganz plötzlich und unvermutet gefallen: die Regierung hat den Steel Trust unter Anklage gesetzt und verlangt seine Auflösung. Ein solches Vorhaben war schon mehrfach angekündigt, dann aber wieder in Abrede gestellt worden. Noch jüngst hatten sich Gary, der Leiter des Trusts, und Morgan in sehr zuversichtlicher Weise über den Fortbestand des Unternehmens geäußert. Und plötzlich zeigt sich, daß die Regierung doch nicht gewillt ist, mit den Finanzmagnaten zu verhandeln, sondern daß sie den Stier bei den Hörnern packt und die neben der Standard Oil mächtigste und einflußreichste Monopolgesellschaft aufzulösen versucht. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß sie ihren Willen durchsetzen wird, denn der Steel Trust trägt unzweideutigen Monopolcharakter. Wie aber die Auflösung einer so gigantischen Kombination, der allein dreizehn große Fabrikationskonzerne angehören, die Werte in Höhe von 1486 Millionen Dollars in Umlauf gesetzt hat, sich vollziehen soll, — ob sie überhaupt denkbar ist, darüber wird weder die Regierung noch selbst ein Eingeweihter ein Urteil haben. Man erinnert sich, daß, als im Frühjahr dieses Jahres die Auflösung des Tabaktrusts ausgesprochen wurde, man diese in New York auf die leichte Achsel nahm und sogar als Antwort eine Börsenhausse inszenierte. Jetzt aber stellt sich heraus, daß die mit der

Auflösung verbundenen Schwierigkeiten fast unlösbar sind. Um wieviel mehr muß das von dem Steel Trust gelten, der so viel verwickeltere tatsächliche und finanzielle Verhältnisse aufweist! Man kann es verstehen, wenn der Kurs der Steelaktien einen Sturz von nahezu 10 Prozent an einem Tage erlitt. Dem amerikanischen Wirtschaftsleben scheinen noch sehr ernste Prüfungen bevorzustehen. Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

558. **Ev. Hauslehrer**, bald, Hannover.
559. **Ev. Kandidat** (Theol. od. Phil.), Baden.
560. **Hauslehrer**, (Theol. od. Phil.), 1. November od. 1. Januar 1912, f. 3 Quartaner, Schlesien.
561. **Hauslehrer**, bald, f. 2 Kinder, Pommern.
562. **Stadtrat**, akad. techn. gebild. (5000 M.), bald, Ostpr.
564. **Pfarrer**, 1. Dez. d. Js. (3600 M.), Pommern.
565. **Pfarrer**, sof. (Poln. Sprache erf.), Posen.

B. Für Damen.

563. **Erzieherin**, mus., ev., 1. 1. 12, f. 9-jähr. Mädchen, Mecklenburg.
563. **Erzieherin**, ält., gepr., mus., 1. 1. 12, Anhalt.
567. **Erzieherin**, 1. 1. 12, gepr., ev., Pommern.
568. **Erzieherin**, gepr., f. 7jähr. Mädch., Thüringen.
569. **Erzieherin**, gepr., erf., ev. (Frz., Latein), mus., Westf.
570. **Erzieherin**, ev., gepr., 1. 1. 11 (Frz. K. erw.), Pommern.
571. **Erzieherin**, erf., gepr., ält., f. 15jähr. Mädchen, Mecl.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Reichsbank und Geldumlauf

Von Dr. Konrad Meißner, Rechtsanwalt am Kammergericht-Berlin

II.*)

Wie die Verwaltung der Reichsbank selbst konstatiert hat, ist es die Bankwelt, welche das Hauptkontingent der Quartalsansprüche stellt. Diese Tatsache führt uns zur Erkenntnis des wahren Grundes für die gesteigerten Kapitalsbedürfnisse. Auf dem Gebiete des Bankwesens haben sich im Laufe des letzten Jahrzehnts wichtige Verschiebungen vollzogen. Die Struktur unserer Bankorganisation ist von Grund aus verändert, zentralisiert worden. Um die Mitte der neunziger Jahre hat, befördert durch den Einfluß des Börsengesetzes, die Konzentrationsbewegung im Bankgewerbe begonnen, die seitdem ununterbrochen fortgesetzt worden ist und auch heute noch nicht ihren Abschluß gefunden hat. Der Stand der mittleren und kleinen Bankiers ist nahezu ausgemerzt, die Provinzbanken sind der Reihe nach verschwunden und in Filialen umgewandelt worden, oder sie haben doch in der einen oder anderen Form so engen Anschluß an eine Großbank genommen, daß ihre Selbständigkeit nur eine äußerliche geblieben ist. So haben die Großbanken das ganze Land mit einem dichten Netz eigener Filialen oder von ihnen abhängiger Banken übersponnen. An Stelle der früher im Bankgewerbe herrschenden Dezentralisation ist eine straffe Zentralisation getreten. Abgesehen von allen anderen Wirkungen hat diese Organisation einen tiefgreifenden Einfluß auf das Depositenwesen ausgeübt. In der Heranziehung und Nutzbarmachung fremder Gelder erblickten unsere Großbanken eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Sie konnten dieser nur in vollem Umfange gerecht werden, wenn sie den bezeichneten Weg beschritten und sich bemühten, die müßigen Gelder im Lande durch einen geschickt organisierten Saugapparat, wie ihn ein

*) Vgl. Heft 43 der Grenzboten.

ausgedehntes Filialsystem darstellt, an sich zu ziehen. Man weiß, in welchem Maße ihnen dies gelungen ist. Sind doch im Laufe von zwanzig Jahren die Depositen und Kreditoren der deutschen Banken um das Sechsfache gestiegen.

Die Zentralisation hat bewirkt, daß die von den Annahmestellen im Lande herangezogenen fremden Gelder sich hauptsächlich bei den Berliner Großbanken konzentrierten. Soweit die Gelder nicht unmittelbar im Geschäftsbetrieb Verwendung fanden, wurden sie an die Zentrale oder das befreundete Institut zur Gutschrift und Verzinsung überwiesen, meist in laufender Rechnung, zum Teil auch zum Zwecke der Anlage als Reportgeld, oder sonst mit längerer Kündigungsfrist. Im Falle eintretenden Bedarfs werden die Guthaben zurückgezogen oder das Mutterinstitut wird im Wege des Vorschusses in Anspruch genommen. So konzentriert sich die Gelddisposition schließlich in vorwiegendem Maße bei dem letzteren. Die Filialen mit der Rückendeckung des Zentralinstituts disponieren natürlich nicht unter dem Gesichtspunkt eines selbständigen Bankgeschäfts; sie überlassen die Sorge für die Unterbringung überschüssiger Gelder und für die Geldbeschaffung im Bedarfsfalle durchaus der Zentralstelle und beschränken sich darauf, selbst so viel an barer Kasse, Reichsbankguthaben und Portefeuille zu halten, wie ihr unmittelbarer Geschäftsbetrieb es erfordert. Hierdurch wird nun eine starke Verminderung der Barreserven herbeigeführt. Denn es sinken nicht nur die Bestände an Kasse und Reichsbankguthaben bei den Filialen weit unter den Stand, den sie einnehmen müßten, wenn es sich um selbständige Betriebe handelte, sondern sie werden auch bei der Zentralstelle geringer, als es dem Gesamterfordernis entspricht. Denn die Überweisungen und Abhebungen der Filialen machen die Gelddispositionen bei der Zentrale schwierig und unübersehbar; bald strömen die Gelder in einem Maße zusammen, daß deren Verwendung und Unterbringung schwierig wird, bald häufen sich die Ansprüche der Filialen und affiliierten Banken derart, daß die Flüssigmachung bedeutender Mittel erforderlich ist, um ihnen zu genügen. Solche sprunghaften und unübersehbaren Gelddispositionen lassen Zinsverluste unvermeidlich erscheinen; die Zentralstelle muß daher im eigenen Interesse darauf sehen, möglichst große Bestände anzulegen und keine Mittel brachliegen zu lassen. Sie wird daher ihre bare Kasse und ihr zinsloses Reichsbankguthaben auf dem tunlichst niedrigen Stand halten und im übrigen die ihr zufließenden Mittel verzinslich anlegen, insbesondere ein starkes Wechselportefeuille halten, da dies die liquideste Anlageform darstellt. Freilich bedeutet diese häufig ein Verlustgeschäft, da bei großer Geldfülle der Privatdiskont meist unter den Satz sinkt, welchen die Zentralstelle für die Guthaben zu zahlen hat. Wenn nun Ansprüche der Filialen an sie herantreten, so ist sie darauf angewiesen, einen Teil ihrer Anlagen wieder flüssig zu machen. In letzter Linie wird es sich dabei immer darum handeln, die erforderlichen Mittel bei der Reichsbank durch Diskontierung von Wechseln und Lombarddarlehen zu beschaffen. Namentlich an den großen Zahlterminen wird dies ausschließlich der Fall sein müssen, da dann der offene Markt von Mitteln

entblößt ist und eine anderweite Geldbeschaffung wenn nicht unmöglich so doch teurer ist als die Inanspruchnahme der Reichsbank.

Nun ist es vollkommen klar, daß der Rückgriff auf die Reichsbank seitens der Bankwelt um so stärker wird, je mehr es den Banken gelingt, Depositengelder an sich heranzuziehen. Diese Gelder stellen die Kassenreserve der Einzelwirtschaften dar; sie werden mit der Verbreitung der Sitte, ein Bankkonto zu führen, nicht mehr wie früher thesauriert, sondern der Bank zur Verzinsung solange überwiesen, bis die Bedürfnisse der Einzelwirtschaft ihre Heranziehung zu Ausgabezwecken erforderlich machen. In der Hauptsache handelt es sich bei den Depositen um Gelder privater Natur, nicht um solche geschäftlicher Provenienz: die Einkommen der Beamten, Privatangestellten, der liberalen Berufe, der Rentner und Hauseigentümer, welche vorwiegend dem Unterhalt und Konsum zu dienen bestimmt sind. Daneben spielen auch zeitweise müßige Kapitalien geschäftlicher Unternehmungen eine gewisse Rolle, also wirkliches Betriebskapital, das über kurz oder lang wieder seiner Bestimmung als werbendes Geschäftskapital zugeführt werden soll. Genau genommen fallen solche Kapitalien theoretisch nicht unter die Kategorie der Depositengelder, sondern unter die Konto-Korrent-Guthaben. Die Grenzen zwischen diesen beiden Arten der fremden Gelder sind aber flüssig und im Einzelfall nicht immer genau zu bestimmen. Indessen, so wichtig eine genaue Unterscheidung ist, wenn es gilt, die Depositengelder einer besonderen rechtlichen oder wirtschaftlichen Behandlung zu unterwerfen, so ist sie doch für die hier interessierende Frage vollkommen gleichgültig. Banktechnisch sind kurzfällige Depositen und Kreditoren identisch; sowohl hinsichtlich der notwendigen Bedeckung durch liquide Mittel als hinsichtlich ihrer Wirkung auf den Geldmarkt waltet zwischen ihnen kein Unterschied ob.

Die Bedürfnisse der Einzelwirtschaften nach barer Kasse machen sich nun infolge der erwähnten Zahlungssitten in außerordentlich starkem Maße geltend. Soweit daher die Banken die Kassenführung für diese Einzelwirtschaften übernommen haben (und das geschieht eben durch Führung eines Depositen-Kontos), wirkt dieser auftretende Bedarf zentripetal, er konzentriert sich am Mittelpunkt unserer Kreditorganisation und belastet durch das Medium der Banken am letzten Ende die Reichsbank.

Soweit wäre alles in Ordnung. Es entspricht durchaus der Stellung der Reichsbank in unserer Kreditorganisation, wenn dieser vermehrte Bedarf an Zahlungsmitteln an den Quartalsterminen von ihr durch Ausgabe von Noten gedeckt werden muß. Dafür ist sie da, das ist ihre ureigenste Aufgabe. Es wäre grundfalsch, eine petitio principii, den Grundsatz aufzustellen, die Reichsbank muß „geschont" werden. Da wo eine solche Schonung am Platze ist, bei einer allgemeinen Kreditüberspannung, erzwingt sie die Reichsbank selbst durch eine Diskonterhöhung. Bei diesen Quartalsanspannungen handelt es sich aber nicht um die Inanspruchnahme, sondern um die Abwicklung von Krediten; nicht Leihkapital, sondern Zahlungsmittel werden gefordert, weil ein Teil der Kassen-

bestände, welche den Banken und damit der Volkswirtschaft zur Nutzbarmachung überlassen sind, vorübergehend wieder in die Form barer Kasse überführt werden müssen, nämlich so lange bis die wirtschaftlichen Vorgänge, zu deren Abwicklung die baren Mittel erforderlich sind und von Hand zu Hand gehen müssen, beendigt, der Besitzwechsel vollzogen ist und eine Wiedereinzahlung der freigewordenen Beträge bei der Bank erfolgen kann. Diese Zahlungsmittel muß die Reichsbank durch Notenausgabe zur Verfügung stellen. Sie ist das große Reservoir, aus dem der Verkehr im Bedarfsfalle schöpft, und zwar nach der ganzen Struktur unseres Geldwesens das einzige Reservoir, das zur Verfügung steht. Das heißt, unser Geldwesen ist auf dem Einreservesystem aufgebaut. Der Metallschatz der Reichsbank, auf Grund dessen sie Noten ausgibt, stellt die nationale Betriebsreserve dar. Alles Metallgeld, insbesondere alles Gold, dessen der interne Verkehr nicht unbedingt zur Zirkulation bedarf, in dieses Reservoir zu leiten und ihm dort dreifache wirtschaftliche Kraft zu verleihen, ist die wichtigste Aufgabe der allgemeinen Geld- und Bankpolitik. Nicht darauf kommt es an, daß große Bestände an barer Kasse sich in den Einzelwirtschaften oder bei den Banken häufen, sondern darauf, daß diese Kassenbestände in die Keller der Reichsbank geleitet werden. Freilich hat man gegen dieses Einreservesystem mancherseits gewisse Bedenken erhoben. Man macht geltend, daß dasselbe zu einer zu starken Belastung der Zentralbank führt, weil eben das Bedürfnis nach Kasse dann ausschließlich durch sie befriedigt werden muß, während große Kassenbestände in den Händen der Banken eine zweite Betriebsreserve darstellten, deren Vorhandensein eine Entlastung des Noteninstituts bedeute. Ferner seien die Goldbestände in den Händen der Reichsbank für jedermann gegen Einreichung von Noten greifbar und daher dem Abfluß in das Ausland ausgesetzt, was bei den Kassebeständen der Banken nicht zutreffe. Einem Abfluß des Goldes müsse die Reichsbank in der Regel durch eine Diskonterhöhung zu begegnen suchen, daher vermehre sich hierdurch die Gefahr häufiger Zinssteigerungen und einer Belastung der Volkswirtschaft.

Diese Einwendungen sind nur mit Einschränkungen zutreffend. Sie haben nämlich nur dann eine gewisse Berechtigung, wenn die in den Händen der zentralen Notenbank befindliche Goldreserve an sich, gemessen an den Bedürfnissen der heimischen Volkswirtschaft, zu schmal ist. Ist das der Fall, so kann allerdings eine auch nur vorübergehende starke Inanspruchnahme zu einem gefährlichen Rückgang der Notendeckung führen und den Wunsch nach einer gewissen „Schonung" der Bank wachrufen. Nur unter der gleichen Voraussetzung kann ferner der Abfluß von Gold nach dem Ausland der Bank gefährlich werden und sie zu raschem Anziehen der Diskontschraube zwingen, um ihren Goldbestand zu schützen. Offenbar ist dann aber dieser geringe Metallbestand auf einen anderweiten Fehler in der Organisation des Geldwesens zurückzuführen. Dann ist die Aufgabe die, diesen Fehler zu erkennen und ihm mit allen zu Gebote stehenden Mitteln abzuhelfen, nicht aber eine Unvollkommenheit durch eine andere

zu verdecken. Alle Maßnahmen, die darauf ausgehen, die normale Inanspruchnahme der Reichsbank einzuschränken, beeinträchtigen ihre notwendige Funktion als Regulator des Geldumlaufs und werden an anderer Stelle Störungen und Hemmnisse hervorrufen.

Der Metallvorrat unserer Reichsbank, insbesondere der Goldschatz derselben, ist nun aber in der Tat zu klein. Er ist der niedrigste aller großen zentralen Notenbanken, wenn man von dem der Bank von England absieht. Im Krisenjahr 1907 war er auf ein beängstigend tiefes Niveau gesunken; er hat sich dann ein Jahr darauf, hauptsächlich durch eine kräftige Devisenpolitik der Reichsbank und energische Mittel zur Beförderung der Goldeinfuhr, um etwa 200 Millionen gehoben und schwankt seitdem mit einer Spannung von etwa 150 Millionen zwischen Niedrig- und Höchstziffer um den Betrag von etwa 750 Millionen. Die Durchschnittsziffern des Goldbestandes betrugen in Millionen Mark:

1908	785,2
1909	795,3
1910	777,8

Dagegen hatten Ende 1910 Goldbestände in Millionen Mark:

Die Bank von Frankreich	2750,7
Die russische Staatsbank	2624,8
Die österreichisch-ungarische Bank . .	1136,3
Die Bank von England	754,7

Vergleicht man die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands, wie sie schon allein in den Ziffern seines auswärtigen Handels in Erscheinung tritt, der mit 16,6 Milliarden Mark nur von dem Englands übertroffen wird, mit der jener anderen Länder, so ist klar, daß die im Besitz der Reichsbank befindliche Goldreserve in der Tat zu niedrig ist. Dies erscheint besonders auffallend, weil der Überschuß der jährlichen Goldeinfuhr (1908 = 310,8, 1909 = 28,6, 1910 = 181,6 Millionen) nicht unbedeutend ist. Wenn es trotz dieser Mehreinfuhr und trotz der Bemühungen der Reichsbank, Gold aus dem Auslande an sich zu ziehen, ihr nicht gelungen ist, ihren Goldbestand dauernd und progressiv zu vermehren, so bleibt nur die Erklärung übrig, daß der Überschuß der Einfuhr in den inneren Verkehr abströmt, soweit er nicht vom industriellen Verbrauch absorbiert wird. (Allerdings beläuft sich der letztere allein auf jährlich 80 bis 100 Millionen Mark.) Es ist ja auch eine bekannte und oft beklagte Tatsache, daß der Goldumlauf Deutschlands ein unwirtschaftlich hoher ist. Er ist von mancher Seite auf nicht weniger als 3 bis 4 Milliarden Mark geschätzt worden; nach einer neuerlichen Berechnung Arnolds soll er etwa 2300 bis 2400 Millionen betragen. Verglichen mit dem Bestand der Reichsbank ist diese Zirkulationsmenge viel zu groß; daher die vielfältigen Versuche, sie einzuschränken und auf ein angemesseneres Maß herabzudrücken. Jede Ersparung an Hartgeldumlauf wird letzten Endes dem Metallbestand der Reichsbank zu gute kommen. Die Methoden des bargeldlosen Zahlungsausgleichs, Scheck-,

Abrechnungs-, Reichsbankgiroverkehr, dienen ebenso wie die Ausgabe kleiner Banknoten diesem Zwecke, und mit vollem Recht geht das Bestreben der Bankwelt dahin, sich dieser Mittel in erster Linie zu bedienen, ihre Anwendung immer mehr zu verallgemeinern. Es liegt indessen in der Natur der Sache, daß Fortschritte in dieser Richtung bei einem an Hartgeld gewöhnten Verkehr nur langsam zu erreichen sind. Die Einbürgerung der kleinen Banknoten ist weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Versuche, die man mit der Einführung eines Hypotheken-Abrechnungsverkehrs gemacht hat, sind gleichfalls gescheitert. Die im besten Zuge befindliche Ausbreitung des Scheckverkehrs ist durch die Einführung des Scheckstempels gehemmt worden. Es geht also auf diesem Wege nur langsam vorwärts. Es fragt sich, ob nicht andere Mittel gefunden werden können, die eine raschere Zuführung von Gold aus dem inneren Verkehr in den Gewahrsam der Reichsbank gewährleisten. Nur um eine Ausbeutung dieser „inneren Goldminen", wie sie Ströll in den Verhandlungen der Enquete-Kommission treffend bezeichnet hat, kann es sich handeln, da einer verstärkten Heranziehung von Gold aus dem Ausland in der Regel die ungünstige Zahlungsbilanz Deutschlands entgegensteht. Die Frage ist um so dringender, als in den letzten Jahren, während der Metallbestand der Reichsbank im wesentlichen stabil geblieben ist, die Summe der von den Banken verwalteten fremden Gelder ein außerordentliches Wachstum erfahren hat. Es haben nämlich allein bei den Berliner Banken die fremden Gelder einschließlich der Akzepte zugenommen: 1908 um 94,1 Millionen Mark

1909 „ 499,7 „ „

1910 „ 832,4 „ „

Dies ist ein ganz außerordentlich rasches Tempo. Dagegen ist nicht nur der Goldvorrat der Reichsbank stabil geblieben, sondern es haben sich sogar auch die liquiden Mittel der Banken an Kasse, Bankguthaben und Wechseln von 41,96 Prozent am 31. Dezember 1908 auf 37,7 Prozent im Durchschnitt 1910 vermindert; das Deckungsverhältnis hat sich also nicht unwesentlich verschlechtert. Die Inanspruchnahme der Reserve der Reichsbank mußte daher konform der wachsenden Anhäufung dieser fremden Gelder ständig wachsen und wird anscheinend auch in Zukunft immer weiter steigen.

Das Bankgesetz schreibt bekanntlich der Reichsbank die sogenannte Drittelbedeckung vor, d. h. die ausgegebenen Noten müssen mindestens zu einem Drittel in bar gedeckt sein, wobei Reichssilbermünzen, Reichskassenscheine und die Noten der Privatnotenbanken zur Bardeckung gerechnet werden. Diese letztere Vergünstigung ist genau genommen schon eine Modifikation des Prinzips der Drittelbedeckung. Denn wenn eine Bardeckung in irgendwelcher Höhe vorgeschrieben wird, um die Vollwertigkeit der Noten zu verbürgen, so muß diese Deckung konsequenterweise in Währungsgeld, also in Gold bestehen, da die Reichsbank ihre Noten in Gold einzulösen hat. Nun sind in letzter Zeit die Bestände der Reichsbank an Silber und Reichskassenscheinen usw. nicht unerheblich gewachsen;

sie haben im Durchschnitt der beiden letzten Jahre sich von 251 auf 278 Millionen erhöht. An sich ist diese Erscheinung, die mit der vermehrten Ausprägung von Scheidemünze zusammenhängt, nicht erfreulich. Denn wenn sich die Scheidemünze im Besitz der Bank anhäuft, so ist dies ein ziemlich sicheres Zeichen dafür, daß die (auf 20 Mark für den Kopf der Bevölkerung festgesetzte) Ausprägung der unterwertigen Münzen das Bedürfnis des Verkehrs übersteigt und daß der Verkehr diese Münzen abstößt. Um so näher liegt die Besorgnis, daß dieses Übermaß von Scheidegeld eine inflationistische Wirkung ausübt, mithin den Abfluß des vollwichtigen Geldes nach dem Ausland befördert. Eine dauernde Vermehrung des Bestandes an Silbergeld ist also in Wahrheit eine Schwächung der Reichsbank, wenn auch vielleicht das Prozentverhältnis der Bardeckung infolge der Berücksichtigung der Silbermünzen sich rechnerisch günstig stellt.

Nun hat man die Frage aufgeworfen: warum sich so sklavisch an die Drittelbedeckung binden? Tatsächlich ist die Reichsbank ja schon jetzt nicht verpflichtet, ihre Noten zu einem Drittel mit Währungsmetall zu decken, sondern nur mit etwa 22 Prozent, da ein Drittel ihres Barvorrats aus Silber besteht! Nur die Vorschrift der Drittelbedeckung, so argumentiert man, ist daran schuld, wenn eine plötzliche starke Vermehrung der Notenausgabe Ängstlichkeit und Nervosität erzeugt. Man könnte dem Übel mit Leichtigkeit dadurch steuern, daß man den Deckungszwang ganz oder wenigstens an den Quartalsterminen beseitigte, wie man an letzteren ja bereits eine Erhöhung des steuerfreien Kontingents eingeführt hat. Eine ungünstige Rückwirkung auf die Vollwertigkeit der Reichsbanknoten sei von einer solchen Änderung nicht zu besorgen, da der Bedarf an Zahlungsmitteln an den Quartalsterminen kein Kapitalbedarf, sondern ein Bedarf nach Rechnungsmünzen sei, der nach wenigen Tagen seine Ausgleichung finde*). Darauf ist zu erwidern: Die Festsetzung der Drittelgrenze ist an sich freilich bis zu einem gewissen Grade willkürlich. Daß die Bardeckung sich gerade auf ein Drittel belaufen müsse, um die jederzeitige Einlösbarkeit der Noten zu verbürgen, läßt sich weder theoretisch noch praktisch begründen. Aber das gleiche gilt von jedem anderen Prozentsatz, den man vorschreiben wollte. Ob man nun 20, 25 oder 30 Prozent wählt, immer wird die Festlegung eine arbiträre und ihre Richtigkeit nicht zu erweisen sein. Es kommt hier allein auf das Prinzip an. Als das deutsche Bankgesetz geschaffen wurde, stand die Mehrzahl der Bankpolitiker unter dem Eindruck der vorhandenen regellosen Zettelwirtschaft und man strebte, beeinflußt durch die Theorie und Praxis Englands, dahin, durch möglichst große Garantien die Vollwertigkeit und die Einlösbarkeit der Reichsbanknoten sicherzustellen. So kam man zu dem Grundsatz der modifizierten Drittelbedeckung. Ohne sich für die Unanfechtbarkeit des gewählten Prozentverhältnisses einzusetzen, wird man

*) So Bendixen im Bankarchiv X S. 285 fg.

doch schwere Bedenken haben müssen, an dieser Deckungsvorschrift etwas zu ändern. Eine Bardeckung in irgendwelchem Verhältnis gesetzlich vorzuschreiben ist durchaus nützlich und ratsam. Die gesetzliche Vorschrift gibt der Bankverwaltung eine sichere Grundlage und beseitigt die Gefahr, daß sie entweder zu leichtsinnig oder übermäßig vorsichtig verfährt. Eine Kollision mit der Drittelgrenze hat bisher noch niemals stattgefunden; wollte man letztere daher jetzt beseitigen oder beschränken, wo die steigende Inanspruchnahme der Reichsbank einen solchen Fall für die Zukunft eher denkbar erscheinen läßt, so wäre ein solcher Schritt den größten Mißdeutungen namentlich im Ausland ausgesetzt und könnte die übelsten wirtschaftlichen Folgen haben. Wir haben ja erst jüngst erfahren, welcher absprechenden und übelwollenden Kritik die Geld- und Kreditverhältnisse Deutschlands von ausländischer Seite unterzogen worden sind. Allerdings können wir unser Geldwesen nach unserem Ermessen und nach unserem Gutdünken regeln, ohne nach der Meinung des Auslands zu fragen. Auf der anderen Seite aber sind unsere Interessen so eng mit denen des letzteren verknüpft, daß wir alles vermeiden müssen, was den Glauben an die Vollwertigkeit unserer Noten und die Stabilität unserer Währung erschüttern könnte. Es würde aber mit Recht das größte Aufsehen erregen müssen, wenn Deutschland jetzt, im Jahr der Erneuerung des Bankprivilegs, zu einer so einschneidenden Änderung der Grundlagen der Notenausgabe schritte.

Von einer dauernden Beseitigung oder Beschränkung der Dritteldeckung kann also nicht die Rede sein. Ebensowenig aber kann einer Aufhebung der Deckungsvorschrift für die Quartalstermine das Wort geredet werden. Praktisch würde dies auf eine gänzliche Aufhebung hinauslaufen. Denn wenn die Vorschrift gerade dann außer Funktion gesetzt werden soll, wenn die Möglichkeit einer Kollision droht, während sie nur dann in Kraft ist, wenn eine solche nicht besteht, so entbehrt eine solche Regelung jeder vernünftigen Grundlage. Die Bremswirkung, welche der Zwang zur Dritteldeckung ausüben soll, wird gerade im kritischen Moment ausgeschaltet. Man darf sich zur Unterstützung dieses Vorschlages auch nicht darauf berufen, daß die Millionen, welche an den Quartalsterminen in Form von Noten in den Verkehr strömen, keine Kapitalien seien, die in der Volkswirtschaft arbeiten, sondern „Wertzeichen, die dazu dienen, Geschäfte abzuwickeln*)". Das ist irrtümlich. Die Noten, welche von der Reichsbank gefordert werden, sind selbstverständlich Kapital und keine „Rechenpfennige". Nur sind sie umlaufendes Kapital, solches, das nicht dauernd investiert wird, und sie sind kein Leihkapital, dessen die Volkswirtschaft bedarf, um im Wege des Kredits ein Minus an Betriebskapital zu decken. Für die Reichsbank besteht aber zunächst kein Unterschied darin, ob die Noten ihr dauernd oder vorübergehend entzogen werden; sie kann den baldigen Rückfluß

*) Bendixen a. a. O. S. 276.

vermuten oder auf Grund der allgemeinen Wirtschaftslage als wahrscheinlich voraussetzen; sicher ist sie dessen aber nicht, zumal die Noten nicht direkt, sondern auf Umwegen an sie zurückströmen. Der endgiltige Rückfluß ist das Ergebnis einer großen Anzahl von Kapitalsübertragungen und -verschiebungen; an seiner Größe läßt sich ermessen, ob per saldo das ganze Kapital flüssig geblieben ist oder zum Teil zu Anlage- und Betriebszwecken Verwendung gefunden hat. Daher sehen wir denn auch, daß in Perioden starken Konjunkturaufschwunges, die ein wachsendes Bedürfnis nach Betriebs- und Anlagekapital zeitigen, der Rückfluß nach den starken Terminen sich immer schwächer gestaltet, so daß also die dauernde Inanspruchnahme der Bank wächst. Es ist eben ein Teil des ihr entzogenen Kapitals investiert worden.

Der Gedanke, die Drittelbeckung anzutasten, erscheint daher unannehmbar.

III.

Wenn man zu der Einsicht gelangt ist, daß die starken Quartalsansprüche lediglich eine Folge der Konzentration im Bankwesen und der gewaltigen Zunahme der von den Banken verwalteten fremden Gelder sind, so liegt der Gedanke nahe, die Stärkung der Barreserven der Reichsbank durch eine Heranziehung der Banken zu versuchen. In der Tat ist ein derartiger Vorschlag auch bereits gemacht worden und zwar von dem Präsidenten der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse, Heiligenstadt. Dieser hat den Gedanken zuerst in einem Aufsatz in Schmollers Jahrbüchern, sodann in der Bankenquetekommission vertreten. Seine Ideen sind von anderer Seite befürwortet worden, haben in der Kommission selbst aber nur Widerspruch erfahren.

Der Vorschlag Heiligenstadts geht dahin, jeden, der gewerbsmäßig fremde Gelder annimmt oder verwaltet, um sie wieder auszuleihen, gesetzlich zu verpflichten, 1 bis 2 Prozent von dem jährlichen Durchschnittsbetrag dieser Gelder bei der Reichsbank als eine Barreserve zu hinterlegen. Dieser Verpflichtung sollen also nicht nur Banken, sondern auch Sparkassen und Genossenschaften unterworfen sein.

Der grundlegende Gedanke ist der, die Betriebsmittel der Reichsbank zu stärken; es werden daher weiter als parallele Maßnahmen zu gleichem Zweck eine beträchtliche Verstärkung des eigenen Kapitals der Reichsbank und eine allgemeine Erhöhung des Mindestguthabens im Giroverkehr empfohlen. Heiligenstadt ist der Ansicht, daß in der deutschen Volkswirtschaft eine Vermehrung des Anlagekapitals in übermäßiger, dagegen eine Vermehrung des Betriebskapitals in ganz unzureichender Weise stattfinde. Den Grund dieser Erscheinung sieht er in der Geschäftspolitik der Banken, welche die ihnen anvertrauten Summen, durchweg „nationales Betriebskapital", in übermäßiger Weise fest investieren, anstatt in der Anlageform dem Charakter eines jederzeit greifbaren Betriebskapitals Rechnung zu tragen. Den Beweis dafür findet er in der Tatsache, daß in der Periode von 1896 bis 1905 die Banken nur 37 Prozent der ein-

gelegten Summe in Kasse, Wechseln und Lombardforderungen angelegt hatten, so daß also volle 63 Prozent auf „feste Anlagen" entfielen. Im Einklang hiermit habe sich der Barvorrat der Reichsbank von 1897 bis 1906 nur um 1,7 Prozent vermehrt, während in der gleichen Zeit, wie im einzelnen nachzuweisen versucht wird, alle Verkehrsvorgänge eine Steigerung um 60 bis 70 Prozent erfahren hätten. In diesen Erscheinungen sei die Quelle für die Beunruhigung des Geldmarktes und die teueren Zinssätze zu suchen.

Bei dieser Argumentation hatte Heiligenstadt offenbar die außergewöhnlichen Verhältnisse der Hochkonjunktur von 1906/07 vor Augen, und er hat sich verleiten lassen, aus diesen verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen.

Mit seinem Vorschlag der Bildung einer Barreserve befindet er sich auf dem richtigen Weg; die Begründung ist unzutreffend und mittlerweile durch die Tatsachen selbst widerlegt.

Zunächst ist es nicht richtig, daß die Banken einen so hohen Prozentsatz der fremden Gelder investiert hätten. Man darf für die Berechnung der Liquidität sich nicht auf die drei von Heiligenstadt in Betracht gezogenen Kategorien, Kasse, Wechsel und Lombard, beschränken. Zum mindesten gehören dazu noch die Reports, die bedeutende Summen umfassen, und die Effekten, soweit sie jederzeit realisierbare Werte, also namentlich Staatspapiere sind. Die letzteren nur deshalb außer Betracht zu lassen, weil theoretisch der Erwerb von Staatspapieren flüssiges Betriebskapital in feste Anlage, eine Forderung an den Staat, verwandelt, ist eine Subtilität. In der Praxis muß diese Anlageform als eine der liquidesten angesehen werden. Es ist nicht uninteressant zu konstatieren, daß die Preußische Zentralgenossenschaftskasse unter der Leitung Heiligenstadts von demselben Gesichtspunkt ausgeht; hat sie doch im Interesse ihrer Liquidität ihr gesamtes Grundkapital in mündelsicheren Werten angelegt. Wendet man aber für die Berechnung der Liquidität der Kreditbanken hiernach modifizierte Grundsätze an, so gelangt man zu stark abweichenden Resultaten. Es ergibt sich nämlich dann, wie eine Anzahl voneinander unabhängiger Untersuchungen dargetan haben (vgl. darüber die Zusammenstellung in dem von Rießer der Bankenquetekommission erstatteten Gutachten S. 199 des stenogr. Berichts), daß mit geringen Schwankungen die Verpflichtungen der deutschen Kreditbanken zu zwei Dritteln durch liquide Mittel gedeckt sind. Dies ist aber ein durchaus befriedigendes Ergebnis, angesichts dessen man nicht an der Behauptung festhalten kann, es sei ein übermäßiger Betrag der fremden Gelder fest angelegt.

Die Irrtümlichkeit der Heiligenstadtschen Auffassung ergibt sich ferner aus der Erwägung, daß selbst, wenn die Banken einen beliebig hohen Betrag der fremden Gelder, also zwei Drittel oder gar drei Viertel in Wechseln angelegt hätten, diese so überaus liquide Anlage nicht das geringste an der Inanspruchnahme der Reichsbank an den Terminen zu ändern imstande wäre. Denn diese kann eben nur durch Barreserven reduziert werden.

Ferner hat die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre, ganz besonders drastisch aber die des laufenden, bewiesen, daß die Beunruhigung des Geldmarktes und die zeitweilige außerordentliche Inanspruchnahme der Reichsbank nicht auf ein dauerndes Mißverhältnis zwischen Anlage- und Betriebskapital im Sinne Heiligenstadts zurückzuführen ist. Bestände ein solches Mißverhältnis, wäre das Betriebskapital dauernd zu klein, so müßten notwendigerweise teuere Zinssätze herrschen und eine Anspannung am Geldmarkt ähnlich wie in den Jahren 1906 und 1907 zu bemerken sein. Wie liegt es aber in Wirklichkeit? Wir haben eine außerordentlich lebhafte Tätigkeit in Industrie und Handel, unsere Roheisenproduktion und Kohlenförderung, um nur diese zu nennen, sind größer als zu zeiten der letzten Hochkonjunktur, die Ziffern des auswärtigen Handels steigen von Jahr zu Jahr, die Industriellen vergrößern dauernd ihre Betriebe, ein starkes Börsengeschäft und eine lebhafte Emissionstätigkeit bei ausgesprochener Haussetendenz beanspruchen bedeutendes Kapital — und wir haben am offenen Markte Zinssätze von 1 bis $1^1/_2$ Prozent, einen Privatsatz von $2^1/_4$ und bis zum Herbst einen Reichsbankdiskont von 4 Prozent gehabt. Trotz dieser außerordentlichen Geldflüssigkeit, die allerdings durch starke Guthaben des Auslandes vermehrt wurde, ist die periodische Inanspruchnahme der Reichsbank nicht geringer, sondern größer geworden. Der klarste Beweis dafür, daß nicht etwa Betriebskapital in Form von Anlagekapital übergeführt worden ist und nun das Manko im Wege des Kredits beschafft werden muß, sondern daß es sich bei jener Inanspruchnahme der Reichsbank um ganz andere Dinge als um die Beschaffung von Leihkapital handelt! — Man wird also die Grundanschauung, auf der sich der Heiligenstadtsche Vorschlag aufbaut, sich nicht zu eigen machen können. Gleichwohl aber erscheint der angedeutete Weg auch von dem hier vertretenen Standpunkt aus zum Ziele zu führen. Dieses Ziel ist das gleiche: Die Barreserven der Reichsbank zu stärken, um sie in den Stand zu setzen, den erhöhten Anforderungen an den Quartalsterminen zu entsprechen. Es wäre also zu prüfen, ob eine von den Banken unterhaltene Zwangsreserve eine solche Verstärkung der Barmittel zur Folge haben würde.

Von seiten der Banken ist das lebhaft bestritten worden. Insbesondere bemüht sich das Rießersche Gutachten den Nachweis zu führen, daß eine solche Maßregel den erhofften Erfolg nicht haben und eher nachteilig wirken müsse. Denn, so lautet die Schlußfolgerung, die Banken würden eine solche Reserve durch Abschreibung von ihrem Giroguthaben oder durch Kreditinanspruchnahme bilden, mithin werde die Reichsbank zu einer vermehrten Kreditgewährung gedrängt und der Zweck der Maßregel vereitelt.

Diese Einwürfe sind nicht stichhaltig. Guthaben bei der Reichsbank können letzten Endes nur auf dreifache Weise gebildet werden: durch bare Einzahlung, durch Einreichung von Noten oder Diskontierung von Wechseln. Das durch den Verkauf von Wechseln gebildete Guthaben verwandelt sich aber durch den Einzug bei Fälligkeit in ein durch bare Kasse gedecktes; bei der Einreichung

von Noten vermindert sich zunächst sofort der umlaufende Betrag im Verhältnis zum Barbestand, die Notendeckung wird also eine bessere. Außerdem hat ja die Reichsbank für jede ausgegebene Note eine Deckung in Händen, die zum mindesten zu einem Drittel in bar, für den Rest in Diskontwechseln besteht. Auch diese wandeln sich bei Fälligkeit in einen Barbestand um. Man kann diese Erscheinung bei jedem Bankausweis verfolgen. Ist der Wechselbestand und der Notenumlauf am Quartalstermin stark angeschwollen, so ist der dann eintretende Rückgang des Wechselportefeuilles und des Notenumlaufs stets von einer beträchtlichen Vermehrung des Metallbestandes begleitet. Es ist also ganz gleichgültig, auf welche Weise die Bildung eines Zwangsguthabens erfolgt, ob durch Abschreibung vom Giroguthaben, Noteneinreichung oder Wechseldiskontierung, immer wird die Folge eine Vermehrung der Barreserve der Reichsbank sein müssen.*)

Eine dauernde Erhöhung der Kreditinanspruchnahme der Reichsbank ist dabei nicht zu befürchten, jedenfalls nicht in einem Umfange, der den Wert der Verstärkung der Barmittel wieder aufhöbe. Denn es ist nicht zu vergessen, daß der Barbestand in der Hand der Reichsbank eben eine ganz andere wirtschaftliche Kraft besitzt als in der Hand eines Privatinstituts; reicht doch für jene der Barvorrat zur Deckung eines dreifachen Betrages ausgegebener Noten aus. Selbst eine dauernde Erhöhung der Kredite um den vollen Betrag der Reserven würde daher noch ein sehr günstiges Verhältnis zwischen Bardeckung und Notenumlauf bestehen lassen. Eine solche dauernde Erhöhung darf aber als ausgeschlossen gelten; in der Regel wird sich ein solches vermehrtes Kreditbedürfnis wohl nur in besonderen Fällen und namentlich an den Quartalsterminen geltend machen. Hier steht aber einer Befriedigung desselben nichts im Wege. Es ist dann nicht nur möglich, sondern auch notwendig, daß die Reichsbank dem vermehrten Bedürfnis durch erweiterte Diskontierung Rechnung trägt. Es wird also gar nichts dagegen einzuwenden sein, wenn die Kredite allgemein um den Betrag der Zwangsreserve eine Erhöhung erfahren. Im Gegenteil, eine solche Erhöhung ist das notwendige Korrelat der Reservestellung. Damit erledigt sich auch ein weiterer Einwand, der von seiten der Banken erhoben worden ist. Er betrifft die Inanspruchnahme der Reserve.

Man hat hervorgehoben, daß eine solche Reserve den Banken ihrer Natur nach im Falle besonderer Bedürfnisse zur Verfügung stehen müsse; dann aber habe sie keinen Wert für die Reichsbank. Im anderen Falle, wenn sie unangreifbar sein sollte, wäre sie keine Reserve für die Banken und diese müßten trotz dieser Reservestellung und gerade durch dieselbe in eine schwierige Lage kommen.

Hier waltet ein Mißverständnis ob, das durch den Doppelsinn des Wortes „Reserve" veranlaßt ist. Diese Zwangsreserve ist keine Reserve in dem Sinne,

*) Vgl. Arnold im Bankarchiv 1907 Nr. 5.

daß es den Banken freistehen könnte, nach Belieben darauf zurückzugreifen. Sie ist vielmehr in erster Linie eine Barreserve für die Reichsbank, bestimmt, dieser eine erweiterte Notenausgabe zu ermöglichen. Über dieses Zwangsguthaben ist ebensowenig eine Verfügung möglich, als über das gegenwärtig von der Reichsbank vorgeschriebene Mindestguthaben auf Girokonto. Eine Beschränkung in der Verfügung über eigene Mittel zum Nachteil der hinterlegenden Bank tritt aber nicht ein, wenn sie nach unserem Vorschlag jederzeit durch Wechseldiskontierung über eine Summe verfügen kann, die dem vollen Betrag des Guthabens entspricht. Es entsteht dann für sie nur eine Zinsausgabe, aber ihre Aktions- und Zahlungsfähigkeit wird nicht im mindesten tangiert.

Eines freilich ist richtig: die Stellung einer zinslosen Zwangsreserve legt den Banken ein materielles Opfer auf und zwar ein um so größeres, als die notwendig werdende Inanspruchnahme von Diskontkredit die Zinseinbuße vermehrt.

Die Höhe dieses Zinsverlustes darf auch nicht als gering veranschlagt werden. Sie richtet sich zunächst natürlich nach der Höhe der Zwangsreserve. Hält sich diese aber in mäßigem Umfang, so genügt schon eine minimale Herabsetzung des Zinsfußes für Einlagen, um diesen Verlust zu decken. Geht man von einem Zinsfuß von 3 Prozent aus, so würden 10 Prozent Reserve eine Reduktion von 0,30, 5 Prozent eine solche von nur 0,15 Prozent auf den Einlagezinsfuß notwendig machen, um für die Bank den status quo ante wieder herzustellen. Sie kann also das ihr auferlegte Opfer durch eine minimale Verkürzung der Einleger im Zinsenbezug wettmachen; sie hat natürlich daneben auch noch den anderen Ausweg, ihre Schuldner durch eine Erhöhung der Debetzinsen heranzuziehen. Gleichviel nun aber, ob sie einen dieser Wege einschlägt oder ob sie vorzieht, den Verlust selbst zu tragen (wobei daran zu erinnern ist, daß sie ja auch jetzt bei der üblichen Gelddisposition erhebliche Zinsverluste mit in Kauf nehmen muß), so sind die Opfer, welche den am Geldverkehr Beteiligten auferlegt werden, so minimale, daß sie gegen den gewaltigen Vorteil einer besseren Organisation unseres Zahlungswesens und einer Stärkung der Reichsbank nicht ins Gewicht fallen. Man darf doch auch eines nicht vergessen: ein großer Teil dieser Einlagegelder, nämlich die wirklichen Depositen, sind ihrer Natur nach Kassenbestände, d. h. nicht bestimmt, Zinsen zu tragen. Wenn nun durch eine Ausbildung der bankmäßigen Organisation eine nutzbare Verwendung dieser Gelder möglich gemacht wird, so dürfen sich doch auf der einen Seite weder die Einleger darüber beklagen, daß der Zinsfuß, den sie für diese Gelder erhalten, ein niedriger ist, noch die Banken darüber, daß es ihnen verwehrt wird, dieselben bis zum letzten Pfennig verzinslich anzulegen. In England werden Zinsen auf Depositen überhaupt nicht vergütet; der Vorteil, den der Einleger durch die Kassenführung der Bank hat, die damit verbundene Sicherheit und Bequemlichkeit wird für ein ausreichendes Äquivalent betrachtet. So sollte auch bei uns, unbeschadet der im übrigen abweichenden Verhältnisse, es den Einlegern sowohl als den Banken dauernd gegenwärtig sein, daß diese Gelder ihrer Natur

nach nicht dazu bestimmt sind, Zinsen zu tragen, und daß es daher schon ein außerordentlicher wirtschaftlicher Gewinn ist, wenn der Einleger niedrige Zinsen empfängt und der Bankier nur einen Teil der Gelder gewinnbringend anlegt. Leider ist dieses Bewußtsein hierzulande auf beiden Seiten stark geschwunden. Unzweifelhaft werden vielfach, namentlich in der Provinz, unter dem Einfluß des Konkurrenzkampfes um die Depositengelder, Einsätze vergütet, die jedes berechtigte Maß übersteigen. Es wäre eine sehr erfreuliche, von den Banken wahrscheinlich willkommen geheißene Nebenwirkung, wenn die Zwangsreserve hier Abhilfe schaffte.

Nun bleiben noch zwei Fragen offen: die Höhe der Zwangsreserve und die Art und Weise der Durchführung der Maßregel.

Für die Größe der Zwangsreserve muß das Stärkungsbedürfnis der Reichsbank entscheidend sein. Ungerechtfertigt und falsch wäre es, eine solche Reserve in übermäßiger Höhe festzusetzen. Das wäre ein nutzloses Beginnen, das beiden Teilen zum Schaden gereichen müßte, den Banken, weil es ihnen unnötige Opfer auferlegt, der Reichsbank, weil eine übermäßige Bardeckung zur Zirkulation überdeckter Noten und zu einer empfindlichen Gewinnschmälerung führen müßte. Nun läßt sich aber dieses Stärkungsbedürfnis der Reichsbank wohl für einen gegebenen Augenblick, aber nicht für die Zukunft ziffernmäßig veranschlagen; es schwankt nach den Entwicklungsperioden der Volkswirtschaft und ist von Umständen abhängig, die sich nicht voraussehen lassen. Schon das spricht gegen die mechanische Festlegung der Reservestellung nach Prozentsätzen und gar gegen eine solche im Wege des Gesetzes. Ein solches wäre gegenwärtig ohnedies nicht zu erreichen, nachdem man mit Fug und Recht davon Abstand genommen hat, irgendwelche grundlegende Änderung an dem gegenwärtigen Zustand unseres Depositenwesens vorzunehmen. Es ist aber ein gesetzlicher Eingriff auch nicht erforderlich. Die Reichsbank hat es vollkommen in der Hand, das gewünschte Ziel auf administrativem Wege, durch eine Erhöhung der Guthabengrenze auf Girokonto, zu erreichen. So vielerlei Bedenken einer gesetzlichen Regelung entgegenstehen, soviel Vorzüge weist die durch keinerlei Vorschriften beengte, nur durch die Rücksichtnahme auf das Notwendige geleitete Ordnung im Verwaltungswege auf. Die Reichsbank ist bei Festsetzung der Mindestguthaben frei; sie hat es vollkommen in der Hand, diese so zu normieren, wie es ihr mit Rücksicht auf ihre Leistung und Aufgaben notwendig erscheint. Bisher sind nun für die Forderung der Mindestguthaben nur privatwirtschaftliche Rücksichten maßgebend; die unverzinslichen Guthaben sollen ein Äquivalent für die Kosten und Mühen der Bank bei Einrichtung und Führung des provisionsfreien Giroüberweisungsverkehrs darstellen; sie sind daher abgestuft nach Maßgabe der Leistung der Reichsbank für den einzelnen Kontoinhaber, zum Teil auch nach Maßgabe von dessen Gegenleistungen. Nach unserem Vorschlage würde für die Bestimmung der Mindestguthaben der Banken nunmehr ein volkswirtschaftliches Prinzip an die erste Stelle rücken: die Rücksicht auf die Ordnung des Zahlungswesens.

Die Reichsbank selbst ist die berufene Stelle zu entscheiden, welche Barreserve sie von den Banken im Hinblick auf dieses Ziel verlangen muß. Sie wird dabei nicht weitergehen, als es ihr unbedingt erforderlich scheint; dafür bürgen nicht nur die sich ihrer Pflichten gegen das Gemeinwohl stets bewußte Leitung des Instituts, sondern auch der Regulator des Eigeninteresses. Die Reichsbank kann daher die Festsetzung des Prozentverhältnisses je nach dem Maß des Bedürfnisses vornehmen. Eine gute Unterlage geben ihr die von den Berliner und den größeren Provinzbanken veröffentlichten Zweimonatsbilanzen, namentlich nach dem vom nächsten Jahre ab in Kraft tretenden ausführlichen Schema. Da wo solche Nachweise über den Durchschnittsbestand der Kreditoren und Depositen nicht veröffentlicht werden, kann sie dieselben einfordern, sie werden ihr nicht verweigert werden. Denn so wenig es den Banken vielleicht zunächst behagen würde, wenn sich die Reichsbank zu einer solchen Ordnung der Dinge entschlösse, mehr als ein Protestieren mit — möglicherweise energisch klingenden — Worten ist nicht zu befürchten. Die Stellung der Reichsbank in der Organisation unseres Bankwesens ist eine so überragende und so gefestigte, daß die Banken widerspruchslos sich in alle Maßregeln fügen müssen, die die Reichsbank im Interesse des Gemeinwohls zu treffen für gut befindet. Sie können die Reichsbank nicht entbehren. Auf der anderen Seite darf man der festen Überzeugung sein, daß die Banken sich mit einer solchen Neuordnung der Dinge sehr bald abfinden und die außerordentlichen Vorteile, welche mit dieser Regelung verbunden sind, auf das lebhafteste anerkennen würden. Meiner Meinung nach werden 5 Prozent des jährlichen Durchschnittsbetrages der Kreditoren und Depositen als Zwangsreserve ausreichen. Bei einem Bestand von 7 bis 8 Milliarden Mark ergibt dies für die Reichsbank eine Verstärkung der Guthaben von 350 bis 400 Millionen Mark, so daß ihre Leistungsfähigkeit die ansehnliche Steigerung von 1200 Millionen erfährt. So erheblich diese Summen für die Reichsbank ins Gewicht fallen, so wenig wollen sie bei Lichte betrachtet für die einzelne Bank bedeuten. Hat doch in den letzten Jahren die jährliche Steigerung der fremden Gelder diesen Prozentsatz weitaus übertroffen, so daß es für die Banken ein Leichtes ist, sich durch eine veränderte Geschäftspolitik den neuen Verhältnissen anzupassen.

Fassen wir das Ergebnis der Erörterungen in den Hauptpunkten kurz zusammen, so lautet es folgendermaßen:

Die starke Inanspruchnahme der Reichsbank an den Quartalsterminen auch in Zeiten geringer Anspannung am Geldmarkt ist eine Folge der vermehrten Anhäufung fremder Gelder in den Banken und der Zentralisation unseres Bankwesens. Diese Inanspruchnahme wird bedenklich dadurch, daß der Barvorrat der Reichsbank ein zu geringer ist. Es muß daher die Aufgabe sein, diesen zu stärken. Als ein geeignetes Mittel hierfür erscheint es, wenn die Reichsbank die Erhöhung der von den Banken unterhaltenen Mindestguthaben auf Girokonto fordert und zwar um eine mäßige, von ihr jährlich nach dem

Durchschnittsbetrag der fremden Gelder prozentual festzusetzenden Summe. Auf diese Weise würden die Bedenken gegen eine verstärkte Inanspruchnahme der Reichsbank an den Quartalsterminen beseitigt und alle Vorteile erzielt werden, welche mit einer starken Bardeckung der Noten verbunden sind.

Briefe aus China

Von weiland Professor Dr. Wilhelm Grube-Berlin

Es gibt Menschen, die zu Leid und Einsamkeit vorbestimmt erscheinen. Das sind jene seltenen, feinen Künstlernaturen, die mit einer idealen Forderung an die Welt herantreten, um an den Schroffen und Härten der Wirklichkeit zu verbluten. Keine Menschen der Tat, aber Helden des Gedankens und Märtyrer des Gefühls, gehört ihnen nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft: ihre tiefe Innerlichkeit scheut den Lärm des Alltags, und ihr Schaffen reift erst in der kühlen Luft der Geschichte. Es ist ein eigentümlicher Zug der menschlichen Seele, der vielleicht das Geheimnis aller Tragik birgt, daß sie erst angesichts des Todes die Kraft zur Gerechtigkeit findet — der Mensch und die Menschheit brauchen die Abgeschlossenheit eines Vergangenen, um Werte richtig zu erkennen und zu bemessen.

Als an einem Julitage des Jahres 1908 der Hügel sich über Wilhelm Grube wölbte, wußten nur wenige, daß der Besten einer von uns gegangen war, ein großer Gelehrter und ein großer Mensch. Sein Forschungsgebiet hatte von dem Interessenkreis der Allgemeinheit weit ab gelegen, da war es kein Wunder, daß er dem großen Publikum ein Unbekannter geblieben war, wenn er auch in reizvoller Weise in einigen populären Aufsätzen von den Chinesen und ihrer so eigenartigen Sprache erzählt und als außerordentlicher Professor der Berliner Universität über ihre Religion und ihren Kultus für eine weitere Hörerschaft berechnete Vorlesungen *) gehalten hatte. Von amtlicher Seite wurden seine wissenschaftlichen Leistungen nicht in dem Maße gewürdigt, wie sie es verdient hatten. Der Mann, den der Geograph Freiherr v. Richthofen den besten Kenner des chinesischen Volkes genannt hat und der die Aufmerksamkeit des Prinzen Heinrich in hohem Maße auf sich gelenkt hatte, wurde zur Amtszeit Althoffs nicht „entdeckt". Die Sinologie ist bei uns lange, sicherlich zu unserem eigenen Schaden, stiefmütterlich behandelt worden. Von 1892 bis

*) Sie liegen jetzt im Druck vor (Haupt, Leipzig 1910). Die Grenzboten veröffentlichten im letzten Sommer (Heft 29 u. 30) zwei Vorträge Grubes: Bausteine der chinesischen Kultur.

1911 hat Preußen keine ordentliche Professur für Chinesisch besessen. Erst nach Althoffs Tode wurde der verdienstvolle Holländer de Grooth gewonnen, unsere Kenntnisse der chinesischen Kultur zu erweitern.

Wenn wir heute mit der Veröffentlichung einer Sammlung von Briefen beginnen, die Grube, auf einer Studienreise in China begriffen, in den Jahren 1897 und 1898 in die Heimat sandte, so glauben wir unseren Lesern in zweifacher Weise zu dienen: einmal muß es gegenwärtig, da China sich wieder einmal politisch stark betätigt, besonders wertvoll erscheinen, Momentaufnahmen aus seinem Leben an sich vorüberziehen zu lassen, um auf diese Weise ein uns in seiner Eigenart so fremdes Volk besser erfassen und beurteilen zu lernen. Da diese Skizzen von einem unserer hervorragendsten Kenner Chinas gezeichnet wurden, verdienen sie in hohem Maße die Beachtung aller, die zu den Chinesen in irgend welcher Beziehung stehen. Wem aber das Land der aufgehenden Sonne in seiner Unzugänglichkeit keinerlei Teilnahme abzuringen vermag, dem mag es Freude bescheren, die durch und durch vornehme, geistvolle und liebenswürdige Persönlichkeit des Briefstellers kennen zu lernen.

Wilhelm Grube wurde als Jüngster einer kinderreichen Familie am 17. August 1855 in St. Petersburg geboren. Sein Vater war aus Schleswig-Holstein nach Rußland eingewandert und betätigte sich als Kaufmann. Grubes Kindheit durchzieht ein Hauch tiefer Schwermut. Da ihm die Mutter früh gestorben und sein Vater schon bejahrt war, lag seine Erziehung ganz in den Händen seiner einzigen Schwester, deren Fürsorge er sein Leben lang mit rührender Liebe und Dankbarkeit vergolten hat. Die Brüder wandten sich sämtlich dem Kaufmannsstande zu, und auch Wilhelm wurde für den ihm im Innersten verhaßten Beruf bestimmt. Der Fürsprache seines Schuldirektors May gelang es, den Vater umzustimmen, und 1874 durfte er die Universität Petersburg beziehen, um Philosophie und Sprachwissenschaften zu studieren. Sein Sehnen ging aber nach Deutschland, und 1878 wurde es ihm möglich, nach Leipzig überzusiedeln, um den Unterricht des damals bedeutendsten Kenners der chinesischen Sprache, Hans Georg v. d. Gabelentz, zu genießen. Hier verlebte er glückliche Tage. 1880 promovierte er mit einer Arbeit über einen chinesischen Philosophen glänzend zum Dr. phil. und ließ sich schon im nächsten Jahre neben seinem Lehrer als Privatdozent nieder. Um des Erwerbs willen glaubte er einem Rufe nach Petersburg als Konservator am Asiatischen Museum der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften folgen zu müssen, aber er konnte sich in der alten Heimat, der er immer als Fremder gegenüber gestanden hatte, nicht einleben, und trotz glänzender Anerbietungen verließ er schon im folgenden Jahre die Stadt Peters, um sich dauernd in Deutschland anzusiedeln. Er wurde in Berlin Direktorialassistent am Museum für Völkerkunde und zugleich Privatdozent an der Friedrich-Wilhelm-Universität, die ihn 1892 zum außerordentlichen Professor ernannte. Im Frühling 1897 gelang es ihm endlich, seinen heißesten Wunsch, China mit eigenen Augen zu sehen, zu verwirklichen, und in Begleitung seiner Frau

verlebte er dort fast zwei volle Jahre — wohl die glücklichsten seines Lebens. Bald nach seiner Rückkehr gab er seine Tätigkeit im Museum für Völkerkunde auf und widmete sich ganz seinen tiefgründigen Studien, seinen Schülern und einem durchgeistigten Lebensgenuß. Grube war trotz der Fremdartigkeit seines Wissensgebietes kein einseitiger Gelehrter. Die Kunst, namentlich die Musik und die Literatur, gehörten zu seinen Lebensbedürfnissen, und wer nur ein wenig über die Forderungen des Tages hinaus Ausschau zu halten vermochte, fand sich sicher zu ihm. Er war ein heiterer Genosse, ein warmherziger Freund und Helfer. Mitten in der Arbeit, auf der Höhe seines Schaffens ereilte ihn der bittere Tod in seinem dreiundfünfzigsten Lebensjahre.

* * *

An seine Schwester.

Peking, 28. Juli 97.

Meine liebe Weinande!

Du sollst, wie sich's gehört, das erste Lebenszeichen aus Peking erhalten ...

Am 26. d. Mts. verließen wir Tientsin, um das letzte Stück unserer Reise mit der erst ganz kürzlich fertiggestellten Eisenbahn zurückzulegen, eine Strecke, die man jetzt in sieben Stunden zurücklegt, während man früher drei bis vier Tage unterwegs war.

Nachdem wir die trostlose Lehmwüste, in der Tientsin liegt, hinter uns hatten, konnten wir uns wieder an dem langentbehrten Anblick frischen Grüns laben. Soweit das Auge reichte, sah man allenthalben wohlbestellte Getreide- (meist Mais) Felder, dazwischen zahllose Erdhügel mitten in den Äckern: das waren Gräber, die nach dem Gebot der Pietät nicht bebaut werden dürfen, mithin der Nutzbarmachung entzogen werden — ein kaum aufzuwiegender Schaden in einem so dicht bevölkerten Lande wie China.

Unsere Mitreisenden waren natürlich zum überwiegend größten Teile Chinesen, und obwohl wir ein besonderes Coupé hatten, waren wir doch beständig teilnehmender Beobachtung ausgesetzt. Am schlimmsten war es jedoch auf einer Station, wo wir eineinviertel Stunden Aufenthalt hatten; da wurde unser Wagen förmlich belagert, und wir wurden kritisch gemustert und angestarrt, als wenn wir zu den geschätztesten Mitgliedern der Hagenbeckschen Menagerie gehört hätten. Schließlich sah ich mich genötigt, die Fensterläden zu schließen, um uns den Blicken dieser schmierigen, halbnackten und schweißduftenden Gesellschaft zu entziehen.

Die Endstation heißt Ma-chia-pu und ist ungefähr eine halbe Stunde von Peking entfernt. Hier angelangt wurden wir vom Ma-fu (Kutscher) der deutschen Gesandtschaft empfangen, der mir einen Brief von Dr. F. überbrachte und zugleich Sänften für uns bereit hielt. So hielten wir denn unter den sengenden Strahlen der Julisonne unseren Einzug in Peking. An der Spitze des Zuges ritt der gravitätische Ma-fu, dann folgte Lillys Sänfte, von vier Trägern getragen, dann die meine. Flankiert wurde der Zug von weiteren acht Kulis, die

sich mit den Trägern abzulösen hatten, und schließlich noch von einem halbwüchsigen Burschen, der mir aber nur einen rein ornamentalen Zweck zu haben schien. Wie Du Dir vorstellen kannst, machte der Zug einen außerordentlich feierlichen Eindruck, und abgesehen von dem fehlenden Hutknopf, fühlte ich mich bereits als Mandarin. Eine halbe Stunde lang bewegte sich der Zug auf engen, winkligen Fußpfaden zwischen doppeltmannshohem Mais, jedoch mit einer drastischen Unterbrechung; es kam uns nämlich so von ungefähr ein Mann auf einem Eselein entgegen. Mit dem diesen Tieren eigenen Standesbewußtsein hielt der Esel es für unsere Sache auszuweichen und stellte sich, als das nicht geschah, quer in den Weg, uns sein interessantes Profil zuwendend. Als kein Zureden half, versuchten die Träger es mit Prügeln, und als auch diese nicht fruchteten, wurde statt des vierbeinigen der zweibeinige Esel, der Reiter nämlich, als Prügeljunge behandelt. Das wirkte, und nun konnten wir den Weg wieder fortsetzen. Es dauerte nicht lange mehr — da tauchte dicht vor unseren Augen eine mächtige, unabsehbar lange Mauer mit einem imposanten turmgekrönten Tore auf. Das war das Yung-ting-Tor, eines der zahlreichen Tore, die in die Chinesenstadt führen. Wir waren in Peking! Mir traten vor Bewegung die Tränen in die Augen, als wir das Tor passierten. Ich sah nach der Uhr, es war gerade halb vier. Dieser Moment wird zu denen gehören, die mir unvergeßlich bleiben fürs ganze Leben; denn es ist doch ein eigen Ding, die Welt, in der man sich im Geiste heimisch fühlte, nun endlich mit leiblichen Augen vor sich zu sehen. Jetzt erst waren wir wirklich in China, denn alles, was wir bisher gesehen, war doch nicht unbeeinflußt geblieben von europäischem Wesen; hier erst war echtes, unverfälschtes Chinesentum, das mit voller Macht auf Augen, Nase und Ohren eindrang, mir aber auch den ganzen inneren Menschen erfüllte. Wie neu war alles — und doch: wie altbekannt! Ich war erstaunt, wie in allen Einzelheiten richtig und der Wirklichkeit entsprechend die Vorstellung war, die ich mir bloß durch Studium und Lektüre von dieser merkwürdigsten aller Residenzen der Welt gebildet hatte!

Die Stadt besteht aus drei Teilen. Durch das Tor Yung-ting-men kommt man in die Chinesenstadt, und aus dieser durch das Tor Ts'ien-men in die Mandschurenstadt, in deren Mitte die sog. „verbotene Stadt", d. h. der Kaiserliche Palast mit seinen zahlreichen Gebäuden und Parkanlagen, sich befindet. Jeder dieser Stadtteile ist von einer hohen und dicken Mauer umgeben. In die verbotene Stadt ist, wie schon der Name besagt, gewöhnlichen Sterblichen der Zutritt bei Todesstrafe untersagt. Die deutsche Gesandtschaft befindet sich in der Mandschurenstadt in der Nähe des Tores Ts'ien-men.

29. Juli. Eigentlich sollte heute die Übersiedlung nach dem Tempel erfolgen, und unser Gepäck ist bereits gestern dorthin expediert worden. Aber leider hat der Regen diesen Plan vereitelt, denn ein Tag Regenwetter genügt, um die Wege völlig unpassierbar zu machen; es kann uns also blühen, daß wir hier noch acht Tage sitzen müssen. Von der Stadt selbst bekommt man auf diese

Weise natürlich auch nichts zu sehen, da man auf den Straßen im Kot versinkt. Ich benutzte gleich den ersten Nachmittag, um mit Dr. M. einen kleinen Spaziergang auf der Mauer zu machen, von der man einen hübschen Blick auf die Stadt hat, die sich durch das viele Laub (besonders der kaiserlichen Gärten) von oben sehr viel hübscher ausnimmt, als von innen. Sehr stattlich treten besonders die gelben Ziegeldächer der kaiserlichen Paläste hervor. Ich habe mir bereits einen chinesischen „Lehrer" engagiert, der mit nach dem Tempel kommt und dort immer zu meiner Verfügung sein muß. Nachgerade sehnen wir uns wirklich nach den Bergen, denn auf die Dauer ist die Hitze angreifend und auf die Nerven gehend. Ich bin fortwährend in Schweiß gebadet — und durch Flöhe, Fliegen und Mosquitos wird die Hitze auch nicht gerade erträglich gemacht. . . .

* * *

Kloster Ta-chiao-sse, 8. August 97.

An seine Schwester.

. . . Der Ritt, den ich vor einigen Tagen mit Herrn und Frau v. P. unternahm, war recht interessant, er führte uns durch mehrere stark bevölkerte Dörfer nach einer chinesischen Kohlenmine, die malerisch in den Bergen gelegen ist. Die Gegend mit ihren meist baumlosen, nur grasbedeckten Bergen, die sich bis zu einer Höhe von 4000 Fuß erheben, ist ja ganz hübsch, entbehrt jedoch ganz des poetischen Zaubers, der unser geliebtes Japan verklärt. Hier ist es die Kultur, und sie allein, was mich fesselt und interessiert. Wer dieses Interesse nicht hat und auch kein Verständnis für das Chinesentum besitzt, auf den kann China, nach meinen bisherigen Erfahrungen, nur einen abstoßenden Eindruck machen. Unwirtlich, einförmig, kahl und entsetzlich unsauber ist alles, was man zu sehen bekommt. Selbst die mancherlei schönen Bauwerke, Zeugen einstigen Glanzes, bieten ein Bild traurigen Verfalls und trostloser Verkommenheit. Dennoch glaube ich fest an die Zukunft Chinas: die Nation besitzt ein unerschöpfliches Material an Intelligenz und physischer Kraft, zwei Faktoren, die sie vor dem Untergang bewahren werden. Was weder Missionen noch europäische Lehranstalten zuwege bringen, werden die Eisenbahnen bewirken. Dazu ist durch die Bahn von Tientsin nach Peking endlich der erste Schritt getan, dem sicherlich weitere folgen werden.

* * *

Kloster Ta-chiao-sse, 1. Sept. 97.

An seinen Paten Dr. William Higginbotham.

Mein hochverehrter, lieber Papsi!

In Gedanken schicke ich Dir zu Deinem Wiegenfeste eine Schildkröte, einen Kranich, eine Kiefer und eine Pfirsich — lauter Dinge, die hier zu Lande als Embleme langer Lebensdauer gelten, und füge noch ein halbes Dutzend Fledermäuse hinzu, auf daß es Dir im neuen Lebensjahre auch an Glück nicht fehlen möge. Das gäbe doch einmal einen Geburtstagstisch, wie er nicht jedes Jahr vorkommt!

Gestern sind wir von einem sehr interessanten und genußreichen siebentägigen Ritt durch das Gebirge zurückgekehrt. Wir hatten den Ausflug mit Herrn und Frau v. P. zusammen unternommen. Da man alles, Proviant, Betten usw. mitnehmen muß, bestand unsere stattliche Karawane aus zehn Maultieren und sechzehn Menschen. Unterwegs schlugen wir unser Nachtquartier zumeist in Tempeln auf; einmal logierten wir in einem katholischen Dorfe (Sang-yü) in dem recht sauberen und nett eingerichteten Hause eines wohlhabenden chinesischen Bauern. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich dort Leonardo da Vincis Abendmahl an der Wand hängen sah — Leonardo da Vinci in einem weltentlegenen kleinen chinesischen Gebirgsdorfe!

Das Ziel unserer Reise war der Po-hoa-shan (Hundertblumenberg), ein etwa 7000 Fuß hoher Berg, auf dem sich ein elender, ganz verfallener Wallfahrtstempel befindet. Die Aussicht von dort war großartig: in weiter Ferne sahen wir die Konturen der großen Mauer auf einem hohen Gebirgskamm; doch hoffen wir, dieses grandiose Werk demnächst in nächster Nähe bewundern zu können, da wir einen Ausflug an die in der Nähe der Mauer gelegenen Grabmäler der Ming-Kaiser planen. Ich schrieb eben an Weinande, daß man sich wohl hier in China an alles übrige leichter gewöhnen könne, als an das fortwährende Angegloztwerden. Sobald wir irgendwo Rast machten, sahen wir uns von einer unabsehbaren Menschenmenge dicht umdrängt, die uns oft stundenlang anstierte, ohne ein Wort zu reden. Ich kann den Duft, den diese Leute ausströmen, nur als fleur de mille chinois bezeichnen, es ist ein geradezu sinnbetäubendes Gemisch von Schweiß, Knoblauch und Fäkalien. Suche Dir nach diesem Rezept eine Vorstellung davon zu bilden — oder tu es lieber nicht! Die Leute gingen nicht eher auseinander, als bis wir uns zur Ruhe zurückgezogen — und selbst dann noch lugten zahllose schwarze Augen durch die Löcher im Fensterpapier (falls solche zufällig nicht vorhanden, werden sie durch Durchstechen mit dem Finger hergestellt), um sich kein Detail unserer Toilette entgehen zu lassen. Doch konnten wir uns nirgends über Unfreundlichkeit oder gar Animosität beklagen.

Unser Weg führte uns zumeist durch Kohlenreviere, die einen recht wohlhabenden und kultivierten Eindruck machten. Ich mußte oft die Kunststraßen bewundern, die mit unendlichen Schwierigkeiten angelegt sind. Es ist überhaupt viel leichter, alles in China schlecht zu finden als so manches Gute, das die fleißigen und beharrlichen Chinesen trotz der verrotteten Beamtenwirtschaft zuwege gebracht haben, anzuerkennen. In dem Volke steckt unleugbar ein guter Kern, viel Intelligenz und physische Kraft, und wenn erst ein Eisenbahnnetz das gewaltige Reich umspannt (der Anfang dazu ist ja jetzt endlich gemacht), wird eine Umwälzung auf allen Gebieten unausbleiblich sein.

Die chinesischen Dörfer machen meist einen recht netten Eindruck, die soliden stattlichen Steinhäuser nehmen sich bisweilen wie kleine Burgen aus, und geradezu bewundernswert ist es, wie der chinesische Bauer den Boden auszunutzen weiß.

Kein Fleckchen Land, das ertragfähig ist, bleibt unbenutzt, und auf bergigem Terrain legen sie terrassierte Äcker an, um auf diese Weise die Ackerfläche zu vergrößern. Wie hoch steht doch der chinesische Bauer z. B. über dem russischen! Hier ist Kultur, eine alte, stehengebliebene Kultur, aber immerhin eine solche, vor der man den Hut ziehen kann. Und diese ihre Kultur verdanken die Chinesen sich selbst allein und ihrer eigenen Kraft und Intelligenz.

Wenn Du Zeit und Lust hast, etwas über China zu lesen, so kann ich Dir zwei gute Bücher empfehlen: Arthur Smith, „Chinese Characteristics" und Holcombe, „The Real Chinaman". Beide Verfasser sind Amerikaner und gute Kenner Chinas.

Was hätte aus China werden können, wenn man die Jesuiten, die so unendlich viel für die Hebung der Kultur und für die Einführung der abendländischen Kultur in China getan haben, bei der Arbeit gelassen hätte und wenn die humanen und bibelfesten Engländer nicht das Volk, wenigstens die höheren Stände, durch das Opium physisch, intellektuell und sittlich zu Grunde gerichtet hätten!

(Weitere Briefe folgen)

Goethes Wilhelm Meister

Von O. Fleischhauer-Oberspier

oethe lebt im Urteil vieler sogenannten Gebildeten nur als der Olympier, der Geheimrat und Staatsminister von Weimar, der formgewandte Hofmann und Aristokrat, der in seinem Verkehr sich ausschließlich auf die vornehmen Kreise beschränkt habe*). Nichts ist schiefer als dieses Urteil. Vielleicht gilt es noch am ersten von dem Goethe der letzten Lebensjahre, doch auch da nur mit der Einschränkung, daß dem Alter überhaupt der Zug nach Abschließung eigen ist. Aber von jenem Goethe, der auf seinen Wanderungen sich mit Vorliebe in ein Gespräch mit Handwerksburschen und Landarbeitern einließ, der bei dem St. Rochusfest zu Bingen noch im Jahre 1814 mitten unter dem fröhlich feiernden und pokulierenden Volk saß, von dem Goethe, dem das Leben in seiner kleinsten und einfachsten Gestalt bedeutend und der Erkenntnis wert war, gilt es höchstens in sehr bedingtem Sinne, durchaus aber nicht, wenn man es fällen wollte vom Standpunkt einer politischen Partei aus und in feindseliger und verurteilender Absicht.

*) Auf einen im „Logos", Jahrgang 1910, Heft 2 (Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen) erschienenen Aufsatz von J. Cohn über „Wilhelm Meisters Wanderjahre" sei noch hingewiesen.

Wenn das Wort gültig ist: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! so am ersten bei Goethe. Nirgends sonst läßt sich so beinahe lückenlos der Zusammenhang zwischen Leben und Werk nachweisen. Man denke an die Werke der Sturm- und Drangperiode, man denke an seine klassischen Dramen Tasso und Iphigenie. Seine innerste Gesinnung, sein Herzblut tritt hier immer zutage.

Wer Goethes soziale Stellungnahme kennen lernen will und wie weit er von dem Begriff einer einseitigen Aristokratie sich fern hielt, der nehme Wilhelm Meisters Lehrjahre und Wanderjahre zur Hand. Das Ergebnis wird zweifellos ein anderes sein, als das landläufige Urteil über seine starre aristokratische Lebensrichtung uns weismachen will.

Dieser Roman — oder soll ich sagen: die Geschichte einer Persönlichkeit? — gibt eine Fülle von Gedanken zu der wichtigsten Forderung der Zeit, sich mit der sozialen Frage auseinanderzusetzen und den Versuch zu ihrer Lösung zu machen. Dabei mag gleich bemerkt werden, daß man gerade in dieser Geschichte einer Persönlichkeit den Schlüssel zur Lösung findet. Denn von Person zu Person und durch die Mächte der Persönlichkeiten und nicht durch noch so vortreffliche Gesetzesmacherei können die sozialen Gegensätze überbrückt, kann der soziale Friede erreicht werden; und darauf kommt es doch wohl jedem an, dem nicht wie einigen Agitatoren der politischen Parteien der Kampf alleinige Lebensquelle ist.

Grafen und Gräfinnen, Barone, Marquis, Abbés, Großgrundbesitzer und höhere Offiziere sind der Umgang des jungen bürgerlichen Mannes mit dem schlichten deutschen Namen Wilhelm Meister. Es ist zweifelhaft, ob heute die „Gesellschaft" so bereitwillig einen jungen Menschen „ohne Namen", „ohne Familie" mit offenen Armen in ihren Kreis aufnehmen würde, noch dazu wenn er in der Gesellschaft herumvagierender Schauspieler und Zirkusleute in ein vornehmes Haus schneien sollte.

Wilhelm Meister nimmt seinen selbstgewählten Beruf als Dramaturg und Regisseur ernst, so ernst wie Grafen, Abbés und Offiziere ihren Stand und Beruf nur immer nehmen können. Er treibt die Kunst nicht spielerisch genug, wie es in gewissen Kreisen guter Ton ist, und er ist nicht Streber genug, um sich zum brauchbaren Werkzeug der Launen großer Herren herzugeben. Er ist eine „Persönlichkeit" und wagt, seine Persönlichkeit als etwas Selbverständliches auszuspielen. Und das alles tut er als Neuling und Fremdling in der vornehmen Welt. Das verschnupft, das ist gegen den Hofton, das widersteht dem Willen und Gefallen derer, die zu befehlen gewohnt sind. Und man wird stets geneigt sein, sich gegen solche Leute abzuschließen, von denen man sich eines demokratisch rücksichtslosen Benehmens versehen muß — es sei denn, daß ihnen eine amerikanische Herkunft, eine goldene Dollarverbrämung eine „interessante Note" verleihe.

Freilich, jene Grafen und vornehmen Herrschaften des Goetheschen Romans, die sich den jungen Mann, so wie er ist, gefallen lassen, würden samt und sonders in der „Gesellschaft" unserer Zeit keine Gnade finden. Sie bewegen

sich so natürlich, wie nur immer ein Goethe sie sich bewegen lassen kann. Sie lieben und hassen ehrlich, wie nur immer rechte Menschen tun können. Sie kokettieren allerdings nicht mit demokratischen Grundsätzen, denn überzeugtere Anhänger des Aristokratismus kann es nicht geben. Und doch halten sie es nicht unter ihrer Würde, recht menschlich vertraulich mit dem Volk zu verkehren, von einem Barbier sich Märchen erzählen zu lassen und bei Garnspinnern und Webern, sogar frommen Webern, in deren Hausindustrie sich zu unterrichten. Der aristokratischste aller Aristokraten, Jarno, heiratet sogar ein einfaches, von dem Geliebten verlassenes Mädchen, und fühlt sich, wie es scheint, ganz wohl dabei.

Was die äußere Kultur betrifft, so ist die Kleidung, die jene Herren und Damen tragen, vornehm genug, und in ihr könnten sie eine recht gute Figur machen auch in unserer Zeit. Gelegentlich ist auch die Rede von wertvollem Schmuck, von vortrefflichen Kunstgegenständen und mancherlei angenehmen Dingen, die zum Leben gerade nicht notwendig sind, die aber das Leben recht verschönern können.

Es fragt sich, ob ein Romanschriftsteller, der sich mit den Gesellschaftsmenschen unserer Zeit herumplagen muß, um sie in den Rahmen seiner Fabel zu zwingen, nach hundert Jahren noch so jugendfrisch und ursprünglich auf die späten Enkel wirken wird, wie Goethe noch heute auf uns, selbst wenn er mit einem so lebendigen Stil zu uns redete wie Goethe. Denn heute fehlen die originellen Originale der Goetheschen Zeit. Man findet die „persönliche Note“ der Menschen nicht mehr so in ihrer Ausdrücklichkeit wie damals. Die Persönlichkeit ist unter der langweilig tyrannischen Herrschaft technischer und mechanistischer Weltanschauungspfaffen fast zugrunde gegangen. Wo aber Persönlichkeit ist, da ist Leben und da ist das wahrhaft Moderne, trotz Monismus, trotz Sozialismus, trotz der Fixigkeit der Massenmenschen unserer Zeit, die als Räder und Räderchen im Getriebe nur einen Kreislauf, nur einen Gedanken kennen.

Wilhelm Meisters Persönlichkeit offenbart sich darin, daß er trotz seines bezeichnenden Namens nie fertig ist und nie eine vollendete Meisterschaft erringt. Er steht gerade hier im ausgesprochenen Gegensatz zu vielen Menschen unserer Zeit und zur allgemeinen oberflächlichen Ansicht vieler Zeitgenossen. Goethe hat eben das als Meisterschaft bezeichnen wollen, daß man stets lebendig bleibe und in der Entwicklung stehe, daß man immer wachse, organisch, regelmäßig, stetig, nicht wie ein Musterknabe, der emporschießt. Goethe selbst war solch ein Wachsender bis in sein höchstes Greisenalter. Und das soll's sein: in den Lebensformen und im Gestalten kein Stillstand, kein fertiges Meistertum, aber die immer sich erneuernden Früchte sind die Meisterschaften und die Meisterwerke. Das sollte uns eine Lebensweisung sein in unserer selbstbewußten, stets auf Erfolge und fertige Resultate pochenden Zeit. Glücklich ist der zu nennen, den die verdammte Nützlichkeitsmoral noch nicht so verwirrt hat, daß er noch das Faustwort versteht:

Ein guter Mensch, in seinem dunkeln Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt —

und das Wort Shakespeares: Der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin es geht!

Es scheint, als ob die Zeit vorüber sei, wo man in keiner „gebildeten" Gesellschaft sein konnte, ohne einige Male das Wort Weltanschauung hören zu müssen, und wo man kein würdiges Mitglied dieser Gesellschaft war, wenn man sich nicht auf eine der vielen, natürlich modernen Weltanschauungen hatte festlegen lassen. Zwar einige Bildungsfanatiker spuken wohl noch, und es klingt uns noch die Forderung in den Ohren, man müsse sich die Weltanschauung des Monismus aneignen, wenn man nicht zu den Dummköpfen, Heuchlern und Finsterlingen gezählt werden wolle. Heute tritt „die Forderung des Tages" wieder an uns heran, und das Leben ruft uns in die Schranken. Da können und wollen wir uns nicht von einer Lehrmeinung gefangen nehmen lassen, käme sie nun von Rom oder von — Jena. Wir wollen das tausendfältige Leben nicht in irgend eine Schablone pressen lassen, und würden uns die schulmeisterlichen Methoden noch so eindringlich gepriesen.

Das aber ist auch Wilhelm Meisters Meinung, und selbst da zeigt sie sich, wo Goethe seine Erziehungs„methode" niederlegt in jener Schilderung der Erziehungsanstalt, in der der junge Felix, — der Glückliche! — Aufnahme findet: Nur nicht schablonisieren! nur nicht irgend einen Weg als den einzigen durch das Leben gelten lassen!

Es scheint geboten darauf hinzuweisen, daß die Kunstform des Romans ein vortreffliches Hilfsmittel sei, uns die Lehren und Weisungen zu geben, die uns Führer und Lebensbegleiter sein sollen. Dabei freilich sei gleich ausdrücklich bemerkt, daß wir in dieser Darstellung die Bibel durchaus beiseite lassen müssen, die ja allerdings im höchsten Sinne nicht dogmatisierend, sondern praktisch unsere Lehrmeisterin sein könnte. In Erwägung des Prophetenwortes: Aber wer glaubt unserer Predigt, und wem wird der Arm des Herrn offenbar? und obgleich auch Goethe gelegentlich die Bibel das beste Volksbuch genannt hat, würde man leicht auf unüberwindliches Mißtrauen stoßen, wenn man sie modernen Menschen gegenüber als ein Erziehungs- und Lebensbuch empfehlen wollte. Im Roman wird uns das mannigfaltig sich gestaltende Leben in immer neu variierenden Formen und Bildungen vor die Augen gerückt, und es bedarf nur des klaren Blickes eines Künstlers, der gerechten Beurteilung eines guten Menschen (gut im Goetheschen Sinne), der Lebenserfahrung einer charakterfesten Persönlichkeit, daß die Schöpfungen einer Romanwelt uns etwas sagen und unsere Meister sein können, indem sie unserm Charakter einen stets sich erneuernden Halt und unseren Neigungen nicht zwar einen endgültigen Abschluß, aber eine feste Richtung geben.

Wilhelm Meister ist eine solche Schöpfung. Und zumal in der neuesten Zeit, die uns weniger Weltanschauungsfragen als Kulturforderungen vorlegt, mag er deutlich zu uns reden.

Da ist seine reine Menschlichkeit. Nicht überwachsen und überrankt ist sie von Vorurteilen und Bedenklichkeiten und Ängstlichkeiten kurzsichtiger Menschen, welchen Ständen und Kasten sie auch angehören mögen. Die Gestalten des Romans bewegen sich und handeln nach menschlich reinen und klaren Grundsätzen, Vorlieben und Widerwillen und nicht wie ein verzerrter Kulturzustand es vorschreibt. An jenen vornehmen Herren und Damen, in deren Kreis Wilhelm Meister sich hineinlebt, haben wir das bereits gesehen. Und Wilhelm Meister selbst! In seiner Knabenzeit schon flößt ihm, dem Sohn wohlhabender Bürgersleute, zuerst ein armer Fischerknabe freundschaftliche, liebevolle Gefühle ein. Weiterhin lebt er vorurteilslos und ohne Bedenken mit „unmöglichen" Menschen, mit einem Harfenspieler und einem Gauklerkinde, unmöglich trotz ihres wahrhaft adligen Wesens und ihrer adligen Abstammung, die sich schließlich herausstellt. Man muß sich nur klar machen, wie gerade ein Parvenu ängstlich jeden Schein und jede Berührung mit der Plebs meidet, um nur ja nicht sich bei den Vornehmen verächtlich und unmöglich zu machen, und dann wird man die ganze Größe seiner Vorurteilslosigkeit erkennen, ebenso aber auch die wahre Vornehmheit jener Grafen und Barone, die ihn trotzdem, ja gerade deswegen hochachten und in ihre Kreise aufnehmen.

Es scheint, daß Wilhelm Meister uns gerade in dieser Beziehung recht viel zu sagen hätte. Das gegenseitige Abschließen der Stände voreinander, die hochmütige Nichtachtung des Lebens anderer Kreise ist in unserer Zeit nachgerade eine Gefahr geworden, die unsern gesellschaftlichen Bestand aufs schwerste bedroht. Und nicht das Anwachsen der „roten Flut", die „Begehrlichkeit der großen Masse", die „verderblichen Lehren einer vaterlandslosen Sozialdemokratie", und wie alle die schönen Schlagworte lauten mögen, stören den Frieden im Innern so sehr wie jenes unnatürliche hochmütige Abschließen der höheren Stände vor dem Volk. Als ob es eine Schande wäre, wenn jemand den arbeitenden und erwerbenden Ständen angehört, als ob man eine schlimme Beleidigung sage, wenn man dem handgeschickten, aber weniger intellektuell begabten Sohn eines Regierungsrates den Rat gebe, er möge doch Handwerker oder Gärtner werden! Diese einseitige Anschauung ist freilich auch in anderen Kreisen, insbesondere auch dort zu beobachten, wo man gern „nach oben" und vorwärts strebt und wo man auf sich etwas hält.

Ist es etwa verächtlich, wenn ein Beamter in der Öffentlichkeit mit einem Arbeiter in längerem Gespräch verweilt? Kann man nicht Meister bleiben und nach oben wie nach unten ein angesehener und selbständiger Charakter und nützlicher Lebensgefährte seines Kreises sein, wenn man Mensch unter Menschen ist, ob diese nun einen groben Arbeiterrock oder einen seidengefütterten Frack tragen sollten? Das ist's aber: eine Sozialaristokratie tut uns not, und wenn sie eine Macht geworden ist, wird die Gefahr der Sozialdemokratie verschwunden sein.

Was Goethes Wilhelm Meister uns nach der Seite des religiösen Lebens hin zu sagen hat, ist nicht minder beherzigenswert. Hier freilich möchte aus

Gründen der Rücksicht auf ängstliche Gemüter — um der Schwachen willen — ein vorsichtiges Prüfen und Behandeln am Platze sein. Man kann leicht in die Gefahr der Verketzerung kommen, wenn man auf einer kleinen Strecke abseits von dem herkömmlichen Wege einer konfessionellen Richtung sich bewegt, und wenn man hier insbesondere den „großen Heiden", den „unmoralischen" Goethe als Zeugen aufruft. Immerhin kann man sich, wenn man eine gewisse Position erlangt hat, getrost selbst einem Goethe anschließen — ich meine das gar nicht ironisch —, zumal da er sicher mehr Menschenkenntnis und Weltkenntnis besessen hat als mancher Theologe und hier es doch weniger auf die reine Lehre als auf das Leben ankommt. Wunderlich genug mutet es an, daß gerade Goethe uns die Ehrfurcht vor dem Dogma eindringlich lehren kann.

Es ist doch merkwürdig, daß wir bei soviel Verständnis des äußeren Lebens, bei soviel Fortschritt aus dem dunkelsten Aberglauben heraus und anderseits bei soviel vortrefflichen Leistungen aller theologischen Disziplin so wenig Fortschritte sehen in der Erkenntnis der religiösen Gegenstände, in der Anerkennung des christlichen Glaubens unter der großen Masse unseres Volkes. Es ist auch merkwürdig, daß selbst die Macht der Inneren Mission bei allem Segen, den sie gestiftet hat, das nicht leistet, was man von ihr erwartet hat, und was sie verheißt: eine religiöse Wiedergeburt Deutschlands. Man hat sich von den gesellschaftlichen Verkehrtheiten, von denen vorhin die Rede war, anstecken lassen und von dem Kastenwesen der Stände auch auf dem Gebiete des religiösen Lebens sich nicht ganz frei gehalten.

Auf dem Wege sind wir noch weit entfernt von der ersehnten Volkskirche, zumal man gerade da, wo man doch am wenigsten von weltlichen Einflüssen berührt sein will, und wo das Volk noch am ersten zur Geltung kommt, innerhalb der Sekten und der Gebetsgemeinschaften, sehr oft allzu menschlich sich imponieren läßt von hohen Dingen, nach denen man nicht trachten soll.

Bedenken wir dabei die ungeheuere Fülle des religiösen Stoffes, mit dem alljährlich das deutsche Volk überschüttet wird! Denken wir an die unzähligen Zeugnisse der Wirksamkeit der Kirche in unseren Tagen, d. h. aber wie so viel gemacht wird, und wie man vor lauter Machen zuletzt gar nicht mehr zur Verinnerlichung kommt, und wie deshalb die Religion weniger die Beziehung zu Gott als vielmehr eine neue gesellschaftliche Form zur Befriedigung eines sentimentalen Gefühls geworden zu sein scheint. Ist das wohl gesund? Entspricht das wohl der Bedeutung des Christentums? Wilhelm Meister und besonders die „Bekenntnisse einer schönen Seele" lehren uns, daß etwas weniger Religion mehr Religion sein kann. Die göttlichen Dinge sollten mit etwas mehr Keuschheit getragen und verkündigt werden. Von dem, was selbstverständlich ist, sollte man nicht so viel und mit so gewaltigem Pathos reden, damit man nicht die zarten Kräfte des Gemütslebens mit Keulen erschlage.

Anderseits scheint man gerade in den kirchlich interessierten Kreisen bei aller Rechtgläubigkeit die Rechtgläubigkeit ein wenig allzu sehr beiseite zu

setzen. Es scheint, als ob man das Dogma gültig sein lasse, aber die lebendigen dogmatischen Kräfte, die gerade in den suchenden Seelen unserer Zeit nach einem Ausdruck ringen möchten, außer Kurs setzen wolle. Auf der einen Seite sucht man das Dogma ängstlich zu hüten, indem man es als ein unantastbares Idol betrachtet, nach dem Grundsatz: Quieta non movere, auf der anderen Seite verwirft man es gerade deswegen und schüttet also das Kind mit dem Bade aus. Und selbst sehr rechtgläubige Theologen sind der Meinung, die Lehre tue es nicht, man solle praktisches Christentum treiben, zu welcher Meinung ein hartes, in seiner Härte freilich ungerechtes Urteil Eduard v. Hartmanns angeführt sei: „Die Beiseiteschiebung des Glaubensinhaltes zugunsten der sozialen Liebeswerke schließt den Irrtum ein, Früchte des Geistes zu erwarten, wo der Geist fehlt."

Angesichts der Tatsache, daß die religiöse Verworrenheit in unserer Zeit eine recht weite Verbreitung gefunden hat, trotz der Wirksamkeit der Kirche, trotz aller Predigt von Jesu, empfiehlt es sich, doch einmal zu überlegen, ob nicht noch andere Möglichkeiten vorhanden sind, eine Religiosität, die im Volk latent ist, zu neuem Leben zu bringen. Und hier ist ein zweifaches zu bemerken und nach Goethes Wilhelm Meister zu beherzigen. Einmal: Weg mit dem philologischen und historischen Christentum, und man schränke etwas die Jesusverkündigung ein! Dagegen mehr immanentes Christentum, wie es jene „schöne Seele" besaß, und mehr Verkündigung „der Christusidee als der Idee der in jedem Menschen zu realisierenden Gottmenschheit, die der Kern der Religion ist" (Eduard v. Hartmann). Dabei ist es ganz und gar nicht notwendig, ja auch nicht klug, wollte man das Dogma beiseite setzen oder gar für veraltet erklären. Gerade Goethe will es am wenigsten entfernt wissen. Man möchte es nur in seiner einfachsten Gestalt, im Credo, als Grundstimmung und Quelle des immanenten göttlichen Lebens beibehalten. Man möchte den religiösen Ausdruck etwas einfacher gestalten, etwa wie — ich nehme keinen Anstand das zu erklären — es in den besten Zeiten des Rationalismus, wenn auch sehr verwässert geschah, wo doch noch dem Volke die Religion erhalten blieb. Ob das wohl nicht eine Frucht des religiösen Lebens ist, wie sie reifer die Jesusanbeter wohl nicht zeitigen können, wenn der Oheim auf seinem Sterbelager, ohne Jesus zu bekennen, mit Heiterkeit spricht: Wo ist die Todesfurcht hingekommen, die ich sonst noch wohl empfand? Sollt' ich zu sterben scheuen? Ich habe einen gnädigen Gott, das Grab erweckt mir kein Grauen, ich habe ein ewiges Leben.

Und das andere: Weniger Predigt, und wenn sie triefen sollte nach Mitternachtsöl, und mehr Kultus! Gerade die Erneuerung der äußeren symbolischen Formen und ihre Pflege — ich scheue mich durchaus nicht, hier auf das Beispiel der katholischen Kirche hinzuweisen — kann das immanente Christentum, die geistig lebendige Religion, zum äußeren Leben bringen. Nur ein Beispiel aus Wilhelm Meister: In jenem Kapitel, wo von der Erziehung

die Rede ist und wo der Satz von der dreifachen Ehrfurcht aufgestellt wird, von der Ehrfurcht vor dem, was über uns, vor dem, was unter uns, vor dem, was in uns ist, läßt Goethe in einer dreifachen Gebärde die Schüler ihr religiöses Bekenntnis ausdrücken, also nicht in Worten! Es ist bezeichnend für Goethes Stellung zur Religion, daß er darauf hinweist, dies Bekenntnis der Gebärde werde bereits von einem großen Teil der Welt, wenn auch unbewußt, ausgedrückt, nämlich im Credo, im apostolischen Glaubensbekenntnis.

Wilhelm Meister kann uns zeigen, das Gute auch in anderen kirchlichen Konfessionen zu finden. Wie sehr kann er deshalb im Interesse des konfessionellen Friedens dienen! Die Gestalt des Abbé ist doch sympathisch genug, selbst einem überzeugten Lutheraner, und es ist, man beobachte das wohl, nicht eine Laune des Goetheschen Genius, daß er gelegentlich diesen Abbé mit einem lutherischen Landgeistlichen vergleichen und verwechseln läßt. Es soll einer Vermengung und Vermischung der religiösen Gestaltungen durchaus nicht das Wort geredet werden. Und man kann ganz auf dem Boden der Konkordienformel stehen, deren Grundstimmung bei aller Schärfe des Ausdrucks das Schiedlich—Friedlich ist. Aber man kann und soll doch eine Form der religiösen Lebensäußerungen zu erreichen suchen, auf deren Grund ein friedlicher Verkehr möglich ist.

Religiöser und sozialer Friede — ist das eine Utopie? Wäre das der Fall und wir stimmten dieser Meinung zu, dann würden wir den Bankerott jeder menschlichen Gemeinschaft angeben können. Es wird aber höchste Zeit, daß wir uns einmal wieder besinnen auf die einfachsten Lebensbedingungen und auf eine möglichst vereinfachte soziale und religiöse Kultur, wie sie uns Goethe in seinem Wilhelm Meister darstellt.

Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

IX.

„Liebe Merge," sagte Frau v. Ödinghoven zu ihrer jungen Schwägerin, „ich habe die observation gemacht, daß du mit den Mägden immer einen langen discours hältst, anstatt ihnen mit kurzen Worten deine ordres zu erteilen. Man soll mit den Domestiken keine familiarité haben, denn dann werden sie indolent und negligieren ihre obligation. Du darfst mir das nicht en mal nehmen, aber ich kann es nicht mit ansehen, wie du dich um allen respect bringst."

„Und dann noch eins, liebe Merge," setzte die Priorin hinzu, „ein christliches Eheweib soll ihrem Herrn nicht immer replizieren, sondern seine Gebote ohne

réplique und mit complaisance erfüllen, als ob sie von Gott selber kämen. Das aber muß dir um so leichter fallen, als du unserem Bruder doch zur allergrößten reconnaissance obligiert bist."

Die beiden alten Damen brachten solche Ermahnungen immer in einem so milden und herzlichen Tone und mit so wohlwollendem Ausdruck vor, daß die gutmütige Merge sich stets beschämt fühlte und kein Wort des Widerspruches wagte, obschon sich ihre Natur oft gegen die unausgesetzte Bevormundung auflehnte.

Mit ihrem Manne kam sie weit besser aus. Er behandelte sie mit liebevoller Nachsicht und Geduld, und wenn er sich wirklich einmal genötigt sah, ihr ein wenig den Kopf zurechtzusetzen, so tat er es mit einer Art von heiterer Grobheit, die ihrer eigenen Derbheit weit mehr entsprach, und die trotz alles Polterns nichts Verletzendes an sich hatte. Die Schwägerinnen dagegen sparten sich ihre Strafreden und Belehrungen immer bis zu einem geeigneten Zeitpunkt auf und bemühten sich gar zu deutlich, die Pillen, die sie ihr dann verabreichten, zu überzuckern. In der Zwischenzeit aber wandelten sie mit Mienen umher, die zugleich Gekränktsein, Ergebung und Nachsicht verrieten.

Fielen die Predigten über vornehme Zurückhaltung, Standesverpflichtungen und Gehorsam gar zu lang aus, so verschwand die junge Frau unter irgendeinem Vorwande aus dem Zimmer und protestierte draußen auf der Diele gegen alle guten Lehren durch lauten Gesang und ein stark herausforderndes Schütteln ihres Schlüsselbundes. Gelang es ihr auch hierdurch nicht, ihre Gelassenheit wiederzugewinnen, so eilte sie in den Stall, warf sich zu ihren Kühen auf die Streu oder hing sich an den Hals der geliebten Schecke. Dann geschah es zuweilen, daß sie die Entdeckung machte, man habe dem Vieh den Klee viel zu naß in die Krippen geschüttet, und die Magd, mit der sie vielleicht noch eine Stunde zuvor geschertzt und gelacht hatte, bekam sehr böse Worte zu hören. Nachher reute Merge ihr Zorn jedoch, und sie schlich sich ins Haus, um in einem unbewachten Augenblick eine Handvoll Konfekt aus dem Wandschrank zu nehmen und mit dieser Näscherei die alte Seele, deren Obhut die Kühe anvertraut waren, wieder zu versöhnen. Es war kein Wunder, daß von dieser Zeit an der Klee sehr häufig naß war, und daß die junge Frau infolgedessen sehr oft schelten und ebenso oft an den Wandschrank gehen mußte.

Sie wunderte sich im Stillen, daß die Priorin, die den Wandschrank als ihre eigene Domäne betrachtete, den Abgang des Konfektes gar nicht zu bemerken schien. Hätte sie nur ahnen können, mit wie lebhaftem Interesse und wie inniger Freude nicht nur Schwester Felizitas, sondern auch die Gubernatorin das Verschwinden jeder Moppe, jeder Printe, jedes Zuckerbrezelchens beobachteten!

„Wir dürfen uns gratulieren, cher frère," vertraute Frau v. Ödinghoven eines Tages ihrem Bruder an, „deine Ehe ist gesegnet, denn die Merge hat schon ihre Gelüste. Sie ißt das Backwerk scheffelweise."

„Ihr müßt indulgence mit ihr haben," meinte Herr Salentin, „und ihr, wenn sie enfantillages macht, ein weniges durch die Finger sehen. Bei ihrem Zustande kann ihr jeder chagrin schaden."

So kam es, daß man der jungen Frau mehr Freiheit verstattete und ihr unzählige kleinere und größere Verstöße gegen die Gepflogenheiten eines adligen Hauses durchgehen ließ. Sie hätte sich wirklich wohl fühlen können, wenn ihr

nicht immer wieder die traurige Erkenntnis gekommen wäre, daß ihre Umgebung ihr im Grunde genommen nach wie vor fremd blieb, und daß sie auf Haus Rottland keinen Menschen hatte, der sie verstand, und dem sie sich ohne Zurückhaltung mitteilen konnte. Aber da war niemand, der nicht mehr als vierzig Jahre älter gewesen wäre als sie selbst. Ihr Gatte, die beiden Schwägerinnen, der Knecht, die Mägde — alles Menschen, die auf dem Lebenswege schon abwärts wanderten, für die alles das, was ihr junges Herz bewegte, längst überwunden war, und die nicht zu begreifen vermochten, daß jemand unter ihnen lebte, der sich weder an den Friedensschluß zu Münster und Osnabrück, noch an das große Wasser vom Jahre einundsechzig erinnerte.

Etwa fünf Wochen nach der Hochzeit — man fuhr gerade den letzten Hafer ein — kam Mathias v. Pallandt auf den Hof geritten, um sich, wie er sagte, danach zu erkundigen, ob der Hagelschlag, der einige Tage vorher über Wachendorf niedergegangen war, auch auf der Rottländer Flur Schaden getan habe. Der Oheim war mit Gerhard und einigen Leuten aus dem Dorfe auf dem Felde; die beiden alten Damen kochten unter Villas Beihilfe in der Waschküche Apfelkraut, und Merge, der man zu ihrer eigenen Verwunderung durchaus keine Arbeit gestatten wollte, spielte, auf der Haustreppe sitzend, mit den Hunden, als der Neffe aus dem Sattel sprang. Die junge Frau eilte ihm entgegen und begrüßte ihn mit ehrlicher Freude, denn sie hatte den immer lustigen Taugenichts, mit dem sich so gut plaudern ließ, und der an ihren bäuerischen Manieren so gar keinen Anstoß nahm, schon längst einmal herbeigewünscht.

Er band seinen flandrischen Rotschimmel am Brunnen an und fragte, als er vernahm, daß der Freiherr nicht daheim sei, nach mesdames. Merge geleitete ihn in die Waschküche, aus deren Tür ihm schon ein süßlich-brenzlicher Brodem entgegenquoll. Den beiden alten Damen kam der Besuch ein wenig ungelegen. Ihr Groll gegen den jungen Edelmann war seit der Hochzeit verflogen, und Herr Mathias wäre ihnen an jedem anderen Tage herzlich willkommen gewesen; aber daß er gerade heute vorsprechen mußte, wo sie alle Hände voll zu tun hatten, das hätten sie ihm beinahe übel genommen. Ihre Tätigkeit fesselte sie an die Waschküche, denn das kochende Apfelkraut durfte nicht einen Augenblick unbeaufsichtigt bleiben, und da sie bei der beschwerlichen Arbeit des Rührens alle paar Minuten einander ablösen mußten, so konnte sich keine von ihnen dem Gaste widmen.

Herr Mathias fand die Situation sehr belustigend, nahm auch der Priorin mit sanfter Gewalt das Rührholz aus den Händen und machte Miene, sich an dem Werke zu beteiligen. Aber das wollten die Damen unter keiner Bedingung zugeben, und sie bestanden darauf, daß er einstweilen ihrer Schwägerin Gesellschaft leiste und im Hause oder im Garten, wo es ihm beliebe, die Rückkehr ihres Bruders erwarte. Herr Salentin, so erklärten sie, müsse jeden Augenblick mit dem letzten Fuder auf den Hof gefahren kommen.

Der Neffe gab nach und verließ die Waschküche. Er zeigte Neigung, mit der jungen Tante in den verwilderten Garten zu gehen, wo eine laubenartig gezogene Esche, die von einer runden Bank umgeben war, ein lauschiges Ruheplätzchen bot. Aber Merge hatte die dunkle Empfindung, daß es geratener sei, mit Mathias unter den Augen der Schwägerinnen zu bleiben, denn sie wußte schon, daß er nach Soldatenbrauch etwas zutäppisch war und in seinen Huldigungen

leicht über das Maß hinausging, das ein Neffe seiner Tante darzubringen berechtigt ist. Und sie selbst fühlte sich nicht fähig, solche kleinen Übergriffe in die Rechte ihres Eheherrn mit dem nötigen Nachdruck zurückzuweisen. Hatte sie sich doch zu ihrem Schrecken schon einmal über dem Gedanken ertappt, daß es ihr leichter sein würde, Herrn Salentin eine gehorsame Nichte als eine gehorsame Gattin zu sein.

Herr v. Pallandt war dreist genug, ihr zu verstehen zu geben, daß er ihre Weigerung, mit ihm den Garten aufzusuchen, nicht gerade als eine Schmeichelei auffasse, und meinte, wenn es ihr lieber sei, so könne er ja auch dem Oheim entgegengehen. Sie antwortete nicht darauf, sondern wandte sich seinem Gaule zu, der mit dem langen Schweif unermüdlich nach den Fliegen schlug.

„Ihr habt ein schönes Roß," sagte sie, indem sie den Hals des Tieres klopfte, „es muß eine Lust sein, darauf zu reiten."

„Haben Sie Lust, es einmal zu versuchen, madame ma tante?" fragte er.

Sie sah ihn überrascht an.

„Hab' noch nie im Sattel gesessen," bekannte sie.

„Alsdann ist es an der Zeit, daß Sie es lernen. Sie wären die erste v. Friemersheim, die nicht reiten könnte."

Ihre Augen leuchteten vor Verlangen, das stolze Tier zu besteigen.

„Wie sollt' ich hinaufkommen?" erwiderte sie zögernd. „Das Roß ist ja so hoch."

„Wenn Sie weiter kein scrupule haben, chère tante!" sagte er lachend. „Soll ich Sie hinaufheben?"

Sie sah ihn unschlüssig an und warf dann einen Blick nach der Tür der Waschküche. Da fühlte sie sich plötzlich von starken Armen emporgehoben und saß, ehe sie es noch recht begriff, auf dem breiten Rücken des Gaules.

Der Neffe legte ihr Gewand zurecht, schnallte den linken Bügel hoch und schob ihren Fuß hinein. Dann band er das Pferd los und gab ihr die Zügel in die Hand.

Sie hätte vor Wonne aufjauchzen mögen, aber die Furcht vor den Schwägerinnen verschloß ihr den Mund. Mathias faßte das Roß beim Kopf und führte es langsam um den Brunnen. Merge konnte das Lachen nicht unterdrücken; die schaukelnde Bewegung kam ihr zu sonderbar vor.

„Sie haben eine gute tenue," bemerkte er anerkennend, „Sie sitzen nicht anders im Sattel wie eine princesse du sang."

„Laßt doch einmal los," bat sie, durch sein Lob ermutigt, „ich muß doch auch allein reiten können."

Er tat es und überließ das Pferd der Reiterin. Es ging vorwärts, näherte sich aber, da sie mit dem Zügel nicht recht umzugehen verstand, immer mehr der Waschküche. Sie versuchte es zurückzuhalten, das Tier jedoch, das eine stärkere Hand gewöhnt war, sprang zur Seite, strauchelte ein wenig und schlug mit den Eisen seiner mächtigen Hufe helle Funken aus dem Pflaster.

„Mon dieu, quelle étourderie!" ließ sich in diesem Augenblick die Stimme der Gubernatorin vernehmen, „hat man so etwas schon erlebt! Merge, würdest du nicht die complaisance haben und einmal herkommen?"

Der Neffe hatte sich schon der Zügel bemächtigt und ließ die junge Frau aus dem Sattel gleiten. Mißmutig über die Störung ihres unschuldigen Vergnügens begab sie sich in die Waschküche.

Als sie nach einer kleinen Weile zurückkam, war ihr Antlitz mit einem dunklen Rot übergossen.

„Mesdames haben wohl gescholten?“ fragte er teilnehmend.

„Ach nein, es war nicht gar so schlimm,“ erwiderte sie lachend, „die beiden Alten haben sich nur Sorge um mich gemacht — und es war ganz unnötig,“ setzte sie hinzu.

Er sah ihr ins Gesicht, daß sie den Blick zu Boden schlagen mußte, und lachte ebenfalls.

Am Abend jedoch, nachdem Herr v. Pallandt heimgeritten war, nahm Frau v. Ödinghoven den Bruder beiseite und sagte mit bekümmerter Miene:

„Salentin, wir haben zu früh jubiliert. Es war eine illusion.“

„Was war eine illusion?“

„Das mit deiner épouse. Es ist noch nichts. Ich habe sie selbst gefragt.“

Von da an wurde auf Merge und die Heiterkeit ihres Gemüts nicht mehr so viel Rücksicht genommen, und Schwester Felizitas hielt es für geraten, den Schlüssel zum Wandschrank abzuziehen und in das Körbchen zu legen, worin sie ihr Brevier, ihr Schnupftuch und das Flakon mit dem Melissengeist aufbewahrte, dessen sie sich bei Schwächeanwandlungen als eines erprobten Stärkungsmittels zu bedienen pflegte.

Daß sie von jetzt an häufiger als je zuvor zu diesem Stärkungsmittel greifen mußte, war Mergens Schuld. Die Nachsicht, die man bisher der jungen Frau gegenüber zu üben für nötig gehalten hatte, war dieser ein wenig zu Kopf gestiegen, und die strengere Zucht wollte ihr nun nicht recht gefallen. Sie lehnte sich in mehr oder minder scharfer Form gegen die Bevormundung durch die Schwägerinnen auf, es kam zu erregten Szenen, bei denen Tränen des Zornes und des Kummers vergossen wurden, und der arme Freiherr mußte beinahe jeden Tag Klagen anhören und Frieden stiften.

An einem Oktobermorgen — Herr Salentin war schon zeitig auf die Jagd gegangen — wurde Merge im Hause vermißt. Man suchte sie im Hof, im Garten und bei den Kühen, aber sie war und blieb verschwunden. Als die Priorin, die sich, von bösen Ahnungen erfüllt, am eifrigsten an der Suche beteiligte, am Pferdestall vorüberkam, wurde sie auf einen seltsamen Lärm aufmerksam, der sie veranlaßte, stehen zu bleiben und zu lauschen. Es hörte sich an, als ob jemand in kurzen aber regelmäßigen Zwischenräumen mit der Faust auf einen Tisch schlüge, dazwischen mischten sich Flüche aus rauhen Kehlen und helles Lachen. Dieses Lachen machte, daß der guten geistlichen Dame das Blut in den Adern erstarrte, denn es konnte nur von Mergens Lippen kommen.

Mit einer Entschlossenheit, über die sie sich selbst wunderte, stieß die Priorin die Tür auf. Welch ein Anblick bot sich ihr dar! Die junge Schwägerin saß auf der Haferkiste und spielte mit Gerhard und zwei Dreschern aus dem Dorfe „Landsknecht“!

Der mater reverenda zitterten die Kniee, sie brachte keinen Laut über die Lippen. Aber sie fühlte sich wenigstens noch fähig, der Sünderin einen Blick

zuzuschleudern, von dem sie sich die Wirkung eines Bannstrahls versprach, und sie durch eine Kopfbewegung, die keinen Widerspruch aufkommen ließ, zum Mitgehen aufzufordern.

Die beiden Drescher drückten sich geräuschlos in die Scheune, der alte Gerhard griff nach dem Stallbesen und summte, als habe er die Erscheinung in der Tür gar nicht bemerkt, das Leiblied seines Herrn vor sich hin, Merge aber blieb noch eine kleine Weile auf der Kiste sitzen und versuchte, dem Basiliskenblick der Schwägerin standzuhalten. Aber das ging doch über ihre Kraft; sie warf die Karten weg, rutschte von ihrem Sitz, zerriß sich dabei an dem verrosteten Beschlage ihr Kleid und folgte, doppelt und dreifach gedemütigt, der Priorin ins Haus.

„Hier bringe ich unsere belle-soeur, liebe Netta", sagte Schwester Felicitas triumphierend, „und ich wette, du kannst dir keine imagination machen, in welcher situation ich sie gefunden habe."

„Man sollte es nicht für möglich halten, daß eine von Friemersheim so die contenance verlieren könnte," bemerkte die Gubernatorin sehr ernst, nachdem sie den Bericht der Priorin kopfschüttelnd angehört hatte.

„Man muß sie bei einem jeu de hasard ertappen! Es ist unerhört!" fuhr Schwester Felicitas fort. „Konnte sie, wenn sie désir nach einem petit jeu hatte, nicht zu uns kommen und uns zu einem jeu de commerce bitten, par exemple zu einer partie de l'hombre oder piquet?"

„Ich kann nur Landsknecht", versuchte sich Merge zu entschuldigen.

„Das ist ein peccables, ein sündhaftes Spiel, ma chère", sagte die geistliche Dame streng.

„Und das Schlimmste ist, daß du es mit den domestiques gespielt hast", setzte Frau v. Ödinghoven hinzu.

„Ach was!" sagte die junge Frau trotzig, „der alte Gerhard und ich sind doch Verwandte. Seine Mutter und mein Großvater waren Geschwisterkinder."

„Das ist ja eine charmante découverte, die du da gemacht hast!" bemerkte die Gubernatorin. „Aber ich kann dir sagen, daß es weder Salentin noch uns agréable sein wird, wenn du sie an die große Glocke hängst."

„Dummes Zeug!" rief der Freiherr plötzlich aus dem Nebenzimmer, „Landsknecht ist nicht ärger als l'hombre, und wenn sie mit den domestiques ein jeu machen will, so hab' ich nichts dawider. Aber sie soll es nach Feierabend tun und mir die Leute nicht von der Arbeit abhalten. Und wenn der Gerhard ihr oncle ist, so soll er von nun an Sonntags mit am Tisch essen, denn Familie ist Familie, und Blut bleibt Blut, und das soll man nicht verleugnen."

Die beiden alten Damen bekamen rote Köpfe und sagten kein Wort mehr. Sie waren über die Einmischung des Bruders empört. Was nützten alle ihre Bemühungen um Mergens Erziehung, wenn er in so törichter Weise ihre Absichten durchkreuzte?

Sie nahmen sich ernstlich vor, sich in Zukunft so wenig wie möglich um die junge Schwägerin zu kümmern. Mochte Salentin zusehen, wie er mit ihr fertig wurde, und wie er sich aus den Verlegenheiten zog, in die ihn ihre Unbedachtsamkeiten brachten! Ihnen — den Schwestern — durfte keiner eine Schuld beimessen. Sie hatten das Beste gewollt und sich der undankbaren Aufgabe, ein gutherziges, aber leichtsinniges und jeder ernstlichen Ermahnung unzugängliches Geschöpf zu

einem würdigen Mitgliede der Familie zu machen, mit wahrer Selbstverleugnung unterzogen.

Merge hatte also wieder einmal eine Zeitlang Ruhe. Man ließ sie gewähren, und sie freute sich der wiedererlangten Freiheit. Aber sie war von Haus aus an Arbeit gewöhnt, und der Müßiggang, zu dem sie sich verurteilt sah, wollte ihr auf die Dauer nicht munden. Sie sann darüber nach, wie sie sich im Hause hätte nützlich machen können. Da gab man ihr zu verstehen, daß man ihrer nicht bedurfte. In der Küche schaltete die Priorin, in den Wohnräumen die Gubernatorin, im Kuhstalle, wohin ihr Herz sie am meisten zog, die alte Magd. Ja, wenn es noch Frühling gewesen wäre! Dann hätte sie im Garten Ordnung schaffen können. Das wäre jetzt, wo der Winter vor der Tür stand, zwecklos gewesen.

Ihr Selbstgefühl widersetzte sich dagegen, daß man sie unbeachtet ließ. Sie klagte ihrem Gatten ihr Leid, der aber meinte, er könne ihr nicht helfen, sie müsse sich eben mit seinen Schwestern besser zu stellen suchen. Das könne doch nicht so schwer sein, da diese doch so viel älter und erfahrener wären als sie und ihr vom ersten Tage an Beweise ihres Wohlwollens gegeben hätten. Der gute Freiherr schien gar nicht zu begreifen, daß es gerade das Alter und die Erfahrung seiner Schwestern war, was die Kluft, die sich zwischen ihnen und seiner jungen Frau aufgetan hatte, unüberbrückbar machte. Sie mußte immer wieder an den Pastor in Holzheim denken, der sie vor den „zwo alten Weibern zu Rottland" gewarnt hatte. Wie genau hatte er vorausgesehen, was nun wirklich eingetreten war!

Sie kam sich einsam und verlassen vor, tausendmal einsamer als in dem bösen Kriegsjahre, wo sie mit ihren Kühen in dem Stollen gehaust hatte. Wenn nur wenigstens ab und zu einmal Besuch gekommen wäre! Nicht etwa Frau v. Syberg oder eine der anderen alten Damen, mit denen die Schwägerinnen gelegentlich verkehrten, sondern irgendeine junge Person, ganz gleich, welchen Standes und Geschlechts. Am liebsten freilich, das verhehlte sie sich nicht, hätte sie es gesehen, wenn Herr Mathias wieder einmal erschienen wäre, der sich seit jenem Septembertage nicht mehr hatte blicken lassen. Ob er gar nicht mehr an seinen alten Oheim dachte? Ob er krank war, oder ob er vielleicht, wie das seine Art sein sollte, einer Liebschaft nachging?

Auf die Dauer hielt sie den unerquicklichen Zustand, worin sie lebte, nicht aus. Sie entschloß sich, so schwer es ihr auch wurde, den ersten Schritt zur Versöhnung mit den beiden Alten zu tun. Aber es dauerte lange, bis sich eine Gelegenheit dazu fand.

Eines Abends, als die Priorin allein in dem gemeinsamen Wohngemache saß und ihr Brevier las, trat Merge, die sich bis dahin in der Gesindestube aufgehalten hatte, ein, blieb hinter dem Stuhle der geistlichen Dame stehen und schaute über deren Schulter hinweg in das kleine, vom langen Gebrauche recht abgegriffene Buch. Dabei seufzte sie ein paarmal tief auf.

Schwester Felicitas, die wirklich ein gutes Herz hatte, und die es nicht ertrug, einen Menschen ernstlich bekümmert zu wissen, wandte sich langsam nach der jungen Schwägerin um und schaute ihr in das blühende Antlitz.

„Nun, Merge, was gibt's?" fragte sie teilnehmend. „Du stöhnst ja zum Erbarmen. Fühlst du dich malade?"

„Nein, Frau Priorin“, erwiderte die junge Frau stockend, „ich dachte nur dran, wie schön es sein muß, so gelehrt zu sein wie Ihr und alles Geschriebene und Gedruckte lesen zu können.“

Die mater reverenda lächelte nachsichtig.

„Daß du nicht auch zu lesen und zu schreiben verstehst, ist deine Schuld, ma chère,“ sagte sie. „Hat Salentin nicht den Pastor um die complaisance gebeten, dir Lektionen zu erteilen? Nun? Aber eine gewisse Jungfer war zu commode, sich Mühe zu geben, und prätendierte, die Wissenschaften sollten ihr wie gebratene Tauben in den Mund fliegen.“

„Dazumal war ich auch noch dumm“, meinte Merge.

„Aber jetzt bist du wohl gescheit?“

„Ach nein, gescheit noch lange nicht. Aber ich sehe doch bei Euch und Eurer Schwester, wozu es gut ist, wenn man lesen und schreiben kann.“

„So, so! Wenn dir diese Einsicht nur früher gekommen wäre!“

„Glaubt Ihr, daß es jetzt zu spät ist?“

„Zum Lernen ist es nie zu spät. Man muß nur mit application daran gehen.“

„Ach, Frau Priorin, wenn Ihr mich im Lesen, sonderlich aber im Schreiben unterweisen wolltet! Ich würde mir auch die größte Mühe geben.“

„Ich? Warum denn gerade ich?“ fragte Schwester Felicitas überrascht.

„Wenn man etwas lernen will, soll man sich immer zum besten Meister in die Lehre geben.“

Diesem Beweisgrunde vermochte die alte Dame nicht zu widerstehen. Sie gab der Schwägerin das Versprechen, sie mit der Kunst des Lesens und Schreibens vertraut zu machen. Da sie jedoch selbst von der Sache ein kleines Vergnügen haben wollte, nahm sie Merge das Wort ab, ihre Studien vor aller Welt geheim zu halten und erst, wenn sie es bis zu einer gewissen Meisterschaft gebracht haben würde, Salentin und Frau v. Ödinghoven mit ihren Kenntnissen zu überraschen.

(Fortsetzung folgt)

Der Jüngling und das Weib

Eine moderne Parabel

Von Lothar Brieger-Wasservogel-Berlin

Abu Nowàs, Arabiens größter Dichter, dessen Lieder die Krieger zum Kampfe begeisterten und die Frauen zur Liebe, hatte sich, dem rosigen Lächeln des Lebens zum Trotz, eine überaus pessimistische und ironische Anschauung von Welt und Menschen zurecht gemacht. In seine feurigsten Lieder schlich sie sich ein, und oft genug endete ein selig begonnener Hymnus in schneidender Satire. Güte, Liebe, Treue galten dem Dichter selten für echt, meist hielt er sie für Deckmäntel häßlicher Gelüste.

Seit jungen Jahren durchzog er auf seinem königlichen Hengste kreuz und quer das ganze Arabien und hatte da vieler Menschen Art und Weise kennen gelernt.

Unter denen, die den Dichter Abu Nowàs glühend verehrten und sich stets in seiner Nähe hielten, befand sich auch ein schöner Jüngling, dessen sonnigem Gemüte des Meisters skeptische Lehren nicht zuzusagen vermochten. Er war im Gegenteil der Ansicht, alle Menschen seien von Natur aus gut, und versuchte in sich ständig wiederholenden Gesprächen vergeblich, den reiferen Sänger zu seiner jugendlichen Ansicht zu bekehren.

In eines dieser Gespräche verloren, waren sie eines Tages vor die Tore Bagdads hinausgepilgert. Sei es, daß Abu Nowàs des nutzlosen Streites müde war, oder daß er seine helle Freude am Enthusiasmus des Jüngers hatte, jedenfalls hörte er ihm ohne Widerspruch zu, während er sonst alle Gründe mit einem kühlen und treffenden Witzworte niederzuschlagen wußte. Schon begann der Jüngling zu hoffen, daß seinem Eifer die Bekehrung gelingen möchte, und seine Worte warben dringender.

Da kam ein seltsames Paar auf die beiden zu. Ein blinder Mann wurde durch die Ebene von einem blendend schönen Weibe gleichen Alters an der Hand geführt. Man sah den beiden an, daß sie verehelicht waren. Als der Jüngling das schöne Weib erblickte, stockte seine Rede plötzlich, und seine Augen schauten brennend auf die Frau. Und auch dieser gefiel offenbar der wohlgestaltete Jüngling aufs beste. Beider Blicke bohrten sich in innigem Verständnisse ineinander, und plötzlich fanden sich ihre Hände in heißem Druck. Dann sagte das Weib leise:

„An der großen Zisterne morgen mittag!"

Und das seltsame Paar zog weiter, nicht ohne daß das Weib sich noch einmal umgedreht und dem Jüngling einen verzehrenden Blick zugeworfen hätte. Der stand eine Minute wie traumverloren. Dann wandte er sich zu dem Meister:

„Wovon sprachen wir doch? — Ja, richtig — willst du nach all meinen dem Koran und den Dichtern entnommenen Argumenten noch immer, o Meister, nicht bekennen, daß die Menschen von Natur aus gut sind?" —

Abu Nowàs antwortete nicht. Er warf einen seltsamen Blick nach dem Horizont, wo gerade die groteske Gestalt des Blinden verschwand, und dann sah er seinem Jünger plötzlich ernst und tief in die Augen. Der aber senkte, von tiefer Scham ergriffen, die Blicke, und eine heiße Röte ergoß sich purpurn über sein ganzes Antlitz. — Und er hat es nie wieder versucht, den Nowàs zu bekehren. —

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeſchichtliches

Maler Müller. Der alte Dichter Friedrich Müller in Rom, der Fremdenführer und königlich bayeriſche Hofmaler, war noch immer eine originelle Figur. Wir wiſſen auch, wie er ausſah: Ludwig Grimms Radierung läßt aus dem ſonſt nicht unſchönen Geſicht des Alten einen verſchmitzten Teufel herausſehen, und Genelli zeichnet ihn ganz offen als derbſinnlichen Faun, dem ein ſtachliger Lorbeerkranz den dicken Schädel umgibt. Längere Berichte über das Treiben und die Art des einſtigen Stürmers und Drängers geben uns ein ähnliches Bild. Philipp Joſeph von Rehfues, der Verfaſſer des rühmenswerten Romans „Scipio Cicala", verkehrte in Rom mit Müller; er preiſt ſeinen Kunſtverſtand, ſeine treffenden Urteile, ſeine Erzählergabe, mit der er einen Kreis täglich ſtundenlang ergötzt und gefeſſelt habe, aber er weiß daneben auch Züge eines mißtrauiſchen Dämons zu überliefern. Glauben möchte man auch an jene durch Rehfues mitgeteilte Erzählung von dem großen Karton eines Gemäldes, mit dem Müller jahrelang geheimnisvoll zurückgehalten habe, bis keiner mehr an die Exiſtenz glauben mochte. Schließlich hätten ſich die Freunde dann doch von der Wahrheit ſeiner Behauptung überzeugen können; aber, ſtatt ein Urteil zu geben, ſei nach einer ſtummen Pauſe Thorwaldſen, den Kopf voran, durch den Karton durchgeſprungen, die übrigen, unter ihnen ſchließlich Müller ſelbſt, ſeien gefolgt. Verwandtes wußte Ludwig Tieck von dem alten Dichter Müller zu erzählen, der in einer verbittert renommiſtiſchen Art, ohne Glauben zu finden, davon berichtet habe, daß er eine „Iphigenie" geſchrieben, die Goethes Werk weit hinter ſich laſſe. Und doch war auch dies Werk, das Tieck ſelbſt für ein Phantom hielt, wirklich vorhanden, und heute, wo es teilweiſe veröffentlicht iſt, will man immerhin mehr darin finden, als die römiſchen Künſtler in jenem Karton fanden.

Dieſer Mann und Greis, der vielen als komiſche Figur galt und doch von Ludwig dem Erſten von Bayern der Freundſchaft und des brieflichen Verkehrs gewürdigt wurde, war einſt eine große Hoffnung geweſen, nicht ſo ſehr als Dichter, denn als Maler — wie der Poet ſich ja ſelber Maler Müller nannte. Doch ſollte ſein Hauptruhm auf jene dichteriſchen Werke ſeiner Jugend beſchränkt bleiben, die er vollendet oder entworfen hatte, ehe er 1778 als Stipendiat nach Rom gegangen war. Die ſpäteren Werke und das ſpätere Treiben des Mannes erwecken hauptſächlich Intereſſe, weil er eine der charakteriſtiſchen Geſtalten im Frühling unſerer Dichtung geweſen war. Manches von ſeinen ungedruckten Frühwerken iſt leider dauernd verloren — Rehfues ſowohl als Heinſe ſtellten Arbeiten, die ihnen handſchriftlich bekannt waren, weit über die uns geläufigen. Eine der antiken Idyllen Müllers, „Der Faun Molon", wird noch im Frankfurter Goethemuſeum bewahrt und ſoll bald der Öffentlichkeit übergeben werden. Was wir kennen, genügt jedenfalls, um den Dichter dauernd intereſſant zu machen. Sein größter Ruhm hängt an ſeinen Faunenidyllen. Darum ſtellte auch Genelli den Alten in Rom als Faun dar. Als Dichter dieſes Stoffkreiſes wird der ſeltſame Poet und noch ſeltſamere Maler von Genelli in Heyſes „Letztem Centaur" heraufbeſchworen, an dieſen Werken wird ſich vor

allem Böcklin erfreut haben. Auch die Lyrik Müllers bringt engverwandte sinnenfreudige Bilder, das Liebestreiben des Meergesindes hat schon er in übermütigen Versen realistisch geschildert. Das war eine Welt, die er mit der Vollkraft seines Naturells erfüllen konnte wie kein deutscher Dichter vor ihm und nach ihm.

Bei Böcklin erscheinen nicht nur Faune und Meernixen, sondern auch der deutsche Landsknecht, der auf der Heimkehr sein abendlich besonntes Dorf sinnend betrachtet. So kennen wir Müller auch als deutschen Romantiker und nicht nur als Dichter des antiken Stoffkreises. Er ist hier wieder Idyllendichter und Lyriker, dann auch Dramatiker. Die Werke des jungen Müller sind nicht so zahl- und umfangreich, als daß er den betretenen romantischen Stoffkreis einigermaßen erschöpfen könnte. Warum nun wirken bei ihm Motive, die später von anderen tausendfach variiert sind, wie etwa in der Idylle „Die Schafschur" die kurze Schilderung eines sommerlichen Liebesabends auf einer alten Burg, so stark und unvergeßlich? Wohl weil das erste literarische Aufkommen solcher Stimmungen und Tatsachen fühlbar aus einem Urerlebnis hervorquillt, mit allem Reiz ersten Schaffensduftes. Auch die kunstvollste spätere Schilderung erreicht das nicht wieder. Ebenso rühmliches ist von der düsteren kleinen Dorfgeschichte zu sagen, die neben anderen Erzählungen in die Idylle „Das Nußkernen" eingeflochten ist. Und voll von Szenen, auf die unsere Worte „volkstümlich, deutsch, romantisch" passen, ist auch Müllers großes Schauspiel „Golo und Genoveva", das gegen den Schluß an Poesie und Kraft mehr und mehr gewinnt. Nur als Bruchstück auf uns gekommen ist Müllers in der Jugend verfaßtes romantisches Prosadrama „Fausts Leben" — es ist nicht so zu loben wie die „Genoveva", obwohl sich einzelne Szenen und Situationen sehen lassen können und der Dichter sein Werk mit einer äußerst blutvollen Vorrede in die Welt sandte. Aber hier ist alles zu breit. Bühnendramatiker ist Müller überhaupt in keiner Weise, auch die „Genoveva" kann nicht aufgeführt werden, obwohl sie Müllers schönstes Werk ist.

Noch einen dritten Stoffkreis, den der biblischen Idyllen, vermochte der Dichter zu beleben. Aber trotz dieser Triumphe seiner Urkraft fehlte diesem großen Talent eins: zu der Fülle einer sinnlichen Natur die feste geistige Richtung und die großen Ziele. Zwischen Dichtung und Malerei hin und her gezogen und allzu leicht am äußerlich Charakteristischen klebend, ist er versandet und trotz späterer Werke ohne die rechte Entwicklung geblieben. Darum zögert man natürlich schließlich doch, Namen wie den Böcklins neben dem seinen zu nennen, und läßt Müller nur als ein Unikum gelten. Das war er freilich auch, und nicht nur an Seltsamkeit, sondern an Kraft und Fülle. Wir dürfen uns seiner als eines interessanten Mannes erinnern, der in der Jugend ein echter Poet und im Alter jedenfalls noch eine originelle Gestalt war. Kein Zweifel, daß die Gegenwart, die andere Stürmer und Dränger zu Ehren bringt, sich auch seiner wieder bemächtigen wird.

Dr. Karl Freye-Friedenau

Die Zeit, da Goethe jung war und so häufig mit den anderen „Genies" verwechselt wurde, die im Jahrzehnt 1770 bis 1780 als stürmende Revolutionäre eine neue Zeit heraufführen wollten, jene „inhaltsreiche Epoche", für die das schattenhafte Klingersche Schauspiel „Sturm und Drang" das Schlagwort hergab, läßt uns der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes wieder lebendig werden in seiner zweibändigen Sammlung „Sturm und Drang. Dichtungen aus der Geniezeit". (Mit sechs Porträts und zahlreichen Vignetten. Goldene Klassikerbibliothek. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Preis 5 M.) Es war eine gute Idee, Gerstenberg, Leisewitz, Lenz, Wagner, Klinger und den Maler Müller so zu vereinigen, daß sie nur mit den Werken, die für sie als Stürmer und Dränger charakteristisch sind, vertreten waren. Auf diese Weise ergab sich ein umfassendes Bild der Geniezeit, in dessen Verständnis Karl Freyes feinsinnige Einleitung trefflich einführt. *

Kulturgeschichte

Einer, der das Gruseln lehrte. Schon in der Zeit, als Lukian schrieb, besaß man in Griechenland zahlreiche kräftige Gruselmärchen,

so daß der Spötter es für seine Pflicht hielt, gegen den Unfug aufzutreten. Nicht besser stand es seit alters in Mittelitalien, wo die etruskische Kunst beinahe den Eindruck erweckt, als habe sie ihr' Sach auf Graus gestellt. Unsere deutschen Märchen und Sagen lassen sich, wie bekannt, diesen Effekt gleichfalls nicht entgehen, und man hat bereits die Überzeugung gewonnen, daß die früheren Fassungen darin noch weit mehr leisteten. Wichtig hierfür ist immer der um 1220, lange vor der letzten Umgestaltung des deutschen Märchenschatzes, niedergeschriebene **Dialogus Miraculorum** des Zisterzienserm önchs Caesarius v. Heisterbach gewesen. Der fromme Mann besaß sowohl ein hübsches Plaudertalent wie den starken Glauben, der alles Wunderbare beherzt mitnahm, und seine Oberen ermutigten die Schriftstellerei des Ordensbruders um so mehr, als allerlei politisch nützliche Geschichtchen in dem Buche unterliefen, das sich ausdrücklich an die heilige Einfalt wendet. Mit Einfalt trägt Caesarius selber vor, was er erlauscht hat; und wird ein Märchenstoff einmal bedrohlich heidnisch, dann muß eben die Gottesmutter eingreifen, — auf die Gefahr hin, sich dabei gegen alle christlichen Voraussetzungen zu betätigen. Gleichsam zur Entschuldigung muß dienen, daß der Teufel noch apokalyptische Macht und Herrlichkeit besitzt, daß die Welt der Dämonen noch recht unabhängig in den Alltag hineinragt. Will die Kirche den düsteren Fratzen aus dem Schwefelpfuhl, die bei Bedarf nahezu jedes Glaubenswunder nachahmen, streitbar begegnen, dann heißt es manchmal die Gnadenmittel in einer Weise anwenden, als seien sie dicke Keulen. Aus dieser Charakteristik läßt sich aber schon schließen, daß der vergleichenden Mythologie hier ungemein reiche Ausbeute erwächst, und deshalb hat Dr. Ernst Müller-Holm eine verdienstliche Arbeit mit seiner Verdeutschung des größeren und bedeutsameren Teils der Wundergeschichten geliefert (Berlin; Karl Schnabel Verlag; Preis M. 7.—). In gutem Stil und mit Liebe zum Gegenstand wiedererzählt, kann die ansprechend ausgestattete Erneuerung des Quellenwerkes auf Interesse rechnen. E. P.

Unterhaltung mit Eiszeitmenschen. Prof. Dr. **Carl Franke** schreibt hundertzwölf Seiten größeren Oktavs voll über „Die mutmaßliche Sprache der Eiszeitmenschen" (Verlag Herm. Loele, Leipzig und Zürich, 1911). Er bezeichnet das Werk als die Durchführung einer Hypothese, aber einer, die sich auf positive Tatsachen stütze. Leider muß der Verfasser einräumen, daß die Reihe seiner positiven Tatsachen „gewaltige Lücken" aufweise, doch er besiegt dieses Hindernis durch Aufzählung der Titel eigener sprachwissenschaftlicher Arbeiten — sie haben mit denen des Herkules gemein, daß es gerade ihrer zwölf sind. Im übrigen baut sich die Darlegung an Beobachtungen über die Lautbildungsfolge bei modernen Kindern und über deren Sprechenlernen auf. Denn die kümmerlichen Schädelfunde vom Neandertal u. dgl. haben vorläufig nur Wert als Aufputz, und die sog. „Tiersprachen", nämlich die Verständigungsmittel niederer Geschöpfe, erlauben nicht den gesuchten Anschluß. Es wird bald klar, wo der Fehler steckt. Nicht beim Nachwuchs alter Kulturen, sondern bei Kindern der Tschuktschen, Eskimos oder Feuerländer hieß es nach Analogien forschen, und dann recht vorsichtig sein. Daran, daß man dies tun könnte, hat Prof. Franke, soviel zu sehen, überhaupt nicht gedacht. Er benutzt vielmehr Statistiken oder Einzelbeispiele aus bequemem Umkreise und überträgt mit „daher" auf die Eiszeitmenschen, was ihm irgend recht und billig däucht. Merkwürdigerweise wagte er nicht, die Eiszeitsprachen zu rekonstruieren, so daß seine Schrift im Titel irreführt; sie behandelt nur das etwaige Sprachvermögen der Eiszeitler. Vielleicht aber ist ein guter Rat befolgt worden, die schon fertigen Proben der Glazialsprache lieber zu unterdrücken. Wir haben eine schöne wissenschaftliche Normalarbeit genossen, die „methodisch", d. h. bei Ausschluß der unphilologischen Realkritik, alles Lob ernten kann. Nur die Kurage wird übertrieben.

C. M.

Reichsspiegel

(Vom 30. Oktober bis 5. November)

Straßburger Brief

Die Wahlen — Der Nationalbund — Zusammensetzung der Zweiten Kammer — Die Liberalen — Das Zentrum — Lothringer Block — Wahlanfechtungen — Daniel Blumenthal

Das elsaß-lothringische Volk hat durch die Wahlen vom 22. und 29. Oktober bestätigt, daß an dem positiven Gange der politischen Entwicklung des Landes auch der zu Beginn dieses Jahres plötzlich wieder schärfer auflodernde Oppositionsgeist einer zahlenmäßig beschränkten, in Phrase- und Wortschwall aber starken Clique im großen und ganzen nichts mehr zu ändern vermag.

Die antideutsche Bewegung, die sich in der Gründung des „verewigten" Nationalbundes unverhüllt kundgab, war zwar ein unnötiger Umweg, hat aber letzten Endes doch dazu gedient, das verwegene Spiel zu enthüllen, welches die geistigen Urheber dieses Anachronismus mit den Landesinteressen stets gespielt haben und auch in Zukunft haben spielen wollen. Nun liegt der stolze und gepriesene Bau des Nationalbundes trotz aller Stützversuche der letzten Stunde ganz und gar in Trümmern, und unter diesen liegen seine verwegensten Baumeister begraben, als erster der „Bundespräsident" Preiß, für den bereits der Präsidentensitz in der Zweiten Kammer in Aussicht genommen war; ferner sein „alter ego" Daniel Blumenthal, der wandelbare klerikale Demokrat, Dr. Hellmer und schließlich Laugel, der „gesinnungstüchtige" Führer des elsaß-lothringischen Zentrums, obgleich er je nach Bedarf seine Zugehörigkeit zum Nationalbunde ableugnete, anderseits aber auch wieder die Verbindung mit dem deutschen Reichszentrum kühn von der Hand wies. Froh über die eigene Rettung finden wir nur die einstigen Mitbegründer Wetterlé und Dr. Pfleger auf der festeren Planke des Zentrums wieder.

Wirkungslos verpufft ist also die letzte große „Zuckung der Tradition", durch die in Wirklichkeit noch einmal ein Neufrankreich auf dem Boden des deutschen Elsaß-Lothringen künstlich belebt werden sollte. Geboren aber ist erstmalig unter reichsdeutscher Herrschaft eine aus dem allgemeinen, gleichen, geheimen Wahlrecht hervorgegangene Volksvertretung, die in ihrer Zweiten Kammer folgende solide und aussichtsreiche Zusammensetzung aufweist: Zentrum 24 (im ersten Wahlgange 17 + im zweiten 7), Sozialdemokratie 11 (im ersten 5 + im zweiten 6), Lothringer Block 10 (im ersten 9 + im zweiten 1), Liberale 9 (im ersten 1 + im

zweiten 8), unabhängige Liberale 4 (im ersten 1 + im zweiten 3) und unabhängiges Zentrum 2 (im ersten). Unter den gewählten sechzig neuen Abgeordneten befinden sich neunzehn Mitglieder des alten Landesausschusses.

Das Zusammengehen der antiklerikalen Parteien hat zwar nicht alle Möglichkeiten restlos ausgeschöpft; aber abgesehen davon und daß die sämtlichen nationalistischen Kandidaten durch das liberal-demokratische Vorgehen zu Falle gebracht wurden, sind die Liberalen mit größerer Stärke in den ersten Landtag eingezogen, als sie im verflossenen Landesausschuß vertreten waren; und die ganz neue sozialdemokratische Fraktion (elf Mann) wird nicht selten dazu berufen sein, ihre Stoßkraft gegen den klerikalen Imperialismus zu mehren.

Im übrigen zeigen die Zahlen der Wahlstatistik ganz unwiderleglich, wie sehr das Zentrum, der „eigentliche Träger des Reichsgedankens" (?!), hierzulande die Nationalisten wenigstens im zweiten Wahlgange durchzubringen versucht hat, und wie der „Block der Linken" eine unbedingte Notwendigkeit zur rationellen Bekämpfung und endgültigen Vernichtung des Nationalismus nationalbündlerischer Provenienz war. Dieser Erkenntnis werden sich wohl nunmehr, nachdem die Tatsachen ihre klare Sprache gesprochen, auch jene altdeutschen Blätter nicht gut verschließen können, die ihre Abneigung gegen die Idee des Großblocks ungeachtet der lokalen Verschiedenheiten auch auf die reichsländischen Verhältnisse glaubten ausdehnen zu sollen.

Der liberale Gedanke hat in Elsaß-Lothringen stark gewonnen, der stolze Bau des Zentrums nun auch hierzulande seine Mehrheitsstellung eingebüßt, die Pariser Zeitung Le Siècle nennt das Wahlresultat geradezu „den Sieg des Deutschtums"; die klerikal-konservative Majorität von im Höchstfalle 36 Stimmen, welche sich im gegebenen einzelnen Falle gegen die Minderheit von 24 Stimmen der vereinigten Linken durch einen Anschluß des Lothringer Blocks ergeben würde, dürfte doch mit Rücksicht auf die heterogene Zusammensetzung des Blockes (aus zentrum-freundlichen, -feindlichen und liberalen Elementen) problematischer Natur, jedenfalls keine so unbedingte sein. Außerdem scheint nicht ausgeschlossen, daß der Lothringer Block mit seinen vielfachen Sonderinteressen unter Voranstellung der Devise „Lorraine avant tout" die landsmannschaftliche Zugehörigkeit seiner Mitglieder in den Vordergrund stellen wird, um sich damit ebenso wie im alten Landesausschuß die Bedeutung des „Züngleins an der Wage" zu erhalten.

Wahlanfechtungen werden nicht ausbleiben; über einige wird bereits berichtet, da zum Teil sehr geringe Mehrheiten erreicht wurden (12, 32 usw. Stimmen). Bei dieser Gelegenheit wird es interessant sein, zu erfahren, ob das Oberlandesgericht in Kolmar, welches auf Grund der Beschlüsse der Reichstagskommission für derartige Anfechtungen zuständig ist, ob sich also dieses unabhängige Gericht die Anschauungen zu eigen machen wird, die der Reichstag bei den Wahlanfechtungen zum Teil aus parteipolitischen Erwägungen heraus vertreten hat.

Einen Treppenwitz der Weltgeschichte könnte man es schließlich nennen, daß der biedere Nationalbundgründer und klerikal-demokratische Bürgermeister von Kolmar, Daniel Blumenthal, im Gemeinderat seines kommunalen Machtbezirks noch einmal die nötigen klerikalen Intelligenzen als Majorität gefunden hat, um aus dem Trümmerfelde seines Wahlfiaskos heraus als berufenster Vertreter der Stadt Kolmar in die Erste Kammer einzuziehen. B.

Das deutsch-französische Marokkoabkommen

Das äußerliche Ergebnis — Neuordnung der Marokkoangelegenheit — Die Verpflichtungen Deutschlands — Frankreich als Eckstein der marokkanischen Regierung — Die Kontrolle — Was bringt uns der Vertrag? — Bewegungsfreiheit — Bedeutung des Großkapitals — Die politische Seite — Deutschlands Ansehen — Unsere traditionelle Politik — Die Unterzeichner der Algecirasakte — Die deutsch-französischen Beziehungen — Die Gebietsabtretung am Kongo

Wenn diese Zeilen den Lesern der Grenzboten zu Gesicht kommen, tobt wahrscheinlich schon die Redeschlacht im Reichstage wegen des am 4. November endgültig unterschriebenen Abkommens zwischen Deutschland und Frankreich über die marokkanischen Angelegenheiten und die Neuregelung der Grenzen zwischen Deutsch-Kamerun und Französisch-Kongo. Fast fünf Monate haben die nunmehr abgeschlossenen Verhandlungen gewährt, und es ist heiß gestritten worden bis zur letzten Stunde. Die Unterhändler hüben und drüben haben einander an Zähigkeit zu übertreffen gesucht und sich gegenseitig nichts geschenkt, aber es ist ihnen auch nichts geschenkt worden von denen, die berufen waren das Werk zu fördern.

Das äußerliche Ergebnis der Verhandlungen ist der vierzehn Artikel umfassende Entwurf über die Ergänzungen des Marokkoabkommens vom 9. Februar 1909, der am 11. Oktober gezeichnet (paraphiert) wurde, und der Entwurf eines Vertrages über die Gebietsabtretungen im französischen Kongo, der am 2. November paraphiert wurde. Der Vertrag als Ganzes ist vom Sonnabend, den 4. d. M., gezeichnet worden. Vorweg sei bemerkt, daß der Vertrag irgendwelche Abmachungen über Togo nicht enthält; die Besprechungen über Grenzregulierungen zwischen Togo und Dahome sind im letzten Moment fallen gelassen worden.

Der Vertragsteil über die Neuordnung der Marokkoangelegenheit behandelt in seinen drei ersten Artikeln die Verpflichtungen Deutschlands gegenüber Frankreich, in den Artikeln 4 bis 8, 10 und 11 die Pflichten Frankreichs gegenüber den in Marokko interessierten Mächten und in Artikel 9 und 12 bis 14 alles Gemeinsame, wie Konsulargerichte und die Beziehungen der Algecirasmächte zu Marokko.

Die Verpflichtungen Deutschlands bestehen im wesentlichen darin, daß es Frankreich freie Hand läßt in Marokko zu schalten, soweit Interessen der anderen Mächte nicht dadurch berührt werden, und indem es wiederholt versichert, keine anderen als wirtschaftliche Ziele in Marokko zu verfolgen. Die deutsche Regierung erklärt in Artikel 1, sie werde die Handlungen Frankreichs nicht stören, die darauf gerichtet sind, der marokkanischen Regierung bei der Einführung der dieser notwendig erscheinenden Reformen der Verwaltung, der Rechtsprechung, der Wirtschaft, Finanzen und des Heerwesens zu Hilfe zu kommen; ebensowenig werde sie sich einer genauen Präzisierung und Ausdehnung der französischen Kontrolle und deren Hilfeleistung (Protektion) widersetzen, solange Frankreich die in früheren Verträgen festgelegte Handelsfreiheit aufrecht erhält; dabei wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die durch die Algecirasakte festgelegten Rechte und Freiheiten der Marokkanischen Staatsbank unter keinen Umständen verstümmelt werden dürfen. Artikel 2 gesteht den Franzosen das Recht zu, nach entsprechender Vereinbarung mit der marokkanischen Regierung Landesteile militärisch zu besetzen, soweit solches zur Aufrecht-

erhaltung der Ordnung und der Sicherheit notwendig erscheint; ebenso wird Frankreich die Ausübung der Polizeigewalt überlassen. In Artikel 3 verpflichtet sich Deutschland keinen Widerspruch dagegen zu erheben, falls der Sultan der französischen Regierung den Schutz seiner Untertanen und Interessen im Auslande anvertraut, sowie falls der Sultan Franzosen zu seinen Unterhändlern mit Vertretern anderer Mächte bestellt.

Somit wird Frankreich zum Eckstein der marokkanischen Regierungsgewalt erhoben und in Marokko wird eine Macht eingesetzt, die den ausländischen Interessenten für Rechtssicherheit und Handelsfreiheit verantwortlich ist. An die Stelle einer Scheinregierung, mit der die Algecirasakte rechnete, wird eine wirkliche, greifbare und angreifbare gesetzt, die auf der einen Seite im Namen des Sultans und nur mit dessen Einverständnis handeln darf, und die auf der anderen sich nicht mehr hinter der Untreue oder Untüchtigkeit marokkanischer Beamter verstecken darf, sofern Interessen fremder, nicht französischer Staatsangehöriger verletzt werden.

Angesichts dieser Bestimmungen, die Frankreich außerordentlich weitgehende diskretionäre Gewalt einräumen, entsteht die Frage, wie Frankreichs Tätigkeit und Handhabung des Vertrages wirksam zu kontrollieren sein werde, da es ja nur zu menschlich wäre, wenn die französische Regierung gerade angesichts der ihr eingeräumten Machtbefugnisse das Bestreben hätte, diese noch auf Kosten der Gegenpartei zu erweitern. Hier galt es um so mehr einen Riegel vorzuschieben, als irgend welche Hilfsmittel, die Tätigkeit der Franzosen zu kontrollieren und ihre unsern Unternehmern schädlichen Maßnahmen zu verhindern, nicht bestanden. Ein Parlament besteht in Marokko ebenso wenig wie eine unabhängige Presse, und so dürften nach Lage der Dinge die einheimischen Behörden bald ebenso kenntnislos dem Treiben der Franzosen gegenüberstehen wie das Ausland, sofern es nicht gelang die Abmachungen entsprechend zu ergänzen. Aus diesem Dilemma sollen nun die Bestimmungen der Artikel 4 bis 8, 10 und 11 herausführen. Sie enthalten zunächst eine Art Marschroute für die Tätigkeit der französischen Behörden in Marokko, soweit sie mit wirtschaftlichen Dingen in Berührung kommen, und schaffen ein Kontrollsystem, das es den nichtfranzösischen Marokkointeressenten möglich macht, die wirtschaftlichen Pläne der Regierung dauernd verfolgen und rechtzeitig erkennen zu können. Den Mittel- und Ausgangspunkt des Systems bildet die auf der Grundlage des französischen Rechts organisierte Aktien-Gesellschaft Marokkanische Staatsbank.

Im einzelnen betrachtet, besagen die Bestimmungen des neuen Vertrages folgendes: die französische Regierung verpflichtet sich, keinerlei Ungleichheiten zwischen den in Marokko Handel treibenden Nationen zuzulassen, sei es im Zusammenhang mit der Organisation des Zollwesens, der Steuern oder sonstiger Abgaben, sei es bei Tarifen auf irgendeiner Art von vorhandenen oder noch zu bauenden Verkehrswegen. Das Gleiche gilt für den Durchgangsverkehr. Ferner hat die französische Regierung eine differenzierende Behandlung der verschiedenen Nationalitäten zu verhindern. Insbesondere darf sie den Erlaß von keinerlei Verordnungen, z. B. über Maße und Gewichte, Aichungswesen, Anbringung von Stempeln auf Bijouteriewaren dulden, die geeignet wären, die Waren irgendeiner Macht in ihrer Konkurrenzfähigkeit zu beeinträchtigen. Um den Mächten einen Einblick in das Zollwesen zu verschaffen,

soll die Marokkanische Staatsbank gehalten sein, sich in der „Commission des valeurs douanières“ und in dem „Comité permanent des douanes“ der Reihe nach durch die verschiedenen Mitglieder ihrer Tangerer Direktion vertreten zu lassen, die sich jährlich abwechseln (Artikel 4). Auf auszuführendes Eisen darf kein Zoll gelegt werden; auch die Mineninduſtrie darf bezüglich ihrer Produktion und Arbeitsmittel mit keinerlei besonderen Steuern belegt werden. Sie hat lediglich allgemeine Steuern zu tragen, die den Bestimmungen der Artikel 35 und 49 des Entwurfs zu einem marokkanischen Berggesetz vom 7. Juni 1910 entsprechen und sich auf eine Flächensteuer sowie eine Abgabe vom Bruttogewinn beschränken (Artikel 5). Die Vereinbarungen über öffentliche Bauten und Arbeiten (Artikel 6) knüpfen an die Bestimmungen der Algecirasakte an, tragen aber den inzwischen gemachten unliebsamen Erfahrungen Rechnung durch die Klausel, wonach einmal die Marokkanische Staatsbank den ihr zustehenden Platz in der „Commission générale des adjudications et marchés“ abwechselnd der Reihe nach mit einem ihrer Tangerer Direktionsmitglieder zu besetzen und ferner die marokkanische Regierung einen der ihr zustehenden drei Delegierten in dem „Comité spécial des travaux publics“ einer in Marokko vertretenen fremden Macht zu übertragen hat, solange Artikel 66 der Algecirasakte in Kraft bleibt. Um die Erschließung Marokkos zu erleichtern, gestattet Artikel 7 allen Eigentümern von landwirtschaftlichen oder industriellen Betrieben, ohne Unterschied der Nationalität, Eisenbahnen aus eigenen Mitteln zu bauen, die ihre Betriebe mit den nächstgelegenen Häfen oder öffentlichen Eisenbahnen verbinden können; freilich haben sie sich dabei nach den Reglements zu richten, die unter Anlehnung an die französische Gesetzgebung erlassen werden sollen. Artikel 8 bestimmt die jährliche Berichterstattung über das öffentliche Eisenbahnwesen durch ein Mitglied des Direktoriums der Marokkanischen Staatsbank. Artikel 10 will den Ausländern die Ausübung des Fischereirechts und Artikel 11 die Eröffnung weiterer Häfen sichern. Artikel 9 sieht die Schaffung eines Schiedsgerichts vor, das neben dem Konsulargericht so lange bestehen soll, bis beide durch ordentliche Gerichtsinstitutionen nach französischem Muster ersetzt sein würden. Schließlich verkündet Artikel 13 die Ungültigkeit aller der bisher zu Recht bestehenden Bestimmungen, die der obigen Abrede widersprechen, während in Artikel 14 die vertragschließenden Teile sich verpflichten, von den Unterzeichnern der Algecirasakte das Einverständnis zu obigen Vereinbarungen zu erbitten.

Dies ist der Inhalt des Marokkovertrages; ich gebe ihn an der Hand des französischen Textes.

Was bringt er uns?

Solche direkte Frage ist bei der Art des Vertragsobjekts nicht leicht direkt zu beantworten. Es handelt sich nicht um greifbare und meßbare Dinge, die ganz selbstständig und unabhängig von äußeren Einflüssen einen gewissen Wert darstellen, sondern mehr um Formen, die erst unter bestimmten, allerdings vorhandenen Voraussetzungen zu materiellen Werten für uns werden können. Hier ist gewissermaßen nur der Tummelplatz für die wirtschaftlich Kämpfenden neu abgesteckt und ein neues Reglement für die Handhabung ihrer Waffen gegeben. Darum fragt es sich zunächst, ob die Neuerungen für das deutsche Wirtschaftsleben eine Besserung bedeuten oder nicht. Selbst jene, die nur durch eine Besitzergreifung zufrieden gestellt werden könnten, werden, soweit sie überhaupt noch ruhig zu denken vermögen, diese Frage

nicht verneinen dürfen. In dem Vertrage ist das Prinzip der offenen Tür in einer Weise mit praktischen Garantien umgeben, wie wir es bisher noch in keiner ähnlichen internationalen Vereinbarung gefunden haben. Frankreich ist durch die Einzelheiten der Bestimmungen allem menschlichem Ermessen nach so fest gelegt, daß es sie wohl nur dann umgehen könnte, wenn unsere Interessenten Trottel wären oder aber wenn es Frankreich einfiele, sich mit Gewalt der loyalen Durchführung der Vertragsbestimmungen zu widersetzen. Es liegen keine Anzeichen vor, die etwas ähnliches in Aussicht stellen. Die Zustimmung einer Großmacht, wie Frankreich es ist, zu solchen weitgehenden Bindungen spricht dafür, daß sie auch für Frankreich vorteilhaft sind, und daß darum die ehrliche Absicht zu friedlichem Zusammenwirken vorhanden ist.

Wie weit die deutschen Kaufleute befähigt sein werden, die neue Situation auszunutzen, darüber brauchen wir uns angesichts ihrer Tüchtigkeit kaum die Köpfe zu zerbrechen. Sofern sie es verstehen, den ihnen eingeräumten Einfluß in der Marokkanischen Staatsbank und deren Kommissionen auszunutzen, werden sie auch diejenige Kontrolle über die wirtschaftlichen Absichten der Franzosen in Marokko behalten, die ihnen der Vertrag zugesteht.

Das neue Abkommen erweitert die Bewegungsfreiheit der deutschen Marokkointeressenten ganz außerordentlich und sichert die Früchte ihrer Arbeit gegen den früheren Zustand in recht erheblichem Maße. Vor allen Dingen wird man diese Sicherung in der Beseitigung der Fiktion von einer marokkanischen Regierungsgewalt erblicken dürfen. Nachdem der Sultan selbst seine Macht um französisches Gold preisgegeben, bildete seine Regierung wohl den Schleier, die Maske für die französischen Unternehmungen, nicht aber eine Stelle, an die sich die geschädigten nichtfranzösischen Marokkointeressenten mit Aussicht auf Berücksichtigung halten könnten. Jetzt wird zwar, wie in allen früheren Verträgen, die Souveränität des Sultans formell anerkannt, aber die Verantwortung gegenüber den Algecirasmächten soll nicht mehr die marokkanische Regierung, sondern an ihrer Statt die französische tragen. Darum heißt es in jedem Artikel des neuen Vertrages: „le Gouvernement français veillera, déclare, s'engage, s'emploiera, usera de son influence, chargera“ usw. usw. ... Frankreich ist verantwortlich für die Handlungen der Kaids ebenso wie für die seiner Offiziere und Zollbeamten. Für die Bestechlichkeit der marokkanischen Beamten verantwortet fortab nicht der machtlose Sultan, sondern Frankreich, das in Marokko bisher von allen Mächten allein im Trüben fischen durfte, und das bisher die Unternehmungslust der deutschen Kaufleute zu hemmen versuchte, — übrigens ohne sie zu hemmen.

Nun wird es den Unterhändlern kaum gelungen sein, alle Reibungsflächen zwischen Frankreich und Deutschland zu beseitigen, aus dem einfachen Grunde, weil solches ein Ding der Unmöglichkeit ist, solange bei beiden Schaffenslust und Selbsterhaltungstrieb vorhanden sind. Bei aufmerksamer Prüfung des neuen Vertrages wird man aber das Bestreben erkennen, eine Gemeinsamkeit der Interessen beider Länder herbeizuführen. Wie solches geschehen, lehrt das Studium der Gründungsgeschichte sowie der Statuten der marokkanischen Staatsbank, wie auch der wichtigen Rolle, die dem Direktorium dieser Bank durch den neuen Vertrag zugewiesen ist. Damit aber werden auch die großen Richtlinien des Vertrages

in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht offenbar, denen die Unterhändler gefolgt sind. Es ist richtig erkannt, daß, wie die Dinge nun einmal zwischen Deutschland und Frankreich liegen, eine Gemeinsamkeit von deutschen und französischen Interessen nur durch Vermittlung des internationalen Großkapitals hergestellt werden konnte, daß es somit galt, deutsche und französische Kapitalien für einen Zweck zusammenzubringen und ihren Besitzern dadurch die Solidarität ihrer Interessen praktisch vor Augen zu führen. Dies Ziel verfolgte Herr v. Kiderlen auch, wenn er den Herren Mannesmann zuredete, sich den internationalen Finanzierungsunternehmungen anzuschließen, diesem Ziel dienten die Krupp und Mendelssohn, die bereitwilligst jeder Anregung zur Kapitalbeteiligung folgten, mochte sie vom Fürsten Bülow oder vom Staatssekretär von Richthofen ausgehen. Dadurch erhält die Stellung der Staatsbank einen ganz besonderen Wert für die Zukunft unseres Handels in Marokko und der wirtschaftliche Teil des Vertrages darf als ein Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustande betrachtet werden, wenigstens im Hinblick auf alle die, die bereit sind, ihre egoistischen Ziele dem Wohle des Ganzen unterzuordnen.

* * *

Wir kommen damit zur politischen Seite des Vertrages.

Darf man auch sie als einen Fortschritt bezeichnen?

Für eine einwandfreie Beantwortung dieser Frage ist die Heranziehung so vieler Momente notwendig, die auf subjektiver Bewertung der Tatsachen und Nebenumstände beruhen, daß wir uns zunächst einmal vor Augen führen müssen, welche Verhältnisse denn überhaupt durch den Vertrag berührt werden. Zunächst seien wir uns klar darüber, daß hier ein internationaler Vertrag vorliegt, der belastet wird durch die Interessen von zwölf Staaten, wenn wir Marokko selbst nicht rechnen. Sodann handelt es sich um den ersten Schritt, mit dem die deutsch-französischen Annäherungs- und Verständigungsversuche auf eine praktische Basis geraten, und drittens geht es um eine Verschiebung der Machtverhältnisse am Mittelländischen Meer, die nicht ohne Rückwirkung auf die weltgebietende Stellung Großbritanniens bleiben kann. Zwei Dinge hat Herr v. Kiderlen faktisch erreicht. Frankreich ist auf die praktische Basis getreten und zwar in einer Form, die uns den weiteren Zielen der deutschen Friedenspolitik weit sicherer zuführt, wie etwa interparlamentarische Verbrüderungen oder sozialistische Friedensdemonstrationen, und dann hat er neun Mächte, nämlich Österreich-Ungarn, Belgien, Spanien, Großbritannien, Italien, Holland, Portugal, Rußland und Schweden als Aktienzeichner der Marokkanischen Staatsbank hinter die deutschen Marokkointeressenten gestellt, solange diese für die offene Tür auf der Grundlage des Vertrages eintreten; man erinnere sich der Konstellation in Algeciras und man wird zugeben, daß es Herrn v. Kiderlen um einen Schritt mehr gelungen ist, aus dem Ringe herauszukommen, mit dem Eduard des Siebenten Politik uns zu erdrosseln hoffte. Wegen der künftigen Stellung Großbritanniens genüge der Hinweis; eine Erörterung darüber beansprucht einen Artikel für sich, der alle Kräfteverhältnisse am Mittelmeer zu untersuchen hätte.

Nun wird mir entgegengehalten: aber um welchen Preis wurden diese angeblichen Fortschritte erzielt!? Aus den Kommentaren eines Teiles der Presse könnte man glauben, wir seien schon einmal Herren in und von Marokko gewesen und hätten nun den Franzosen wohlerworbene Rechte kampflos hingegeben. Deutschland hätte somit nach Abschluß dieses Vertrages alles Ansehen verloren und sei nunmehr aus der Reihe der Großmächte ausgeschieden. Warum? Weil der Kaiser Marokko nicht militärisch besetzen ließ, und weil er weder an Frankreich noch an England den Krieg erklärt hat. Diese Auffassung wird in weiten Kreisen geteilt, und weder die besonnenen Ausführungen des Professors Harms, noch des alldeutschen Schriftstellers Mehrmann, noch des Hauptmanns Hutter finden Beachtung. Was die Kölnische oder Frankfurter Zeitung schreiben, die doch wirklich mit Mitteln nicht sparen, um sich selbständig und allseitig zu orientieren, wird als Ausgeburt senilen Offiziösentums mit Achselzucken beiseite geschoben.

Tatsächlich waren wir niemals Herren in Marokko. Niemand, der das Gegenteil behauptet, dürfte imstande sein, authentisch nachzuweisen, daß wir in irgend einer Phase des Marokkostreites die Absicht gehabt hätten, uns dort politisch festzusetzen. Wir haben eine Zeitlang versucht, in Nordwestafrika einen gesunden, selbständigen Staat von neuem aufleben zu lassen, sind aber davon wegen Untauglichkeit des Objekts abgekommen. Niemals, auch als der Kaiser nach Tanger ging, sind wir darauf ausgegangen, uns in Marokko festzusetzen. Nach dem Besuch schrieb Jacoby in den Grenzboten (Bd. II 1905 S. 54), „Deutschland will in Marokko keinen Fuß breit Land, sucht auch keineswegs dort ein zweites Kiautschou zu etablieren, das jeder feindlichen Flotte preisgegeben sein oder die Abwesenheit der deutschen Schlachtflotte von den heimischen Küsten erheischen würde. Wir wollen in Marokko nichts weiter als die offene Tür, für uns wie für alle anderen Nationen." Jacoby aber war über die politischen Absichten der Regierung besonders gut unterrichtet. Wenn also heute allgemein geglaubt wird, der Vertrag bedeute einen Rückzug vor Frankreich, so liegt das in einer falschen Auffassung unserer Absichten.

Es wäre ganz lehrreich, einmal zu untersuchen, wie sich diese irrige Auffassung, die wie eine schleichende Krankheit den inneren Frieden Deutschlands zu untergraben sucht, so tief, wie es geschehen, in die Gedankenwelt der Nation eingraben konnte. Viele psychologische Momente sprechen da mit. Eine sehr schwere Schuld trifft die Regierung, die, anders als zu Bismarcks und Bülows Zeiten, es verschmäht hat, sich der Presse in dem Maße zur Aufklärung des Publikums zu bedienen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre. Doch davon ein andermal.

* * *

Die Gründe für unser friedliches Verhalten während des jüngsten Marokkostreites sind bereits in Heft 32 näher dargelegt. Heute sei nur auf einen Grundpfeiler der Reichspolitik hingewiesen, der anscheinend in Vergessenheit geraten ist. „Wir übernehmen", so heißt es in der Proklamation vom 18. Januar 1871, „die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines

Volks, zu verteidigen." Nach diesem Leitspruch ist die deutsche Regierung auch während des abgelaufenen Sommers verfahren: sie hat, als die Franzosen sich anschickten, Marokko zu besetzen, um „die Interessen der Algeciras-Mächte zu schützen," durch die Entsendung des „Panther" nach Agadir deutlich zum Ausdruck gebracht, daß sie imstande und bereit sei, das Interesse und das Leben der Deutschen selbst zu verteidigen; sie hat ferner die erste günstige Gelegenheit ergriffen, die sich bot, eine auf falschen Voraussetzungen beruhende und darum als untauglich erkannte Daseinsbasis durch eine neue zu ersetzen, und schließlich hat sie, als England den Versuch machte, bei den Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich mitzuwirken, dieses würdevoll in die Schranken gewiesen und diese unter vier Augen auf friedlichem Wege zu dem Ende geführt, das sie erreichen wollte und mußte und — durfte.

Eine andere Behandlung der Marokkoangelegenheit während des Jahres 1911 als wie sie stattgefunden — von einzelnen Mißgriffen, deren Ursachen wir nicht zu übersehen vermögen, wird hier abgesehen —, hätte einen Bruch mit unserer traditionellen Politik seit der Reichsgründung bedeutet und uns zu russischen Methoden in der Handelsexpansion geführt. Rußland dehnt seinen Handel aus, indem es zunächst „wissenschaftliche Expeditionen" unter starker Bedeckung von Kosaken und Artillerie über seine asiatischen Grenzen schiebt, die sich mit dem Vordringen der Expedition automatisch weiten. Dann bewilligt der Finanzminister (so war es wenigstens bis 1905) einen namhaften Kredit zur „Förderung des russischen Handels", und schließlich kommt der russische Kaufmann, der gewöhnlich einen deutschen Namen trägt oder Jude ist, und macht das Geschäft für die russische Volkswirtschaft. Ähnlich machen es die Franzosen. Unsere Welthandelspolitik beruht auf anderen Faktoren. Erst kommt der Kaufmann, dann das Privatkapital, dann die diplomatische Unterstützung, und erst lange danach erscheint das Kriegsschiff, meist nicht als Drohung, sondern als Träger von Grüßen aus der Heimat an die wackeren Pioniere der deutschen Kultur!

Bisher wurde die deutsche Handelspolitik getragen von der Tüchtigkeit, der Intelligenz, dem Anpassungsvermögen und der anerkannten Ehrenhaftigkeit der deutschen Kaufleute im engen Zusammenhang mit der Leistungsfähigkeit unserer Industrie. Und seit dreißig Jahren bringen die deutschen Kaufleute in alle Domänen der älteren Welthandelsvölker ein und können der Heimat die Reichtümer aus beiden Hemisphären zuführen.

Einer militärischen Unterstützung bedurften sie dazu bisher nicht. Zum erstenmal in der Geschichte des neudeutschen Welthandels sehen in Marokko deutsche Unternehmer sich an den Grenzen ihres Könnens, aber nicht, weil sie von irgendjemand im Stich gelassen worden wären, sondern weil sie das Vorhandensein älterer, historisch begründeter Rechte sowie einer unabänderlichen historischen Entwicklung ignorierten und darum einen falschen Weg gingen.

Ich halte es für einen moralischen Sieg der deutschen Regierung, daß sie allen inneren und äußeren Schwierigkeiten zum Trotz dem Drängen der Herren Mannesmann nicht nachgegeben und damit den friedlichen Charakter aller ihrer internationalen Bestrebungen in einer, besonders in ihren innerpolitischen Rückwirkungen äußerst heiklen Situation unterstrichen hat. Verschiedene Blätter halten den Zeitpunkt für geeignet, um durch Hinweis auf die Haltung Bis-

marcks im Jahre 1882 dem Kaufmann Lüderitz gegenüber darzutun, wie schwächlich das Verhalten unserer Regierung sei. Bismarck hat damals dem deutschen Reichsangehörigen nicht ohne weiteres den Reichsschutz zugesagt, sondern nur unter der Bedingung, daß nicht ältere Besitztitel von dritter Seite rechtmäßig geltend gemacht würden. Die älteren Rechte Englands in der Walfischbai hat Bismarck auch respektiert, wenngleich sie einen Pfahl im Fleisch der deutschen Kolonie bedeuten, und wahrscheinlich hätte er ebenso wie jetzt Herr v. Kiderlen auch das Recht des Sultans von Marokko anerkannt, sein Land und seine Macht nach Gutdünken an die Franzosen zu verschachern, solange damit nicht deutsche Interessen verletzt wurden. Die Wahrscheinlichkeit hierfür ist um so größer, als Bismarck das Eindringen der Franzosen in Afrika gerne sah (vgl. Hohenlohe, „Denkwürdigkeiten" Bd. II S. 291 u. 321).

* * *

In den voraufgegangenen Ausführungen habe ich mich darauf beschränkt, auf der Grundlage einer näheren Kenntnis der deutschen auswärtigen Politik seit dem Herbst 1903 und an der Hand sowohl der amtlichen wie privaten Veröffentlichungen über den Marokkohandel darzustellen, was Herr v. Kiderlen an neuen Werten durch den Marokkovertrag in unsere internationalen Beziehungen getragen hat. Der Kritik habe ich mich enthalten, wo nicht augenscheinliche Mißgriffe oder Unterlassungen nachgewiesen werden können. Ebenso wenig habe ich an der Vergangenheit gerüttelt, obwohl gerade in ihr die meisten Ursachen für die schlechte Aufnahme zu finden sind, die die Presse heute dem Vertrage bereitet. Die Entwicklung des Marokkohandels konnte bei der einmal gegebenen Reichsverfassung nicht unberührt bleiben durch das Versagen Holsteins im September 1905, durch den plötzlichen Tod des Staatssekretärs v. Richthofen und schließlich durch das Erscheinen zweier Männer am Reichssteuer wie der Herren v. Tschirschki und v. Schön. Die daraus entstandenen Friktionen sollten nun eigentlich nicht dazu führen, die heutige Regierung in der Weise zu verunglimpfen, wie es geschieht. Sehen wir von der Agitation der Alldeutschen und der Herren Mannesmann ebenso wie von der Ignorierung der Presse durch die Regierung ab, so hätte das Abkommen auch wohl die verdiente Würdigung gefunden, wenn es nicht mit Kolonialfragen verquickt worden wäre. Ich schicke voraus, daß ich keinen andern, als den gewählten Weg kenne, der hätte beschritten werden müssen, habe auch nirgends bei den Kritikern der Regierung eine entsprechende Angabe gefunden; Frankreich, einmal zum verhandeln gebracht, durfte nicht eher losgelassen werden, als bis auch die andern zwischen ihm und uns wegen Afrika schwebenden Fragen erledigt waren. Diese Verquickung hat es notwendig gemacht, das Kolonialressort mit in die Verhandlungen zu ziehen. Als die Notwendigkeit auftauchte, zur Regulierung der Grenzen alten Kolonialbesitz gegen neuen auszutauschen, da streikte das Kolonialamt und scheint dem deutschen Unterhändler solche Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu haben, daß dieser von einem bestimmten Zeitpunkt ab es vorgezogen hat, seinen Weg allein zu gehn. Es sei dahingestellt, ob solches Verfahren am Platze war. Das aber sehen wir deutlich, daß hier ein Fehler in der Organisation der Reichsämter zutage getreten ist, der unbedingt ausgebessert werden muß. Bei der nebengeordneten Stellung, die die Reichsverfassung deutschem Kolonialland anweist,

erscheint ein selbständiges Kolonialamt als Anachronismus. Da das Reich bisher bewußt keine Siedlungskolonien eingerichtet hat, hat auch das Kolonialland nur die Bedeutung von Handelsgut, und wenn die Reichsleitung den Augenblick für gekommen erachtet, dieses Gut zu verkaufen oder anderes dafür einzutauschen, so sollte es nicht möglich sein, daß das Kolonialressort imstande ist, solche Absichten zu durchkreuzen. Im vorliegenden Falle scheint die Kolonialgesellschaft, die in einer Resolution den Standpunkt der Herren Mannesmann verteidigte, und ihr hoher Präsident sich hinter den Rücken des Kolonialamts gestellt zu haben. Auf dem Wege über die Kolonialgesellschaft scheinen denn auch Nachrichten in die Presse gelangt zu sein, die seitens des obersten Reichsbeamten als Indiskretionen empfunden werden mußten.

Herr v. Lindequist, der sonst so zurückhaltende Mann, hat sich einen dramatischen Abgang bereitet. Nachdem er noch wenige Tage vorher sein Ausharren auf dem Posten versprochen, mußte die plötzliche Wandlung seiner Ansichten unerhörtes Aufsehen erregen und die Stellung der Regierung vor dem Lande noch prekärer machen wie sie schon so ist. So endet denn der Marokkohandel, dessen Abschluß die internationale Lage tatsächlich zu unsern Gunsten verschiebt, mit einem häßlichen Mißklang, der alle harmonischen Stimmen ertötet.

Über den wirtschaftlichen Wert der Kongokompensationen zu urteilen, bin ich nicht in der Lage; was über sie in politischer Hinsicht zu sagen ist, bitte ich in Herrn Mehrmanns Ausführungen in Heft 43 nachzulesen; über die wirtschaftliche Bedeutung wird im nächsten Heft ein Sachverständiger, Rudolf Wagner, das Wort ergreifen. G. Cl.

Der Wechsel im Kolonialamt

Die Neubesetzung — Dr. Solf — Sein Wirken in Samoa — Besiedlung der Kolonien

Die Neubesetzung des Staatssekretärpostens im Reichskolonialamt macht Schwierigkeiten. Angesichts der neugeschaffenen Lage ist es dringend notwendig, daß die Kolonialverwaltung einen Leiter bekommt, der geschäftliche Gewandtheit mit politischer Zähigkeit verbindet. Die Ernennung des Gouverneurs von Samoa, Dr. Solf, zum einstweiligen Stellvertreter deutet darauf hin, daß man ihn an maßgebender Stelle für den geeignetsten Nachfolger hält. Wie unsere Leser wissen, haben wir ja sehr oft etwas an der Solfschen Politik auf Samoa auszusetzen gehabt, und wir sind auch heute noch der Ansicht, daß er der vornehmsten Aufgabe eines deutschen Gouverneurs, dem Deutschtum in der Kolonie die unbedingte Vorherrschaft zu sichern, nicht gerecht geworden ist. Anderseits verkennen wir aber keineswegs, daß Samoa der schwierigste Posten im Rahmen unseres Kolonialbesitzes ist, weil diese Kolonie im Grunde genommen eben ganz aus diesem Rahmen herausfällt. Sie gehört verkehrs- und handelspolitisch zu Australien, weil sie vom Mutterland soweit abliegt, daß die geschäftlichen Beziehungen mit diesen sehr erschwert sind.

Tatsächlich sind denn auch von achtzig Schiffen, die Deutsch-Samoa durchschnittlich jährlich anlaufen, nur drei deutsche, die anderen englische, und von dem Handel der Kolonie entfällt knapp ein Drittel auf Deutschland. Viele Ansiedler sind Engländer, viele auch stark anglisiert oder ausgesprochene Abenteurer, viele sind sogar mit farbigen Frauen verheiratet; dazu kommt eine starke Mischlings-

bevölkerung, die sich energisch vordrängt. Wenn trotz dieser schwierigen Verhältnisse sich Dr. Solf zwölf Jahre an der Spitze der Kolonie halten konnte, so spricht dies dafür, daß gewisse für einen Kolonialmann wichtige Fähigkeiten vorhanden sind. Er ist denn auch ein umgänglicher Mann, der ein offenes Wort nicht übel nimmt, aber anderseits mit hartem Kopf das durchzusetzen versteht, was er für richtig hält. Im fernen Samoa, direkten Einflüssen entzogen, bekam sein Wirken einen stark autokratischen Anstrich, aber in der Heimat, auf dem Posten des Staatssekretärs, ist ja dafür gesorgt, daß seine Bäume nicht in den Himmel wachsen. Freilich mag Dr. Solf durch seine lange Amtszeit auf dem abgelegenen Samoa etwas einseitig geworden und von seinen früheren ostafrikanischen Erfahrungen wird wohl kaum viel hängen geblieben sein. Anderseits will es uns scheinen, daß er nachgerade doch eingesehen hat, wie wenig Samoa dem Ideal einer deutschen Kolonie nahe kommt, und daß er durch diese Erfahrung am eigenen Leibe das richtige Verständnis und Augenmaß für eine bewußt nationale Kolonialpolitik gewonnen hat. Herr Dr. Solf war bisher keineswegs als ein Freund der Besiedelung mit Landsleuten bekannt; er war entschieden gegen den Zuzug von Ansiedlern nach Samoa. Es muß allerdings anerkannt werden, daß er sich dabei etwas gedacht hat, er wollte nicht die Verantwortung übernehmen, daß deutsche Siedler in größerer Zahl in das seiner Ansicht nach ganz ungeeignete Milieu verpflanzt würden. Und darin liegt vielleicht manches Richtige, wenn auch die bereits vorhandene Ansiedlerschaft auf Samoa gegenteiliger Ansicht ist. Herr v. Lindequist verdankte seine Volkstümlichkeit in erster Linie seinen Siedlungsplänen. Er konnte sie nicht verwirklichen, sondern hat sie als Erbteil seinem Nachfolger hinterlassen.

Rudolf Wagner

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Jeder Offizier abonniere auf die

Neuen Militärischen Blätter

Infanteristische Halbmonatshefte

58. Jahrgang. — Abonnementspreis 1,— Mk. vierteljährlich.

Herausgegeben von Hauptmann **Dr. Fritz Roeder**

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Probenummern kostenfrei durch die Expedition **Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.**

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Das neue Kamerun

Von Rudolf Wagner-Berlin

Der Kongovertrag mit Frankreich hat uns an der Oſt- und Südgrenze von Kamerun einen Landzuwachs von 275000 Geviertkilometern, viermal ſo groß wie das Königreich Bayern, gebracht, wogegen Deutſchland den Franzoſen den ſogenannten „Entenſchnabel“, das Gebiet zwiſchen dem Schari und Logone (12000 Geviertkilometer) abgetreten hat. Die neuen Grenzen Kameruns, wie ſie in dem Übereinkommen in großen Zügen feſtgelegt ſind, dürfen wohl als bekannt vorausgeſetzt werden; ſie umfaſſen eine Fläche von 761000 Geviertkilometer. Zum Verſtändnis ihrer wirtſchafts-geographiſchen Bedeutung gelangen wir aber erſt, wenn wir das neue Kamerun zuſammen mit dem alten betrachten.

In den Preſſeerörterungen der letzten Wochen über den Wert oder Unwert der neugewonnenen Gebiete und in den Verhandlungen des Reichstags treten faſt durchweg falſche Vorſtellungen über deren geographiſche Verhältniſſe zutage. Es iſt da vielfach generell von „Kongoſümpfen“ und „Wüſten“ geſprochen worden, und man konnte den Anſchein gewinnen, als ob das ganze langgeſtreckte Gebiet, das wir von den Franzoſen bekommen haben, einen gleichartigen Landſchaftscharakter aufweiſe. Das iſt ganz und gar nicht der Fall.

Unſere Kolonie Kamerun gehört zwei grundverſchiedenen geographiſchen Regionen an. Das ſüdliche Viertel gehört zu dem Urwaldgebiet des Kongobeckens, das übrige zu der großen Steppenregion, die ſich vom weſtlichen Sudan quer durch ganz Afrika bis an die Oſtküſte und an den Sambeſi hinzieht, in ſeinen Formen aber weſentliche Verſchiedenheiten zeigt, vom lichten Wald oder der Parklandſchaft bis zur trockenen Grasſteppe. Natürlich darf man ſich nun nicht vorſtellen, daß die Waldgrenze ſcharf ausgeprägt iſt und die Steppe da beginnt, wo der Urwald aufhört. Von der Nordweſtgrenze beginnend iſt die ganze Küſte von Kamerun durchſchnittlich 100 bis 150 Kilometer landeinwärts bis hinauf an den Rand des Hochlandes mit Urwald bedeckt. Vom Sanaga-

ſtrom an verläuft die Urwaldgrenze ungefähr in öſtlicher Richtung ins Innere des Landes, hinüber über die Grenze der Kolonie auf den Ubangi, einen der Hauptzuflüſſe des Kongo, zu, der mit ſeinem Oberlauf im Kongobecken etwa die nördliche Grenze des Waldlandes bildet. Wo ſich Waldland und Steppe begegnen, greifen beide Formen ineinander, der Urwald wird lichter und iſt immer häufiger von Savannen unterbrochen, während in der Übergangszone die Steppe da und dort noch Urwaldkomplexe oder einzelne charakteriſtiſche Urwaldbäume aufweiſt. Im allgemeinen kann man ſagen, daß das Land nördlich einer zwiſchen der deutſchen Station Jaunde und der franzöſiſchen Station Bangi gedachten Linie der Steppenregion angehört, demnach nur etwa die Hälfte des deutſch-franzöſiſchen Kompenſationsgebiets in den regenreichen und ſtellenweiſe ſumpfigen Kongo-Urwald fällt.

Das Innere von Kamerun bildet ein 600 bis 1000 Meter hohes Hochland, das 50 bis 100 Kilometer hinter der Küſte in zwei, teilweiſe allerdings ſtark zerlegten Stufen aufſteigt. Der nördliche Rand des Hochlands iſt zu wildzerklüfteten, bis zu 3000 Meter hohen Gebirgen aufgewulſtet und ſchroff gegen das darunter in 200 bis 300 Metern Meereshöhe liegende Flachland, die Landſchaft Adamaua, abgeſetzt. Im Oſten und Südoſten dacht es ſich faſt unmerklich in das Kongobecken ab; ein Steilabſturz iſt nicht zu beobachten, vielmehr löſt ſich das Hochland hier in kleinere Höhenzüge auf, in welche die Flußläufe tief eingeſchnitten ſind. Südwärts ſetzt es ſich in einer Höhe von 400 bis 700 Metern bis zum Kongo und darüber hinaus fort.

Die Entwäſſerung des Hochlandes von Innerkamerun iſt durch vier Abdachungen bedingt, die weſtlich nach dem Atlantiſchen Ozean, öſtlich und ſüdlich nach dem Kongo, nordöſtlich nach dem Logone, Schari und Tſchadſee und nördlich und nordweſtlich nach dem Benuë-Niger führen.

Das Charakteriſtikum unſerer Kolonie als Wirtſchaftsgebiet iſt nun, daß es zwiſchen zwei gewaltigen Stromſyſtemen liegt, die wichtige Waſſerſtraßen nach der Küſte bilden, ohne daß wir verſtanden haben, bei der Erwerbung des Landes uns einen Anteil an dieſen Waſſerſtraßen zu ſichern. Erſt durch den jetzigen Kongovertrag mit Frankreich iſt dieſes Verſäumnis bis zu einem gewiſſen Grade für den Süden der Kolonie nachgeholt worden. Der Benuë-Niger-Waſſerweg, der uns die Nutzbarmachung Adamauas und der Tſchadſeeländer ungemein erleichtert hätte, iſt uns verloren. Die Folge davon iſt, daß wir gezwungen ſind, mit gewaltigen Koſten eine Eiſenbahn nach dem Norden zu bauen, da ſonſt der Handel dauernd auf dem Benuë in engliſches Gebiet abfließen würde.

Betrachten wir uns zunächſt einmal die Geſamtlage des vergrößerten Kamerun zu dieſen Stromſyſtemen, ſo werden wir bei einem kurzen Blick auf die Karte erkennen, daß unſere Kolonie durch den jetzt vollzogenen Anſchluß an den Kongo erſt ihre natürliche Geſtalt erhält, freilich nur unvollkommen, denn wir werden ja nicht ſchlechtweg Anlieger des Kongo und ſeines großen Nebenfluſſes, des Ubangi, ſondern ſtrecken nur gewiſſermaßen zwei Fühler nach

diesen Strömen aus. Immerhin können wir an diese Wasserstraßen heran und erhalten außerdem die Ufer des aus unserer Kolonie kommenden Sanga-Systems fast ganz.

Nun darf man allerdings die Vorteile des Anschlusses an den Kongoweg nicht überschätzen, und ich kann jedenfalls dem im Reichsspiegel des vorletzten Hefts Gesagten nicht in vollem Umfange beistimmen, namentlich nicht den Ausblicken des Herrn Emil Zimmermann. Das Stromsystem des Kongo ist gewiß ein Wirtschaftsgebiet mit gewaltiger Bedeutung für die Menschheit — ob aber gerade für uns Deutsche, ist wieder eine andere Frage. Ich habe schon im letzten Jahrgang bei Erörterung der damals aktuellen Revision der Kongoakte darauf hingewiesen, daß nur derjenige das Wirtschaftsleben nachhaltig beeinflussen kann, der im Lande die politische Macht in Händen hat. Und ich habe damals auch authentisches amtliches Material belgischer Herkunft dafür beigebracht, daß die Belgier gar nicht daran denken, die Handelsfreiheit am Kongo in vollem Umfange praktisch werden zu lassen, sondern daß sie nur gezwungenermaßen papierene „Garantien" gegeben haben. Hervorragende Belgier in maßgebenden Stellungen haben dieser Anschauung deutschen Unternehmern gegenüber sogar unverblümt Ausdruck gegeben. Die paar „Konzessionsschulzen", die natürlich auch nicht fehlen und da und dort ins Feld geführt werden, besagen gegenüber der Macht der Tatsachen, wie sie das Gesamtwirtschaftsleben des Kongobeckens bietet, herzlich wenig. Natürlich wünschen wir, daß der moralische Einfluß des Anschlusses des deutschen Gebiets an den Kongo dem deutschen Unternehmungsgeist mit der Zeit einen recht regen Anteil an der Aufschließung der reichen Gebiete des Kongobeckens bescheren möge, aber das ist und bleibt eine Sache für sich; der Kongohandel wird in der Hauptsache den Kongo hinabgehen, und es ist kaum anzunehmen, daß ein wesentlicher Teil davon jemals auf spätere deutsche Verkehrswege übergehen wird. Großafrikanische Verkehrsideen sind überhaupt noch Zukunftsmusik; vorläufig haben die Kolonialvölker auf lange hinaus mit der Erschließung des eigenen Landes zu tun, wobei sie natürlich suchen müssen, sich die Sache dadurch zu erleichtern, daß sie sich einen Anteil an den großen natürlichen Wasserstraßen sichern.

Für uns ist also der Sinn des Kongoweges zunächst der, daß er uns ermöglicht, an die südöstlichen Teile unserer Kolonie, zu denen wir direkte Verkehrswege noch nicht haben, heranzukommen und sie in weiterem Umfange zu bearbeiten. Bisher schon ging der Verkehr mit der Südostecke Kameruns, namentlich der Postverkehr, über den Kongo in den Sanga und seine Nebenflüsse. Nun ist dieser Weg, wenigstens insoweit, als der Durchzug durch französisches Gebiet in Wegfall kommt, in unseren Händen. Trotzdem kann es sich im wesentlichen doch nur um ein Provisorium handeln, weil keine Möglichkeit vorhanden ist, auf deutschen Verkehrswegen den Ozean zu gewinnen. Da der Unterlauf des Kongo nicht schiffbar ist, so muß unser Handel wieder fremdes Gebiet betreten und auf fremden Eisenbahnen, von einem fremden Hafen aus

in die Welt gehen. Ein kurzer Blick auf die Karte läßt erkennen, daß der Handelsverkehr aus Südost-Kamerun über den Kongo einen bedeutenden Umweg macht. Abgesehen von den Kosten mehrfacher Umladung hat dies den weiteren Nachteil, daß wir natürlich auf die Tarifpolitik fremder Bahnen keinen Einfluß haben, während doch gerade in einem Lande, dessen Produktionskräfte zum Teil erst geweckt werden müssen, die Rücksichtnahme der Verkehrseinrichtungen auf die Konjunktur eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt.

Das Ziel unserer Erschließungspolitik wird also sein, die Rolle umzukehren, indem wir einen direkten Verkehrsweg von der Küste nach der Ostgrenze unserer Kolonie und weiter an den Ubangi und Kongo schaffen, der den Handelsverkehr der Kolonie und womöglich auch der fremden Nachbargebiete vom Kongo abzieht und durch Kamerun leitet. Ein Ansatz dazu ist bereits vorhanden. Es wird gegenwärtig an der Kameruner Mittellandbahn von Duala nach Widimenge am Njong gebaut. Von Widimenge ist der Njong aufwärts bis Abong Mbang schiffbar. Baut man nun von hier nordöstlich nach dem schiffbaren Dumefluß eine etwa 50 Kilometer lange Bahn, so hat man einen Verkehrsweg bis nahe an die alte Kameruner Grenze, denn auch der Kadeï, in den der Dume fällt, ist auf seinem Oberlauf schiffbar. Wenn ein derartig kombinierter Verkehrsweg wegen der ewigen Umladungen für einen entwickelten Handelsverkehr auch unzulänglich ist, so wird er doch bei der ersten Erschließungsarbeit wertvolle Dienste leisten. Abgesehen von den militärisch-politischen Vorteilen einer raschen Verbindung mit dem unerschlossenen Osten und den angrenzenden neuen Landschaften ist der Transport auf diesem Verkehrsweg immer noch billiger als der Trägertransport. Inzwischen wird dann entweder die Mittellandbahn bis zur Vereinigung des Dscha und Sanga verlängert oder, was noch besser wäre, von dem Haupthandelsplatz Südkameruns Kribi eine besondere Bahn dorthin gebaut werden müssen.

Was ist nun in Südkamerun einschließlich der neu dazukommenden Gebiete zu holen? Bis jetzt bildet das Hauptprodukt, das zur Ausfuhr gelangt, Kautschuk, der aus den im Urwald des Kongobeckens in ungeheuren Mengen wild vorkommenden Kautschukpflanzen gewonnen wird. Allein in Kribi ist in den Jahren 1905 bis 1910 zusammen für rund 30 Millionen Mark Kautschuk verschifft worden, der aus dem Hinterland stammte. Nun wird seit Jahren behauptet, das Land sei mittlerweile durch Raubbau ausgesogen, und doch nimmt die Kautschukausfuhr von Jahr zu Jahr zu. Die Sache ist eben die, daß in Wirklichkeit nur die leicht erreichbaren Gegenden ausgesogen sind. Wenn man sich vorstellt, daß in einem Urwaldgebiet in der Größe des Deutschen Reichs, in dem man Tagereisen weit überhaupt keinen Menschen antrifft, einige tausend Neger Kautschuk sammeln, so kann man unmöglich glauben, daß das ganze Gebiet ausgesogen ist. In der Tat werden immer neue Distrikte erschlossen, in denen bis jetzt noch kein Mensch Kautschuk gesammelt hatte. Außerdem ist neuerdings die interessante Beobachtung gemacht worden, daß in küstennahen

Gegenden, deren Bestände an Kautschuk liefernden Pflanzen früher gründlich vernichtet worden sind, sich inzwischen wieder neue Bestände entwickelt haben, und so wird es auch in andern Gegenden gehen. Übrigens wird jetzt nicht mehr so sinnlos wie früher gewüstet; die Neger werden von den Behörden angehalten, die Kautschukpflanzen beim Abzapfen des Saftes zu schonen, und zur Belehrung der Eingeborenen sind sogar besondere Kauschukkommissare angestellt. Nun noch eins: in einem Lande, wo der Kautschuk in solchen Mengen wild vorkommt, muß er sich auch in großem Umfang pflanzen lassen.

All' dies gilt gleichermaßen für den französischen Kongo und die Teile, die wir davon bekommen. Es mag ja wohl sein, daß das Land an einigen Stellen mehr ausgepauvert ist, als in manchen Gegenden Südkameruns. Aber — fragen wir — werden denn unsere Kolonien lediglich zu dem Zweck erworben, damit wir Raubbau treiben können? Wir meinen doch, daß wir daneben mit den Kolonien auch kulturelle Zwecke verfolgen! Es wäre freilich vom finanziellen Standpunkt viel angenehmer, wenn wir unser Stück Kongoland in jungfräulichem Zustande bekommen hätten, aber das Entscheidende bei dem ganzen Handel ist dies nicht. Wenn augenblicklich wenig wilder Kautschuk mehr da sein sollte, so ist dies nur eine vorübergehende Entwertung. Übrigens ist das nicht überall der Fall; ich weiß z. B. von einem Landeskundigen, daß es am Kadei und Sanga, westlich von Bania noch sehr viel Kautschuk geben soll.

Schließlich wird es doch wohl einmal im Laufe späterer Entwicklung dahin kommen, daß der Wald und mit ihm die Kautschukbestände, der natürliche Reichtum des Landes, in geregelter Forstwirtschaft ausgenützt, sich immer wieder erneuern werden. Inzwischen wird man noch andere Produkte einzubürgern versuchen, z. B. Ölfrüchte, Reis und dergleichen mehr. Man weiß ja noch gar nicht, wozu das Land, wenn es planmäßig erschlossen ist, gut sein wird. Also das Gebiet, das wir im Süden und Südosten bekommen haben, ist sicherlich nicht schlechter, als unser Südkamerun, und unsere Südkameruner Handelsfirmen sind sehr vergnügt über den Zuwachs; von einer Firma, zufällig einer englischen, habe ich neulich einen Brief gesehen, aus dem die Freude darüber spricht, daß das Land aus der faulen französischen Verwaltung in die solide und gerechte deutsche übergeht.

Schade ist ja, daß ein erheblicher Teil des Gebiets in Händen französischer Konzessionsgesellschaften sich befindet; ihre Verträge laufen von 1899 auf 30 Jahre gegen eine Gebühr und 15 Prozent Gewinnanteil für den Fiskus. Die Gesellschaften verpflichten sich, innerhalb einer bestimmten Frist das Land zu erschließen. Um nun den letzteren Punkt kontrollieren zu können, müßte man mehr Material haben, als uns gegenwärtig zur Verfügung steht. Aber soviel läßt sich schon jetzt erkennen, daß es bei einiger Energie gelingen dürfte, uns einige der Gesellschaften billig vom Halse zu schaffen.

Der mittlere Teil des Gebiets, das uns zufällt, ist noch ganz unerschlossen und, soviel bis jetzt bekannt ist, ziemlich menschenarm. Da ihm vorläufig, wie

dem entsprechenden Teil von Kamerun, schwer beizukommen ist, so können wir es zunächst bei der Eröterung der Entwicklungsmöglichkeiten unserer Kolonie füglich außer Betracht lassen. Unsere Kolonialwirtschaft hat zunächst im Süden und Norden des Landes ein weites Feld der Betätigung.

Der Norden von Kamerun, Nord-Adamaua und die Tschadseeländer, gelten als außerordentlich zukunftsreich. Das Gebiet ist im wesentlichen ein trockenes Steppenland, das aber strichweise fruchtbaren Alluvialboden aufweist, auf dem schon lange von den Eingeborenen Baumwolle, Reis und Tabak gebaut wird. Verschiedene Reisende, so z. B. der verstorbene Major Dominik, erzählen, daß sie tagelang durch Baumwollfelder geritten seien. Außerdem wird hier eifrig Vieh- und Pferdezucht getrieben, und die Viehbestände sollen außerordentlich groß sein. Die Bewohner sind mohammedanische Fulla, ein hamitisches Reitervolk, das einst den ganzen Westsudan und Kamerun bis zum Sanaga beherrschte. In Kamerun reichen ihre Wohnsitze von Süden her über den Benuë hinüber und um das Mandaragebirge herum. Die große Fullastadt Marua, östlich vom Mandaragebirge ist eine der blühendsten Siedlungen in der Kolonie. Dann kommt eine Region, in der mohammedanische Negerstämme wohnen, und um den Tschadsee herum liegen die Araberstaaten von Bornu, die nur noch dem Namen nach existieren, aber einst unter Rabeh in höchster Blüte standen und ein echt islamitisches Kulturzentrum waren. Nachdem diese Reiche zerfallen sind, hat auch der früher rege Handelsverkehr mit dem Sudan bis nach Tripolitanien wesentlich nachgelassen. Eine Eisenbahn könnte ihn zu neuem Leben erwecken und nach unserer Küste leiten. Im Osten der Tschadseeländer, im Stromgebiet des Logone, wohnen Negerstämme, die vermöge ihrer unzugänglichen Wohnsitze mit Erfolg den Angriffen der sklavenjagenden Fulla zu widerstehen vermochten. So primitiv diese Menschen, die noch ganz nackt gehen, aussehen, so haben sie doch unter dem Zwang der Not ihr Land intensiv bebaut. Jeder Fußb reite Boden ist ausgenützt und sogar gedüngt, was in Afrika eine Seltenheit ist. Überdies verfügen diese heidnischen Neger, die Musgum, über gewaltige Viehherden. Es ist wohl das am dichtesten bevölkerte Gebiet in ganz Kamerun. Das Land östlich vom Logone, der sogenannte Entenschnabel, fällt jetzt an Frankreich, dagegen bekommen wir südwärts das ganze Land westlich vom Logone, das ebenfalls außerordentlich reich an Vieh ist. Da die Hauptsitze der am Logone wohnenden Negerstämme, die beiden Städte Musgum und Mala auf dem Ostufer des Logone liegen, so wird es in nächster Zeit eine Hauptaufgabe unserer örtlichen Verwaltungsbehörden sein, die Leute zum Übertritt auf deutsches Gebiet zu bewegen, wie wir dies seinerzeit bei der Grenzregulierung mit Erfolg bei der benachbarten Stadt Binder getan haben. So eine Negerstadt ist ja schnell abgebrochen und an anderer Stelle wieder aufgestellt und die Umfassungsmauern von Lehm sind ja jetzt unter deutscher Herrschaft nicht mehr nötig, denn die Fulla sind von uns gebändigt.

Sehr bedauerlich ist gerade jetzt, daß unsere Kameruner Nordbahn noch nicht weiter als 160 Kilometer gediehen ist. Freilich wird gegenwärtig der

Weiterbau anscheinend ernstlich erwogen, aber es wird noch eine Reihe von Jahren ins Land gehen, bis die Lokomotive am Benuë oder Mandaragebirge pfeift. Einstweilen sollte man mit Energie Vorbereitungen zum rationellen Betrieb der Baumwollkultur, der Vieh- und Pferdezucht treffen.

Einen Punkt aus dem Kongovertrag muß ich noch berühren, der schärfste Aufmerksamkeit erfordert. An verschiedenen Stellen der Kolonie Kamerun und Congo français haben sich die Kontrahenten gegenseitig das Durchzugsrecht bei militärischen Expeditionen, ja sogar das Recht zum Bau von Straßen und Eisenbahnen auf zu pachtendem Grund und Boden eingeräumt.

So freundlich das klingt, so ernst können die Folgen dieser Abmachung werden, da sie die Quelle von tausend Unzuträglichkeiten und Mißverständnissen bilden kann; namentlich gilt dies für das Tschadseegebiet und Adamaua, das den Franzosen an verschiedenen Stellen offen stehen soll. Das mißliche ist, daß diese Zugeständnisse trotz der Versicherung der Gegenseitigkeit sehr einseitiger Natur sind, denn nach Lage der geographischen und Verkehrsverhältnisse werden wir wohl kaum je dazu kommen, unserseits davon Gebrauch zu machen. Die Sache hat zwei Seiten, eine wirtschaftliche und eine politische. Wirtschaftlich kann es uns ja recht angenehm sein, wenn ein reger Durchgangsverkehr den an sich betriebsamen Eingeborenen Gelegenheit zum Absatz ihrer Produkte gibt und sie damit zu erhöhter Tätigkeit anspornt. Denn solange wir z. B. nach den Tschadseeländern keinen direkten Verkehrsweg haben, können wir selbst in dieser Richtung nicht viel tun. Die politische Seite verdient aber ebenfalls ernste Beachtung. Man vergegenwärtige sich einmal, was es für einen Eindruck auf die Eingeborenen machen wird, wenn wir jetzt nach Negeranschauung über den Logone zurückweichen, und einige Zeit später marschiert eine französische Kompagnie ungehindert durch deutsches Gebiet, requiriert wohl gar Lebensmittel u. dgl. Wir werden einem Negerschädel schwer beibringen können, daß dies auf freundschaftlicher Vereinbarung beruht. Schärfste Beaufsichtigung französischer Durchzüge und rechtzeitige Belehrung der Eingeborenen werden jedenfalls sehr vonnöten sein.

Ich habe mit diesen Darstellungen versucht, die Kritik am Kongovertrag auf ein den Tatsachen entsprechendes Maß zurückzuführen. Ein Urteil darüber, ob die uns zugefallenen Kompensationen für ein volles Äquivalent, für die von uns aufgegebenen Ansprüche anzusehen sind, möchte ich nicht abgeben; dies ist überhaupt schwerlich abzuschätzen. Es kann jedenfalls keinem Zweifel unterliegen, daß die neuen Gebiete*) eine für die fernere Zukunft sehr wichtige Abrundung Kameruns bilden werden, wenn wir verstehen, alle Vorteile richtig auszunutzen, um bei etwaigen späteren Besitzverschiebungen in Zentralafrika unsere Rechte mit Energie zu vertreten.

*) Diejenigen unserer Leser, die sich eine lebendige Anschauung von dem deutschen Kongogebiet und den Tschadseeländern verschaffen wollen, möchten wir auf die letzten und kommenden Nummern der bekannten Zeitschrift Kolonie und Heimat hinweisen. Es sind dort ungefähr sechzig gute Bilder aus den Kompensationsgebieten veröffentlicht. Die Schriftltg.

Kleist und Luise Wieland

Von Prof. Dr. Bernhard Seuffert-Graz

Aus der Schweiz war Heinrich v. Kleist mit Wielands ältestem Sohne, dem unsteten Ludwig, nach Deutschland heimgereist und dem Vater zugeführt worden. Nicht zur glücklichsten Stunde. Der bald Siebzigjährige trauerte der vor Jahresfrist gestorbenen Gattin nach, sein Landgut in Osmanstätt, ihm seit ihrem Tode verleidet, sollte, auch zur Erleichterung der wirtschaftlichen Lage, veräußert werden. Die treue Muse wurde angerufen, den Sinn von der bedrückten Gegenwart abzulenken und goldenen Lohn zu spenden. Der allzeit bewegliche Dichter gab hart nach dem Abschluß des meisterhaft stilisierten, aber im Wesen altmodischen Briefromanes „Aristipp“ wirksame Anregung zu neuer Novellendichtung und bewies noch einmal, daß Antikes und Gegenwärtiges, Klassisches und Romantisches den gleichen Platz in seiner Bildung, in seiner Neigung inne hatten.

Da trat Kleist bei ihm ein, vom Sohne, zu dessen Talent und Urteil der Vater jetzt neues Zutrauen gewann, als Genius angekündigt und darum willkommen. Gewiß war Kleists Zurückhaltung der erste Grund, daß es nicht sogleich zu offener Aussprache über dessen dichterische Pläne kam. Der große Wurf sollte geschehen, der Aufstrebende scheute das Gericht des reifen Künstlers, bevor er sich selbst genug getan. Aber auch Wielands eigene Verstimmung und ablenkende Geschäftigkeit mögen Mitschuld haben, daß der Freund des Sohnes zunächst mehr der Jugend im Hause überlassen blieb. Doch der Milde und immer Teilnehmende konnte sein Herz nicht dauernd verschließen, da er den Gast bedrückt sah. Und die beredte Liebenswürdigkeit seiner Natur umschmeichelte Kleist wie alle Besucher: er verriet das Geheimnis vom Guiskard. Nicht nur die Augenblicksbegeisterung, die Wieland in dankbarer Erinnerung an Bodmers fördernde Aufnahme dichtenden Anfängern oft entgegenbrachte, entlockte das eifrige Lob, das Tränen der Freude in Kleists Augen trieb. Wieland, der einst auch das Genie des ursprünglich so weit von ihm entfernten Goethe sicher und willig erkannt und anerkannt hatte, mochte spüren, daß die Mischung von Klassizität und Romantik, die sein eigenes Wesen in wechselnden Farben erscheinen macht, hier in natürlicher Einheit ihm entgegentrat, er ahnte die Größe Kleists,

Geschlechtern voraus. So genoß Kleist den stolzesten Augenblick seines Lebens bei Wielands Beifall, wie er noch nach einem Lustrum bekannte; so gewann er, „ungewöhnlich hoffnungsreich", das Vertrauen, daß sein Schicksal sich glücklich entscheiden werde.

Aber nicht nur der warmsinnige Zuspruch des Kenners hat seine sich wund ringende Seele geheilt. Es waren drei Töchter in Wielands Haus, zwei Frauen, ein Mädchen. Dieses, Luise, fand er so hübsch, daß er um ihretwillen fast Bedenken trug, aus dem häufigen Tagesgast der Mitbewohner Osmanstätts zu werden. Er folgte aber doch der Einladung des Vaters, und schreibt dann an seine Schwester Ulrike: Ich habe mehr Liebe gefunden, als recht ist, und muß über kurz oder lang wieder fort. Und später: Ich habe Osmanstätt wieder verlassen ... ich mußte fort und kann Dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Tränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer Dir! — ! Aber ich mußte fort! — Die Worte lösen die Erinnerung an Goethes Beichte über Friederike aus: Sie hatte mich ehmals geliebt schöner als ich's verdiente; ich mußte sie ... verlassen. Und doch wie anders hat der frohsinnige Student das Erlebnis gekostet! Es fiel mir nicht ein, klagt er zurückblickend sich an, daß ich gekommen sein könnte, diese Ruhe zu stören: denn eine aufkeimende Leidenschaft hat das Schöne, daß sie keinen Gedanken eines Endes haben und nicht ahnen kann, daß sie wohl auch Unheil stiften dürfte. Kleist aber, der Selbstpeiniger, entschließt sich, nach Osmanstätt zu ziehen „trotz einer sehr hübschen Tochter Wielands", und war sich klar, als er Liebe gewann, daß er fort müsse.

Luise war das jüngste von Wielands Kindern. Im Alter am nächsten stand ihr die sieben Jahre ältere Julie, damals als Stichlings Gattin in Weimar lebend. Ihre Hausgenossinnen Karoline und Amalie waren neunzehn und sechzehn Jahre älter. Beim Tode der Mutter zählte sie zwölf Jahre. So begreift sich das Gefühl der Vereinsamung. Als Kleist zum Vater kam, maß ihr Leben dreizehneinhalb Jahre. Das in der Familie wenig beachtete Kind mag doppelt empfänglich gewesen sein für den Blick, den der seltsame Gast auf ihr liebliches Antlitz heftete.

Sein Herz war frei; vor einem halben Jahre hatte er die Braut von sich gestoßen in einer Verzweiflung, die keinen anderen Wunsch hatte als bald zu sterben. Jetzt fielen wieder Sonnenstrahlen in sein Leben, beleuchteten die gesuchte Bahn zum Ruhm; der Vater verhieß die Siegespalme, die Tochter gab bewundernd sich hin. War sie das Weib, das der Mann sich zubilden konnte, wie Kleist sich's forderte? Er hat wohl nie an ein dauerndes Band gedacht, die liebe Gegenwart befing ihn; die Wintermonate auf dem Lande bei dem weisen Patriarchen und seinen guten Kindern waren reichere Idylle als die Wochen auf der Aar-Insel. Er empfing mehr als er gab. Er genoß den Frieden, der ihn heilte. Daß er dabei Wünsche aufregte, die er nicht aufregen wollte, sah er und wollte es doch nicht sehen. Er hat seiner Schwester gegenüber

nicht übertrieben, er fand wirklich mehr Liebe, als die ganze Welt zusammen aufbringen konnte, und er wußte, daß er dieser Liebe entfliehen müsse.

Ein Brief Luisens an ihre Schwester Charlotte, die Kleist im Verkehr mit ihrem Gatten Geßner in der Schweiz gesehen hatte, berichtet ehrlich von ihren Gefühlen. Als fast Zweiundzwanzigjährige, ein halb Jahr vor Kleists Tod, hat sie ihn geschrieben, gereift durch das Erlebnis, das abgeschlossen, aber nicht verwunden hinter ihr lag. Ich glaube mich nicht zu täuschen in der Vermutung, daß ihres Vaters Herz gerade um dieses Erlebnisses willen das Kind näher an sich herangezogen hatte. Seinen aufmerksamen Scharfblick verrät die Novelle „Menander und Glycerion", die er während Kleists Besuch niederschrieb: er zeichnete Porträtzüge Kleists und Luisens hinein. Ohne Groll; er hatte selbst Dichterliebe gekostet und schätzte die jugendseligen Gefühle als währenden Genuß und Gewinn für sich und die Geliebten; er hatte dann doch reines Eheglück gefunden und schenkte auch seiner Glycerion für den untreuen Menander einen zuverlässigen Gatten, gewiß mit dem Wunschgedanken gleichen Loses für Luise und ihr zur zarten Mahnung, am Glück nicht irre zu werden. Sie war nun seine Lieblingstochter geworden.

Das alles ist Voraussetzung für die Selbstcharakteristik, mit der Luise in dem Briefe das Geständnis der Liebe zu Kleist erklärend umrahmt. Es ist nichts Gemachtes dabei, sie hatte vom seelenkundigen Vater gelernt, sich zu beobachten. Gerade darum ist es von Wert, den Brief, aus dem bisher nur einzelne Stellen veröffentlicht sind, kennen zu lernen, soweit er erhalten ist. Erst am Ganzen wird sichtbar, was in dem Mädchen steckte, das Kleist seine Liebe entgegentrug. Luise schreibt:

Weimar den 19ten April 1811.

Geliebte Schwester! Innigen Danck für Deinen theuren Brief vom 17 März — wie glückselich machten mich die vielen Beweiße Deiner Liebe und Deines herzlichen Antheils für mein gegenwärtiges und zukünfftiges Wohl und Wehe! — wie gut, ausnehmend gut und vortheilhaft denckst Du von mir, und wie unendlich viel bleibt mir noch zu thun und zu arbeiten übrig um Deine Liebe und das Lob zu verdienen daß Du mir giebst. — O thue Deiner Einbildungskraft Einhalt die so beschäftigt zu seyen scheint Dir Deine Luise so liebenswürdig vorzustellen; wie sehr stehe ich gegen Dein Ideal im Schatten — und wie muß ich bei dieser guten Meinung verlieren, wenn einst unsere Wünsche erfüllt werden uns wieder zu sehen und nach so langer Zeit unserer Trennung zu besitzen. Hast Du niemahls daran gedacht daß ich bedeutende Fehler haben könte die nicht nur mir schaden, auch denen die mit mir leben müssen, und die mit welchen ich Einst leben werde unerfreulich sind und seyen werden? Erst seit zwey Jahren habe ich recht mit Ernst an mir gearbeitet zwey unter ihnen zu beherschen: der eine ist ein Erbtheil der Wielandischen Familie! — der zweyte eine zu große Empfindlichkeit, die mir meine gütigen Eltern nachgesehen haben, weil das zärtliche Kindchen einen

Verweis nicht ertragen konte. In den Jahren wo ich den Vorzug eine so vortreffliche Mutter zu besitzen erst fühlen und schätzen lernte und wo sie mir unentbehrlich wurde, hatten wir das Unglück sie zu verlieren — unser Vater zu sehr beschäftigt, überhaupt von seinen jüngern Kindern im höheren Grad verehrt als geliebt, konte mir ihren Verlust in den nächstfolgenden Jahren nicht ersetzen: und so kam es daß ich mich*) als ich in das jungfräuliche Alter trat, die erwachenden Gefühle, meine Freuden und Leiden, mit einen Wort mein ganzes Selbst in mich verschloß; auch die Geschwister verstanden mich nicht oder wollten es nicht. In dieser Zeit in meinen 14 Jahr, wo ich, weil wir auf den Lande lebten [und] wenig oder beinah gar nichts für meine moralische Ausbildung gethan werden konte, also im Ganzen vernachläßigt war; aber völlig phisisch ausgebildet und vieleicht in meinen Äußeren einiges Interesse erregen konte — wiewohl ich keineswegs Schön genant werden kann, wie Du zu glauben scheinst. In dieser für mich, ich glaube für alle jungen Mädchen gefahrvollen Zeit, kam Bruder Ludwig wieder zu uns, und mit ihm sein Freund Heinrich von Kleist den Du auch persönlich kenst. Eine Beschreibung von diesen eignen Sterblichen brauche ich Dir daher nicht zu machen. Dieser Freund eines Bruders den ich liebte machte von den Augenblick an wo ich ihn sah einen Eindruck auf das Herz Deiner ganz unerfahrenen Schwester der noch jetz nach 8 Jahren nicht ganz verwischt ist. Es ist schwehr alle die anscheinenden Kleinigkeiten zu beschreiben die aber alle von so großen Einfluß waren daß er durch die Umstände begünstiget mir glauben machte ich sey wieder geliebt — und ich war zu schwach an ihr zu zweifelen. Ludwig war ernstlich aufgebracht gegen K[leist] und es hat, wie ichs erst spät erfuhr, manchen unangenehmen Wortwechsel zwischen ihnen gegeben. Schwester Amalie haste ihn von ganzer Seele, und dieser Haß war allein hinreichend mich von ihr zu entfernen: Caroline war selbst zu sehr von ihm eingenommen um mich zu beobachten; im Ganzen war das Benehmen aller Drey gegen mich unverzeihlich. Ich hatte Verstand genug die unglücklichen Folgen dieser Leidenschaft zu begreifen wenn sie mir mit Verstand und Theilnahme wären vorgestellt worden, was aber nicht geschah. — Der Vater wuste Anfangs nicht von ihr — wie er sie aber erfuhr hatte sich K[leist] schon auf mein und der Caroline Wunsch entschlossen uns zu verlassen. Er reiste auch würklich ab — und ich blieb zurück! mein Gemüthszustand mußte nothwendig auch auf meinen Körper einigen Einfluß haben da ich ohnehin schwächlich war. Jetz erscheint mir K[leist]s Betragen gegen mich freilich in einen hellern**) Lichte; doch wünschte ich nicht daß Du schlimm von ihm dächtest. — Wenn er auch nicht zu den ganz edlen Menschen gehört, die ja ohnehin eine Ausnahme machen, so ist sein Caracter doch gut; und er würde sich dieses Leichtsinns gegen mich nicht schuldig gemacht haben, wenn

*) „mich" ist überschüssig, die Schreiberin ändert die Wendung.

**) klarerem ist gemeint, nicht: freundlicherem.

er weniger Adeliches Blut (oder vielmehr unadeliches) in seinen Adern hätte. — Bald nach seiner Abreise zogen wir nach Weimar*); als ich da ein Jahr still und höchst eingezogen gelebt, aber leider weder Muth und Kraft gehabt hatte etwas mehr zu wollen und zu werden: erschien dieser zauberische Kleist wieder. Noch ganz derselbe liebenswürdige Mensch der durch seinen Geist, dazumahl noch sehr bescheidenen stillen Caracter und Benehmen, so interessant war. Mein Vater empfing ihn als einen alten lieben Freund, und ich mit einer Fassung die ich mühsamm errungen hatte. So erhielt ich mich in dieser Stimmung auch wie ich mit ihm allein war: bis zu seiner Abreise die wenige Tage [später] erfolgte. Nach diesen kurzen Besuch schrieb K[leist] zwey Briefe an Vater die aber unbeantwortet blieben und so haben wir von ihm selbst nichts wieder gehört. Hier hast Du meine Charlotte die kleine Geschichte meiner frühen Liebe die meinen Caracter einen noch ernsthafteren Anstrich gegeben hat als er wahrscheinlich sonst erhalten hätte, weil ich von Natur sehr heiterer Gemüthsart bin, die auch zulezt den Sieg über sie getragen; und was das Beste ist, vor vielen jungend [!] Thorheiten bewahrt hat. Ich weis nicht hast Du Etwas von K[leist] gelesen? ich habe ein Lustspiel von ihm hier aufführen sehen welches aber gänzlich durchfiel**). Diesen Winter bekam ich Gelegenheit wieder ein Schauspiel, Käthchen von Heilbronn und 3 Erzählungen von ihm zu lesen. Ich dächte man könte keinen von diesen seinen Werth absprechen, aber es kann sehr viel an alle getadelt werden, so wie viel fehlt bis sie vollendet genant werden könten. Er ist aber einer von den ausgezeignenden [!] Poetischen Genien dieses Zeitalters gegen die aber jeder Vernünftige Mensch viel einzuwenden hat: hauptsächlich daß sie selbst mit ihren Werken so vollkommen zufrieden sind — und gröstentheils die verachten die sich anmaßen ein gescheites Urtheil über sie zu fällen. — Habe die Güte wenn Du mir über diese Eröffnung Deine Gedanken und Gefühle schreibst, sie allein auf ein Papier zu sagen. Dieser Gegenstand ist bei uns schon so verjährt als daß ich wünschen könte ihm beim Vater und besonders bei den Übrigen in Erneuerung zu bringen. — Wenn Du nicht schon ermüdet bist, so folge mir wieder nach diesen kleinen Vorsprung zu der Fortsetzung meiner eignen Beschreibung zu der Du mich nach meinen Gefühl in Deinem Brief aufmunterst — ohne die freimüthigste Mittheilung gegen die die ich liebe möchte ich nicht leben. Also so zurück im allen was zur weiblichen Bildung gehört machte ich nur sehr langsamm Fortschritte, es würde mehr für mich gethan worden seyn wenn es nicht an vielen Mitteln, und mir an Entschluß gefehlt hätte. Wodurch ich mehrere Menschen für mich einnahm weis ich nicht, genug ich wurde geliebt und diese Liebe erweckte vieleicht zum ersten mahl eine Aufmerksammkeit auf mich selbst die mir höchst nothwendig war. Schwester Julie die dazumahl meine einzige Freundin

*) Osmanstätt ging am 1. Mai 1803 an seinen neuen Besitzer über.

**) Die Weimarer Aufführung des „Zerbrochenen Krugs".

war, fing ernstlich an zu kränklen, ich muste mich auch auf diesen neuen Verlust gefast machen den wir alle vorausſahen. Die Erwartung der Reinholdischen Familie*), die Freude des Wiedersehens mit dem Schmerz über meine Julie würkten vereinigt zu gewaltſamm auf mich und ſie fanden mich deswegen ſchwächer als ich ſonſt war. Durch Reinholds Hierſeyn machte ich die Bekantſchaft von der Schiller, Griesbachs**) und ihre[n] Hausfreundinnen alle ſo vorzügliche und liebenswürdige Menſchen zu denen ich mich ſogleich hingezogen fühlte —. So wurde mir ein neuer Genuß des Lebens aufgeſchloſſen, über den ich leichter die erlebten Leiden verſchmerzen konte. Schon früher hatte ich mein[e] angebohrne Schüchternheit durch die zärtlichſte Liebe für Dich überwunden und ſchrieb Dir: — Dein Herzliches ermunterntes Entgegenkommen brach mit einen mahl die Schrancken die zwiſchen Dir und mir lagen***), und ich fühlte mich in Deinen Beſitz ganz glücklich! — Gern möchte ich Dir einen klaren anſchaulichen Begriff von meiner gegenwärtigen Lage in den Verhältniſſen worin ich mit Vater und den wenigen im Haus ſtehe, geben: mündlich würde es mir eben ſo leicht werden als es mir ſchriftlich ſchwer iſt. Wir viere leben ganz verträglich und vergnügt zuſammen wie wohl wir mit den einen und andern ſehr wenig Berührungspunkte haben, alſo im Ganzen wenig Einheit und Harmonie herſchen kann. Eine jede beſitz[t] ihre Eigenthümlichkeit die zuſamen einen wunderlichen Contraſt bilden der aber den Einzeln mehr nüzlich als ſchädlich iſt. Ein Mittelpunkt iſt es immer worinn wir völlig zuſammen treffen — er iſt die Liebe und der Genuß vereinnigt mit unſeren Vater leben zu können, und vieleicht, mehr oder weniger von Einfluß für ihm zu ſeyn. Aber das beneidenswürdigſte Loß hat auch ſchlimmen Seiten und auch unſer gewöhnlich heiterer Himmel hat trübe Wolken die ſehr nah an uns vorüberziehen und zuweilen nicht unſanft [lies: ſanft] berühren —! Dieſe Seite iſt ſo zart daß ich über ſie nichts weiter zu ſagen nöthig habe Du wirſt Dich dennoch leicht an unſere Stelle verſetzen können. Ich freue mich mit Dir daß ich wie Du vermögend bin den ganzen hohen Werth unſeres Vaters zu fühlen und zu erkennen.

Vielleicht ſchließt hier ein undatiertes Brieffragment an, das zunächſt von Luiſens Verhältnis zu Schillers Witwe ſpricht (gedruckt Euphorion 12, 451), dann anknüpfend an die Bemerkung, daß die adelige Geſellſchaft ſich über den herzlichen Umgang Lottens mit ihr wundere, alſo fortfährt:

Es liegt etwas ungemein komiſches in der Verlegenheit in die die Menſchen kommen, wenn ſie ihre Meinung, die ſie für unbetrüglich halten, änderen

*) Den Sommer 1809 verbrachte Reinhold, Profeſſor in Kiel, mit ſeiner Frau Sophie Luiſens älteſter Schweſter, in Weimar.

**) Der Kirchenrat und ſeine Frau in Jena.

***) Charlotte war ihrem Gatten Geßner 1795 nach Zürich gefolgt, alſo zu einer Zeit, da Luiſe ſechs Jahre alt war.

sollen. Ich komme oft in Versuchung wenn mir ähnliche Dinge auffallen, kleine Anmerkungen zu machen, die ein ganz klein wenig Bosheit, oder wie man das Ding nennt (Witz) mit sich führen. Besorge nichts Böses, liebe Charlotte, diese überflüssige Ader wird sich bald genug verbluten. —

Der Brief bezeugt, daß Luise — ich wähle die Ausdrücke, die Wieland für seine Glycerion gebraucht — daß das mit sich selbst unbekannte Kind durch Erfahrung und Nachdenken zum besonnensten Gefühl seiner selbst gereift war. Der Ernst des Briefes, seine Klarheit, seine Tiefe und Wärme, die treffende Ausdrucksfähigkeit, durch kleine Entgleisungen des Stiles des gewiß in innerer Bewegung verfaßten Schreibens als natürliches Gut, nicht als Bildungserwerb gekennzeichnet, lassen verstehen, was Kleist in dem Kinde ahnte, dessen Seele ihm ihre Blüte öffnete. —

Über den zweiten Besuch, den Kleist nach dem April 1804 in Weimar abstattete, ist mir näheres nicht bekannt. Daß der Vater später noch Briefe mit Kleist wechselte, wurde Luisen wohl verschwiegen, um schlummerndes Leid nicht aufzujagen. Denn Luise behielt, nach Charlotte Schillers Beobachtung, die Neigung zu schmerzlicher Aufregung und Bitterkeit. Wie sie die Nachricht von Kleists Tod aufnahm, ist unbezeugt; sie war damals in langsamer Erholung von einem Sturze mit dem Reisewagen begriffen, mußte noch auf Krücken gehen, betrug sich aber auch bei dieser Prüfung „wie eine echte Pythagorische Jungfrau", schrieb der Vater. Frau Schiller zog das Mädchen mit herzlichster Freundlichkeit an sich, wie ihre Briefe, im Schillerjahrgang des „Euphorion" veröffentlicht, zeigen, und hielt ihre Hand beim Verlust des Vaters. Besorgt sah sie der Vermählung der Schwächlichen mit dem guten und klugen Dr. Gustav Emminghaus in Jena entgegen, nicht ohne Grund: nach fünfvierteljähriger Ehe starb Luise im Jahre 1815.

Und Kleist — — Als er fünf Jahre nach den gastlichen Monaten Wieland zum Phöbus warb, schrieb er: Mein Herz ist bei dem Gedanken an Sie noch eben so gerührt, als ob ich, von Beweisen Ihrer Güte überschüttet, Osmanstätt gestern oder vorgestern verlassen hätte. . . . Was macht Ihre vortreffliche Tochter Louise? Das Beiwort klingt uns kühl und ist es doch nicht; denn auch seine Herzens-Ulrike sprach Kleist wiederholt als vortreffliche Schwester an. In seiner Dichtung aber sehe ich keine deutliche Spur der Liebenden; vielleicht daß Helenas Wacht über den alten Vater Guiskard Luisens Verhältnis zu Wieland widergespiegelt hat; vielleicht daß sie bei dem vierzehnjährigen schlichten Kätchen mit vorschwebt, das Wetters Zauber unterliegt, wie die gleichaltrige unverbildete Luise „diesem zauberischen Kleist" sich hingibt; beide Mädchen erkranken nach dem ersten Abschied des Geliebten. Und auf ein Drittes sei verwiesen: darf angenommen werden, daß Krug nicht richtig vermutete, die Fabel von den beiden Tauben beziehe sich auf seine Frau Wilhelmine, Kleists einstige Braut? sie gelte vielmehr Luise? Der Ausdruck „des lieben Mädchens Laube", falls er mehr als eine prägnante Übersetzung des Lafontainischen bois sein sollte, scheint freilich auf

den Frankfurter Garten der Zenge hinzuweisen und nicht auf eine Osmanstätter Laube, darin zu weilen der Winter nicht gestattet hätte. Aber daß Kleist die Reise von Luise weg im Frühjahr antrat, mag ihm den Eingang der französischen Erzählung wahr gemacht haben. Unter Tränen schied er von ihr, wie der Täuber bei der Erinnerung an den Abschied weint, in der von Lafontaine unabhängigen und gar nicht fabelmäßigen Stelle des Gedichtes. Und eben da wird weiter erzählt, daß der Täuber die Reise fortsetzend in eines Städters reiche Wohnung einkehrt, wohin ein Freund ihn warm empfohlen; das kann auf Kleists Fahrt nach Leipzig deuten, wo er ein warmes Empfehlungsschreiben Wielands bei Göschen abzugeben hatte. „Viel Höflichkeit, um dessen, der ihn sandte, wird ihm zu Teil, viel Güt' und Artigkeit". Und wie der Täuber zum blonden Täubchen kehrte Kleist unselig und sehnsüchtig zurück zu Luise, „noch ganz derselbe liebenswürdige Mensch", der ausgezogen war. Doch „die junge liebliche Gestalt war an ihm vorübergegangen", „die Zeit der Liebe war ihm entflohen", klagt der Schluß der Fabel.

Der Untergang des alten Beamtenstaats

Nach meiner früheren Ankündigung*) hab ich jetzt zu zeigen, welche Folgen das Stümpertum und die Günstlingswirtschaft in unserer Verwaltung gehabt haben. Man kann es mit einem Wort sagen: sie sind die Totengräber des alten preußischen Beamtenstaats geworden. Und ich fürchte, daß sie auf dem besten Wege sind, auch unseren heutigen Staat zu verderben.

Bevor ich dazu übergehe, dies im einzelnen darzutun, muß ich darauf hinweisen, daß man die Bezeichnungen „Beamtenstaat" und „Militärstaat" — die übliche und notwendige Ergänzung dazu — nicht allzu wörtlich nehmen darf. Sie bedeuten keine besonderen Staatsformen, sondern die besonderen Formen der Betätigung eines bestimmten Staats. Dieser Staat war der alte preußische Patrimonialstaat. Er war eng verknüpft mit der Person des Herrschers und beruhte auf dem Gegensatz zwischen Herrscher und Untertanen. Nur der Herrscher und seine Gehilfen waren die Träger und die Verwirklicher des Staatsgedankens. Der Staat war, wie es Prof. O. Hintze, dem ich auch sonst hier folge, nennt,

*) Vgl.: „Die Not der preußischen Verwaltung", Grenzboten 1910, Heft 3 und die Fortsetzungen in den Heften 4, 5, 7, 15, 16, 18, 45, 46 und 48.

eine den Untertanen auferlegte Ordnung, ein System von Einrichtungen zur Beherrschung der Menschen, an dem die Untertanen keinen Anteil hatten. Die Gehilfen des Herrschers waren aber die Beamten und die Armee, und deren Bedeutung besteht darin, daß sie überall da, wo es galt, den Staatsgedanken, namentlich den staatlichen Machtgedanken, zu verwirklichen und die daraus erwachsenden Aufgaben zu erfüllen, im innern und nach außen, auf politischem, wirtschaftlichem, gesellschaftlichem und militärischem Gebiet, die alleinige und unbestrittene Führung behaupteten. Beamtenstaat und Militärstaat besagen also nichts anderes, als die Führung des Volksganzen durch Beamtentum und Heer. Am wichtigsten war dabei offenbar das Beamtentum. Zwar war das Heer ebenso durchdrungen von einem lebhaften und kraftvollen preußischen Staatsgedanken wie das Beamtentum, und zur Durchführung dieses Gedankens nach außen hat es sogar das Meiste beigetragen. Aber es ist klar, daß ohne die vorhergehenden politischen, wirtschaftlichen und vor allem finanziellen Leistungen des Beamtentums Heer und Militärstaat niemals hätten geschaffen werden können.

Der Patrimonialstaat wurde später überwunden, zuerst von Hardenberg, der nach dem Ausdruck eines jüngeren Historikers den Staat als Gesamtpersönlichkeit vom Herrscher gelöst hat, später und vollständiger durch die Ereignisse von 1848. Unser heutiger Staat beruht nicht mehr auf dem Gegensatz zwischen Herrscher und Untertanen. Er ist vielmehr eine große Gesamtpersönlichkeit, eine die ganze Bevölkerung umfassende einheitlich organisierte Gesamtheit, deren einzelne Angehörigen in immer weiteren Umfang und immer stärker vom Staatsbewußtsein, vom Gedanken der staatlichen Zusammengehörigkeit durchdrungen wurden und Anteil am staatlichen Leben verlangen. Aber es war offenbar weder begrifflich noch praktisch nötig, daß mit dem alten Patrimonialstaat auch der Beamtenstaat und der Militärstaat oder, anders ausgedrückt, die führende Stellung des Beamtentums und des Heers verschwanden. Auch im neuen Staat sind Führer unentbehrlich, die sich immer und unter allen Umständen bei ihrer Tätigkeit für den Staat nur vom Staatsgedanken, von der Sorge für das Wohl der Gesamtheit, leiten lassen. Ja, man kann behaupten, daß das Bedürfnis nach solchen Führern jetzt größer ist als früher, da jetzt durch die Erweiterung des Kreises der Staatsträger und deren Rechte, namentlich aber durch die in dieser Tatsache begründete Vermehrung des Einflusses der gesellschaftlichen Bestrebungen auf den Staat die Gefahr, daß nach einem Wort Rudolf v. Gneists die Gesellschaft den Staat überwindet, bedeutend gewachsen ist. Die Wandlungen im Wesen unseres Staats hätten also die Stellung und die Bedeutung des Beamtentums und des Heeres im Staat eher heben und verstärken als vernichten müssen. In der Tat hat sich auch der Militärstaat zum Heil unseres Volks bis in unsere Tage hinein erhalten. Daß es mit dem Beamtentum nicht ebenso gekommen ist, daß dieses vielmehr seine Führerstellung verloren hat, haben eben Stümpertum und Günstlingswirtschaft verschuldet,

indem sie an und in den Beamten die Grundlagen zerstörten, auf denen die Führerschaft des Beamten im alten Staat erwachsen war und mit diesen Grundlagen das Gebäude selbst in Trümmer stürzten. —

Wir haben die vierfache Grundlage der Führerstellung des alten Beamtentums früher kennen gelernt: geschlossene Einheit der Verwaltung in jeder Hinsicht — Stellung der Beamten über den einzelnen Landesteilen, Ständen und Klassen — hervorragende Tüchtigkeit der einzelnen Beamten, namentlich auch ein lebendiges Staatsgefühl — ein unerschütterliches Ansehen und ein gewaltiges Maß von Vertrauen beim Volke.

Die erste dieser Grundlagen, die Einheit in der Verwaltung, wurde schon durch die bunte Zusammensetzung der Beamtenschaft bedenklich geschwächt, indem man unter dem Einfluß des aufkommenden Stümpertums neben geschulten Verwaltungsbeamten unzähligen Juristen und Laien den Zutritt in die Verwaltung eröffnete und so der Verwaltungslaufbahn das Gepräge eines abgeschlossenen, in sich einheitlichen Berufs nahm, das ihr auch in langer, mühsamer Lebensarbeit zwei große Herrscher verliehen hatten.

Verhängnisvoller ist freilich die Zerstörung der Einheit der Verwaltung, die von der Günstlingswirtschaft ausging. Diese hat, wie es nicht anders sein konnte, zu einer ganz verschiedenen persönlichen und dienstlichen Behandlung der einzelnen Beamten geführt und so verschuldet, daß jetzt eine tiefe und breite Kluft durch die Beamten geht und sie in zwei scharf geschiedene Gruppen trennt. Zur einen, die bei weitem die Minderheit der Beamten umfaßt, gehören die Beamten, die durch ihre Beziehungen oder durch sonstige glückliche Zufälligkeiten aus der herrschenden Günstlingswirtschaft Vorteil haben. Die andere, weit zahlreichere Gruppe wird von den Beamten gebildet, denen der Zufall nicht hilft. Je nach der zufälligen Zugehörigkeit zur einen oder zur anderen dieser beiden Gruppen sind das persönliche Schicksal und die dienstliche Laufbahn der einzelnen Beamten so verschieden, daß man jetzt von Verwaltungsbeamten erster und zweiter Klasse sprechen kann.

Die Angehörigen der glücklichen Minderheit haben es überall besser als die anderen. Schon ihre Aufnahme in die Verwaltung ist sicher oder doch mindestens wesentlich erleichtert. Auch später werden sie immer bevorzugt. Sie kommen in die Gegenden und Orte mit angenehmen Lebensverhältnissen, und hat man hierbei einmal ihre Wünsche nicht getroffen, dann ist man gern bereit, die Entscheidung abzuändern. Ferner werden sie allein oder doch vorweg berücksichtigt bei der Besetzung der Behörden und der Dezernate, die besonders gesucht werden, weil sie an sich eine angenehme Tätigkeit gewähren, oder weil sie die Möglichkeit geben, Kenntnisse und Erfahrungen auf wichtigen Verwaltungsgebieten zu sammeln oder die Brauchbarkeit für schwierigere Stellungen und Aufgaben zu erweisen, oder schließlich auch schon deshalb, weil sie Gelegenheit bieten, dort, wo über das weitere Fortkommen der Beamten entschieden wird, bekannt und empfohlen zu werden. Dabei greift man ihnen zuliebe gelegentlich auch in das

sonst heilig gehaltene Bestimmungsrecht der Regierungspräsidenten ein. Besonders tritt die Bevorzugung der Minderheit natürlich bei Beförderungen hervor. Ihre Befähigung dazu wird, wenn überhaupt, mild und wohlwollend geprüft. Die Hauptsache ist jedoch, daß sie allein die Verwaltungsstellen erhalten, die wirklich regieren und demgemäß ihren Inhabern eine persönlich oder dienstlich angenehme und angesehene Stellung sowie eine selbständige, vielseitige und befriedigende Tätigkeit gewähren, wie die Stellen der Landräte, Regierungspräsidenten, Oberpräsidenten u. dgl. Sind sie aber selbst bei wohlwollendster Beurteilung für eine solche regierende Stellung von vornherein nicht geeignet oder ergibt sich dies im Laufe ihrer Dienstführung in einer solchen Stellung dann findet sich für sie immer etwas, womit sie entschädigt werden können.

Bezeichnend für die bevorzugte Stellung dieser Auserwählten ist es weiter, daß sie sich ruhig und ungestraft und ohne sonstige Nachteile dienstlich und außerdienstlich Sachen erlauben können, die anderen ohne weiteres den Hals brechen, und daß man ihnen zuliebe mit Leichtigkeit Grundsätze über Bord wirft, die allen anderen Beamten gegenüber unverbrüchlich festgehalten werden. Dies gilt namentlich von dem Grundsatz, daß bei der Auswahl für höhere Stellen zwischen gleichgeeigneten Bewerbern das Dienstalter maßgebend sein soll, was dann gelegentlich zu recht auffallenden Entscheidungen führt. Während z. B. der Regierungsrat sonst frühestens mit einem Assessordienstalter von zwanzig Jahren darauf rechnen kann, Oberregierungsrat zu werden, wurde vor einiger Zeit ein Regierungsrat, der nur ein Assessordienstalter von etwa zehn Jahren hatte und infolgedessen noch nicht einmal eine etatsmäßige Regierungsratsstelle bekleidete, aber sich besonderer Beziehungen erfreute, in eine Oberregierungsratsstelle befördert. Sein Nachfolger in dieser Stelle mußte dafür wieder zwanzig Jahre auf die Beförderung warten. Ähnlich ist es zu beurteilen, daß man bei der Beförderung der Landräte in höhere Stellen der allgemeinen Verwaltung nicht von ihrem Assessordienstalter ausgeht, sondern von ihrem Patent als Rat vierter Klasse. Da die Landräte diese Rangstufe in der überwiegenden Mehrheit der Fälle mehrere Jahre früher erreichen als ihre Dienstaltersgenossen, die nicht Landräte werden, so bedeutet dieses Verfahren eine besondere Bevorzugung der Kreise, aus denen die Landräte hervorgehen, für die ein sachlicher Grund nicht erkennbar ist. Der Bruch eines feierlichst verkündeten Grundsatzes war es auch, daß man im vorigen Jahr fast gleichzeitig nicht weniger als drei Landratsämter mit Juristen, einem Konsistorialrat, einem jungen Amtsrichter und einem ganz jungen Gerichtsassessor, besetzte. Bis dahin hatte man nach dem Vorgang des verstorbenen Ministers v. Hammerstein lange Jahre hindurch die Juristen von den Landratsämtern grundsätzlich ausgeschlossen, weil man dieses Amt den eigentlichen Verwaltungsbeamten vorbehalten wollte, damit diese wenigstens auf einem Gebiet etwas vor den juristischen Eindringlingen in die Verwaltung voraushätten. In den erwähnten drei Fällen scheinen allerdings gewisse, auf Besitz oder Wohnsitz gegründete persönliche Beziehungen zum Kreis bestanden zu haben. Aber man hat früher

niemals gezögert, über solche Beziehungen ohne weiteres hinwegzugehen, wenn es darauf ankam, unerwünschte Bewerber um Landratsämter zu beseitigen. Man kann daher ruhig annehmen, daß hier ganz andere Beziehungen den Ausschlag gegeben haben. Jedenfalls haben in dem erstaunlichsten dieser drei Fälle nach meinen Nachrichten auch besondere persönliche Beziehungen zu einem hohen Staatsbeamten bestanden, die sicherlich einen größeren Einfluß auf die Entscheidung gehabt haben als etwaiger Grundbesitz oder Wohnsitz im Kreis. Daß endlich auch entgegenstehende gesetzliche Bestimmungen kein Hindernis bilden, sobald es sich darum handelt, einen Beamten mit guten Beziehungen zu fördern, hat der in meinem zweiten Artikel schon erwähnte Fall gezeigt, wo ein Konsistorialrat Oberregierungsrat einer Schulabteilung wurde, obwohl er die gesetzlich für dieses Amt vorgeschriebene Befähigung nicht hatte.

Ganz anders ergeht es den Beamten der zweiten Gruppe. Für sie ist schon die Aufnahme in die Verwaltung schwierig zu erreichen; sie hängt davon ab, daß sich zufällig nicht genug gut empfohlene Anwärter finden. Ihr späteres Schicksal ist ebenso unsicher. Sie können jetzt nur damit rechnen, daß sie nicht weggejagt werden, solange sie ein gewisses, übrigens geringes Maß von Arbeit leisten, keine silbernen Löffel stehlen und nicht Sozialdemokraten werden. Alles andere steht dahin. Beispielsweise können sie nicht erwarten, daß ihnen ganz bescheidene persönliche Anliegen erfüllt werden, etwa der Wunsch, nach jahrzehntelanger Tätigkeit in kleinen Orten einmal Gelegenheit zu erhalten, die Annehmlichkeiten und die geistigen Anregungen einer großen Stadt zu genießen. Sind sie aber doch zufällig einmal in angenehme Verhältnisse gekommen, dann müssen sie sich gefallen lassen, plötzlich herausgerissen zu werden, wobei für sie nicht die Möglichkeit besteht, eine solche Versetzung rückgängig zu machen. Ähnlich verhält es sich mit ihrer dienstlichen Laufbahn. Es ist nur ein Zufall, daß sie bei der Zuweisung an die einzelnen Behörden oder bei der Verteilung der Dezernate einmal weniger schlecht abschneiden. Gewöhnlich drücken sie sich in kleinen, unerfreulichen Nestern, womöglich in „Grenzgarnisonen" herum und müssen sie sich mit den Dezernaten begnügen, die von den bevorzugten Beamten gemieden werden. Werden diese Beamten überhaupt etwas, dann erreichen sie höchstens die erste Stufe, die Stelle des Oberregierungsrats einer der beiden Kollegialabteilungen der Regierungen oder des Verwaltungsgerichtsdirektors, und außerdem ist gewöhnlich bei einer solchen Beförderung ein Haken, indem sie sich etwa verpflichten müssen, auf immer oder doch auf lange Jahre in ein kleines Nest zu gehen oder in einem solchen zu bleiben. Dazu kommen noch manche andere Gelegenheiten, wo sie hinter der begünstigten Minderheit zurücktreten müssen: Verleihung von Auszeichnungen, Nebenämtern, sogenannten Kommissorien u. dgl. Man kann also die geschilderte Entwicklung kurz dahin zusammenfassen, daß alle Annehmlichkeiten und Vorteile der Verwaltungslaufbahn einer verhältnismäßig kleinen Minderheit der Verwaltungsbeamten zufallen, während die Mehrheit auf Schritt und Tritt den bittersten

Enttäuschungen, den schwersten Kränkungen, den größten Schädigungen aller Art ausgesetzt ist.

Es konnte nicht ausbleiben, daß infolge der geschilderten Entwicklung im Lauf der Jahre auch der persönliche Zusammenhalt unter den Beamten immer mehr gelockert und schließlich fast ganz gelöst wurde. So spürt man von dem Gefühl der Zusammengehörigkeit und dem damit verbundenen lebhaften Standesbewußtsein und Standesgeist, die unsere Vorfahren beherrscht haben, nichts mehr. Man weiß sich jetzt längst nicht mehr, wie jene, eins im Dienst für den Staat.

Das tritt schon im persönlichen Verkehr, in den geselligen und gesellschaftlichen Beziehungen deutlich hervor; von einem Zusammenhalten ist hier nicht mehr die Rede. Selbstverständlich müssen sich in einem größeren Kreis, je nach den verschiedenen Interessen oder den sonstigen persönlichen Beziehungen kleinere Kreise herausbilden, innerhalb derer ein engerer Verkehr stattfindet als in dem großen Kreis. Auch verliert mancher durch eigene Schuld den Zusammenhang mit seinen Amtsgenossen; es kann nicht geleugnet werden, daß sich auch hier die Günstlingswirtschaft gelegentlich unerfreulich geltend macht. Aber alles dies erklärt das, was ich meine, nicht ausreichend. Es handelt sich hier vielmehr um die bewußte Absonderung eines kleinen Kreises von den anderen, darauf gegründet, daß man sich für vornehmer und besser hält. Man kann diesen Beweggrund namentlich daraus erkennen, daß diese Absonderung nicht bloß gegen Untergebene und Gleichgestellte gerichtet ist, sondern auch gegen Vorgesetzte, die man nicht für voll ansieht. Außerdem fällt diese gesellschaftliche Scheidung fast genau zusammen mit der Scheidung der Beamten in solche erster und zweiter Klasse und hat demnach ihren Hauptgrund in dieser.

Bezeichnend für die Lockerung der persönlichen Beziehungen und für das Verblassen des Standesgefühls unter den Verwaltungsbeamten ist ein kleiner Zug. Noch vor einem halben Menschenalter war es selbstverständlich, daß sich ein neu ernanntes Regierungsmitglied im Anschluß an die Meldung bei den Vorgesetzten den anderen Mitgliedern vorstellte, um mit ihnen möglichst bald persönlich bekannt zu werden. Jetzt verfahren so nur noch wenige Leute aus der alten Schule, die meisten schicken durch einen Boten Karten herum und überlassen die persönliche Bekanntschaft dem Zufall. Schon die Herren Referendare machen es so. Die Folge ist dann nicht selten, daß man Wochen, Monate oder, wie es mir mit einem Referendar vorgekommen ist, jahrelang fremd aneinander vorübergeht. Warum sollte man sich auch die mit der persönlichen Vorstellung verbundene Mühe machen? Man ist ja jetzt nicht mehr der Verwaltungsbeamte, der Angehörige eines großen Organismus mit ausgesprochenem Standesbewußtsein, sondern schlechthin der Baron X oder der Sohn des millionenschweren Kommerzienrats Y oder der Träger gewichtiger Korpsbeziehungen und hat also nicht den geringsten Anlaß, sich mit den vielen unerfreulichen Kerlen, denen man in der Verwaltung leider begegnet, näher abzugeben. Die Ablehnung der Gemeinschaft mit den Berufsgenossen geht bei dem einen oder dem anderen

Verwaltungsbeamten so weit, daß er auf seine Besuchskarten nur seinen Namen schreibt und jeden Hinweis auf seine Beamtenstellung unterläßt.

Diese persönliche und gesellschaftliche Scheidung unter den Beamten greift indessen auch auf das dienstliche Gebiet über und stört oder hemmt dort das einheitliche dienstliche Zusammenarbeiten. Hierher gehört beispielsweise der früher erwähnte, vom Herrn Regierungspräsidenten Kruse in Düsseldorf in einer Besprechung der ersten Abschnitte meiner jetzigen Artikelreihe (Preuß. Verwaltungsblatt 1910 S. 385) bestätigte Dezernatsfanatismus, der jede Berührung mit den Nachbardezernaten von sich weist. Vor allem aber stecken hier die Wurzeln des unerquicklichen Verhältnisses zwischen den Landräten und den Regierungsdezernenten, namentlich den Regierungsräten, das weit verbreitet ist und nachgerade zu einer schweren Schädigung der Verwaltung und des Staats führen muß. Den Landrat trennt heute eine ganze Welt vom Regierungsrat. Das kann auch nicht anders sein. Wer Landrat geworden ist, wird, wie sich die Sachlage bei uns unter der Herrschaft der Günstlingswirtschaft einmal entwickelt hat, schon dadurch allein aus den übrigen Verwaltungsbeamten heraus- und über sie emporgehoben. Außerdem hat man den Landräten so oft und so lange vorerzählt, daß sie allein etwas von der Verwaltung verstünden, daß sie es schließlich glauben mußten. Dazu kommt endlich, daß ein Regierungsdezernent in einer ernstlichen Meinungsverschiedenheit mit einem Landrat von den Vorgesetzten niemals gestützt wird. Sind diese selbst Landräte gewesen, was immer mehr der Fall ist, dann stehen ihnen natürlich die Landräte näher als die Regierungsdezernenten. Sonst aber scheuen sie sich, es mit diesen einflußreichen Untergebenen, die so häufig höchst nützliche und ernst zu nehmende Beziehungen nach oben haben, zu verderben. Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Sachliche Meinungsverschiedenheiten werden und müssen immer vorkommen. Hier handelt es sich aber in unzähligen Fällen nicht um solche, sondern um den Ausdruck einer nur zu deutlich erkennbaren Geringschätzung der Person des Gegners.

Gefördert wird die geschilderte Auflösung der Beamtenschaft der Verwaltung dadurch, daß die Vorteile und Annehmlichkeiten der Verwaltungslaufbahn jetzt fast ausnahmslos den Angehörigen zweier bestimmter Bevölkerungskreise zugute kommen, die an sich schon geneigt sind, sich von anderen Kreisen fernzuhalten, sich untereinander aber schnell und innig zusammenfinden. Die Zufälligkeiten und Beziehungen, durch die man heutzutage die Vorteile und Annehmlichkeiten der Verwaltungslaufbahn erlangt, sind mannigfaltig, wie wir früher gesehen haben. Aber zwei bestimmte Beziehungen, die auf derselben Grundlage, dem Zufall der Geburt, erwachsen, wirken doch besonders kräftig, nämlich die Zugehörigkeit zum Adel, namentlich zum östlichen Grundadel, und zu den mit diesem durch dieselben wirtschaftlichen Bestrebungen und parteipolitischen Anschauungen oder sonst persönlich verbundenen Kreisen des bürgerlichen Großgrundbesitzes, und sodann die Herkunft aus den Kreisen des Großgewerbes, des

Großhandels oder überhaupt des Großkapitals. Es sind dies im allgemeinen dieselben Kreise, aus denen sich gewisse Korps mit dem Rufe besonderer Vornehmheit und die Reserveoffiziere der Kavallerie in der Hauptsache ergänzen.

Ich habe hierauf bereits früher hingewiesen. Inzwischen hat auch Freiherr v. Zedlitz (im Tag vom 29. November 1910) meine Ausführungen bestätigt. Später spielte bei den erregten Auseinandersetzungen über die politische Stellung und Tätigkeit der Landräte im Abgeordnetenhaus im Beginn der letzten Tagung die Bevorzugung der Adligen und der konservativen Kreise bei der Besetzung der wirklich regierenden Stellen in der Verwaltung eine große Rolle. Auch bei diesen Erörterungen hat man vom Regierungstisch aus wieder, wie bei allen früheren Gelegenheiten, alle derartigen Behauptungen ins Reich der Fabel verwiesen. Aber ich glaube, die Tatsache der Bevorzugung der genannten Kreise in der Verwaltung kann wirklich nicht bestritten werden. Sie wird schon bewiesen durch die Zahlen über die Herkunft der höheren Verwaltungsbeamten, die man im Zusammenhang mit den ebenerwähnten parlamentarischen Erörterungen in dankenswerter Weise amtlich selbst veröffentlicht hat, obwohl diese Zahlen kein ganz treffendes Bild geben. So sind anscheinend alle Zentralbehörden und alle ihre Beamten, auch die technischen, berücksichtigt; es kommt hier aber nur auf die Zentralbehörden an, die mit Geschäften der allgemeinen Landesverwaltung befaßt sind, und auf die nichttechnischen Beamten. Außerdem unterscheiden die amtlichen Angaben bei den Zentralbehörden nur zwischen adligen und bürgerlichen Beamten und geben den Beruf der Väter nicht an. Indessen zeigen auch schon diese lückenhaften Zahlen, daß da, wo es auf entsagende Arbeit im stillen Amtszimmer ankommt, der Adel auffallend zurücktritt; von 28 Ministerialdirektoren waren nur 6 und von 45 Oberverwaltungsgerichtsräten nur 4 adlig!

Bei den Beamten der Provinzialbehörden vermißt man eine Angabe, wieviele bürgerliche Beamten aus Großgrundbesitzerfamilien stammen, da diese Kreise infolge ihrer übereinstimmenden politischen und wirtschaftlichen Anschauungen und Bestrebungen hier ohne weiteres und ausnahmslos dem Grundadel und überhaupt dem Adel hinzugerechnet werden müssen. Ferner entspricht es nicht den wirklichen Verhältnissen, daß man die sämtlichen Oberregierungsräte zusammengefaßt hat. Man hätte vielmehr die Oberregierungsräte bei den Oberpräsidenten und die Oberregierungsräte, die Stellvertreter der Regierungspräsidenten sind, von den anderen Oberregierungspräsidenten trennen müssen.

Aber auch schon jetzt wird die nachstehende Zusammenstellung, die ich auf Grund der amtlichen Angaben wenigstens für die Provinzialbehörden habe anfertigen können, meine Behauptung rechtfertigen, daß ein kleiner, aus bestimmten Kreisen stammender Teil dieser Beamten von der Mehrheit entschieden bevorzugt wird.

Lfde. Nummer	Dienststellung	Gesamtzahl	Von den in den senkrechten Spalten 2 und 3 berücksichtigten Beamten entstammen überhaupt und vom Hundert					
			dem alten Grundadel	dem neuen Adel	dem Adel überhaupt	den Kreisen des Großkapitals	dem alten Grundadel und den Kreisen des Großkapitals	dem Adel überhaupt und den Kreisen des Großkapitals
1	2	3	4	5	6	7	8	9
1	Provinzialbeamte	1858	588 (31,6)	103 (5,5)	691 (37,1)	330 (17,7)	918 (49,4)	1021 (54,8)
2	Oberpräsidenten	12	7 (58,3)	4 (33,3)	11 (91,6)	—	—	—
3	Regierungspräsidenten	36	16 (44,4)	7 (19,4)	23 (63,8)	4 (11,1)	20 (55,5)	27 (75,0)
4	Oberpräsidialräte	12	6 (50,0)	—	6 (50,0)	1 (8,3)	7 (58,3)	7 (58,3)
5	Polizeipräsidenten	22	11 (50,0)	4 (18,1)	15 (68,1)	4 (18,1)	15 (68,1)	19 (86,2)
6	Landräte	481	241 (50,1)	27 (5,6)	268 (55,7)	71 (14,7)	312 (64,8)	339 (70,4)
7	Regierende Beamte	563	281 (49,9)	42 (7,4)	323 (57,3)	80 (14,2)	361 (64,1)	403 (71,5)
8	Oberregierungsräte	141	27 (19,1)	5 (3,5)	32 (c. 22,7)	30 (21,2)	57 (c. 40,5)	62 (43,9)
9	Oberregierungsräte u. Verwaltungsgerichtsdirektoren	177	29 (16,4)	5 (2,8)	34 (19,2)	35 (19,7)	64 (36,1)	69 (38,9)
10	Regierungsräte	612	117 (19,1)	22 (3,6)	139 (22,7)	122 (19,9)	239 (39,0)	261 (42,6)

Ich bemerke noch, daß ich in der Querspalte 7 die in den Querspalten 2 bis 6 aufgeführten Beamten zusammenfasse. Grundsätzlich gehörten hierher noch die Oberregierungsräte bei den Regierungspräsidenten und den Oberpräsidenten, da auch diese zu den regierenden, jedenfalls aber zu den bevorzugten Beamten gerechnet werden. Im übrigen will ich nur auf folgendes hinweisen:

Während nur 37 Prozent aller Provinzialbeamten dem Adel überhaupt angehören, hat er über 57 Prozent der regierenden Stellen inne. Zieht man, was unbedingt nötig ist, um ein richtiges Bild von unseren Verhältnissen zu erhalten, noch die Beamten aus den Kreisen des Großkapitals hinzu, dann sind die entsprechenden Zahlen etwa 55 und 72 Prozent. Noch stärker tritt die Bevorzugung des Adels und des Reichtums bei den einzelnen Beamtengruppen der Querspalten 2 bis 6 hervor, z. B. bei den Oberpräsidenten und den Polizeipräsidenten. Ihre richtige Bedeutung erhalten aber alle diese Zahlen erst bei einem Vergleich mit den Zahlen in den Querspalten 8 bis 10. Endlich muß man für eine zutreffende Würdigung der Nachweisung beachten, daß sie nur eine einzelne zufällige Beziehung wiedergibt, die der Geburt. Um ein vollständiges Bild vom Umfang der Günstlingswirtschaft zu erhalten, müßte man noch die

anderen nützlichen Beziehungen berücksichtigen können — Verwandtschaft*), Schulfreundschaft, Korpsbrüderschaft und dergleichen mehr.

Aber auch schon jetzt muß die Nachweisung den Eindruck machen, daß die regierenden Stellen in unserer Verwaltung, also die Verwaltungsstellen, deren Inhaber der ganzen Verwaltung das Gepräge verleihen, in den Händen eines bestimmten Kreises, man kann auch sagen, einer Klique, sind, der, durch ein ganzes Netzwerk von hin- und hergehenden Fäden zu einer Einheit verbunden, im Innern straff zusammenhält und sich nach Außen gegen alle Mitbewerber, die nicht dazu gehören, reinlich abschließt. Da die Angehörigen dieser regierenden Klique jedenfalls in ihrer ganz überwiegenden Mehrheit, sei es von Haus aus, sei es durch Anpassung an die neue Umgebung, die Anschauungen und Bestrebungen der konservativen Partei und der ostelbischen Agrarier vertreten, so erhält diese ganze Entwicklung allerdings eine Bedeutung, die über das Gebiet der Verwaltungspersonalien, ja über die Verwaltung selbst, weit hinausgeht.

Dennoch muß ich auch hier wieder in voller und ehrlich überzeugter Übereinstimmung mit den vielfachen älteren und neueren Regierungserklärungen mit allem Nachdruck behaupten, daß konservative Gesinnung und Parteizugehörigkeit die Ursache der Begünstigung der bevorzugten Beamten nicht sind. Dieser besonderen Ursache bedarf es gar nicht mehr. Die sonstigen persönlichen Beziehungen, die diesen Herren zur Seite stehen, reichen vollkommen aus, um die vielen merkwürdigen Vorkommnisse in unserer Personalienverwaltung vollständig zu erklären. Welche Bedeutung in unseren Kreisen allein Korpsbeziehungen haben müssen, lehrt schon die Beobachtung, daß so mancher Verwaltungsbeamte seinen Sohn, der für die Verwaltung bestimmt ist, nicht dem eigenen Korps zuführt, sondern einem anderen, das wirksamere Beziehungen zu einflußreichen und maßgebenden Kreisen vermitteln kann. Außerdem wird die Richtigkeit meiner Behauptung auch durch die tägliche Erfahrung sattsam bestätigt. Ich habe früher schon einige Fälle angeführt, wo man Beamte, die keineswegs konservative Gesinnung und Parteizugehörigkeit geltend machen konnten, in der Verwaltungslaufbahn auffallend bevorzugt hat. Hier will ich noch darauf hinweisen, daß, begünstigt durch ähnliche persönliche Beziehungen, viel mehr Beamte rein jüdischer Abstammung oder doch mit einem kräftigen Einschuß jüdischen Blutes in die allgemeine Verwaltung gekommen und darin bis in die höchsten Stellen aufgestiegen sind, als sich gewisse Zeitungen und Politiker bei ihrem Schimpfen auf das ostelbische Junkerregiment in der Verwaltung auch nur träumen lassen. Parteitaktisch mag es bequem sein, die falsche Behauptung von einem amtlich geförderten konservativen Junkerregiment bei uns immer wieder in den politischen Kampf hinauszurufen. Wer es nicht schon gewußt hatte,

*) Der Herausgeber eines Verwaltungskalenders soll einmal beabsichtigt haben, in seinem Kalender die verwandtschaftlichen Beziehungen der einzelnen Beamten anzugeben. Er soll aber schon bald davon zurückgekommen sein, weil er selbst erschrocken sei über den großen Umfang dieser Beziehungen, der sich ihm schon nach wenigen Vorarbeiten ergeben hatte.

konnte es durch den früher erwähnten Ansturm gegen die Landräte erfahren, daß nicht bloß die Absicht, die Verwaltung zu bessern, hinter diesem Vorgehen steckt. Wahlmache und der heiße Wunsch, Angehörige der eigenen Partei auch einmal an die Krippe zu bringen, sprechen mindestens ebenso kräftig mit. Diesem Streben kann es nur nützen, daß die Verwaltung jetzt angeblich in den Händen einer bestimmten Partei ist. Der Verwaltung und dem Staat wird damit nicht gedient. Für sie bedeutet diese Verschleierung des Bildes nur, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. Wer der Verwaltung und dem Staat helfen will, muß jede Günstlingswirtschaft, einerlei, welcher Partei oder welchen Bevölkerungskreisen sie zugute kommt, nach Möglichkeit ausrotten.

Die geschilderte Zerreißung der Einheit der Verwaltungslaufbahn und der Beamtenschaft selbst hat auch Folgen für den Verwaltungsdienst gehabt, indem auch dort die Einheit zerstört wurde. Wie wir in der Verwaltung jetzt Beamte erster und zweiter Klasse haben, so gibt es dort jetzt auch Ämter, Behörden, Geschäftsgebiete, Dezernate erster und zweiter Klasse. Das entscheidende Merkmal ist, ob sie der begünstigten Minderheit vorbehalten sind oder ob sich Beamte ohne Beziehungen mit ihnen begnügen müssen.

Deshalb ist heute das Landratsamt angesehener, vornehmer und gesuchter als die Regierung. Viele Assessoren ziehen jetzt ein Landratsamt im traurigsten Nest dem schönsten und wichtigsten Dezernat einer Regierung in der angenehmsten Großstadt unbedingt vor. Früher war es umgekehrt. So sah z. B. der Landrat Juncker, der spätere Regierungspräsident Freiherr v. Juncker, als er 1849 nach überaus geschickter und erfolgreicher Bekämpfung des Polenaufruhrs im Kreise Czarnikau als Regierungsrat nach Düsseldorf versetzt wurde, darin eine Auszeichnung und Belohnung, die ihn hoch erfreute. Jetzt würde man in einer solchen Versetzung eine capitis diminutio erblicken. Freilich ist inzwischen das Landratsamt wichtiger geworden; indessen ist anderseits aber auch die Bedeutung der Regierung nicht zurückgegangen; außerdem gewährte auch schon früher das Landratsamt als die Domäne des angesessenen Adels seinem Inhaber jedenfalls eine sehr angesehene persönliche und gesellschaftliche Stellung. Ein sachlicher Grund für die jetzige Geringschätzung der Regierung liegt also nicht vor; sie erklärt sich nur durch die erwähnte höhere Bewertung des Landratsamts.

Aus demselben Grunde steht unter den Regierungen so manche in schlechtem Geruch, nicht nur bei den Beamten, sondern auch im Lande. Unbegreiflicherweise hat man hier von oben noch nachgeholfen. Man hat nämlich solche ohnehin schon übel berüchtigte Regierungen mit Vorliebe als Strafkolonien benutzt, indem man ihnen die Regierungsbeamten überwies, die für irgendeine Missetat bestraft oder kaltgestellt werden sollten. Ein solches Verfahren war natürlich nicht geeignet, das Ansehen und die Beliebtheit dieser Behörden zu heben.

Noch schlimmer ist die Scheidung der einzelnen Geschäftsgebiete und Dezernate in der erwähnten Richtung, weil sie durch die ganze Verwaltung geht. Auch

wird dadurch die Verwendung der Beamten nur nach Befähigung, Kenntnissen und Leistungen erschwert oder vereitelt. Infolge dieser Scheidung gelten nun manche Geschäftszweige in den Beamtenkreisen als nicht vornehm. Es handelt sich dabei um recht wichtige Geschäftszweige: z. B. Steuer- und Schulsachen, den Bezirksausschuß, das Kassenratsdezernat, das Militärdepartement, das Schiedsgericht für Arbeiterversicherung u. dgl. Niemand will mehr auf diesen Geschäftsgebieten tätig sein und jeder strebt danach, ihnen zu entgehen. Gesucht sind dagegen besonders das Polizei- und das Kommunaldezernat, denn diese Angelegenheiten unterstehen dem Ministerium des Innern, in dem auch über das persönliche Schicksal der Beamten entschieden wird. Eine Ironie des Schicksals ist es übrigens, daß man manche jener allgemein gering geschätzten Geschäftszweige und Dezernate mit einem besonderen Glanz umgeben mußte, um die unglückselige Erfindung der „gehobenen" Stellen durchführen zu können. Ich werde auf diese Einrichtung noch zurückkommen.

Briefe aus China

Von weiland Professor Dr. Wilhelm Grube-Berlin

II.

Peking, 15. Sept. 1897.

An seine Schwester.

... Da es jetzt angenehm kühl ist, arbeite ich täglich vier bis fünf Stunden mit meinem Chinesen und dann noch für mich allein, und ich kann wohl sagen, daß ich noch nie ein solches Glück in der Arbeit, im freien, durch keine äußeren Hindernisse gehemmten Forschen gekannt habe. Dreimal glücklich sind diejenigen, denen solches ihr Lebelang beschieden ist — und nur wer dieses Glück wie ich sein ganzes Lebenlang entbehren mußte, weiß es voll zu würdigen. Ich befasse mich jetzt ganz speziell mit den Pekinger Volksbräuchen*) und habe an meinem Lettré für dieses Gebiet gerade den rechten Mann gefunden. Jeder Tag bringt mir neues, und ich komme mir oft vor wie ein kalifornischer Goldgräber, von der fehlenden Romantik abgesehen. ...

* * *

Peking, 30. Sept. 1897.

An seinen Bruder Carl.

Lieber Carl!

Erst heute komme ich zur Beantwortung Deines lieben Briefes, für den ich Dir auch in Lillys Namen herzlich danke.

*) Aus diesem Studium ist Grubes Werk „Zur Pekinger Volkskunde" (Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkerkunde Bd. VII, 1901) erwachsen.

Solange wir in Ta-chiao-sse waren, lebte ich ganz meinem Studium und behielt dadurch für Briefschreiben wenig Zeit übrig; daher mußt Du mir schon meine Saumseligkeit zugute halten. Wie nicht anders zu erwarten war, bietet mir der Aufenthalt in China so mächtige Anregung nach den verschiedensten Richtungen hin, daß es mir oft schwer wird, mich zu konzentrieren. Wie ich Dir, glaube ich, schon geschrieben habe, gehe ich in erster Linie darauf aus, die Pekinger Volksbräuche zu studieren, durch die überhaupt erst eine intimere und der Wirklichkeit entsprechende Anschauung der Lebensauffassung und Denkweise dieses eigenartigsten aller Kulturvölker zu erlangen ist. Zum Glück habe ich für diesen Zweck in meinem Lettré die denkbar geeignetste Persönlichkeit gefunden und bereits eine reiche Fülle interessanten, zum größten Teile völlig unbekannten und daher verwertbaren Materials gesammelt. Ich lasse den Mann in seiner Weise alles erzählen, was er über den Gegenstand weiß, und schreibe mir, was er mir chinesisch vorträgt, nahezu Wort für Wort deutsch nieder. Auf diese Weise erhalte ich ein anschauliches und dabei ziemlich vollständiges Bild des chinesischen Lebens, wie sich's in seinen typischen Erscheinungsformen von der Wiege bis zur Bahre abspielt. Ich wundere mich, daß keiner vor mir hier in Peking auf diesen doch recht naheliegenden Gedanken verfallen ist. Es gibt vielleicht kein zweites Volk, dessen Lebensäußerungen auf allen Daseinsgebieten derart durch zahllose kodifizierte Vorschriften eingeengt und in feste, unverrückbare Grenzen gezwängt wäre, wie das chinesische. Daher der marionettenhafte Zug in seiner ganzen Art zu sein und sich zu geben, daher so oft gänzlicher Mangel wirklicher Individualität des Einzelnen, während es vielleicht keine zweite, so charakteristisch und scharf geprägte Volksindividualität gibt, wie gerade die chinesische. Ein solches Volk soll entweder auf Grund eingehender Kenntnis oder gar nicht beurteilt werden. Ein Buch wie das Obrutschewsche schadet im ganzen mehr als es nützt, denn es ist unverantwortlich seicht und oberflächlich belletristisch. Der Mann ist sich ja nicht einmal über das klar, was er mit eigenen Augen gesehen zu haben behauptet. Erzählt er doch z. B., daß der schlafende Buddha im Tempel Wo-fo-sse, den wir neulich auch besucht haben, eine stehende Figur sei, die nur einfach umgestülpt worden, während sie in recht guter Ausführung den Buddha in liegender Stellung, auf den rechten Ellbogen gestützt, darstellt. Um das zu sehen, bedarf es wahrlich keiner Vorstudien!

Mich erinnern die Chinesen in vielen Stücken an die Russen: sie haben eine außerordentlich rasche Auffassungsgabe, sind dabei unzuverlässig und finden, ganz wie der russische Bauer, eine brutale Behandlung selbstverständlich und in der Ordnung; wie die Russen, sind auch sie konsequente Fatalisten, und ihr Verhältnis zu ihrem Beamtentum bietet auch viele Vergleichspunkte mit den russischen Zuständen. Was die Unsauberkeit betrifft, so bin ich mir noch nicht ganz klar darüber, wem die Palme gebührt — ich glaube jedoch den Russen. Wenigstens sind wir auf unseren bisherigen Ausflügen oft überrascht gewesen, wie verhältnismäßig sauber die Nachtquartiere doch meist waren. Soweit Unterschiede

zwischen beiden Nationen in Betracht kommen, dürften diese wohl in vielen Beziehungen den Chinesen zum Vorteil gereichen. Der chinesische Bankier steht noch immer im Rufe musterhafter Ehrlichkeit. Der Fleiß, die Ausdauer und die Nüchternheit der Chinesen sind sprichwörtlich, und mit Recht. Die hierzulande bekanntlich nicht ganz leichte Kunst des Lesens und Schreibens ist ungleich weiter verbreitet als in Rußland. Als ich auf unserem Ausfluge nach dem Po-hoa-shan in einem Tempel eine Inschrift kopierte, stand einer der Kulis, die Lillys Stuhl trugen, dabei und als ich ein stark verwittertes Zeichen (das beiläufig bemerkt, durchaus kein ganz gewöhnliches war) nicht auf den ersten Blick zu entziffern vermochte, kam er mir darin zuvor, indem er das Zeichen mit dem Finger auf den Stein schrieb. Überhaupt fiel mir bei diesen einfachen Tagelöhnern und unserem übrigen Dienstpersonal auf, wie sehr sie sich für historische Denkmäler, besonders Inschriften interessierten. Im Tempel Pi-yün-se bewunderte ich eine herrliche Cloisonnévase; der Ma-fu (Groom) von Herrn v. P. musterte sie ebenfalls mit Kennerblick, und als ich dann die Vermutung aussprach, daß sie aus der Zeit der K'ien-lung stammte, meinte er, sie werde doch wohl noch älter sein und vermutlich aus der Zeit der Ming-Dynastie herrühren. Der Mann wußte auch ganz genau, daß der Tempel während der Ming-Dynastie erbaut und später unter K'ien-lung restauriert worden war.

Noch eine charakteristische Episode muß ich Dir erzählen. Als wir nämlich von Ch'a-tao nach Nan-k'ou zurückritten, ging mein Maultier mit mir durch, so daß ich schon zwanzig Minuten vor den übrigen am Ziele angelangt war. Ich hatte mich eben im Hofe der Karawanserei auf eine Bank gesetzt, als ein Chinese mit einem Buch in der Hand auf mich zutrat und mich bat, ihm über einige Fragen Aufschluß zu geben. Das Buch erwies sich als eine englische Grammatik in chinesischer Sprache, und die erbetene Auskunft betraf den Lautwert der englischen Buchstaben. Natürlich tat ich ihm mit Freuden den Gefallen. Am nächsten Morgen überbringt mir einer der Diener ein Schreiben des Gastwirts, adressiert an S. Exzellenz Herrn Ko (so lautet mein Name chinesisch), in welchem er mir in höflicher Weise mitteilt, keine Bezahlung von mir annehmen zu wollen. Aufs höchste erstaunt, frage ich, was das zu bedeuten habe, und höre nun, daß mein wissensdurstiger Interpellant eben der Wirt selber gewesen war! Die Chinesen werden bei jeder Gelegenheit von den Europäern schlecht gemacht und als Gauner verschrieen. Daher dürfen hübsche Züge wie dieser nicht verschwiegen werden.

Das letzte Ziel unseres Ausfluges, der Tempel Pi-yün-sse, ist wohl nächst der großen Mauer die Krone von allem, was wir bisher in China gesehen haben. Durch ein Marmortor mit herrlichen Reliefs blickt man auf den in indischem Stile gehaltenen Marmortempel, der, von immergrünen Bäumen umgeben, am Abhang eines Berges liegt. Zahlreiche andere Tempelbauten, die dazu gehören, sind zwar aus weniger kostbarem Material gebaut, enthalten dafür jedoch um so wertvollere Kunstschätze an Cloisonné, Bronze und wundervollen Schnitzereien.

Wir logierten dort in den schönen, luftigen, aber gänzlich prunklosen Räumen, in denen die Kaiserin-Witwe auf ihren Wallfahrten zu nächtigen pflegt. Ich gewann das Herz des freundlichen Abtes im Sturm dadurch, daß ich ihm meine Brille zur Probe auf die Nase setzte und ihm zugleich einen lehrreichen Einblick in das innere Getriebe meiner Uhr gewährte. Dafür lud er uns in sein Zimmer ein, das von musterhafter Sauberkeit und voll der herrlichsten Kunstschätze war. Er wurde zum Lohn dafür inmitten seines mit duftenden Oleanderbäumen und Lotosblumen geschmückten Tempelhofes photographiert. Glücklicher Alter, der sich in seinem wonnigen Erdenwinkel in süßem Nichtstun auf das Nirwana vorbereitet! . . .

* * *

An seine Schwester.

Shanghai, 8. Okt. 1897.

Meine liebe Weinande!

Nun bin ich Dir ja noch den versprochenen Bericht über unseren letzten Ausflug schuldig. Also los! — Du weißt, daß Herr und Frau v. P. eine kleine Reise in die Mongolei unternommen und uns dabei das Versprechen abgenommen hatten, ihnen auf ihrem Rückwege bis Ch'a-tao entgegenzukommen. So zogen wir denn an dem verabredeten Tage von Ta-chiao-sse ab, Lilly im Tragstuhl, ich auf einem Maultier. Bis Nan-k'ou war der Ritt durch die Ebene, abgesehen von kleineren und größeren Dörfern, ziemlich einförmig, so daß wir froh waren, nach fünf vollen Stunden ununterbrochenen Reitens endlich Nan-k'ou erreicht zu haben. Hier gönnten wir uns eine halbe Stunde Rast, die wir zum Futtern benutzten. Dann ging es wieder weiter, und jetzt änderte sich das Bild, denn nun betraten wir das landschaftlich sehr schöne Tal, durch welches die große chinesisch-russische Handelsstraße von Peking über Kalgan nach Kiachta führt. Hier sahen wir lange Karawanenzüge von meist mit Tee beladenen Kamelen, die meist von Mongolen geführt werden. Bei dem Tore Pa-ta-ling erreichten wir die Paßhöhe (etwa 2000 Fuß), über welche die große Mauer führt. Das war wieder einer der unvergeßlichen Eindrücke unserer an interessanten Eindrücken so reichen Reise! Wie hier in dieser unwirtlich rauhen Berglandschaft sich eins dem andern fügt, Natur und Menschenwerk sich zu schaurig-großartiger Harmonie vereinen, ist eigenartig und bewältigend. Von Gipfel zu Gipfel klimmt die gezackte Mauer, unabsehbar weit, um auf einer Strecke von weit über 1000 Kilometern das Reich gegen die Einfälle der wilden Horden des Nordens zu schützen. Ihren Zweck hat sie ja freilich nicht erreicht, denn China ist zu wiederholten Malen von jenen Horden nicht nur überfallen, sondern auch erobert worden; aber dafür ist die Mauer ein Bauwerk von wunderbarer Kühnheit und von einer Größe, die von keinem anderen erreicht wird. Die ganze Szenerie trägt in ihrer schaurig öden Kahlheit und der Rhythmik ihrer zahllosen scharfgezackten Gebirgszüge ein echt balladenhaftes Gepräge.

Endlich kamen wir nach einem Ritt von weiteren fünfeinviertel Stunden in Ch'a-tao an, wo wir mit Herrn und Frau v. P. ein frohes Wiedersehen feierten. Wir logierten dort in einem sehr netten und sauberen chinesischen Gasthofe. Am nächsten Morgen ritten wir nach Nan-k'ou zurück, machten jedoch zweimal längere Station: zuerst an der Mauer, die wir erklommen; sie ist so breit, daß auf ihr bequem zwei Zweispänner nebeneinander fahren könnten. Natürlich wurde fleißig photographiert, und hinterdrein frühstückten wir unter freiem Himmel am Fuße der Mauer. Dann machten wir noch einmal Halt bei Kiü-yung-kuan, wo Frau v. P. malte. Unsere Maultiere mit dem Gepäck, Koch und Boys schickten wir nach Nan-k'ou voraus und ritten selbst erst nach eineinhalb Stunden weiter. Kaum hatte ich dann später mein Maultier bestiegen, als es auch sofort mit mir durchging: es sehnte sich offenbar nach seinen lieben Angehörigen. Da half kein Zureden: offenbar verstand es mein Chinesisch nicht, auch waren mir die Laute damals noch unbekannt, durch die man Maultiere zum Stehen bringt, denn unser heimatliches „Prrr" hat hier wie alles die entgegengesetzte Bedeutung. So gab ich denn als der Klügere nach, und in sausendem Galopp ging es weiter bis Nan-k'ou, wo das Tier dann auch gleich den Gasthof herausfand, wo die Seinen eingekehrt waren. Ich war ganz zufrieden mit meiner Husarenleistung und fühlte mich reif für den Zirkus.

Am Morgen brach ich mit Frau v. P. und Lilly nach den Ming-Gräbern auf, während Herr v. P. nach Peking zurückritt. Diese Gräber sind kolossale Tempelbauten, eines wie das andere, und leider fast alle in ganz deplorablem Zustande. Grandios ist aber die Anlage des Ganzen. Es ist ein halbkreisförmiges Tal, amphitheatralisch von mäßig hohen kahlen Bergen umrahmt, an deren Fuße die Grabstätten liegen. Die Größenverhältnisse sind so kolossal, daß die Gräber, dreizehn an der Zahl, ungefähr je einen Kilometer voneinander entfernt sind; eine mehrere Kilometer lange Straße führt in dieses Tal des Todes, die mit prachtvollen Marmortoren mit schönen Reliefs geschmückt ist, und zu beiden Seiten desselben sind überlebensgroße Marmorstatuen von Mandarinen, Pferden, Kamelen, Elefanten und allerhand Fabeltieren aufgestellt. Es fiel uns auf, daß einer der Elefanten mit zahllosen kleinen Steinchen bedeckt war, und daß unsere Kulis und Boys ebenfalls damit beschäftigt waren, ihn mit Steinen zu bombardieren. Ich fragte also unseren Boy, was der tiefere Sinn dieser Zeremonie sei, worauf er mir im reinsten Pidgin-english antwortete: „Suppose wantchee catchee baby". Das war also des Pudels Kern, und daraufhin beteiligten wir uns natürlich auch daran. Hinterdrein konnten Lilly und Frau v. P. sich nicht darüber einigen, wieviel jede von ihnen „geworfen" hatte. Ich finde, man darf weder Störchen, noch Elefanten vorgreifen. Übrigens machte ich meinen Boy etwas stutzig, indem ich ihm zu bedenken gab: „But suppose catchee little elephants?"

Von den Ming-Gräbern, wo abermals viel gemalt und photographiert wurde, ging es am nächsten Tage nach T'ang-shan, wo genächtigt wurde, und

von dort nach dem einzig schönen Tempel Pi-yün-sse, der landschaftlich und architektonisch zu dem Schönsten gehört, was wir überhaupt an Tempelbauten gesehen haben. Von Pi-yün-sse ging es dann nach Peking zurück.

(Weitere Briefe folgen)

Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius K. Haarhaus

X.

Merge gab sich als Schülerin wirklich redliche Mühe. Jeden Morgen, wenn ihr Gatte schon draußen auf dem Felde oder im Stall und Scheune tätig war, oder wenn die Gubernatorin noch schlief, fand sie sich bei der Priorin ein und buchstabierte mit heißen Wangen aus einem alten Bande der Frankfurter Relationen den „Wider-Abzug deß Königs in Polen aus der Statt Dantzig" oder den „Feldzug deß Fürsten in Siebenbürgen, Herrn Georgii Ragoczy, ins Königreich Polen".

Schwester Felicitas sprach und schrieb ihr jedes Wort vor und hatte die Genugtuung, daß sich ihre Methode aufs beste bewährte. Seltsamerweise fand die jung Frau das Schreiben leichter als das Lesen, und wenn sich in ihrer ungelenken Hand der Gänsekiel auch manchmal etwas widerspenstig zeigte, so gelang es ihr doch, sich die Schriftzeichen schneller und fester einzuprägen als die verschnörkelten Druckbuchstaben.

„Glaubt Ihr, daß ich bald einen Brief zustande bringe?" fragte sie eines Tages ihre Lehrerin.

„Wenn du weiter so fleißig bist, wird es nicht mehr lange dauern," meinte die geistliche Dame, glücklich über Mergens Eifer.

„Ach, das wäre herrlich! Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie ich mich darauf freue," sagte die junge Frau mit strahlenden Augen.

„Du möchtest wohl deinem Manne zum neuen Jahr eine lettre de félicitation, will sagen: einen Gratulationsbrief schreiben?"

„Ja — das wohl auch," antwortete Merge etwas gedehnt, „aber die Hauptsache ist doch, daß ich bald einen richtigen Brief schreiben kann."

„Und an wen möchtest du so einen richtigen Brief schreiben?"

„An den Mathias zu Wachendorf."

Sie sagte es ein wenig unsicher, und ihre Unsicherheit wuchs, als sie die Augen ihrer Lehrerin mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens auf sich gerichtet sah.

„So, so, also ein billet an den neveu! Und was willst du ihm mitteilen?"

Merge errötete bis zu den Schläfen. aber sie faßte sich ein Herz und sagte keck:

„Ich will ihm schreiben, er soll uns bald einmal wieder besuchen. Hier zu Rottland ist es gar zu langweilig," setzte sie zur Entschuldigung hinzu.

Die Priorin war sprachlos. Es währte eine ganze Weile, bevor sie ihre Fassung wiederfand. Dann aber bemerkte sie sehr diplomatisch:

„Ma chère, mit dem Buchstabenmalen allein ist es nicht getan. Man muß auch lernen, wie man einen Brief in schicklichen Worten abfaßt. Und das ist das Schwierigste."

„Ich möchte schreiben, was mir gerade in den Sinn kommt. Er wird's schon verstehen," erklärte die junge Frau.

„Mon dieu, quelle intuition étrange!" seufzte Schwester Felicitas, entsetzt über die Zähigkeit, mit der Merge bei ihrem Plane beharrte. Und als der Bruder am Mittag aus dem Walde heimkehrte, nahm sie ihn beiseite und machte ihm unter Preisgebung des mit ihrer Schülerin verabredeten Geheimnisses Mitteilung von der Absicht seiner Frau, mit dem Neffen brieflich in Verbindung zu treten.

Ganz wider ihre Erwartung hörte Herr Salentin ihren Bericht sehr gelassen an.

„Sie hat recht, wir müssen den v. Pallandt einmal invitieren," sagte er, nachdem sie geendet hatte. „Ich begreife gar nicht, warum er nicht schon längst einmal gekommen ist. Er hat sich bei meiner Hochzeit so brav benommen, und hat sich außerdem mit der ganzen affaire, ich meine mit der mariage, so convenablement abgefunden, daß ich ihn wirklich estimieren muß und mich aufrichtig freuen würde, ihn öfter bei uns zu sehen. Und der Merge ist er vom ersten Tage an mit großem respect begegnet und hat sie die Standes-difference auch nicht im Geringsten fühlen lassen. Das vergeß' ich ihm mein Lebtag nicht. Daß er ein bischen commerce mit ihr hat, kann gar nicht schaden, denn erstens hat sie dadurch ein wenig diversion, und zweitens hat er eine excellente façon, ihr gute Manieren beizubringen, und das hat sie noch sehr nötig. Du würdest mich also obligieren, chère soeur, wenn du dem v. Pallandt ein paar aimable Zeilen schreiben und ihn in meinem Namen bitten wolltest, uns am nächsten Sonntag durch seine visite zu erfreuen."

Die Priorin war wie vor den Kopf geschlagen. Sie hatte von der Klugheit der Männer nie eine besonders hohe Meinung gehabt, daß aber ihr eigener Bruder so unsagbar verblendet hätte sein können, das wäre ihr niemals in den Sinn gekommen. Nun — sie hatte ihre Schuldigkeit getan; wenn er durchaus in sein Verderben rennen wollte, so war das seine Sache. Mehr als ihn warnen konnte sie nicht.

Sie sollte den jungen Pallandt einladen! Sie sollte mit eigener Hand dem Verhängnis noch Vorschub leisten, das sie unaufhaltsam herannahen sah! Nicht, daß sie etwas gegen Mathias auf dem Herzen gehabt hätte! Im Gegenteil: sie schätzte ihn, seit die Verbindung zwischen Haus Rottland und Wachendorf wieder hergestellt worden war, nicht weniger als ihr Bruder. Er mochte seine Fehler haben, gewiß! Aber diese Fehler waren die Fehler der Jugend, über die man mit liebevoller Nachsicht leicht hinwegkommen konnte. Sein Herz jedoch war gut, das stand für sie fest, denn ein junger Mensch, der sich jahrelang nach holländischen Moppen gesehnt hatte, mußte sich das Gemüt eines Kindes bewahrt haben.

Dennoch, das wußte sie nur zu genau, waren ihre Bedenken gegen seinen Verkehr mit Merge durchaus berechtigt. Die Jugend fühlt sich eben zur Jugend

hingezogen, und daß sich dieses Elementargesetz der Natur zu allen Zeiten stärker erwiesen hat als alle Gebote der Sitte, war der alten Dame trotz ihrer klösterlichen Vergangenheit nur zu bekannt. Sie suchte in ihren Nöten Beistand bei der Schwester und hatte die Genugtuung, daß die Gubernatorin ihre Besorgnis teilte.

„Ich habe es schon lange kommen sehen," sagte Frau v. Ödinghoven, „aber Salentin ist so incurablement verliebt in sie, daß sie ihn um den Finger wickeln kann. Das weiß sie nur zu gut, und daher stammt auch ihre obstination gegen uns. Aber was können wir tun? Es ist unser Unglück, daß wir auf seine bonne humeur angewiesen sind. Wir müssen uns fügen, aber wir wollen die Augen aufhalten, denn zu einem éclat darf es nie und nimmer kommen."

So mußte sich Schwester Felicitas also wohl oder übel hinsetzen und die Einladung an Herrn v. Pallandt schreiben.

Er kam und wurde von dem Friemersheimschen Paare mit wahrer Herzlichkeit empfangen. Die beiden alten Damen zeigten sich zunächst ein wenig zurückhaltend, das Eis, womit sie ihren Busen umpanzert hatten, schmolz jedoch vor der Sonne seiner Liebenswürdigkeit bald dahin. Sie bemerkten mit innigem Vergnügen, daß er die junge Frau mehr wie ein Kind behandelte und ihre Versuche, ihn für sich in Anspruch zu nehmen, jedesmal mit einem Scherz vereitelte. Mit dem Oheim sprach er sehr gesetzt und verständig über die neue Türkensteuer und über die Überrumpelung Straßburgs durch den König von Frankreich, gegen den er einen gewaltigen Haß zu hegen schien. Immer aber wußte er die beiden Damen ins Gespräch zu ziehen und dieses auf Gebiete hinüberzuspielen, für die er Interesse bei ihnen voraussetzen durfte. Er kannte auf das Genaueste die Familienverhältnisse der beiden Fräulein, die am Sankt Katharinentage zu Marienstern Profeß getan hatten, und wußte alle Einzelheiten von der Hochzeit im Hause Metternich-Bourscheid zu berichten. Und als er am späten Abend wieder heimritt, waren sich die Schwestern darüber einig, daß ihre Befürchtungen ganz unbegründet gewesen waren, und daß die Schwägerin in der Tat viel, sehr viel von dem Wachendorfer Neffen lernen könne.

Sie ließen sich nicht einmal durch das Schneetreiben der dunkeln Winternacht abhalten, den charmanten Kavalier beim Abschied bis in den Hof zu geleiten, und vereinigten ihre Bitten, daß er seinen Besuch recht bald wiederholen möchte, mit denen Salentins und Mergens. Er gab die Zusage, zu kommen, so oft es ihm möglich sein würde, und hielt sein Wort. Selten verging eine Woche, wo er nicht in Haus Rottland vorsprach. Blieb er einmal länger als gewöhnlich aus, so fühlten sich die Verwandten beunruhigt, wenn auch keiner mit den anderen darüber sprach. Aber jeder machte sich seine besonderen Gedanken über die Veranlassung seines Fernbleibens: der Oheim vermutete, er könne vielleicht Kriegsdienste gegen die Franzosen oder die Türken genommen haben, die junge Tante argwöhnte eine Liebschaft, die Priorin fürchtete, er möchte erkrankt sein oder einen Unfall mit dem Pferde erlitten haben, und die Gubernatorin erging sich in Mutmaßungen, ob man den jungen Herrn, der eine so gute Figur machte und der sich so gewandt und sicher zu benehmen verstand, etwa an den Hof des durchlauchtigsten Regenten gezogen habe.

Niemand wartete sehnlicher auf ihn als Merge. Ihr scharfes Ohr erkannte den Hufschlag seines Rotschimmels auf der hartgefrorenen Straße lange, bevor

der Reiter sichtbar wurde. Wenn sie dann sagte: „Nun kommt Herr Mathias," bemächtigte sich der anderen eine freudige Bewegung, obgleich jeder sich den Anschein zu geben suchte, als zweifle er an der Fähigkeit der jungen Frau, die Ankunft des Neffens so bestimmt vorauszusagen.

Eines Tages kam das Gespräch auf die Musik, und Herr v. Pallandt fragte Merge, ob sie nicht zu singen verstehe. Als sie zögernd zugab, daß sie vor ihrer Verheiratung hin und wieder bei der Arbeit ein Liedchen gesungen habe, bestand er darauf, eine Probe ihrer Kunst zu hören. Sie weigerte sich anfangs; ihr Gatte gebot ihr jedoch, sich nicht zu zieren und dem Neffen den Gefallen zu tun. Da stimmte sie eine einfache Weise an, wie sie die Holzheimer Mädchen beim Spinnen zu singen pflegten. Mathias lobte ihre Stimme, der man freilich den Mangel jeder Schulung anmerke, und erbot sich, ihr Gesangunterricht zu erteilen. Er sei zwar selbst gerade kein Meister in dieser Kunst, habe aber, da er beim Leibregiment zu Düsseldorf gestanden, bei dem Tambour seiner Kompagnie, einem Italiener, der ehedem Virtuose bei der Opera zu Venedig gewesen, Lektionen genommen.

Merge ging auf das Anerbieten des Neffen mit großer Bereitwilligkeit ein, und ihre Freude kannte keine Grenzen, als die Gubernatorin bemerkte, daß auf dem Boden eine Laute liege, auf der sie früher selber ein wenig geklimpert habe, und daß sie dieses Instrument der Schwägerin gerne zur Verfügung stelle.

Die beiden jungen Leute eilten die Treppe hinauf und machten sich auf die Suche. Sie warfen das Gerümpel durcheinander, kramten in Kisten und Kasten, lachten über den Hausrat der Vergangenheit und fanden auch eine Schachtel mit Saiten, die Laute selbst wollte sich jedoch nirgends entdecken lassen. Man gab die Hoffnung auf, und Merge schickte sich an, eine Kiste, die man aus einem Winkel unter dem Dache hervorgezogen hatte, wieder an ihren Platz zu rücken. Als sie sich nach Mathias umwandte, stand dieser in einem seltsamen Aufzuge hinter ihr: er hatte sich einen alten Stechhelm über den Kopf gestülpt und versuchte, sie durch kriegerische Gebärden zu erschrecken. Sie ließ sich jedoch nicht ins Bockshorn jagen, sondern ergriff ein Mangelholz und schlug damit so wacker auf seine eiserne Kopfbedeckung los, daß ihm die Ohren dröhnten. Er wollte sie entwaffnen, aber sie war schneller als er, entwischte ihm und fiel ihm in den Rücken. Der schmale Augenspalt des Helmes verhinderte ihn, ihre Bewegungen zu verfolgen, sie huschte, wenn er sie greifen wollte, an ihm vorbei, duckte sich in einen Winkel und bombardierte ihn aus dem Hinterhalt mit dem Plunder, der gerade in den Bereich ihrer Hände geriet. Endlich glaubte er, sie in die Enge getrieben zu haben, und stürmte mit ausgebreiteten Armen auf sie ein, da stieß er mit dem Helme an einen Gegenstand, der bei der unsanften Berührung einen langgezogenen wimmernden Laut von sich gab. Es war die Laute, die gänzlich verstaubt und verstimmt an einem Balken über ihren Köpfen hing.

„Man sieht doch, wozu Kindereien gut sind," sagte er, indem er sich des schweren Helmes entledigte, „ohne unsre Narrenspossen hätten wir das Ding da nun und nimmer gefunden. Nun aber lassen Sie uns Frieden schließen, chère tante."

Er hatte sie in die Ecke zwischen dem steil abfallenden Dache und einem Bretterverschlage gedrängt und versperrte ihr mit seiner mächtigen Gestalt den Weg.

„Ja, wir wollen Frieden schließen," erwiderte sie ein wenig befangen.

Er faßte ihre Hände, machte aber keine Miene, sie freizugeben.

„Nun ist's genug, laßt mich gehn!" bat sie mit gepreßter Stimme.

„Nein, soweit sind wir noch nicht," flüsterte er, „Sie haben den ersten Schlag getan, daraus folget, daß Sie das Gewette zahlen müssen."

„Was soll ich Euch geben?" fragte sie betroffen.

„Einen Kuß."

Sie lachte laut auf.

„Ihr seid von Sinnen, Herr! Wie käm' ich dazu, Euch einen Kuß zu geben?"

Sie versuchte, sich an ihm vorbeizudrängen, er hielt sie jedoch mit eisernem Griffe fest.

„Hat man je so etwas erlebt!" rief er mit komischer Entrüstung, „eine tante, die ihren neveu nicht küssen will!"

Sie mußte wider Willen lachen.

„Ja, wenn Ihr ein artig Büblein wäret, dann tät' ich's," erwiderte sie. „So aber seid Ihr mir schon zu groß dazu."

Er ließ ihre Hände los, bückte sich, hob sie empor und stellte sie auf eine Kiste.

„Sehen Sie, madame," rief er triumphierend, „jetzt haben Sie, was Sie wollen: der neveu reicht Ihnen gerade bis an den Gürtel!"

„Um Gotteswillen, nicht so laut!" stammelte sie, „die Alten haben noch scharfe Ohren."

Jetzt wußte er, daß er gewonnenes Spiel hatte.

„Bekomme ich nun bald meinen Kuß?" fragte er herrisch.

Sie schaute ihn prüfend an. Und da sie die Entdeckung machte, daß sein Antlitz wirklich das eines großen wilden Jungen war, strich sie ihm das Haar zurück und berührte mit ihren Lippen ganz leicht seine Stirn. Da glitten seine Hände an ihr empor, legten sich wuchtig auf ihre Schultern und drückten sie nieder, daß ihr die Knie einknickten. Sie gab sich Mühe, ihm Widerstand zu leisten, aber es war umsonst: sie fühlte plötzlich, daß sie doch nur ein schwaches Weib sei, dem das Schicksal bestimmt hat, schweigend zu dulden. Und so duldete sie denn, daß er seinen Mund zu einem langen Kusse auf den ihren preßte.

Endlich gelang es ihr, sich aus seinen Armen loszumachen. Sie sprang von der Kiste herab und eilte nach der Treppe hin. Dort blieb sie stehen und sah sich nach ihm um.

Er nahm gelassen, als sei nichts geschehen, die Laute von dem Balken, stäubte sie ab und begann, während er an Mergens Seite die Treppe hinunterging, die Wirbel anzudrehen.

Das Antlitz der jungen Frau glühte, als sie mit Mathias wieder in das Wohngemach trat. Es war ihr peinlich, daß die Augen der Schwägerinnen mit einem so seltsamen Ausdruck auf ihr ruhten,

„Du siehst ja entsetzlich echauffiert aus, ma chère," wandte sich die Gubernatorin an die junge Frau, die vor Verlegenheit beinahe umkam.

„Sie hätten aber auch sehen müssen, wie madame ma tante gearbeitet hat," antwortete statt ihrer der Neffe, „Kisten und Kasten haben wir ausgeräumt, und wo glauben Sie, daß wir das Ding schließlich gefunden haben? Es hing zu

unsern Häupten, gleichsam als hätte es Sankt Caecilia selbst vom Himmel herabgelassen."

Die alte Dame schien sich bei diesem Bescheid zu beruhigen, und Schwester Felicitas fand die kühne Wendung sogar ungemein poetisch.

An diesem Tage wurde mit dem Unterricht noch nicht begonnen, denn das Instrument mußte erst neu bezogen und gestimmt werden. Und dazu brauchte Herr v. Pallandt viel Zeit.

Als er das nächste Mal wiederkam, brachte er ein Buch mit, Herbstens Musica practica, die er seinen Lektionen zu Grunde legte. Merge, die darauf gerechnet hatte, gleich ein schönes Lied einstudiert zu bekommen, und die sich nun dazu verurteilt sah, stundenlang Ansatz- und Treffübungen zu machen und sich mit der messa di voce abzuquälen, war von seiner Methode nicht gerade entzückt, kam jedoch den Anweisungen ihres Lehrmeisters mit einem Eifer nach, der diesen selbst in Erstaunen setzte.

Die alten Herrschaften hatten dem Unterricht anfangs mit Interesse beigewohnt, hielten es aber bald für geratener, sich für die Dauer der Lektionen in die Naturalienkammer zurückzuziehen und die jungen Leute allein zu lassen. Der Freiherr fand hier bei seinen Schätzen natürlich die angenehmste Zerstreuung, die Schwestern jedoch, die sich in dem Raume nie recht zuhause fühlten, saßen mit einem gewissen Unbehagen über ihrer Handarbeit, lauschten wachsam auf die gedämpften Töne, die aus dem Untergeschoß zu ihnen heraufdrangen, und wunderten sich über die immer länger werdenden Pausen zwischen den einzelnen Übungen.

„Salentin, unten ist wieder alles tranquille," sagte bei einer solchen Gelegenheit Frau von Ödinghoven zu ihrem Bruder. „Machst du dir denn gar keine Sorgen?"

„Weshalb?" fragte er erstaunt.

„Nun — man sollte die jungen Leute doch nicht allein lassen. Ich will ja nichts gegen Merge und den v. Pallandt sagen, aber sie sind eben beide jung, und in der musique steckt ohnehin un peu de maquerellage."

„Nennst du das wirklich musique, was die da unten machen?" fragte der Freiherr heiter. „Ich habe bisher immer nur ein wenig Dudelei gehört. Und die kommt mir gar nicht séduisante vor. Aber wenn du Angst hast, wir könnten eine bêtise erleben, so will ich dir nicht verwehren, dich als sentinelle dazuzustellen."

Dazu sollte es jedoch zunächst nicht kommen, denn bei der jungen Frau machten sich einige Tage später allerlei Unpäßlichkeiten bemerkbar, die sie, die bis dahin immer kerngesund gewesen war, für die Anzeichen einer schweren Krankheit hielt. Mangel an Appetit wechselte bei ihr mit einem wahren Heißhunger. Gerichte, die sie sonst immer gern gegessen hatte, flößten ihr Widerwillen ein, sie klagte über Hauptweh, Schwindel und Mattigkeit, und ihre frischen Farben wichen einer Bläße, die ihr Aussehen völlig veränderte. Sie verlor ihre Heiterkeit, wurde reizbar und weigerte sich, den Neffen, als dieser zur gewohnten Stunde erschien, zu sehen.

Frau v. Ödinghoven, die ihn empfing und ihm über Mergens Zustand einige Aufklärung gab, deutete an, daß sie es für ratsam halte, die Lektionen auf einige Zeit zu unterbrechen, da ihre Schwägerin zunächst der Ruhe und Schonung bedürfe.

Fühle sie sich erst wieder wohler, so könne der Unterricht, der ja auf ihr Gemüt vom günstigsten Einfluß sein müsse, getrost wieder aufgenommen werden.

Mit dieser Anordnung war Merge keineswegs einverstanden. Sie schien ganz vergessen zu haben, daß sie selbst gewünscht hatte, mit dem Besuch verschont zu werden, und erging sich in bitteren Anklagen gegen die alten Damen, die Tag und Nacht darüber nachsännen, wie sie sie um jedes unschuldige Vergnügen bringen könnten. Zu ihrer Verwunderung blieben die Schwägerinnen jedoch bei solchen Beschuldigungen heiter und freundlich, bemühten sich, sie zu trösten, und gingen auf ihre oft recht sonderbaren Wünsche und Fragen mit einer wahren Engelsgeduld ein.

Ihr Gatte, der sich sonst eigentlich nie viel um sie gekümmert hatte, betrachtete sie jetzt häufig mit Blicken, in denen zarte Teilnahme und innige Freude lag, erkundigte sich liebevoll nach ihrem Ergehen und suchte sie durch kleine Aufmerksamkeiten zu überraschen. Das mochte dazu beitragen, daß sie sich langsam wiederfand, ihren Zustand mit mehr Gelassenheit ansah und für die Aufgaben, vor die sie sich jetzt gestellt sah, allmählich immer mehr Verständnis gewann.

Nur eins empfand sie als einen überlästigen Zwang: die fortwährende Beaufsichtigung durch die beiden alten Damen. Wenn sie einmal eine rasche Bewegung machte, wenn sie sich nach einem Garnknäuel bückte, wenn sie die Treppe hinaufstürmen wollte, wenn sie einen Krug vom Wandsims herabzulangen versuchte, wenn sie sich anschickte, ohne eine warme Jacke über den Hof zu gehen: immer mußte sie sanfte aber eindringliche Worte der Ermahnung hören und, was das Schlimmste war, auch befolgen!

So kam der Sommer ins Land, und mit den Saaten, die sich schon gelb zu färben begannen, reiften auch die frohen Hoffnungen der Bewohner von Haus Rottland ihrer Erfüllung entgegen.

Es war an einem Juliabend, als der Freiherr am Fenster seiner Naturalienkammer stand und gedankenvoll in den Garten hinunterschaute, in dessen mit Unkraut überwucherten Wegen Merge gerade auf- und niederwandelte.

Die Gubernatorin, die draußen auf dem Vorsaal Wäsche eingeräumt hatte, gesellte sich zu ihm.

„Es wird doch wohl nicht zu humide im Garten sein?“ sagte sie mit einem besorgten Blick auf die junge Schwägerin. „Und dann fürchte ich immer, sie ißt zuviel von den Stachelbeeren. Siehst du, Salentin, da steht sie schon wieder bei den Büschen! Das kann doch nicht salutaire für sie sein.“

Der Bruder antwortete nur mit einem tiefen Seufzer. Er hatte den Arm auf den Fensterwirbel gelegt und stützte die Stirn in die Hand.

Frau von Ödinghoven betrachtete ihn prüfend von der Seite. Sie fand, daß er in der letzten Zeit stark gealtert hatte.

„Fühlst du dich nicht wohl, cher frère?“ fragte sie teilnehmend. „Du kommst mir jetzt immer so affligiert vor.“

„Ich bin nicht malade, Netta,“ entgegnete er mit einem schwachen Versuche, zu lächeln, „aber du wirst dir doch denken können, daß ich mir Sorgen mache.“

„Aber Salentin! Deine épouse ist jung und robuste, wie kannst du dir da Sorgen machen! In ihren Jahren und bei ihrer constitution ist es eine bagatelle. Und an prévoyance lassen wir es doch auch nicht fehlen.“

„Nein, nein, das ist es nicht," sagte er hastig. „Ich denke nur an das Kind. Wenn die alte Familienmisère wiederkäme! Du weißt doch: unsere beiden oncles waren taubstumm."

„Schwester Felicitas und ich haben auch schon daran gedacht," gestand die Gubernatorin kleinlaut. „Aber muß es denn wiederkommen? Du bist gesund, und die Merge ist gesünder als alle, die je in unsre Familie hinein geheiratet haben. Und die Schwester und ich sind doch auch nicht taubstumm."

Der alte Herr mußte trotz der Sorge, die ihn bedrückte, lachen.

„Weiß Gott, das stimmt!" sagte er. „Ihr beide seit alles andre als taubstumm. Uns drei hat es verschont, aber das Geschlecht, das nach uns kommt, ist wieder an der Reihe."

„Wir können nichts tun als hoffen und beten," bemerkte die Schwester leise. Dann aber drängte sie den Bruder energisch von seinem Platze weg, riß das Fenster auf und rief:

„Liebe Merge, wenn du deinem Mann eine recht große complaisance erweisen willst, dann sei raisonnable und iß keine Stachelbeeren mehr!"

(Fortsetzung folgt)

Das Erlebnis

Ein Vorschlag zur Kunsterziehung

Von Dr. Robert Corwegh-Leipzig

Wie ein Blitz in plötzlichem Aufleuchten eine Gegend, die im Dunkel lag, erhellt und entschleiert, so kann ein Wort ein ganzes Gebiet unseres Erkennens aufklären. Ein menschliches Erlebnis, sagte einer der besten Dozenten für Kunstgeschichte, führt uns oft tiefer in alles Kunsterkennen als jahrelanges Bemühen und Forschen. Dieses Wort, das mich sogleich tief ergriff, belegte er durch das Beispiel, daß vielen die Schönheit eines Platzes, wie des vor S. Annunziata in Florenz, nicht eher klar aufgeht, bis irgend ein Erleben sie aus dem Gleis alltäglichen Fühlens wirft. Dann scheinen wie durch ein Wunder die Augen aufgetan, und mit dem Gefühl der Lust über das Schöne verbindet sich die Einsicht in die Anregung zu dieser Empfindung, die in den Verhältnissen der Gebäude, in der Geschlossenheit des Platzbildes ihren Ursprung hat. Seitdem habe ich erkannt, daß die Vorbedingung, die Voraussetzung jeden Kunstempfindens das Erlebnis sei. Um so mehr mußte ich mich als Kunstfreund darüber ereifern, als man in der Erkenntnis, daß die Kunst bei der Ausbildung der Jugend nicht vernachlässigt werden dürfe, um dies Versäumnis mehrerer Jahrhunderte wettzumachen, den Unterricht der Kunstgeschichte in unsere Schulen einführte. Nur wenige leitet eine Wissenschaft (das ist Kunstgeschichte) zur Kunst selbst, die ein eigenes Gebiet unserer Auseinandersetzung mit dem Unendlichen bedeutet. Und außerdem ist Kunstgeschichte, wie sie zumeist getrieben wird, eine Geschichte des Lebensganges des Künstlers und der Stile, die einer willkürlichen Trennung der

ununterbrochenen Kette künstlerischen Formens ihre Namen danken. Wenn man durchaus eine Wissenschaft in den Schulen zu dem Zwecke der Einführung in die Kunst wollte, dann eine Kunstgeschichte ohne Namen, eine Geschichte der Kunstwerke selbst. Nur auf diesem Wege kann die Aufmerksamkeit auf das Kunstgebilde konzentriert werden, das hinter den Ereignissen des Lebens seines Schöpfers allzuleicht zurücktritt. Das Menschliche fesselt, da wir entdecken, wie im Allzumenschlichen die Großen unserer Art sind. Aber auch der Unterricht in der Geschichte der Kunstwerke birgt Nachteile. Die Geschichte der Kunstwerke ist keine Darstellung eines stetig aufwärtsführenden Entwicklungsganges. Der Weg geht über Abgründe und Höhen in wechselvollem Lauf, und ehe noch die Freude am Entdecken der Schönheit eines Kunstwerkes geboren wurde, ist die Kritik erwacht. Man findet Mängel leichter als Vorzüge. Schließlich, wer sich aus seiner Schulzeit der Lektüre Schillerscher und Goethescher Dramen entsinnt, wer zagend in späteren Jahren wieder zum Tell greift, um jetzt erst seinen Wert zu entdecken, der wird ein Gegner davon sein, ein neues Kunstgebiet in die Schule einzuführen. Es wird mehr verdorben, als gewonnen. Auch der Gesangsunterricht (sollte er nicht durch die neue Methode des Tonwortes umgeschaffen werden) gibt einen Beleg dafür, die Einführung des Unterrichts der bildenden Kunst in den Schulen mit Recht abzulehnen. Dennoch bleibt die Forderung bestehen, die bildende Kunst bei der Erziehung nicht zu vernachlässigen. Sie können wir erfüllen, wenn wir uns des Erlebnisses als Mittler zur Kunst bedienen. Nicht in einem Unterricht bei gefalteten Händen in enger Schulbank, beim Spiel muß das Kind der Kunst, der Tochter des Spieltriebes, zugeführt werden. Aus Frenssens Roman „Jörn Uhl" bleibt mir die Stelle unvergeßlich, wo die Heldin am Goldfoot den Körper des badenden Jünglings betrachtet, und ihr zum ersten Mal die Schönheit des menschlichen Leibes aufgeht. Die Augen, die so mit Ergriffenheit das Wunderwerk der Natur erfaßt haben, sind reif, die Kunst Polyklets zu verstehen. Liegt hierin nicht ein Wegweis für den Kunsterzieher? Beim Turnen, beim Schwimmen sollte der Lehrer ganz unauffällig, wenn sich die Gelegenheit bietet, am Körper eines Einzelnen oder beim Reigen vieler auf die Schönheit von Bewegungen und Verhältnissen die Aufmerksamkeit lenken. Alle Bildhauerkunst beruht auf dem nackten menschlichen Körper. Tausende wollen diese Kunst genießen, ohne je mit Bewußtsein oder ohne sexuelle Empfindung einen nackten Körper gesehen zu haben. Die Kinder können wir ohne Gefahr, sie erotisch zu beeinflussen, beim Baden am eigenen Spiegelbild im Wasser, an anderen zum verständnisvollen Betrachten des Körpers bringen, wodurch, und das ist eine achtenswerte Beigabe, der Wunsch zur Ausbildung des eigenen Körpers zu schönem Gleichmaß der Glieder geweckt wird. Bei einem Schulspaziergang läd ein Bach zum Baden ein. Einige Knaben sitzen noch am Ufer in der Sonne, andere tummeln sich schon im Wasser in ungezwungenen Bewegungen frei von drückender Bekleidung. Ein Knabe, besonders gewandt, ist beim Spiel den andern entwischt, steht still mitten im Wasser, und ein Sonnenstrahl, das Dach des Laubes durchbrechend, spielt über seine Brust, die sich nach der Anstrengung des Laufes senkt und hebt. Der Lehrer bittet ihn, die Stellung beizubehalten, und ohne durch Lob über seine Körperformen Stolz oder Eitelkeit zu wecken, zeigt er den andern das Spiel des Lichtes auf der Brust des Knaben. Sollte es dann nicht manchem ergehen, wie dem Mädchen am Goldfoot? An

diesem Tage wird nicht weiter darauf eingegangen, Fragen darüber unauffällig zurückgewiesen, wie man ja Kinder durch ein neues Ziel für ihre Aufmerksamkeit leicht ablenken kann. Nach einiger Zeit führt man sie in ein Museum vor die Figur des Idolino oder des betenden Knaben, bespricht die Art der Behandlung im Material, und bald werden Fragen aus dem Kreise der Knaben selbst die Erinnerung an die Begebenheit beim Baden wachrufen. Wenn es dann dem Lehrer glückt, unter Benutzung dieses Eindrucks, das Kunstwerk gleichsam mit Worten liebevoll abtastend in die Art künstlerischen Formens d. h. Übertragens des Natureindrucks in die Sprache des Materials einzuführen, dann haben diese zwei Tage, wenn nicht allen, so doch einigen, für die Kunst mehr gegeben, als jahrelanger Unterricht in Kunstgeschichte. In ähnlicher Weise führt der Lehrer die Schüler in das Erleben einer Landschaft ein. Das eigentliche Landschaftsbild ist in den Niederlanden entstanden. Da das Porträt zum Schmuck der Bürgerwohnung und das Heiligenbild nicht mehr ausreichten, und man eine Parallele zum Historienbild schaffen wollte, das neben dem Fürstenbild die Säle der Schlösser schmückte, das die Ereignisse, d. h. Erlebnisse der Staaten festhielt für die Erinnerung, erfand man das Landschaftsbild. Äußere Erlebnisse von Bedeutung, außer Geburt, Ehe und Tod, die allen gemeinsam sind, kennt das Bürgerleben kaum. Inneres Erleben bildet das Eigenste eines Jeden. Dieses knüpft meist an äußere Eindrücke an, daher beginnt das Erleben einer Landschaft künstlerischen Ausdruck zu suchen. Wir lieben die Landschaftsbilder, die Erinnerungen an empfundene Stimmungen wecken. Diese Erkenntnis muß der Lehrer benutzen. Wieder wird ein Spaziergang (wie wichtig ist er als Erziehungsmittel, da er den Lehrer in zwangloſem Verkehr seinen Schülern menschlich nahe bringt) zum Vorwand genommen. Ein Laubwald nimmt bald in seinen Schatten die Schülerschar und ihren Leiter auf. Man wandert, bis man sich müde in einer Lichtung niedersetzt. Allmählich beim wohligen Genuß des Waldesfriedens, nach rüstigem Wandern, verstummt das frohe Geplauder in stiller Betrachtung. Plötzlich weist der Lehrer, den Finger zum Zeichen des Schweigens auf den Mund gelegt, nach einer Stelle hin, wo aus den dichtgedrängten Buchenstämmen mit leichten Schritten, nach der Lichtung äugend, ein Hirsch hervorlugt. Nur ein Augenblick, dann flieht der König des Waldes in schnellen Sprüngen. Wenige Tage darauf stehen die Kinder unter Führung des Lehrers vor Böcklins „Schweigen im Wald".

Am schwierigsten ist es, Kinder, überhaupt der Kunst Fernerstehende, empfänglich für die Werte der Architektur zu machen. Obwohl die Baukunst die Mutter der bildenden Künste genannt wird, obwohl keine andere Kunst zur Zeit in Deutschland soviel Eigenart und innere Bedeutung besitzt, dem Laien ist sie die fremdeste. Er empfindet nicht, wie erst der Zusammenklang von Innenraum und Fassade das Nutzgebäude zum Kunstwerk erhebt. Die Seele eines Kunstwerks ist seine Zweckbestimmung, sein Antlitz die Fassade, die damit, wie unser Gesicht, Ausdruck der inneren Bestimmung sein muß. Raumgefühle und Freude an schönen Verhältnissen verleiht bei Architektur den Genuß. Diese Verhältnisse aber stehen in allem in Beziehung zum Menschen, gewinnen erst durch ihn, im Zusammenhang mit ihm, die Bedeutung. In dieser Kunst, wie in keiner anderen, ist der Mensch das Maß der Dinge, was um so interessanter wirkt, da die Formen der Bauwerke freie Schöpfungen sind, nichts vom Äußeren eines Naturvorbildes zeigen. Mit einfachen architektonischen Gebilden

muß der Lehrer beginnen. Die Einfassung einer Quelle, nachdem man vorher mühsam sich bückend aus dem Waldbach getrunken hat, bietet Anlaß. Man stellt die ordnende Menschenhand im Gegensatz zur Naturschöpfung und zeigt, wie doch ihr Werk sich der Natur einfügt, die wir so erkennen, weil wir Menschen sind. Dann wählt man, wenn recht viel Kinder mitwandern, den Besuch irgendeines historischen, möglichst engen, niederen Gewölbes aus. Sollte es darin dunkel sein, um so besser. Die Kinder werden ein wenig ängstlich, beengt und bedrückt. Im Herausgehen gibt der Lehrer dieser Empfindung selbst Ausdruck. Der Besuch eines hohen, sonnenhellen Raumes wird dieser Besichtigung angeschlossen, der Unterschied der Gefühle in den beiden Räumen, gegen die niemand stumpf bleibt, klargelegt. Sind dann die Schulgebäude selbst noch gut gebaut mit großer Aula und Turnsaal, so kann man gelegentlich des Unterrichts auf die Verhältnisse von Höhe, Breite und Länge hinweisen, die durch den aufrechten Gang des Menschen und seine Fortbewegung in einer Richtung bestimmt sind. Ferner zeigt man in geschickter Auswahl an kleinen Modellen und Photographien, daß die konkreten Maße, nicht allein die Proportionen, in der Architektur ausschlaggebend für die Wirkung sind.

Diese Andeutungen müssen genügen. Die Ausführung kann nur durch jahrelange Übung bei rechter Auswahl der Lehrenden zum Erfolg führen. Worauf es mir ankommt, das ist gegen die Einführung der Kunstgeschichte in unserer mit Unterrichtsfächern übergenug belasteten Schule als neue Disziplin ein Wort zu reden.*) Dennoch verkenne ich die Gründe nicht, die zu diesem Vorschlag geführt haben. Man wählte ein Wissenschaftsgebiet, das die Kunst zu ihrem Inhalt hat, um Kunst den Kindern nahe zu bringen, da man sich bewußt war, nur eine Wissenschaft läßt sich durch Begriffe der Erkenntnis der Einzelnen zuführen. Die Kunst und das Geschmacksurteil sind dem Begriffe unzugänglich. Wohl dem Begriffe sage ich, aber was der Begriff für die Erkenntnis, für die Wissenschaft bedeutet, das ist der Wert des Erlebnisses für die Kunst. Zum Erlebnis, mag es bald tiefer, bald schwächer die Seele rühren, ist jeder befähigt. Nutzt und pflegt man die innere Resonanz unserer Gefühle, predigt man nicht mehr, daß es männlich und würdig sei, das Fühlen zu verbergen (denn auch Achill weint im Schmerz), dann schaffen wir fruchtbaren Boden für das Erlebnis. Die Kunst, das Kunstempfinden, an sich unlehrbar, weil sie dem Begriff nicht zugänglich, können auf diesem Wege herangezogen werden zur Bildung des Menschengeschlechts, damit das Wort von der Erziehung zum Guten, Wahren und Schönen nicht nur ein totes Wort bleibe, sondern lebendig wirke.

*) Paul de Lagarde spricht ganz in gleichem Sinne „Deutsche Schriften". 4. Aufl. 1903 S. 165: „Aber die Kultur hat in ihren geräumigen Speichern noch mehr Bildungsstoff, aus welchem man die Kunstgeschichte, und was weiß ich noch sonst, mit Vergnügen zur weiteren Abtötung der Individualität hervorholen dürfte, so wie einmal irgend ein Phrasenmacher die öffentliche Meinung beredet haben wird, dies nötig zu finden."

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Die Arena. Roman von **Blasco Ibanez.** München, Verlag der Süddeutſchen Monatshefte. Preis 3,50 M.

Die ſpaniſche Literatur hat während der letzten Jahrzehnte in Deutſchland kein Glück gehabt. Die wenigen Verſuche, das ſehr beſchränkte herkömmliche Repertoire klaſſiſcher ſpaniſcher Schauſpiele zu erweitern, ſcheiterten am Unverſtändnis der Kritik und des Publikums (vgl. Reinhardts Verſuch, den „Arzt ſeiner Ehre“ zum Erfolg zu führen), und die moderne ſpaniſche Produktion, unter welchem Ausdruck wir die des ganzen neunzehnten Jahrhunderts mitverſtehen dürfen, erwarb ſich noch weniger Anklang. Einzelne Schauſpieler fanden gelegentlich dankbare Rollen in ſpaniſchen Stücken (Kainz in „Galeotto“, Wiene in „Wahnſinn oder Heiligkeit“), aber deren Auftauchen auf dem Repertoire blieb an das Auftreten jener Größen gebunden, und wohlgemeinte andere Unternehmungen, die dem deutſchen Publikum Kenntnis ſpaniſcher Bühnenwerke zuführen ſollten, wie ein Zyklus im Berliner Neuen Theater im Winter 1906 erlitten Schiffbruch. In letzterem brachte es nur Pérez Galdós' „Der Großvater“ dank Schildkrauts Kunſt zu einem Erfolg. — Daß ein ſpaniſcher Roman in Deutſchland Eingang findet, iſt noch ſeltener, und man kann ſagen, daß nach wie vor nur der Don Quijote dem deutſchen Leſer beweiſt, daß die Spanier auch eine Romankunſt haben. Daß der bedeutendſte ſpaniſche Romanſchriftſteller des neunzehnten Jahrhunderts in Wahrheit eine halbe Landsmännin von uns iſt, blieb den meiſten Deutſchen ebenſo unbekannt wie die Schriften eben dieſes Fernan Caballero, des Pérez Galdós und anderer in ihrer Art ſehr achtungswerter Talente.

Dieſe einleitende Klage über die Vernachläſſigung der neueren Produktion der iberiſchen Halbinſel mag dazu beitragen, einem ſpaniſchen Roman Aufmerkſamkeit zu erbitten, der neuerdings in deutſcher Überſetzung erſchienen iſt: Es iſt dies Blasco Ibanez' Stierfechtererzählung „Sangre y harena“ (Blut und Sand), unter Vereinfachung des marktſchreieriſchen Titels in „Die Arena“ in deutſch übertragen.

Man braucht da nun keine nationale Kunſt, keine in ſpaniſchen Traditionen wurzelnde heimiſche Technik des Aufbaus und der Charakteriſierung zu erwarten: die ſpaniſche Literatur hat ſeit dem ſiebzehnten Jahrhundert den mächtigen Einfluß der benachbarten franzöſiſchen bald mehr bald minder zu verſpüren bekommen, und ſo beſchreitet auch der zeitgenöſſiſche Roman im ganzen die von den großen Franzoſen vorgeſchrittenen Pfade der Naturaliſten, ſpeziell Zolas, Blasco Ibanez mit vielleicht am meiſten Glück unter ſeinen Landsleuten; damit iſt von vornherein geſagt, daß der deutſche Leſer, ſei der künſtleriſche Wert des Romans welcher er wolle, hier ſehr viel Tatſächliches lernen kann. Blasco Ibanez führt uns mitten in alle Eigenheiten ſeines Volkes ein, indem er deſſen leidenſchaftlich geliebte, ihm allein eigentümliche Sportübung und Vergnügungsweiſe, den Stierkampf, in den Mittelpunkt des Romans ſtellt. Wie etwa Zola die ſämtlichen Spielarten und Möglichkeiten der Lourdespilgerſchaft erſchöpft, ſo gibt Ibanez ein umfaſſendes Bild der Stellungnahme ſämtlicher ſpaniſcher Bevölkerungsſchichten zu dem Nationalſchauſpiel: Von dem leidenſchaftlichen vornehmen „Aficionado“, der ſelbſt prachtvolle Kampfſtiere züchtet und die Matadore protegiert, bis zu dem ſtumpfſinnigen Banderillero oder Picador, der der gefährlichen Beſtie mit demſelben Gleichmut das rote Tuch entgegenſchwingt, wie er in den Freiſtunden in ſeiner Schenke den Gäſten Wein verzapft;

von der vornehmen Dame, die ihre Nerven durch das blutige Schauspiel aufpeitscht, bis zu dem Banditen, der sich mit Lebensgefahr in die Großstadt wagt, um über einen neuen Torero ein Gutachten abgeben zu können, sehen wir die spanische Nation mit gleicher Leidenschaft an dem Stierkampf hängen. Nur ein Typus fehlt in der von dem Dichter vorgeführten Schar: der Gegner des Stiergefechts, und der wohl aus dem Grunde, weil die Bestrebungen eines solchen nach wie vor in Spanien nicht aufkommen zu können scheinen. Auch der Dichter ist weit entfernt, sich auf dessen Standpunkt zu stellen; er verzichtet auf jede abfällige Kritik und erteilt sogar Freunden des Stierkampfs zu langen Apologien das Wort. (Wie wahr ist dabei die Bemerkung, daß, wenn etwa in England der Stierkampf Nationalsport wäre, eine Reihe von Ländern ihn nachäffen würden!) Man gewinnt den Eindruck, daß ein Abstellungsversuch bei der tiefen Eingewurzeltheit dieser Vorliebe ganz fruchtlos wäre. Durch die in Ibanez' Roman aufgehäuften Schilderungen der oft grausigen, immer aufregenden Stiergefechte wird sich der in diesen Sport vernarrte Spanier ebensowenig von der Überzeugung abbringen lassen, daß die Besichtigung einer „Corrida" eben doch das interessanteste und kavaliersmäßigste Vergnügen ist, das man sich denken kann, wie der auswärtige Leser zögern wird, dem Dichter darin beizustimmen, daß die blut- und schaugierige Menge die eigentliche „brüllende Bestie" beim Stierkampf ist. — Von dem Torerohandwerk wird in diesem Roman der Nimbus der Ritterlichkeit gründlichst hinweggefegt: der „Espada" erscheint als roher Athlet, als Gladiator und in vieler Hinsicht läppischer Poseur. Wie handwerksmäßig, konkurrenzneidisch, gunstbuhlerisch verfahren diese Helden der Arena! Einen von ihnen in seiner ganzen, oft bedauernswerten Menschlichkeit darzustellen, ist die künstlerische Aufgabe des Romans, die der Dichter mit seinem Eindringen in die seelischen Wallungen und Wandlungen dieser äußerlich so glänzend gestellten Gladiatoren löst. — Der Held der Erzählung ist einer jener in Spanien nicht seltenen niedriggeborenen Gesellen, die durch ihre Verwegenheit im Stierkampf von früher Jugend an aufsehenerregende Erfolge erringen und sich zu ersten Matadoren aufschwingen. Die ergötzliche Schilderung der Kindheitsstreiche des armen Teufels ist eine Modernisierung der altberühmten spanischen Picaro-(Schelmen-)Novellen; später gelangt Juan Gallardo zu kolossalem Vermögen, von dem er nicht den richtigen Gebrauch zu machen weiß, wenn er auch von den gewöhnlichsten Parvenuunarten freibleibt. Psychologisch am eindringendsten weiß Ibanez zu schildern, wo es sich um die Darlegung der Furchtgefühle dieses professionell furchtlosen Menschen handelt: ein Gefühl des Unbehagens beschleicht ihn, so oft er zur Arena fährt und macht ihm sein Handwerk gelegentlich peinvoll. An dieser seiner Angst geht er schließlich zugrunde: Er hat bei einem Gefecht eine langsam vernarbende, schwere Wunde empfangen; indes heilt diese gut aus und alles kehrt ihm wieder, Kraft, Gewandtheit, Schnelligkeit — alles bis auf die Hauptsache, den Mut. Er beginnt nun ernstlich, die Tiere zu fürchten, denen er gegenübergestellt wird, er greift zu feigen, früher verachteten Kniffen, um sich ihrer zu entledigen, er läßt sich von der Menge auspfeifen und tritt doch immer wieder von neuem auf. Das Bewußtsein seiner Mutlosigkeit und seines gesunkenen Ansehens veranlaßt ihn schließlich zu einem tollkühnen Manöver, das ihm den Tod bringt: Tapferkeit läßt sich eben nicht erzwingen und geheuchelter Mut bringt nicht zuwege, was dem wahren ein Kinderspiel ist. — Das ist der psychologische Grundgedanke der Ibanezschen Dichtung, die als Sitten- wie als Seelengemälde gleiche Beachtung verdient und dem Leser manche neue Seite des spanischen Volkslebens wie ganz im allgemeinen der menschlichen Natur nahebringen wird.

Dr. H. Schneider-Charlottenburg

Annie Boysen: „Die wir von der Erde sind." Berlin. Vita, Deutsches Verlagshaus. Preis 4 M.

In diesem Erstlingswerk, das im großen Wurf und in der poetischen Grundstimmung ein starkes Talent verrät, liegt viel von dem eigenen Erleben der Verfasserin, und damit hängt, wie mir scheint, ein kleiner Schönheitsfehler zusammen: Die Heldin Damajanti, gewiß aus Teilmodellen entstanden, zeigt einmal unverschweißte Nähte ihrer Entstehung. Sind es Schlacken aus dem eigenen Wesen

der Verfasserin, oder ungünstige Momente der Phantasie, oder vielleicht nur der sonst so kunstvoll bewußten Wortgebung? Gleichviel! Damajanti durfte an jener stark exponierten Stelle auf dem Ball in Trinidad, wo ihr Herz hoch erglühte, den Geliebten nicht so — sagen wir's gerade heraus: backfischhaft kokett abfertigen. Hier erscheint eine andere Damajanti als das weiche kunstbeseelte Mädchen („Sie ist wie ein banges Vögelchen voll Sehnsucht nach der Mutter"), mit dem wir es sonst zum Glück zu tun haben. Das ist aber auch alles, was wir an dem Roman etwa zu bemängeln hätten.

Im übrigen bedeutet Annie Boysens Buch einen wertvollen Beitrag zu den wirklich weiblichen Frauenbeichten des neuen Jahrhunderts. Die Tendenz — in welchem Erstlingswerk eines deutschen Dichters steckt nicht die Tendenz seiner Lebensperiode? — ist so tief in Poesie getaucht und so menschlich einfach gelöst, daß wir sie nicht als sozialverwendbare Tendenz empfinden, sondern mit ihr immer nur auf dem individuellen Interesse für die Gestalten des Romans verharren, obwohl Damajantis Schicksal typische Bedeutung haben mag. — Damajanti, in Indien geboren, wie die Verfasserin, durch exotische Erinnerungen aus der Sphäre ihrer Altersgenossinnen herausgehoben, fühlt den Beruf zur Sängerin als einzigen lebensstarken Trieb in sich. Schicksalsmächte, die von weither ihre Lebensfäden spinnen, führen ihr auf Trinidad den vorbestimmten Geliebten zu. Halgrimur, zwar begeistert von dem Gesang Damajantis, verlangt, daß die Geliebte die Künstlerlaufbahn aufgebe. Stolz prallt auf Stolz. Jähe Trennung ist die Folge. Aber das Mädchen lernt in schweren Prüfungen Weib zu werden und die Kunst mit in ihre Liebe zu nehmen. Kunst und Leben stehen ihr nicht mehr getrennt gegenüber: „Ich bin so dankbar ein Mensch zu sein," sagt sie nicht resignierend, sondern siegreich in endlichem Verständnis des tieferen Sinnes ihrer Kunst.

Die farbensatten Schilderungen der indischen Natur, die humorvollen Beschreibungen des trägen Lebens der Europäer auf Trinidad zeigen eine packende Gestaltungskraft. Die Verfasserin, die als Missionarstochter das Zauberland des Ostens, Zentralamerika und verschiedene Länder Europas kennen gelernt hat und eine stattliche Anzahl fremder Sprachen spricht, verfügt über einen Wort- und Begriffsschatz, der namentlich in den Naturschilderungen oft berauschend auf uns einströmt.

Fritz Tychow-Einbeck

Thea von Harbou: Die nach uns kommen. Roman. Stuttgart. J. G. Cotta. Preis 3 M.

Daß die ältere Generation um derentwillen, die nach ihr kommt und der die Zukunft gehört, die herbsten Opfer bringen kann und muß, daß eine Mutter um ihrem über alles geliebten Sohn die Zukunft zu ebnen nicht nur Geld und Gut sondern die eigene Persönlichkeit opfert und sich in ehrloser Leibeigenschaft einem verhaßten Manne hingibt, ist ein ernstes und dankbares Romanproblem. Thea von Harbou versteht wohl, es zu stellen, aber nicht, es zu lösen: bei ihr bringt die Mutter das Opfer, um dem Sohn das Studieren zu ermöglichen, aber es ist umsonst, da dies Ziel bald aus den Augen verloren wird; und ebenso unnötig ist die Seelenangst der Mutter, ihr Sohn könne eines Tages den Kaufpreis erfahren, den sie gezahlt hat: denn als er davon erfährt, gibt er sich trotz anfänglichen Grimms bald zufrieden. Eine Menge Seitenmotive werden angeschlagen, um gleich wieder zu verklingen, die Verfasserin schaltet eine Schülertragödie, einen Feldzug in Südwest und andere Episoden ein, die für unbefriedigende Behandlung des Hauptthemas keinen Ersatz bieten. — Einer modernen realistischen Schriftstellerin — um eine solche zu sein, genügt es nicht, das Leben der Bauern ein wenig zu beobachten und einige zeitgenössische Probleme anzuschlagen — sollte es nicht passieren, daß sie den Namen ihres Helden falsch angibt: Hollander und Marlen leben in wilder Ehe, also kann ihr Sohn unmöglich Mut Hollander heißen. —

Eine gewisse verhaltene Kraft und ungekünstelte Schlichtheit zeichnet die gedrängte, aber stimmungsreiche Darstellung der Vorgeschichte des eigentlichen Konflikts aus, so daß man diese ersten hundert Seiten nicht ohne Genuß liest. Aus ihnen darf man vielleicht Hoffnung schöpfen, daß die Verfasserin in den Büchern, die nach diesem kommen, die hier in die Augen springenden Fehler vermeiden wird.

—r

Völkerrecht

Die Kriegskonterbande-Erklärungen im italienisch-türkischen Kriege. Obgleich auf der Londoner Seekriegsrechtskonferenz 1909 ausdrücklich festgestellt worden ist, daß die in der „Londoner Deklaration" enthaltenen Bestimmungen über die Kriegskonterbande ohne weiteres gelten und keiner besonderen Veröffentlichung im Kriegsfalle bedürfen, haben doch die beiden kriegführenden Parteien des italienisch-türkischen Krieges wenige Tage nach der Eröffnung der Feindseligkeiten Erklärungen darüber abgegeben, welche Gegenstände von ihnen als Kriegskonterbande behandelt werden. Diese Liste wird eingeleitet durch eine Erklärung der türkischen Regierung, in der sie sich im allgemeinen auf den Standpunkt der Londoner Deklaration 1909 stellt, obwohl die Türkei nicht zu den unterzeichneten Mächten gehört habe. Trotzdem weicht die Liste in einigen Punkten von der Londoner Deklaration ab. Zunächst sind relative und absolute Kriegskonterbande ohne Unterschied in der Liste vereinigt, so daß man annehmen muß, daß die türkische Regierung die relative Konterbande ebenso streng wie die absolute behandeln will; ferner ist die Liste bedeutend erweitert und endlich sind darin Stoffe aufgenommen worden, die nach Artikel 28 überhaupt nicht als Kriegskonterbande erklärt werden dürfen, nämlich Hanf, rohe Felle, Kalk und Harz. Die sinngemäße Erweiterung der Kriegskonterbandelisten ist nach der Londoner Erklärung gestattet, wenn eine entsprechende Bekanntmachung erlassen wird. Die Aufnahme von Gegenständen, die im Artikel 28 ausdrücklich erwähnt sind, in die Konterbandeliste ist aber ein Verstoß gegen die Londoner Deklaration, der besonders auffallend ist, weil die Türkei sich in der Einleitung zu diesem Vertrage bekennt und sogar hinzufügt, die Zahl der Gegenstände sei im Interesse des allgemeinen Handels möglichst beschränkt worden. Im Gegensatz dazu spricht die sehr allgemein gehaltene Erklärung der italienischen Regierung überhaupt nur von der absoluten Konterbande und enthält somit den Verzicht auf die relative Konterbande.

Die Verschiedenheit der Bekanntmachungen erklärt sich aus der Lage der beiden kriegführenden Parteien. Italien hat von der Einführung relativer Konterbande, d. h. von Gegenständen, die nicht lediglich zu Kriegszwecken dienen, nach Tripolis wenig zu befürchten; es muß nur die Einfuhr von Waffen verhüten und ist dazu dank seiner wirksamen Blockade leicht imstande. Sein Hauptinteresse aber ist es, den neutralen Handel möglichst wenig zu belästigen und sich durch äußerst humane Kriegführung die Sympathien der europäischen Staaten wieder zu erwerben, die es durch sein Vorgehen in Tripolis zum Teil verloren hat. Deshalb verzichtet es freiwillig auf Rechte, die ihm als zeichnende Macht der „Londoner Erklärung" ohne weiteres zustehen. Die Türkei dagegen, die in wirtschaftlicher Beziehung weit weniger abhängig vom italienischen Markt ist als umgekehrt — der italienische Export nach der Türkei ist über doppelt so groß als die Einfuhr von dort — ist in militärischer Beziehung durch das Fehlen einer starken Seemacht zu einer passiven Rolle verurteilt. Sie hat mit Italien keine gemeinsamen Grenzen, um zu Lande kämpfen zu können, und kann die mit unvergleichlicher Opferwilligkeit des Volkes — gegen ganz andere Feinde — geschaffene junge Flotte nicht aufs Spiel setzen. Es ist daher natürlich, daß sie wenigstens den nicht unbedeutenden italienischen Handel mit der Levante zu schädigen sucht, wenn sie es auch vorläufig nur in den eigenen Häfen, im Schwarzen Meere und in den türkischen Meerengen vermag. Immerhin ist es der Türkei auf diese Weise möglich, einen nicht unerheblichen Druck auf den Gegner auszuüben, da der italienische Außenhandel nach der Türkei größer ist als selbst der russische oder deutsche. Aus diesen Gesichtspunkten heraus erklärt sich die über die Londoner Deklaration hinausgehende Kriegskonterbandeliste der türkischen Regierung. Gleich zu Beginn des Krieges wurde die Frage des Getreidetransportes aus den Häfen des Schwarzen Meeres durch die Dardanellen akut. Gegen das Verbot jeglicher Getreidedurchfuhr durch die Dardanellen, das die türkische Regierung Anfang Oktober erließ, legte Rußland, dessen Schiffahrt hierdurch besonders hart getroffen war, unter Bezugnahme auf den Artikel 33 der Londoner Deklaration sofort energisch Protest ein, da in den russi-

schen Hafenplätzen Batum, Noworossisk, Nikolajew und Odessa für hunderte von Millionen Mark Getreide aufgespeichert und zum Teil in Dampfer verladen waren. Es handelt sich hier um rund 300 Dampfer mit je 5000 t Ladefähigkeit. Die türkische Regierung hat denn auch dem russischen Drängen nachgegeben und ihren zunächst eingenommenen Standpunkt dahin modifiziert, daß russische Getreidefrachten nach neutralen Häfen den Bosporus passieren dürfen. Für Italien bestimmte Sendungen werden aber nur dann durchgelassen, wenn sie nicht zum Gebrauch für die bewaffnete Macht oder die königliche Regierung bestimmt sind. Dieser Fall ist als vorliegend anzusehen, wenn die Fracht entweder an die Regierung selbst oder an Händler adressiert ist, von denen bekannt ist, daß sie für die Regierung liefern, oder endlich, wenn die Frachtsendung für die folgenden für die Marine wichtigen Plätze bestimmt ist: Spezia, Civita-vecchia, Neapel, Tarent, Bari, Brindisi, Ancona, Catania, Syrakus und Castel la Mare di St. Bia. Daß diese der russischen Regierung gemachte Konzession einem völligen Aufheben des Verbots der Durchfahrt der Getreideschiffe durch die Dardanellen etwa gleichkommt, liegt auf der Hand.

In die Tat umgesetzt haben die beiden kriegführenden Mächte ihre Absicht, von dem Seebeuterecht Gebrauch zu machen, bisher nur im geringen Maße. Die Italiener haben, soweit bekannt geworden, im Laufe des Oktober 4 feindliche Dampfer und 2 Segler, die Türken 3 Dampfer, 2 Segler und etwa 75 kleinere Fahrzeuge aufgebracht, von denen aber ein Teil auf Grund der Urteile der beiderseitig eingesetzten Prisengerichte wieder freigelassen worden sind.

Welchen Einfluß der Krieg und die erlassenen Kriegskonterbandeerklärungen bisher auf die Schiffahrt im Mittelmeer gehabt haben, zeigt die Wirkung auf die Seeversicherung. Da die gewöhnliche Seeversicherungspolice nur für den Frieden Gültigkeit hat, so sind die Reedereien im Falle eines Krieges genötigt, den Versicherungsgesellschaften besondere Prämien zu zahlen, deren Höhe, soweit die Gesellschaften das Risiko überhaupt übernehmen wollen, von Fall zu Fall und je nach der politischen Lage festgesetzt wird. Im Oktober haben diese Prämien von $^1/_{10}$ bis 10 Prozent geschwankt, je nachdem welche Flagge die Ware deckte, welches Gebiet die Schiffe berührten und an welchen Bestimmungsort sie die Waren abliefern sollten. Bemerkenswert ist hierbei, daß, wie die Frankfurter Zeitung vom 5. Oktober 1911 mitteilt, die griechischen Schiffe nicht als neutrale Schiffe angesehen werden, sondern in der Frage der Kriegsversicherung den türkischen und italienischen Schiffen gleichgestellt werden. Die zu Beginn des Krieges zum Teil außerordentliche Höhe der Prämien (10 Prozent) erklärt sich daraus, daß über die Auslegung des Seekriegsrechts zunächst völlige Unsicherheit herrschte. Es ist anzunehmen, daß die inzwischen erlassenen Kriegskonterbandeerklärungen die zum Teil übertriebenen Versicherungsforderungen auf ein den tatsächlichen Verhältnissen rechnungtragendes Maß bringen werden; der neutralen Mittelmeerschiffahrt und dem gesamten Levantemarkt wäre damit wesentlich gedient.

Kapitänleutnant v. Selchow-Wilhelmshaven

Reichsspiegel

(Vom 6. bis 12. November)

Regierung, Reichstag und Presse

Marokko- und Kongovertrag im Reichstage — Gewitterstimmung — Die Rede des Kanzlers — Verhalten des Kronprinzen — Herr v. Heydebrand — Fragen des Staatsrechts — Die „Mannesmannpresse" — Herrn Ripplers Einladung — Die Klubsitzung — Herr v. Brochem — Irreführung der öffentlichen Meinung

Es gibt Gewitter, die in wenigen Minuten die lechzende Natur erquicken, und es gibt solche, die die lastende Schwüle selbst nach Stunden währendem Toben nicht zu beseitigen vermögen. Sie vermehren nur das Angstgefühl und ihre Blitze beleuchten ferne Sturmeswolken, die den Frieden bedrohen, aber auch wohl den lichten Streifen am Horizont, von dem aus das gute Wetter zu erwarten ist. Ein solches Gewitter tobte in der zweiten Hälfte der abgelaufenen Woche im Reichstage. Kühlung hat es nicht gebracht; aber seine Blitze offenbarten mit grellem Licht die gefahrdrohenden Wolken, die gegen die innere Politik des Reichs heranstürmen; was sie enthalten und das Maß ihrer Stärke läßt sich noch nicht ganz abschätzen. Alle Anzeichen deuten jedenfalls darauf hin, daß noch viele Gewitter zu erwarten sind, ehe sonnige Tage wiederkommen. In der Politik nennt man solche Gewitterperioden „kritisch" und bezeichnet sie, wenn die Krise tiefer geht, als Konfliktszeit. Politische Krisen gelten aber als tief, wenn sie gleichzeitig Verfassungs- und Finanzfragen in Mitleidenschaft ziehen. Diese beiden Fragen aber bilden den drohenden Hintergrund unserer politischen Verhältnisse.

Die Rede des Kanzlers war wie alle seine großen, vorbereiteten Reden ein Meisterstück der Objektivität. Wenn sie die gewünschte aber kaum wohl erhoffte Wirkung auf die Parteien nicht gehabt hat, so liegt das sowohl am Stoff, den sie verarbeitete, wie an der Stimmung der Zuhörer aber auch an gewissen Mängeln in der Rede selbst, wie am Redner. Der fünfte Kanzler mutet in seiner Sachlichkeit als Parlementsredner an, wie ein Wahrheitsverkünder der zu Wahrheitssuchern spricht, nicht wie ein Politiker, der widerspenstige Hörer bezwingen will. Der gelehrte Forscher wird später in den Reden ein klares Spiegelbild von den Dingen finden wie sie tatsächlich sind, aber kein Bild von der Stimmung, die sie veranlaßt haben. Die Stimmung wird völlig ignoriert, die ganze Arbeit und aufgewendete Kraft gilt der speziellen zur Verhandlung stehenden Materie. So unterbleibt denn auch jede Anknüpfung an die Dinge außerhalb, die nicht sachlich direkt mit der Materie zusammenhängen. Ich habe auf diesen Mangel der Kanzlerreden schon öfter, zuletzt gelegentlich der Fleischteuerungsdebatte hingewiesen,

und was ich damals konstatierte, muß ich heute wieder tun: die Rede hat besonders in ihrem ersten Teil kalt gelassen und bei der Behandlung der Affäre Lindequist gar den Kanzler zum Anwalt seines Gegners gestempelt. Konkret gesprochen, muß es als Fehler der Rede aufgefaßt werden, daß sie auf die beiden Schlagworte der Alldeutschen „Siedlungsgebiet" und „schwarze Macht" nicht eingegangen ist. Das schwarze Gespenst konnte ja Herr v. Kiderlen noch näher beleuchten, nachdem Herr v. Liebert es aus seiner Gespensterkammer hervorgeholt hatte, aber die Siedlungsutopie mußte unter dem Tisch bleiben, weil sich doch kein Abgeordneter fand, der sich der Regierung zuliebe lächerlich machen wollte. Und doch hätte gerade die Erwähnung des Wunsches nach Siedlungsland dem Herrn Reichskanzler Gelegenheit zu manchem Exkurs ins innerpolitische Gebiet gegeben und einige theoretische Bemerkungen über Weg und Ziel der deutschen Kolonialpolitik gestattet, wie sie z. B. in der kleinen, sehr lesenswerten Schrift von Hildebrand, „Sozialistische Auslandspolitik"*), enthalten sind. Die Rede hätte dann freilich eine Stunde länger gedauert, — das aber wäre kein Fehler gewesen. Auch die Broschüre von Claß „Marokko Deutsch" hätte eine Erwähnung verdient, und dem Redner bei entsprechender Behandlung einen Heiterkeitserfolg eingetragen. — So aber hat sich der Kanzler durch seinen Ernst und seine Gewissenhaftigkeit und nicht zuletzt durch den sachlichen Respekt, mit dem er den Parteileuten im Reichstage begegnet ist, das Regierungsgeschäft nur unnötig erschwert.

„Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten,
Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!"

Die Marokkodebatte hat eine besondere Bedeutung für die Parteipolitik erhalten durch die überaus scharfe Abfuhr, die der Reichskanzler dem Führer der Konservativen erteilte, und durch das Verhalten des Kronprinzen in der Hofloge des Reichstages. Es wird seitens der nationalistischen und demokratischen Presse so hingestellt, als habe der künftige Träger der deutschen Kaiserkrone ostentativ gegen das Verhalten der Regierung seines Vaters demonstriert und beide wärmen an dem dadurch vielfach erregten Unwillen ihre dünnen Parteisuppen. Ich möchte den Vorgang, so verletzend er für die Vertreter des Kaisers im Reichstage sein konnte, nicht gar so tragisch nehmen. Es ist ein Zeichen unserer Zeit, daß man in dem Benehmen des Kronprinzen nur eine negative Seite sehen will; daß der Thronfolger, der nur sehr selten Gelegenheit hat, politische Reden zu hören, sich an dem ästhetischen Genuß der Rede Heydebrands begeistern und berauschen und hinreißen lassen konnte, das kommt niemand in den Sinn. Und doch haben sich ältere und härter gesottene Besucher des Reichstags dem Eindruck des konservativen Führers nicht entziehen können. Auch sie haben ihm Beifall geklatscht, selbst wo sie politisch ganz anders denken, lediglich weil er so überaus warm das nationale Empfinden zur Schau zu tragen verstand. Also mache man daraus keine Staatsaktion und beginne nicht schon heute damit, dem Kaisersproß die künftige Stellung im Lande zu untergraben.

*) Bei Eugen Diederichs in Jena 1911.

Herr v. Heydebrand hat begeisternd gesprochen, das müssen wir ihm lassen. Die nationalen Töne, die er in seiner Rede angeschlagen hat, hätten wahrscheinlich in noch weiteren Kreisen des deutschen Volkes Widerhall gefunden, wenn er damit nicht so augenscheinlich sein Ziel betrieben hätte, auf die Wahlen zu wirken und die Stellung des Kanzlers zu erschüttern. Herr v. Bethmann hat wider Erwarten den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen und Heydebrands magere sachlichen Ausführungen unbarmherzig zerpflückt. Diese, den Konservativen erteilte Abfuhr aber ist es, die die gesamte politische Lage im Augenblick auf den Kopf gestellt hat. Ob Herr v. Bethmann doch ein geschickterer Regisseur ist, als man allgemein annimmt? Er hat mit einem Schlage die Marokko- und Kongoverträge in der Versenkung verschwinden lassen und statt ihrer die innere Politik, der Parteikonstellationen, den Wahlkampf in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Ein Urteil darüber abgeben zu wollen, wie sich die nächste politische Entwicklung abspielen könnte, wäre vermessen.

In sachlicher Beziehung ist aus den dreitägigen Verhandlungen über die deutsch-französischen Verträge nur wenig herausgekommen. Weitergehendes Interesse beanspruchen wohl nur die durch das Abkommen berührten staatsrechtlichen Fragen. Die Verfassung weist gerade bezüglich der Stellung der Kolonien Lücken auf, die beseitigt werden müssen, und über die Organisation des Kolonialamts sowie seine Einfügung in das System der Reichsämter dürfte auch noch manches Wort gewechselt werden.

* * *

Seit einigen Tagen rühren sich die von mir als „Mannesmannpresse" bezeichneten Zeitungen und spannen ihre Abonnenten auf eine Sensation, die sie ihnen mit Hilfe des Prozesses der Grenzboten in einer Privatbeleidigungssache bereiten wollen. Ich habe dazu bisher geschwiegen, einmal weil ich in ein schwebendes Verfahren nicht eingreifen möchte und zweitens, weil ich hoffte, meine Gegner würden klug genug sein, die Angelegenheit auf dem Gebiet der persönlichen Beleidigung zu belassen. Wie ich sehe, denken meine Gegner anders darüber. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung hat vier Punkte politischer Art aufgestellt, deren Wahrheit eidlich erhärtet werden soll. Die Tägliche Rundschau aber schreibt in Nr. 533 vom 12. November:

> Herr v. Kiderlen und die Presse. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes v. Kiderlen-Waechter hat sich in der heutigen Reichstagssitzung mit einer kollegialen Zusammenkunft beschäftigt, die Anfang Juli im Berliner Schriftstellerklub stattfand und die schwebende marokkanische Frage erörterte. Was er über diese Zusammenkunft zu berichten wußte, war, soweit es richtig war, nicht neu, und soweit es neu war, nicht richtig. Wir haben schon gegenüber der Rheinisch-Westfälischen Zeitung, die falsch unterrichtet war, bemerkt, daß jene Versammlung vom Auswärtigen Amte weder beeinflußt noch veranlaßt war, und daß sie auch keine Beschlüsse faßte. Sie war eine Fortsetzung der Marokkobesprechungen in jenem Kreise, an dem auch freisinnige Abgeordnete teilnahmen, und hatte eine Klärung der Meinungen zum Zweck. Es ist niemandem eingefallen, die Annektion von Marokko zu beschließen, und ebenso ist es unrichtig, daß das Auswärtige Amt den „Hauptmatadoren" gesagt habe:

„Seien Sie vorsichtig, Sie allein werden es nicht machen." Das Auswärtige Amt hat lediglich den Vorsitzenden des Klubs ersucht, von der Einberufung einer öffentlichen Versammlung abzusehen, worauf die Form einer vertraulichen Aussprache ohne besondere Einladungen gewählt wurde. Was die Marokkopläne der Regierung vor dem 1. Juli anlangt, denen der Staatssekretär ein rundes Dementi bezüglich der Landerwerbungen entgegensetzte — von Einflußsphären und Häfen sprach er nicht —, so wollen wir uns heute mit der Erklärung begnügen, daß wir unsere Behauptungen in dem Artikel „Marokkobilanz II" Wort für Wort aufrechterhalten. Da in dem Prozesse der Grenzboten gegen die Rheinisch-Westfälische Zeitung — die Klagen gegen die Post und die Tägliche Rundschau sind abgewiesen worden — zeugeneidliche Vernehmungen aller beteiligten Personen beantragt sind, so wird die Feststellung der Wahrheit bald erfolgen.

In dieser Mitteilung ist zunächst falsch die Behauptung, daß meine Klage gegen die Post zurückgewiesen sei; unzutreffend ist ferner die Auffassung, daß meine Klage gegen die Tägliche Rundschau endgültig abgewiesen sei, denn ich habe gegen einen solchen Beschluß Beschwerde eingelegt. Die Tägliche Rundschau dürfte somit doch Gelegenheit finden, das mir zugefügte Unrecht wieder gut zu machen.

Doch zur Sache.

Die Tägliche Rundschau schreibt: „Wir haben schon bemerkt, daß jene Versammlung vom Auswärtigen Amte weder beeinflußt noch veranlaßt war. . ."

Wie kam doch jene Versammlung im Schriftstellerklub zustande?

Ich wurde am Nachmittag des betreffenden Tages angeklingelt, und es wurde mir folgendes im Auftrage des Herrn Rippler (Herausgeber der Täglichen Rundschau und Vorsitzender des Schriftstellerklubs) übermittelt: Abends finde im Klub eine Besprechung über die politische Lage im Anschluß an die Marokkoaffäre statt. Die Besprechung erfreue sich des Interesses des Auswärtigen Amts; einer der Herren Mannesmann werde wahrscheinlich an ihr teilnehmen. — Abends fand ich denn auch etwa vierzig bis fünfzig Herren, meist Angehörige der Presse, im Klub vor, die das interessante Programm gelockt hatte.

Bald eröffnete Herr Rippler die Besprechung: Leider träte die Versammlung unter etwas anderen Voraussetzungen zusammen, als es die Einladung angekündigt habe. Aber das Auswärtige Amt habe die Sache verdorben, es habe sich zurückgezogen; erst wollte es eine Rückenstärkung, dann wolle es überhaupt nichts wissen. „Na, meine Herren, wie das so ist." (Heiterkeit!) Herr Mannesmann halte es unter diesen Umständen nicht für taktvoll, herzukommen. (Daß statt des Herrn Mannesmann dessen Berliner Vertreter, Herr von Reibnitz, erschienen war, davon sagte uns Herr Rippler nichts!) Aber der hervorragende Kenner Marokkos, Herr Generalleutnant v. Wrochem, werde als Gast des Klubs entschädigen durch einen Vortrag. Und Herr v. Wrochem begann seine höchst dürftigen Kenntnisse mit der Stimme eines Reiterführers auszupacken. Zum Schluß teilte er Marokko unter die beteiligten Völker aus und vergaß auch Deutschland nicht.

Eine Resolution wurde nicht gefaßt; aber aus dem Schlußwort des Herrn Generals klang ein gewisses Programm heraus, das lautete: keine Kompensationen außerhalb Marokkos. Auf dies Programm wurden die Anwesenden festgelegt, indem Herr Rippler in die Versammlung rief: es wird angenommen, daß niemand gegen das Programm schreibe.

Aus den Mitteilungen, die Herr Rippler der Versammlung gemacht hatte, hatte ich den Eindruck, als sollte uns glauben gemacht werden, die Regierung habe noch am selben Tage die Absicht gehabt, ein Stück Marokko in Besitz zu nehmen, sei aber dann vor der „Tat" zurückgeschreckt; weiter mußte aus der ganzen Art, wie Herr Rippler den Bescheid des Pressedezernenten vortrug, gefolgert werden, daß dem Auswärtigen Amt eine Rückenstärkung durch die Presse sehr willkommen sein werde. Diese Ausführungen widersprechen aber durchaus den Anforderniſſen meiner, wie ich heute sagen darf, näheren Kenntnis der Lage, die die zarteste Behandlung nötig machte, wenn nicht ein Krieg entbrennen sollte. Die Regierung war damals schon durchaus klar darüber, was sie fordern dürfe, ohne die Verhandlungen mit Frankreich scheitern zu lassen. Das war, wohl bemerkt, noch lange vor der Cartwrightaffäre und der Rede Lloyd Georges. Mein Erstaunen über den Verlauf der Sitzung habe ich sofort mit einem dort anwesenden General z. D. ausgetauscht, der sich später bereit erklärt hat, mir gegebenenfalls als Zeuge zu dienen. Im übrigen habe ich die Verhandlungen nicht so ernst genommen, wie sie es nach dem Ausgang der Marokkoagitation eigentlich verdient hätten, sondern trat bald eine mehrwöchige Reise an.

Nach Rückkehr von der Reise bemerkte ich mit Schrecken in der nationalen Presse auf Schritt und Tritt die Spuren jener Versammlung. Eingedenk der Tatsache, daß es sich um eine private Aussprache in einem privaten Klub handelte, habe ich jedoch so lange dazu geschwiegen, bis die Presse sich nicht mehr begnügte, das Auswärtige Amt anzugreifen, sondern höher hinauf griff. Erst da vergewisserte ich mich in der Presseabteilung darüber, welche Rolle das Auswärtige Amt in den Tagen vor Agadir gespielt hatte, und fand meine frühere Annahme, daß es nämlich von Anfang an gegen die Veranstaltung des Herrn Rippler im Klub Einspruch erhoben habe, bestätigt. Angesichts der wachsenden Erregung hielt ich es nun auch für meine Pflicht als Publizist, den Leuten in den Arm zu fallen, die uns die politische Atmosphäre vergifteten und so viele materielle Verluste verursachten. Infolgedessen erschien mein Angriff in Heft 36 der Grenzboten.

Ich bin mir selbstverständlich keinen Augenblick darüber im Unklaren gewesen, daß meine Andeutungen eine scharfe Zurückweisung erfahren würden. Ich hätte diese Zurückweisung vermutlich auch auf den Grenzboten sitzen lassen, wenn der Ton der Presse in den Marokkoangelegenheiten besonnener geworden wäre. Es lag mir nichts daran, mich herumzustreiten, auch hatte ich damals keine Ahnung davon, daß die Post bei den Herren Mannesmann finanzielle Anlehnung gesucht hatte. Mir kam es auf die Beruhigung an. Wäre eine ruhigere und sachlichere Auffassung nicht eingetreten, dann hätte ich mich allerdings dazu bequemen müssen, nachzuweisen, in welcher Weise es den Herren Mannesmann gelungen war, die öffentliche Meinung für ihre privaten Unternehmungen mobil zu machen, und wie die drei Blätter (ob bewußt oder unbewußt, habe ich nicht untersucht) die Geschäfte der Herren Mannesmann besorgten.

Doch die angegriffenen Blätter sind mir gar nicht auf das sachliche Gebiet gefolgt. Ja, sie haben mir die Waffe des Journalisten durch einen Überfall aus der Hand geschlagen, indem sie nicht den „Herausgeber der Grenzboten" allein, also den Journalisten, zur Verantwortung zogen, sondern den Offizier, den „Hauptmann" Cleinow. Dies Verfahren entspricht etwa dem, wenn bei einem

Säbelduell einer der Duellanten plötzlich die Pistole zöge, um seinem Gegner den säbelführenden Arm zu zerschmettern. Der Angriff auf mich als Offizier hat mich auch veranlaßt, die Rh. Westf. Ztg. ebenso wie die Post und die Tägliche Rundschau wegen Beleidigung zu verklagen, was ich unterlassen hätte, wenn man meinen Offiziertitel nicht hervorgezogen hätte. Als Journalist habe ich dieselben Waffen wie meine journalistischen Gegner zur Verfügung und kann sie in der Presse gebrauchen, ohne die Gerichte zu behelligen.

Auch denjenigen Lesern, die mit der Haltung der Grenzboten in der Marokkofrage nicht einverstanden waren, wird es nach den vorstehenden Darlegungen leicht sein, die Gründe meines Angriffs auf die „Mannesmannpresse" zu finden; und ich überlasse es ihrem Urteil, ob es nicht angebracht war, die „Fäden" aufzudecken, die von den Herren Mannesmann zu einem gewissen Teil der Presse führen.

G. Cleinow

Rouviers Entgegenkommen

(Brief Wetterlés vom 7. Juni 1905)

Ein früherer Diplomat, Freiherr v. Eckardtstein, erzählt in der Täglichen Rundschau über seine Mission beim Kaiser im Jahre 1905. Damals sollte er im Auftrage eines Franzosen, des Bankiers ....., Kaiser Wilhelm den Zweiten bewegen, aus der Hand der Franzosen das Kongogebiet anzunehmen gegen vollständigen Rückzug aus Marokko. Als historisches Dokument ist in diesem Zusammenhange ein Brief des deutschen Reichstagsabgeordneten Wetterlé an einen hohen Gönner in Berlin von Interesse. Er lautet:

Euer .....

teile ich ergebenst mit, daß ich heute eine Depesche aus Paris erhalten habe, durch welche ich gebeten werde mich sofort dorthin zu begeben. Rouvier und D..... möchten gern sich über die Stimmung in deutschen Regierungs- und Parlamentskreisen orientieren lassen. Ich werde morgen schon von den Herrn empfangen werden. Was nun? Euerer ..... wäre ich äußerst dankbar, wenn Sie auf irgend einem Wege mich über die Wünsche der deutschen Diplomatie orientieren könnten. In Privatunterredungen, die jeden offiziösen Charakters entbehren würden, und in welchen ich nur meine Person engagierte, wäre es vielleicht nicht so schwer, der ganzen marokkanischen Angelegenheit eine günstige Wendung zu geben, besonders wenn anscheinend die annehmbaren Vorschläge von Frankreich her kämen.

In dieser Frage muß nämlich, nach meinem bescheidenen Dafürhalten, vor allem die „dignité nationale" geschont werden; was nur geschehen kann, wenn keine Entschlüsse dem Minister Rouvier von Deutschland aufgenötigt werden.

Falls Euer ..... geneigt wäre, mir irgend welche praktische Anweisung (unter Wahrung der strengsten Diskretion) zu erteilen, wird man mir dieselben an folgende Adresse zukommen lassen können (L. Wetterlé, Grand Hotel Victoria, Cite d'Autin 10, Paris-Opéra).

Ich verbleibe nur Donnerstag und Freitag in Paris, falls Ihrerseits eine Verzögerung meines Aufenthalts nicht erwünscht wird.

Es würde mir zur größten Freude und Genugtuung gereichen, wenn ich nur in kleinem Maße dazu beitragen könnte, den Frieden, und zwar einen dauernden, einen bis zu Freundschaft reichenden, zwischen zwei Ländern, die mir gleich wert sind, herzustellen. Der Augenblick ist jetzt, nach dem Sturze Delcassés, äußerst günstig.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Wetterlé,
Mitglied des Reichstags.

Colmar, den 7. Juni 1905.

Das Einfuhrscheinsystem

Einfuhrscheine — Die Teuerung — Irrtümer und Vorwürfe — Der Identitätsnachweis — Der deutsche Osten — Ausnahmebestimmungen — Schädigung der Reichskasse — Entblößung des Inlandes — Ausgleich durch den Börsenverkehr — Künstlich hohe Preise

Einen unverhältnismäßig breiten Raum in den Erörterungen über die diesjährige Teuerung hat die Frage der Getreideeinfuhrscheine eingenommen. Ein großer Teil der linksstehenden, namentlich der sozialdemokratischen Presse benutzt die Gelegenheit, um die alten, oft widerlegten Angriffe gegen das ganze System der Einfuhrscheine zu erneuern. Sie werden Ausfuhrprämien gescholten, die zur Verschleuderung des deutschen Getreides ins Ausland verlocken, eine Entblößung des inländischen Getreidemarktes bewirken, wucherische Preistreibereien an den deutschen Getreidebörsen begünstigen, das Nationalvermögen im allgemeinen und die Reichskasse im besonderen um Millionen schädigen. Die gegenwärtige Lage soll die Abschaffung dieses „skandalösen Prämiensystems" besonders dringlich machen.

Inwiefern gerade die bedauerliche diesjährige Teuerung durch das Einfuhrscheinsystem verschärft werden soll, ist schwer einzusehen. Diejenigen Erzeugnisse, an denen Knappheit herrscht: Kartoffeln und Futtermittel, werden gegen Einfuhrscheine entweder überhaupt nicht oder doch nur in ganz verschwindenden Mengen ausgeführt. Eins der wichtigsten Futtermittel, die Gerste, wird vielmehr in großen Mengen gegen Einfuhrscheine zollfrei eingeführt. Ihre Einfuhr in Austausch gegen Roggen, ein in diesem Jahre zweifellos wirtschaftlich rationeller und im allgemeinen Interesse erwünschter Tausch, wird also gerade durch das Einfuhrscheinsystem begünstigt. Die diesjährige Getreideernte aber war normal, die an Roggen — der hauptsächlich gegen Einfuhrschein ausgeführten Frucht — sogar besser als im Vorjahre. In Preußen allein wird der diesjährige Ernteertrag an Roggen um mehr als 400000 t, an Brotgetreide überhaupt um rund 350000 t höher geschätzt als im Jahre 1910. Dementsprechend sind die gegenwärtigen Getreidepreise keineswegs übermäßig hoch. Der Weizenpreis hält sich in diesem Monat mit 199—206 Mark unter den gewöhnlichen Herbstpreisen früherer Jahre. Wenn der Roggenpreis das Mittel etwas übersteigt, so hat das seinen Grund in der geringeren Ernte des wichtigsten Roggenproduktionslandes Rußland, deren Ergebnis nicht ohne Einfluß auf den Weltmarkt und damit auf den deutschen Markt bleiben konnte. Auch die Roggenpreise bleiben jedoch erheblich unter der z. B. im Herbst 1907 erreichten Höhe. Ebensowenig liegen abnorme Ausfuhr-

verhältnisse vor. Die Handelszeitungen berichten im Gegenteil von Überfüllung der inländischen Lager. Wenn auf die große Roggenausfuhr der letzten Woche hingewiesen wird, so ist zu berücksichtigen, daß ihr auch eine große Einfuhr an Roggen sowohl, wie besonders an Weizen gegenübersteht. Die Mehrausfuhr von Roggen (einschließlich Roggenmehl) betrug seit der letzten Ernte in der Zeit vom 1. August bis 10. Oktober d. Js.: 178842 t, die Mehreinfuhr von Weizen: 370628 Tonnen. Die Nettoausfuhr an Roggen ist in diesem Jahre um 10000 bis 40000 t kleiner, die Nettoeinfuhr an Weizen um mehr als 100000 t größer als in der gleichen Zeit der Jahre 1908 und 1910, die eine geringere Ernte sowohl an Roggen wie an Brotgetreide überhaupt hatten.

Bietet hiernach die gegenwärtige Lage keinerlei Anlaß zu Besorgnissen vor den Folgen des Einfuhrscheinsystems, so beweisen die Preßangriffe gegen dies System von neuem, mit welcher Oberflächlichkeit über diese schwierige volkswirtschaftliche Frage abgeurteilt wird, auf welchen fundamentalen Irrtümern über die allerdings ziemlich komplizierte Natur und die nicht leicht zu übersehenden Wirkungen des Systems die erhobenen Vorwürfe beruhen.

Der Irrtum und die Vorwürfe gipfeln gleichermaßen in der Behauptung, daß das Einfuhrscheinsystem eine Prämiierung der Getreideausfuhr enthalte. Das ist eine völlige Verkennung seines Zwecks und seines Wesens. Daß der Einfuhrschein, der bei Ausfuhr von Getreide erteilt wird, keine Ausfuhrprämie ist, kommt schon darin zum Ausdruck, daß er unter keinen Umständen in bar ausgezahlt wird, sondern nur zur zollfreien Einfuhr ausländischer Erzeugnisse berechtigt und zwar — mit einer, wie später nachzuweisen sein wird, völlig belanglosen Ausnahme — nur zur Wiedereinfuhr ausländischen Getreides. Tatsächlich handelt es sich bei der deutschen Getreideausfuhr überhaupt nur um einen durch die Verkehrsverhältnisse bedingten Austausch deutschen Getreides gegen ausländisches, wobei die Ersatzeinfuhr die Ausfuhr alljährlich um ein Beträchtliches übersteigt. Dieser Austausch dient letzten Endes dem Ausgleich zwischen dem Getreideüberschuß im Osten und dem Getreidebedarf im Westen des Reichs. Diese beiden Reichshälften weisen hinsichtlich der Getreideproduktion und des Getreideverbrauchs bekanntlich völlig verschiedene Verhältnisse auf. Im Osten wird erheblich mehr Getreide geerntet, als die Bevölkerung verbraucht; der Westen mit seinen stark bevölkerten Industriebezirken bedarf großer Getreidezufuhr. Räumlich aber sind beide Gebiete so weit voneinander entfernt, daß die Deckung des Mehrbedarfs im Westen durch den Überschuß des Ostens unter den obwaltenden Frachtverhältnissen unmöglich ist.

Die Eisenbahnfracht für 10 t (Waggon) Getreide beträgt:

von	nach Dortmund	Cöln	Mannheim
	Mark	Mark	Mark
Danzig	405	446	468
Königsberg	434	475	497
Stettin	283	324	351

Es liegt auf der Hand, daß das mit solchen Transportkosten belastete ostdeutsche Erzeugnis auf den Märkten des Westens mit dem ausländischen Getreide, das den billigen Wasserweg benutzt, nicht konkurrieren kann.

Zur Überwindung dieses geographischen Hindernisses gibt es zwei Mittel: einmal die Ermöglichung direkten Ausgleichs durch Verbilligung der Fracht, sodann die Eröffnung eines indirekten Ausgleichs auf dem Umwege über das Ausland durch Wegräumung der Zollschranken. Beide Wege sind nacheinander beschritten worden: im Jahre 1891 wurden auf den preußischen Staatsbahnen die sogenannten Staffeltarife für Getreide eingeführt. 1894 wurden sie wieder beseitigt und statt dessen unter Aufhebung des sogenannten Identitätsnachweises der Einfuhrscheinverkehr zugelassen.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß diese letzte Neuerung keineswegs von den Getreideproduzenten des Ostens ausgegangen ist. Die östliche Landwirtschaft war mit den Staffeltarifen wohl zufrieden und verhielt sich gegen die Einfuhrscheine zunächst skeptisch, meist sogar ablehnend. Noch heute werden die Staffeltarife vielfach zurückgewünscht. In der Tat kann die Landwirtschaft des Ostens auf die Ausfuhr wohl verzichten, wenn ihr die Möglichkeit gegeben wird, durch billige Frachten ihr Erzeugnis im deutschen Westen angemessen zu verwerten. Anfechtung fanden die Staffeltarife im Westen und namentlich in Süddeutschland. Die Aufhebung des Identitätsnachweises aber war eine Forderung des Getreidehandels an der Ostsee und ihr Vorkämpfer der freisinnige Abgeordnete Rickert. Die Verhandlungen in den städtischen Körperschaften von Königsberg und Danzig und die Stellungnahme auch der liberalen Presse der baltischen Provinzen haben noch jüngst gezeigt, welcher Wert in diesen Hafenplätzen auf jene Errungenschaft, d. i. auf die unveränderte Beibehaltung des Einfuhrscheinsystems gelegt wird.

Der Identitätsnachweis hatte bekanntlich den Ausfuhrhandel dieser Plätze auf ausländisches (russisches) Getreide beschränkt, das im Transitverkehr durch Deutschland nach der Ostsee gesandt wurde. Nur für solches Getreide wurde bei der Ausfuhr, wenn die „Identität" mit der Einfuhrmenge nachgewiesen wurde, der Zoll erlassen oder erstattet. Das inländische Erzeugnis war von dieser Vergünstigung und dadurch vermöge der Spannung zwischen Inlands- und Weltmarktpreis im allgemeinen von der Ausfuhr ausgeschlossen. Nun wurde geltend gemacht, daß es ein jener Durchfuhr wirtschaftlich ganz analoger Vorgang ist, wenn das eingeführte ausländische Getreide im Lande bleibt und statt seiner die gleiche Menge inländischen Produkts ins Ausland geht. In Anerkennung dieser Analogie ist im Jahre 1894 — wie gesagt, auf das Drängen des Getreidehandels in den Ostseehäfen — der Identitätsnachweis aufgehoben und der Einfuhrscheinverkehr zugelassen worden, welcher auch im Falle der Ausfuhr inländischen Getreides eine zollfreie Ersatzeinfuhr aus dem Auslande gestattet. Dadurch sind für den Austausch deutschen Getreides gegen fremdes die Zollschranken weggeräumt. Dem inländischen Getreide ist die Möglichkeit eröffnet, trotz der Spannung zwischen Inlands- und Weltmarktpreis die Zollgrenze zu überschreiten, was ihm bis dahin wegen der Zollpflicht bei der Wiedereinfuhr, nicht einmal zur Benutzung des billigeren Seeweges nach dem deutschen Westen möglich war. Jetzt wird in diesem Falle der Zoll bei der Wiedereinfuhr durch den Einfuhrschein beglichen. Im Falle des Exports nach dem Auslande (z. B. nach England oder Skandinavien) kann der Unterschied zwischen Weltmarkts- und Inlandspreis durch die Verwertung des Einfuhrscheins bei der Ersatzeinfuhr wettgemacht werden, sei es, daß der Exporteur dies selbst vornimmt, sei es, daß

er — was die Regel ist — den Schein zu diesem Zwecke an einen Importeur verkauft. Daß die Eröffnung des Seeweges für den Getreidetransport aus dem deutschen Osten nach dem deutschen Westen in jeder Beziehung ein Gewinn ist, wird niemand bestreiten. Aber auch der indirekte Ausgleich zwischen dem Getreideüberschuß des Ostens und dem Getreidebedarf des Westens: der Austausch des ostdeutschen gegen ausländisches, überseeisches Getreide, ist ein volkswirtschaftlich völlig einwandfreier Vorgang. Er ist lediglich ein Ersatz für den durch die Frachtverhältnisse verhinderten direkten Ausgleich und hat diesem gegenüber sogar gewisse Vorzüge. So ist es bei der fortschreitenden Gewöhnung weiter Kreise der Bevölkerung an Weizenbrot nur zweckentsprechend, wenn auf diese Weise gegen Roggen Weizen eingetauscht wird. Auch der Verwertung der besonderen Vorzüge jeder, der inländischen wie der fremden Crescenz sowie der gerade von seiten des Handels stets als besonders wünschenswert bezeichneten Mischung des deutschen und fremden Erzeugnisses wird auf diese Weise der Weg geebnet.

Nur wer diese wahre Sachlage völlig verkennt, kann die Getreideausfuhr aus dem deutschen Osten als einen Verlust für das Nationalvermögen und für den inländischen Konsumenten beklagen*). Die einfache Tatsache, daß es sich lediglich um die Unterbringung eines örtlichen Überschusses handelt, dem der Weg nach dem deutschen Westen durch die Höhe der Transportkosten versperrt ist, beseitigt jeden Zweifel daran, daß es volkswirtschaftlich durchaus rationell ist, diesen Überschuß im Auslande zu verwerten und dafür den Westen aus dem Auslande zu versorgen. Sie läßt einen solchen Austausch geradezu als eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit erscheinen, solange eben jene Transporthindernisse bestehen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß im Falle der Aufhebung der Getreidezölle dieser Austausch, als die nach Lage der Verkehrsverhältnisse naturgemäße Regelung des Absatzes, von selbst eintreten würde. Mit vollem Rechte hat man daher das Einfuhrscheinsystem, das ihn unter der Herrschaft des Schutzzolles ermöglicht, ein „Stück Freihandel im Protektionismus" genannt. Es ist eine Anomalie, wenn die geschworenen Anhänger des Freihandels es zu beseitigen trachten.

Nun wird eingewandt, daß es bei diesem legitimen Austausch nicht bewenden bleibe. Es wird auf die schon angedeutete Ausnahmebestimmung hingewiesen, nach der die Einfuhrscheine nicht zur zollfreien Einfuhr von Getreide, sondern auch zur Begleichung des Zolles für Petroleum und Kaffee verwertet werden dürfen. Der Einfuhrschein, der statt zur Wiedereinfuhr von Getreide als Zollgeld für Petroleum oder Kaffee verwendet wird, dient — so wird gefolgert — nicht mehr dem volkswirtschaftlich gerechtfertigten Austausch deutschen und fremden Getreides, sondern fördert als Exportprämie die einseitige Ausfuhr. Dieser Einwand wäre zutreffend, wenn in Deutschland eine einseitige, durch Ersatzeinfuhr nicht gedeckte Getreideausfuhr überhaupt denkbar wäre. In Wirklichkeit ist sie durch die wirtschaftliche Lage völlig ausgeschlossen. Der Einfuhrbedarf im Westen ist unter allen Umständen beträchtlich größer als der Getreideüberfluß im Osten. Wurden doch in den letzten Erntejahren allein an Brotgetreide regelmäßig über 2000000 t mehr nach Deutschland ein- als ausgeführt. (Wohlgemerkt, es handelt

*) s. unsere Notiz über Drosdow in Nr. 44 der Grenzboten, S. 243.

sich hier nicht um die Frage, ob und unter welchen Voraussetzungen die deutsche Landwirtschaft den Bedarf der Bevölkerung zu decken imstande ist. Das ist eine Frage für sich. Hier kommt es nur auf die unbestreitbare Tatsache an, daß unter den obwaltenden Umständen die Inlandernte für die Versorgung des Volkes mit Brotgetreide nicht voll ausreicht, sondern eine Zufuhr von etwa 2000000 t aus dem Auslande erforderlich macht.) Bei dieser Sachlage gewährt der Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse die unbedingte Sicherheit dafür, daß jede Getreideausfuhr durch eine mindestens gleiche Einfuhr ersetzt wird. Ist aber diese Gewähr ohnehin gegeben, so ist es völlig gleichgültig, wofür der einzelne Einfuhrschein verwendet wird. Seine Verwertung als Zollgeld für Petroleum oder Kaffee hat lediglich die Folge, daß statt dessen derjenige Teil des Getreidezolles, der sonst durch den Einfuhrschein beglichen worden wäre, in barem Gelde gezahlt wird. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Verschiebung nicht den geringsten Einfluß auf die Wirkung des Einfuhrscheinverkehrs üben kann. Die Verwertbarkeit der Einfuhrscheine bei der Einfuhr von Kaffee und Petroleum dient lediglich der Bequemlichkeit im börsenmäßigen und Zollverkehr. Für das System als solches ist sie gänzlich belanglos, leicht entbehrlich und wegen der scheinbaren Durchbrechung des Prinzips, wenn man will, ein Schönheitsfehler.

Hält man sich dies vor Augen, daß jede Getreideausfuhr mit Naturnotwendigkeit eine Ersatzeinfuhr nach sich zieht, dann fallen auch alle anderen Einwendungen gegen den Einfuhrscheinverkehr in sich zusammen.

Zunächst der Vorwurf einer empfindlichen Schädigung der Reichskasse. Die Auffassung, als ob die Verwertung von Einfuhrscheinen bei der Einfuhr von Kaffee und Petroleum einen besonderen Verlust für den Reichssäckel bedeute, ist bereits durch den Nachweis widerlegt, daß diese Verwertung eine entsprechende Mehreinnahme beim Getreidezoll zur Folge haben muß. Für die Reichsfinanzen bleibt es sich natürlich gleich, ob 100 t Weizen gegen Einfuhrschein zollfrei eingeführt werden, oder ob der Zoll hierfür mit 5500 Mark bar bezahlt und statt dessen ein gleicher Betrag an Kaffeezoll durch den Einfuhrschein beglichen wird. Auch in finanzieller Hinsicht kommt es nicht auf die Verwertung des einzelnen Einfuhrscheins an, sondern darauf, daß die Ausfuhr überhaupt durch eine ihrem Zollwerte entsprechende Einfuhr ersetzt wird. Zweifel hieran können nur beim Hafer aufkommen. Wenn die Haferausfuhr die Einfuhr übersteigt, so besteht die Wahrscheinlichkeit, daß die Lücke durch zollfreie oder niedriger verzollbare Futtermittel, namentlich durch Futtergerste ausgefüllt wird. Eine Überausfuhr von Hafer hat jedoch bisher nur in zwei Erntejahren stattgefunden. 1907/8 überstieg die Ausfuhr die Einfuhr um 226669 t; 1909/10 nur um 22281 t. Nur das hinsichtlich der Anbau- und Ernteverhältnisse ganz außerordentliche Jahr 1907 weist also bisher eine nennenswerte Mehrausfuhr an Hafer auf. Ob mit einer Wiederholung dieser Erscheinung zu rechnen ist, kann einstweilen dahingestellt bleiben. Für das laufende Jahr besteht jedenfalls nicht die geringste Gefahr; seit Beginn des Kalenderjahres sind bisher 3353347 und seit der Ernte (1. August) 978133 dz mehr ein- als ausgeführt worden. Anders liegt die Sache beim Roggen. Die Roggenausfuhr hat die Einfuhr in den letzten Jahren regelmäßig und zwar um erhebliche Mengen (bis zu 600000 t) überstiegen. Ihr steht aber in kausalem Zusammenhange die alljährlich um das Vielfache sie über-

steigende Mehreinfuhr an Weizen (meist über 2000000 t) gegenüber. Roggen ist als Brotgetreide nur durch Weizen ersetzbar. Jede Roggenausfuhr zieht also eine entsprechende Weizeneinfuhr nach sich, die als überflüssig unterbleiben würde, wenn der Roggen im Lande bliebe. Da aber der Weizenzoll den Roggenzoll um 5 Mark für die Tonne übersteigt, so hat die Reichskasse bei diesem Austausch nicht nur keinen Schaden, sondern sogar einen baren Gewinn!

Die Behauptung, daß der Einfuhrscheinverkehr eine Entblößung des Inlandes von Getreide zur Folge habe, wirkt eigentümlich, wenn man sich vergegenwärtigt, ein wie geringer Teil der inländischen Ernte überhaupt zur Ausfuhr kommt. Die Nettoausfuhr an Roggen betrug im Durchschnitt der letzten drei Erntejahre nur etwa vier Prozent des Ernteertrages und in dem Hauptausfuhrjahre 1908/9 nur rund sieben Prozent. Die Klage über „Forcierung" der Ausfuhr infolge des Einfuhrscheinsystems beruht ebenso wie die über „Verschleuderung" des deutschen Getreides im Auslande auf der falschen Vorstellung, daß das deutsche Getreide mit Hilfe des Einfuhrscheinverkehrs im Auslande zu besonders günstigen Bedingungen angeboten werden könne. In Wirklichkeit stellt der Einfuhrscheinverkehr, wie vorhin dargetan, für den Getreideexport lediglich die natürlichen Bedingungen her, die im Falle der Aufhebung der Getreidezölle eintreten würden. Indem er die Spannung zwischen Inlands- und Weltmarktpreis durch die Gewährung der Zollfreiheit für die Ersatzeinfuhr ausgleicht, ermöglicht er das Angebot deutschen Getreides gerade zum Weltmarktpreise und auch das nur bei günstiger Preiskonjunktur. In einem Doppelartikel des „Vorwärts" vom 15 bis 17. Oktober, der im Gegensatze zu anderen Darstellungen der Frage in diesem und ihm nahestehenden Organen eine gewisse Sachkenntnis und in seinem historischen Teile sogar ein gewisses Streben nach Objektivität erkennen läßt, ist ein ganz zutreffendes Bild dieser Arbitrage, wie man es wohl nennen darf, gegeben. Auch die sozialdemokratische Zeitung muß anerkennen, daß die Getreideausfuhr aus Deutschland nur solange dauert, bis Angebot und Nachfrage auf den ostdeutschen Märkten ausgeglichen sind, d. h. solange als Ostdeutschland einen Überschuß von Getreide ans Ausland abzugeben hat. Es ist in der Tat nicht abzusehen, was den Exporteur veranlassen sollte, seine Ware über See ins ferne Ausland zu schicken, wenn er auf dem heimischen Markte lohnenden Absatz findet. Ebensowenig ist ein Grund erfindlich, weshalb er sie an ausländische Abnehmer zu Schleuderpreisen abgeben sollte. Er verlangt und erhält selbstverständlich den Weltmarktpreis, denselben Preis, zu dem in der Regel die Ersatzeinfuhr angekauft wird.

In der gegnerischen Presse wird es freilich mit Vorliebe so hingestellt, als ob das deutsche Getreide regelmäßig zu den billigsten Preisen exportiert, das ausländische später zu viel höherem Preise zurückgekauft würde. Die Blätter, die diese Behauptung aufstellen, sind sich kaum bewußt, welche außerordentlich niedrige Meinung von der Voraussicht und Dispositionsfähigkeit unseres Großhandels und von dem ausgleichenden Einfluß des Börsenverkehrs sie im Gegensatze zu ihrer sonst mit so großem Nachdruck betonten Überzeugung von dem unfehlbaren Funktionieren dieser Organe mit einer solchen Annahme bekunden. Börse und Handel sind es doch und nicht die Landwirte — nicht einmal die vielverlästerten Großgrundbesitzer —, die den Export vornehmen. Wenn der Groß-

handel wirklich in seiner Gesamtheit regelmäßig oder auch nur in größerem Maßstabe den groben Dispositionsfehler begehen sollte, Getreide zu exportieren, das im Inlande gebraucht wird und später zu höheren Preisen zurückgekauft werden muß, so würde er damit seine völlige Unfähigkeit zur Lösung der ihm obliegenden Aufgaben bekunden. Er verdient indes, gegen eine solche Unterstellung in Schutz genommen zu werden. Die Behauptung, die ebenso bestimmt wie beweislos aufzutreten pflegt, scheint sich auf die Tatsache zu gründen, daß der deutsche Getreideexport im Osten im allgemeinen bald nach der Ernte einsetzt, während die Einfuhr im Westen hauptsächlich im Spätwinter und Frühling stattfindet, zu einer Zeit also, in der die Getreidepreise regelmäßig höher sind als im Herbst. Dies hat seine natürliche Ursache in der wochen- und selbst monatelangen Reise, die das Importgetreide aus dem Innern Rußlands, Argentiniens und Nordamerikas bis an die See und über See nach den deutschen Hafenplätzen zurückzulegen hat. Es ist aber ein Trugschluß von überraschender Naivetät, anzunehmen, daß dies Getreide zu den im Augenblicke seiner Ankunft maßgebenden Preisen gehandelt worden sei und nicht vielmehr zu demjenigen Kurse, der beim Abschluß der (meist ebenfalls kurz nach der Ernte getätigten) Geschäfte galt.

Sonderbar nimmt sich in börsenfreundlichen Blättern auch die Behauptung aus, daß die deutschen Getreidevorräte geflissentlich ins Ausland verbracht würden, um auf den inländischen Märkten die Preise künstlich in die Höhe zu treiben. Sonst kann von dieser Seite nicht entschieden genug die bloße Möglichkeit bestritten werden, durch solche Börsenmanöver die Marktlage nachhaltig zu beeinflussen. Und im vorliegenden Falle sollte es denkbar sein, daß der gesamte Handel sich zu einem derartigen Manöver regelmäßig und mit Erfolg vereinigt? Richtig ist nur das eine, daß der Getreideexport gegen Einfuhrscheine die Wirkung hat, die Spannung zwischen Inlands- und Weltmarktpreis auch im Osten dauernd etwa auf der Höhe der Zollsätze zu halten. Damit wird jedoch nur ein — nicht einmal vollständiger — Ausgleich der Getreidepreise im Osten und Westen Deutschlands erzielt. Noch jetzt stehen die Preise in Mannheim regelmäßig für die Tonne um mehr als 10 Mark höher als in Königsberg. Vor Aufhebung des Identitätsnachweises und vor Einführung der Staffeltarife gab es Unterschiede bis zu 40 Mark für die Tonne. Selbst Gegner des Schutzzolls auf Getreide können die Wiederkehr dieses Zustandes nicht wünschen, unter dessen Herrschaft die Hauptmasse der Konsumenten (der Westen) für die Brotfrucht so ungleich höhere Preise zahlen mußte, als der größte Teil der deutschen Produzenten (im Osten) dafür erhielt.

Dieser Zustand würde aber mit Notwendigkeit wieder eintreten, wenn das Einfuhrscheinsystem — ohne Ersatz durch starke Frachtermäßigungen — beseitigt würde. Die Getreideausfuhr aus dem deutschen Osten wäre damit unterbunden. Der vorhandene Überschuß müßte, soweit er nicht gar an das Vieh verfüttert würde, wohl oder übel mit Verlust im Westen abgesetzt werden. Dann würde er naturgemäß die Einfuhr des ausländischen Getreides namentlich auch des Weizens zurückdrängen, so daß die Reichskasse an Weizenzoll um 10 Prozent (Spannung zwischen Weizen- und Roggenzoll) mehr einbüßte, als sie an Roggeneinfuhrscheinen ersparen könnte. Der Konsument im Westen würde davon nicht den geringsten Vorteil haben, da das deutsche Getreide, mit der hohen Eisenbahnfracht belastet,

den Preis des seewärts eingehenden Auslandsgetreides dort keinesfalls unterbieten könnte. Im Osten würden freilich die Preise stark herabgehen. Die östliche Landwirtschaft hätte einen schweren, der Getreidehandel der preußischen Ostseehäfen einen vielleicht vernichtenden Schlag zu erleiden. Und das alles, wie gesagt, ohne daß die Hauptmasse der Konsumenten, der gesamte Westen, davon den geringsten Vorteil hat. Auf die Dauer würde natürlich unter dem Druck der Absatzschwierigkeiten der Getreidebau im deutschen Osten eingeschränkt werden. Dann würde, als Folge der Aufhebung des Einfuhrscheinsystems, tatsächlich eine Verringerung der inländischen Getreidevorräte eintreten, unsere Abhängigkeit von der ausländischen Getreidezufuhr würde verschärft und, namentlich für Kriegszeiten, die Gefahr der Getreideknappheit zur Wirklichkeit.

So stellt sich, bei Licht betrachtet, das Ergebnis der angeblich im Interesse der Brotversorgung des Volkes verlangten Wiederherstellung des Identitätsnachweises dar. Ganz ähnliche Folgen würden eintreten, wenn der Einfuhrscheinverkehr nicht aufgehoben, sondern nur, wie von anderer Seite verlangt wird, die Verwertbarkeit der Einfuhrscheine auf die gleiche Getreideart beschränkt würde. Dadurch würde nicht allein der, wie eingangs erwähnt, wirtschaftlich rationelle Ersatz von Roggen durch Weizen unterbunden. Auch der unentbehrliche Austausch des ostdeutschen Roggens gegen den nach Westdeutschland eingehenden überseeischen (russischen) Roggen würde gestört. Sobald nämlich, wie seit einigen Jahren regelmäßig, die Gesamtroggenernte Deutschlands den inländischen Bedarf übersteigt, würde in diesem Falle die Verwertung eines Teiles der Roggeneinfuhrscheine unmöglich. Da nun von vornherein nicht feststeht, welchen Teil diese Unverwertbarkeit treffen würde, so müßte diese Unsicherheit eine allgemeine Entwertung aller Roggeneinfuhrscheine und damit eine Erschwerung, unter Umständen die Unmöglichkeit der Ausfuhr zur Folge haben.

In der öffentlichen Diskussion sind dann noch einige Vermittlungsvorschläge laut geworden, die sich darauf beschränken, unter Aufrechterhaltung des Einfuhrscheinsystems als solches dessen vermeintliche „Auswüchse“ zu beseitigen. So wird angeregt, die Umlaufdauer der Einfuhrscheine abzukürzen und ihre Verwertbarkeit zur Begleichung des Zolles auf Kaffee und Petroleum auszuschließen. Die Umlaufdauer von sechs Monaten wird schon jetzt nur ganz ausnahmsweise ausgenutzt. Nach der Statistik in der Denkschrift des Reichsschatzamts laufen die Einfuhrscheine durchschnittlich nur einen Monat. Die vorgeschlagene Abkürzung der Frist auf drei Monate würde also an den gegenwärtigen tatsächlichen Verhältnissen so gut wie gar nichts ändern. Daß die Ausscheidung von Kaffee und Petroleum aus den Verwendungsmöglichkeiten der Einfuhrscheine ohne jeden Einfluß auf die wirtschaftliche Wirkung sein würde ist schon oben nachgewiesen. Aus diesem Grunde würde sie allerdings auch keinerlei sachlichen Einwendungen begegnen. Im Interesse der Sache wäre es sogar erwünscht, wenn diese Ausnahme beseitigt würde, die zu den allerheftigsten und am wenigsten leicht zu widerlegenden Angriffen Anlaß gegeben hat. Gleichwohl muß der Bundesrat Bedenken tragen, eine von diesen Maßregeln durchzuführen oder vorzuschlagen, weil er sich dadurch dem Vorwurfe aussetzen würde, zur Beschwichtigung unberechtigter Beschwerden Scheinmaßregeln von nachweisbarer Wirkungslosigkeit ergriffen zu haben. Ähnlich verhält es sich mit einem dritten Vermittlungsvorschlage, der die Beschränkung der Einfuhrscheine

auf die Wiedereinfuhr der gleichen Getreideart in ihrer Wirkung dadurch zu mildern und für den Roggenabsatz unschädlich zu machen sucht, daß er Roggen und Weizen (Brotgetreide) als eine Getreideart gelten läßt. Eine solche Einschränkung würde nur für die Haferausfuhr praktische Folgen haben. Sie würde einerseits die Schädigung der Reichskasse durch Überausfuhr von Hafer unmöglich machen, könnte aber anderseits auch den unentbehrlichen Austausch von deutschem gegen fremdländischen Hafer durch Unsicherheit über die Verwendung und daraus folgende Entwertung des Einfuhrscheins leicht in bedauerlicher Weise beeinträchtigen. Die gegenwärtige Lage bliebe auch durch eine solche Maßregel völlig unberührt. Will man eine praktische Wirkung, so kann nur die Wiedereinführung des Identitätsnachweises in Frage kommen oder die unbedingte Beschränkung auf die Wiedereinfuhr der gleichen Getreideart. Die Folgen solcher Maßregeln sind oben dargelegt: schwere Schädigung des östlichen Getreidebaues und des baltischen Getreidehandels ohne Nutzen für die Reichskasse und für die Hauptmasse der Konsumenten. Wer sich diese Folgen vor Augen hält, kann über die Unannehmbarkeit der Änderungen nicht im Zweifel sein. rusticus

Bank und Geld

Die Besserung der allgemeinen Wirtschaftslage — Die Lösung der Marokkofrage — Die Gestaltung des Geldmarkts — Industrieller Kreditbedarf — Die günstige Lage der Industrie — Deutsches Kapital in der Normandie — Der Umschwung in Amerika

Die Wolken, welche noch vor kurzem so drohende Schatten über das Wirtschaftsleben warfen, haben sich plötzlich verzogen. So düster man jüngst über die Entwicklung der nächsten Zukunft urteilte und so tiefgehend der Pessimismus war, der das allgemeine Urteil beherrschte, ebenso zuversichtlich und hoffnungsfreudig präsentiert sich heute der Rundblick auf die wirtschaftliche Lage. Freilich sind noch nicht alle Gefahren überwunden; noch tobt der Krieg in Tripolis, noch wühlt die chinesische Revolution die Verhältnisse des fernen Ostens auf, aber zwei der schwersten Sorgen sind hinweggenommen: Die endliche Beilegung des Marokkostreites hat jede Möglichkeit ernsterer Konflikte in Europa auf absehbare Zeit beseitigt, und die Situation in Amerika hat einen durchgreifenden Umschwung zum Bessern erfahren. Die Beendigung der Marokkoaffäre befreit das Wirtschaftsleben von außerordentlich schweren Fesseln. Noch ist unter dem Druck der allgemeinen politischen Unzufriedenheit mit dem Verlauf und dem Abschluß dieser diplomatischen Aktion das Gefühl für die ungeheure Bedeutung, welche die friedliche Beilegung des Streits für unsere wirtschaftliche Entwicklung hat, nicht überall zum Durchbruch gekommen. Aber der Mahnruf, welcher von einer Anzahl der bedeutendsten unserer industriellen Kapitäne an die Öffentlichkeit gerichtet worden ist, nunmehr des Haders zu vergessen und sich wieder auf die gemeinsame Arbeit zu besinnen, wird seinen Eindruck nicht verfehlen. Die Folgen werden und müssen sich bald zeigen. Denn die Wurzeln unseres Wirtschaftslebens sind gesund und stark, wie sich in den Zeiten nun überstandener Fährlichkeiten erwiesen hat — sie werden jetzt, da äußere Hemmnisse nicht mehr im Wege stehen, kräftige Schößlinge treiben. Die allgemeine Überzeugung an der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer flott aufwärtsstrebenden Entwicklung hat denn auch zu einer Erholung und Befestigung der Märkte geführt, die schon einsetzen konnte, ehe die äußern Auspizien einen so

günstigen Anblick gewährten wie heute. Zwei Tatsachen bilden dabei die Grundpfeiler der Hoffnungen: Die Gestaltung der Geldverhältnisse und die starke industrielle Beschäftigung.

Mit der Entwicklung des Geldmarktes darf auch ein ausgeprägter Skeptizismus zufrieden sein. Es ist richtig, der herbstliche Quartalswechsel hat der Reichsbank Ansprüche gebracht, wie sie in dieser Höhe noch niemals zu verzeichnen waren. Die Lage war durch die unsicheren politischen Verhältnisse, die damit zusammenhängende Zurückziehung ausländischer Guthaben und den allenthalben auftretenden Geldbedarf recht kompliziert. Aber es ist der Reichsbank gelungen, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, ohne daß sie zu einer weiteren Erhöhung des Zinsfußes zu greifen brauchte, hauptsächlich dank der von ihr befolgten Devisenpolitik, deren Inaugurierung ein Verdienst der gegenwärtigen Leitung der Bank ist. Nur mittels dieser großzügigen Geschäftsführung, welche ohne Rücksicht auf die notwendigen Opfer in jener Zeit starker internationaler Geldbewegung durch Abgeben aus ihren Beständen fremder Wechsel einer übermäßigen Steigerung der Devisenkurse entgegenwirkte, war es möglich, die Goldreserve der Bank ohne Zinserhöhung zu sperren und den Geldmarkt vor schweren Zeiten zu bewahren. Trotzdem wäre aber eine so leichte Überwindung der Schwierigkeiten nicht denkbar gewesen, wenn nicht unser Geld- und Kreditwesen im Grunde gesund wäre. Eine Überspekulation an der Börse lag freilich vor und hatte auch, da ihr von den Banken nicht entgegengearbeitet wurde, zur Investierung bedeutender Mittel geführt. Aber die Entwicklung der politischen Verhältnisse und der Zusammenbruch in Amerika hatten hier eine zwar sehr schmerzhafte aber doch heilsame Operation vorgenommen; die Spekulationskredite und Verpflichtungen waren schon lange vor dem Herannahen des Herbsttermins sehr eingeschränkt. Der Kreditbedarf der Industrie aber war zwar, dem Stand der Produktionstätigkeit entsprechend, ein recht bedeutender, aber doch kein gesunder, kein auf Überproduktion und forcierte Vergrößerung der Werke abzielender. Ein großer und steigender Geldbedarf für die Zwecke industrieller Investition hätte sich unweigerlich in einem scharfen Anziehen der Leihsätze geltend machen müssen. Das war bekanntlich durchaus nicht der Fall; der Geldmarkt bewahrte sogar eine überraschende Flüssigkeit, und die kräftige Erholung des Reichsbankstatus beweist, daß die Quartalsanspannung nur auf den bekannten vorübergehenden Ursachen beruhte. Unter diesen Umständen war es etwas auffallend, daß der Reichsbankpräsident Anlaß nahm, in einer Sitzung des Zentralausschusses vor einer zu ausgedehnten Kreditgewährung zu warnen, und gewissen Bedenken hinsichtlich des Standes der Kreditverpflichtungen Ausdruck gab. Man wird aber, auch wenn man diese Beurteilung vielleicht zu pessimistisch findet, mit der Tendenz und der Nützlichkeit einer solchen Warnung sehr einverstanden sein können. Gerade ein Zeitpunkt, in welchem, nach Überwindung gefahrdrohender Schwierigkeiten, die wirtschaftliche Tätigkeit einen neuen energischen Anlauf nimmt, scheint sehr geeignet, eine solche Mahnung auszusprechen. Denn allzu leicht schießt dann die Unternehmungslust über das Ziel und verkennt die Grenzen, die kühle Beurteilung und eine verständige Abwägung des Risikos ziehen müssen. Indessen, die Erfahrungen der vergangenen Krisen sind erfreulicherweise weder bei unserer Industrie noch bei unseren Banken vergessen. Unbeschadet aller Fehler, die im einzelnen gemacht werden und die sich

nie und nimmer werden vermeiden lassen, darf man die Überzeugung haben, daß gerade der Kreditbedarf der Industrie heute auf einer gesunden Grundlage beruht, und daß von ihm unserm Wirtschaftskörper keine Gefahr droht. Es wäre daher mehr als verwunderlich gewesen, wenn sich das Gerücht bewarheitet hätte, daß dem Reichstag ein Bankdepositengesetz vorgelegt werden sollte, obwohl man doch vor kaum drei Jahren ausdrücklich darauf verzichtet hatte, der industriellen Tätigkeit der Banken zugunsten einer problematischen höheren Sicherheit der Depositengläubiger Fesseln anzulegen. Das wiederauftauchende Verlangen nach einem gesetzgeberischen Eingriff mag durch die verschiedenen Bankzusammenbrüche dieses Sommers, denen sich in letzter Woche der der alten Berliner Firma Hermann Paasch angereiht hat, erzeugt sein, es ist aber jetzt noch weniger gerechtfertigt als zur Zeit der Bankenquete. Mit dem Jahr 1912 beginnt die von den Banken freiwillig übernommene Verpflichtung zur Publikation von Zwischenbilanzen nach dem erweiterten und detaillierten Schema. Erst dann wird man die ziffermäßigen Nachweise dafür in Händen haben, daß die Liquidität unserer Banken in der Tat eine ausreichende ist und eine gesetzliche Reglementierung nicht erfordert.

Die industrielle Produktionstätigkeit, deren Lebhaftigkeit und Intensität die andere Hauptstütze für das Wiedererwachen des Vertrauens abgibt, läßt sich an einem schlagenden Beispiel an den Versandberichten über die B-Produkte des Stahlwerksverbandes (Stabeisen, Walzdraht, Bleche, Röhren usw.) verfolgen. Schon der August hatte die höchste je erreichte Produktionsziffer der Eisen- und Stahlindustrie gebracht, aber der September hat diese Rekordziffer mit einem Versand von über 550000 t noch überboten, das sind etwa 70000 t mehr als im Parallelmonat des Vorjahres und etwa 8 Prozent mehr, als die Gesamtbeteiligung aller Werke an den B-Produkten beträgt. Eine ganz überraschende Entwicklung, die um so mehr Beachtung verdient, als sie sich trotz aller äußeren Störungen des Wirtschaftslebens vollziehen konnte. Und das gleiche glänzende Bild einer aufs äußerste gesteigerten Produktionstätigkeit und Prosperität zeigen uns die Spezialindustrien der Maschinen- und Waggonfabriken, der chemischen und vor allem der elektrischen Industrie. In dieser günstigen Lage spiegelt sich die allgemeine Besserung der Konjunktur am Weltmarkt wieder, die nur durch die bisher so unbefriedigende Situation in Amerika getrübt wurde. Bezeichnend für die Unternehmungsluft und die zielbewußte Expansionspolitik unserer großen Montanindustriellen ist die Tatsache, daß in großem Stil und unter Aufwendung bedeutender Kapitalien die Ausbeutung der Eisenerzlager in der Normandie von ihnen in die Hand genommen worden ist. Der Schwerpunkt der Eisenindustrie hat sich in den letzten Jahren allmählich nach dem Westen verschoben; wenn jetzt unsere Industrie ihre Fühler über die Lothringer Grenze auf französischen Boden ausstreckt, so ist das an sich bemerkenswert genug, aber doppelt bedeutsam in einer Zeit, in der die Frage des Einvernehmens mit Frankreich, vielleicht die schwierigste der deutschen Politik, in befriedigender Weise gelöst worden ist.

Der Umschwung in Amerika ist mit der ganzen Plötzlichkeit eingetreten, die das Kennzeichen von Veränderungen im Wirtschaftsleben der Union zu sein pflegt. Die drohende Auflösung des Steel Trust hatte, wie berichtet, die Börse so heftig erschüttert, daß der Anfang vom Ende und ein völliger Zusammenbruch gekommen zu sein schien. Wie so oft in Amerika ist just das Gegenteil von dem

eingetreten, was alle Welt erwartet und befürchtet hatte. Nach dem ersten Schrecken über den von der Bundesregierung gegen die größte Trustgesellschaft geführten Schlag besann man sich; die Gewißheit, daß ein Prozeß in den Vereinigten Staaten jahrelang durch alle Instanzen gezogen werden könne und also auf absehbare Zeit hinaus das Schicksal des Trust noch gesichert sei, ließ die Hoffnung wieder aufglimmen und, kaum geschehen, wandte sich das Blatt völlig. Mit einemmal schlugen die Berichte über den Eisenmarkt einen zuversichtlicheren Ton an und, sah man bisher alles grau in grau, so schien plötzlich, den Außenstehenden unverständlich genug, der Himmel voller Geigen zu hängen. Widerstandslos, wie vorher die Deroute, sah die Börse eine Hausse über sich hereinbrechen, getragen, wie die riesenhaft anschwellenden Umsätze zeigen, von einer solchen Teilnahme aller Kreise und von einer solchen Kraft und Schnelligkeit der Bewegung, daß ihre Wucht fast elementar erschien. Vorerst freilich scheint es an einem sachlichen Grund für eine so völlig veränderte Beurteilung der wirtschaftlichen Lage völlig zu fehlen. Diese letztere ist in Amerika zweifelsohne nicht glänzend; man braucht nur die Monatsausweise etwa des Steel Trust zur Hand zu nehmen und mit den früheren Ziffern zu vergleichen. Die Reinüberschüsse wie der Auftragsbestand zeigen ein bedenkliches Zurückgleiten. Die fünfprozentige Dividende für die Stammaktien ist zwar aufrechterhalten worden, aber ganz offensichtlich nur aus Gründen der Demonstration. Man darf aber nicht vergessen, daß der Zusammenbruch der letzten Monate auch nicht das Resultat rein wirtschaftlicher Momente, sondern zum guten Teil das gewollte Ergebnis eines Feldzugs der Finanzmagnaten gewesen ist. Jetzt dürften die gleichen Kräfte am Werke sein, die Hausse zu fördern. Dann aber ist es in Amerika, wenn nicht die Regel, so doch sehr häufig, daß der Gang der wirtschaftlichen Bewegung von der Börse in starkem Maße beeinflußt wird. „Die Börse macht die Konjunktur", dieser an sich paradoxe, aber unter gewissen Voraussetzungen doch richtige Satz beansprucht in dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten größere Gültigkeit als auf dem alten Kontinent. Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den litterarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)
Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

564. **Pfarrer**, 1. Dez. d. Js. (3600 M.), Pommern.
579. **1. Bürgermeister**, bald (12000 M.), Westf.
580. **Bürgermeister** (2700 M.), bald, Hann.
581. **Vorsitzender** (4600 M.), 1. 1 12, Pommern.
582. **Cand. phil. od. theol.** f. 2—3 Std. tägl. f. Obertert., Pommern.

B. Für Damen.

563. **Erzieherin**, musf., ev., 1. 1. 12, f. 9-jähr. Mädchen, Mecklenburg.
563. **Erzieherin**, ält., gepr., musf., 1. 1. 12, Anhalt.
567. **Erzieherin**, 1. 1. 12, gepr., ev., Pommern.
568. **Erzieherin**, gepr., f. 7jähr. Mädch., Thüringen.
570. **Erzieherin**, ev., gepr., 1. 1. 12 (Frz. K. erw.), Pommern.
575. **Erzieherin**, ält., gepr., f. 2 Mädch., 1. 1. 12, Anhalt.
576. **Erzieherin**, sof., ev., gepr., musf., Mecklbg.
577. **Erzieherin**, gepr., ev., 1. 1. 12, Pommern.
578. **Erzieherin**, ev., jüng. (musf., engl., franz.), 1. 1. 12, Altmark.
583. **Erzieherin**, musf. (Sprachkennt.), 1. 1. 12, f. 11jähr. Mädch., Pommern.
584. **Lehrerin**. ev., gepr., musf., f. 8 Mädch., 1. 1. 12, Thüringen.
585. **Erzieherin u. Lehrerin** zugleich f. 6½jähr. Mädch., Hannover.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Polen und Rom nach 1870

Von Chr. D. Pflaum-Rom

Die Wandlung der politiſchen Verhältniſſe Europas war 1870/71 ſo einſchneidend, daß der Papſt fürs erſte der Hoffnung, ſeine weltliche Macht wiederherſtellen zu können, wenig Raum gab. Zugleich erlahmte naturgemäß ſein unmittelbares Intereſſe an den nationalpolitiſchen Aſpirationen der Polen.

Jedoch dem Papſte blieb nicht lange Zeit zur Reſignation. Die Hebung ſeiner Autorität und Machtfülle in geiſtlichen Dingen und mittelbar in allen perſönlichen und bürgerlichen Verhältniſſen der Katholiken, welche die Feſtſetzung des Unfehlbarkeitsdogmas mit ſich brachte, wurde der Ausgangspunkt heftiger und nachhaltiger Angriffe gegen die Einrichtung des Papſttums. Dieſer Angriffe mußte Pius der Neunte ſich kämpfend erwehren, wo es anging auch mit den Mitteln der Offenſive. Solange die Angreifenden geiſtliche oder weltliche Katholiken waren, die mit Vernunftgründen agitierten, war die Sache für Rom nicht übermäßig tragiſch; denn letzten Endes ſtand nicht mehr auf dem Spiel, als daß der „Häretiker“ und Exkommunizierten etliche mehr wurden, und daß zu den vielen ſchon beſtehenden Sekten ſich noch eine neue geſellte. Tragiſch war für Rom nur, daß die Staaten ſich ihm entgegenſtellten und ſich nicht begnügten, jede Überlegenheit der geiſtlichen über die weltliche Macht zu beſtreiten und die Kirche dem Staate wenigſtens nebenzuordnen, ſondern vielmehr die Unterordnung der Kirche unter den Staat und damit die Preisgabe der autonomen Hoheit und Internationalität Roms heiſchten. Frankreich freilich hielt ſich vorerſt zurück, wie es auch als Republik dabei verblieb, das päpſtliche Recht auf Rom nicht als verfallen anzuſehen und des öfteren eine Lanze für ſeine Verwirklichung zu brechen. Aber der Beſieger Frankreichs und Unterſtützer Italiens, Preußen, legte ſich nicht die geringſte Zurückhaltung auf. Dem

preußischen Kampfe mit Rom folgten nach verschiedenen Gesichtspunkten und in verschiedener Ausdehnung ein russischer, österreichischer, italienischer, französischer.

Der preußische Kulturkampf hatte seine gehässigsten Erscheinungen in den polnischen Landesteilen. Hier trug nämlich Roms Tat, die religiösen Vorstellungen und Betätigungen römisch-katholischen Rezepts mit dem nationalen und politischen Denken der Polen organisch verknüpft zu haben, volle Früchte. Hier war es auch, wo Rom die beste Handhabe erhielt, den Kampf mit der preußischen Regierung wirksam zu führen. Keine verborgene oder offene, chronische oder akute Auflehnung gegen die Regierung in den polnischen Landesteilen, an der Rom nicht wenigstens mit seiner Sympathie beteiligt gewesen wäre!

Im Jahre 1872 erklärte Bismarck, daß die Staaten nicht damit einverstanden sein könnten, wenn der Papst kraft der Stabilierung der Unfehlbarkeit und der Inanspruchnahme höchster, ordentlicher und unmittelbarer Jurisdiktion seine Macht an die Stelle der bisher diözesanbischöflichen Kompetenzen setze, da die Bischöfe alsdann nichts als päpstliche Instrumente darstellen würden und hiermit eine Beeinträchtigung wesentlicher Interessen und Rechte des Staates herbeigeführt wäre. Hiervon ausgehend unternahm Bismarck einen radikalen Angriff gegen Rom und forderte zunächst, daß „die Staaten" auf das Konklave für die Papstwahl einen mitbestimmenden Einfluß erhalten sollten. Das war eine Forderung, welche die anderen Staaten, die diesen Einfluß traditionell bereits ausübten, zu unterstützen keinen Grund hatten. Pius der Neunte war um so weniger geneigt, Verständnis für diese Forderung zu zeigen, als er die gegen ihn gerichtete Demonstration in der ersten Sitzung des Deutschen Reichstages noch nicht verschmerzt hatte. Ferner hatte Viktor Emanuel der Zweite bei seinem persönlichen Besuch in Berlin im Jahre 1873 eine so gute und den politischen Status Italiens so festigende Aufnahme gefunden, daß noch vor dem Abschlusse des Bündnisvertrages Deutschland und, auf seinen Antrieb, auch Österreich-Ungarn förmliche Garantien der Unversehrtheit Italiens übernommen zu haben schienen, wodurch sie sich gewissermaßen als dauernde Gegner der päpstlichen Rechte auf Rom erklärten.

Als nun Bismarck im Jahre 1873 mit den Maigesetzen und einer Anzahl weiterer gesetzgeberischer, administrativer und strafrechtlicher Maßnahmen seinem Standpunkt eine praktische Form zu geben begann, als man allenthalben den Eindruck einer Provokation gegen das Papsttum hatte, mußte auch der Papst aus der Zurückhaltung heraustreten. Es erschien jene in heftigster Sprache geschriebene päpstliche Enzyklika an die preußischen Bischöfe, die am 5. Februar 1875 veröffentlicht wurde. Der Papst erklärte hier rund heraus die Entsetzung der Bischöfe von Posen-Gnesen und Paderborn als im Widerspruch zu allen geschriebenen und natürlichen Gesetzen stehend. Er erhob „mit aller Kraft und aller göttlichen Autorität seine anklagende Stimme gegen jene unbilligen Gesetze und Aktionen und gegen die scheußliche Mißhandlung der Freiheit der Kirche" und „teilte der ganzen katholischen Welt und jedem, den es angeht,

öffentlich mit", daß jene Gesetze null seien, weil sie absolut im Gegensatz zur göttlichen Verfassung der Kirche stünden. Die Bischöfe seiner Kirche seien, was ihren heiligen Dienst betrifft, nicht „den Mächten der Erde", sondern Petrus und seinem Nachfolger in Rom unterstellt und könnten von keiner weltlichen Macht ihrer Würde entkleidet werden.

Pius der Neunte hatte somit genug gesagt, um seinen Getreuen verständlich zu sein und seinen Gegnern keine Waffen in die Hand zu geben. Das schloß nicht aus, daß er noch anderes plante, tat und tun ließ. Er ernannte im Konsistorium vom 15. März 1875 den Erzbischof von Posen-Gnesen, Ledochowski, zum Kardinal, trotzdem dieser wegen gesetzwidrigen Verhaltens vom Staate seines Amtes entsetzt und mit zwei Jahren Gefängnis bestraft worden war. Was dies bedeutete, hat Ledochowski selbst im geheimen Konsistorium im April 1876 in einer Dankansprache an den Papst dargelegt: „. . . Und da die Verfolgung der Kirche heftiger war in jenem Teile Polens, welcher sich jetzt unter der preußischen Besetzung befindet, weil die katholischen Traditionen und der glühende Glaube unserer Nation sie den Feinden der Wahrheit verhaßter machten, darum geruhte Ew. Heiligkeit, mich, der ich ihr Hirte bin, auszuzeichnen, um der ganzen Nation den Beweis Ihrer souveränen Befriedigung zu geben. Die Ehre dieses heiligen Purpurs fiel wie ein himmlisches Manna auf mein unterdrücktes und zuspruchbedürftiges Vaterland, und sie dürfte ihm ohne Worte zu vollem Bewußtsein bringen, daß es, wenn auch vergessen und verlassen von der Welt, doch immer geliebt und gesegnet ist von Gott, dessen Vikar Ew. Heiligkeit ist."

War, um mit Ledochowski zu sprechen, die päpstliche Befriedigung über das Verhalten der Polen gegen die preußische Regierung wirklich begründet? Ein Überblick über die lange Reihe der in den Jahren 1873 bis 1877 im Posenschen geführten und durch Verurteilungen abgeschlossenen Strafgerichtsprozesse wegen Landfriedensbruchs, Widerstandes gegen die Staatsgewalt, Amtsmißbrauchs usw. und wegen Aufreizung hierzu, bezeugt in der Tat, daß es die Polen an gutem Willen und Eifer nicht haben fehlen lassen, um direkt und indirekt den römischen Wünschen zu genügen. Um gerecht zu sein, wird man freilich einräumen müssen, daß die preußische Regierung als Erwiderung auf die leidenschaftlichen Empörungen und Ausschreitungen der polnischen Bevölkerung keine Milde walten ließ und in der Provinz Posen schärfer vorging als in den anderen Provinzen. Zur Erhaltung der Regierungsautorität wurden die Maigesetze verschärft, die Berechtigung der Kirchen zum freien Verkehr mit ihrem römischen Oberhaupte wurde aufgehoben (1875), und als weitere Folge ergab sich eine Reihe von Maßnahmen gegen widerspenstige Geistliche, von denen bald nicht weniger als achtzig, sämtlich aus der Diözese Posen-Gnesen, zu gleicher Zeit im Gefängnis waren. Keiner der Geistlichen hatte dem Drängen der Behörden und der Gerichte nachgegeben und den Namen des päpstlichen geheimen Delegaten, der die Diözese Posen-Gnesen tatsächlich im geheimen verwaltete,

bekannt gegeben. Prälaten, Dekane, einfache Geistliche zogen mehrmonatliches Gefängnis der Preisgabe des Geheimnisses der römischen Herrschaft vor. Als Ledochowski, der sich auf wiederholte Aufforderung hin unbeirrt geweigert hatte, seine Absetzung als Erzbischof von Posen-Gnesen zu unterschreiben, am 3. Februar 1876 das Gefängnis verließ, wurde er sofort polizeilich außer Landes begleitet. Eine große polnische Demonstration, wie sie nachher bei Ledochowskis Eintreffen in Krakau stattfand, wurde in Ostrowo vereitelt. Ledochowski nahm von Rom aus, wo ihm von der vatikanischen und der polnischen Welt ein glänzender Empfang bereitet wurde, sofort die Verbindung mit seinen Posen-Gnesener Diözesanen auf. Er spornte sie an, in ihrer Treue zu Kirche und Papst zu verharren und mit ihm verbunden zu bleiben vermittels des geheimen Delegaten, dessen Namen und Aufenthaltsort sie kannten. Im September 1876 hatte Ledochowski den Mut, gegen das Gesetz vom 7. Juni 1876 über die staatliche Überwachung der Verwaltung der Kirchengüter beim preußischen Ministerium zu protestieren und einen Monat später diesen Protest sogar zu veröffentlichen. Wenige Zeit darauf mußte das Gericht von Inowrazlaw ihm $2^3/_4$ Jahre Gefängnis und 300 Mark Geldstrafe auferlegen wegen Majestätsbeleidigung, Verletzung der Maigesetze, Attentates gegen die öffentliche Ordnung u. dgl., begangen in Form von Briefen aus Rom an mehrere Priester des Bezirks Inowrazlaw. Kurz: die Agitation, die Ledochowski von Rom aus betrieb, wurde so empfindlich, daß die preußische Regierung durch die Botschaft des Deutschen Reiches beim Quirinal bei der italienischen Regierung vorstellig wurde, ihr Ledochowski auszuliefern. Als die italienische Regierung Neigung zeigte, dem Wunsche Preußens zu willfahren, verlegte Ledochowski seine Wohnung auf Befehl des Papstes in den Vatikan selbst und wurde somit für die italienischen Behörden unerreichbar. In der katholischen Welt und in ganz Polen besonders hieß es nun, daß Ledochowski jetzt ebenso wie der Papst zur Gefangenschaft im Vatikan verurteilt sei und beide der Befreiung von ihren religiösen und politischen Unterdrückern harren.

„Unterdrücker" waren nun in diesen Jahren außer Preußen, wo Bismarck, „die neue Geißel Deutschlands", „der neue Attila" der deutschen Katholiken, Ministerpräsident war und blieb, und außer Italien, dessen Beziehung zu Deutschland im Interesse einer eventuellen Bekämpfung Frankreichs und des Katholizismus sich zu einem Bundesverhältnis zu konsolidieren begann, noch Österreich und Rußland. Österreich nur glimpflich. Seine polnischen Landesteile waren zwar auch usurpierte Stücke des Königreichs Polen, aber sie waren immerhin mit so viel Freiheiten ausgestattet, daß die großpolnische Agitation hier ihr Hauptquartier halten und die Fahnen frei entfalten konnte. Allein Österreich bedurfte Deutschlands für seine Pläne in Bosnien und in der Herzegowina. Man war in Rom nicht zufrieden, daß die österreichische Regierung sich nicht für eine feine, von den Jesuiten mit Kunst organisierte Unternehmung des Wiener päpstlichen Nuntius Jacobini zu erwärmen vermocht hatte. Jacobini hatte nämlich just,

als die vatikanischen Beziehungen zu Rußland in die Brüche gegangen waren, eine Reise nach Starowics in Galizien unternommen, „um in einer dortigen Kirche ein Madonnenbild zu krönen"; in Wahrheit aber war der Zweck der Reise nur die Veranstaltung glanz- und stimmungsvoller Feste in Starowics, in Leopoli und in Krakau, die den galizischen Ruthenen die Reize des römischen Katholizismus nahe bringen und sie vom Schisma fort in den Schoß der römischen Kirche führen sollten. Nebenbei gaben diese Feste Gelegenheit, die polnische Aristokratie Galiziens nachdrücklich für die kirchlichen Interessen ihrer Volksgenossen in Rußland zu erwärmen.

Mit den Russen war die Kunst Roms in polnischen Geschäften auf ein totes Geleise gelangt. Nach den vielen Beschwerden über einzelne Maßnahmen der russischen Regierung gegen katholische Geistliche, Einrichtungen und Besitztümer und nach der brüsken päpstlichen Auseinandersetzung mit dem russischen Geschäftsträger ging es der römischen Kirche noch schlimmer als zuvor. Auch in Rußland unternahm man nach dem Vorbilde Preußens, mit dem man sich damals übrigens in der äußeren Politik sehr gut stand, mit Rom einen „Kulturkampf". Man bedurfte in Rußland nur eben einer oberflächlichen Erwägung des Ergebnisses des vatikanischen Konzils, um Frontstellung gegen Rom einzunehmen. Es war der russischen Orthodoxie willkommen, Rom einmal zu zeigen, wer von beiden in Rußland Herr sei.

Wie namentlich aus einer, in einem Rotbuch der Vereinigten Staaten von Nordamerika enthaltenen objektiven Sammlung amtlicher Materialien erhellt, befahl 1872/73 der Prokurator des hl. Synods und Minister des öffentlichen Unterrichts, Graf Tolstoi, seinen untergeordneten Organen, dahin zu wirken, daß die 230 000 Griechisch-Unierten, welche noch in Litauen lebten, baldigst zur griechischen Orthodoxie „zurückkehren."

In einer Enzyklika vom 23. Mai 1874 an die ruthenischen Bischöfe brandmarkte Pius der Neunte die Ereignisse von Chelm. Einen Monat zuvor hatte Tolstoi ein Rundschreiben erlassen, welches dem römisch-katholischen Klerus verbot, an sogenannten Missionen teilzunehmen und mit Katholiken von „slawischem" Ritus in sacris zu kommunizieren. Man erkannte jedoch bald, daß man großzügigere Mittel ergreifen mußte, um zum Ziele zu kommen. Der damalige „Administrator der Diözese Chelm" und Apostat Popiel war sich klar, daß eine Regulierung der Grenze Polens einen Hauptschritt zur Russifikation der Unierten bedeuten würde. War doch namentlich der Bezirk Chelm im Jahre 1839 dem Ruin der griechisch-unierten Kirche in Litauen nur darum entgangen, weil er ein Teil des Königreichs Polen war und als solcher dessen Privilegien, an die die Polen nicht ruhig rühren ließen, mit genoß! In dem Versuch, diesen östlichen Teil, in dem die Unierten ihre Wohnsitze hatten, vom polnischen Gebiete abzutrennen und dem eigentlichen Rußland einzuverleiben, fand Popiel die Unterstützung des Generalgouverneurs Berg, der aber zu rasch verstarb, um das Ziel erreicht zu sehen. Im Jahre 1875 war man soweit gekommen, daß der Über-

gang der Griechisch-Unierten zur russischen Orthodoxie in Massen vollzogen werden konnte. Im Bezirk Siedlec gingen 50 000 Personen, d. h. 45 Parochien mit 26 Geistlichen, die im Rufe besonderer Treue zu Rom gestanden hatten, über, im Bezirk Chelm 128 Parochien und Priester, im Bezirk Lublin eine ähnlich große Menge, und dies in voller Form. Die Übertretenden erklärten ihren Entschluß schriftlich, und die Parochialgeistlichen unterbreiteten für sich und ihre Herden Gesuche, wieder zurückkehren zu dürfen in den Schoß der orthodoxen Kirche, Gesuche, die durch eine Deputation unter Führung des braven Popiel vom Zaren entgegengenommen wurden. Und an dem Tage der Audienz dieser Deputation beim Zaren, der die „Rückkehrenden" mit offenen Armen in den Schoß seiner Kirche aufzunehmen erklärte, wurden vom russisch-orthodoxen Erzbischof von Warschau „auf ihren Wunsch" noch 42 Parochien mit 30 Geistlichen in denselben Schoß aufgenommen. Die kirchliche Vereinigung Chelms mit Rußland war erreicht, die griechisch-unierte Kirche von Chelm hatte aufgehört zu bestehen.

Es ist gewiß nicht verwunderlich, daß Rom angesichts dieses Verhaltens und in Voraussicht eines ähnlichen Vorgehens auch gegen den lateinischen Ritus, gegen die eigentliche römisch-katholische Kirche in Rußland sich nach wirksamen Waffen umsah. Der Vatikan hintertrieb zunächst das Gelingen einer Versöhnungs- und Verbrüderungsbewegung zwischen Russen und Polen, welche im Namen der slawischen Idee betrieben wurde und deren Zweck es war, die Polen zur Aufgabe ihrer politischen Unabhängigkeitsbestrebungen zu bestimmen gegen das Versprechen, daß der „Eintritt der Polen in die slawische Gemeinschaft" den Verzicht der Russen auf ihre Russifizierungsversuche Polens mit sich bringe. Der Vatikan nahm sodann entschiedene Stellung in der großen diplomatischen und kriegerischen Komplikation, die ihr vorläufiges Schlußstück in der Berliner Konferenz von 1878 hatte.

1876 war die Lage in groben Zügen die, daß Rußland mit mehr oder minder passiver und bedingter Unterstützung Deutschlands und Österreichs sich gegen die Türkei wandte, während England sich bemühte, Rußland dabei zu keinem kapitalen Erfolge gelangen zu lassen. Rom war also der natürliche Verbündete Englands, und Rom und England arbeiteten in der Tat planmäßig zusammen. Für Rom gab es da zuvörderst allerdings ein heikles Vorurteil in der öffentlichen Meinung zu überwinden. Rußlands erklärter Grund zum Kampfe gegen die Türkei war nämlich der, der Unterdrückung der balkanischen Christen durch den Sultan ein Ende zu machen und dem Kreuze gegen den Halbmond zum Siege zu verhelfen. Daß nun just der „Vikar Christi" sich einem solchen Unternehmen, einem wahren Kreuzzuge, widersetze, mußte befremden. Offen auszusprechen, daß das Vordringen Rußlands in der europäischen Türkei und sein Festsetzen in Konstantinopel-Byzanz eine äußere und moralische Machtvergrößerung der russisch-orthodoxen Kirche darstellen würde, die Rom gefährlich werden und den alten Kampf des Orientalischen gegen das Lateinische neu beleben müßte, ging für den Papst nicht gut an. Er begnügte sich mit einer offiziösen Auslassung voller Hohn über Rußs-

land als Vorkämpfer des Kreuzes. Der Zar solle doch, sagte er, bevor er das Schicksal der dem Türken untertanen Christen zu „bessern" beginne, lieber das der acht Millionen katholischen Christen des eigenen Reiches bessern, die er schlimmer mißhandle als der Türke seine Untertanen. Der Zar solle, anstatt seine „väterliche Liebe" an „alle Mitglieder der großen christlichen Familie der Balkanhalbinsel" zu verschwenden, sie lieber den eigenen Polen zuwenden. Er ließ, während im Winter 1876 die ergebnislosen diplomatischen Konferenzen in Konstantinopel stattfanden, den Bevollmächtigten durch Priester slawisch-unierter Riten, die aus Rußland wegen der Verfolgung ausgewandert waren, eine Denkschrift überreichen, in der alle russischen Taten gegen die Sprache, die politische, religiöse, persönliche und wirtschaftliche Freiheit und Wohlfahrt der Polen und der Unierten eindrucksvoll aufgezählt und als im Widerspruch hingestellt waren gegen die Versprechungen Rußlands zugunsten der Serben, Bulgaren usw., Versprechungen, die nur zur captatio benevolentiae dieser wie der Mächte dienen sollen und doch nicht gehalten werden, sobald Rußland erst der Herr sei. Wenn die Konferenz dem Orient Frieden gebe und von der mohammedanischen Türkei Freiheit und Reformen für die Slawen des Türkenreiches erlange, so müsse sie gleiche Freiheiten und Reformen für die polnische Nation durchsetzen, die der christlichen russischen Regierung unterstehe.

Was der Papst tat, war Wasser auf die Mühle Englands. Die Stimmung Englands war seit der aggressiven Rede Disraelis von 1875 ohne Zweifel russenfeindlich und blieb es auch, nachdem England dem diplomatischen russischen Vorgehen gegen die Türkei nach vielem Widerstreben eine verklausulierte Zustimmung gegeben hatte. England mußte im Interesse seiner asiatischen Machtstellung das Steigen eines Einflusses Rußlands in und gegenüber der Türkei verhindern. Stieg der Einfluß Rußlands dennoch, so durfte England nicht versäumen, mit denselben Mitteln wie Rußland zu arbeiten, um ihm keinen Vorsprung zu lassen, und das hieß vor allem, daß auch England religiöse Motive mit heranzog. England könne zwar nicht zulassen, daß Rußland die Türkei erwürge, aber es sei darum beileibe nicht ein Komplice der Türken zur Unterdrückung der Christen, sondern ganz im Gegenteil gewähre England den Türken überhaupt nur seine Gunst, insofern sie Englands Rechte zum Schutze der Christen anerkennen durch Zugeständnisse an diese. England ließ sich natürlich nicht dadurch anfechten, daß es solchermaßen Urheber des revolutionären und kriegerischen Orientbrandes wurde, sondern ging mit allen Mitteln vor, um seinen Interessen zu dienen und den russischen Interessen wie den Freunden der russischen Interessen, und zwar natürlich in erster Linie den Deutschen, zu schaden. Ich begnüge mich hier mit der Angabe zweier bezüglicher Daten, die sehr hübsch veranschaulichen, wie sich England und Rom in dem gleichen Bemühen begegneten.

Im Jahre 1875 sandten die Bischöfe Englands zum zweiten Male eine Adresse an die preußischen Bischöfe, um ihre vollkommene Solidarität mit den

deutschen Katholiken zu versichern; wenn die Engländer nicht gleich die Rezepte und Geld zu einem regelrechten Aufstande der Katholiken gegen die Regierung mitschickten, so lag das nicht an ihnen. Ja, just die Bischöfe des anglikanischen Englands machten sich Kummer um die deutschen Katholiken. Eigentümlich, daß gleichzeitig Kaiser Wilhelm eine Adresse der „Royal Orange Institution" aus dem katholischen Irland erhielt, die seine Kirchenpolitik lobte; freilich war Irland dazumal wohl Glied, aber nicht Freund Englands. Als nun Bismarck bei der englischen Regierung vorstellig wurde, daß sie solche gegen die Handlungen einer fremden Regierung gerichteten Kundgebungen nicht unterdrücke, war die für ihre Motive höchst bezeichnende Antwort der Bischöfe Englands die, daß sie in Form eines Hirtenbriefes (!) an ihre Diözesanen die briefliche Korrespondenz zwischen dem Papste und den preußischen Bischöfen veröffentlichten. Das englische Volk reagierte darauf mit dem erregten Rufe nach Waffenrüstung gegen Deutschland, das ohnehin verdächtig schien, die Affäre Duchesne (Attentatsplan auf Bismarck) zum Ausgangspunkt eines Angriffs auf Belgien zu nehmen.

Das englische Blaubuch von 1877 enthielt als Nummer 1 die Korrespondenz der diplomatischen und konsularen Agenten Englands in Rußland über die den Gliedern der griechisch-unierten Kirche zuteil gewordene Behandlung. Es enthielt des weiteren die obenerwähnte Denkschrift der unierten Priester an die Konstantinopeler Konferenz, die außer England kein einziger Staat amtlich zur Kenntnis nehmen zu dürfen geglaubt hat. Die Vorlegung solcher Aktenstücke über innere Angelegenheiten Rußlands an das englische Parlament durch die englische Regierung hatte man allen Anlaß in Rußland als einen „politischen Skandal" zu bezeichnen. Man erkannte, daß er Machinationen diente, an denen außer England noch der Papst und die Polen beteiligt wären.

Unter Hinweis auf dieses englische Blaubuch, „ein unparteiisches Zeugnis," veranstaltete der italienische Kanonikus Picchi mit Unterstützung von Kardinälen und Bischöfen öffentliche Geldsammlungen zugunsten der polnischen Geistlichen in Rußland und Preußen. Als 1878 die russischen Erfolge die Aufteilung der Türkei wahrscheinlich machten, agitierte man von Rom aus mit dem englischen Blaubuchmaterial, indem man die Gefahren für die orientalischen Katholiken aus dem Schicksal der Polen und der unbilligen Handlungsweise Rußlands gegen den „Vikar Christi" demonstrierte. Rom tat sodann das Seine, um Österreich-Ungarn zu verpflichten, zugunsten einer Verselbständigung den Balkanstaaten eine größere Bewegungsfreiheit einzuräumen und in diesen wieder eine Abneigung gegen Rußland großzuziehen. Endlich veröffentlichte im Januar 1878 Rom das im August des Vorjahres ergangene Rundschreiben des päpstlichen Kardinalstaatssekretärs Simeoni an alle päpstlichen Vertreter bei europäischen Regierungskabinetten sowie die dazu gehörenden Dokumente, die besagten, daß dem diplomatischen Agenten Rußlands beim Vatikan, Prinzen Urussoff, die Beziehungen zum Papst und Staatssekretär aufgesagt worden seien. Eine lange Aufzählung der russischen Vergehen gegen die kirchlichen Verhältnisse in Polen gab der

Katastrophe des Abbruchs der Beziehungen zwischen Rom und Rußland Hintergrund und den für den praktischen Effekt wichtigsten Akzent.

Doch Papst Pius der Neunte starb im Jahre 1878, und nach seinem Hinscheiden wurden seine Waffen stumpf. Allerdings ließ man in Preußen wie in Rußland auch nach mit der Bekämpfung Roms und seiner Einrichtungen. Der Sozialismus, der Terrorismus, der Nihilismus hatten ihr Haupt erhoben. Die Katholiken konnten ihre passive oder oppositionelle Haltung, welche sie in innerpolitischen Dingen befolgten, aufgeben, da man diese im großen ganzen als Elemente der Ordnung anzusehenden Volksteile zum positiven Schutz der sozialen Verfassung heranziehen wollte.

Papst Leo der Dreizehnte hatte keine Neigung, den wenig erfreulichen Nachlaß seines Vorgängers politisch weiter zu verfolgen. Leo sah seine Hauptaufgabe in der Regelung der römischen Frage. Er legte in diesem Sinne den diplomatischen Vertretungen der Mächte beim päpstlichen Stuhle sehr große Wichtigkeit bei und machte sich, unter voller Ausnutzung des neuen persönlichen Moments, daran, zunächst mit Preußen und Rußland die diplomatischen Beziehungen wiederherzustellen. Das gelang ihm und war jedenfalls eine öffentliche und eklatante Mehrung des Prestiges des Papsttums.

Nun war den Mächten, so geschickt Leo der Dreizehnte sich ihnen auch zu nähern und sie an sich zu ziehen vermocht hatte, doch vor allem daran gelegen, für ihre inneren kirchlichen Anliegen den Papst zu Willen zu haben. Leo der Dreizehnte zeigte hierbei wenigstens den guten Willen. Er verhandelte konziliant und suchte nach einem praktischen modus vivendi, wo er grundsätzlich nicht entgegenkommen konnte. Auf die polnische Sache kam er Preußen gegenüber möglichst wenig zurück; als im Oktober 1878 das Gericht in Birnbaum den Kardinal Ledochowski wieder einmal verurteilen mußte wegen seiner von Rom aus begangenen Verletzung der Maigesetze und „mißbräuchlicher" Jurisdiktion gegen Geistliche der Diözese Gnesen-Posen, legte Leo der Dreizehnte wenige Wochen später auf die verletzten Gefühle der preußischen Regierung ein Pflaster, indem er die Enzyklika gegen die revolutionären Bestrebungen schrieb. Hingegen kam er der russischen Regierung, als diese von ihm forderte, daß die religiöse Sache von der polnisch-nationalen um jeden Preis in Polen gesondert gehalten werden müsse, hierin grundsätzlich und später auch praktisch entgegen. Galt es doch die im Jahre 1882 tatsächlich abgeschlossene Konvention zugunsten einer Reorganisation der katholischen Kirche in Rußland durchzubringen und mit Rußland jene Fühlung zu gewinnen, die Kardinal Rampolla bei einer Audienz, die Leo der Dreizehnte einmal gleichzeitig dem Botschafter Frankreichs und dem Gesandten Rußlands (Isvolski) gewährte, in die Worte kleidete: Das ist unser Dreibund, Rußland, Vatikan, Frankreich. Leo lag allerdings nichts daran, die Polen, deren Ärger wegen des Paktierens des Vatikans mit den Regierungen Rußlands und Preußens sich sehr bald auch in Kritiken am Papste Luft machte, zu verstimmen. Als 1883 ein päpstlicher Delegat, der heutige

Kardinal Vincenzo Vannutelli, zur Krönung Alexanders des Dritten nach Moskau ging, wußte er sich die Erlaubnis zu verschaffen, auf der Rückreise Warschau und andere Städte Polens zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit wurde dann den Polen die Allgegenwart und väterliche Fürsorge Roms wieder zum Bewußtsein gebracht. Des diplomatischen Verständnisses ermangelnd, kamen aber noch im selben Jahre russische Ruthenen nach Rom, um dem Papste in einer Adresse höchste Verehrung, zugleich aber lebhafte Klagen gegen den Zaren und die russische Regierung auszusprechen. Leo der Dreizehnte glaubte, daß die Adresse geheim bleiben werde, und nahm sie entgegen, natürlich ohne jeden durch die diplomatischen Regeln gebotenen Protest. Das Journal de Rome veröffentlichte jedoch die Adresse, und ein Protest der russischen Regierung ließ nicht auf sich warten. Es folgte eine starke Abkühlung der russisch-vatikanischen Beziehungen, die ein Jahrzehnt, bis zu der päpstlichen Enzyklika von 1894 an die „polnische Nation", anhielt. Diese Enzyklika empfahl den preußischen, österreichischen und vorzugsweise den russischen Polen die Achtung der stabilierten Autorität und den aufrichtigen Gehorsam gegen die weltlichen Mächte und stellte hierfür eine fortschreitende Besserung ihrer religiösen Verhältnisse in Aussicht. War diese Enzyklika im Grunde nichts weiter als der Rat an die Polen, eine effektive Übermacht nicht durch eine ebenso irritierende wie sterile Opposition gefährlich gegen sich einzunehmen, war sie — mit anderen Worten — keineswegs eine Verurteilung der polnischen Gedanken und Hoffnungen auf nationalpolitische Wiederauferstehung, so war sie doch eine bedeutsame Scheidung zwischen polnisch-kirchlich und polnisch-politisch, die ins Gewicht fiel und die man namentlich in Petersburg mit gutem Grunde Rom hoch anrechnete. Und Rom hatte mit dieser Scheidung auch weit über die augenblicklichen diplomatischen Interessen hinaus ein vorzügliches Geschäft gemacht. Es hatte die Bewegungsfreiheit erlangt, um bei Minderung der Angriffe gegen die katholische Kirche deren Besitzstand zu festigen und auszudehnen und um in den ihr 1875 genommenen Unierten die Anhänglichkeit an Rom nicht ersterben zu lassen, die nach Erlaß des Toleranzukases sich in der Tat durch zahllose Rückübertritte aus der Orthodoxie zum Katholizismus glänzend offenbarte und es dahin kommen ließ, daß heute u. a. die religiöse und politische Lage in Chelm für die russische Regierung wieder ein offenes und ernstes Problem darstellt. (Die Beziehungen zwischen Polen und Rom vor 1870 sind in Heft 44 dargestellt. Die Schriftltg.)

Intelligenzprüfungen an Schulkindern

Von Otto Bobertag-Neubabelsberg

Wer in den letzten Jahren den Fortschritt der psychologischen Forschung und der Verwertung ihrer Ergebnisse für die Theorie und Praxis der Erziehung aufmerksam verfolgt hat, muß bemerkt haben, daß sich das Thema „Intelligenzprüfungen an Schulkindern“ einer dauernd zunehmenden Beliebtheit erfreut. Noch vor zwanzig Jahren gab es etwas derartiges überhaupt nicht, und heute wird dieses Thema in psychologischen und pädagogischen Zeitschriften, auf Versammlungen und Kongressen, in Kursen und Seminaren erörtert. Durch welche Faktoren ist diese Entwicklung bestimmt worden, und zu welchen Resultaten hat sie bis jetzt geführt? — Wir werden gut tun, diese beiden Fragen in der angegebenen Reihenfolge zu beantworten, wenn wir uns ein klares Bild von dem gegenwärtigen Stand des Intelligenzprüfungs-Problems machen wollen.

In der Praxis der psychiatrischen Klinik sind schon seit langem psychologische Untersuchungen an Erwachsenen üblich, die den Zweck haben, Defektzustände auf intellektuellem Gebiete festzustellen. Derartige Untersuchungen zur Diagnose auf angeborenen oder erworbenen Schwachsinn hatten freilich und haben auch im allgemeinen jetzt noch mehr den Charakter einer gelegentlichen Unterhaltung als den eines wissenschaftlichen Experiments. Die ganze Art der klinischen Beobachtung sowie der Zweck, den man dabei verfolgt, bewirken es, daß man durch eine gewöhnliche Exploration des Patienten über seine Intelligenzdefekte in der Regel ebensoviel, wenn nicht mehr, erfährt als durch eigentliche psychologische Experimente. Im Laufe der Zeit hat man sich allerdings bestrebt, das Verfahren exakter und systematischer zu gestalten, hauptsächlich dadurch, daß man der Diagnose ein psychologisches Schema zugrunde legte. Man stellte eine Art System der intellektuellen „Fähigkeiten“ des Menschen auf — z. B. Orientierung, Wahrnehmung, Auffassung, Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Urteilsvermögen usw. — und ordnete jeder dieser Fähigkeiten einige Fragen zu, aus deren Beantwortung man auf das Vorhandensein oder Fehlen der betreffenden geistigen Funktion im einzelnen „Falle“ einen Rückschluß zog. Obwohl eine solche Prüfungsmethode in den Händen eines routinierten Untersuchers befriedigende Resultate zu liefern vermag, lassen sich zwei Einwände gegen sie erheben. Erstens wechseln die Auswahl und die nähere Formulierung

der einzelnen Fragen vielfach nicht bloß von einem Schema zum anderen, sondern, je nach dem Verhalten des Geprüften, oft auch von einer Prüfung zur anderen; zweitens ist die Entscheidung über den Ausfall der Prüfung, die Beurteilung der Antworten, gänzlich von dem subjektiven Ermessen des Untersuchers abhängig. Daß hierdurch die Verwertbarkeit der Ergebnisse solcher Prüfungen über den einzelnen Fall hinaus sehr beeinträchtigt werden muß, ist leicht einzusehen. Besonders ernst werden aber diese Bedenken, wenn es sich um Kinder handelt, da bei ihnen die Verschiedenheit des Alters eine weitere Komplikation bedeutet. Wir werden später sehen, auf welchem Wege man gerade von hier aus die Methodik der Intelligenzprüfung zu vervollkommnen gesucht hat. Vorher wollen wir uns klar machen, wie man von nichtmedizinischer, nämlich von pädagogisch-psychologischer Seite dazu gelangt ist, sich mit dem Problem der Intelligenzprüfung zu beschäftigen.

Zunächst waren es, namentlich in Amerika, einzelne Psychologen, die mit ihren im Laboratorium ausgedachten Experimenten hinauszogen auf die Suche nach einer größeren Anzahl von Personen, mit denen sie ihre Versuche anstellen konnten. Daß sie hierbei sehr bald in den Volksschulen landeten, war ganz natürlich: hier verfügten sie über beliebige Mengen von Versuchspersonen, mit denen sehr leicht umzugehen war. Die Experimente selbst, jetzt allgemein mit dem englischen Worte „Tests“ (Prüfungsmittel) bezeichnet, waren meist sehr einfacher Art und hatten mit der Intelligenz wenig oder gar nichts zu tun, z. B. Messung der Unterschiedsempfindlichkeit für verschiedene Sinneseindrücke, der sogenannten Reaktionszeit (Zeit, die vergeht, bis auf eine Empfindung möglichst schnell mit einer Bewegung reagiert wird), der Geschwindigkeit oder der Sicherheit, mit der bestimmte Bewegungen ausgeführt werden können und dergleichen mehr. Um nun in die hierbei erhaltenen Versuchsresultate eine Ordnung zu bringen, gruppierte man, was ja sehr nahe lag, die untersuchten Kinder nach verschiedenen Gesichtspunkten, so auch nach ihrer Begabung, indem man sie etwa in gute, mittelmäßige und schlechte teilte. Es ergab sich dann natürlich meistens, daß die „guten“ Kinder die höchsten, die „schlechten“ die niedrigsten Testleistungen aufwiesen. Aus verschiedenen Gründen — ungeeignete Tests, ungenaue Schätzung der Begabung, zu kleine Zahl von Versuchspersonen usw. — war die Ausbeute an sicheren und verwertbaren Ergebnissen bei dieser Art von Experimenten äußerst geringfügig. Ein wesentlicher Fortschritt wurde erst erreicht, als man dazu überging, die Methodik solcher Untersuchungen in doppelter Beziehung auszubauen und exakter zu gestalten.

Erstens nämlich bemühte man sich, statt solcher Tests wie die vorhin erwähnten, bei deren Ausführung die Intelligenz kaum eine Rolle spielt, andere aufzufinden, die geeigneter wären, als Proben auf die höheren geistigen Funktionen zu dienen. So kam z. B. Ebbinghaus auf Grund des Gedankens, daß die Kombinationsgabe — die Fähigkeit zum Ergänzen eines lückenhaft

gegebenen Materials zu einem sinnvollen Zusammenhange — ein wesentlicher Faktor der Intelligenz sei, zu folgender Versuchsanordnung. Er legte den Schülern einer Klasse einen gedruckten Text vor, in dem einzelne Worte und Silben ausgelassen waren, und verlangte nun, daß diese Lücken im Text sinnvoll ergänzt würden. Von anderen Autoren, die es sich angelegen sein ließen, zur Intelligenzprüfung geeignete Methoden auszuarbeiten, muß besonders der französische Psychologe Binet genannt werden, der leider, erst vor wenigen Wochen, der psychologischen Wissenschaft durch den Tod entrissen worden ist. Von den von ihm ausgedachten Tests werden wir weiter unten einige kennen lernen.

Die zweite Vervollkommnung, die man der Methodik der Intelligenzprüfung angedeihen ließ, hat ihren Ursprung in England und bezieht sich nicht auf die Tests selbst, sondern auf die Art der Verarbeitung ihrer Resultate. Die oben erwähnte Einteilung der Schüler einer Klasse in gute, mittelmäßige und schlechte ist natürlich ein sehr rohes und ungenaues Verfahren, und es ist nicht möglich, aus der Verschiedenheit der durchschnittlichen Testleistungen, die sich für jene drei Gruppen ergeben, genauer zu ersehen, welches Maß von Zuverlässigkeit dem dabei benutzten Test für die Beurteilung der einzelnen Schülerintelligenzen zukommt. Auch gestattet eine derartig allgemeine Feststellung — bei Unterscheidung von nur drei Gruppen — kaum eine praktisch-pädagogische Anwendung. Durch den englischen Psychologen Spearman ist nun folgendes sinnreiche Verfahren in die Untersuchungstechnik eingeführt worden. Man ordnet die Versuchspersonen nach der Güte ihrer Testleistungen in eine Reihe von der besten bis zur schlechtesten. Hat man also z. B. mit den Schülern einer Klasse den Ebbinghausschen Ergänzungsversuch gemacht, so nimmt derjenige Schüler, der die meisten richtigen Textergänzungen geliefert hat, den ersten Rang in der Reihe ein, der Schüler mit der zweitbesten Leistung den zweiten Rang und so fort, der Schüler mit der schlechtesten Leistung den letzten Rang. Dann läßt man für dieselben Schüler von ihren Lehrern eine analoge Reihe aufstellen auf Grund des Urteils, das sie, nach längerer Unterrichtserfahrung und unabhängig von den Schulzensuren, über die Begabung ihrer Schüler gewonnen haben: von dem begabtesten Schüler, der den ersten Rang in dieser Reihe, bis zum unbegabtesten Schüler, der den letzten Rang einnimmt. Stellt man jetzt die beiden Rangordnungen einander gegenüber, so ist ohne weiteres ersichtlich, daß sie verschieden gut miteinander übereinstimmen können, präziser formuliert: daß die Summe der Rangdifferenzen in beiden Reihen verschieden groß sein kann; je kleiner sie ist, desto besser die Übereinstimmung. Je besser diese in unserem Beispiele ist, desto vollkommener wird also auch — richtige Urteile der Lehrer vorausgesetzt — in dem Ergänzungsversuch die wirkliche Begabung der einzelnen Schüler in ihrer Stärkeverschiedenheit zum Ausdruck kommen, kurz: desto geeigneter wird jener Versuch als Intelligenzprobe sein. Mit Hilfe eines einfachen mathematischen Kunstgriffes, der sogenannten

Korrelationsformel, kann man aber das Maß der Übereinstimmung leicht zahlenmäßig ausdrücken. Ergibt die Korrelationsformel den Wert + 1, so ist, wie man zu sagen pflegt, die Korrelation zwischen Intelligenz und Testleistung eine vollkommene (positive); der Wert 0 bedeutet nicht vorhandene Korrelation, also Fehlen jeder Beziehung zwischen Intelligenz uud Testleistung; der Wert — 1 vollkommene negative oder umgekehrte Korrelation. — Hat man so einmal durch eine sorgfältige Untersuchung festgestellt, daß ein bestimmter Tests zur Intelligenzprüfung taugt, indem man einen „Korrelationskoeffizienten" nahe an + 1 erhielt, so kann man daran denken, ihn in der Schulpraxis zu verwerten. Ein Lehrer wird also z. B. durch einige Versuche mit geeigneten Test leicht in der Lage sein, sich in wenigen Stunden von den Begabungsunterschieden der Schüler einer Klasse, die ihm noch neu ist, ein annähernd richtiges Bild zu machen, was ihm sonst erst nach mehreren Monaten, und im allgemeinen nicht ohne Schwierigkeit, gelingt.

Eine solche Verwertbarkeit psychologischer Forschungsergebnisse in der Schulpraxis ist gewiß sehr erfreulich. Es ist aber leicht zu sehen, daß das, was die eben geschilderte „Rangmethode" der Intelligenzprüfung zu leisten vermag, nur einem recht beschränkten pädagogischen Bedürfnis entgegenkommt. Zunächst: man erhält ja durch eine Rangordnung immer nur sozusagen ein relatives Urteil über die Intelligenz eines Individuums, relativ zu den Intelligenzen der jeweils mit ihm verglichenen anderen Individuen. Ein Knabe, der unter den fünfzig Schülern der Klasse, in der er gerade sitzt, den fünfundzwanzigsten Rang einnimmt, würde vielleicht in der entsprechenden Klasse einer anderen Schule den zwanzigsten oder den dreißigsten Rang einnehmen; unter den gleichaltrigen Schülern einer Hilfsschule würde er gar den ersten Rang erhalten. Und zweitens: da eine Rangordnung *als solche* nur in einer Nummerierung besteht, so gibt sie keine Auskunft über die Größe der Begabungsunterschiede zwischen den einzelnen Schülern. Ob also z. B. der Unbegabteste, der den letzten Rang einnimmt, sich sehr bedeutend oder nur eben merklich vom vorletzten unterscheidet, und namentlich ob seine Intelligenz um ein bestimmtes Maß hinter der Durchschnitts- oder Normalintelligenz zurückbleibt, hierüber erfährt man durch die Rangmethode gar nichts. Gerade dieser zuletzt berührte Punkt, die Feststellung eines Intelligenzdefektes von bestimmter Größe bei einem einzelnen Individuum ist es aber, worauf ein dringendes pädagogisches Bedürfnis sich richtet. Denn die ausgesprochen schwachbefähigten und die schwachsinnigen Kinder verlangen heutzutage vielfach spezielle praktische Erziehungsmaßnahmen, die erst auf Grund genauer Untersuchung dieser Kinder inbezug auf ihre geistige Schwäche ergriffen werden können oder doch sollten. Vielleicht kommen wir später einmal dazu, auch den übernormalen, hervorragend befähigten Kindern eine gesonderte Behandlung angedeihen zu lassen, — vorläufig sind es jedenfalls nur die Unternormalen verschiedener Kategorien, deren Erkennung, Absonderung und Behandlung das Interesse und die Mitwirkung des Fachpsychologen beanspruchen. Man

braucht nur an folgende Einrichtungen zu denken: Förderklassen für schwachbefähigte, Hilfsschulen für schwachsinnige, Asyle für idiotische Kinder, Fürsorgeanstalten für verwahrloste, Jugendgerichte für kriminelle Jugendliche, um zu sehen, in welchem Umfange heute psychologische Untersuchungen an geistig minderwertigen Kindern in Betracht kommen. Überall nun, wo es sich darum handelt, zu entscheiden, ob ein Kind wegen eines Intelligenzdefektes einer der genannten Spezialanstalten zu überweisen ist, oder etwa ob ihm die erforderliche Einsicht in die Strafbarkeit seiner Handlungsweise gefehlt hat, — in allen diesen Fällen würde eine Intelligenzprüfung vorzunehmen sein. Soweit dies bisher bereits üblich war, sah man sich darauf angewiesen, das Verfahren der klinischen Diagnose auf Schwachsinn, wie es eingangs geschildert wurde, anzuwenden. Indem man also der Prüfung ein psychologisches Schema zugrunde legte, suchte man festzustellen, welcher Grad des Schwachsinns, Idiotie, Imbezillität oder Debilität, dem betreffenden Kinde zuzuschreiben sei. Die Mängel dieser Methode sind oben auseinandergesetzt, und es wurde auch schon darauf hingewiesen, daß gerade das Problem der Untersuchung abnormer Kinder der Punkt ist, von dem aus man die Methodik der Intelligenzprüfung gründlich zu reformieren versucht hat.

Der bereits genannte französische Forscher Alfred Binet hat das Verdienst, hier den entscheidenden Schritt getan zu haben. Er betonte zunächst, daß man doch, um eine bestimmte Abweichung von der Normalität genau zu erkennen, diese Normalität selbst genau kennen müsse. Da man ferner Kinder verschiedenen Alters inbezug auf ihren intellektuellen Zustand sehr verschieden beurteilen müsse, so sei es vor allem nötig, erst einmal zu ermitteln, welche Intelligenzleistungen man von normalen Kindern verschiedenen Alters verlangen könne. Indem er also eine große Anzahl von Tests an normalen Kindern durchprobierte, gelang es ihm, zunächst für jede der elf Altersstufen von drei bis dreizehn Jahren eine kurze Serie von Tests zusammenzustellen, die insofern als eine Art Normalmaß für das betreffende Alter gelten konnte, als die große Mehrzahl der Kinder dieses Alters die als Tests benutzten Aufgaben richtig zu lösen imstande war. Diese kürzeren Serien ergaben aber zusammen eine größere, abgestufte Testserie, die Binet als échelle métrique de l'intelligence, als „Stufenmaß der Intelligenz", bezeichnete. Und damit verfügte seine Methode der Intelligenzprüfung über einen objektiven, festen Maßstab, der den früheren Methoden fehlte, nämlich die intellektuelle Entwicklung des normalen Kindes auf den verschiedenen Altersstufen. Ein weiterer Vorteil, der sich hieraus sofort ergab, ist aber der, ebenfalls neue, daß man ein „Intelligenzalter" des geprüften Kindes berechnen kann. Aus dessen Vergleich mit seinem physischen Alter ergibt sich dann zahlenmäßig, um wieviel es hinter der normalen Entwicklung zurück oder ihr voraus ist, z. B. um zwei Jahre zurück, um ein Jahr voraus usw. Natürlich bedeutet ein solcher Unterschied des physischen Alters vom Intelligenzalter nicht auf allen Altersstufen eine gleich große Abweichung von der jeweiligen Intelligenznorm. Eine Rückständigkeit um zwei Jahre ist bei einem achtjährigen Kinde ein wesentlich

stärkerer Defekt als bei einem zwölfjährigen. Aber das schadet nichts. Denn hat man z. B. einmal empirisch festgestellt, daß sich unter den achtjährigen Kindern, die in der Volksschule fortkommen, keines findet, das um zwei Jahre oder mehr zurück ist, ein Intelligenzalter von sechs Jahr oder darunter hat, so kann man jedenfalls sagen, daß alle achtjährigen Kinder, die einen Defekt von dieser Stärke zeigen, nicht imstande sein werden, in der Volksschule fortzukommen, folglich einer Hilfsschule zu überweisen sind.

So viel von dem Grundgedanken der Binetschen Methode. Über die konkrete Ausgestaltung der Testserie selbst möge folgendes mitgeteilt werden. Zunächst ist zweierlei hervorzuheben. Erstens: Binet denkt sich seine Intelligenzprüfung als einen Teil einer umfassenderen Untersuchung, die in drei Abschnitten verläuft. Den Anfang macht eine Beurteilung des Kindes vom medizinischen Standpunkte, also Aufnahme des gesamten körperlichen Befundes mit besonderer Rücksicht auf etwa vorhandene nervöse Störungen, Feststellung von Degenerationszeichen, Sinnesdefekten usw. Darauf folgt eine pädagogische Prüfung unter Berücksichtigung der Art des bisherigen Schulbesuches des Kindes, also Feststellung seiner Kenntnisse im Schreiben, Lesen und Rechnen. Hierbei werden sich meist schon wertvolle Daten für die Beurteilung seines geistigen Niveaus ergeben; vielfach begnügt man sich ja überhaupt mit einer solchen pädagogischen Methode der Intelligenzprüfung. Erst wenn die pädagogische Prüfung ungünstig ausgefallen ist, soll eine rein psychologische Intelligenzprüfung vorgenommen werden. — Was nun speziell diese anbetrifft, so ist zweitens zu bemerken, daß sie nicht bezweckt, eine systematische Analyse der geistigen Fähigkeiten des Kindes zu geben. Infolgedessen kann es sich hier nicht darum handeln, die zur Anwendung kommenden Tests irgendeinem psychologischen Schema anzupassen. Die Tests sind vielmehr lediglich vom Standpunkt der experimentell-technischen Brauchbarkeit ausgearbeitet, jedenfalls aber sind sie so gedacht, daß durch sie wirklich die „eigentliche" Intelligenz geprüft wird. Hier scheint sich die Schwierigkeit zu erheben, daß man, um die Intelligenz prüfen zu können, vorher genau wissen müsse, *was* sie ist. Allein, diese Sorge ist überflüssig. Man kann nicht, um eine Sache zu untersuchen, immer erst warten, bis man ihr Wesen ergründet hat; man mißt ja auch die elektromotorische Kraft, ohne zu wissen, was sie eigentlich ist. Analoges gilt für die Intelligenz: man kann sie prüfen, ohne sie vorher definiert zu haben, und es wird für den vorliegenden Zweck genügen, wenn man als Tests solche Fragen oder Aufgaben vermeidet, die auf Grund von schulmäßigem Wissen, von mechanischem Gedächtnis, von äußerlicher Sprachgewandtheit, von reiner Sinnesschärfe gelöst werden können. Es würde zu weit abseits führen, die Frage näher zu erörtern, welche positiven Forderungen man an eine gute Intelligenzprobe und ihre praktische Anwendung zu stellen hat. Es mag genügen, einige der Binetschen Tests zu nennen, wobei zu beachten, daß die Zuordnung zu bestimmten Altersstufen für Volksschulkinder, also nicht für Kinder aus gebildeten Ständen gilt: 1. Ein dreijähriges Kind

reagiert auf ein ihm vorgelegtes Bild lediglich mit der Aufzählung einzelner Personen und Gegenstände; ein siebenjähriges beschreibt, indem es sagt, was die Personen tun; ein zwölfjähriges erklärt, indem es die Gesamtsituation erfaßt; 2. ein fünfjähriges Kind erkennt, welches von zwei gleich aussehenden Kästchen das schwerere ist; ein neunjähriges kann eine Serie von fünf Kästchen ihrer Schwere nach in eine Reihe ordnen; 3. ein sechsjähriges Kind definiert einen Begriff naiv durch Angabe des Zwecks (Puppe — zum Spielen); ein neunjähriges durch Angabe eines übergeordneten Begriffs (Spielzeug für Mädchen); 4. ein achtjähriges Kind kann leichte „Verstandesfragen" beantworten (Was muß man tun, wenn man etwas entzwei gemacht hat, was einem nicht gehört?); ein zwölfjähriges schwere Verstandesfragen (Was muß man tun, ehe man etwas Wichtiges unternimmt?); 5. ein achtjähriges Kind kann den Unterschied zwischen konkreten Gegenständen (Holz — Glas) angeben; ein elfjähriges abstrakte Begriffe (Neid, Mitleid) erklären, — und noch vieles andere.

Gehen wir nun dazu über, einige der wichtigsten Ergebnisse zu besprechen, zu denen die Untersuchungen nach der Methode von Binet bisher geführt haben. Zunächst an normalen Kindern. Hier sind es namentlich zwei Fragen, die der Beantwortung wert erscheinen: nach dem Einfluß des Erziehungsmilieus und nach der Verteilung der Begabungsunterschiede auf die Kinder. Was die erste Frage betrifft, so ist von vornherein zu erwarten, daß die Kinder gebildeter Eltern bei der Intelligenzprüfung im allgemeinen besser abschneiden werden als die Kinder aus den Kreisen der arbeitenden Bevölkerung. In der Tat ist dies der Fall, und zwar ist der Unterschied bezeichnenderweise auf den niederen Altersstufen, etwa zwischen drei und sechs Jahr, am größten, nämlich zwei bis drei Jahre im Durchschnitt. Man sollte nun vermuten, daß er dann später noch größer ist; das Umgekehrte ist aber der Fall: der Vorsprung der Schüler aus höheren Lehranstalten vor den Volksschülern wird immer geringer. Wir befinden uns mit dieser Erkenntnis in der Nähe mehrerer Probleme, die nicht bloß psychologischer, sondern sozialpädagogischer und sozialethischer Natur sind. Denn es läge nun u. a. nahe, es als experimentell erwiesen zu betrachten, daß die soziale Bevorzugung, die einem Kinde von „gebildeten" Eltern für sein späteres Leben in Aussicht steht, nicht auf seine bessere Veranlagung, also größere Eignung für die höheren Kulturaufgaben, sondern nur darauf gegründet werden kann, daß es „zufällig" nicht in einer Arbeiterfamilie aufgewachsen ist und deshalb auch nicht bloß Volksschulwissen, sondern Gymnasialwissen erworben hat. Natürlich können wir auf diese und ähnliche Fragen hier nicht eingehen, zumal das empirisch gewonnene Material bisher doch noch nicht reichhaltig genug ist. Begnügen wir uns damit, auf die Ursachen der in Rede stehenden Erscheinung hinzuweisen: 1. In höheren Kreisen beschäftigen sich die Eltern viel intensiver mit ihren Kindern als in niederen Kreisen und bringen ihnen vielerlei bei, was sie, sich selbst überlassen, erst viel später verstehen würden; 2) diese Kinder besitzen auch eine viel größere Sprachgewandtheit und können daher ihre Ge-

danken leichter und verständlicher ausdrücken; 3) Schulbildung ist hauptsächlich Übermittlung von Wissen, Unterschiede in der Schulbildung berühren daher die eigentliche Intelligenz kaum.

Zu der zweiten Frage, der Verteilung der Begabungsunterschiede, ist folgendes zu bemerken. Wenn man eine größere Anzahl, d. h. mehrere hundert Kinder geprüft hat, so findet man, daß die Zahlen der Kinder, deren Intelligenz normal oder um bestimmte Maße (Jahre) über- oder unternormal ist, in ihrer Verteilung einer gewissen Gesetzmäßigkeit folgen. Es zeigt sich, daß auf jeder Altersstufe die genau normalen Kinder, bei denen physisches und Intelligenzalter gleich sind, die Majorität bilden, daß diese Majorität aber mit zunehmendem Alter sich vermindert. Wichtiger als dies, was eigentlich zu erwarten war, ist folgendes: Man erhält auf jeder Altersstufe außer den genau normalen Kindern gewisse Prozentsätze von Kindern, die um ein, um zwei Jahr zurück, oder um ein, um zwei Jahr voraus sind; größere Abweichungen von der Norm sind in der Volksschule sehr selten. Wenn man nun jene Prozentsätze miteinander vergleicht, so findet man — bei großen Versuchszahlen! — daß sie sich symmetrisch um die Mitte des Normalen herum verteilen, d. h. das Resultat „um ein Jahr zurück" ist etwa ebenso häufig wie das „um ein Jahr voraus", „um zwei Jahre zurück" etwa ebenso häufig wie „um zwei Jahre voraus". Je größer die Beträge des Zurück und Voraus werden, desto unsicherer wird eine solche Feststellung natürlich, denn die Prozentsätze werden schnell kleiner, und dazu kommt noch die Tendenz zur Abwanderung aus der Volksschule, einerseits zur Hilfs-, andererseits zur höheren Schule. Dieses Resultat ist in verschiedenen Hinsichten nicht ohne Interesse. Hier sei nur erwähnt, daß es in Übereinstimmung steht mit einer einst von Francis Galton gemachten Annahme über die Verteilung der Begabungsgrade, nämlich, daß sie analog sei der Häufigkeitsverteilung von Messungsdaten auf körperlichem Gebiet, wie sie z. B. inbezug auf die Körperlängenmaße festgestellt ist. Galton berechnete demgemäß eine der sogenannten Gaußschen Fehlerkurve (für die Häufigkeit von Beobachtungsfehlern geltend) entsprechende Häufigkeitskurve der Begabungsgrade und knüpfte hieran gewisse Erwägungen, die seine Beobachtungen über das Auftreten genial begabter Menschen verständlich machen sollten.

Zum Schluß einiges von den Ergebnissen der Untersuchung abnormer Kinder, unter denen in der Hauptsache zwei Kategorien zu unterscheiden sind. Erstens solche, die nach längerem erfolglosen Besuch der Volksschule einer Hilfsschule überwiesen werden; sie sind zum größten Teil acht bis neun Jahr alt. Zweitens solche, meist ältere, die wegen sittlicher Verwahrlosung einer Fürsorgeanstalt zugeführt werden. Es wurde weiter oben bereits darauf hingewiesen, daß man der Entscheidung, ob ein acht- bis neunjähriges Kind in die Hilfsschule gehört, die Tatsache zugrunde zu legen hat, daß sich unter den in der Schule fortkommenden Kindern dieses Alters keines befindet, dessen Intelligenzalter um zwei Jahre oder mehr hinter seinem physischen Alter zurückbleibt. Die

Untersuchung einer großen Zahl von neuaufgenommenen Hilfsschulkindern hat nun ergeben, daß sie zum größten Teil in der Tat eine Rückständigkeit um zwei Jahre oder mehr zeigen, aber nicht alle ohne Ausnahme. Hier liegt also ein gewisser Mangel der Methode vor, aber dies ist kein Wunder. Alle menschlichen Erfindungen sind nun einmal unvollkommen, und die Unvollkommenheit erklärt sich in unserem Falle daraus, daß bei manchen Kindern andere als rein intellektuelle Defekte bestehen, die es nötig machen, auf sie die individualisierende Unterrichtsmethode der Hilfsschule anzuwenden: nervöse Reizbarkeit, Störungen des Affekt- und Willenslebens, pathologische Ermüdbarkeit u. dgl. Dieser Umstand beeinträchtigt jedoch die allgemeine Verwertbarkeit der Methode nicht, da man ja während der gesamten Prüfung das Vorhandensein der erwähnten pathologischen Erscheinungen sowieso feststellen wird. Vorläufig stehen wir ja auch erst im Anfange unserer Untersuchungen, und es ist zu hoffen, daß die allmähliche Verbesserung der Methode gewisse Mängel ihrer Anwendung beseitigen wird.

Von dem, was die Versuche an älteren verwahrlosten Kindern bis jetzt ergeben haben, möge folgendes erwähnt werden. Bei solchen Kindern sind die Milieu- und Erziehungseinflüsse oft besonders ungünstig. Dies führt zu häufigem Schulwechsel, häufiger Schulversäumnis wegen Krankheit oder wegen Ausnutzung der Kinder als Arbeitskraft, zur Vernachlässigung der Schularbeit und zum „Schwänzen", so daß sie auch in der Schule nicht ordentlich fortkommen, selbst wenn sie keinen wesentlichen Defekt auf intellektuellem Gebiete zeigen. Im Einklang hiermit steht nun das, was sich über das Verhältnis des Intelligenzalters der angehenden Fürsorgezöglinge zu ihrem Schulalter hat feststellen lassen, dieses letzte bestimmt durch das Normalalter der Kinder in derjenigen Klasse, in der sie sitzen, so daß also z. B. das Schulalter eines zehnjährigen Kindes, das zweimal sitzen geblieben ist, acht Jahr beträgt. Bei einem großen Teil der Zöglinge stimmte nämlich Schul- und Intelligenzalter ungefähr überein; es waren dies die Kinder mit wirklichem Intelligenzdefekt. Bei vielen aber, und zwar gerade den besonders schlechten Milieueinflüssen ausgesetzten, fehlte jene Übereinstimmung; sie zeigten ein normales oder nur um wenig zu niedriges Intelligenzalter, während ihr Schulalter erheblich zurückblieb. Und damit war erwiesen, daß moralische ohne, oder doch ohne entsprechend große, intellektuelle Defekte vorkommen.

Auch zur Untersuchung erwachsener Schwachsinniger kann man sich natürlich der Binetschen Methode bedienen, doch erfordert dies einige Vorsicht. Wir gehen hierauf nicht mehr näher ein. Nur das mag noch als wichtig für die Beurteilung jugendlicher und erwachsener Schwachsinniger angeführt werden, was Binet über die Zuordnung der verschiedenen Schwachsinnsgrade zu bestimmten Stufen seines „Stufenmaßes der Intelligenz" festgestellt hat, nämlich folgendes. Die Idiotie entspricht einem Intelligenzalter von höchstens zwei Jahr, die Imbezillität einem solchen von höchstens sieben Jahr, die Debilität endlich einem solchen von höchstens neun bis zehn Jahr. Diese letzte Zuordnung ist

wichtig mit Rücksicht auf die strafrechtliche Bestimmung, nach der Personen unter zwölf Jahren der Bestrafung nicht unterworfen sind, da bei ihnen vorausgesetzt wird, daß ihnen die zur Erkenntnis der Strafbarkeit notwendige Einsicht bei Begehung der Straftat gefehlt hat*). Sollte mithin eine Intelligenzprüfung bei einem strafrechtlich verfolgten, der Debilität verdächtigen Erwachsenen tatsächlich Debilität, nämlich ein Intelligenzalter von höchstens zehn (also unter zwölf) Jahr feststellen, so würde daraufhin von seiner Bestrafung abgesehen werden müssen. — Bei einem solchen wie bei jedem anderen Vergleich wirklichen Schwachsinns mit den Stufen der Intelligenzentwicklung des normalen Kindes darf man jedoch nicht zu weit gehen: eine defekte, mangelhaft entwickelte Intelligenz ist nicht dasselbe wie eine gesunde, aber noch unentwickelte Intelligenz. Ein noch nicht ganz fertig gebautes Haus und ein sehr schlecht gebautes Haus gleichen sich ja auch durchaus nicht, obwohl sie inbezug auf Bewohnbarkeit einige Mängel gemein haben mögen.

Briefe aus China

Von weiland Professor Dr. Wilhelm Grube-Berlin

III.

An seine Schwester.

Shanghai, 20. Okt. 1897.

Liebe Weinande!

. . . Auf dem Diner beim Taotai war wenigstens eine Persönlichkeit, die das Interesse aller auf sich lenkte, und das war der Koch. Doch ich will nicht vorgreifen, sondern lieber in chronologischer Reihenfolge berichten, was wir erlebt und gegessen haben.

Vor dem Hause des Taotai war ein ganzes Regiment Soldaten als Ehrenwache aufgestellt, die vor allen Gästen das Gewehr präsentierten, während jeder von ihnen zugleich mit einer schönen roten Papierlaterne bewaffnet war. Gerührt, wie Faure in Petersburg, erwiderte ich die Honneurs, indem ich die Hand an den Zylinder legte. In der Haustüre stand S. Exzellenz, ein behäbiger, sehr freundlicher Herr, und bewillkommnete, von seinem Sekretär und Dolmetscher, Herrn Fung, unterstützt, seine Gäste. In galantester Weise führte er jede der Damen am Arme in den prachtvollen, ganz chinesisch eingerichteten Salon, wo

*) Wie es um die sittliche Reife solcher Jugendlichen steht, die das Alter der Strafbarkeit erreicht haben, werden unsere Leser aus einem demnächst erscheinenden Aufsatz ersehen, in dem der Berliner Irrenarzt Dr. Max Levy-Suhl seine am Jugendgericht gesammelten Beobachtungen niedergelegt hat. Die Schriftltg.

man sich bis zur Futterstunde aufhielt. Die Gesellschaft war nicht zahlreich, nur sechzehn Personen, um so zahlreicher die Gänge, deren Quantität jedoch noch bei weitem durch ihre Qualität übertroffen wurde. Zum Glück lagen außer den Eßstäbchen aus Ebenholz mit silberner Spitze auch heimatliche Eßutensilien neben jedem Kuvert. Ich versuchte zwar zuerst, auch mit den Stäbchen zu turnen, aber das ist eine Kunst, die, wenn auch nicht mit der Muttermilch aufgesogen, doch von Jugend auf geübt sein will. Ich gab es also auf. Das Fest- und Freßprogramm, durch das man sich hindurchzuarbeiten hatte, setzte sich aus folgenden Nummern zusammen:

1. Bird's Nest Soup.
2. Stewed Turtle.
3. Filet de Boeuf.
4. Shark's Fins (deutsch: Haifischflossen).
5. Fried Fish.
6. Seaweed Soup and Ham Cakes.
7. Foie Gras Jelly.
8. Fried Chicken.
9. Fried Goose.
10. Stuffed Quails (Wachteln).
11. Stewed Pigeon Eggs.
12. Fried Mutton.
13. Roast Pheasant.
14. Almond Tea (warme Mandelmilch) and Sweetmeat Balls (Kugeln aus sehr zartem Teig, mit Sesamsamen gefüllt).
15. Apricot Shape.
16. Almond Baskets.
17. Cheese.
18. Dessert.

Wie Du siehst, hatte man schließlich, wie die Arche Noahs, fast das ganze Tierreich in sich aufgenommen, und mit all' den Vogelnestern, Hühnern, Gänsen, Wachteln, Fasanen und Taubeneiern im Magen, kam ich mir vor, wie eine wandelnde Volière.

Mein Nachbar zur Rechten war ein sehr fein und vielseitig gebildeter Chinese mongolischer Abstammung, der englisch sprach, wie ein Engländer, und französisch mit gleicher Vollendung. Der Taotai selbst spricht vollkommen fließend spanisch, leidlich englisch und ein wenig deutsch. Entzückend waren die kleinen silbernen Suppenschalen, in denen jedem der Gäste die verschiedenen Suppen vorgesetzt wurden. Es waren lauter Nachbildungen altchinesischer Opfer- und Weihrauchgefäße von den verschiedensten Formen, eine immer schöner als die andere.

Der Taotai (Stadtpräfekt) von Shanghai ist ein steinreicher Mann, der sich seinen Posten erst vor kurzem für die Kleinigkeit von 500000 Taels =

1500000 Mark gekauft hat, und zwar für die Dauer von vier Jahren. Wenn er so lange am Leben bleibt, macht er ein gar nicht zu verachtendes Geschäft, denn sein Amt wirft ihm jährlich das Sümmchen von 360000 Taels, also 720000 Mark ab. Sein Vorgänger beging die Unvorsichtigkeit, bereits nach einer Amtstätigkeit von dreiviertel Jahren diese Welt mit jener zu „verwechseln". Das darf man natürlich nicht tun.

Gestern, also am darauffolgenden Tage, waren wir auf einem Diner bei dem Grafen Buttler, ebenfalls H.'s zu Ehren. Ich war ungebildet genug, die Trüffeln im ersten Moment für Kastanien zu halten, merkte aber meinen Irrtum noch rechtzeitig und ließ sie ungeschält. Es hat eben nicht jeder die Erfahrung eines Trüffelschweins. Besagter Graf Buttler ist ein Nachkomme des Wallensteinschen und Vertreter der Firma Krupp. Während also jener mit Kanonen machte, macht dieser in Kanonen — sic transit gloria mundi. Abermals wurde der Magen satter als der Geist, der hier überhaupt eine quantité négligeable zu sein scheint.

Gestern am Tage besuchten wir die mit Recht weltberühmte Missionsstation der Jesuiten in Sikawei, und was ich dort mit eigenen Augen gesehen habe, überstieg alle meine Erwartungen. Was hier geleistet wird, ist nicht nur großartig, sondern groß, menschlich groß. Die meisten der Patres und Schwestern sind Franzosen, und es ist nur ein Deutscher unter ihnen, ein Pater v. Bodmann, der sich in seiner chinesischen Tracht (alle Patres gehen chinesisch gekleidet, die Schwestern nicht) mit seinem stattlichen blonden Zopf recht seltsam ausnahm. Er führte uns drei Stunden lang mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit herum, doch ist die Anstalt so riesengroß, fast eine ganze Stadt für sich, daß wir nur einen Teil, und auch diesen leider nur ziemlich flüchtig besichtigen konnten.

In der Frauen- und Mädchenabteilung wurden wir von der Gehilfin der mère superieure herumgeführt, einer schon ältlichen Französin, die mich in ihrem Äußeren und in ihrem ganzen Wesen ungemein an Mama erinnerte. Sie hatte in ihrer schlichten und dabei so herzlichen Freundlichkeit, in ihrem von Sentimentalität und Süßlichkeit gänzlich freien Wesen etwas unbeschreiblich Anziehendes und zugleich Ehrfurchtgebietendes. Und ergreifend war es anzusehen, mit welch' mütterlicher Freundlichkeit sie alle behandelte, und mit welch' ehrerbietiger kindlicher Liebe und Vertraulichkeit sich alle, Groß und Klein, an sie schmiegten. Nicht weniger als sechshundert weibliche Insassen beherbergt dieser Teil der Anstalt. Da sind Findel- und Waisenkinder, eine Abteilung für meist hoffnungslos kranke Kinder, die aufopfernd gepflegt werden, eine Abteilung, wo Krüppel, Blinde und Taubstumme (Mädchen, Frauen und Kinder) spinnen, flechten und weben. Mehrere taubgeborene Kinder wurden uns vorgeführt, bei denen es mit dem besten Erfolge geglückt war, das Sprachvermögen herzustellen. In einem besonderen Hause waren ausschließlich Stickerinnen beschäftigt, die bewundernswert schöne Stickereien anfertigten, wiederum andere waren mit Teppichfabrikation und Anfertigung künstlicher Blumen beschäftigt usw. Auch die

Mädchen- und die Knabenschule haben wir besichtigt und den Unterricht unter der Leitung chinesischer Lehrer und Lehrerinnen angesehen. Peinlich sauber waren die Schlafsäle. Die Männerabteilung konnten wir der Kürze der Zeit wegen nur teilweise besichtigen. Hier erhalten die Zöglinge eine vollkommen chinesische Ausbildung, und den Befähigteren unter ihnen ist die Möglichkeit gegeben, einen höheren Lehrkursus durchzumachen, nach dessen Absolvierung sie sich zu den öffentlichen Staatsprüfungen melden können. Selbstverständlich gibt es auch in der Männerabteilung eine ganze Anzahl von Gewerbeschulen, in denen Handwerker aller Art herangebildet werden. Diese hoffen wir bei Gelegenheit unseres nächsten Besuches genauer kennen zu lernen. Fürs erste haben wir nur die wissenschaftlichen Institute, die großartige Bibliothek, für die jetzt ein eigenes Gebäude errichtet wird, das meteorologische Institut und das Observatorium für Erdmagnetismus, in dem die magnetischen Strömungen im Innern der Erde ununterbrochen durch einen automatisch arbeitenden Apparat graphisch fixiert werden, besichtigt. Durch diese beiden Beobachtungsstationen werden Erdbeben und Taifune vorausgemeldet, wodurch nicht nur Millionen an Geld, sondern auch Millionen Menschenleben vor dem Untergange bewahrt bleiben. Das ist praktisches Christentum im edelsten Sinne und einer christlichen Mission würdig. Im nächsten Jahre soll auch eine große Sternwarte errichtet werden.

In Summa: ehe man kurzerhand über die katholischen Missionen als rein äußerlicher Natur aburteilt, wie das leider sehr oft in protestantischen Kreisen geschieht, sollte man doch lieber erst hingehen und sich mit eigenen Augen von dem überzeugen, was hier geleistet wird. Die Jesuiten haben eben den sehr wichtigen Grundsatz, daß ihre Missionare sich selbst erst ins Chinesische übersetzen, sich eine chinesische gelehrte Bildung und ein gewisses chinesisches Wesen in ihrem ganzen Benehmen und Auftreten aneignen müssen, ehe sie an ihre Tätigkeit gehen dürfen. Die Publikationen der gelehrten Patres, die hier unter dem Titel „Variétés Sinologiques“ erscheinen, enthalten so manche wissenschaftliche Arbeit ersten Ranges . . .

* * *

Shanghai, 24. Okt. 1897.

An seine Schwester.

Liebe Weinande!

. . . Garmisch muß nach der Ansichtskarte, die Du uns schickst, wohl schön gelegen sein, und über die Alpen geht doch nichts von allem, was wir bisher gesehen. Auch das Felsengebirge nicht; denn Wildnis allein, selbst die großartigste, kann wohl ergreifend und bewältigend wirken, aber niemals anheimelnd, auf mich wenigstens nicht. Die Natur wirkt nicht durch ihre sichtbaren Reize allein, sondern zum mindesten ebenso sehr durch das unsichtbare Zaubergewand, womit Sage und Geschichte sie umwoben haben: dadurch erst wird der toten Natur Leben eingehaucht, und die Steine reden. Was man mit den Augen sieht, erblickt man doch erst durch das Gemüt und schafft dadurch ein neues

verklärtes und dennoch ebenso wahres Bild dessen, was durch äußeren Reiz die Netzhaut darbot. Wie hätte sonst die Kunst entstehen können, die doch nicht reproduzieren, sondern produzieren soll? denn sonst stünde ja die Photographie höher da als die Malerei.

Ich frage mich immer: warum suchen unsere Maler nie den fernen Osten auf? Statt nach japanischer Manier zu malen, was ja manche tun, um doch nichts als Karrikaturen zu liefern, sollten sie doch lieber selbst in Dichters Lande gehen und was sie mit eigenen Augen sehen, nachdichten. Welche unerschöpfliche Fülle von neuen Motiven und Ideen würde sich ihnen hier bieten, während sie daheim aus Mangel an beiden und aus Überfluß an Schaffensdrang nachgerade soweit gediehen sind, selbst vaterländische Mistbeete so naturgetreu durch ihren Pinsel zu verewigen, daß man daran nur noch den Duft vermißt. . . .

* * *

Shanghai, 2. November 97.

An seine Schwester.

Meine liebe Weinande!

Heute sind wir wieder von unserem Ausfluge heimgekehrt und waren recht enttäuscht, kein Lebenszeichen von Dir vorzufinden. Hoffentlich entschädigt uns die nächste Post dafür. Obwohl wir vom Wetter nicht gerade sonderlich begünstigt waren, haben wir die kleine Reise doch sehr genossen und uns auch mit unseren beiden Reisegefährten sehr gut vertragen. Außer dem Vizekonsul Z. hatte sich uns nämlich noch ein hier lebender deutscher Kaufmann, Herr M., angeschlossen, was um so angenehmer war, als derselbe ein Hausboot besitzt und auf diese Weise Z. bei sich beherbergen konnte. Wir fuhren auf einem anderen Hausboot, das uns durch Z.'s Vermittlung von seinem Besitzer in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt worden war. Die Mahlzeiten wurden immer gemeinsam eingenommen, wobei wir stets während der Fahrt über ein Brett auf das andere Boot hinübervoltigieren mußten. Die Fahrt bis Hang-chow war höchst interessant, da wir auf derselben zahlreiche malerisch gelegene Ortschaften und Städte passierten, die in ihrer Bauart an Venedig erinnerten. Die Häuser waren oft ins Wasser hinein gebaut, die Gassen bestanden aus Nebenarmen des Kanals, und wir fuhren unter zahlreichen hochgewölbten und graziös gebauten Brücken hindurch, die sich den Ponte di Rialto zum Vorbild genommen zu haben schienen. Die an sich so finsteren und einförmigen Stadtmauern waren meist mit so üppig wucherndem Schlinggewächs umrankt, daß sie malerisch und freundlich aussahen.

Bis Hang-chow ließen wir uns von einer Steam-launch bugsieren, um rascher vom Fleck zu kommen. Kaum hatten wir an einer Vorstadt von Hangchow angelegt, als wir auch sofort unsere Entdeckungsreise antraten. Volle dreiviertel Stunden lang ging es zunächst durch eine endlos lange enge Straße der Vorstadt, bis wir das Tor der eigentlichen Stadt erreichten. Und wie wir nun aufs Geratewohl unseren Weg fortsetzten, sahen wir uns nach einer weiteren

halben Stunde plötzlich vor einem Hause, aus dessen chinesischer Inschrift ich ersah, daß es ein protestantisches Missionshaus war. Durch die nach der Straße weit geöffnete Tür sahen wir in einen Schulraum hinein, der zwar klein war, aber leicht die zehnfache Zahl der Schüler fassen konnte, die gerade darin waren. Wir blieben natürlich stehen und warfen einen Blick hinein, und in demselben Augenblick kam auch schon ein freundlich aussehender älterer Herr heraus, der sich uns als Mr. P. vorstellte und uns fragte, ob er uns irgend wie nützen könne. In freundlichster Weise gab er uns Ratschläge, wie wir die Zeit am lohnendsten ausnützen sollten, und ging sogar gleich mit uns, um Sänften für uns zu engagieren, damit wir mit möglichst geringem Zeitverlust die Stadt besichtigen könnten. Leider waren jedoch keine mehr aufzutreiben. Die Prüfungskommission hatte nämlich gerade an diesem Tage die Stadt verlassen, und sämtliche Mandarine Hang-chow's hatten den Herren das Geleite gegeben. So konnten wir denn der vorgerückten Zeit wegen nichts Größeres mehr unternehmen, verabredeten aber dafür mit Mr. P. für den nächsten Tag eine gemeinsame Wanderung, die uns denn auch viel Genuß bereitet hat. Dabei vergesse ich ganz, zu erzählen, daß wir bereits am Vormittage desselben Tages eine sechsstündige Wanderung (von acht bis zwei) hinter uns hatten — den Missionar lernten wir also erst bei Gelegenheit des zweiten Spazierganges, also am Nachmittag, kennen. Wie waren wir überrascht und entzückt, als wir, nachdem wir die Stadt durchquert hatten, aus dem Mauertore tretend, einen herrlichen, großen See vor uns erblickten, der, von malerischen Inseln belebt und von schönen Bergen umgeben, den Vizekonsul so sehr an den Lago Maggiore erinnerte, daß er meinte, man brauche wahrlich nicht nach Italien zu reisen, da man das Schöne so nahe habe. Hier besichtigten wir zunächst einen schönen buddhistischen Tempel, wo uns ein freundlicher Priester alle Sehenswürdigkeiten zeigte. Als ich ihm hernach eine kleine Gabe für seine Mühe anbot, lehnte er diese dankend ab. Darauf besuchten wir die am Ufer des Sees gelegene entzückende Villa des verstorbenen Fu-t'ai (Gouverneurs) Chang von Hang-chow. Villa ist eigentlich nicht das Wort dafür, denn es waren eine ganze Anzahl phantastisch gebauter Lusthäuser und Pavillons. Der Garten selbst war allerliebst angelegt und höchst charakteristisch für den chinesischen Gartenstil: über Lotosteiche führten zierliche Holzstege in rechtwinklich gebrochenen Linien, die künstlichen Felseninseln, die meist mit graziösen Pavillons geschmückt waren, verbindend. Von dem höchstgelegenen dieser Pavillons genießt man einen köstlichen Blick auf den See. Nicht weit von diesem Tuskulum sahen wir auf einem der Hügel eine schlanke Pagode, verfallen im Laufe der Jahrhunderte und vielfach mit Gesprüpp bewachsen. Dorthin zog es uns jetzt. Dicht neben der Pagode steht ein nüchternes zweistöckiges Haus in europäischem Stil, durch seine protzig herausfordernde Geschmacklosigkeit die Harmonie des Bildes störend. Eine chinesische Tafel, am Eingangstore des Hauses, verkündet der staunenden Mitwelt stolz, daß es ein „Sanatorium" ist, zum Andenken an das Diamond

Jubilee errichtet. Tatsächlich ist es eine mit allem Komfort ausgestattete Villa für die Herren englischen Missionare, die hier von der Last und den Mühen ihrer anstrengenden Tätigkeit während der Sommermonate ausruhen. Es ist doch gut, daß man auf diese Weise erfährt, wo das für die Mission gespendete Geld bleibt. Durch die Einführung des Opiums und der Bibel hat die Königin Viktoria ein so edles Denkmal wohl verdient!

Nachdem wir uns in dem Garten des „Sanatoriums" an der schönen Aussicht erfreut hatten, stiegen wir wieder hinab und gingen eine Strecke am Ufer entlang, bis wir an eine Brücke kamen, die auf die nahe gelegene Insel hinüberführte. Mit den schönsten Bäumen bewachsen, beherbergt dies reizend idyllische Eiland eine Anzahl schöner Tempel. An der Stelle, wo sich einst der Sommerpalast der Sung-Dynastie erhob, befindet sich jetzt eine Halle, die zur Erinnerung an die Vollendung des großen, 120 Bände umfassenden Kataloges (im vierzigsten Jahre der Regierung K'ien-lung, 1776) errichtet worden ist. Sie enthält eine reiche Bibliothek in dunklen Holzschränken, auf denen in goldener Schrift die Titel der in ihnen enthaltenen Werke prangen. In nächster Nähe davon befindet sich ein dem Andenken des großen Philosophen und Historiographen Chu-hi geweihter Tempel. Die einfach schöne Tempelstelle enthält nur die Tafel mit dem posthumen Ehrennamen des Weisen, aber an der Rückseite der Hinterwand ist eine große Schiefertafel angebracht, die in kräftig gemeißelten Strichen sein Bildnis in Lebensgröße trägt. Von hier aus traten wir den Rückweg an, jedoch nicht wieder durch die Stadt, sondern auf allerhand gewundenen Pfaden, die uns zumeist durch Reisfelder führten.

Am nächsten Morgen waren wir bereits um 8 Uhr bei Mr. P. und traten in fünf Sänften die Reise an. Wir besuchten mit ihm zwei sehr interessante buddhistische Tempel, die außerhalb der Stadt auf bewaldeten Höhen unweit des Sees sehr malerisch gelegen sind. Einer derselben ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Zu beiden Seiten des Weges bildeten Bettler, größtenteils mit den abschreckendsten Krankheiten behaftet, förmlich Spalier. Es war ein geradezu ekelerregender Anblick. In der Stadt selbst besichtigten wir die prächtige Hauptstraße, deren meist zweistöckige Häuser mit herrlichem Schnitzwerk und bunten Schildern einen überaus malerischen Anblick gewähren. Mir fiel unter anderm ein Apothekergeschäft auf, das durch besonderen Glanz und Reichtum der Ausstattung hervorragte. Begierig, die dort aufgestapelten seltsamen Rohmaterialien der chinesischen Pharmakopöe etwas näher anzusehen, traten wir hinein, wurden jedoch mit einer gewissen, unverkennbaren Zurückhaltung aufgenommen. Da fiel mein Blick zufällig auf eine rotlackierte Holztafel, die über einer der Türen hing und in goldenen Schriftzeichen ein Zitat aus dem Meng-tsze trug. Kaum aber hatte ich verraten, daß mir nicht nur das Zitat selbst, sondern auch der Zusammenhang, in dem es zu verstehen ist, bekannt war, als der Inhaber des Ladens plötzlich wie Butter an der Sonne schmolz. Wir wurden mit der größten Liebenswürdigkeit durch alle Räumlichkeiten des Geschäftes geführt, dann mit

Tee bewirtet und schließlich unter vielen Verbeugungen und Komplimenten entlassen. Jeder Besucher Chinas, der in eine ähnliche Lage gekommen ist, wird Beispiele dieser Art zu Dutzenden anführen können. Ein klassisches Zitat, richtig verstanden oder gar bei einer passenden Gelegenheit geschickt eingeflochten, kann Wunder wirken.

Wir bestiegen dann den City Hill, der, mitten in der Stadt gelegen, ihre Heiligtümer birgt. Hier ist der Tempel des Stadtgottes und eine Menge anderer Tempel, die nahezu das ganze chinesische Pantheon enthalten. Überall wurden wir mit größter Zuvorkommenheit behandelt. Der Blick, den man vom Gipfel dieses Hügels auf die Stadt und ihre Umgebung hat, ist einzig schön.

Leider änderte sich von jetzt an das Wetter, und während wir über den herrlichen T'ai-hu-See (kurz vor Su-chow) segelten, goß es leider ununterbrochen, sodaß wir uns aus Verzweiflung die Zeit durch „Sechsundsechzig" vertrieben. Dieser inselreiche, zum Teil von Bergen umrahmte See ist so riesengroß, daß man das gegenüberliegende Ufer selbst bei klarem Wetter nicht sehen kann.

Als wir nach langer Fahrt endlich in Su-chow angelangt waren, gingen wir Vier sofort auf gut Glück ohne jegliche Begleitung in die Stadt. Ich wollte hier den Dr. D. B. von der Presbyterian Mission aufsuchen, da er sich eingehend mit der chinesischen Volksreligion beschäftigt hat. Wir wußten, in welcher Richtung der Stadt sein Haus gelegen war, und siehe da: nach einer ungefähr einstündigen Wanderung begegnete uns ein langbärtiger Europäer, der zufällig kein anderer war, als der Gesuchte. Es war gerade Sonntag und er hatte fünf Gottesdienste abzuhalten, so daß er den ganzen Tag besetzt war; für den nächsten Tag stellte er sich uns aber mit Freuden zur Verfügung. So entschlossen wir uns denn, einen Tag zuzugeben, während unsere Reisegefährten bereits am selben Tage ihre Heimreise nach Shanghai antraten.

Da Dr. D. B. uns dreimal nachdrücklichst mitgeteilt hatte, daß um halb fünf Uhr English Service in der Wohnung des Dr. P. im Missionshospital stattfinde, blieb uns natürlich nichts anderes übrig, als hinzugehen. Dr. D. B. selbst hielt die Predigt, die sich ausschließlich mit der resurrection of the body befaßte — vom Geist war nicht weiter die Rede, er kam offenbar nicht in Betracht und schien, soviel ich sehen konnte, unter den Anwesenden auch nicht einmal vertreten zu sein. Erbaulich war es also nicht, rührend aber war es zu sehen, wie diese kleine Gemeinde — wir waren vielleicht zwanzig Personen — zusammenhält. Die Gottesdienste finden jeden Sonntag abwechselnd bei den verschiedenen Familien statt. Wir wurden allen Anwesenden vorgestellt, und alle kamen uns mit größter Herzlichkeit entgegen.

Am nächsten Morgen holten wir Dr. D. B. um 8 Uhr ab und wanderten dann volle acht Stunden unter seiner sachkundigen Führung in der Stadt umher, wo es verschiedene für mich besonders interessante Tempel zu sehen gab. Su-chow, das einstmalige Paris Chinas, hat durch die Taiping-Revolution arg gelitten, und zahlreiche wüste Plätze mitten in der Stadt sind bis auf den heutigen Tag die

stummen Zeugen jener Schreckenszeit geblieben. Die Stadt macht mit ihren endlosen langen, engen, gedrängt vollen und übel riechenden Straßen heutzutage keinen anziehenden, geschweige denn eleganten Eindruck mehr. Handel und Wandel sind noch immer rege, aber der ehemalige Glanz ist hin.

Hier in Shanghai ist augenblicklich alles durch die Races außer Rand und Band. Während der Renntage sind nachmittags alle Geschäfte geschlossen. Dabei regnet es fast beständig. Wir schreiben heute den 3. November, und dennoch herrscht hier eine tropische Schwüle, daß man sogar im leichten Sommeranzuge nicht aus dem Schwitzen herauskommt.

Eben erhalten wir vom Taotai eine Einladung zu einem großen Balle, den er morgen zur Feier des Geburtstages der Kaiserin Witwe gibt. Wir wollten eigentlich absagen, werden aber von allen Seiten beredet, hinzugehen, da das Fest feenhaft werden soll. Es sind sechshundert Einladungen dazu ergangen. Jedenfalls werden wir wohl nur eine Stunde dableiben, da wir uns am nächsten Morgen schon um $6^1/_2$ Uhr einschiffen müssen, um mit der „Sachsen" nach Hongkong abzudampfen. Von dort gehen wir gleich nach Canton weiter. Hoffentlich ist uns nur dort das Wetter günstiger. Wir werden dort wohl etwa vierzehn Tage bleiben und dann nach kurzem Aufenthalt in Shanghai nach Peking weiterreisen. (Weitere Briefe folgen)

Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

XI.

Das lang ersehnte Glück war da! Als Ferdinandus Salentinus, nobilis domini Salentini liberi baronis de Friemersheim filius pridie natus, war es am 20. Oktober in das Taufbuch der Holzheimer Kirche ordnungsgemäß eingetragen worden und lag nun fest gewickelt in der Wiege, die im dämmerigen Alkoven des Schlafgemaches neben dem Bette der jungen Mutter stand.

Wenn Ferdinand Salentin auch nur die Hälfte der Hoffnungen erfüllen wollte, die sein Erscheinen in dieser Welt wachgerufen hatte, so wartete seiner keine leichte Aufgabe. Frau v. Ödinghoven sah in dem hilflosen Bündel, das vorläufig die kostbare Zeit noch mit Trinken und Schlafen hinbrachte, schon den künftigen Hofkavalier, Schwester Felicitas dagegen einen geistlichen Würdenträger, einen Abt oder einen Domkapitular. Herr v. Pallandt meinte, das energische Kinn des Neugeborenen verrate einen der größten Feldherrn des achtzehnten Jahrhunderts, und Pater Ambrosius vermutete, daß unter der schöngewölbten Stirn der weltum-

spannende Geist eines Gelehrten schlummere. Auf alle Fälle aber werde das Kind zu einer Leuchte des Glaubens heranwachsen, denn wer am Ferdinandstage geboren sei und in der heiligen Taufe den Namen so vieler erlauchter Schirmherren der Religion erhalten habe, der sei zu großen Dingen berufen.

Die Wehmutter, die natürlich auch ihr Urteil abgab, erklärte, seit zwanzig Jahren sei in der ganzen Gegend kein so starkes und schweres Kind zur Welt gekommen, wie der junge Herr Baron, und daß er gleich in der ersten Minute ihren Daumen in die Faust genommen und nicht wieder habe loslassen wollen, das sei ein Zeichen, daß er seinen Kopf für sich habe und anders werden würde als sonst die Menschen.

Dieses Wort gab dem Vater zu denken. Anders als sonst die Menschen! Es schnitt ihm durchs Herz, wenn er sich vorstellte, daß das unendliche Leid, das schon so viele Mitglieder der Familie heimgesucht hatte, auch diesem Knäblein beschieden sein könne. Herrn Salentins Wünsche für den Sohn verstiegen sich nicht bis zum Hofkleid oder zum Abtstab, nicht bis zum Lorbeer des Feldherrn oder des Gelehrten; was er für ihn erhoffte, waren fünf gesunde Sinne und ein zufriedenes Gemüt. Und immer wieder zog er behutsam den Vorhang der Wiege zurück, beugte sich über das kleine Menschenbild und versuchte, aus dem runden Gesichtlein die Antwort auf die bange Frage zu lesen, die ihn jetzt unausgesetzt beschäftigte. Wenn der Kleine einmal leise zu wimmern oder gar zu schreien begann, klopfte des Vaters Herz. Sollte der Mund, der diese Laute hervorzubringen fähig war, nicht einst auch Silben und Worte bilden zu lernen imstande sein? So kam es, daß dem alten Herrn das Geschrei seines Sohnes und Erben holder als Sphärenmusik klang, und daß er mit einer Aufmerksamkeit darauf lauschte, als handle es sich um eine Offenbarung.

Alle Besucher fanden, daß das Kind der Mutter gliche. Das verdroß den Freiherrn ein wenig, denn er hätte gar zu gern gehört, daß man wenigstens die Friemersheimsche Nase in dem kleinen Antlitz wiedergefunden hätte. Er wußte freilich, wie spät eine Nase die charakteristische endgültige Form annimmt, und er zweifelte nicht, daß sich Ferdinand Salentin nach etwa zwanzig Jahren durch einen scharf markierten Höcker unterhalb der Nasenwurzel als ein echter Sprosse des Geschlechts legitimieren werde, aber es wäre doch hübsch gewesen, wenn man jetzt schon einen, natürlich nur ganz geringfügigen, Ansatz zu jenem Höcker wahrgenommen hätte. Das eine stand für den Vater allerdings fest und freute ihn gewaltig, obgleich er sich gegen niemand darüber aussprach: wenn der kleine Ferdinand schlechter Laune war und sich zum Weinen anschickte, erschienen in seinem bräunlichen Gesichtchen Runzeln und Falten, und dann konnte nur ein Böswilliger noch behaupten, daß er der jungen blühenden Mutter gliche.

Merge war die einzige, die weder nach den Zukunftsaussichten des Kindes noch nach Ähnlichkeiten fragte. Für sie genügte die Tatsache, daß das Bündel da in der Wiege ihr gehörte. Das war des Glückes genug — mehr brauchte sie nicht. Und von den Befürchtungen, die ihren Gatten quälten, hatte sie keine Ahnung.

So verflossen ihr die ersten Tage der Mutterschaft in eitel Seligkeit. Das kleine Wesen, das da hinter der Gardine schlummerte oder mit weitgeöffneten Augen an ihrer Brust lag oder unter den Händen der Wehmutter im Bade

zappelte und strampelte, erschien ihr tausendmal merkwürdiger als alle Wunder der Naturalienkammer, den Paradiesvogel nicht ausgeschlossen, und das Herrlichste dabei war, daß es ihr, der Holzheimer Merge, sein Leben verdankte.

Wenn nur die beiden Schwägerinnen nicht so oft ihre süßen Träume gestört hätten! Sie meinten es ja gewiß gut mit ihr und dem Kinde, aber sie taten gerade, als ob es ihr Verdienst sei, daß es lebte und so groß und kräftig war. So geschah es, daß, als Frau v. Syberg kam, um sich den Friemersheimschen Stammhalter anzuschauen, die Gubernatorin die Frage an sie richtete: „Nun, ma chère, was sagen Sie zu meinem Ferdinand?"

Das war mehr als die gutmütige Merge vertragen konnte. Sie richtete sich ein wenig in ihrem Bette auf und bemerkte gereizt: „Wo habt Ihr denn Euern Ferdinand, madame? Ich sehe nur einen, und das ist meiner."

Die beiden Damen lachten, und Frau v. Ödinghoven erwiderte ruhig: „Liebe Merge, wie kann man nur so jaloux sein! Ich dächte, das Kind hätte mir dreiviertel Jahr lang mehr Sorge gemacht als dir, und deshalb hätte ich wohl ein Recht, es auch als das meine zu regardieren."

Dergleichen ärgerliche Zwischenfälle kamen von nun an täglich vor. Die Priorin ging sogar so weit, die Behauptung aufzustellen, daß der kleine Ferdinand nur ihren heißen Gebeten sein Dasein verdanke. Sowohl sie als auch die Gubernatorin, die selbst nie Kinder gehabt hatte, erklärten, Merge sei die leichtsinnigste junge Mutter, die sie je gekannt hätten, und es sei nur ein Glück, daß ihr zwei Schwägerinnen mit so reichen Erfahrungen hilfreich zur Seite stünden. Und um ihre Hilfsbereitschaft durch die Tat zu beweisen, kochten sie aus Schweineschmer, Haferstroh, Tausendgüldenkraut, Lorbeerblättern und Schwefel eine Salbe und bestrichen damit einen halben Finger dick das Köpfchen des Säuglings, um, wie sie sagten, zu verhüten, daß er den „Ansprung" bekomme, ein Übel, von dem alle im Oktober geborenen Kinder heimgesucht würden.

Sie huldigten überhaupt der Ansicht, daß es ratsamer sei, Krankheiten zu verhüten als sie, wenn sie erst da seien, zu heilen, und prophezeiten mit einer Bestimmtheit, die die junge Mutter erschütterte, dem Kleinen das „böse Wesen" oder die „Gichter", wogegen kein Mittel wirksamer sein sollte als ein Pulver aus Mistelstengeln, Päonienkörnern, Baldrianwurzel und Anissamen. Von diesem Pulver bereiteten sie denn auch einen Vorrat, der ausgereicht haben würde, sämtliche Säuglinge in den Ländern Jülich und Berg vor dem bösen Wesen zu bewahren. Sei es nun, daß der kleine Neffe an dem Fehler der meisten Kinder litt, die klüger sein wollen, als die erfahrensten Tanten, sei es, daß er vor dem bösen Wesen keine Angst hatte, oder daß er an die Wirksamkeit des Mittels nicht glaubte, sei es endlich, daß er von seiner Mutter den Hang zur Widersetzlichkeit geerbt hatte, genug, er weigerte sich zu Mergens heimlicher Freude standhaft, das bittere Pulver zu nehmen, und gab es, wenn man ihm unter unsäglichen Mühen ein Pröbchen davon über die Lippen gebracht hatte, prompt wieder von sich.

Die beiden alten Damen waren hierüber nicht wenig bekümmert und meinten, zu ihrer Zeit wären die Kinder noch ganz anders gewesen; dem kleinen Ferdinand müsse man freilich seinen Unverstand zugute halten, denn es sei schließlich kein Wunder, daß ein Kind, dessen Mutter jede gute Lehre in den Wind schlage und

die bewährtesten medicamenta verachte, als ein bockbeiniges Geschöpf auf die Welt gekommen sei.

Da sie mit dem Neffen so schlechte Erfahrungen gemacht hatten, wandten sie ihre Sorge nun wieder der Schwägerin zu, schulmeisterten sie von früh bis spät, nötigten sie, Speisen zu essen, die ihr widerstanden, und verboten ihr andere, auf die sie gerade Appetit hatte. Ihrer Meinung nach hatte Merge zum Kinderwarten nicht das geringste Talent, sie schnürte die Wickelbänder nicht fest genug und ließ den Kleinen nach dem Baden viel zu lange unbekleidet. Nicht einmal ihn richtig zu tragen verstand sie, denn sie hielt das Bündel zum Entsetzen der beiden alten Damen entweder zu senkrecht oder zu wagerecht, so daß man fortwährend mit der Gefahr rechnen mußte, Ferdinand würde krumme Beine oder einen übermäßigen Blutandrang nach dem Kopf bekommen.

Die junge Mutter suchte sich mit Geduld zu wappnen und die Drangsale, denen sie sich ohne Unterbrechung ausgesetzt sah, um des Kindes willen mit Ergebung zu ertragen. Aber oft erwies sich ihr Temperament doch stärker als alle guten Vorsätze, und dann empfand sie es als einen wahren Hochgenuß, ihren Kopf durchzusetzen und die beiden Alten durch aktiven oder passiven Widerstand zur Verzweiflung zu bringen. Es kam soweit, daß sie sich des unschuldigen Wesens, das ja die Ursache ihres Martyriums war, nicht mehr so recht freuen konnte.

Die einzigen Lichtblicke in ihrem Dasein waren die Tage, wo sich Mathias v. Pallandt zum Besuche einfand. Er war der einzige Mensch, der sie nahm, wie sie nun einmal war, der nicht an ihr herumerzog, und von dem sie gerade deshalb mehr lernte als von ihren näheren Verwandten. Sie hatte die Lektionen wieder aufgenommen, und der Gesang begann jetzt, nachdem die Anfangsgründe des Unterrichts überwunden waren, ihr aufrichtiges Vergnügen zu machen. Aber auch diese Freude wurde ihr durch die Wahrnehmung beeinträchtigt, daß die Schwägerinnen sie nie mehr mit Mathias allein ließen, und das Mißtrauen, das sie hierin zu erkennen glaubte, kränkte sie tödlich. Sie wußte ja, welcher Art die Gefühle waren, die ihr der Neffe ihres Mannes entgegenbrachte, aber sie traute sich jetzt, wo sie die Mutter eines Sohnes war, mehr als je die Kraft zu, jene Gefühle in den Grenzen des Erlaubten zu halten.

An einem milden Sonntag im März stellte sich Herr v. Pallandt seltsamerweise nicht zur gewohnten Stunde ein. Merge, die kurz vorher mit der Gubernatorin eine heftige Auseinandersetzung gehabt hatte, erwartete ihn mit Ungeduld, da sie heute des allzeit fröhlichen Trösters ganz besonders zu bedürfen meinte. Sie stand, das Kind auf den Armen, am Fenster und spähte über den Hof und durch die Pfeiler des Hoftores nach der Straße, von der sie ein kurzes Stück übersehen konnte. Sie war allein im Gemach, Herr Salentin saß in der Naturalienkammer, und die beiden Damen legten in der Küche die letzte Hand an das Mittagsmahl.

Die Sonne schien warm durch die kleinen Fensterscheiben, und die jungen Schößlinge des Rosmarinstockes verbreiteten einen starken aromatischen Duft. Es war beinahe wie im Sommer.

Man hatte den kleinen Ferdinand bisher noch nie ins Freie gebracht, denn die Frühlingsluft war nach der Ansicht der Schwägerinnen für kleine Kinder noch

schädlicher als die Winterkälte. Heute aber, wo sich kein Lüftchen regte, und wo es die Sonne so gut meinte, dachte die junge Mutter, dürfe sie es schon einmal wagen, das Bürschchen mit hinaus zu nehmen. Sie hüllte das Bündel in ein Tuch, trat auf den Vorsaal, überzeugte sich davon, daß die beiden Alten noch in der Küche umherwirtschafteten, und huschte geräuschlos und schnell wie ein Wiesel über den Hof.

Sie hatte schon das Tor erreicht und warf noch einen besorgten Blick nach dem Hause zurück, als das Küchenfenster mit großer Hast aufgerissen wurde.

„Mon dieu, quelle frivolité!" ließ sich die Stimme der Gubernatorin vernehmen. „Merge, was soll das heißen! Weißt du denn nicht, daß die Märzluft für Kinder Gift ist? Tout de suite trägst du unseren Ferdinand wieder ins Haus, du — du Kindsmörderin du!"

Das Gekeife der alten Dame hatte Gerhard aus dem Pferdestall gelockt, und in demselben Augenblick kam auch Billa, die man in das Hühnerhaus geschickt hatte, um frische Eier zu holen, wieder zum Vorschein.

Angesichts der dienstbaren Geister, die Zeugen einer so schweren Anschuldigung geworden waren, glaubte sich die junge Frau rechtfertigen zu müssen.

„Es ist ja heut' so warm wie im Heumond, madame", sagte sie, „da kann's meinem Kinde nicht schaden, wenn's einen Augenblick an die Luft kommt. Ich will auch nur bis vor's Tor und nachschauen, wo der Herr Mathias bleibt."

„So so! Also darum bringst du unseren Ferdinand an den Rand des Grabes!" schrie Frau v. Ödinghoven, krebsrot vor Zorn. „Was gilt dir das Kind, wenn du nur deinen Galan hast! Brauchst dir nicht zu imaginieren, wir wüßten nicht längst, wie's mit euch steht. Vom ersten Tag an, ja noch vor der Hochzeit, hast du deinen Eheherrn betrogen, du falsche Kröte! Aber das kommt davon, wenn einer, so vom Adel, eine freche Bauerndirne zu seiner épouse macht!"

Der jungen Frau drohten die Sinne zu schwinden. Ihre Knie zitterten, und sie fühlte sich unfähig, auch nur einen Ton über die Lippen zu bringen.

Sie rang nach Luft, faßte das Kind fester und wankte ins Haus. Mühsam, als seien ihre Füße aus Blei, stieg sie die Treppe empor, ging in das Schlafgemach und legte den Säugling in die Wiege. Dann riß sie sich das Gewand vom Leib, trat an den Kleiderschrein und suchte aus dem hintersten Winkel den kurzen braunen Rock und das Leibchen aus grauem Zwilch hervor, die sie einst daheim in Holzheim getragen hatte. Die Sachen paßten ihr längst nicht mehr, denn sie war in den zwanzig Monaten ihrer Ehe noch üppiger geworden, aber sie zwängte ihren Körper hinein. Bis jetzt waren ihre Augen trocken geblieben. Nun aber kam das Schlimmste: der Abschied von dem Kinde. Sie kniete an der Wiege nieder und bedeckte das Antlitz des kleinen Geschöpfes mit Küssen. Es sah die Mutter mit großen Augen an und lächelte. Da stürzten ihr die heißen Tränen unaufhaltsam über die Wangen.

Sie wurde in ihrem Vorsatze, alles zurückzulassen, worauf ihr Mann Anspruch erheben konnte, wankend und dachte ein paar Minuten daran, das Kind mitzunehmen. Aber durfte sie, wenn die Märzluft wirklich so verderbenbringend war, den Kleinen, der die fünf Monate seines Daseins bisher nur in der warmen Stube verbracht hatte, einer solchen Gefahr aussetzen?

Sie raffte sich auf und eilte aus dem Gemach, als ob sie der Versuchung hätte entfliehen wollen. Draußen auf dem Vorsaal hielt sie an und lauschte. Unten, in der Wohnstube, wurde mit Tellern geklappert. Ihr Gatte, die Schwägerinnen und der alte Gerhard, der Sonntags bei der Herrschaft speiste, hatten sich also schon zu Tisch gesetzt. Sie wartete, bis die Magd mit dem Braten aus der Küche kam und im Wohngemach verschwunden war. Dann aber flog sie die Treppe hinab, schlüpfte aus dem Hause, drückte sich unter den Fenstern vorbei und lief, so schnell die Füße sie zu tragen vermochten, den Pfad zum Lambertsberge hinan.

„Wo mag nur die Merge stecken?" fragte Herr Salentin, während er seine Portion Feldsalat mit Essig begoß.

„Sie wird in der chambre à coucher sein," erwiderte die Gubernatorin gleichmütig. Und als die Magd wieder weg war, setzte sie hinzu: „Die légère Person war mit dem Kinde draußen — denke nur, Salentin, mit dem Kinde! — Da habe ich mir permittiert, sie ins Haus zu schicken."

„Was wollte sie denn draußen?" fragte Schwester Felicitas, als ob sie von dem Auftritte nicht das Geringste bemerkt hätte.

„Ja, da magst du wohl fragen, ma chère! Sie wollte sehen, ob der v. Pallandt noch nicht käme. Nun, da habe ich natürlich die occasion benutzt, ihr meine opinion zu sagen."

Der Freiherr legte den Löffel aus der Hand und seufzte. Er war des ewigen häuslichen Krieges längst überdrüssig.

„Man soll die Merge rufen," gebot er. „Ich will nicht, daß sie um solcher Querellen halber fastet."

Frau v. Ödinghoven seufzte nun ebenfalls, erhob sich und klingelte. Die Magd kam.

„Geh hinauf und rufe madame la baronne!" befahl die alte Dame.

Die Magd ging und kam nach einer geraumen Weile mit dem Bescheid zurück, daß madame la baronne im ganzen Hause nicht zu finden sei.

Man sah sich betroffen an.

„Ist das Kind da?" fragte die Gubernatorin, in deren Seele eine bange Ahnung aufstieg.

„Es liegt in der Wiege und schläft, madame."

„Grâce à dieu!" stöhnte Frau v. Ödinghoven.

Der Freiherr war aufgestanden. Sein Antlitz war kreidebleich und seine Hand umklammerte mit eisernem Griff den Arm der Gubernatorin.

„Wo ist mein Weib?" schrie er. „Netta, wenn du sie mir nicht herschaffst, so weiß ich nicht, was ich tue!"

„Bin ich die bonne deiner épouse?" entgegnete sie gekränkt. „Willst du mich für jede sottise, die diese saubere Person anrichtet, responsable machen?"

„Du schaffst sie mir her!" brüllte er, „denn du mit deinem bösen Maul hast sie aus dem Hause getrieben."

„Quelle accusation énorme!" jammerte die Priorin. „Wie kannst du so ungerecht sein, Salentin! Du darfst doch nicht gleich das Ärgste denken. Vielleicht ist sie in den Garten gegangen oder in den Kuhstall. Wir wollen doch erst einmal ordentlich suchen."

Diese Mahnung verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Freiherr stürzte hinaus, und die Damen und der alte Gerhard folgten ihm.

Man suchte eine volle Stunde. Es war umsonst. Da entdeckte man auf Mergens Bett außer ihrem Schlüsselbunde das Gewand, das sie kurz vor ihrem Verschwinden noch getragen hatte. Man durchwühlte den Kleiderschrank und bemerkte, daß nur die Stücke aus der Mädchenzeit der jungen Frau fehlten. Das gab einen Anhalt. Man durfte nicht mehr daran zweifeln, daß Merge entwichen war, und daß sie diesen Schritt mit voller Überlegung getan hatte.

Wohin konnte sie sich gewandt haben?

Herr Salentin, dessen Erregung jetzt einem stillen Schmerz gewichen war, begab sich ins Dorf und entsandte die Bauern nach allen Richtungen. Der Tag war noch lang genug, und man hatte einige Hoffnung, die Spur des Flüchtlings aufnehmen zu können,

Um die Vesperzeit kam ein Bursche zurück, der die Meldung brachte, die junge Frau sei bei der Heistartburg, einem festen Hause vor Holzheim, gesehen worden, habe jedoch nicht die Straße nach ihrem Heimatsdorfe, sondern den gen Mitternacht führenden Weg eingeschlagen. Sie müsse also wohl nach Eschweiler, Rißdorf oder gar noch weiter, vielleicht nach Wachendorf, gewandert sein.

Die Gubernatorin triumphierte, denn für sie stand es jetzt fest, daß Merge nur in Wachendorf sein konnte. Sie machte dem Bruder gegenüber aus ihrem Verdachte, daß es sich um eine abgekartete Sache handle, und daß das Ausbleiben seines Neffen mit Mergens Flucht in irgend einem Zusammenhang stehn müsse, kein Hehl. Er widersprach ihr nicht, bat sie jedoch, darüber zu schweigen, bis man die Bestätigung ihrer Vermutungen in Händen habe.

Am nächsten Morgen mußte Gerhard nach Wachendorf reiten und anfragen, ob Merge dort eingetroffen sei. Herr v. Pallandt empfing den alten Diener seines Oheims mit gewohnter Freundlichkeit und gab ohne Umschweife zu, daß sich madame la baronne unter seinen Schutz gestellt habe. Sie sei in seinem Hause und habe erklärt, nicht wieder nach Rottland zurückkehren zu wollen. Übrigens bedaure er sehr, daß er gestern nicht habe kommen können, weil sein Gaul am Abend vorher lahm geworden sei.

Gerhards Botschaft wirkte auf den Freiherrn wie ein Donnerschlag. Er hörte kaum zu, als ihm die Schwestern mit großer Zungenfertigkeit auseinandersetzten, sie hätten schon lange Unheil gewittert und es an Warnungen nicht fehlen lassen. Er wäre jedoch jeder vernünftigen Vorstellung unzugänglich gewesen und habe ihnen ihre Sorge um sein eheliches Glück übel genug gelohnt. Als sie sich aber in bitteren Schmähreden gegen die pflichtvergessene Schwägerin ergehen wollten, fuhr Herr Salentin auf und sagte:

„Es ist meine Schuld und nicht die ihre. Wenn ein Zweiundsechzigjähriger eine junge Dirne freit, so ist's kein Mirakel, daß der Handel ein böses Ende nimmt. Die Natur läßt sich nicht meistern, denn Jugend hängt sich an Jugend. Es ist gekommen, wie es kommen mußte. Will sie deshalb auch nicht condemnieren, vielmehr indulgence mit ihr haben und ihr gute Worte geben, daß sie wieder herkommt. Nicht meinethalben, sondern um des Kindes willen. Denn es ist nichts betrüblicher als so ein Würmlein, das ohne Mutter aufwächst."

Er sagte das alles mit einer solchen Entschiedenheit, daß die beiden alten Damen darauf verzichteten, ihm zu widersprechen, und es geschehen lassen mußten, daß Pater Ambrosius mit dem Auftrage nach Wachendorf entsandt wurde, der

jungen Frau ins Gewissen zu reden und sie zur Rückkehr nach Haus Rottland zu bewegen.

Der Pater war froh, seinem Gönner wieder einmal einen Dienst erweisen zu können, denn bei der Geburt des Sohnes hatte der Freiherr dem Kollegium zu Münstereifel ein ansehnliches Stück Waldes zur immerwährenden Nutznießung überwiesen. Außerdem hatte es für den geistlichen Herrn einen eigenen Reiz, in die Höhle des calvinistischen Löwen zu dringen und ihm seine Beute gleichsam aus den Krallen zu reißen. Gelang es ihm, Merge zu sprechen, so durfte er, wie er meinte, des Erfolges sicher sein, denn er wußte, welche Macht seine eindringliche Beredsamkeit auf weibliche Gemüter ausübte.

Es kam jedoch anders. Die junge Sünderin weigerte sich auf das Entschiedenste, ihn zu sehen, und ließ ihm durch Herrn Mathias sagen, es sei ihr herzlich leid, ihren guten Eheherrn, der ihr nie ein böses Wort gesagt, durch ihr Entweichen gekränkt zu haben. Solange jedoch die Schwägerinnen im Hause seien, könne sie nicht daran denken, zu ihm zurückzukommen. Daß es für das Kind nicht gut sei, wenn es ohne Mutter aufwachse, wisse sie selbst am besten, und sie bäte deshalb, es ihr, je eher desto lieber, wohlverwahrt mit der Kutsche zu schicken.

„Sie sehen selbst, mon père," schloß Herr v. Pallandt, „daß madame ma tante ihre résolution gefaßt hat. Ich habe kein Recht, mich in die affaire zu mengen, und kann Ihnen nur die assurance geben, daß der kleine Ferdinand in meinem Hause keine schlechtere Aufnahme finden würde als seine Mutter."

Er zuckte unter verbindlichem Lächeln die Achseln und geleitete den enttäuschten Pater bis an das Hoftor.

Die Antwort, die der geistliche Vermittler heimbrachte, ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Herr Salentin wurde sich jetzt der ganzen Schwere seines Unglückes bewußt, war jedoch entschlossen, sich um keinen Preis von dem Kinde zu trennen. Die Zumutung, er solle den Knaben herausgeben, schien ihm beinahe mehr Schmerz zu bereiten als alles übrige.

Nach den Gerüchten, die in der Gegend umgingen, und die natürlich auch bis nach Haus Rottland drangen, durfte man leider nicht mehr daran zweifeln, daß die Beziehungen, in denen die beiden jungen Menschen in Wachendorf zueinander standen, doch wesentlich anderer Natur waren als das Verhältnis eines Schirmherrn zu seiner Schutzbefohlenen.

„Nun muß ich mich doch wohl davon persuadieren, daß ich sie verloren habe," bemerkte der Freiherr, als wieder einmal das Gespräch auf Merge kam, wehmütig zu den Schwestern. „Ich will aber Gott dafür danken, daß er mir wenigstens meinen Sohn gelassen hat," setzte er hinzu, indem er an die Wiege trat und mit feuchten Augen das friedlich schlafende Kind betrachtete.

„Bist du sicher, daß es dein Sohn ist?" fragte die Gubernatorin mit bedeutsamem Lächeln.

Der alte Herr zuckte zusammen. Dann sagte er bitter:

„Weiß Gott, Netta, du bist schuld daran, wenn ich in Versuchung komme, zu hoffen, er möchte doch taubstumm sein!" (Schluß folgt)

Degas als Impressionist*)

Von Dr. Werner Weisbach-Berlin

Degas (geb. 1834) nimmt innerhalb des modernen Impressionismus eine Sonderstellung ein. Sein Ausgangspunkt und die Bedingungen für seine Entwicklung waren andere als für Monet oder Renoir. Er begann als Schüler der École des Beaux-Arts und hat sich gegen die strenge formale Schulung, die er dort erhielt, nicht aufgelehnt. Zu Ingres fühlt er sich besonders hingezogen. Er steht zunächst ganz im Banne der Tradition. Seine ersten Bilder behandeln antike Vorwürfe. Was streng in der Form und im Aufbau ist, hat am meisten Reiz für ihn. Während seines Aufenthaltes in Rom 1857 besitzt er schon eine erstaunliche Formbeherrschung. Man kennt aus dieser Zeit einige Figurenbilder nach dem Leben, die in ihrer schlichten Natürlichkeit, Klarheit der Anlage und Subtilität der Durchführung etwas Fesselndes haben. Er zeigt sich als ein genau beobachtender Formzergliederer, ohne dabei in Kleinigkeiten aufzugehen. Durch Analyse der Sichtbarkeiten sucht er sich eine gründliche Naturkenntnis zu verschaffen. Wie er durch das „realistische" Verfahren Ingres', das dieser bei seinen Porträtgemälden und -zeichnungen anwendet, beeinflußt wurde, tritt hier und da zutage. Im ganzen ist man über das frühe Schaffen von Degas nicht gut unterrichtet.

Zwei Faktoren sind dann vornehmlich für seine weitere Entwicklung bedeutsam geworden: das Bekanntwerden mit Manets Kunst und das Studium der Japaner. Durch Manet wurde er auf den spezifisch modernen Darstellungskreis gewiesen: auf die Vorgänge der Straße, in Cafés, Theatern, Kabarets, Konzerten, auf Rennplätzen und Tanzböden. Er stellt sein Auge jetzt auch auf die Reize dieser Art von Aktualität ein. Sein Beobachtungsfeld wurde in das durch Manet erschlossene Gebiet verlegt. Und auch in der Art, wie er seine Beobachtungen registriert, finden sich um die Wende der sechziger und siebziger Jahre manche Anklänge an Manet.

Zu einer bildmäßigen Zusammenfassung seiner Beobachtungen gelangte er unter Benutzung von Erfahrungen, die er an der ostasiatischen Kunst gemacht hatte. Das Prinzip einer dekorativen Flächenfüllung im Sinne der Japaner vertritt er vielleicht am konsequentesten. Die dekorativen Elemente, die er sich aneignet,

*) Dieser Aufsatz ist ein Kapitel aus dem in diesen Tagen bei G. Grote-Berlin erscheinenden zweiten Bande des Werkes „Impressionismus. Ein Problem der Malerei in der Antike und Neuzeit." Der erste Band ist bereits in Heft 22 dieses Jahrgangs angezeigt worden; eine ausführliche Besprechung des ganzen Werkes wird in einiger Zeit erfolgen.
Die Schriftltg.

hat er von dort übernommen und paßt sie einer europäischen Auffassung an. Ein an Ingres geschultes Liniengefühl und der linear dekorative Stil der Japaner kommen zu einer höchst eigenartigen Verschmelzung. Daß ein neuer ungemein reizvoller Rhythmus gewonnen wurde, liegt aber vornehmlich darin, daß Degas ein ganz persönliches Verhältnis zu den Naturerscheinungen hatte und eine durchaus originale Sehbegabung war. Er ist neben Menzel wohl der eindringlichste Beobachter des neunzehnten Jahrhunderts.

Von einer Reise nach Amerika brachte er ein kleines Bild mit, „Das Innere eines Baumwollkontors in New Orleans" (1873), das wegen seiner packenden Anschaulichkeit auf der Pariser Weltausstellung von 1900 großen Eindruck machte. Er hat das verwickelte Ensemble zweier nebeneinanderliegender Geschäftsräume, von Tischen mit Baumwollproben, von Prinzipalen, Kommis und Käufern in erstaunlicher Weise klargelegt. Die Charakterisierung der einzelnen Typen ist meisterhaft. Und wie ist die „Stimmung" dieses Raumes, das echte Bureaumilieu getroffen. Es gehört die ganze sachliche Nüchternheit eines solchen Beobachters dazu, um sich in den Mechanismus Stück für Stück so zu vertiefen. Man hat die Empfindung, daß alles bis aufs letzte verstanden und künstlerisch durchempfunden ist. Die Helligkeit der Wirkung des Innenraums zeigt ihn in Manets Bahnen schreitend. Wie er ein ganz gewöhnliches Stück Wirklichkeit in ein überzeugendes künstlerisches Gebilde zu verwandeln und den Pulsschlag des Lebens zu treffen weiß, darüber kann man sich vor solch einem Werke Rechenschaft geben.

Eine realistische Ausführlichkeit, wie sie hier noch herrscht, verläßt er später mehr und mehr und legt auf den Rhythmus als solchen das Hauptgewicht. Es ist ihm nicht um einen Vorgang an sich zu tun, sondern wie sich aus Wirklichkeitselementen ein dekoratives Ensemble gewinnen läßt, das wird sein Problem. Die Linie ist wie für die ostasiatischen Maler ein Hauptausdrucksmittel seiner Kunst. Sie erhält ihren eigenen Schönheitswert. Auf diesem Wege kommt er zu anderen Gestaltungsmöglichkeiten als die Impressionisten Monetscher Richtung.

Nachdem er an den ersten Ausstellungen der gegen den Salon protestierenden Künstler teilgenommen hatte, trennte er sich von ihnen, als sie den Namen Impressionistes annahmen. Er zog sich ganz zurück, lebte für sich und galt als ein menschenfeindlicher Sonderling. Daß er die völlige Formauflösung, zu der die Impressionisten strengster Observanz schließlich gelangten, nicht billigen konnte, ergibt sich aus der ganzen Art seiner Veranlagung. Er hatte von ihrer Freilichtmalerei gelernt, nahm davon an, was er brauchen konnte, sah aber nicht in dem Scheinhaften eines vielfältigen Spiels von Reflexen das letzte Ziel der Kunst. Szenen im Freien treten bei ihm auch zurück hinter Vorgängen in Innenräumen.

Da nur die rein artistische Ausgestaltung sein Interesse beherrscht, so schränkt er den Kreis seiner Sujets immer mehr ein. Auch darin berührt er sich mit der ostasiatischen Kunst, daß er ein Höchstmaß von künstlerischem Ausdruck in einem sehr engen Motivenschatz zusammendrängt. Ein ungeheurer Reichtum an formaler Phantasie entfaltet sich innerhalb eines begrenzten Gebietes von Gegenständen. Er greift ein Thema auf, das ihm die ausgiebigsten Möglichkeiten zur Verwirklichung seiner künstlerischen Absichten bietet, und variiert es dann nach den verschiedensten Seiten.

Was er schildert, hat jene besondere Note von Modernität, wie wir sie bei Guys und Manet finden. Sein Weg führt ihn dahin, wo das moderne Leben in ausgesprochener Eigenart pulsiert. Er steht immer über den Dingen. Seine Leidenschaftlichkeit spricht sich nicht in einer inneren Anteilnahme an seinen Gestalten und Vorgängen aus, sondern in der Handhabung der künstlerischen Mittel. Es gibt keinerlei Beschönigungsversuche bei ihm. Er ist ein harter und kalter Beobachter. Für das Groteske zeigt sich seine Sehbegabung besonders empfänglich.

Umgeben von einer raffinierten weltstädtischen Kultur, vertraut mit ihrem Luxus und all ihrem angefaulten Wesen, blickt er mit einem gewissen Sarkasmus darauf hinab. Mit raffinierten technischen Mitteln schildert er die, welche die Vorteile der äußeren Kultur genießen, bei geistiger Stumpfheit, die elegante Welt, und die, welche sich für ihre Zerstreuung, ihr Vergnügen und ihre Lüste hergeben, die Talmi-Eleganz. Oder er wendet sich denen zu, über welche die Zivilisation hinweggeht, die im Elend stehen und von ihrer Hände Arbeit leben, die im Trott des einförmigen alltäglichen Daseins verblöden. Das sind die Pole, um die seine Darstellungsprobleme kreisen. Für keine Menschenklasse verrät er ein inneres seelisches Interesse. Der Mensch berührt ihn nur insoweit er durch Bewegungs- und Farbenerscheinungen seine bildnerische Phantasie anregt. Tiefere psychologische Probleme existieren für seine Kunst nicht. Wo ihn ein Eindruck fesselt, da greift er zu. Es ist, als lebte er bloß mit dem Auge. Die ästhetische Welt, in der er sich bewegt, entzieht sich jeder moralischen Wertung. Mit der Grisette und Kokotte, die er malt, verbinden ihn keinerlei innere Beziehungen. Der Dégoût, den sie ihm einflößt, drängt sich uns auch aus ihrem Bilde auf. Ein Zug großer Satire geht durch seine Kunst wie bei Daumier.

Es entspricht dem Charakter seiner Auffassungs- und Darstellungsweise, daß er sich fast ganz auf kleine Formate beschränkt hat. Es gibt nur wenige Ölbilder von ihm. Seine eigentliche Domäne ist das Pastell. Dieses hat, nachdem es seit dem achtzehnten Jahrhundert fast völlig zurückgedrängt worden war, nach der Mitte des neunzehnten eine neue Blüte erlebt durch Künstler wie Degas, Manet, Whistler. Indem Degas von der Zeichnung ausgeht, wird der Pastellstift für ihn ein gemäßes Ausdrucksmittel. Er hat dem Pastell aber auch eine reiche Farbigkeit, Tiefe und Glanz zu verleihen gewußt, wodurch er alles, was das achtzehnte Jahrhundert auf diesem Gebiete geleistet hatte, hinter sich läßt. Sein Schaffen bewegt sich zwischen vorwiegend gezeichneten Blättern mit nur wenigen eingesetzten Farbenflecken und koloristisch voll durchgeführten Arbeiten. Er will sich mit seiner Malerei nicht so an den Natureindruck klammern wie die Impressionisten. Sie soll vor allem dekorativ auch durch die Farbe sein. Es liegt schon in dem Wesen des Pastells, daß es den Gegenstand einer gewöhnlichen Realität mehr entzieht als eine andere Technik. Der banalste Vorgang erhält bei Degas durch die Art, wie er künstlerisch erlebt ist, einen bestrickenden Phantasiewert. Man kennt seine Pastelle, deren Oberfläche zu flammen und in den buntesten Tönen zu irisieren scheint. Die Farbe ist auch für ihn ein stimmunggebendes Element.

Drei Kategorien von Vorwürfen hauptsächlich haben seine Gestaltungskraft gereizt: Jockeiszenen, Balletteusen, nackte Frauen bei der Toilette. Bewegungsvorgänge regen seine schöpferische Tätigkeit besonders an. Er geht von dem momentanen Eindruck aus, sucht aber die bewegten Gegenstände ihrem Formumriß nach

zu vergegenwärtigen, die körperliche Struktur voll zur Geltung zu bringen. Der Bewegungsakt, als ein die Gesamtheit der Masse einheitlich durchflutender und ihre Erscheinung bestimmender Verlauf aufgefaßt, kommt in Liniengebilden zum Ausdruck. Es gilt nicht, diese oder jene bestimmte Situation in naturalistischem Sinne zu reproduzieren, sondern aus der Phantasie entsprungene Bildvisionen mit der Eindringlichkeit impressionistischer Erlebnisse in die Erscheinung treten zu lassen.

Die Jockei- und Rennszenen ziehen zuerst, seit dem Anfang der siebziger Jahre, sein Auge auf sich. In kleinen Ölbildern und Pastellen hat er seine Beobachtungen niedergelegt. Wir sehen, was ihm zum künstlerischen Erlebnis wird: die mannigfachen interessanten Bewegungsmomente der Reiter am Start und auf dem Felde, die Elastizität und das Spielen der Körper von Mann und Roß, die Verteilung der beweglichen Gebilde auf der Fläche, ihre Beziehungen zueinander, ihr Verhältnis zu der Umgebung und zum Raum. Vergleicht man Rennbilder von Manet mit Jockeiszenen von Degas, so bemerkt man, wie dieser dem Formmechanismus der Einzelgebilde in ganz anderer Weise gerecht zu werden sucht. In die verschiedenen Gangarten und Stellungen der Pferde hat er sich ganz eingelebt. Jedes Muskelspiel, das einen Bewegungsvorgang begleitet, ist ihm vertraut. Er deutet das Schauspiel sozusagen zu gleicher Zeit von außen und von innen. Nicht ein bloßer flüchtiger und zerflossener optischer Ferneindruck, sondern ein Komplex der charakteristischsten Bewegungsnuancen, dem Strukturzusammenhang und der Erscheinung nach aufgefaßt, ist das Problem, um das es sich immer für ihn handelt. Das Verhältnis von leerem und mit Figuren gefülltem Raum, die Rhythmik in der Variation der Stellungen spricht für die Gesamtwirkung bedeutsam mit. Man weiß nicht, ob man bei einem Bilde von Degas die Sicherheit der Formbeherrschung oder die Feinfühligkeit der dekorativen Flächenfüllung mehr bewundern soll.

Zu einer Freilichtwirkung gelangt er bei den Ölbildern, durch einen milden kühlen silbergrauen Gesamtton, während die formauflösenden Reflexe, auf welche die Impressionistes ihr Hauptaugenmerk richten, nur bis zu einem gewissen Grade und innerhalb der Umrißbegrenzung Berücksichtigung finden. Die Landschaften der siebziger Jahre haben zum Teil etwas Corotsches in der Farbenstimmung. Seine Kunst mündet aber nicht in die pleinairistische Strömung ein. Er wendet sein Interesse viel mehr der künstlichen Beleuchtung der Innenräume zu.

Auf Beobachtungen im geschlossenen Raum fußen die Darstellungen von Ballettänzerinnen, die wohl den größten Umfang in seinem Schaffen einnehmen. Er führt uns nicht in eine Welt von Gestalten, die mit einer besonderen Anmut und Schönheit ausgestattet und von einer geheimnisvollen Romantik umwoben sind, wie sie sich in der Phantasie des Bourgeois darstellen, sondern er kennzeichnet sie als Geschöpfe einer inferioren Klasse, geschminkt und aufgeputzt, in der Brutalität einer Auge und Sinne herausfordernden Erscheinung. Ihre Reize liegen in der ausgebildeten Elastizität ihrer Körper. Die Modelle nimmt er, wie er sie findet. Keine Gemeinheit in Blick und Ausdruck wird gemildert. Da gibt es genug häßliche Wesen und solche, bei denen sich durch das, was sie sind und das, was sie scheinen wollen, ein grotesker Kontrast ergibt. Über das den Laien vorwiegend anziehende Naturschöne setzt sich diese Kunst, die sich ihrer ästhetischen Mittel so stark bewußt ist, souverän hinweg.

Das ganze Ballettwesen ist Degas von Grund aus vertraut. Er beobachtet die Elevinnen bei ihren langwierigen geisttötenden Übungen unter der Leitung des Tanzmeisters, belauscht die Mädchen in den Garderoben bei der Toilette, läßt Prima Ballerina und Chor mit ihren Pas über die Bühne gleiten. Mit einem gewissen Zynismus legt er oft alle die Manipulationen, die das Ballettwesen und -leben mit sich bringt, bloß. Das, was die Keime einer künstlerischen Idee für ihn birgt, ist eine momentane Stellung, Bewegung oder Gruppensituation, worin er einen ihn befriedigenden Linienrhythmus entdeckt. Die Körperbewegung ist bei Degas nicht wie etwa für Michelangelo der Funktionsausdruck einer inneren Erregung oder Seelenstimmung, sondern viel mehr ein mechanischer Verlauf, an den gewisse ästhetische Erlebnisse geknüpft sind. Sie wird in Liniengebilden gesammelt, deren Schönheitscharakter etwas Dekoratives, Kalligraphisches hat, ähnlich wie in der ostasiatischen Kunst. Er bearbeitet deshalb oft eine Figur oder einen Gestaltenkomplex nur so weit, bis der gewollte Rhythmus hergestellt ist, beschneidet Köpfe oder Glieder, wie es ihm für die dekorative Flächenfüllung wünschenswert erscheint. Die Art zu komponieren hält sich von jeder konventionellen Gewöhnung fern. Ein sicherer und kapriziöser Geschmack bekundet sich in den asymmetrischen Arrangements, deren Reiz auf den Wirkungen freier Linien- und Farbenspiele beruht. Das Interesse wird durch nichts Gedankliches in Anspruch genommen, sondern heftet sich ganz an die formale Gestaltung. Die Wesen, die man vor sich sieht, haben nichts Liebenswertes, nichts Mitleidwürdiges, nichts Dämonisches. Sie sind interessant nur durch den Augenblick, in dem sie für den Maler zum künstlerischen Objekt werden.

Daß Degas das Ballettkorps als Beobachtungsfeld wählte, hat jedenfalls darin seinen Grund, daß es einen solchen Reichtum an Bewegungsmotiven bot. Hier fand er gleichsam Bewegung an sich, mechanische Bewegung, die nicht von irgendeinem inneren Affekt getragen wurde. Es wurde für ihn das, was für die Antike die Palästra war.

Auch seine Farbenphantasie wurde durch das Ballett- und Theaterleben stark angeregt. Die vom Rampenlicht grell beleuchtete Bühne, die auf- und abschwebende Tänzerin, die Kulissen, zwischen denen Körperteile des wartenden Personals sichtbar werden, das verschmilzt sich ihm zu einem Bilde, dem er durch eine klare Disposition der wesentlichen Anschauungselemente und pikante Verteilung von Farbenflecken fesselnde malerische Reize und eine sprühende Lebendigkeit verleiht. Für diese Kunst, die sich nur an die Wirkungen der sichtbaren Erscheinungen hält, werden Schminke, Kostüme, der ganze Flittertand und die bunten Beleuchtungen der Bühne Ausdruckswerte, die für das koloristische Ensemble besondere Funktionen erhalten. Aus den Farbenspielen, die durch die Kompliziertheiten des Lichts und die vielfältigen Reflexe hervorgerufen werden, gewinnt sie Effekte von starker dekorativer Gesamtwirkung.

Er hat aber auch die Säle, in denen bei Tageslicht die Tanzstunden stattfinden, in ihrem besonderen Raum- und Lichteindruck zur Geltung zu bringen gewußt. Wie sich die Gestalten mit den zitternden Musselinröcken in ein von Licht und Schatten durchfurchtes Zimmer eingliedern, das hat er verschiedentlich mit vollkommener Meisterschaft anschaulich gemacht. Er zeigt sich völlig Herr des Lichtproblems, wie es die Moderne aufgestellt hat.

Degas ist unter den neueren Malern vielleicht derjenige, der den weiblichen Körper am eindringlichsten kennt und beherrscht. Dafür zeugen die zahlreichen Akte, die er geschaffen hat. Frauen, die ins Bad steigen, sich waschen, abtrocknen, frisieren. Die Funktionsbedingungen des Mechanismus bei jeder Haltung und Bewegung des Körpers werden zu bewunderungswürdiger Klarheit gebracht. Das ganze Körpergebilde fügt sich gleichsam der den Moment bestimmenden Gebärde. Die Empfindung für die Einheitlichkeit der Aktion ist ungemein stark. Deshalb wirken seine Impressionen so suggestiv. In seinen Frauenakten ist mehr Modulation als in Manets Olympia. Aber er hat auch niemals einen lebensgroßen Akt geschaffen.

Es gibt in der Kunst von Degas keine Ausdrucksmomente, mit denen wir seelisch Fühlung nehmen. Ihr fehlt der heiße Atem eines Delacroix oder van Gogh. Man hat ihm vorgeworfen, daß er ein bloßer Verstandesmensch sei. Einer solchen Sinnlichkeit des Schauens gegenüber ist dieser Vorwurf gewiß nicht berechtigt. Romantisches Gefühl und Sentimentalität ist bei ihm allerdings nicht zu finden. Seine Kunst arbeitet nicht mit heimlichen Gedanken und Empfindungen. Sie verschmäht jede literarische Allüre und sucht ihre Wirkung nur in den Sichtbarkeiten. Sie ist reinste Augenkunst. Er ist ein mathematischer Geist in dem Sinne, wie sich Rodin einmal einen mathematischen Geist genannt hat.

Auch in ihm ist eine stilsuchende Kraft lebendig wie in Cézanne. Über einen bloßen Naturalismus hat er sich erhoben. Die Elemente, die ihm für seine Stilschöpfung dienten, hat er in selbständiger Arbeit gewonnen. Da sein Stil in der Linie seinen Halt hat, so hat er auf die vorwiegend zeichnerisch sich betätigenden Künstler der nächsten Generation eingewirkt, einen Toulouse-Lautrec, einen Forain. Der Impressionismus von Degas ist umfassender als der von Monet und Renoir, weil er sich nicht darauf kapriziert, alles an erster Stelle aus der Qualität des optischen Scheins zu deuten, sondern weil er zugleich mit der Sinnlichkeit des Farbenschauspiels dem Ausdruckswert des Linienbaus mit den sich daran knüpfenden Assoziationen eine höhere Bedeutung zuerkennt.

Dieser Stil ist nicht durch Annäherung der Formen an irgend ein Ideal der Vergangenheit gewonnen. Degas' Akte entfernen sich so weit als möglich von der sogenannten klassischen Schönheit, die immer eine Schönheit der Ruhe ist, auch wo Bewegung zur Wiedergabe kommt. Es ist etwas anderes: Bewegung als Darstellungsmotiv, als Bildinhalt, und Bewegung als künstlerisches Ausdrucksmittel. Die malerische Technik kann durch die Art ihrer Behandlung einen bewegten Gegenstand als ruhig und einen ruhigen als bewegt erscheinen lassen; denn der Rhythmus, den sie schafft, ist unabhängig von dem Sujet. Degas hat seine Kunst auf Beobachtungsmomenten aufgebaut, deren Charakter die ihm vorschwebende Schönheit barg. Der Rhythmus, den er aus seinen Impressionen ableitet, gibt seinem Stil das Gepräge.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bildungsfragen

Volkskultur und Perſönlichkeitskultur. Sechs Vorträge von Dr. Paul Natorp, Prof. der Univerſität Marburg. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig. Preis 3,60 M.

Profeſſor Natorp hat fünf von ſeinen ſechs Vorträgen in der „Volksakademie“ gehalten, die der Rhein-Mainiſche Verband für Volksbildung im Herbſt 1910 zu Wetzlar veranſtaltet hatte. Der ausführliche Bericht über dieſe dritte Rhein-Mainiſche Volksakademie iſt übrigens, von Alexander Burger bearbeitet, als Heft 12 der Sammlung „Die Volkskultur“ im Verlage von Quelle und Meyer, Leipzig 1911, zum Preiſe von 2,— M. erſchienen. Für die geſonderte Herausgabe ſeiner Vorträge muß man Natorp ſehr dankbar ſein; denn es iſt ihm gelungen, in ihnen, wie Burger in dem oben angeführten Bericht ſagt, „die geſamte Volksbildungsarbeit auf eine breite geſchichtliche und theoretiſche Grundlage zu ſtellen“. Er geht dabei aus von den ſozialpädagogiſchen Gedanken und Beſtrebungen Peſtalozzis. Im erſten Vortrag betrachtet er das Lebenswerk des großen Schweizers vom ſozialerzieheriſchen Standpunkt und erreicht dadurch zweierlei. Einmal erhält hierbei — rein hiſtoriſch geurteilt — das Wirken Peſtalozzis einen Grundgedanken, der uns die Zwecke, die Konſequenzen und die Bedeutung ſeines Auftretens in eindrucksvoller Klarheit durchſchauen und erkennen läßt, zweitens aber läßt ſich nachweiſen, daß die Art, wie Peſtalozzi ſeinen ſozialpädagogiſchen Grundgedanken in die Wirklichkeit umzuſetzen verſuchte, auch für die Bedürfniſſe der Gegenwart bis zu einem gewiſſen Grade vorbildlich iſt. So verlangt denn in den folgenden Vorträgen Natorp in Peſtalozzis Geiſte als Fundamente der volkserzieheriſchen Arbeit und der Volkskultur eine Haus- und Schulerziehung, die in ausgeſprochener Richtung auf das Wirkliche des täglichen Lebens durch Selbſttätigkeit, Selbſtverwaltung und Selbſtkontrolle in Gemeinſchaftsformen den Menſchen zu einer freien Perſönlichkeit heranbildet, einer Perſönlichkeit, die ihren vollſten Ausdruck findet in dem freien Wirken für die Gemeinſchaft, im Dienſte der Gemeinſchaft. In dieſem Sinne zieht dann Natorp weiterhin die Leitlinien für die Erziehungsarbeit auch an der ſchulentwachſenen Jugend und für die Bildungsarbeit an den Erwachſenen in intellektueller und techniſcher, in ſittlicher, äſthetiſcher und religiöſer Hinſicht, um dann im Schlußvortrag „Über Freiheit und Perſönlichkeit“, der außerhalb der Volksakademie, in Marburg, gehalten worden iſt, das Verhältnis des Individuums, der Perſönlichkeit, zur Gemeinſchaft ausführlicher darzuſtellen. Die Idee der perſönlichen Freiheit iſt nicht unſozial, ſie verlangt kein Zurückziehen von der Gemeinſchaft, ſie verträgt ſie nicht nur, ſondern fordert ſie ſogar unbedingt. „Zur Vollbildung des Individuums gehört ein geſundes Verhältnis zur Gemeinſchaft, wie zu echter Gemeinſchaft die volle, freie und eigene Bildung der Individuen“, dieſer am Anfang des Buches (S. 16) ausgeſprochene Gedanke klingt aus dem Schlußabſchnitt wieder heraus und iſt der Grundgedanke des Natorpſchen ſozialpädagogiſchen Syſtems.

Ein ſolches Syſtem iſt nun nicht nur von grundlegender Bedeutung für die allgemeine volkserzieheriſche Arbeit überhaupt, ſondern es erhält eine beſondere Beleuchtung noch durch die Art, wie Natorp zu einer ſchwebenden Bildungsfrage Stellung nimmt, nämlich zu der Errichtung freier Univerſitäten in Frank-

furt a. M. und Hamburg. In einem Artikel „Die Frankfurter Universität und die Volksbildung" in der Frankfurter Zeitung (Nr. 261, 20. Sept. 1911) weist er darauf hin, daß gerade solche Bildungsstätten von unbedingter wirtschaftlicher, politischer und geistiger Unabhängigkeit, wie sie in diesen beiden Zentren des deutschen Wirtschaftslebens sich organisch entwickelten, besonders geeignet dazu seien, bei der „Durchdringung der wissenschaftlichen Forschung und Lehre mit dem Geiste und der Energie des modernen Kulturlebens" mitzuwirken und Hochschulen sozialwirtschaftlicher, sozialpolitischer und sozialpädagogischer Ausbildung zu werden. Auch hier aber legt Natorp nicht nur auf den Volksunterricht Nachdruck, sondern vor allem auf die „Weckung und Pflege sozialen Wollens und Arbeitens". Es ist mit gutem Grunde zu befürchten, daß die Frankfurter Universität durch die Preisgabe eines guten Teiles ihrer Eigenart, nämlich gerade ihrer freiheitlichen und unabhängigen Stellung, die Ideen Natorps nur in einem geringen Maße wird verwirklichen können. Dafür darf man aber wohl die Hoffnung aussprechen, daß bei dem Ausbau der Hamburger Universität von den maßgebenden Stellen die Leitsätze Natorps mit berücksichtigt werden möchten.

Dr. W. Warstat-Altona

Justiz und Verwaltung

Gerichte und öffentliche Meinung. Herr Landgerichtsrat Kulemann erklärt in der Antikritik, mit der er in Nr. 37 der Grenzboten auch auf meinen unter demselben Titel erschienenen Aufsatz (Grenzboten 1911 Nr. 31) erwidert, daß seine von mir bekämpften Ausführungen in der Presse ungewöhnliche Beachtung und weit überwiegende Zustimmung gefunden haben. Ich möchte deshalb ausführlicher entgegnen, als mir ohne diese Zustimmung notwendig erscheinen würde.

Streitet man darüber, ob ein Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Rechtsprechung wünschenswert ist, so wird es zunächst darauf ankommen, was denn der Wert eben der öffentlichen Meinung an sich ist. Der Richter soll, meint K., alle überhaupt ernst zu nehmenden Ansichten hören und würdigen. Meinetwegen, aber was ergibt diese Betrachtung für die Frage, auf die es hier ankommt: ob nämlich die öffentliche Meinung Trägerin ernst zu nehmender Ansichten ist? Den Versuch eines Beweises für die Bejahung kann ich bei meinem Herrn Gegner nicht finden. Er erklärt es für verfehlt, „wertvolles Prüfungsmaterial" zurückzubehalten, bis nur noch „retrospektive Betrachtungen" möglich seien. Nun gut! Über erledigte Prozesse wird doch, in Versammlungen und Parlamenten wie in der Presse, häufig genug geredet und geschrieben. So erbringe er doch erst einmal den Beweis, daß hier Ergebnisse gewonnen werden, die bei der Urteilsfällung gekannt zu haben dem Gericht nützlich gewesen wäre, und die es trotz pflichtmäßiger Sorgfalt ohne solche Unterstützung nicht hätte haben können! Das Gold, das die öffentliche Meinung aus dem tiefen Schacht des Gesamtdenkens — „öffentliche Meinungen — private Faulheiten" war vielleicht ein Fehlspruch Nietzsches — zutage fördert, kann ja von seinem Glanze nichts dadurch verlieren, daß es dem Auge des Richters einstweilen verborgen blieb.

Ich habe in meinem früheren Aufsatz betont, daß die öffentliche Meinung weniger durch Gründe als durch moralischen Zwang wirkt, und daß dies besonders für die Unparteilichkeit von Zeugen gefährlich sei. Aber, heißt es in der Erwiderung, die öffentliche Meinung „besteht ja begrifflich aus den Ansichtsäußerungen der allerverschiedensten Richtungen und Parteien, die sich gegenseitig kontrollieren und korrigieren".

Also die verschiedenen Richtungen der öffentlichen Meinung kontrollieren sich gegenseitig: sehr schön vielleicht in der Theorie, aber wie sieht's in der Praxis aus? In der Tat: wer die Frankfurter Zeitung hochschätzt, ist regelmäßig auch auf die Kreuzzeitung abonniert, um sich eine selbständige Meinung zu bilden, ob denn die bösen Konservativen wirklich so arg sind; dasselbe gilt natürlich im umgekehrten Fall. Und jeder Unternehmer liest neben seinem großkapitalistischen Leiborgan die „Soziale Praxis", um nicht einseitig unterrichtet zu sein!

Im Ernst gesprochen: beruht nicht die Herrschaft der Phrase gerade darauf, daß der Spießbürger, der Träger der öffentlichen Meinung, über die Schranken seiner Klasse, seines

Berufs weder hinaussieht noch hinaussehen will? Auf sein Parteiprogramm ist er eingedrillt, und was darüber ist, das ist vom Übel!

Und es ist nicht einmal richtig, daß die öffentliche Meinung nur theoretisch aus einander kontrollierenden Ansichtsäußerungen besteht. Wenn in Frankreich $^3/_4$ der Bevölkerung für den Rachekrieg gegen Deutschland, $^1/_8$ für den Frieden und $^1/_8$ vielleicht für Krieg gegen England sind, so gibt es nicht drei öffentliche Meinungen, sondern eine: öffentlich wird eben diejenige Meinung, die in dem Kampf der Meinungen zur herrschenden wird. In der Konfliktszeit war es öffentliche Meinung, daß Bismarck ein Unglück für Preußen sei, heute, daß er der deutsche Nationalheld ist. Damals gab es und heute gibt es Bevölkerungskreise, die anders urteilen, aber kein Mensch wird sagen, daß es deshalb zwei oder acht öffentliche Meinungen über Bismarck gab und gibt. Diese wird von den Wenigen geschaffen und beherrscht die Vielen. Herrschende Meinung, der sich die Masse fügt, eben weil sie herrscht, dies hat man bisher öffentliche Meinung genannt. Weist Kulemann nach, daß diese Macht trotz ihres moralischen Zwanges die Unparteilichkeit der an der Rechtspflege als Richter, Zeugen usw. beteiligten nicht gefährdet, so wollen wir weiter sehen: aber dies ist das Problem, das mir bisher nicht gelöst scheint.

Nun soll allerdings nach meinem Herrn Gegner das Gericht Tatsachen ohne Unterstützung der öffentlichen Meinung feststellen, aber schon in Rechtsfragen soll diese, wenn auch nicht in erster Linie, mitwirken. Rechtsfragen sind Fragen der Rechtswissenschaft, die nicht weniger schwierig ist als andere Wissenschaften. Öffentliche Meinungen über Rechtsfragen haben deshalb gerade so viel Wert, wie solche etwa über die Richtigkeit der Marxschen Mehrwertstheorie (vielleicht Volksabstimmung?) oder die Zweckmäßigkeit der Torpedoschutznetze. Aber die öffentliche Meinung vor allem soll, so heißt es, den Richter aufklären über politische, wirtschaftliche, soziale, kulturelle Gesichtspunkte.

Vielleicht liegt hier der Gewinn? Unsere Richter gehören nach ihrer Vorbildung zu den höchstgebildeten Kreisen. Was ihnen recht ist, muß anderen billig sein. Warum also Ärzten, Chemikern, Nationalökonomen, Politikern die befruchtende Einwirkung der öffentlichen Meinung nicht auch gönnen? Allgemeine Gesichtspunkte, so müssen wir annehmen, werden am besten durch die allgemeine Meinung gefunden.

In der Tat: so wenig Kulemann darlegt, wie und weshalb die öffentliche Meinung im allgemeinen weise entscheidet, so wenig deckt er den besonderen Grund auf, weswegen sie gerade bei gerichtlichen Urteilen finden soll, was den Richtern, den Rechts- und Staatsanwälten wie den Parteien verborgen blieb.

Bedürften unsere Richter dieser Unterstützung, so müßte man schleunigst ihre Vorbildung verbessern: denn sie sollen ja auch entscheiden, wenn die öffentliche Meinung einmal schweigt!

Ganz ins unbestimmte klingt Kulemanns Artikel aus: jedes Recht habe einen „geschichtlich und national bedingten Charakter". Da der nicht juristisch gebildete Leser vielleicht annehmen könnte, daß irgend ein Jurist dies bestreite, sei die Unrichtigkeit solcher Annahme hier betont. Was folgt aber aus jenem Satz für unsere Streitfrage? Und was aus Kulemanns Schlußsatz: „Unvollkommen bleiben alle menschlichen Einrichtungen, aber es ist schon viel gewonnen, wenn die Unvollkommenheiten möglichst wenig als solche empfunden werden"?

Dieser Satz paßte genau so gut an den Schluß einer Abhandlung über die deutsche Heeresverfassung oder das englische Parlament und beweist deshalb hier nicht mehr, als er dort beweisen würde.

Zweierlei, scheint mir, mußte mein Herr Gegner darlegen: negativ, daß die öffentliche Meinung nicht als moralische Macht den Willen beeinflußt und so die Einsicht trübt; positiv, daß sie als intellektuelle Macht mit Wahrscheinlichkeit wertvolle, sonst nicht zu gewinnende Ergebnisse liefert. Ich kann nicht finden, daß der Beweis nur in einem dieser Punkte erbracht ist.

Dr. Roland Behrend-Heidelberg

Reichsspiegel

(Vom 13. bis 18. November)

Die innerpolitische Lage

Beginnende Beruhigung — Staatsrechtliche Fragen — Gruppierung der Parteien

Die amtlichen Mitteilungen über Inhalt und Verlauf der deutsch-französischen Verhandlungen beginnen doch allenthalben Eindruck zu machen. Nicht nur in den Kreisen der Großbanken und des Handels, auch aus Industrie und Landwirtschaft mehren sich die Stimmen, die das Marokkoabkommen „eine anerkennenswerte Leistung" nennen. (Deutsche Tageszeitung, Kölnische Zeitung.) Auch über die Gebietserwerbungen in Äquatorialafrika mehren sich optimistische Stimmen. Daneben beginnt sich auch die Tatenlust zu regen, und allerhand Pläne über intensive Durchforschung der Kongo- und Ubangiufer liegen in der Luft. Das sind um so erfreulichere Tatsachen, als sie von neuem zeigen, wie sehr bei uns Deutschen alles zu positiver Arbeit drängt und wie im Herzen zuwider uns tatenloses Nörgeln ist. An diesen Tatsachen aber kann man auch ermessen, wie schwerwiegend die Fehler der Regierung sind, wenn sie auf eine Mitwirkung der Nation an den großen Fragen der Politik leichten Herzens verzichtet und die Bearbeitung und Leitung der öffentlichen Meinung privaten Kreisen überläßt.

Die staatsrechtlichen Fragen, die besonders mit dem Austausch von Kolonialland akut geworden sind, haben in der Kommission eine schnelle Erledigung gefunden. Abgesehen von den Konservativen stimmten alle Parteien mit der Regierung darin überein, daß die Verfassung eine Lücke aufweise, die durch den Übergang des Reichs zu kolonialen Erwerbungen hervorgerufen ist. Daher ist denn auch der Zentrumsantrag auf Ergänzung der Verfassung ohne erheblichen Widerstand angenommen und zu einem Gesetzentwurf umgewandelt worden, der lautet:

„Paragraph 1 des Schutzgebietsgesetzes vom 10. Dezember 1902 erhält folgenden Absatz 2: ‚Zum Erwerb und zur Abtretung eines Schutzgebietes oder von Teilen eines solchen bedarf es eines Reichsgesetzes. Diese Vorschrift findet auf Grenzberichtigungen keine Anwendung.'"

Die Verhandlungen boten (abgesehen von dem zur Erörterung stehenden Thema) auch rein politisch betrachtet ein hohes Interesse. Aus der Gruppierung

der Parteien, aus Anlaß der liberalen Anträge, die auf eine nachträgliche Genehmigung der neuen Abkommen durch die gesetzgebenden Faktoren hinzielten, läßt sich ungefähr erkennen, auf welche Parteien die Regierung sich auch fernerhin in staatsrechtlichen Fragen gegenüber den Wünschen der Linken wird stützen können. Während alle Liberalen und die Sozialdemokraten für die erwähnten liberalen Anträge eintraten, lehnten die Konservativen und das Zentrum sie gemeinsam ab. Somit darf gefolgert werden, daß auch der demokratische Flügel des Zentrums einstweilen darauf verzichtet, der Regierung irgendwelche Schwierigkeiten zu bereiten, so daß diese in allen ernsteren Fragen über eine feste Mehrheit verfügen dürfte, trotz des heftigen Zusammenstoßes zwischen dem Herrn Reichskanzler und dem Führer der Konservativen. Das muß man im Auge behalten, wenn man sich ein Urteil über die innerpolitische Lage bilden will, und diese Tatsache werden vor allen Dingen die Nationalliberalen im Hinblick auf die Wahlen sehr berücksichtigen müssen; sie sind vor die Entscheidung gestellt, ob sie an der Spitze der vereinigten Linken das Land durch eine Ära von Reformen führen oder als Anhängsel der konservativ-klerikalen Gruppe „das Zünglein an der Wage" spielen wollen. Der am Sonntag abgehaltene Parteitag, dessen Verlauf ich aus technischen Gründen hier noch nicht zu berücksichtigen vermag, dürfte darüber einige Aufklärung bringen. So viel aber darf man heute schon als feststehend annehmen: wenn die Parteileitung angesichts der Situation nicht eine ganz unzweideutige Haltung bezüglich der brennenden Fragen der inneren Politik einnimmt, kann sie mit absoluter Sicherheit darauf rechnen, daß ihr die Wählermassen nach rechts und links auseinander laufen. Man glaube nicht, die Massen mit Flottenagitation oder Heeresvermehrung ködern zu können. Der Schuh drückt anderswo: Bodenreform, Wohnungsreform, Steuerreform, das sind die großen Ziele, die den Sieg in sich schließen! G. Cl.

Kolonialamtssorgen

Das Sorgenkind der Reichsregierung — Staatssekretäre und Kandidaten dazu — Am Ausgange der Kolonialabteilung — Die Kandidatur Wiegands — Dessen Absagebrief — Das Erbe Buchka-Lindequist

Das Kolonialamt ist noch nicht volle sechs Jahre alt, und doch gehört es zu den größten Sorgenkindern der Reichsregierung. Kein Ressort unter den Reichsämtern hat einen so lebhaften Wechsel bei den leitenden Männern und so häufig unangenehme Auseinandersetzungen mit der Volksvertretung wie eben das Kolonialamt. Ein Wunder ist es eigentlich auch nicht. Gehört es doch zu den jüngsten Ergebnissen der wirtschaftspolitischen Entwicklung des Reichs und ist es doch mehr oder weniger eine Experimentieranstalt, in der ehrgeizige Diplomaten, Soldaten, Verwaltungsbeamte, Gelehrte oder Kaufleute ihr Wesen treiben können. Neuland, Versuchsland, wie die Kolonien selbst! In sechs Jahren drei Staatssekretäre und sechs Kandidaten dazu: ein Prinz, ein Kaufmann, ein Diplomat, — auf Hohenlohe Dernburg; dann Lindequist,

gewählt vor Götzen, Grumme, Wiegand und Helfferich (Paasche kam ernsthaft wohl kaum in Frage), die die Last und Verantwortung des neuen Amtes in weiser Abschätzung ihres gewiß großen Könnens nicht zu übernehmen wagten. Und wieder wird der Posten ausgeboten, und neben Helfferichs klangvollem Namen werden Dr. Solf und Freiherr v. Rechenberg genannt. Vor Rechenberg bewahre uns der Herr Reichskanzler, — ein Mann für Spezialmissionen geringeren Umfangs beim Großfürsten Sergej in Moskau oder beim Warschauer Generalgouverneur wohl geeignet, kein Organisator großen Stils. Dr. Solf, ein Mann, der Feinde hat, offene Feinde — das deutet auf einen offenen Kämpfer. Für unsere Zeit eine Seltenheit, die man schon deshalb nicht aus den Augen verlieren sollte. — Helfferich ist unter den Dreien der Musterknabe: Bülows und Richthofens Vertrauensmann, ein wissenschaftlich fein durchgebildeter Kopf, dessen „Finanzkräfte Rußlands" diesseits und jenseits unserer Ostgrenze berechtigtes Aufsehen erregte, und dessen diplomatischem Geschick es wohl in erster Linie gelang, den widerstrebenden Herrn v. Lindequist in das durch den General v. Trotha devastierte und terrorisierte Südwestafrika zu ziehen, — der auch wertvolle Dienste bei der jüngsten Regelung der Bagdadbahn- und Marokkofrage leistete. Ob dieser Fachkundige den Posten übernimmt? Oder wird er gleich Wiegand antworten: „Daß ich an dieser Stelle (an der Spitze des Bremer Lloyd) glücklich und mit Erfolg gearbeitet habe, darf für mich nicht als Beweis gelten, daß ich auch imstande bin, die außerordentlich schwierigen Aufgaben zu lösen, welche der Hand des Staatssekretärs harren..."

Als damals im November 1905 die Umwandlung der Kolonialabteilung in das Kolonialamt vollzogen werden sollte, geschah es unter dem Druck des Zentrums und nicht als konsequente Folge einer inneren Entwicklung. Der Augenblick zur Loslösung der Kolonialabteilung vom Auswärtigen Amt war deshalb auch so unglücklich wie nur möglich gewählt. Herr v. Stübel, der Kolonialdirektor, war durch den aufreibenden Kampf gegen Trotha und Leutwein nur unter Anspannung seiner letzten Energie imstande, den Geschäftsgang aufrecht zu halten. Graf Götzen, der — vom Zentrum willkommen geheißen — ihn entlasten und später beerben sollte, wurde durch unvermutet ausgebrochene Aufstände in Afrika festgehalten; General v. Trotha kümmerte sich bei seinem Vorgehen gegen die „Kapitäne" um keinerlei Weisung, gleichgültig von wem sie kam, und warf eine Million nach der andern in den afrikanischen Busch. Der Generalstab forderte den sofortigen Bau der Bahn Lüderitzbucht—Kubub; Unterstaatssekretär Twele aber hielt die Taschen zu und blickte sorgenvoll auf den Reichstag. Zivilbeamte und Offiziere standen einander in zwei feindliche Lager gespalten gegenüber.

Angesichts dieser Verhältnisse, die dem verstorbenen Generaldirektor des Norddeutschen Lloyds nicht unbekannt gewesen sein mögen, hat dieser an den Vermittler geschrieben, der ihm das dornenvolle Amt wiederholt anbot:

„Nach Abgang meines heutigen Briefes empfing ich Ihre so überaus liebenswürdigen Zeilen vom gestrigen Tage, die mir das Herz recht schwer gemacht

haben; ist mir doch beim Lesen derselben noch einmal der schwere Konflikt zum vollen Bewußtsein gekommen, in welchem ich mich in den Pflichten gegenüber dem Rufe des Reichskanzlers einerseits, dem Lloyd und den lokalen Interessen andererseits befinde, mit denen ich hier nach allen Seiten verwachsen bin. Die Entscheidung in diesem Konflikt zu treffen, würde für mich unendlich schwierig sein, wenn ich nicht gleichzeitig die Überzeugung hätte, daß ich das, was Seine Durchlaucht Fürst v. Bülow von mir in Erfüllung der Pflichten des Postens, wohin er mich berufen möchte, erwartet, doch nicht zu leisten vermag. Die Pflichten des Amtes würden meiner Überzeugung nach die Kräfte übersteigen, die ich zur Verfügung stellen kann, und dieser Überzeugung gegenüber kann ich nur die Antwort wiederholen, welche Sie in meinem heutigen Briefe finden. Was würde es mir helfen, ein Amt zu übernehmen, wenn mir der Glaube fehlt, daß ich es auszufüllen vermag? Je wichtiger und bedeutungsvoller das neue Amt wird, um so mehr ist es notwendig, daß seine Leitung in Händen eines Mannes liegt, der mit vollem Vertrauen zu sich selbst die Anforderungen erfüllt, welche das Amt stellt. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß es Seiner Durchlaucht gelingen wird, den richtigen Mann für den Posten zu finden, aber ich selbst sehe mich außer Stande, ihm diesen Mann in eigner Person zu bieten.

Indem ich nochmals meinen tiefempfundenen Dank für das Übermaß des Vertrauens, daß mir aus Ihrem Briefe entgegenspricht, zum Ausdruck bringe, bleibe ich in herzlicher Ergebenheit Ihr Wiegand."

In den sechs Jahren, die seit der Niederschrift dieses Briefes vergangen sind, ist ja in den Beziehungen der Ressorts zueinander manches besser geworden. Immerhin wird nicht jeder tüchtige Mann sich gern bereit finden, das Erbe der Herren Buchka, Dernburg, Lindequist ohne bestimmte Zusicherungen zu übernehmen. Das Kolonialamt als Behörde hat sich noch nicht so weit konsolidiert, daß man bei ihm die Herrschaft altpreußischer Tradition schon durchgehends feststellen könnte. Es wehen dort gar starke Brisen von der Kolonialgesellschaft herüber, die es sich angelegen sein läßt, die Wünsche der einzelnen Kolonialinteressenten energischer zu vertreten, als es immer für das Gesamtwohl wünschenswert erscheint. Mehr Widerstandsfähigkeit gegen diese „Brisen" wird wohl das wichtigste sein, was der neue Staatssekretär seinem Apparat zuführen müßte. Dazu gehört aber zweierlei: rücksichtslose Energie bei weitem Blick und unerschütterlicher Rückhalt beim Reichskanzler gegen jedermann. Bei Solf und Helfferich soll beides vorhanden sein, nur mit dem Unterschied, daß dieser im Auswärtigen Amt und in den Großbanken die diplomatischen Methoden schätzen gelernt hat, während bei Solf landrätliche höher in Gunst stehen mögen. Africanus

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 8.

Religionsfreiheit und Kirchenreform

Von Pfarrer und Privatdozent D. Erich Foerſter-Frankfurt a. M.

I.

Das Thema „Religionsfreiheit und Kirchenreform“ findet den Katholiken und Proteſtanten von vornherein in ſehr verſchiedener Lage. Für den Katholiken iſt es ſelbſtverſtändlich, daß dies Angelegenheiten ſind, deren Ordnung zur Zuſtändigkeit der kirchlichen Autorität gehört. Obendrein kann für ihn Religionsfreiheit nur den Sinn einer Forderung an den Staat haben, der katholiſchen Kirche innerhalb ſeiner Grenzen freie Bewegung zu gewährleiſten. Eine Religionsfreiheit des einzelnen Katholiken innerhalb ſeiner Kirche widerſtreitet dem katholiſchen Prinzip. Fühlt er ſich in der Kirche nach irgendeiner Seite beengt und bedrückt, glaubt er die Mangelhaftigkeit und Rückſtändigkeit beſtehender kirchlicher Ordnungen zu erkennen, ſo kann er den Weg einer Bitte an die berufenen Träger der Kirchengewalt einſchlagen, aber er muß willens ſein, ſich deren Urteil und Entſcheidung zu unterwerfen. Sonſt verletzt er eine religiöſe Pflicht. Denn der katholiſche Glaube ſchließt in ſich die Anerkennung einer von Gott geordneten Regierung der Kirche und eines auf Offenbarung beruhenden göttlichen Kirchenrechts. Proteſtanten werden gut tun, dieſe Tatſache einfach anzuerkennen und die innerkirchlichen Verhältniſſe des katholiſchen Bevölkerungsteils mit ſtrenger Zurückhaltung ſich ſelbſt zu überlaſſen. Auch deshalb, weil jeder Eingriff in die Geltung des katholiſchen Kirchenrechts die Katholiken an einer beſonders empfindlichen Stelle trifft, und weil der moderne konſtitutionelle Staat dem verletzten Empfinden der Katholiken die Mittel energiſcher und wirkſamer Abwehr in die Hand gegeben hat und nicht entziehen kann. Es iſt im Intereſſe des Staates, die Reibungsmöglichkeiten zwiſchen katholiſcher Kirchlichkeit und Staatstreue aufs äußerſte zu vermindern und nur da Schranken auf-

zurichten, wo zwingende Rücksichten es unmöglich machen, das katholische Kirchenrecht und die katholische Kirchenregierung gewähren zu lassen. Solche Punkte, wo niemals mehr erreichbar sein wird, als ein leidlicher Modus vivendi zwischen Staat und Kirche, sind die Ordens- und die Schulfrage. Denn hier kommen Interessen der Volkswohlfahrt und der nationalen Einheit in Betracht, die der Staat nicht fahren lassen darf. Dagegen scheint die Zeit gekommen, wo der Staat ohne Schaden, ja sich selbst zur Erleichterung die letzten Reste der Polizeiaufsicht fallen lassen kann, die er aus der Vergangenheit übernommen hat: also jede Art Plazet oder Genehmigungsvorbehalt für Regierungshandlungen der kirchlichen Autoritäten, jede Einflußnahme auf die Besetzung der Bischofsstühle, jede Einwirkung auf die Berufsvorbildung des Klerus, jede Hinderung der kirchlichen Strafgewalt, soweit sie sich nicht auf das bürgerliche Gebiet begibt. Die Katholiken haben das Recht auf ihrer Seite, wenn sie alles dies ablehnen, und sie sind mächtig genug, Versuche in dieser Richtung unwirksam zu machen. Unter Religionsfreiheit wird der Katholik immer den Kampf gegen derartige staatliche Maßnahmen verstehen; sobald sie aufgegeben sind, ist für ihn Religionsfreiheit hergestellt. Nur wird der Staat darüber hinaus die Freiheit des Einzelnen schirmen müssen, aus der katholischen Kirche auszutreten, und jeden direkten oder indirekten Zwang verweigern müssen, als Katholiken Geborene in der Zugehörigkeit zur katholischen Kirche zu erhalten. Es muß durchaus dem freien Entschluß des Einzelnen überlassen bleiben, ob er sich der kirchlichen Autorität unterwerfen will, und es muß der katholischen Kirche überlassen bleiben, mit welchen Mitteln sie, ohne Hilfe des Staates, das katholische Kirchenrecht ihren Gliedern gegenüber zur Geltung bringt.

Im folgenden werde ich das Problem der Religionsfreiheit lediglich vom Standpunkt des Nichtkatholiken behandeln.

Aber auch der Protestant wird gegenüber Überlegungen, wie wir sie im folgenden anstellen wollen, schon an der Schwelle einen gewichtigen, freilich sehr andersartigen Einwand ins Feld führen können, nämlich diesen: Eine vollkommene Kirchenverfassung gibt es nicht; für Protestanten sind Verfassungen immer nur Mittel zum Zweck, Notdächer des Lebens. Das Bett ist nicht der Strom. Ein kräftiger Strom muß an den Ufern anprallen, sich an ihnen stoßen, zuweilen über sie hinwegschäumen. Es genügt, wenn die Verfassung die Arbeit der Theologie und das Zeugnis des Evangeliums in Wort und Tat nicht hindert, wenn sie Raum gibt für die Betätigung evangelischen Glaubens in der Gemeinschaft. Und dazu ist ja im allgemeinen Raum. Wir sind unserer Kirche dankbar, daß sie uns die äußere Möglichkeit dazu schafft; und wir verkennen nicht, daß dies eine große Leistung ist. Es ist doch Tatsache, daß es in unserer Kirche lebendige Gemeinden und freie Predigt des Evangeliums gibt. Es ist ebenso Tatsache, daß der evangelische Glaube noch heute auf dem Boden der Landeskirchen herrliche Früchte zeitigt. Dies geschieht vielleicht unter Schranken, die uns unbequem sind, und unter Lasten, die uns drücken; aber die Tatsache ist damit

nicht aus der Welt geschafft. Schönheitsfehler, Zöpfe, Altertümlichkeiten kann man tragen. Fehler und Mißgriffe in der Leitung sind bei keiner Institution dieser Welt zu vermeiden. Kommen sie vor, so wollen wir uns wehren, protestieren, kämpfen, leiden. Aber bedenken wir die großen, unzweifelhaften Vorteile, die wir durch die Landeskirche genießen, so scheinen uns die Bürden und Bedrängnisse gering. Opfer fordert jede größere Gemeinschaft.

In solcher Gelassenheit können uns drei weitere Momente bestärken.

Zunächst: der Gedanke einer Kirche, einer großen umfassenden, dauerhaften religiösen Gemeinschaft hat eine Gewalt über die Seele, der sich niemand entziehen kann. Um der Kirche willen, sollte man da nicht viel tragen können? Ist es nicht wirklich viel mehr wert, solch einen großen religiösen Körper zu erhalten, als jedem Subjektivisten und Individualisten Raum zu geben? Es ist also ein ideales Motiv, das die Erhaltung der Landeskirche fordert. Mit diesem Gedanken kann die Kirchenregierung wohl rechtfertigen, wenn sie die Altgläubigen auffordert, auf konsequente Geltendmachung ihrer Maßstäbe und Ausprägung ihrer Eigenart zu verzichten, und wenn sie radikale Stürmer und Dränger ausscheidet. Die faszinierende Kraft dieses Gedankens erklärt es, wenn auch freigesinnte Geister dabei auf ihre Seite treten. Das Dogma von der Kirche entfaltet immer wieder seine wunderbare Kraft, alle anderen Fragen der Theologie und der Praxis in den Hintergrund zu drängen. Läßt sich aber eine solche große Idee jemals anders als unvollkommen und halb in die Wirklichkeit übersetzen, müssen wir nicht um die Größe der Idee willen die Schwächen und Mängel ihrer empirischen Erscheinung tragen?

Sodann: es ist kein Zweifel, daß die Wichtigkeit der Kirche innerhalb des Volkslebens auch für die Pflege christlicher Frömmigkeit zurückgeht. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war die Kirche, war das Tun des Pfarrers in Abhaltung des Gottesdienstes, in Kirchenzucht und Jugendlehre, wozu der Pietismus die spezielle Seelsorge gefügt hatte, das einzige Organ der Evangelisation und Christianisierung. Der Polizeistaat gestattete kein freies Vereinsleben, gewährte keine Versammlungs- und Redefreiheit, hielt das gedruckte Wort unter strenger Zensur. Und dieses erreichte nur eine unglaublich dünne Schicht. Das ist heute anders geworden. Auf hundert Wegen kann heute jeder, dem es um evangelische Frömmigkeit zu tun ist, ins Volk dringen, auf hundert Wegen jeder seinem religiösen Bedürfnis genügen. Diese Wege stehen offen. Und sicherlich, was heute durch weit verzweigte literarische Tätigkeit, durch Vereinsbildung, Versammlungen und Vorträge getan wird, ist kirchliche Arbeit neben und außerhalb der Kirche. Der Stand des religiösen Lebens in unserem Volke ist vielleicht mehr davon abhängig, als vom Tun der organisierten Kirche, an deren Gottesdiensten sich nur noch ein Bruchteil von höchstens 20 Prozent der Bevölkerung beteiligt, deren Handlungen als dekorative Akte zur Gesinnungsbildung so gut wie nichts beitragen, deren Konfirmandenunterricht

seine Wirkung im Gedränge mit den Ansprüchen der Schule und des Berufslebens so oft verliert, deren Seelsorge immer nur einzelne beeinflußt.

Drittens: es gibt wohl keine Institution, in der der Weg von Gesetz und Anordnung des Regiments zur Verwirklichung in der Praxis so weit ist, wie die Kirche. Die allermeisten Gesetze und Verordnungen werden in der Kirche gar nicht ausgeführt. Sie bleiben in Amtsblättern und Synodalprotokollen stecken. Nähmen wir alle Ordnungen unserer Kirche buchstäblich ernst, so wie es in jedem anderen rechtlichen Organismus selbstverständlich ist, also die Bekenntnisverpflichtung, die agendarische Ordnung, alle Vorschriften über Feuerbestattung, über den Konfirmandenunterricht usw., über die Beteiligung am sozialen Leben, über die Grenzen der Redefreiheit der Geistlichen, so könnten wohl nur wenige moderne Menschen Diener der Kirche sein. Aber wir nehmen sie eben nicht ernst, wir fragen nicht viel danach, wir haben uns daran gewöhnt, Abstriche und Erweichungen daran vorzunehmen; und mir scheint, daß auch die Kirchenregierungen es gar nicht so ernst damit nehmen. An eine nachdrückliche Aufsicht und Kontrolle denkt niemand. Nur ausnahmsweise, explosiv, erfolgt ein Eingreifen, über das sich dann alle Welt wundert. Ob diese Haltung sittlich ganz einwandsfrei ist, lasse ich dahingestellt, sie ist jedenfalls gang und gäbe und die einzig mögliche. An mindestens dreihundert Tagen des Jahres und bei 90 Prozent seiner Geschäfte denkt der theologisch und praktisch tüchtige Pfarrer gar nicht an die Kirche. Noch weniger das Gemeindeglied. Es ist klar, daß auch unter diesem Gesichtspunkte das Interesse an der Verfassung der Kirche, in der wir leben, an ihrem Recht und Gesetz, gering sein muß.

Das Verlockende dieser Erwägungen empfindet niemand mehr als ich. Warum sollte ich mich nicht auf theologische Arbeit in Rede und Schrift, auf Predigt und Unterricht, auf Jugendpflege und die Gänge zu den Einsamen und Angefochtenen beschränken und Kirche Kirche sein lassen? Ich persönlich fühle mich kraft meiner geschichtlichen Denkweise fähig, alles, worin ich von der Überlieferung und Kirchenlehre abweiche, nur als peripherisch zu betrachten; ich schätze das Maß innerer Übereinstimmung mit einem frommen Altgläubigen trotz aller Differenzen so hoch, daß es mich keine Überwindung kostet, mit ihm in einer Kirche zu leben, und ich weiß auch, wie viel bleibender Gewinn mir von solchen Altgläubigen zugeflossen ist. Dazu kommt, daß ich*) unter einer Kirchenordnung lebe, die mich nicht im geringsten beengt, in keinerlei Gewissenskonflikt drängt. Wie mir, wird es sehr vielen gehen. Wir müssen uns nur fragen, ob es sittlich erlaubt ist, diese großen Fragen allein vom Standpunkt der persönlichen inneren Lage zu entscheiden.

Für uns Protestanten erscheint die Behaglichkeit, mit der wir in der Kirche wohnen und die Dinge laufen lassen, in dem Augenblick in einem anderen Lichte, wo das Gewissen das Wort ergreift.

*) Ich bin Pfarrer einer Gemeinde in Frankfurt a. M. Die evangelischen Gemeinden der ehemaligen Freien Stadt Frankfurt gehören nicht zur preußischen Landeskirche, die nur die sogenannten alten Provinzen umfaßt.

Wo das Gewissen zu klagen anfängt, wacht der Bußruf der Reformation auf: „Weg mit allen den Propheten, die da sagen: Friede! Friede! und ist kein Friede; Einheit! Einheit! und ist keine Einheit.“ Und zwar handelt es sich dabei nicht allein um unser Gewissen. Die großen Kämpfe der Gewissensfreiheit in der Geschichte sind nicht gekämpft für das eigene, sondern für die fremden Gewissen. Von dem größten Helden der Gewissensfreiheit, von Roger Williams, gilt dies unzweifelhaft. Ein echter Jesus- und Paulusjünger darf keine Anklage schwerer nehmen als die, daß eines Menschen Gewissen nicht zu seinem Rechte kommt. So unbedingt ist die göttliche Forderung der Ehrfurcht vor dem Gewissen, daß alles ruhige Behagen in uns zerstört wird, wenn sie irgendwo und irgendwie im Namen des Christentums und unter dem Vorgeben der Frömmigkeit verletzt wird. So eifersüchtig ist Gott auf seine Ehre, daß jeder Versuch, seine Alleinherrschaft über die Seelen zu beschränken, alle Gottesgläubigen beleidigen und ergrimmen muß. Wer das nicht mitempfindet, steht nicht auf der vollen Höhe der christlichen Persönlichkeitsreligion.

Ich behaupte nun das: die heutige Ordnung des religiösen Gemeinschaftslebens in unserem Volke *ist* eine Gewissensnot für weite Kreise. Wenn sie als solche nur von Einzelnen empfunden wird, so ist das erst recht ein Zeichen einer tiefgreifenden Erkrankung unseres Volkskörpers. Das Bestehen dieser Not und der Mangel an Feingefühl dafür ist eine Anklage wie für die Jesusjünger im Lande, so auch für den modernen Staat.

Nach den letzten Veröffentlichungen der preußischen*) Statistik gibt es in Preußen auf 1000 8,39 Personen „anderer und unbekannter Religion“, auf 100 000 839, in ganz Preußen rund 337 000. Die Zahl ist seit 1905 um 80 Prozent gestiegen, von 190 000 auf 337 000. Nun stecken in dieser Zahl auch die Angehörigen kleiner Sekten ohne Korporationsqualität, aber diese sind seit 1905 schwerlich bedeutend gewachsen. Die Steigerung ist durch die Austrittsbewegung hervorgerufen. Wir haben heute mit mindestens 150 000 Dissidenten zu rechnen. Und es ist kein Zweifel, daß diese Zahl noch weiter anwachsen wird.

In welcher Lage sind diese Dissidenten? Wir betrachten zuerst diejenigen, denen es bloß um den Austritt aus der Kirche zu tun ist, und die keinerlei religiöses Gemeinschaftsbedürfnis für sich und ihre Kinder haben. Vielerlei lastet schwer auf ihnen: der Eid bei dem Namen Gottes, der Zwang zur Teilnahme dissidentischer Kinder am Religionsunterricht, die peinlichen Vexationen beim Militärdienst, der Mangel eines Anspruches auf Bestattung auf einem konfessionellen Friedhofe, vielerorten dem einzig vorhandenen, und der Ausschluß von allen öffentlichen Ämtern. So stark ist dieser Gewissenszwang, daß es sich

*) Die Ordnung der Religionsangelegenheiten gehört nach der Verfassung zur Zuständigkeit der einzelnen Staaten, nicht des Reiches. Sie ist infolgedessen nicht überall dieselbe. Ich beschränke mich auf die Lage in Preußen und lasse die im ganzen geringen Abweichungen davon in den anderen deutschen Staaten außer Betracht.

gewiß hieraus erklärt, wenn die Zahl der Austretenden aus der Oberschicht so minimal ist, weil diese gerade die letztgenannten Konsequenzen besonders bitter empfindet. Denn es ist ja doch nur ein Schein, als ob die Oberschicht religiöser und kirchlicher wäre als die Masse. — Wir betrachten sodann die Lage der freireligiösen Gemeinden. Nach der preußischen Verfassung können neue Religionsgesellschaften Korporationsrechte nur durch besonderes Gesetz erhalten. Diese Wohltat ist den freireligiösen Gemeinden versagt worden. Sie sind angewiesen auf den Weg der bloßen freien Vereinsbildung. Aber, und nun kommt das Schlimmste: die religiösen Vereine unterstehen Beschränkungen, die kein Sport-, Turn- und Gesangverein erfährt. Jeder dieser Vereine kann sich ins Vereinsregister eintragen lassen und damit die Rechtsfähigkeit erlangen, das einzige Mittel, das es gibt, einem Verein Konsistenz und Dauer zu verleihen. Gegen die Eintragung religiöser Vereine aber steht der Verwaltungsbehörde ein Einspruchsrecht zu, und dieser Einspruch wird in Preußen scharf und rücksichtslos ausgeübt. So sind die freireligiösen Gemeinden behindert, Grundeigentum zu erwerben (ein Hindernis, das sich schlechterdings nicht umgehen läßt), Verträge zu schließen, Beamte anzustellen, Prozesse anzustrengen, Schenkungen und Vermächtnisse zu empfangen. Noch in frischer Erinnerung ist die allgemeine Mißbilligung über die versagte Erlaubnis zur Annahme des Müllerschen Legats an die freireligiöse Gemeinde in Breslau. „Es ist das nicht wesentlich anders, hat Kahl gesagt (Die Errichtung von Handelsgesellschaften durch Religiose; Berlin 1900. S. 22), als wenn im Gebiete des natürlichen Lebens zwar dem Menschen die Erlaubnis, zu sein und zu leben, eingeräumt, ihm aber die Möglichkeit, die zum Atmen nötige Luft und die zum Leben notwendige Nahrung aufzunehmen, versagt würde."

Ich kann es weiterhin auch nur für eine berechtigte Beschwerde der Dissidenten ansehen, wenn sie es als ein offenbares Unrecht beklagen, daß sie mit ihren Steuern zur Leistung von Subsidien an Religionsgesellschaften herangezogen werden, aus denen sie ausgetreten sind. Die aus allgemeinen Steuermitteln fließenden Subventionen des Staates für die evangelische und katholische Kirche betragen in Preußen zurzeit an „ordentlichen Ausgaben" etwa 39,3 Millionen Mark, darunter $4^1/_2$ Millionen, die teils auf rechtlicher Verpflichtung beruhen, teils zur Speisung solcher Unterstützungsfonds dienen, die nicht nur Geistlichen, sondern auch Lehrern, Kirchenbeamten usw. zugute kommen. Von dieser Summe abgesehen, erhält die evangelische Kirche vom Staate 25, die katholische $9^1/_2$ Millionen Mark. Auf den Kopf einer Bevölkerung von 34 Millionen entfällt also als Beitrag für Kirchenzwecke rund eine Mark. Daher fließen aus den Steuern der Dissidenten in die Kassen der beiden christlichen Kirchen und hauptsächlich in die Taschen der evangelischen und katholischen Geistlichen, ihrer Pensionierten und Relikten, roh gerechnet 337 000 Mark. Rechnet man aber hierbei auch die Juden mit, die ja gleichfalls für ihre religiösen Organisationen vom Staate nichts empfangen, und erwägt, welche Steuerkraft sie bedeuten, so ergibt sich,

daß mindestens eine Million zu den Bedürfnissen der beiden christlichen Kirchen von Andersgläubigen herfließt.

Das Gewicht dieser Zahlen wächst, wenn man erfährt, daß alle diese staatlichen Subventionen erst im neunzehnten Jahrhundert entstanden sind. Dreihundert Jahre lang hat die evangelische Kirche Preußens vom Staate finanziell unabhängig dagestanden; der Landesherr unterhielt nur die Behörden und gewährte hin und wieder aus seiner Schatulle Geschenke. Zum ersten Male im Jahre 1819 erscheint eine Staatsausgabe von 100000 Talern für Aufbesserung der Geistlichkeit. Für die katholische Kirche ergaben sich dann staatliche Aufwendungen aus der Zirkumskriptionsbulle vom Jahre 1821. Im Jahre 1879 betrug die gesamte Ausgabe für die evangelische Kirche rund vier Millionen, erst in den letzten dreißig Jahren ist sie auf die jetzige Höhe angewachsen, also merkwürdigerweise erst von dem Zeitpunkt ab, da der Kirche das Recht, Steuern zu erheben, gewährt worden war, — ein Recht, von dessen Gewährung man vorher gerade die volle Selbständigkeit der Kirche erwartet hatte. Je mehr der Staat seinen konfessionellen Charakter abstreift, desto höher steigen seine Leistungen für die christlichen Kirchen.

Fassen wir zusammen: der Staat setzt seinen Zwang ein, um die Leute zu hindern, daß sie aus der katholischen oder evangelischen Kirche austreten; er knüpft daran die empfindlichsten bürgerlichen und gesellschaftlichen Nachteile, er erschwert die Bildung von Gemeinden außerhalb der Landeskirche, er zwingt den Kindern der Dissidenten einen Religionsunterricht auf, den die Eltern verabscheuen, er zwingt sie zu Abgaben an Institutionen und Ämter, die sie verachten. Ist das Gewissensfreiheit?

Und, nur mit einem flüchtigen Seitenblick will ich das berühren: diese Nachteile treffen doch nicht nur die freireligiösen Gemeinden und die Freidenker; sie treffen mehr oder minder auch die sogenannten christlichen Sekten. Und nun denke man sich hinein in die Seelen der schlichten engen Leute, aus denen die Sekten zusammengesetzt zu sein pflegen, und frage sich, ob nicht diese Unfreundlichkeiten des Staates, diese Rechtslosigkeit, unter der sie leben, als Verfolgung und Drangsal empfunden werden muß.

Das literariſche Leben der Deutſchen in und aus Böhmen

Von Prof. Dr. Wilhelm Koſch-Czernowitz

Böhmen iſt ein wunderliches Land. Seit Jahrhunderten von den mannigfachſten, ſich gegenſeitig oft bis aufs Blut bekämpfenden Raſſen, Nationen und Bekenntniſſen bevölkert, kann es auch heute nicht zur Ruhe kommen. Mehr als dreiundeinhalb Millionen ſind Tſchechen, mehr als zweiundeinhalb Millionen Deutſche. Der jüdiſche Volksſtamm, überwiegend in den Städten, wie Prag und Pilſen, von alters her anſäſſig, iſt früher ſtets mit den Deutſchen gegangen. Erſt in letzter Zeit, ſeitdem die Tſchechen Herren im Lande ſind, macht ſich ein Abrücken der Juden ins tſchechiſche Lager bemerkbar. Ihre Intelligenz aber ſpricht, denkt und fühlt in der Mehrzahl immer noch deutſch. Die in der Prager „Leſehalle" organiſierten deutſchen Juden können es mit den Zioniſten reichlich aufnehmen. Aber auch die chriſtlichen Deutſchen bilden keine Einheit. Eine Strecke nördlich von Eger beginnt das geſchloſſene oſtmitteldeutſche Sprachgebiet, während ſüdlich an den Rändern des Landes, vorwiegend im Böhmerwald, alles bereits dem bayeriſchen Stamm gehört. Auch konfeſſionelle Unterſchiede machen ſich bemerkbar. Die Gegend um Aſch iſt proteſtantiſch, Wernsdorf bildet eine Hochburg der Altkatholiken, während die übrigen deutſchböhmiſchen Gebiete kirchlich vom Erzbistum Prag und vom Bistum Budweis abhängen. Politiſch ſind die Wahlkreiſe faſt ausſchließlich entweder deutſchnational oder ſozialdemokratiſch vertreten. Die klerikale Partei hat wenig Anhänger im Lande.

Dieſe eigenartigen Verhältniſſe und ihre Entwicklung — der ausgeſprochene Kampf zwiſchen Deutſchen und Tſchechen, der im Zeitalter der Aufklärung eingeſchlummert war, tobt eigentlich erſt ſeit 1848 wieder in hellen Flammen — finden ihr getreues Spiegelbild in der Literatur Böhmens. Faſſen wir an dieſer Stelle nur die deutſchböhmiſche der Gegenwart ein wenig ins Auge! In ihrer Geſamtheit iſt ſie reich genug, ein ſtarkes Kapitel der deutſchen Literaturgeſchichte überhaupt zu bilden. Ihr großer Klaſſiker heißt Adalbert Stifter.

Zu Stifters Zeiten war es ſchwer, die böhmiſchen Schriftſteller nach ihrer Nationalität zu unterſcheiden. Viele Tſchechen ſchrieben damals noch deutſch. Und unter den bodenſtändigen deutſchen Dichtern gab es umgekehrt viele, die ſich von einer Vermiſchung aller das Land bewohnenden Völker das Heil der

Zukunft versprachen und für böhmischen Patriotismus, für die altböhmische Vorzeit, für Libussa und Wlasta schwärmten. Sogar Brentano, der gleich Kleist und anderen Romantikern eine Zeitlang in Böhmen Aufenthalt genommen hatte, schrieb eine „Gründung Prags", ausgehend von der slawischen Mythologie. Alfred Meißner verherrlichte „Ziska". Über die (deutsche oder tschechische) Abkunft Herloßsohns, Uffo Horns u. a. gehen die Meinungen heute noch auseinander. Entschieden sehr beachtenswert ist die Teilnahme der Juden am deutschböhmischen Geistesleben des vorigen Jahrhunderts. In der Literatur ragen Moriz Hartmann und L. A. Frankl hervor. Sonst trat außer Prag nur noch der Böhmerwald literarisch bedeutsam in Erscheinung. Denn neben Stifter haben sich auch die Böhmerwäldler Meßmer und Rank einen Namen erworben.

In der jüngsten deutschböhmischen Literatur machen sich zunächst zwei Strömungen bemerkbar. Der Prager Kreis, der vorwiegend aus Schriftstellern jüdischer Abkunft zusammengesetzt ist, vertritt wesentlich die modernsten Tendenzen der Kultur, die freisinnigsten der Politik, gewissermaßen im Anschluß an die Zeit um 1848. Mehr oder minder konservativ dagegen, von der Heimatscholle abhängig, urwüchsig, wenn auch ab und zu ungelenk, überzeugt deutschvölkisch sind die aus der Provinz stammenden Literaten. Manche haben sich im Auslande eine neue Heimstatt errichtet. Allen aber schaut der kernige Deutschböhme aus den Augen, begegnet man ihnen auch auf der Wiener Ringstraße oder Unter den Linden in Berlin. Blut ist nicht Wasser. Und den deutschböhmischen Typus kann niemand loswerden, der ihn einmal empfangen hat. Beginnen wir mit Prag!

Der jugendliche Nestor der Prager Dichter ist Friedrich Adler. Eine durchaus lyrische Ader eignet ihm. In seinen „Gedichten", „Neuen Gedichten" und „Vom goldenen Kragen" (1893 bis 1907 bei Fontane in Berlin, C. H. Meyer in Leipzig und bei Bellmann in Prag) steckt der Kern seines ganzen dichterischen Wesens. Ein gutmütiger Spötter und ehrlicher Idealist spricht aus ihnen, ein gewandter, an romanischen Mustern geschulter Formkünstler ringt hier um den höchsten Kranz. Adlers Übersetzungen und freie Bearbeitungen des Tschechen Jaroslav Vrchlicky, des Italieners Fusinato, der Spanier Iriarte und Molina zeigen seine virtuose Begabung in hellem Licht. Bedeutsam sind alle seine dramatischen Versuche. Calderons Einfluß macht sich in ihnen deutlich bemerkbar. Mehr oder minder auf das Gebiet der Lyrik beschränkt zeigen sich Hugo Salus und Emil Faktor. Beide lieben den klassischen Faltenwurf, die klassische Pose. Ihre Verse fließen tadellos dahin. Selbst in der Novelle verrät Salus seinen lyrischen Ursprung, der ihn für das Märchen begabt. Im „Ehefrühling" (bei Eugen Diederichs in Jena), dem Hohelied des friedlichen Herdglücks, begrüßen wir nicht nur den erfolgreichen Dichter, sondern auch den herzensguten Menschen, in beiden Eigenschaften von Wilhelm Raabe hochgeschätzt. Auch ihm sitzt der Schalk im Nacken, so wenn er nach Art der italienischen Renaissancehumoristen den Rosenkranz des hl. Antonius zum Gegenstand einer harmlos-pikanten Szene

macht oder den Lieblingsdichter Goethe zum Nebenbuhler in der jungen Ehe. Soeben hat Salus (bei A. Langen in München, eine Sammlung seiner Lyrik seit 1908 unter dem Titel „Glockenklang" herausgegeben, ein frisches, tapferes, lebensvolles Buch, im Schatten Goethes und C. F. Meyers erwachsen.

Oskar Wiener wieder verfügt über den köstlichsten Plauderton in Prosa. Sein letztes reifes Werk „So endete das schöne Fest" (1911 bei Juncker in Charlottenburg) führt uns mitten in die Schönheitswelt der hunderttürmigen goldenen Stadt Prag und seiner Umgebung. Auch er kommt von der angeborenen Lyrik nicht los, auch er schwärmt und träumt. Wieners Gedichtbuch „Das hat die liebe Liebe getan" (1905 bei Bruns in Minden) knüpft unmittelbar ans Volkslied, an „Des Knaben Wunderhorn" an. Tendenzen hat er keine, Masken trägt er nicht. Er benutzt die Feder zu keinem Kampf wie etwa sein Landsmann, der hochbegabte Stürmer und Dränger Max Brod. Im modernen Roman („Schloß Nornepygge" 1908 und „Jüdinnen" 1911), in der novellistischen Skizze („Ein tschechisches Dienstmädchen") 1909 und in satirischen Gedichten („Tagebuch in Versen" 1911, alles bei Axel Juncker in Charlottenburg), ja selbst als Übersetzer stellt dieser seinen Mann. Voll Witz und Ironie, reich an Weltkenntnis, geistsprühend eigenartig. Im Gegensatz zu den bisher genannten Prager Dichtern ist Brod noch gar nicht abgeklärt, allem Epigonenhaften dabei spinnefeind, ein Denker und Poet zugleich, ein vielversprechender Schilderer unserer Kulturzustände in diesem Jahrhundert. Ihn bindet die Scholle nicht, und doch kehrt er immer wieder nach Prag zurück, geht er immer wieder von Prag aus, von seinem schmutzigen und verschämten Gäßchen mit den unverschämt naiven Menschen, die darin wohnen bis zum Riegerpark, bis nach Nusle. Sein „Tschechisches Dienstmädchen" bedeutet in jeder Hinsicht ein prächtiges Seitenstück zur mährischen „Bozena" der Freifrau von Ebner-Eschenbach. Mitunter erinnert Brod an den Galgenhumoristen Christian Morgenstern, vor allem sein „Tagebuch in Versen" gehört zur ergötzlichen Poesie der Groteske.

Neben dem deutschjüdischen Element sind in der Prager Literatur der Gegenwart auch noch andere Kreise vertreten: der leichtlebige Galliertypus eines Paul Leppin, dem das Skizzenhafte zur zweiten Natur wird, der auch als Romanschriftsteller, als Novellist Kritiker bleibt, ein fröhlich die Geißel schwingender Rezensent des Lebens; die dem besten deutschen Bürgertum entsprossene Angehörige einer bekannten Gelehrtenfamilie Hedda Sauer, deren lyrisches Hauptwerk „Wenn es rote Rosen schneit" (1904 bei Bellmann in Prag) den Geist der „veralteten" Geibel und Saar in neuen blühenden Formen nicht veralten läßt, die uns eine Sammlung ihrer kräftigen Balladen und fein abgetönten Novellen in Buchform schon seit langem schuldet; und endlich die Vertreterin des böhmischen Hochadels Christiane Gräfin Thun-Salm, die stolz darauf ist, in der deutschen Literaturgeschichte ihres Landes eine Rolle zu spielen. Ihr schönes Buch „Der neue Hauslehrer und andere Novellen" (1909 bei Fromme in Wien) hat von der tendenziösen Mache der ebenfalls österreichischen Gräfin Salburg nichts an

sich. Das Leben und Treiben auf den alten Schlössern daheim wird mit einer Frische und Anmut erzählt, die amüsiert ohne zu kränken oder gar zu verletzen. Dabei wird nirgends Süßholz geraspelt. Die Künstlerin weiß, was sie sich selbst schuldet. Und wer zwischen den Zeilen zu lesen vermag, kann da und dort auch einen Hauch von Ironie verspüren, freilich nicht mehr. Die Erzählungen der Gräfin Thun-Salm verdienen, mehr als bisher, auch im Deutschen Reich gewürdigt zu werden. Wenn wir sie lesen, dann sind wir eigentlich schon auf dem Lande, in der Provinz.

Von den deutschböhmischen Provinzschriftstellern wäre eine ganze Reihe zu nennen. Erzählungen und Gedichte in der Mundart des Riesen- oder Erzgebirges, des Egerlands, des Böhmerwalds usw. sind in Menge vorhanden. Die Verfasser gehören zumeist dem Lehrerstand an. Auch ihr bekanntester Vertreter, der Böhmerwäldler Anton Schott, ist ursprünglich Lehrer gewesen. Aus den Schöpfungen dieses bändereichen Autors hebe ich nur eine hervor, den autobiographischen Roman „Notwebers Gabriel" (1910 bei Habbel in Regensburg), sein Bestes. Die Kraftfülle des böhmischen Urwaldes lebt in der Sprache und in den Charakteren des trefflichen, urwüchsig bodenständigen Schilderers auf. In jede deutsche Volksbücherei gehört, wenn irgend ein ländlicher Schriftsteller unserer Tage, Schott. Seine tapfere deutschnationale Gesinnung liebt keine Phrasen, um so tiefer rührt sie an unser Herz.

Der Karlsbader Erich Guido Kolbenheyer und der Warnsdorfer Hermann Wagner leben zwar nicht in der böhmischen Hauptstadt, aber sind Städter durch und durch. Sie lieben das Land, die Natur, die Freiheit der Wälder und Berge, allein der Künstler in ihnen, der Kulturmensch überwiegt. In dem wundersam zarten, fast krankhaft sensiblen, an Novalis' Dasein und Dichten erinnernden Roman Wagners „Das Lächeln Mariä" (1910 bei Axel Juncker in Charlottenburg), offenbart ein stimmungreicher, phantasiebegabter Meister das Innenleben zweier Seelen, denen der Alltag nichts nehmen und nichts geben kann. Kolbenheyers großangelegte epische Schöpfungen in ungebundener Rede lassen sich nicht mit ein paar Sätzen charakterisieren. Und ich gestehe, daß ich ihnen im Zusammenhang mit den vielen anderen hier erwähnten Werken am wenigsten gerecht werden kann, so turmhoch überragt schon sein Erstling, der Spinoza-Roman „Amor Dei" (1908 bei Georg Müller in München), die zeitgenössische Literatur. Gelehrter und Künstler, Dichter und Mensch sind hier eins geworden. Spinoza und Rembrandt, orthodoxes Judentum und moderne Welt, die verschiedensten Bekenntnisse, Völker und Rassen spiegeln sich in dem grandiosen Zeitgemälde wieder. Plastische Massenszenen wechseln mit intimen Seelenbildern. Das erschütternde Ereignis wird von der lieblichsten Episode abgelöst. Und über all den Irrungen und Wirrungen, die in dem Amsterdamer Zauberkessel gären, waltet beschwörend die starke, ordnende Hand eines echten Gestalters, eines wahrhaften Dichters. Kolbenheyers zweiter Roman „Meister Joachim Pausewang" (1910 bei Georg Müller in München) spielt im gleichen Zeitalter wie Handel-Mazzettis „Arme Margret" und Schönherrs „Glaube und

Heimat", aber unter anderen Menschen, in einem andern Land, in Schlesien. Warum wohl ist diesem tiefer angelegten Werk eines Mannes, der mit dem Luthertum nicht kokettiert, sondern von den Ahnen her es ererbt hat, der rauschende Erfolg der Genossen bisher versagt geblieben? Vielleicht überfieht es der Tag, weil die Ewigkeit darauf wartet. Die Sprache des Jakob Böhme und seiner Zeitgenossen, die geheimnisvolle Mystik jener gedankenschweren Ringer um des Lebens Licht und Brot, machen die Selbstbiographie Meister Pausewangs zu keiner leichten Lektüre. Wer sich aber in den Roman eingelesen hat, liest ihn mit verhaltenem Atem bis zu Ende, um dann wieder von vorn zu beginnen. Kolbenheyer bildet ein neues Glied in der Kette großer Erzähler seit Grimmelshausen, deren letztes Wilhelm Raabe gewesen ist. Wir dürfen auf seine kommenden Leistungen gespannt sein.

Kolbenheyer verbringt einen Teil des Jahres in Wien, dort, wo auch andere deutschböhmische Dichter eine Heimstatt gefunden haben. Ich nenne da bloß den religiösen Lyriker Franz Eichert, den Ästhetiker Richard v. Kralik, das Haupt der antimodernistischen katholischen Literatur, der sich in allen Dichtungsarten betätigt, den jungen Rudolf Haas, dessen Bildungsroman „Der Volksbeglücker" (1910 bei Axel Juncker in Charlottenburg) den entgegengesetzten Ton anschlägt, Camill Hoffmann, dem wir ein reizendes Gedichtbuch „Die Vase" (1911 ebenda) verdanken, Karl Ginzkey und Josef Gangl.

Ginzkeys Liederbuch „Das heimliche Läuten" (1906 bei Staackmann in Leipzig) zeigt deutlich romantisches Gepräge. Nach der Feeninsel Avalun mit des Gralkönigs Artus heiligem Grab verlangt des Dichters Seele. Der Welt Weisheit sucht er nicht in Büchern, sondern in Gottes freier Natur. Eichendorffsche Klänge und Uhlandsche Motive begegnen uns. Wie ein schlichtes, scheues Waldmärchen aus der nordböhmischen Heimat der Ahnen blicken die rätseltiefen Augen dieses erfreulichen Poeten fragend in unser Herz, und wir stimmen ihm entschlossen zu trotz Stefan George und Hugo v. Hofmannsthal*) und Rainer Maria Rilke, der zwar aus Prag stammt, aber in Paris zum Unterschied von allen seinen Landsleuten seinen deutschböhmischen Charakter völlig verloren hat. Volkstümlichen Wendungen erweist sich Ginzkeys Sprache naturgemäß hold. Und wir würden auch ohne sein herrliches Gedicht auf Walter von der Vogelweide wissen, woher er sie hat. Ginzkeys Phantasie liebt humorvolle Einfälle. Auch das Volk kann ja ohne sie nicht leben. Konfus und verträumt, weise und kindisch zugleich kommt es uns vor. Und doch versteht es der Dichter, am rechten Ort ernst, tiefernst zu sein. Das soziale Ringen der Gegenwart rührt auch an seine Seele, und dann strömen männlich-stolze Lieder von seinen Lippen.

Der Böhmerwäldler Gangl dagegen ist ausschließlich Erzähler. Wie Thomas Mann in seinen „Buddenbrocks" den Verfall eines reichen norddeutschen Handels-

*) Über Hofmannsthal vgl. den Aufsatz „Neuwiener Schicksals- und Stimmungsdichtung" in Heft 43 dieses Jahrgangs der Grenzboten. Die Schriftltg.

hauses schildert, so zeigt uns Gangls „Letzter Baum" (1908 bei J. Habbel in Regensburg) den Niedergang einer altansässigen Familie im Böhmerwald. Aber dieser Niedergang ist nur scheinbar. Derjenige, dessen Erziehung und Entwicklung sich vor unseren Augen abspielt, bis der letzte Baum seines Vätererbes gefällt wird und er mit seiner Mutter in die Fremde zieht, kann nicht untergehen. Er hat die Welt erkannt und gelernt, sich an ihr zu erfreuen. Aus aller Not und allem Ungemach geht er seelisch geläutert hervor. An ihm erscheint nichts Falsches und Schwächliches, er gehört zu den stillen „Helden des Alltags", zu denen, die nicht umzubringen sind. Es geht in dem Buch oft recht lebhaft und leidenschaftlich zu, dennoch ist es im Grunde eine ruhige feine Dichtung für nachdenkliche und gemütswarme Leser. Die Schwäche des Werkes beruht in seinem Schluß. Aber diese Schwäche ist recht liebenswürdig. Wir suchen nach der Fortsetzung. „Und sie liebten sich doch" heißt Gangls folgendes Buch (1909 bei J. Habbel in Regensburg), eine Sammlung von Böhmerwaldgeschichten, die der Dichter viel früher als den „Letzten Baum" niedergeschrieben hat, die meisten, als er noch „in der Wildnis lebte, wo ihm selten ein Tisch, meist nur ein Stein oder der Rücken eines Stieres als Schreibunterlage gedient". Was für prächtige Blumen hat er aber da tief in seinem heimischen Wald aufgelesen! Gleich die Titelnovelle bezaubert uns durch ihren tiefen Stimmungsgehalt. Keine süße Liebesgeschichte, deren faber Geschmack einem das Weiterlesen verleiden könnte, sondern ein herbes Ehestandsbild, Bauernhumor, ehrlicher, kräftiger, deutscher und deshalb wahrhafter Realismus! Den üblen „Erdgeruch der Scholle", den wir schon alle nachgerade satt haben, das gequälte Spielen mit der Mundart, naturalistische Übertreibungen finden wir bei Gangl nicht. Zwanzig Geschichten enthält die Sammlung, aber noch viel mehr Menschenporträts und Anregungen für Geist und Gemüt. Dem Pfarrherrn, dem Lehrer und jedem, der mit dem Volk umgeht, ist die eine oder andere ähnliche Gestalt im Leben längst begegnet. Mit der festen, sicheren Hand eines im wirklichen Kampf ums Dasein geläuterten Künstlers hat sie Gangl festgehalten. Seine seither entstandenen großen Romane sind in Buchform noch nicht erschienen.

In Dresden lebt der Deutschböhme J. J. Horschick wie der Held seines Künstlerromans „Johannes Lister" (1908 bei Amelang in Leipzig). Allein Lister hört nicht ohne Grund den Eilzug nach Böhmen sausen, denn in ihm verkörpert sich mehr als ein Stück vom innersten Wesen seines Dichters. Horschicks Herzblut schlägt für die alte Heimat. Lister ist Künstler, ist Dichter, ist der moderne Mensch mit aller Sehnsucht der Gegenwart. Er liebt die Bibel und Hölderlin und Giorgione, „das Stille und Feine, das Vibrierende und die leidenschaftslose besonnene Kraft". Er hat eine komplizierte Seele, eine kritische, eine vorwärtsdrängende, voll ungewöhnlicher Pläne, ähnlich wie Maler Nolten und Niels Lyhne. Eine Gesellschaft von Männern und Frauen umgibt ihn, ein Kreis von Künstlern und Kunstfreunden und schönen Menschen. Alle sind Kinder der Natur und lieben sie mit geradezu pantheistischer Inbrunst.

Der hl. Franz von Assisi könnte nicht schöner schwärmen und schwelgen. Lister weiß oft nicht mehr, was Traum und Wirklichkeit ist, so tief versenkt er sich in das Leben der Natur. Seine andere Liebe aber heißt Elisabeth. Die Menschwerdung beider im höheren Sinn bildet den Inhalt des köstlichen Buches: Eine wunderbar innige Naturanschauung, Führich und Schwind vergleichbar, eine berauschende Sprache voll ossianischer Gewalt, ein Hymnus auf Leben, Liebe und Schönheit! Ein anderes Werk, Horschicks Novellen und Skizzen „Reif im Frühling" (1907 bei Amelang in Leipzig), beweist eben so sehr den eigentlich lyrischen Charakter unseres Dichters, der mit romantischen „Liedern des Wanderers" im Sinne Hardenbergs begonnen hat. Sein Stoff ist immer nur das Psychische, aber dessen Umkreis kennt ja keine Grenzen. Dunkel und schwerfällig erscheint uns manchmal sein Stil. Dann aber leuchtet wieder wie ein blendender Blitz die überraschendste Klarheit im Ausdruck aus dem phantastischen Labyrinth seiner Sprache hervor. Novalis hat ähnlich geschrieben, Musik in Worte gegossen. Man muß Horschick laut lesen, wenn man ihn genießen will. Er ist ein Tonkünstler der deutschen Sprache. In den Novellen ist einigemal von Prag und von Böhmen die Rede. Eine Schilderung der heimischen Landschaft wird uns darin nicht gegeben, obwohl viele eingestreute Naturbilder beseelt und voll Farbenglut Horschicks Stimmungen erfüllen. Aber die eigenartige Seele des alten Prag, die schwärmerische Melancholie, die aus Steinen und hängenden Gärten, vom stolzen Hradschin, vom fliederumbuschten Laurenziberg und aus der langsam leise rauschenden Moldau zu jedem flüstert, der diese Sprache versteht, also Heimatkultur der Seele lebt und webt in dem Neuromantiker Horschick. In der Novelle „Wenn die Blätter fallen" vernehmen wir den vollen Nachhall jener wehmütig schönen Empfindung. Und wie Raabes „Alter Proteus" etwa ein wunderlicher Kauz ist mit seinen Schnurren und Märchen, die der selige Jean Paul nicht herrlicher hätte träumen können, ebenso freundlich und liebenswürdig weist uns Horschicks pensionierter Waldheger Wunibald Strumpel irgendwo im Deutschböhmischen den märchenhaften „Weg zum Prinzen Igilo". Aber Horschick vermag auch den sozialen Masseninstinkt der Gegenwart zu begreifen. Er ist kein bloßer Träumer. „Morgen werden sie siegen", schreibt er als Titel über eine andere Novelle. Und er meint damit die Arbeiter, die Arbeiter des Geistes nicht minder als die Tagwerker der allmächtigen Industrie. Und dann wird er wieder ganz altmodisch. „Malvi", dem getreuen Hund, widmet er eine Geschichte. Darin kommt kein modernes Problem zur Austragung. Die Liebe zur Tierwelt ist alt, uralt, aber darum auch ewig neu. „Malvi" bedeutet eine Perle der ganzen Sammlung. Stimmungen und Gestalten aus Stifters „Mappe meines Urgroßvaters" tauchen wieder auf. Die tiefe Wirkung der dramatisch knappen Sprache erinnert an dessen „Bergkristall".

Von den deutschböhmischen Schriftstellern außerhalb Böhmens verdienten viele an dieser Stelle charakterisiert zu werden: Anton Ohorn, Viktor Hadwiger,

Grete Meisel-Heß, Auguste Hauschner u. a. Nur eines jungen Landsmanns sei noch gedacht, des Komotauers Victor Fleischer in Berlin, der unter dem jüngsten literarischen Nachwuchs neben Kolbenheyer das Meiste verspricht. Seine Erzählung „Die Handschrift des Bruders Engelbert" (1909 bei Axel Juncker in Charlottenburg) hat lyrische Einzelschönheiten aufzuweisen, verrät jedoch durchaus nicht Eigenart, eher noch die anspruchslose Geschichte aus dem Erzgebirge „Das Steinmetzendorf" (1906 Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart). Um so mehr überrascht Fleischers jüngstes Werk, der Erziehungs- und Kulturroman „Wendelin und das Dorf" (1911 bei Meyer und Jessen in Berlin). Er spielt teilweise in der Heimat des Verfassers, teilweise in Wien. Die großen politischen, konfessionellen und Rassegegensätze, der Kampf zwischen Dorf und Stadt, zwischen Gemeinsinn und Egoismus, das Um und Auf unseres Zeitalters verdichtet Fleischer zu einem Charaktergemälde der Gegenwart, schlicht und einfach in Anlage und Ausführung, freilich dadurch erst recht packend. Der heiße Boden des deutschböhmischen Erdenwinkels, in dem der Dichter daheim ist, dampft förmlich unter dem Streit der Parteien, aus dem Wendelin hervorgeht, besiegt, verkannt, vertrieben, allein ungebrochen, sich selbst getreu, der Beste seiner Gemeinde. (Vgl. auch die Besprechung dieses Buches in Heft 29, Jahrgang 1911 der Grenzboten.)

Das deutschböhmische Schrifttum hat seit etwa einem Jahrzehnt entschieden einen mächtigen Aufschwung genommen. Die hartbedrängten Deutschen des Landes sind eben zur Überzeugung gekommen, daß sie zwar politisch zurückgedrängt werden können, nicht aber kulturell. Als Seitenstück zur tschechischen „Akademie der Wissenschaften" ist ebenfalls in Prag die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" entstanden. Ihre Zeitschrift, die soeben im elften Jahrgang stehende „Deutsche Arbeit", ursprünglich von Professor Adolf Hauffen, später von Professor August Sauer geleitet, sammelt alle Denker, Dichter und Künstler Deutschböhmens um ihre stolze Standarte. Der geschäftsführende Schriftleiter Ferd. Matras, ein Neffe des berühmten Komikers, ist selbst Dichter. Sein Stück „Die Studentenschwester" (1909 bei Bellmann in Prag), aus den Märztagen des blutigen Jahres 1848, ist ein echtes Volksschauspiel.

Mögen die Würfel über Böhmen fallen so oder so! Ein Stamm, der geistig in der ersten Reihe der europäischen Kulturpioniere steht, seit Jahrhunderten und heute erst recht, ein solcher Stamm kann nicht untergehen.

Deutsch-französische Randbemerkungen

Von Franz Wugk-Paris

Am Tage nach der Unterzeichnung des deutsch-französischen Marokko-Kongoabkommens befand ich mich in einer Gesellschaft französischer Herren, die teils der Pariser Börsenwelt angehörten, teils den Kreisen der Intellektuellen, die aber gleichzeitig fast sämtlich alte Soldaten waren und in der Mehrzahl noch vor kurzer Zeit Reserveoffizierübungen durchgemacht hatten. Im allgemeinen ist unter uns die Politik streng verpönt; an jenem Abend aber war es ja schlechterdings unmöglich, sich um das große Thema des Tages — Marokko, Kongo und die deutsch-französischen Beziehungen — herumzudrücken und schließlich kamen wir sogar auf die feuergefährliche Frage des Krieges. Unter guten Bekannten legt man sich keinen Zwang auf und die Herren versicherten mir schließlich in aller Freundschaft, aber auch mit imponierender Kaltblütigkeit, daß Deutschland von Frankreich ganz jämmerlich verhauen wäre, wenn es sich auf einen Waffengang eingelassen hätte. Das schien mir denn doch etwas stark und ich antwortete mit einer Schärfe, die ein kurzes, peinliches Schweigen dem lauten Stimmengewirr folgen ließ. Dann gab man mir aber mit jener Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, durch die der wirklich fein gebildete Franzose sich so auszeichnet, alle wünschenswerten Erklärungen und ich zögerte nicht, mich durch diese geschmeidigen Bitten um Entschuldigung versöhnen zu lassen. Selbstverständlich änderte das aber an den Überzeugungen der Herren nichts: sie glaubten und glauben noch heute, uns gewaltig überlegen zu sein. Diesem naiven Größenwahn, wie er sich seit etwa einem Jahr hier entwickelt hat, kommt nur die Verwunderung darüber gleich, daß der Deutsche an die Sicherheit des Sieges für Frankreich nicht glauben will. Freilich müssen wir hier dazusetzen, daß der Franzose selbst leicht aus Anfällen von maßloser Selbstüberschätzung in Perioden pessimistischer Verzweiflung an der Zukunft seiner Nation fällt. Wenn man diese Stimmungssprünge im französischen Charakter kennt, nimmt man die chauvinistischen Ausschweifungen hier nicht mehr so tragisch.

Als sich unsere Gesellschaft trennte, schloß sich mir auf dem nächtlichen Heimgange einer der Herren an, die durch ihre hohe allgemeine Bildung und ihre weiten Reisen am meisten in die Lage gekommen waren, sich von engen, blauweißroten Vorurteilen frei zu machen. Anderseits ist er als Angehöriger einer

Offizierfamilie und ehemaliger Dragonerleutnant über den Verdacht erhaben, schlechter Patriot zu sein. „Sie haben mir," sagte er im Laufe unseres Gespräches, „heute wieder einmal bewiesen, wie recht ich mit meinen Beobachtungen während meines langen Studienaufenthalts in Deutschland und während meiner zahlreichen späteren Reisen in Ihr deutsches Reich gehabt habe. Es gibt heute kaum ein Volk, das nationalistischer und bei jeder Kritik empfindlicher ist wie das deutsche. Trotz des Geschreis der chauvinistischen Radaublätter in Paris, der Hetzbroschüren und der Brandreden in Versammlungen der Patriotenliga, trotz auch der Fehler Ihrer Staatsmänner und Ihrer ‚Pangermanisten', die die öffentliche Meinung hier gelegentlich aufreizen — glauben Sie mir, trotz aller dieser Dinge ist das Kennzeichen des heutigen Frankreich der ‚Je m'en fiche', d. h. zu deutsch: die ‚Wurschtigkeit' in allen Fragen der Politik im allgemeinen und der äußeren Politik im besonderen. Ich sage keineswegs, daß diese Gleichgültigkeit zu loben ist. Aber ich selbst kann mich offen gestanden für alle diese Geschichten mit Marokko, Kongo, Tripolis, ja auch sogar um Elsaß-Lothringen beim besten Willen nicht leidenschaftlich aufregen. Sie dagegen, obwohl Sie älter sind als ich und obwohl Sie seit zehn Jahren fast fern von Deutschland leben, fahren auf wie bei einer persönlichen Beleidigung, wenn man in irgendeiner Beziehung das ‚Deutschland über alles!' nicht so wörtlich anerkennen will. Dabei werden Sie doch nicht leugnen können, daß man in Frankreich die staunenerregenden Errungenschaften und Fortschritte Deutschlands vielleicht williger anerkennt als sonst irgendwo in der Welt. Aber kriegsgerüstet sind Sie nun einmal nach unserer Meinung nicht in genügendem Maße, um mit Aussicht auf Erfolg einen Feldzug gegen uns unternehmen zu können. Ich sage das ohne die mindeste verletzende Absicht, denn ich bin der größte Freund und Bewunderer Deutschlands — aber Tatsachen lassen sich doch nun einmal nicht wegleugnen. Ihr Heer steht heute nicht auf der Höhe des unserigen, weder in der Ausbildung der einzelnen Teile, noch in der höheren Führung. Wir sind Ihnen in der Bewaffnung überlegen, und unsere Aeroplane allein würden genügen, Ihnen eine Überschreitung unserer Grenze unmöglich zu machen, während wir, wenn wir wollten, diesmal unter dem Schutz unserer Kriegsvögel den Marsch über den Rhein wagen könnten. Deutschland wäre außerdem in einer Woche bankerott. Wir haben das ja bei der September-Panik gesehen. Die Kriegserklärung wäre ein Zusammenbruch des Deutschen Reiches — und zwar nicht nur in finanzieller Beziehung. Sozialistische Revolten würden die Mobilmachung aufs äußerste erschweren. — Und dann noch eins: bei meinen Reisen in Süddeutschland habe ich die Überzeugung gewonnen, daß Bayern, Württemberger und Badenser nur auf eine Gelegenheit warten, um sich von dem preußischen Joch befreien zu können. Die Norddeutschen verschließen vor dieser Gefahr absichtlich die Augen. Ich und meine Landsleute haben da einen unbefangenen Blick: Süddeutschland bleibt nur unter Druck und Zwang im Hohenzollernreich und wartet auf seinen Befreier. Was die internationalen, diplomatischen Kombinationen anlangt, so wissen Sie ja besser Bescheid als ich. Deutschland kann Frankreich, Rußland und England in Wahrheit nur einen Bundesgenossen entgegensetzen, Österreich, und was es mit diesem Bundesgenossen auf sich hat, habe ich an Ort und Stelle studieren können. Sie sehen, es ist nicht Voreingenommenheit gegen Ihr Land — es ist einfach nüchterne

Betrachtung der Wirklichkeit, die mich zu der Schlußfolgerung führt: Deutschland würde bei einem Kriege mit Frankreich einer sicheren Niederlage entgegengehen."

Ich habe mir in Frankreich längst das Erstaunen über Deduktionen dieser Art abgewöhnt. Ich habe hier die Gedanken meines Bekannten ausführlich wiedergegeben, weil sie charakteristisch sind für die Anschauungen in den französischen Kreisen von Bildung und Besitz. So wie er betrachten heute Hunderttausende von französischen Bourgeois die Kriegsfrage. Eine Kritik können wir uns sparen; der Leser weiß ja selbst am besten, wo die gröbsten Fehler in dieser französischen Rechnung sitzen. Man möchte die Pariser von heute immer wieder mit den Parisern vom Sommer 1870 vergleichen und dann mit dem „Nichts gelernt und nichts vergessen!" schließen.

Aber mein Franzose hatte mir noch mehr zu sagen — und zwar etwas, was abermals sehr bezeichnend ist für Stimmungen in weiten französischen Volkskreisen und was mir fast als Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung der französischen Gedanken und Gefühle uns gegenüber erscheinen möchte. Ich fragte meinen Bekannten, weshalb denn Frankreich, das in den letzten Monaten seinem Haß und seiner Rachsucht so wilden Ausdruck gegeben hat, diesen Krieg nicht führe, der bei der gewaltigen Überlegenheit Frankreichs doch ein ganz sicheres Unternehmen sei. Ein leichter Sieg, ohne Risiko und mit unerhörten Triumphen und glänzendster Beute in Aussicht: Wie kann da Gallien nur einen Augenblick zögern? Und mein Weggenosse sprach das große Wort gelassen aus: „Wir führen keinen Krieg, weil wir eben keinen Krieg wollen; weil wir zu verträglich und zu versöhnlich sind und vielleicht auch, weil wir es für unwürdig unserer heutigen Kultur halten, Meinungsverschiedenheiten, die sich auf andere Weise beseitigen lassen, mit bewaffneter barbarischer Gewalttätigkeit zu ordnen." Das war ohne Ziererei und Prahlerei gesprochen — im schlichten Tone ruhiger Überzeugung. So etwas bekommt nur ein Franzose fertig.

„Von Ihrem ‚konzilianten' Verhalten haben uns die französischen Zeitungen, die säbelrasselnden und Bücher schreibenden Generäle, die Reden haltenden Minister uud sonstigen Politiker angenehme Kostproben gegeben," wandte ich ein.

„Halten Sie daneben, was in Deutschland in den letzten Monaten gesagt und geschrieben ist. Ich habe das alles sorgfältig verfolgt. Das hat mich nicht nervös gemacht, wie Sie; aber bei einem Vergleich muß ich sagen, daß Ihre Pangermanisten in Herausforderungen und Beleidigungen weit mehr geleistet haben als unsere Chauvinisten. Lassen wir doch aber diese Art Literatur ganz beiseite. Sie wissen, daß weniger als in irgend einem anderen Lande die hauptstädtische Presse bei uns in Frankreich die wahre Volksmeinung wiedergibt. Der Konkurrenzneid der Sensationsblätter, Börsenmanöver, Käuflichkeit, lichtscheue Spekulationen spielen bei den meisten dieser neuboulangistischen und sonstigen deutschfresserischen Preßerzeugnissen eine große Rolle. Die einen werfen ihren Gegnern vor, in deutschem Solde zu stehen; die anderen behaupten von ihren Widersachern, sie seien bezahlte Domestiken Englands. Ich gebe zu, daß in der berechtigten Erregung über das Verhalten Deutschlands auch von ernsthaften Franzosen manches zu scharfe Wort geschrieben oder gesagt ist. Von einem Haß und von einer kriegslustigen Rachsucht des französischen Volkes gegen Deutschland kann aber nur der sprechen, der die paar überspannten Revancheschreier und die beschränkten Fanatiker für die einzig wahren

Vertreter Frankreichs ansieht und die neunhundertneunundneunzig ruhigen von tausend Franzosen böswillig übersieht. Nein, das ist keine „Blague“: Frankreich will keinen Krieg mit Deutschland, weil es erstens überhaupt keinen Krieg will und zweitens, weil es gerade mit Deutschland in Frieden leben möchte. Es werden wieder ruhige Zeiten kommen, und dann werden wieder diejenigen ihre Stimme erheben können, die, wie ich, Deutschland kennen und lieben gelernt haben. Nach unserer Meinung gibt es nur zwei Kulturmächte, die würdig sind, im Bunde mit einander die Welt zu beherrschen, das sind Frankreich und Deutschland. Der Tag für dieses einzig wahre Bündnis für uns ist noch nicht gekommen — aber er wird kommen! Man muß nur nicht zu schnell marschieren wollen. Gewisse Dinge müssen erst verjährt sein. Warten wir ab — und Fragen, die heute unlösbar scheinen, werden eine befriedigende Antwort finden. Einstweilen kommt alles darauf an, durch unnötige Zänkereien die natürliche Entwicklung nicht zu stören und dadurch aufzuhalten. Tanger, Casablanca, Agadir haben uns um ein Jahrzehnt zurückgeworfen — aber das Versäumte läßt sich ja wieder einholen!“

Es ist ja wohl kaum nötig, zu sagen, daß ich diesen Optimismus des Friedens bei meinem französischen Freunde ebenso wenig teile wie seinen kriegerischen Optimismus. Aber er spricht nur aus, was unzählige Franzosen heute denken. Heute, nach dem mühseligen Zustandekommen des Marokko—Kongo-Kompromisses beherrscht hier trotz aller sonstigen internationalen und inneren Schwierigkeiten die Frage alle Gemüter: was wird weiter aus uns und Deutschland werden? Die Freunde der Politik Caillaux-Cambon und Bethmann-Kiderlen rechnen auf eine wohltätige Rückwirkung des Abkommens für die allgemeinen deutsch-französischen Beziehungen und sehen hierin geradezu den Hauptwert der Vereinbarung. Die Widersacher jener Politik behaupten im Gegenteil, daß von allen Fehlern des Vertrages der schlimmste der sei, daß er das so wie so durch die Erregungen der letzten Monate arg verschlechterte Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich in der nächsten Zeit durch unausbleibliche Zwischenfälle und Reibungen einer gemeingefährlichen Prüfung aussetze. Man muß sich hüten, bei Problemen von so tiefgreifender Wichtigkeit in der durch die Tagesereignisse hervorgerufenen flüchtigen Stimmung eine sofortige Antwort geben zu wollen. Erst nach Jahren wird sich übersehen lassen, welche Bedeutung dem Vertrage vom 4. November für die Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen zuzuschreiben ist.

Das Glück des Hauſes Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

XII.

Zum zweitenmal ſeit Mergens Weggang hatte der Frühling die alten Apfelbäume im Garten des Hauſes Rottland mit Blüten geſchmückt. Die Sonne brannte wieder ſo heiß hernieder, wie an jenem unſeligen Märztage, und man durfte es wirklich wagen, den kleinen Ferdinand, der nun doch ſchon zwei und ein halbes Jahr zählte und ein recht ſtämmiges Bürſchlein geworden war, ins Freie zu führen.

Die beiden alten Damen, die ſich der Pflege des Kindes mit großem Eifer widmeten und es in jeder Weiſe verhätſchelten, nahmen den kleinen Neffen in die Mitte und führten ihn auf den Hof zu den Hühnern, die er ſchon ſeit Wochen vom Fenſter aus immer mit ſo lebhaftem Intereſſe betrachtet hatte. Schweſter Felicitas zog aus dem weiten Ärmel ihres Habits eine Düte mit Brotkrumen und andern Reſten von der Tafel, lockte die Hühner herbei und ſtreute ihnen ein wenig von dem Futter hin. Dann gab ſie die Düte dem Kleinen, in der Erwartung, daß er ihrem Beiſpiele folgen und ſeine gefiederten Lieblinge nun ſelbſt füttern werde. Das Kind ſchien zu verſtehen, was man von ihm verlangte, nahm die Düte ganz geſchickt in die Linke und griff „d'une manière très raisonnable", wie die Tante Gubernatorin anerkennend bemerkte, mit der Rechten hinein. Es brachte die kleine Fauſt auch wohlgefüllt wieder zum Vorſchein, aber anſtatt ſie nun zu öffnen und die Broſamen auszuſtreuen, führte es ſie blitzſchnell zum Munde.

Die beiden alten Damen hatten keine leichte Arbeit, die harten Bröcklein mit ihren dicken Fingern wieder ans Licht zu befördern, als jedoch das Werk geglückt und jede Gefahr beſeitigt war, konnten ſie ſich nicht enthalten, herzhaft zu lachen. Der Kleine ſtimmte in ihre Heiterkeit nicht mit ein, ſah vielmehr bald die eine, bald die andere der Tanten ſehr ernſthaft an und verzog die Mundwinkel zum Weinen. Man wollte ihn auf andere Gedanken bringen und führte ihn in den Garten.

Ein bunter Schmetterling ſaß auf der Buchsbaumeinfaſſung eines Weges und lüftete die Schwingen. Man machte das Kind darauf aufmerkſam. Es ſtreckte die Händchen danach aus, aber zugleich fiel der Schatten der kleinen Geſtalt über das Inſekt, ſo daß ſich dieſes in die Luft erhob und ſich ein paar Schritte weiter gaukelnd

auf den Boden niederließ. Der Kleine wurde unwillig darüber, daß sich das bunte Ding nicht von ihm greifen lassen wollte, und stieß einen unartikulierten Laut aus, der deutlich genug seinen Ärger verriet.

Man hatte schon mehrmals bei dem Kinde Wutanfälle beobachtet, die meist von ungünstiger Nachwirkung auf sein Befinden gewesen waren. Die Tanten waren sich deshalb klar darüber, daß sie dem Neffen um jeden Preis zu dem Besitze des Schmetterlings verhelfen mußten. Sie eilten also dem Tierchen nach, so gut es bei ihrem Alter und ihrer Körperfülle gehen wollte, stiegen über die Einfassungen, zwängten sich durch die Stachelbeerbüsche und versuchten, den kleinen Gaukler, wenn er sich auf einer Erdscholle, einem Steine oder einer Pflanze ausruhte, mit spitzen Fingern zu fassen — ein Bestreben, dem natürlich kein Erfolg beschieden sein konnte.

Der Priorin, die alljährlich im Frühjahr vom Zipperlein heimgesucht wurde, fiel die Schmetterlingsjagd besonders sauer, sie verbiß jedoch den Schmerz und lachte sogar über den Eifer ihrer Schwester, deren Antlitz wie ein Purpurapfel durch das junge Grün der Sträucher leuchtete. Aber das Sprichwort „Wer zuletzt lacht, lacht am besten" bewahrheitete sich auch hier, denn als sich die geistliche Dame einmal nach dem Insekt bückte, konnte sie nicht wieder in die Höhe, und Frau v. Ödinghoven erschien dieses Bild so belustigend, daß es lange währte, bis sie die Kraft fand, der Schwester Beistand zu leisten.

Es war eine seltsame Szene: zwei Greisinnen, die für ein paar Augenblicke Jahre, Rang und Würde vergessen hatten und in dem Bestreben, ein Kind zu erheitern, selber zu Kindern geworden waren, und ein kleines Büblein, das ohne eine Miene zu verziehen dabeistand, und auf dessen müdem, ältlichem Gesichtchen nicht einmal der Schimmer eines Lächelns zu erkennen war.

Der ungewöhnliche Lärm hatte die beiden Hunde in den Garten gelockt. Sie kamen in lustigen Sätzen und mit lautem Gebell den Weg hinuntergestürmt. Der kleine Ferdinand, der mit dem Rücken nach dem Pförtchen zu stand, zuckte erschrocken zusammen, als sie an ihm vorbeischossen. Da wurden die alten Damen plötzlich ernst, und die Gubernatorin sagte:

„Voilà la preuve, ma chère! Er hat von dem bruit keinen Ton gehört. Daß er kein Wort spricht, will wenig signifizieren, der kleine v. Orsbeck hat es auch erst zu Ende des dritten Jahres gelernt, aber daß er immer zusammenfährt, wenn etwas par derrière an ihm vorbeikommt, das gibt mir die persuasion, daß er wirklich taubstumm ist. Ce pauvre enfant! Man muß pitié mit ihm haben. Aber wir wissen doch wenigstens, daß wir keinen jungen Kuckuck aufziehen."

Diese Erkenntnis war für die Tanten ein Grund mehr, das Kind zu verhätscheln. Sie glaubten es zu lieben, hielten sich für fähig, ihm die Mutter zu ersetzen, und merkten nicht, daß sie in ihm doch nur ein Spielzeug sahen, mit dem sie ihre vielen müßigen Stunden verbringen konnten. Nebenbei hatten sie noch das angenehme Bewußtsein, sich den Bruder zu Dank zu verpflichten und einen Gotteslohn zu verdienen. Sie ließen dem kleinen Neffen in allem und jedem seinen Willen, fanden seine Unarten äußerst drollig und schritten nur dagegen ein, wenn sie übler Laune waren, oder wenn ihnen die Angewohnheiten des Kindes lästig wurden. Dann war es jedoch meist zu spät, das arme Geschöpf begriff nicht, weshalb es nun plötzlich unterlassen sollte, was man vielleicht schon wochenlang

geduldet hatte, und das Ende vom Liede war ein wilder Wutausbruch, durch den sich die bedauernswerte kleine Seele Luft zu schaffen versuchte. Solche Auftritte wiederholten sich immer häufiger, obgleich die Nachgiebigkeit der Tanten mit der Widersetzlichkeit des Neffen wuchs.

Es war kein Wunder, daß der Kleine nicht recht gedieh, und daß der anfänglich ungewöhnlich kräftige Kinderkörper unter der Einwirkung der fortwährenden seelischen Erregungen in seiner Weiterentwicklung zurückblieb und schließlich einem Siechtum verfiel, über dessen ernsten Charakter sich auch die beiden Pflegerinnen auf die Dauer nicht zu täuschen vermochten. Das Kind wurde mit jedem Tage teilnahmloser und matter, seine bräunliche Hautfarbe wich einem fahlen Gelb, die Augen verloren ihren Glanz, die einst so stämmigen Glieder fühlten sich welk an, und die Beinchen erwiesen sich für den aufgedunsenen Körper zu schwach. Sein Gang wurde unsicher, es fiel bei jedem Schritt und machte kaum Miene, wieder auf die Füße zu kommen. Saß es auf dem Boden, so lehnte es das Köpfchen an die Wand oder an irgend ein Möbel, schloß die Augen und schlief ein.

Man war anfangs geneigt gewesen, den Zustand des kleinen Ferdinand auf das Durchbrechen der Backenzähne zu schieben, aber auch nachdem dieses Stadium des Zahnens überwunden war, trat keine Besserung ein. Die alten Damen waren geradezu ungehalten, sie sahen sich ihres Spielzeugs beraubt und glaubten in der Krankheit des armen Wesens einen neuen Beweis seiner Böswilligkeit zu erkennen. Denn ein Kind, das so treu und sorgsam gepflegt worden war, hatte ihrer Überzeugung nach wirklich kein Recht, krank zu werden. Sie hatten ihre Pflicht getan, mochte nun kommen, was da kommen wollte. Gewiß, bei Tage wollten sie ja gern auf den kleinen Neffen, der müde und mißlaunig in den Kissen lag und jeden, der sich ihm näherte, mit gleichgültigen oder gar feindseligen Blicken betrachtete, achtgeben, aber daß sie dem trotzigen Kinde auch ihre Nachtruhe opfern sollten, das konnte niemand verlangen. So saß denn der Freiherr selbst bis zum ersten Morgengrauen am Bettchen seines Sprößlings und schaute beim matten Lichte der Nachtlampe besorgt und gedankenvoll auf das unglückliche kleine Geschöpf, das in der Nacht keinen tiefen Schlaf zu finden schien und sich schwer atmend und stöhnend von einer Seite zur andern warf.

Der Vater hatte das Elend drei Nächte lang mit angesehen, als er zu der Überzeugung gelangte, daß es, wenn das Kind am Leben bleiben solle, so nicht weitergehen dürfe. Er gebot Gerhard, die Gäule vor die Kutsche zu spannen, und fuhr dann selbst nach der Stadt, um Meister Simon, den jüdischen Arzt, zu holen.

Drei Stunden später saß dieser am Bette des kleinen Patienten, strich sich mit der schmalen Hand, deren Zeigefinger ein schwerer Goldring schmückte, den schwarzen Bart und heftete die klugen Augen forschend auf das entstellte Antlitz des Kindes.

„Nun, maitre Simon, was fehlt unserm Ferdinand?“ fragte Frau v. Ödinghoven, die hinter ihm stand.

„Was soll ihm fehlen, madame?“ erwiderte der Jude, indem er sich zur Gubernatorin umwandte, „wenn es erlaubt ist, zu sagen die Wahrheit: es fehlt ihm die Mutter.“

Er verordnete Kräuterbäder, meinte aber, daß, wenn die Natur hier nicht selbst helfend eingriffe, von menschlicher Kunst nicht viel zu erhoffen sei.

Herr Salentin nahm den Bescheid mit männlicher Fassung auf, die Schwestern jedoch, denen der hoffnungslose Zustand des Kindes jetzt erst so recht zum Bewußtsein kam, zeigten sich untröstlich. Besonders der Priorin ging das traurige Geschick des armen Kleinen nahe, sie wurde aus lauter Mitgefühl ebenfalls krank und mußte sich noch an demselben Tage zu Bett legen.

Frau v. Ödinghoven unterzog sich der Mühe, das Kind zu baden, mit großem Eifer. Was getan werden konnte, sollte gewissenhaft getan werden, und ihr durfte, wenn das Befürchtete wirklich eintrat, niemand den Vorwurf machen, sie habe es an der nötigen Sorgfalt fehlen lassen. Trotzdem konnte der Arzt, als er seinen Besuch wiederholte, kein Anzeichen der Besserung feststellen. Im Gegenteil: der kleine Patient wurde von Stunde zu Stunde hinfälliger, weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen und stieß den Löffel, der seinem Munde genähert wurde, zornig und mit einem erstaunlichen Aufwand an Kraft von sich.

In ihrer Angst entsann sich die Gubernatorin, daß der kleine Neffe früher eine besondere Vorliebe für stark gesüßten Hirsebrei gehabt hatte. Sie eilte in die Küche, bereitete das Gericht mit eigener Hand und trug ein Näpfchen voll davon in das Krankenzimmer, überzeugt, daß das Kind diese Speise sicherlich nicht verschmähen werde. Im Stillen freute sie sich schon auf den Triumph, dem Bruder und der Schwester melden zu können, daß ihr Pflegling endlich wieder Nahrung über die Lippen gebracht habe.

Aber auch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch: der Kleine streifte den ihm dargebotenen, zur Hälfte gefüllten Löffel mit einem matten Blick und wandte sich widerwillig ab.

Die Tante versuchte noch einmal, dem Kinde ein wenig Brei in den Mund zu schieben, da schlug es nach ihrer Hand und sank aus dem stützenden Arme erschöpft in die Kissen zurück.

Die alte Dame war der Verzweiflung nahe. Sie stellte das Näpfchen auf den Stuhl neben dem Bett und begab sich völlig entmutigt in das Wohngemach hinunter, um den Geschwistern ihren Mißerfolg zu berichten.

„Ich fürchte, wenn Gott kein Mirakel tut, werden wir den kleinen Ferdinand nicht mehr lange behalten," schloß sie, während sie ihre Augen mit dem Spitzentüchlein betupfte.

„Wir dürfen die Hoffnung noch nicht aufgeben, chère soeur," bemerkte die Priorin, indem sie in ihrem Körbchen nach dem Flakon mit dem Melissengeist suchte, „ich kann nicht glauben, daß der Himmel so cruel sein wird, ihn uns zu nehmen. Mon dieu, wie sollte ich eine solche disgrâce überleben! Man hat sich doch so an das Kind attachiert!"

Sie nahm ihre Tropfen, seufzte und griff zum Brevier. Nach einer Weile wandte sie sich an den Bruder und fragte:

„Willst du es nicht einmal mit einem Gelübde versuchen, lieber Salentin? Als die kleine von Firmont, die Rosalie, vor drei Jahren auf den Tod lag, tat der Vater die promesse solennelle, er würde, wenn das Mädchen am Leben bliebe, einen pélerinage nach Kevelaer machen. Das hatte einen herrlichen succès, denn von Stund an ging es dem Kinde besser."

Der Freiherr wollte etwas erwidern, aber in diesem Augenblick stimmten die Hunde im Hofe ein Freudengewinsel an, wie man es seit langem nicht gehört hatte.

„Was mögen sie nur haben?“ fragte die Gubernatorin, die der Lärm gerade in dieser ernsten Stunde peinlich berührte.

„Sie werden eine Ratte attrapiert haben,“ meinte Herr Salentin, indem er sich erhob und ans Fenster trat. „Es ist nichts zu sehen,“ sagte er nach einer kleinen Weile, „Gerhard wird sie wohl in den Stall gesperrt haben.“

Dann ließ er sich wieder auf seinen Stuhl fallen, stützte das Haupt in die Hand und gab sich seinen trüben Gedanken hin.

Plötzlich stand er auf und verließ mit raschen Schritten das Gemach. Das untätige Warten und Trauern widersprach seiner kraftvollen Natur. Er wollte zu seinem Kinde hinaufgehen und selbst noch einen letzten Versuch machen, ihm Nahrung einzuflößen.

Auf der Schwelle des Krankenzimmers blieb er wie gebannt stehen. Er mußte sich mit beiden Händen an den Türpfosten festhalten, um dem freudigen Schrecken, der ihn jäh überkam, nicht zu erliegen.

Durfte er seinen Augen trauen? War es kein Trugbild, kein toller Spuk, was sich seinen überraschten Blicken darbot? Nein, nein, es war Wirklichkeit, wahre und wahrhaftige Wirklichkeit! Seine durch die Nachtwachen geschwächten Sinne täuschten ihn nicht: dort am Bette saß Merge, hatte die Linke unter den Pfühl des Kindes geschoben, führte den Löffel bald an die eigenen Lippen und bald an die des kleinen Patienten und warf von Zeit zu Zeit den beiden Hunden, die aufgerichtet und begehrlich schwänzelnd auf der anderen Seite des Bettes standen, ein Klümpchen Brei zu, das sie geschickt auffingen.

Und das Wunder war geschehen: der kleine Ferdinand hatte seinen Widerstand aufgegeben und aß. Der Appetit der fremden jungen Frau, die ihn so liebevoll anlächelte, und die Gier der Hunde, die so lustig nach der süßen Speise schnappten, hatten auch seinen Hunger geweckt. Nun lehnte er bleich und schwach im Arm der Mutter, sah sie mit seinen matten Augen gedankenvoll an, öffnete die blassen Lippen, wenn sich der Löffel näherte, kaute und schluckte.

„Merge!“ stieß der alte Mann mit gepreßter Stimme hervor, gleichsam als fürchte er, durch einen lauten Ruf die Erscheinung zu verscheuchen.

Sie zuckte zusammen, sah sich jedoch nicht nach ihm um.

Er trat ein paar Schritte näher und beugte sich auf sie hinab. Da schlang sie beide Arme um das Kind und preßte ihr Antlitz in seine Kissen.

„Merge,“ stammelte er, „dich muß die Gottesmutter selbst gerufen haben. Du hast ihm zum zweiten Male das Leben gegeben!“

Sie richtete sich auf und schüttelte den Kopf.

„Meister Simon ist bei mir gewesen und hat mir kund getan, wie es mit dem Kinde steht,“ sagte sie. „Da hat mich's zu Wachendorf nicht mehr gelitten. Ich hab' hergemußt, ob er mich auch hat halten wollen.“

„Wer hat dich halten wollen?“

„Er — der v. Pallandt. Nun bin ich hier, Herr, und bitt' Euch: jagt mich nicht aus dem Hause. Laßt mich hier, nicht als Euer ehelich Weib, denn dessen bin ich nicht mehr wert, sondern als eine Magd. Will Euer Söhnlein auch warten und pflegen, als ob's noch meins wär'.“

„Du hast übel an mir gehandelt, Merge,“ erwiderte er ruhig, „aber ich will dir verzeihen um des Kindes willen.“

„Nein, Herr, verzeihen dürft Ihr mir nicht, denn, ob ich's schon möchte, so kann ich doch nicht bereuen, was ich Euch hab' antun müssen. Es zog mich zu ihm, wie es mich jetzt wieder zu dem Kinde gezogen hat. Hier zu Rottland war mir das Leben zur Qual geworden, aber bei ihm war es eitel Freude und Lust."

„So willst du wieder zu ihm zurück?" fragte Herr Salentin mit bekümmerter Miene.

„Nun nicht mehr," antwortete sie. „Er hat mich halten wollen, mit Gewalt, als ob er ein Recht auf mich hätte. Da bin ich ihm gram geworden."

Sie ließ sich vom Stuhle gleiten und lag vor ihm auf den Knieen.

„Nicht wahr, Herr," flehte sie, „Ihr weist mich nicht vom Hofe? Laßt mich wenigstens hier, bis Euer Kind wieder gesund ist. Dann will ich gern von selber gehen und mir einen Dienst suchen. Das Arbeiten hab' ich noch nicht verlernt, ob ich schon die zwei Jahre ein arges Lotterleben geführt habe."

Er schaute sie lange an und kam in Versuchung, seine Hand auf ihr schwarzes Haar zu legen. Aber er bezwang sich und sagte, seine Bewegung niederkämpfend:

„So mag es denn sein, Merge. Ein anderer hat dich hergesandt, da darf ich dich nicht wieder wegschicken."

Als er ein paar Augenblicke später zu den Schwestern in das Wohngemach trat, strahlte sein Antlitz im Glanze weihevoller Freude.

„Hätte nie und nimmer gedacht, daß eine promesse solennelle so schnelle Wirkung tut," erklärte er. „Vorhin, bevor ich in die Schlafkammer hinaufging, hatte ich in meinem Herzen eine Reise nach Kevelaer gelobt, und nun ist das Mirakel schon vollbracht. Wir dürfen unsere Sorge fahren lassen, denn das Kind hat den Brei gegessen."

„Es hat sich von dir füttern lassen?" fragte die Gubernatorin mit einem leisen Anflug von Eifersucht.

„Nicht von mir. Als ich die Tür öffnete, saß jemand bei ihm und gab ihm zu essen."

„Quelle merveille!" rief die Priorin, das Brevier aus der Hand legend. „Es kann nur ein Engel gewesen sein!"

Dem alten Herrn war es peinlich, daß er den frommen Glauben der Schwester zerstören mußte.

„Für das Kind ist es ein Engel — sans doute," sagte er, „für uns freilich ist es ein Mensch — ein sündiger Mensch."

„Salentin, ich bitte dich, torquier' uns nicht länger!" jammerte Frau v. Ödinghoven, die vor Ungeduld verging. „Sprich doch endlich: wen hast du oben gefunden?"

„Die Merge."

„Was?" schrie die Gubernatorin, „diese méchante Person hat es gewagt, das Haus zu betreten, das sie durch adultère diffamiert hat?"

„Quelle effronterie!" stimmte Schwester Felicitas bei, „zwei Jahre ist sie weggewesen, und nun, da ihr Galan ihrer überdrüssig geworden ist, kommt sie zurück, als ob nichts geschehen sei!"

„Ihr tut ihr unrecht," entgegnete der Freiherr ernst, „es sind die sentiments maternels, die sie wieder hergeführt haben."

„Ich hoffe, du hast ihr die Tür gewiesen, Salentin," sagte Frau v. Ödinghoven mit einem argwöhnischen Blick.

„Nein, das hab' ich nicht getan," antwortete er fest, „es ist auch gar nicht meine intention, es zu tun. Will vielmehr Gott auf den Knien danken, daß sie wieder bei uns ist."

„Netta, versteh' ich ihn recht?" stöhnte Schwester Felicitas, „er will uns den affront antun, sie im Hause zu behalten?"

„Du hörst es ja. Er will uns zwingen, mit dieser Dirne unter einem Dache zu wohnen. Das ist seine reconnaissance für die Liebe und application, die wir dem Kinde erwiesen haben."

„Ich zwinge niemand," erklärte er mit vollkommener Ruhe. Wem's nicht agréable ist, der mag seiner Wege gehen. Es sollte mir leidtun, wenn's dazu käme, aber das Leben meines Sohnes gilt mir mehr als jede andere considération."

„Eh bien, er kündigt uns die Gastfreundschaft auf," sagte die Gubernatorin eisig kalt und entschlossen, den letzten Trumpf auszuspielen, „und ich dächte, chère soeur, wir wissen, was wir zu tun haben."

„Es ist aigre, auf seine alten Tage in die Fremde zu müssen," jammerte die Priorin, „aber es ist nun einmal sein Wille, da müssen wir uns akkomodieren."

Als Frau v. Ödinghoven merkte, daß ihre Drohung auf den Bruder keinen sonderlichen Eindruck machte, empfand sie zugleich Reue, Angst und Zorn. Aber der Zorn überwog jedes andere Gefühl, und so sagte sie mit bebender Stimme:

„Ich bleibe keinen Tag länger in diesem Hause. Die v. Syberg wird uns wohl aufnehmen, bis wir einen anderen domicile gefunden haben. Du gehst doch mit, Schwester?"

Die Priorin nickte unter Schluchzen.

„Wann soll Gerhard mit der Kutsche vorfahren?" fragte der Freiherr kühl.

Nun erfolgte auch bei der Gubernatorin ein Tränenausbruch. Der Rückweg war ihr abgeschnitten, und sie mußte nun wohl oder übel ihre Drohung, Haus Rottland zu verlassen, wahr machen.

„Je eher, desto lieber," sagte sie. „Wir wollen dich keine Minute länger mit unserer présence molestieren, als unbedingt nötig ist."

Eine Stunde später saßen die beiden alten Damen mit feuchten Augen in der Kalesche. Der Bruder selbst schloß den Wagenschlag und sagte gelassen:

„Ich hoffe, ihr werdet wieder zur raison kommen und euer Unrecht einsehen. Ihr dürft persuadiert sein, daß mein Haus euch jederzeit offen steht."

Dann zogen die Gäule an und die Kutsche rumpelte aus dem Hofe.

Am nächsten Tage kam ein Geschirr aus der Stadt, um die Habseligkeiten der beiden Alten abzuholen. Das war ein Zeichen, daß man auf die Rückkehr ihrer „raison" fürs erste nicht zu rechnen brauchte.

Einen Monat danach erhielt der Freiherr von den Schwestern ein sehr kühles Schreiben, worin ihm die Gubernatorin mitteilte, sie habe die Stelle einer dame d'honneur bei der Erbprinzessin Maria Anna Josepha, der Gemahlin des Regenten und nunmehrigen Kurprinzen Johann Wilhelm, angenommen, während Schwester Felicitas dem Bruder kundtat, daß sie sich entschlossen habe, vor ihrem Ende mit Äbtissin und Konvent zu Marienstern Frieden zu machen und sich durch

Annahme des weißen Prämonstratenserinnenhabits eine Ruhestätte unter den alten Birnbäumen des Klostergartens zu erkaufen.

„Sie sind nun doch zur raison gekommen," sagte Herr Salentin, nachdem er den Brief zu Ende gelesen hatte, „aber auf eine andere manière, als ich bei ihrer prédilection für Haus Rottland supponieren mußte."

* * *

Es war in dem alten Renthause still und einsam geworden, seit die beiden Damen, die bis dahin den Verkehr mit der Welt und dem Himmel aufrecht erhalten hatten, von dannen gezogen waren. Ein Tag verlief jetzt wie der andere. Wären Saat und Ernte nicht gewesen, so hätte der Freiherr gar nicht gemerkt, wie ein Jahr nach dem andern dahinging. Freilich: einen Maßstab für den raschen Flug der Zeit hatte er doch noch! Er brauchte nur den kleinen Ferdinand anzuschauen, der jetzt als ein sechsjähriges Bürschlein in Haus und Hof sein schweigsames Wesen trieb, und dessen Gebrechen sich auf alle Mitbewohner von Haus Rottland übertragen zu haben schien. Denn der Kleine war nun einmal die Hauptperson, um die sich im Grunde genommen alles drehte, und wenn die Hauptperson stumm war, wozu brauchten da die andern noch Worte zu machen?

Merge vermied es nach Möglichkeit, mit ihrem Gatten zusammenzukommen. Sie hauste mit dem Kinde in dem ehemaligen Gemache der Schwägerinnen und griff, wenn der Knabe schlief oder im Garten spielte, bei der Arbeit der beiden alten Mägde wacker mit zu. Aber sie sprach kaum ein Wort, und in ihrer Nähe verstummte auch das Gesinde, dem es nicht in den Kopf wollte, daß es in der einstigen Herrin und Hausfrau nun seinesgleichen zu sehen hatte.

Das Kind war unter der aufopfernden Pflege der Mutter körperlich trefflich gediehen, aber seine verkümmerte Seele entfaltete sich nur langsam. Allmählich, ganz allmählich lernte Merge, sich mit dem unglücklichen Geschöpf zu verständigen, dann aber erkannte sie von Tag zu Tag deutlicher, daß der Geist des Kindes für die mannigfachen Eindrücke empfänglich zu werden begann, die ihm durch das Gesicht und das Gefühl vermittelt wurden. Durch einen Zufall war der Kleine auf die Laute aufmerksam geworden, die seit langem wieder an ihrem alten Platz auf dem Boden hing, und deren Anblick die junge Mutter immer peinlich berührte. Die kleine Hand streckte sich begehrlich nach dem Instrument aus, und die dunkeln Kinderaugen hefteten sich so eindringlich auf Mergens Antlitz, daß sie ihren Widerwillen bezwang und die Laute herablangte.

Sie setzte sich auf die Bodentreppe, zog die Wirbel an und ließ die Saiten leise schwingen. Der Knabe, der neben ihr hockte, sah dem Tun der Mutter verwundert zu und legte, einer inneren Eingebung folgend, die Spitzen seiner Fingerchen auf den Schallkasten des Instruments.

Eine ganze Weile verharrte er wie versteinert, dann überflog sein Gesichtchen ein Schimmer ungeahnten Glücks, er kletterte eine Stufe höher, schlang seine Ärmchen in einer Aufwallung von stürmischer Zärtlichkeit um den Hals der Zauberin, die ihm eine neue, fremde Welt erschlossen hatte, und bedeckte ihr Antlitz mit heißen Küssen. Es war die erste Äußerung einer unendlichen Dankbarkeit.

Von nun an zog das Kind die Mutter täglich nach dem Boden hinauf und ruhte nicht eher, als bis sie, die Laute im Arm, auf der Treppe saß.

Sie hatte die alten Lieder wieder hervorgesucht und richtete, während sie ihren Gesang begleitete, den Schall der Stimme auf das Instrument, das die Schwingungen der eigenen Seele zugleich mit denen der ihren dem Tastsinn des Kindes vermittelte. Die dunkeln Augen hingen aufmerksam an den Lippen der Mutter, und diese fühlte beglückt, wie die Töne, obwohl ihnen das Ohr des Kleinen verschlossen blieb, ein neues, festes Band um ihn und sie webten.

Allsonntäglich, wenn Herr Salentin nach dem Gottesdienst in der Naturalienkammer saß, mußte ihm das Söhnchen Gesellschaft leisten. Dann wurden die glitzernden Erzstufen, die geschliffenen Achatsteine, die wasserhellen, glattseitigen Krystalle und die bunten Muscheln aus den Schrankfächern geholt und auf dem Tische im Sonnenschein ausgebreitet. Der alte Herr ergötzte sich immer von neuem an den wundersamen Gebilden der Natur, aber mehr noch freute er sich jetzt über das Interesse, das sein Sprößling an diesen Herrlichkeiten bekundete. Und weil sich Ferdinand sehr verständig benahm und mit den merkwürdigen Dingen äußerst behutsam umging, wurde er mit dem Amte betraut, die einzelnen Stücke, wenn der Augenschmaus vorüber war, wieder in den Schrank zu räumen.

Es war an einem Sonntag im Spätherbst des Jahres 1688. Der kleine Bursche durfte heute ganz allein in den väterlichen Schätzen herumkramen, denn der Freiherr hatte den Kopf voll Sorgen wegen der dem Lande drohenden Kontributionen. Es war eine böse Zeit, die Franzosen standen gleichsam vor der Tür, und jeder Tag brachte neue Hiobsposten aus den pfälzischen Stammlanden des Regenten, wo die zuchtlosen Truppen des Allerchristlichsten Mordbrenners ärger als die Vandalen wüteten.

Die Kastenuhr unten auf der Diele verkündete die Mittagsstunde. Da trat Merge leise in die Kammer, um das Kind zu Tisch zu rufen. Aber der Kleine leistete ihrem Winke nicht gleich Folge und deutete auf die Muscheln, die er, bevor er sich vom Vater verabschieden konnte, erst wieder an ihren Platz legen mußte.

Die Mutter blieb an der Tür stehen und wartete. Sie mochte schon ein paar Minuten so gestanden haben, als Billa erschien und dem Freiherrn einen Brief überreichte.

„Ein Knecht aus Wachendorf hat ihn gebracht," sagte die alte Magd. „Er ist abgestiegen und wartet in der Gesindestube."

Herr Salentin erbrach das Schreiben und las. Dann sah er nach Merge auf, deren Antlitz auffallend bleich geworden war.

„Eine schlimme Zeitung!" sagte er ernst. „Der Vogt schreibt mir, daß sein Herr, mein neveu, nicht wieder aus der campagne zurückkehren wird. Er hat in den Gräben vor Philippsburg einen Musketenschuß durch die Brust erhalten und ist tagsdrauf eines seligen und bußfertigen Todes verblichen."

Die junge Frau blieb merkwürdig gefaßt.

„So einen Tod hat er sich immer gewünscht," bemerkte sie ruhig. „Es ist ein Glück für ihn. Und auch für mich," setzte sie nach einer Pause hinzu, „denn so lange er lebte, war ich meiner selbst nicht sicher."

Herr Salentin sah ihr fest in die Augen, aber sie hielt seinem Blicke stand.

„Gedulde dich ein weniges, Merge," sagte er, indem er sich erhob, „ich bin gleich wieder hier." Damit verließ er die Kammer.

Nach einer kleinen Weile kam er zurück und gab ihr schweigend den Schlüsselbund, der all die Jahre über seinem Bette gehangen hatte.

Sie nahm ihn wortlos und befestigte ihn an ihrem Gürtel. Aber ihre Hände zitterten dabei, und ihre Augen leuchteten.

Und als sie dann beide nach dem Kinde sahen, bemerkten sie, wie es sich mit staunenden Blicken über einen Kasten beugte, den es in einem unbewachten Moment aus dem Schranke genommen und geöffnet hatte. Es wandte sich scheu nach den Eltern um, da diese ihm aber ermutigend zunickten, griff es behutsam hinein und zeigte ihnen glückstrahlend den Paradiesvogel.

Ende.

Briefe und Tagebücher des deutschen Volkes aus Kriegszeiten

Von Geh. Reg.-Rat v. Ubisch-Gr.-Lichterfelde

Zu der in Heft 14 des Jahrgangs 1910 der Grenzboten angeregten und jetzt in Preußen behördlich aufgenommenen Sammlung von Briefen und Tagebüchern aus Kriegszeiten wird uns nachstehender Brief zur Veröffentlichung übergeben. Die Schriftltg.

Hochgeehrte Frau! Ich habe die Ehre, Ihnen den Empfang des Kriegstagebuchs Ihres verewigten Bruders zu bestätigen, daß ich der Kgl. Bibliothek übergeben habe. Tief ergriffen habe ich diese treuen, nicht einen einzigen Tag unterbrochenen Aufzeichnungen gelesen, bis sie am Morgen des 30. Oktober fast in dem Augenblick abbrechen, wo dieser herrliche Mann bei le Bourget den Heldentod fand. Ich habe aber auch von diesem schlichten, nur in den Höhepunkten über die Erlebnisse und Sorgen eines Kompagnie-Chefs hinausgehenden Tagebuch einen starken künstlerischen Eindruck erhalten; die große Anschaulichkeit, die starke seelische Spannung, die Einheit zwischen Darstellung und Darsteller haben etwas homerisches. Ihre patriotische Darbringung verdient den höchsten Dank; Ihre Trennungswehmut wie andrerseits Ihre Freude, das Buch nun in sicherster Hut zu wissen, muß man von Herzen mitfühlen!

Sie betätigen Ihre Teilnahme für die vom Herrn Kultusminister angeordnete Sammlung der Briefe und Tagebücher aus Kriegszeiten weiter dadurch, daß Sie einige Zweifel behoben wünschen, zu denen der in Ihrem heimischen Kreisblatt enthaltene Aufruf geführt hat. Dieser Aufruf ist allerdings, wie viele andere auch, zu unvollständig ausgefallen. Ich beantworte Ihre Fragen:

1. Diese als wichtige zeitgenössische Quelle erkannten Schriftstücke aus Kriegszeiten sollen gesammelt werden, damit sie nicht allmählich verloren gehen. Kann später das hierfür geeignete Material der Forschung zugänglich werden, so wird es

mit jener archivmäßigen Vorsicht geschehen, die Indiskretionen ausschließt. Bedenken also, daß mit dem oft vertraulichen Inhalt der Briefe Mißbrauch getrieben werden könnte, sind hinfällig. Die Geber werden auch selbst zu bestimmen haben, ob ihre Schriftstücke noch 10, 20 und mehr Jahre geheim gehalten werden sollen. Offenbar ist durch die Aufbewahrung an staatlicher Stelle die meiste Sicherheit gegeben, daß vertrauliche, für die Gegenwart ungeeignete Mitteilungen nicht in die Öffentlichkeit gelangen, wie es so oft geschieht. Um private Aufzeichnungen vor allen Zufälligkeiten eines Besitzwechsels und unzuständiger Behandlung ganz sicher zu stellen, mußte man sie bisher vernichten. Mir ist auch bekannt, daß ein ausgezeichneter Offizier, dessen Feldzugssäbel bei den vaterländischen Kriegsandenken im Zeughause steht, seine Papiere von 64—71 verbrannt hat, damit sie nicht später in unrechte Hände kommen. Dieser Fall wird nun hoffentlich nicht mehr vorkommen.

2. Unter „Drucksachen" sind alle in Buchform oder Zeitungen abgedruckten Briefe, Tagebücher, Kriegslieder usw. gemeint. Was in Tagesblättern und Vereinsschriften von je veröffentlicht wurde, ist heute ohne Hilfe der Beteiligten gar nicht mehr aufzufinden, und die Urschriften selbst werden auch schon vielfach verloren sein. Grundsätzlich soll daher an Drucksachen alles genommen werden, wobei es ruhig dem sachverständigen Urteil der Fachbehörde überlassen bleiben kann, ob später dies oder jenes als unwesentlich oder doppelt vorhanden ausgeschieden und zurückgegeben wird.

3. Das „provinzweise Einsammeln" wurde lediglich angeordnet, damit die Abgaben dadurch erleichtert würden. Wie Sie selbst ganz richtig bemerken, kann damit aber keineswegs gemeint sein, daß die Provinzsammelstelle nur die Schriftstücke der Angehörigen der eigenen Provinz annehmen, alles andere aber ablehnen soll. Für eine nationale Sache gibt es heute Gott sei Dank keinen Unterschied mehr zwischen Preußen oder Sachsen, Süd und Nord. Alles soll gebracht, niemand darf zurückgewiesen werden. Der von Ihnen erwähnte Fall, daß eine Sammelstelle die Feldzugsbriefe eines aus Bayern gebürtigen Arbeiters nebst den Briefen seiner Mutter zurückgewiesen hat, ist unverständlich und deshalb höchst betrübend, weil dieser schlichte Mann, der, weil er ein guter bayerischer Soldat war, auch ein guter Deutscher ist, die Zurückweisung gar nicht verstanden haben kann und die Briefe, für die er in seinem Kasten vielleicht gar keinen Platz mehr hat, nun im Unmut vernichtet haben könnte.

4. Es handelt sich natürlich nicht bloß um die Kriegsschriften von 1864 bis 1871, sondern um solche aller Zeiten, vor allem doch auch der Befreiungskriege. Wie wichtig würden gerade jetzt solche Zeugen sein, wo die hundertjährigen Gedenktage diese furchtbar schönen und schweren Zeiten, in denen die Grundlagen des neuen Reichs erkämpft wurden, dem Volke hoffentlich recht nahe bringen werden.

5. Die Frage, wie die Abgaben fließen, kann ich nur für Berlin beantworten. Hier ist viel und höchst wertvolles abgegeben. Ganz wichtiges fehlt aber noch, so die Briefe und Tagebücher der Geistlichen und Beamten, der Ärzte, freiwilligen Krankenpflegerinnen, Johanniter usw. sowie der Zivilbesucher, den beglückten und beglückenden Bringern der Liebesgaben. — Nicht selten habe ich von den Besitzern auch gehört, ihre Sachen seien für die Abgabe zu unbedeutend. Das ist viel zu bescheiden, denn alles kann wichtig sein, hat persönlichen Wert, auch ergänzen sich allemal die Briefe der verschiedenen Angehörigen einer Familie, sei es nun die

große Familie des Regiments oder der Blutsverwandten. Nur dürfen bei Abschriften die Namen nicht unterdrückt werden. Wo diese nur durch Buchstaben angedeutet sind, müssen sie am Rande voll ausgeschrieben werden, wie Sie es schon gemacht haben.

6. Sie fragen endlich, ob die Behörde gegebenenfalls Abschriften von Kriegsbriefen usw. auf ihre Kosten und Gefahr besorgt. Da es sich bei diesen Abgaben nur um ein patriotisches, ganz freiwilliges Opfer handelt, der Staat also nichts fordert, sondern sich nur erbietet, Familiendokumente aus Kriegszeiten in sichere Verwahrung und Pflege zu nehmen und dadurch für das allgemeine Interesse wie für die Familienerinnerung zu erhalten, müssen die Abschriften, wie natürlich auch alle Originalschriftstücke und Drucksachen, kostenlos abgegeben werden. —

Ich kann nur wünschen, daß sich überall dieselbe feine Stimmung finden möge, von der Sie, hochgeehrte Frau, durchdrungen sind. Unser Volk sollte der wohl erwogenen guten Absicht der Behörde entgegenkommen und im Original oder in Abschriften alles in Verwahrung geben, was nicht in Privatarchiven oder anderswo sicher untergebracht ist. Uebrigens war ich sehr erfreut, daß grade eine Frau mir so, wie hier geschehen, geschrieben hat. Hier wie in manchen anderen Dingen vertraue ich unsren Frauen weit mehr als den Männern. Als Hüterin der Schätze des Hauses ist die deutsche Frau auch in erster Linie berufen, den Gedanken der Abgabe aufzunehmen. Es ist eine Sache, bei der sich unser ganzes Volk wieder einmal zusammenschließen kann, und zwar im Reinsten und Treuesten, was es hat, nämlich in seinen Erinnerungen aus großen, schweren Hoffnungs- und Opferzeiten.

Ich neige mich Ihnen, hochgeehrte Frau, in warmer Ehrerbietung als Ihr sehr ergebener Diener v. Ubisch.

Poeta Salvator

Von Richard Knies

Das Leben hat ein doppeltes Gesicht.
Das eine atmet Ruh und Heiterkeit,
Als sähe es vom Anfang aller Zeit
Nur reiner Freude Frühlingssonnenlicht.

Allein das ist das ganze Leben nicht;
Denn zu dem anderen Gesichte leiht
Der Teufel Unzahl alle Scheußlichkeit:
Man liest von Greul'n ein furchtbares Gedicht.

Nicht der ist aus der großen Kraft geboren,
Die für die Menschheit um Erlösung ringt,
Wer nur das Schöne zum Beschaun erkoren.

Doch wer den Blick auch auf das Laster zwingt,
Sein Herz ins Meer der Liebe hat verloren,
Der ists, mit dem die Menschheit aufwärts dringt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bilderbücher

Aus dem großen Reichtum von Bilderbüchern, den auch dieses Jahr wieder gebracht hat, seien die folgenden herausgehoben. Zunächst eine schöne Auswahl aus den allbekannten Kinderliedern Gülls, die der Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen für 80 Pf. unter dem Titel **„Kinderlust"** mit buntfarbigen Bildern von Mauder herausgebracht hat. Das Buch wird Kindern und Müttern gleiche Freude machen. Von Mauder ist dort auch ein humorvolles **Tierbilder-Malbuch** erschienen (75 Pf.), dem weite Verbreitung zu wünschen ist. Ein alter Bekannter ist Lothar Meggendorfer, der sich mit den **„Bubenstreichen"** (1 M.) und einem Aufstellbilderbuch **„Das Puppenhaus"** (4,50 M.) einstellt. Für den gewollten Humor des ersteren kann ich mich nicht erwärmen; das „Puppenhaus" wird den Kleinen Spaß machen, die mit wenigen Handgriffen eine ganze Zimmerflucht mit Vorgarten, Kaufladen, Küche und Musikzimmer vor sich entstehen lassen können. Im **„ABC mit schwarzen Bildern"** gibt L. Müller-Heintze größtenteils, besonders in den Tierbildern, ansprechende Proben der in letzter Zeit wieder mehr gepflegten Silhouettierkunst; den Text würde man gern entbehren. Unter die Sternkinder versetzt uns A. v. Lewinski in **„Weißt du wie viel Sternlein stehen"**; die Bilder sind in einfachen Farben dem Verständnis des Kindes angepaßt, die Verschen schlicht (2 M.). Mehr will M. Frimberger in der **„Waldnacht"** geben (Text von G. J. Klett), die die Abenteuer eines im Walde verirrten Knaben uns vorführt (3,50 M.). Die spukhafte Stimmung kommt nicht recht zum Ausdruck; man muß oft an Kreidolf denken, aber was bei ihm natürlich und in leuchtenden Farben erscheint, bleibt hier matt und gewollt. (Alles bei Schreiber in Eßlingen).

Seinen bekannten, weitverbreiteten „Blumenmärchen" läßt Ernst Kreidolf bei Schaffstein in Köln einen neuen Teil **„Der Gartentraum"** folgen (5 M.), eins der prachtvollsten Bilderwerke dieses Jahres. Wie ist auf diesen sechzehn großen farbigen Tafeln die Gartenflora zum Leben erweckt, wie persönlich treten uns die vielen Blumenarten in Liebe und Kampf nahe! Eine echte tiefe Märchenstimmung webt in dem phantasievollen Werke, und was Künstleraugen gesehen und Künstlerhand geschaffen, möge nun in vielen Herzen einen frohen Widerhall wecken.

Gertrud Caspari! Ich sehe die Augen der Mütter leuchten, wenn der Name genannt wird. Es gibt wohl keine Kinderstube, wo nicht eins ihrer Bücher wäre. In **„Guten Morgen"** (Verlag von Alfred Hahn in Leipzig, 2,80 M.) lacht wieder der ganze heitere Sonnenschein der Kinderwelt, den sie über die drolligen Szenen aus alten Volksreimen und modernen Kinderliedern scheinen läßt. Ein entzückendes Bilderbuch!

Aus dem Verlag von J. Scholz in Mainz, der uns schon manch prächtiges Bilderbuch vermittelt hat, kommt als Büchlein für die Allerkleinsten: **„Mein erstes Buch"**, Zeichnungen von Hans Schrödter, Verse von A. Holst. Unzerreißbar (auch in Leporello) 2 M. — In schönen Farben hat der Künstler alles im Bilde festgehalten, was dem Kind zuerst in seiner Umgebung auffällt: Milchflasche und Spielzeug, Eßgerät und Badewanne usw. Die Verschen sind leicht zu behalten. Für größere Kinder berechnet und beide mit farbigen, lustigen Bildern von dem bekannten Zeichner

der „Jugend", Arpad Schmidhammer, geschmückt, sind **„Drei Helden"**, Verse von Gustav Falke (3 M.) und **„Lustige Verslein"** (aus alten Kinderversen), zusammengestellt von Nic. Henningsen. Viel Spaß ist in diesen Büchern aufgesammelt, die eines dankbaren jungen Publikums gewiß sein dürfen. Mit **„Schneeweißchen und Rosenrot"** bringt der Verlag den zwölften seiner Märchenbände zu 1 M. Lena Bauernfeind hat die Bilder in zarten Farben gehalten, doch wirken sie leicht etwas nüchtern. Eine ganz prächtige Gabe hat der Zügelschüler Eugen Oswald in dem Bilderbuch **„Tierleben der Heimat"** (4 M.) geschaffen. Liebevoll hat er sich in das Studium der Tierwelt versenkt, und was nun mit modernen malerischen und technischen Mitteln aus dem reichhaltigen Buch zu uns spricht, ist hohen Lobes wert. Schöne Landschaftsbilder im Hintergrund erhöhen die Stimmung. In gar seltsame Länder führen uns **„Gullivers Reisen"**, die W. Kotzde nach Swift für die Kleinen einfach erzählt, und zu denen Hans Schroedter eine Anzahl farbiger Bilder geliefert hat, daß die Jugend gern nach dem phantasievollen Buche greifen wird. Den Vogel aber schießt Otto Ernst, der Vater Appelschnuts, ab, indem er uns in **„Der Kinder Schlaraffenland"** (3 M.) geleitet. Was er dort erlebt, ist so lustig und von Hans Schroedter in so kongenialen farbigen Bildern festgehalten, daß ich das Buch, dem der Verlag eine prachtvolle Ausstattung gegeben hat, jedem Buben und auch den Mädeln auf den Gabentisch wünschte. (Alle bei Scholz in Mainz.)

Eine „wunderbare und ergötzliche Historie" aus früherer Zeit lernen wir in den **„Fahrten und Abenteuern des Herrn Steckelbein"**, nach Zeichnungen von Rudolf Töpffer, in Reimen von Jul. Kell, kennen. (Brockhaus, Leipzig. 3 M.) Was der geplagte Schmetterlingsfänger im Walfischbauch und am Nordpol erlebt, wie er erfriert und wieder auftaut, sein Abenteuer mit dem Löwen und die schwereren mit seiner Schwester Ursula: es ist eine drollige Komik in den hundertfünfzig farbigen Bildern, die uns der Verfasser der „Nouvelles Generoises" vorführt und der Verlag im neuen Gewande präsentiert. Der Beifall aller nicht von der Moderne angekränkelten lachlustigen Seelen kann dem Buche nicht fehlen.

Von Bilderbüchern in Verbindung mit Noten liegen mir zwei schöne Publikationen vor. **„Der Kleinen Sang und Spiel"** nennt sich eine Sammlung von alten und modernen Kinderliedern, Reimen und Spielen, die Jos. Lipp besonders für Kindergärten gesammelt hat, die aber in jeder Familie, wo Mütter mit ihren Kindern singen und spielen, willkommen geheißen werden wird. (Verlag der Jugendblätter, C. Schnell, München. 3,80 M.) Das Hauptgewicht liegt hier auf Text und Noten, die für den natürlichen Stimmumfang vier- bis sechsjähriger Kinder sich von d' bis d'' bewegen und möglichst einfach gesetzt sind, so daß sie ohne Schwierigkeit gespielt und gesungen werden können. Farbige Bilder und Vignetten von M. Wechsler, schlichte, dem Kinderverständnis gut angepaßte Motive erhöhen den Wert der Gabe, deren überaus reicher Inhalt (140 Seiten gr. 4°) allen Kinderfreunden auf Jahre hinaus Anregung geben wird.

In **„Sang und Klang fürs Kinderherz. Neue Folge"** bringt der Verlag Neufeld u. Henius in Berlin eine Sammlung schönster Kinderlieder für den Weihnachtstisch, für die die Namen der Herausgeber ein Programm bilden. Die Auswahl hat E. H. Strasburger übernommen, und Engelbert Humperdinck, der geliebte Meister und Schöpfer der Märchenopern „Hänsel und Gretel" und der „Königskinder", hat die Herausgabe besorgt. Der ausgezeichnete Kontrapunktiker hat auch in diesen kleinen Liedern den Satz in entzückendem Wohlklang gestaltet; dabei ist er so einfach gehalten, daß er von Anfängern gespielt werden kann. Wundervolle farbige Bilder hat Paul Hey, der bekannte Münchner Maler, dazu geschaffen und im Vorsatzpapier, in vielen kleineren und der großen Anzahl ganzseitiger Bilder sein Bestes gegeben. Der Preis von 4,50 M. ist in Anbetracht des Gebotenen nicht hoch. Freude muß in das Haus einkehren, wo Mütter und Kinder aus solch schönem Liederbuch singen! Dr. S.

Wenn ein Dichter, ein Maler und ein Musiker, drei namhafte Künstler, sich zusammenfinden, um den Kindern ein Bilderbuch zu schenken, darf man auf die Frucht solch gemein-

samen Schaffens begierig sein, zumal wenn man weiß, daß jeder der drei auf seinem Gebiete mit höchstem Erfolg schon für die Jugend gearbeitet hat. Im vorigen Jahre legten Albert Sergel, Hans v. Volkmann und Engelbert Humperdinck unter dem lustigen Titel **„Didelbumbei"** (Reutlingen, Enßlin u. Laiblin, Preis 2,50 M.) das erste derartige Buch auf den Weihnachtstisch. Die jubelnde Zustimmung, die sie überall gefunden, hat sie bestimmt, nun das zweite Werk in die **„Bunte Welt"** (im gleichen Verlage zu demselben billigen Preise) zu senden, wo es der gleichen herzlichen Aufnahme sicher sein darf. Albert Sergels Verse prägen sich dem kindlichen Gemüte spielend ein, Humperdincks Melodien sind flüssig und leicht erlernbar, an Volkmanns Bildern wird auch jeder Erwachsene seine helle Freude haben. Mögen die prächtigen Bücher zu Weihnachten recht vielen Kindern als hochwillkommenes Geschenk dargeboten werden. *

Philosophie

Henri Poincarés Auffassung von der Wissenschaft. Die überwiegende Mehrzahl der deutschen Erkenntnistheoretiker der letzten Jahrzehnte schloß sich eng an Kant an und gab deshalb den Versuch einer aprioriischen Deduktion gewisser allgemeinster Naturgesetze, wie des Prinzips der durchgängigen Kausalität alles Wirklichen oder des Satzes der Erhaltung der Kraft, nicht auf. Denn das war ja das Streben Kants auf dem Gebiete der Naturphilosophie gewesen, zu zeigen, daß die Grundstruktur der Wirklichkeit, wie etwa jene zwei Sätze sie wenigstens in zwei Punkten charakterisieren, aus dem wahrnehmenden Subjekt stammt; die Natur ist eine Erscheinung im Bewußtsein, sie steht also auch unter den Bedingungen desselben, sie muß sich seinen Formen fügen, wie eine Flüssigkeit in einem Röhrensystem sich dessen Form anpassen muß.

Gegen diese Auffassung haben sich einsichtige Naturforscher seit Jahrzehnten nachdrücklich gewehrt. So wenig sie geneigt waren, jene allgemeinsten Sätze, wie die Prinzipien der Erhaltung von Masse und Kraft fallen zu lassen, so wenig haben sie sich damit einverstanden erklärt, daß sich solche Sätze apriori deduzieren lassen. Hermann v. Helmholtz hat es in seiner letzten Epoche ausgesprochen, daß selbst das Prinzip der Kausalität zuletzt nichts als eine Hypothese sei, die sich zwar bisher in der Physik noch stets bewährte, die aber dennoch eines strengen Beweises nicht fähig ist.

Dem herrschenden Neukantianismus gegenüber blieb diese Einsicht im wesentlichen einflußlos. Sie fand innerhalb der Philosophie keinen hervorragenden Vertreter. Überall, wo sie zur Geltung kam, fehlte der Stimme, die für sie eintrat, das Gewicht. Es ist dem französischen Mathematiker und Physiker Henri Poincaré vorbehalten geblieben, mit der ganzen Autorität seines Forscherrufes sie zur Geltung zu bringen. (Wissenschaft und Hypothese. Deutsch von Weber. 2. Aufl. Leipzig, Teubner, 1910.) Seine Philosophie läuft nicht auf einen flachen Empirismus alten Stils heraus. Sie zeigt selbst, wieviel der Verstand in aller Wissenschaft zu leisten hat, daß das erkennende Abbilden der Wirklichkeit im Geiste keine so einfache Aufgabe ist. Auf der anderen Seite weist Poincaré aber zwingend nach, daß das letzte Kriterium überall die Erfahrung bleibt und daß die Annäherung der Erkenntnis an sie auch zunehmend größer wird. So viel sich auch in ihr ändert, es geht immer ein gewisses und zunehmend größeres Quantum von Sätzen in die weitere Entwicklung der Wissenschaft über.

Deshalb wendet sich Poincaré auch mit Nachdruck gegen eine im letzten Jahrzehnt sowohl in Frankreich wie bei uns hervorgetretene Auffassung, die in aller Wissenschaft nur eine Spielregeln vergleichbare Regel des Handelns erblickt: ein gemildert pragmatistischer Standpunkt. Poincaré entgegnet ebenso einfach wie schlagend: Spielregeln kann man so oder so aufstellen, in der Wissenschaft, die als Regel des Handelns Erfolg haben soll und ihn hat, ist es nicht so.

Das sind die großen Hauptrichtungen, in denen sich das Denken Poincarés bewegt. Daneben gibt es noch eine Menge Einzelheiten, wo er den mathematisch und physikalisch hinreichend geschulten Leser durch geistvolle Bemerkungen zu fesseln weiß, so in bezug auf die geometrischen Axiome und die mehrdimensionale Geometrie, die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die in den physikalischen Grundbegriffen von Masse, Kraft und Beschleunigung

enthaltenen logischen Schwierigkeiten und anderes mehr.

Privatdozent Dr. K. Oesterreich-Tübingen

Völkerrecht

Die Kriegskonterbande-Erklärungen im italienisch-türkischen Kriege. Nachtrag zu dem Artikel in Nr. 46 der Grenzboten. Die Türkei hat ihre erste Erklärung vom 14. Oktober d. J. außer Kraft gesetzt und sich in einer neuen Konterbande-Erklärung darauf beschränkt, lediglich Waffen, Munition und solche Gegenstände als Kriegskonterbande anzusehen, die ohne Verarbeitung zu Kriegszwecken verwandt werden können. Diese Veröffentlichung deckt sich im allgemeinen mit der im Beginn des Krieges erlassenen Kriegskonterbande-Erklärung der italienischen Regierung. Zu dieser Änderung ihres Standpunktes wird die türkische Regierung einmal durch die Schwierigkeiten veranlaßt worden sein, auf die sie bei der Durchführung ihrer ersten Erklärung gestoßen ist. Der weitere und wohl wesentlichere Grund für den Verzicht auf die relative Kriegskonterbande ist aber wahrscheinlich der günstige Umschwung der Kriegslage. Die Türkei kann jetzt der Zukunft ruhiger ins Auge blicken, nachdem sich herausgestellt hat, daß es den Italienern schon schwer wird, sich in den Hafenplätzen von Tripolis zu halten, während die Hauptschwierigkeiten erst bei der Eroberung des Hinterlandes beginnen werden. Die Einfuhr von Kriegskonterbande nach dem eigentlichen Kriegsgebiet ist ziemlich bedeutend. Über beide Landgrenzen werden Waffen und Munition eingeschmuggelt, woran die Proteste italienischer Blätter gegen Frankreich einerseits und die von der ägyptischen Regierung beabsichtigte Einsetzung einer Grenzwache anderseits nicht viel ändern werden. Besonders werden die Türken in Tripolis durch Lebensmittel aus Ägypten unterstützt. Auch sind bedeutende Geldsendungen, die durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurden, aus Ägypten an das Kriegsministerium in Konstantinopel abgegangen.

Kapitänleutnant v. Selchow-Wilhelmshaven

Tagesfragen

Das ideale Paar

Die Deutschen sind wirklich gemütliche Leute!
Des Onkel Chlodwig moralische Pleite:
Daß er in jungen wie alten Tagen
Heimlich auf beiden Achseln getragen,
Den Bismarck kniebeugend angeflötet,
Hinterrücks aber geschmäht und befehdet,
Kurz, sich gezeigt als perfider Geselle,
Einzig bekümmert um seine Stelle,
Wie wir dies erst aus den „Memoiren"
Mit Staunen und Grauen unlängst erfahren —
Das haben die Deutschen heut' schon vergessen!
Jetzt, da eine von Chlodwigs Mätressen
Ein dickes Buch hat publiziert,
Worin sie als solche sich selbst präsentiert —
Da steht die deutsche Presse gerührt
Und eilt sich, in sentimentalen Artikeln
Das schöne Verhältnis zu entwickeln!
„Der edle Fürst", „der Grandseigneur"
„Der stille Träumer" — und was noch mehr!
Und sie, „die Hehre" (die außer dem Alten
Es noch mit manchem andern gehalten!) —
Wie war sie dem „Freunde" attachiert!
„Selbst von der Fürstin toleriert!"
Sie waren einander würdig, beide!

— — — — — — — — — —

Die Deutschen sind wirklich gemütliche Leute.

Georg Böttticher-Leipzig

Reichsspiegel

(Vom 19. bis 26. November)

Das Marokkonachspiel

Sir Edward Greys erwartete Rede — Haltung der englischen und deutschen Presse — Französisch-spanische Verträge — Algeciras eine Niederlage für Deutschland? — Englands Freundschaft für Frankreich — Herr Heinrich Claß als Weltallpolitiker

Am Montag, den 27. November abends, also gerade zu der Zeit wo diese Zeilen in die Druckerei gehen, hält in London Sir Edward Grey eine Rede, die die englische amtliche Antwort auf die Ausführungen des deutschen Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes in der Budgetkommission des Reichstags enthalten dürfte. Was diese Rede im einzelnen bringen wird, läßt sich natürlich nicht mit Bestimmtheit voraussagen. Aber die Erwartung ihres Inhalts beherrscht die politische Stimmung hüben und drüben, wenngleich sie in erster Linie eigentlich von innerpolitischer Bedeutung sowohl für England wie für Deutschland ist. Diesseits und jenseits des Kanals kann die Rede nur dazu dienen, Angriffe auf die Regierungen zu verschärfen oder zurückzuhalten. Auf die internationale Lage, besonders auf die deutsch-englischen Beziehungen, vermag sie ändernd kaum noch einzuwirken. Sir Edward Grey hat am 21. Juli und in den darauffolgenden Tagen die Stellung der derzeitigen britischen Regierung zu deutlich enthüllt, als daß es bis auf weiteres möglich wäre, nach anderen als nach den Tatsachen des Sommers die Beziehungen beider Länder zueinander zu bewerten. Jetzt könnten nur Taten beweisen, daß das englische Volk ernsthaft bestrebt sei, neben seinem deutschen Vetter in Frieden leben zu wollen, nicht Reden.

Mit gewisser Bestimmtheit ist vorauszusehen, daß Sir Edward Grey sich bemühen wird, alle Schuld an der Zuspitzung vom Juli auf den deutschen Kollegen abzuwälzen. Und es wäre unnatürlich, wenn es anders wäre. Er wird es seinen englischen Hörern gegenüber auch verhältnismäßig leicht haben. Denn wer, wie Kiderlen, sich erkühnte, die Maschen zu zerreißen, mit denen die Politik Eduard des Siebenten den Erdball zu umspinnen und die deutsche Entwicklung aufzuhalten trachtete, wird in England unschwer als Störer des Friedens, wie die Briten ihn sich wünschen, hingestellt werden können. Für die augenblickliche Lage wichtiger dürfte es sein, was Herr Grey sachlich zu den deutsch-

französischen Abmachungen zu sagen hat. Sollten die übrigens am Sonntag bereits widerrufenen Blättermeldungen sich bestätigen, wonach die englische Regierung gegen eine Besitznahme von Spanisch-Guinea durch Deutschland protestieren wolle, dann bekäme die Sache ein ernsteres Gesicht, dann lieferte Großbritannien einen neuen Beweis für sein Streben, unsere Entwicklung aufhalten zu wollen. Ob es darum einen Krieg führen würde, wäre freilich eine andere Frage.

Interessant und lehrreich zugleich ist die Haltung der englischen Presse während des eben ablaufenden Zwischenakts. Trotz der scharfen Angriffe, die Herrn v. Kiderlens Ausführungen auf die englische Politik enthalten, und obwohl Sir Edward Greys Politik in England selbst zahlreiche Gegner hat, tönt kein lautes Wort herüber, das irgendwie geeignet wäre, den Minister zu kränken und seinem deutschen Gegner zu zeigen, daß die Nation nicht geschlossen hinter ihm stände. Man hat den Eindruck, als hätten sämtliche Publizisten und Journalisten der vereinigten Königreiche, die über deutsch-englische Politik schreiben, die Feder fortgelegt, um sich für die Aufnahme der bevorstehenden Rede des Leiters der auswärtigen Politik gehörig vorzubereiten. Kein Drohwort an Deutschland, keine Kombinationen, kein Sturm auf Downingstreet! Der Minister hat das Wort. Es handelt sich um eine Frage der auswärtigen Politik; die gesamte Presse ist mit einem Schlage „offiziös". Diese Haltung imponiert um so mehr, je mehr sie mit der der deutschen Presse kontrastiert. Ähnliches ruhiges Schweigen und Abwarten kann in Deutschland eigentlich nur bei der Presse beobachtet werden, die mit dem Klischee „offiziös" belegt wird, ohne es zu sein. Die sogenannte „unabhängige" und „nationale" Presse kennt solche versammelnde Ruhe nicht. Sie schlägt blind darauf los, und da sie in ihrer Raserei den wirklichen Gegner bald aus dem Blick verliert, fällt sie unter der Vorgabe, ihr den Rücken stärken zu müssen, mit Knütteln über die eigene Regierung her. Wir erleben es sogar, daß ein Blatt, das sich eines ganz besonders fein entwickelten nationalen Bewußtseins rühmt, daß die Tägliche Rundschau dem Staatssekretär droht: na warte, nach der Rede Greys da gibts was! Solange solche Dinge, die in der Psyche der Beteiligten aber auch in der historischen Entwicklung unserer nationalen Presse begründet sind, möglich bleiben, dürfen wir uns nicht wundern, daß der Leiter der auswärtigen Politik mit der Information gewisser Blätter zurückhaltender ist, als es vielleicht notwendig erscheint. Setzt er sich doch womöglich der Gefahr aus, im gespanntesten Augenblick einen Stoß in den Rücken zu erhalten und seinen kunstvoll gefügten diplomatischen Schleier zerrissen zu sehen.

* * *

Herr Paul Cambon, Frankreichs Botschafter zu London, mag es im November 1906 nicht für möglich gehalten haben, daß schon fünf Jahre später sein Bruder Jules mit Deutschland Abreden treffen könnte, die den von ihm gefeierten Ver-

trag vom 8. April 1904 zu einem Gegenstand des Streites zwischen Frankreich und England machen würden. Das aber ist eingetreten. Nachdem in Frankreich, zunächst freilich nur von der Presse, erklärt worden ist, das deutsch-französische Abkommen hebe alle übrigen Vereinbarungen bezüglich Marokkos, insbesondere auch die französisch-spanischen Verträge vom 3. Oktober 1904 und vom 1. September 1905 auf, hat die britische Regierung die bisher geheim gehaltenen Artikel des französisch-englischen Abkommens von 1904 veröffentlicht und ihnen eine Auslegung beigefügt, die mit der in Frankreich geläufigen in direktem Widerspruch steht. Die so viel gefeierte entente cordiale hat einen Sprung bekommen. Wie ist er hineingekommen?

Als England anfing, Afrika aufzuteilen, ging es selbst darauf aus, alle wichtigen Küstenplätze, die es noch nicht innehatte, in Besitz zu bekommen. Das Teilungswerk, durch den Burenkrieg unterbrochen, wurde bald nach dem Friedensschluß wieder aufgenommen und fand seinen vorläufigen Abschluß in dem Vertrage vom 8. April 1904 mit Frankreich, der den Franzosen die Vorherrschaft im Nordwesten, den Engländern die Herrschaft im Osten garantierte. England nahm das Protektorat über Ägypten, Frankreich begann die Tunifizierung Marokkos. Deutschland fand in dem Abkommen keinerlei Berücksichtigung, nachdem es ein von Chamberlain gemachtes Angebot, sich in Südmarokko eine Einflußsphäre zu sichern, abgelehnt hatte. Die Ablehnung scheint damals aus zwei Gründen erfolgt zu sein: einmal glaubten wir, der marokkanische Staat sei lebenskräftiger, als er es tatsächlich war, und dann wollten wir Frankreichs politischen Bestrebungen nicht in den Weg kommen, solange sie unsere wirtschaftlichen Interessen nicht störten. Durch unsere Weigerung sah England sich um die Hoffnung betrogen, mit unserer Hilfe den Hafen von Tanger besetzen zu können. Was auf direktem Wege nicht gelang, sollte auf Umwegen erreicht werden. Konnte England nicht an der Nordküste Marokkos herrschen, so durfte dort wenigstens kein starker Freund, sondern höchstens ein schwächerer sitzen. Dieser aber war Spanien. Auf Betreiben Englands wurde Spaniens Interesse an der Nordküste Marokkos dergestalt sichergestellt, daß Frankreich sich verpflichten mußte, die Schritte gutzuheißen, die Spanien unternehmen würde, um die Umgebung der spanischen Presidios bis zum Gebirge am rechten Sebuufer der Autorität des Sultans zu entziehen. Herr Delcassé erklärte sich um so leichter mit dieser Klausel einverstanden, als er Spaniens Bundesgenossenschaft auf der durch Deutschland bewirkten Konferenz von Algeciras gegen Deutschland bedurfte, das bekanntlich die Internationalisierung Marokkos betrieb.

Algeciras stellte sich der Öffentlichkeit als eine Niederlage Deutschlands dar oder besser gesagt: wurde von Deutschlands Gegnern als Triumph der entente cordiale und der durch Frankreich und England getragenen Friedensidee gefeiert. Wie seinerzeit in den Grenzboten von sachkundiger Seite nachgewiesen werden konnte, war aber Algeciras ein Erfolg unserer Diplomatie, da durch die Akte tatsächlich die Internationalisierung erreicht wurde und Deutsch-

land infolgedessen als Interessent in Marokko durch die Ententemächte anerkannt werden mußte. Die deutsche Diplomatie aber erhielt einen Hebel in die Hand, mit dem sie in der Marokkofrage wirken konnte. Wie solches geschehen, ist bekannt. Wenn der Sieg zunächst nicht voll und in einer bestimmten Richtung überhaupt nicht ausgenutzt werden konnte, so lag das an der fehlerhaften, jetzt von der deutschen Diplomatie selbst als solche anerkannten Bewertung der Scherifischen Macht. (Vergl. Grenzboten 1911, Nr. 45 S. 292.)

Spanien begann seine ihm durch Frankreich eingeräumten Rechte geltend zu machen, nachdem Frankreich, entsprechend seinem Vertrage mit England, angefangen hatte, sich Marokkos zu bemächtigen. Im Jahre 1909 führte es den Krieg im Rifgebiet und eroberte Melilla, und als die Franzosen nach Fez zogen, gingen die Spanier nach Larasch und El Ksar, an der westlichsten Peripherie der ihnen eingeräumten Zone. Die Franzosen protestierten gegen das Vorgehen der Spanier, da sie aber den Protesten keinen Nachdruck gaben, so wurden diese mehr als eine Aktion zur Verschleierung der bestehenden Verträge aufgefaßt.

Jetzt, nachdem Frankreich sich mit Deutschland verständigt, glaubte es, auf die Freundschaft Englands bauend, den Spaniern Halt gebieten zu können. Spanien berufe sich mit Unrecht auf die Verträge von 1904 und 1905. Zwar sei ihm dort das Recht, sich in Nordmarokko festzusetzen, eingeräumt, aber doch nur unter gewissen Bedingungen. Spanien habe sich einerseits mit dem Sultan verständigen müssen und andererseits sei es gehalten gewesen, den Franzosen Nachricht zu geben, sobald es eine militärische Aktion beginne. Beides sei unterblieben. Ergo, habe Spanien Marokko unverzüglich zu räumen; Marokko gehöre gemäß dem mit Deutschland abgeschlossenen Vertrage vollständig den Franzosen. Dies die Sprache der französischen Presse. Die spanische antwortet nicht minder entschlossen: nicht einen Schritt zurück! Von den beiderseitigen Regierungen verlautet noch nichts.

Doch es geschehen Wunder und Zeichen.

Frankreichs Freund, Sir Edward Grey, erklärt unaufgefordert: Spanien hat Recht! und unwillkürlich erinnert man sich der Worte, die Balfour am 6. Mai 1904 dem Aprilvertrage auf dem Banquet der Primrose Leage widmete: „Es ist ein Tausch, bei dem derjenige, der gibt, wenig oder gar keine Opfer bringt, während derjenige, der empfängt, dasjenige erhält, [was für ihn von enormer Bedeutung ist." Sollte Spanien der tertius gaudens sein? Dann wäre Frankreich von England hintergangen. Aber auch England dürfte endgültig darauf verzichten müssen, sich gegenüber von Gibraltar auf afrikanischem Boden festzusetzen. Denn die Algecirasakte besteht, und die Mehrheit ihrer Unterzeichner hat heute genau dieselben Interessen an Marokko wie Deutschland.

* * *

Die Vertrauensmänner der Alldeutschen holen nach, was der Herr Reichskanzler in seiner Rede am 9. November versäumt hat: sie geben sich jetzt selbst

der Lächerlichkeit preis, und das muß als Dokument der Geschichte unserer Zeit festgehalten werden. Herr Rechtsanwalt Heinrich Claß, Vorsitzender des Alldeutschen Verbandes und somit alleinberechtigter und ausschließlich befähigter Wahrer der deutschen Ehre und Leiter von Deutschlands Weltallpolitik, korrigiert die Auslassungen des Herrn v. Kiderlen in der Budgetkommission des Reichstags, die da lauteten: „Die Broschüre (Marokko deutsch) würde übrigens anders beurteilt worden sein, wenn sie vollständig erschienen wäre, denn weiter habe darin gestanden, wir sollten nicht nur Marokko, sondern auch das Rhône-Departement uns friedlich aneignen."

Herr Claß meint, das stimme nicht. Er hatte nämlich, wie er selbst sagt, geschrieben: „Als Friedenspreis solle man Landabtretungen von Nancy nordwestlich bis zur Mündung der Somme, südwestlich von da bis Toulon ins Auge fassen ..... Diese im Entwurf stehenden Ausführungen waren so gemeint, daß sie der Erhaltung des Friedens dienen sollten ..."

Es ist unglaublich, daß einem Manne mit so miserablen geographischen Kenntnissen, dem es nicht stets gegenwärtig ist, daß das Toulon nicht im Rhône-Departement, sondern im benachbarten Departement Var liegt, die Leitung der deutschen auswärtigen Politik anvertraut werden konnte. Wie konnte der Kaiser auch nur Herrn Rechtsanwalt Heinrich Claß aus Mainz übersehen?!

Die Magdeburgische Zeitung ist anderer Ansicht. Sie schreibt zu dem Briefe des Herrn Claß: „Kann man es danach Herrn v. Kiderlen verdenken, wenn er hier seiner Neigung, Witze zu machen, nicht zu widerstehen vermag?"

G. Cl.

Deutsch-englische Handelsbeziehungen

Die Regelung unseres Zollverhältnisses zum Britischen Reiche ist bisher durch Reichsgesetz in der Regel auf die Dauer von zwei Jahren erfolgt. Das letzte Gesetz datiert vom Dezember 1909 und läuft am 31. Dezember 1911 ab. Durch das Gesetz wird jeweils dem Bundesrate die Ermächtigung erteilt, Großbritannien und seinen Kolonien und Besitzungen die Meistbegünstigung einzuräumen. Zurzeit genießen das Mutterland und sämtliche britischen Kolonien die Meistbegünstigung in Deutschland; bis zum Frühjahre 1910 war bekanntlich Kanada davon ausgeschlossen. Die Regelung ist auf deutscher Seite eine völlig autonome; der Bundesrat kann jederzeit das eine oder andere britische Kolonialland oder auch Großbritannien selbst von der Meistbegünstigung ausnehmen. Da in nächster Zeit voraussichtlich über den kanadisch-amerikanischen Reziprozitätsvertrag entschieden sein wird, so wird die Frage entstehen, ob bei Inkrafttreten dieses Vertrages Kanada weiterhin die Meistbegünstigung in Deutschland gewährt werden soll oder nicht. Die Lösung der Frage hängt davon ab, ob Kanada Deutschland den Mitgenuß der den Vereinigten Staaten eingeräumten Zollbegünstigungen zugestehen wird. Am besten wäre es, wenn bis dahin ein endgültiger Handelsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Kanada zustande käme.

Ein Handelsvertrag zwischen Deutschland und England besteht bekanntlich nicht mehr, nachdem der frühere Meistbegünstigungsvertrag, der sich auch auf den Handel zwischen Deutschland und den englischen Kolonien bezog, im Jahre 1897 von der englischen Regierung gekündigt worden ist. Den unmittelbaren Anstoß zu der Kündigung hatte der damals neu geschaffene Vorzugstarif gegeben, durch den Kanada dem Mutterlande weitgehende Zollbegünstigungen einräumte. Da nach dem deutsch-britischen Handelsvertrage deutsche Waren in den Kolonien nicht höher besteuert werden durften als englische Waren, so nahm natürlich Deutschland, solange der Vertrag in Geltung war, an den nur dem Mutterlande zugedachten Vorzugszöllen teil. Um diesem Zustande ein Ende zu machen, hat England den Vertrag gekündigt, und dieser trat im Sommer 1898 außer Kraft. An seine Stelle ist das inzwischen wiederholt erneuerte Reichsgesetz getreten, das den Bundesrat ermächtigt, „den Angehörigen und den Erzeugnissen des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Irland, sowie den Angehörigen und den Erzeugnissen britischer Kolonien und auswärtiger Besitzungen, diejenigen Vorteile einzuräumen, die seitens des Reichs den Angehörigen oder den Erzeugnissen des meistbegünstigten Landes gewährt werden."

In der Handelspolitik des Deutschen Reiches war das ein Novum; es blieb indes ein anderer Ausweg nicht übrig, weil der Abschluß eines neuen Handelsvertrages mit England nicht zu erreichen war, der britische Handel aber von dem Mitgenusse der deutschen Vertragszölle nicht ausgeschlossen werden sollte. Man hat sich daran gewöhnt, dieses nun schon seit beinahe vierzehn Jahren bestehende, rein autonome Handelsverhältnis als deutsch-britisches Handelsprovisorium zu bezeichnen. Nur Kanada gegenüber hat bisher der Bundesrat von der ihm erteilten Ermächtigung keinen Gebrauch gemacht: kanadische Waren unterliegen daher seit 1898 beim Eingange in Deutschland den Sätzen unseres allgemeinen Tarifes.

Der Außenhandel Großbritanniens und der britischen Kolonien und Besitzungen macht ungefähr ein Viertel des gesamten internationalen Handels aller Länder der Erde aus. In den Jahren 1900 und 1910 betrug der Wert der Einfuhr und Ausfuhr der einzelnen Teile des britischen Weltreiches in Millionen Mark:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1900	1910	1900	1910
Großbritannien	9 382	11 723	5 940	8 784
Indien	1 914	2 655	2 153	3 473
Australien und Neuseeland .	1 053	1 541	1 177	1 784
Kanada	759	1 553	746	1 173
Südafrika	471	773	168	426
Übrige britische Kolonien . .	400	540	380	500
zusammen . . .	13 979	18 785	10 564	16 140

Während der letzten zehn Jahre ist mithin die Einfuhr um 4,8 Milliarden Mark und die Ausfuhr um 5,6 Milliarden Mark gestiegen; die Zunahme beträgt im ganzen etwa 42 Prozent. Indien und Australien haben eine aktive Handels-

bilanz; für die meisten übrigen Kolonien ist, ebenso wie für das Mutterland, die Handelsbilanz passiv.

Der deutsche Handel mit England ist in den letzten Jahren nicht in dem Maße gestiegen, wie unser Handel mit dem übrigen Auslande. In den fünf Jahren von 1905 bis 1909 hat unsere Einfuhr und Ausfuhr von und nach dem Vereinigten Königreiche an Wert betragen:

	1905	1906	1907	1908	1909
			Millionen Mark		
Einfuhr . . .	718	824	977	697	721
Ausfuhr . . .	1042	1067	1060	998	1015
zusammen .	1760	1891	2037	1695	1736

Im Jahre 1905 hatten Einfuhr und Ausfuhr zusammen einen Wert von 1760 Millionen Mark, im Jahre 1909 nur einen solchen von 1736 Millionen Mark; dabei ist unser gesamter Außenhandel in der gleichen Zeit von 12861 auf 15112 Millionen Mark gestiegen, und zwar die Einfuhr von 7129 auf 8520 Millionen Mark, die Ausfuhr von 5732 auf 6592 Millionen Mark. Bemerkenswert ist der starke Rückgang unserer Einfuhr aus England, der sich von 1907 auf 1908 vollzogen hat; er betrifft in erster Linie Steinkohlen, außerdem aber auch Baumwollgarn, Wollgarn, Kammzug, Roheisen, Eisenblech, Heringe, Felle usw. Unsere Ausfuhr nach England ist in den letzten Jahren zwar etwas gewachsen, aber hinter den Jahren 1905 bis 1907 noch immer zurückgeblieben. Im Jahre 1906 scheint die Ausfuhr nach England ihren Höhepunkt erreicht zu haben; damals war auch der Absatz von deutschem Zucker nach England dem Werte nach am größten. Großbritannien liefert nach Deutschland hauptsächlich Spinnstoffe und Waren daraus, mineralische und fossile Rohstoffe, Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft und andere tierische und pflanzliche Naturerzeugnisse, Nahrungs- und Genußmittel, unedle Metalle und Waren daraus, Maschinen, elektrotechnische Erzeugnisse, Fahrzeuge, Leder und Lederwaren, Kürschnerwaren, chemische Erzeugnisse. Die deutsche Ausfuhr nach Großbritannien umfaßt hauptsächlich folgende Waren: Erzeugnisse der Landwirtschaft usw., darunter insbesondere Zucker, Spinnstoffe und Waren daraus, unedle Metalle und Waren daraus, chemische Erzeugnisse, Leder und Lederwaren, Kürschnerwaren, Maschinen, elektrotechnische Erzeugnisse usw., Papier, Feuerwaffen, Uhren, Tonwerkzeuge und Kinderspielzeug.

Der Handelsverkehr mit den britischen Kolonien zeigt im allgemeinen die gleiche Entwicklung wie der Verkehr mit dem Mutterlande. So ist die Einfuhr im Jahre 1908 gegenüber 1907 zurückgegangen aus Britisch-Ostindien von 401,1 auf 306,9 Millionen Mark, aus dem Australischen Bunde von 228 auf 185,9 Millionen Mark, aus Britisch-Westafrika von 73,3 auf 58,9 Millionen Mark. Die Ausfuhr hat sich vermindert nach Britisch-Ostindien von 99 auf 95,5 Millionen Mark, nach Australien von 61,1 auf 57,9 Millionen Mark,

nach Kanada von 29,6 auf 20,3 Millionen Mark. Eine Ausnahme bildet nur die Ausfuhr nach Südafrika und nach Neuseeland, die von 28,9 auf 32 Millionen Mark bzw. von 5,3 auf 5,9 Millionen Mark gestiegen ist.

Die amtlichen statistischen Veröffentlichungen Großbritanniens weichen zum Teil von den deutschen ab; die Anschreibungen sind vielfach von anderen Gesichtspunkten aus erfolgt, als die der deutschen Handelsstatistik, sodaß die Zahlen in ihrer absoluten Höhe mit den deutschen Angaben nur in beschränktem Maße vergleichbar sind. Für den Verkehr mit Großbritannien ist besonders beachtenswert, daß die englische Statistik beträchtliche Mengen deutscher Waren, die ihren Weg über niederländische und belgische Häfen nehmen, dem Verkehr dieser Länder zurechnen. Zutreffendere Zahlen finden sich für die Einfuhr nach Großbritannien in den vom Board of Trade für die Jahre 1904 bis 1907 herausgegebenen Ergänzungsbänden zur britischen Handelsstatistik, aus denen sich die Herkunfts- und Bestimmungsländer ersehen lassen. Danach wurden:

nach Großbritannien	nach den Angaben der Jahresstatistik verschifft				tatsächlich versandt			
	1904	1905	1906	1907	1904	1905	1906	1907
aus:	in Millionen Pfund Sterling				in Millionen Pfund Sterling			
den Niederlanden .	34,7	35,5	36,7	36,8	16,4	15,2	16,2	16,1
Belgien	27,5	27,8	29,0	28,3	16,7	16,7	18,0	17,5
Deutschland . . .	33,9	35,8	38,0	38,8	49,5	53,8	55,9	57,2

In der Ausfuhr Großbritanniens sind die Unterschiede zwischen der eigentlichen Handelsstatistik und der Ergänzungsstatistik unbedeutend.

Der Schiffsverkehr hat sich im Jahre 1907 folgendermaßen gestaltet:

In deutschen Häfen sind angekommen:

britische Schiffe mit Ladung . . .	5771	von 5 765 699	Registertons
in Ballast oder leer	233	„ 411 947	„
zusammen . . .	6004	von 6 177 646	Registertons

Aus deutschen Häfen sind abgegangen:

britische Schiffe mit Ladung . . .	3114	von 2 513 420	Registertons
in Ballast oder leer	2866	„ 3 651 975	„
zusammen . . .	5980	von 6 165 395	Registertons

In den Häfen des britischen Mutterlandes sind angekommen:

deutsche Schiffe mit Ladung . . .	2484	von 1 319 434	Registertons
in Ballast oder leer	3151	„ 5 332 395	„
zusammen . . .	5635	von 6 651 829	Registertons

Aus den Häfen des britischen Mutterlandes sind abgegangen:

deutsche Schiffe mit Ladung . . .	4613	von 3 416 702	Registertons
in Ballast oder leer	1034	„ 3 386 482	„
zusammen . . .	5647	von 6 703 184	Registertons

Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich, daß es im Interesse beider Länder geboten erscheint, für den ungestörten Fortgang der bedeutenden beiderseitigen Handels- und Verkehrsbeziehungen nach Möglichkeit Sorge zu tragen.

Bis zum Jahre 1907 stand Großbritannien an der Spitze aller Länder, mit denen Deutschland Handelsbeziehungen unterhält, und erst im Jahre 1908 ist es hinter den Vereinigten Staaten von Amerika zurückgeblieben. Der Gesamtwarenumsatz mit Großbritannien erreichte 1908 den Betrag von 1494,3 Millionen Mark gegenüber 2037 Millionen Mark im Jahre 1907, während der Güterumsatz mit den Vereinigten Staaten von Amerika 1907 einen Wert von 1971,5 Millionen Mark und 1908 einen Wert von 1790,1 Millionen Mark hatte. In der Einfuhr stand Großbritannien mit 9,1 Prozent der deutschen Gesamteinfuhr hinter den Vereinigten Staaten (17,6 Prozent), dem europäischen Rußland (12,3 Prozent) und Österreich-Ungarn (9,8 Prozent) an vierter Stelle; in der Ausfuhr nahm es mit 15,6 Prozent die erste Stelle ein. Dabei ist jedoch zu beachten, daß aus und über Großbritannien weit mehr Waren bezogen werden, als die deutsche Einfuhrstatistik nachweist, weil ein großer Teil der in London, Liverpool usw. gekauften Waren in überseeischen Ländern erzeugt oder hergestellt und daher nach den bestehenden Vorschriften für diese angeschrieben wird; dies ist namentlich der Fall bei Wolle aus dem Australischen Bunde und Neuseeland, bei Kautschuk aus Brasilien usw. Für das Jahr 1910 ist in der deutschen Handelsstatistik die Ausfuhr aus Großbritannien und seinen Kolonien und Besitzungen auf 1733 Millionen Mark dem Werte nach angegeben worden, das sind 19 bis 20 Prozent unserer gesamten Wareneinfuhr. Unsere Warenausfuhr nach Großbritannien und seinen Kolonien und Besitzungen betrug 1393 Millionen Mark an Wert und erreichte damit 18 bis 19 Prozent unserer gesamten Warenausfuhr.

Deutschland ist Englands bester Kunde in Europa, und der Verlust des deutschen Marktes würde für die englische Volkswirtschaft geradezu verhängnisvoll sein. Eine englische Zeitschrift, der Economist, schrieb darüber vor einiger Zeit verständnisvoll: „Wir brauchen Deutschland als Kunden und Deutschland braucht uns, und wenn es einer der beiden Nationen gelingen würde, die andere zu benachteiligen, so würde sie selbst schwer darunter zu leiden haben." England hat in der Tat allen Grund, mit der Entwicklung, die der deutsch-englische Handelsverkehr in den letzten Jahren genommen hat, zufrieden zu sein, und wenn in der englischen Presse seinerzeit der neue Zolltarif und die neuen Handelsverträge Deutschlands als für den englischen Handel nachteilig bezeichnet wurden, so haben die Ergebnisse des beiderseitigen Handels gezeigt, daß diese Meinung völlig unzutreffend ist; der Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern folgte im wesentlichen den Bahnen, die die Weltwirtschaft überhaupt durchlaufen hat: während das Jahr 1907 unter dem Einflusse der angespannten Tätigkeit aller wirtschaftlichen Kräfte stand, machte sich im folgenden Jahre der fast auf allen Gebieten einsetzende Rückgang geltend; demgemäß weist auch der deutsch-britische Verkehr fast durchweg für 1908 geringere Zahlen auf als für 1907. Die weitere Entwicklung ist bereits gekennzeichnet worden.

Ob und wann es zu einer endgültigen handelsvertragsmäßigen Regelung der deutsch-britischen Handelsbeziehungen kommen wird, steht dahin; ebenso läßt

sich noch nicht absehen, ob und wann eine Besserung der deutsch-kanadischen Handelsbeziehungen eintreten wird. Seit etwa einem Jahre ist wiederholt in der Presse die Rede davon gewesen, es seien Verhandlungen zwischen Deutschland und Kanada wegen des Abschlusses eines Handelsvertrages im Gange. Bei Neuregelung des deutsch-britischen Zollverhältnisses würde sich eine geeignete Gelegenheit bieten, zu einem besseren zollpolitischen Verhältnisse mit Kanada zu gelangen. Die zukünftige Gestaltung des handelspolitischen Verhältnisses zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada bieten einen doppelten Anlaß dazu, auch diese Frage endgültig zu regeln; aus den interessierten Handels- und Industriekreisen sind dem Reichsamt des Inneren bereits verschiedene ausführlich begründete Eingaben zugegangen, die auf die Notwendigkeit normaler Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Kanada hinweisen.

Dr. Krenzkam-Berlin

Bank und Geld

Der Stimmungsumschwung der Börsen — Die politische Lage — Wirtschaftskrisis in Ägypten — Chinawirren — Die günstige Eisenkonjunktur — Unternehmungslust in der Montanindustrie — Gefahr der Übertreibung — Geldmacht — Die Kaliindustrie und die Quotenverteilung

Ist die Kunst des Maßhaltens schon für das Individuum eine schwere, so scheint sie ganz und gar nicht von der Masse gehandhabt werden zu können. Nichts ist weniger meßbar, schwieriger zu ergründen und zu beurteilen als die kollektive Psyche. Sieht man das Treiben an der New Yorker Börse, wo sprunghaft die Kurse in die Höhe eilen, beobachtet man den im Ausdrucke gemäßigten, aber doch unbeirrten Optimismus unserer Inlandsmärkte und vergleicht damit die verzweifelte Stimmung, die vor einigen Wochen in den Börsensälen herrschte, so fragt man sich zunächst vergebens nach den Gründen eines so jähen Wechsels in Auffassung und Urteil. Die Erledigung der Marokkofrage braucht gewiß nicht gering eingeschätzt zu werden, aber sie galt doch schon lange vor ihrer tatsächlichen Beilegung als überwunden; die politische Konstellation hat im übrigen eine Besserung — und gar eine solche, die Grund zu Freudenfeuern für die Börse abgeben könnte — durchaus nicht erfahren. Noch immer ist die Welt völlig im Unklaren, wie das tripolitanische Abenteuer Italiens endigen soll, welche Verwicklungen ernsthafter Natur es noch gebären, welche Schädigungen von Handel und Wandel es noch herbeiführen wird. Schon melden sich in Ägypten als direkte Folge des Tripoliskrieges die Vorboten einer schweren Wirtschaftskrisis; große Insolvenzen, Geldknappheit, das Ausbleiben des Fremdenstroms, schlechter Ausfall der Baumwollernte lassen eine Katastrophe befürchten und haben die deutschen Konsulatsvertreter in Kairo und Alessandrien veranlaßt, vor Kreditgewährung nach Ägypten zu warnen. Durch die angedrohte Verlegung des Kriegsschauplatzes nach dem Ägäischen Meer würden ähnliche krisenhafte Zustände unzweifelhaft für die ganze Levante herauf-

beschworen werden, Grund genug, die gegenwärtigen und die möglichen Folgen des Krieges nicht zu gering einzuschätzen.

Auch die chinesischen Wirren haben bisher keinen für den Handel ermutigenden Verlauf genommen. Ganz gegen alles Erwarten ist bereits die Einstellung des Zinsendienstes für die russisch-französische Anleihe von 1895 angekündigt worden; die Fremdenmassakres und die Kämpfe an den Hauptstapelplätzen des auswärtigen Handels stellen der nächsten Entwicklung kein günstiges Prognostikon. Also in den äußeren Verhältnissen des Weltlaufs ist kaum ein Grund für eine leichtherzige Zuversicht zu finden. Aber die Reaktion gegen das überwundene Stadium des Kleinmuts ist stark genug, die Börse über alle Bedenken wegzutragen, die sich dem Glauben an einen nachhaltigen Aufstieg noch entgegenstellen könnten. Und dieser Glauben findet allerdings eine nicht abzustreitende Basis in der augenblicklichen Gunst der Weltmarktlage in der Eisenindustrie. Diese kommt zum unverkennbaren Ausdruck in der starken Steigerung der deutschen Eisen- und Stahlausfuhr, die im Oktober wieder derart in die Höhe geschnellt ist, daß nach den Rekordziffern des Juli dieser Monat die bedeutendste Ausfuhr in der Geschichte der deutschen Eisenindustrie aufweist. Welchen Aufschwung Produktion und Ausfuhr in der schweren Industrie genommen haben, zeigt eine Vergleichung der Oktoberzahlen für die Mehrausfuhr der drei letzten Jahre: die Kurve geht von 296 000 über 375 000 auf 441 000 Tonnen. Eine in der Tat ganz außerordentliche Steigerung, deren Bedeutung für die Industrie erst dadurch in das rechte Licht gerückt wird, daß gleichzeitig die Preise in den letzten Wochen ein scharfes Anziehen offenbaren. In London und Brüssel sind die Exportpreise für Stabeisen und Stahl in den verschiedenen Sorten und ebenso für Halbzeug derart erhöht worden, daß nunmehr die seit Juni eingetretene Preisaufbesserung für Rohstahl sich auf 8 bis 9 Schilling für die Tonne, also auf 10 Prozent beläuft. Diese Preisentwicklung spiegelt sich natürlich auch auf den inländischen Märkten wieder: an der Düsseldorfer Montanbörse wie im Berliner Eisengroßhandel wird der Aufwärtsbewegung ein kräftiger Nachschub verliehen. Diese Zahlen trügen nicht; sie beweisen, daß auf dem Weltmarkt, ungeachtet der kriegerischen Störungen, eine Nachfrage herrscht, stark genug, um unserer Eisenindustrie die Unterbringung solch außerordentlicher Produktionsmassen zu guten Preisen zu ermöglichen.

Dem entspricht denn nun auch die Konjunktur im Inland. Der sicherste Gradmesser für dieselbe ist in dem Stand der Eisenbahneinnahmen gegeben. Diese weisen aber in der preußisch-hessischen Gemeinschaft im Monat Oktober eine Steigerung von 3,74 Prozent im Personen- und nicht weniger als 6,2 Prozent im Güterverkehr auf. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Einnahmen des letzteren durch die angeordneten Tarifermäßigungen für Futter-, Nahrungs- und Düngemittel eine erhebliche Beeinträchtigung erfahren haben. Es tritt also mit ganz unzweifelhafter Klarheit zutage, daß die wirtschaftliche Konjunktur nicht nur eine gesunde, sondern auch rasch ansteigende ist.

An dieser Tatsache war schon im Frühjahr dieses Jahres nicht zu zweifeln, nur daß die vorhandene Überspekulation an der Börse und später die politischen Verwicklungen dem Aufstieg starke Hemmungen bereiteten, ja sogar die Gefahr eines Umschwunges hervorriefen. Ist doch von mehr als einer Seite bei den starken Kursrückgängen dieser wirtschaftliche Umschwung schon als eine vollendete Tatsache angesehen worden! Und doch zeigt sich, daß die wirtschaftliche Entwicklung stark und gesund genug war, selbst eine so gefährliche Krisis zu überwinden!

Aus diesem Gefühl heraus erklärt sich der an der Börse zur Schau getragene Optimismus, die geflissentliche Nichtbeachtung etwa noch vorhandener Gefahren. Haben wir so schwierige Verhältnisse wie die des letzten Sommers ohne Schaden überwunden, welche Nachteile sollen uns aus dem Pseudokrieg im Mittelmeer erwachsen können? Ist nicht der Geldmarkt in günstiger Verfassung, zeigt sich nicht allenthalben wieder vermehrte Unternehmungslust, wie sie in den Fusionsprojekten der Eisenindustrie Aumetz-Mannstädt und Hösch-Wittener Stahlröhrenwerke zutage tritt? — Alles das ist unzweifelhaft richtig, und doch ist gerade vom Standpunkt der Börse ein großes Fragezeichen hinter die Schlußfolgerung zu setzen, daß nunmehr ein unbesorgtes und lustiges Kurstreiben beginnen könne. Man vergißt, daß die Kurse nach der inzwischen vollzogenen Erholung bereits wieder ein Niveau erklommen haben, das auch die günstigste Konjunktur des nächsten Jahres eskomptiert. Es besteht also die Gefahr, daß die Börse den kaum gebüßten Fehler wieder begeht, durch eine maßlose Haussespekulation sich selbst und vielleicht auch der Konjunktur das Grab zu graben. Schon zeigt sich bei der Ultimoprolongation, wie sehr die spekulativen Haussepositionen gewachsen sind; eine weitere Vermehrung müßte bei der noch unsicheren politischen Lage trotz aller Gunst der Konjunktur unmittelbar wieder zu kritischen Zuständen führen.

Einstweilen darf man über die günstige Situation des Geldmarktes aufrichtige Befriedigung empfinden. Die Erleichterung ist eine internationale und besonders deshalb allenthalben fühlbar, weil die fatale Geldnot in Paris sich wieder in einen Überfluß verwandelt hat. Freilich wird der Strom des letzteren einstweilen nur zögernd in das alte Bett nach Deutschland zurückgeleitet; aber indirekt auf dem Wege über London und Wien sind schon recht ansehnliche Beträge wieder an den Berliner Markt gelangt, und auch der unmittelbare freundnachbarliche Verkehr, kraft dessen Deutschland seine Wechsel in französische „Pension" zu geben pflegte, beginnt sich wieder herzustellen. Hoffentlich beherzigt aber unsere Finanzwelt die bittere Erfahrung, welche sie mit diesen ausländischen Guthaben in dem verflossenen Sommer des Mißvergnügens hat machen müssen, und mißtraut einer scheinbaren Flüssigkeit des Geldmarkts, die nur aus fremden, leicht versiegbaren Quellen gespeist wird. Die fremden Gelder haben unzweifelhaft dazu beigetragen, am offenen Markt den Rückgang der Zinssätze zu beschleunigen. Der Satz für tägliches Geld hat sich in der letzten Woche auf einem Stand von

2 bis $2^1/_2$ Prozent bewegt, der Privatdiskont auf einen solchen von $4^1/_4$ bis $4^1/_2$ Prozent und Schiebungsgeld stellte sich kaum teurer als der Reichsbanksatz. Vermutlich wird daher auch das Institut am Monatsende nicht sehr erheblich in Anspruch genommen werden, wenn auch die kleine steuerfreie Reserve dabei verloren gehen dürfte. Jedenfalls ist am Stand der Notenreserve gemessen, die Reichsbank für die Ansprüche des Jahreswechsels nicht sonderlich gerüstet und man darf billig bezweifeln, daß der Monat Dezember ihr noch wesentliche Zuflüsse bringen wird.

Eine Überraschung — und zwar auf vielen Seiten eine wenig erfreuliche — bot die Bekanntgebung der Quotenbeteiligung am Kaligesetz, die von der staatlichen Verteilungsstelle aufgestellt worden ist. Diese Verteilung ist eine abfällige tatsächliche Kritik der früheren Quotenzuteilung des Kalisyndikats, bei der offen von „Erpresserquoten" gesprochen werden konnte. Durch die neue Tabelle, welche, nach Erledigung der Berufungen, für fünf Jahre lang Geltung haben wird, sind ganz erhebliche Verschiebungen gegen die früheren Beteiligungen eingetreten. Den Rahm schöpft der preußische Fiskus ab, dessen Quote sich von 54 auf 90 Tausendstel erhöht, ein Mehrbetrag, der die ganze Beteiligung des anhaltischen Fiskus, des nächstbedeutenden Teilnehmers, übertrifft und das Übergewicht Preußens im Kalibergbau zu einem ganz erheblichen gestaltet. Dagegen haben beispielsweise die Sauergruppe und Heldburg eine beträchtliche Herabsetzung der Betätigungsziffer erfahren, und das gleiche gilt, wenn auch in geringerem Maße, von anderen Werken, so daß die Zahl der Berufungen wohl eine recht große sein wird. Manche Werke werden sich in ihren Rentabilitätshoffnungen stark enttäuscht sehen, bei vielen mit schwachen Quoten bedachten wird die Neigung zum Anschluß an größere Konzerne vermehrt werden. So wird aller Vermutung nach die Konzentrationsbewegung einen neuen Anstoß erhalten. Für die Neugründungen zeigt es sich aber, daß in der amtlichen Einschätzung eine starke Korrektur spekulativer Überschreitungen liegen kann, die von den Gründern wie von den Beteiligten und Kreditgebern nicht übersehen werden sollte.

Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)
Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

579. **I. Bürgermeister**, bald (12000 M.), Westf.
581. **Vorsitzender** (4600 M.), 1. 1. 12, Pommern.
582. **Cand. phil. od. theol.** f. 2—3 Std. tägl. f. Obertert., Pommern.
586. **Hauslehrer**, erf. ält., der Studium beendet hat, f. Tertaner, Schlesien.
591. **I. Beigeordneter**, bald (12000—15000 M.), Rheinl.

B. Für Damen.

567. **Erzieherin**, 1. 1. 12, gepr., ev., Pommern.
570. **Erzieherin**, ev., gepr., 1. 1. 12 (Frz. K. erw.), Pommern.
577. **Erzieherin**, gepr., ev., 1. 1. 12, Pommern.
578. **Erzieherin**, ev., jüng. (mus., engl., franz.), 1. 1. 12, Altmark.
583. **Erzieherin**, mus. (Sprachkennt.), 1. 1. 12, f. 11jähr. Mädch., Pommern.
584. **Lehrerin**, ev., gepr., mus., f. 3 Mädch., 1. 1. 12, Thüringen.
585. **Erzieherin u. Lehrerin** zugleich f. $6^1/_2$jähr. Mädch., Hannover.
587. **Erzieherin**, ev., mus., firm eng., franz., 1. 1. 12., Schlesien.
588. **Erzieherin**, ev., mus., f. 9jähr. Mädch., 1. 1. 12., Mecklbg.
589. **Erzieherin**, mus., ev., gepr., 1. 1. 12, Schlesien.
592. **Erzieherin**, ev., mus., 1. 1. 12., Schlesien.
593. **Erzieherin**, ev., gepr., 1. 1. 12., Posen.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Religionsfreiheit und Kirchenreform

Von Pfarrer und Privatdozent D. Erich Foerſter-Frankfurt a. M.

II.

Wir wenden uns zur Lage unſerer jüdiſchen Mitbürger; ſo nenne ich ſie, denn die Verfaſſung kennt kein jüdiſches Volk inmitten des deutſchen Volkes, ſondern nur Staatsbürger jüdiſchen Glaubens. An der jüdiſchen Religion hat der preußiſche Staat bisher die ſchwerſten Unterlaſſungsſünden begangen. Es iſt nicht wahr, daß unſere jüdiſchen Mitbürger überall Religionsfreiheit in dem Sinne hätten, daß ſie die Möglichkeit beſäßen, die zur Erhaltung einer Religionsgemeinſchaft erforderlichen Einrichtungen und Ämter zu haben. Der preußiſche Staat, unähnlich dem württembergiſchen und badiſchen, iſt den Juden bis heute jede zuſammenfaſſende Organiſation ſchuldig geblieben, in der die ſchwächeren Glieder Rückhalt finden könnten, und die verantwortlich wäre für den Religionsunterricht des jüdiſchen Nachwuchſes. Alles, was in dieſer Beziehung beſteht, iſt freiwillige Leiſtung jüdiſcher Bruderliebe. Sie iſt groß. Aber ſie kann nicht verhindern, daß Hunderte und Tauſende mangels eines verbindenden religiöſen Gemeinſchaftslebens, mangels eines regelmäßigen Religionsunterrichts in volle Religionsloſigkeit verſinken. Seit Jahrzehnten ſchweben darüber Verhandlungen, ob ſie jemals zum Ziele kommen? Aber was will dieſe Vernachläſſigung beſagen gegen den fortgeſetzten religiöſen Druck, dem die Juden perſönlich ausgeſetzt ſind! Es handelt ſich um vierhunderttauſend Perſonen, die zum guten Teile der Oberſchicht angehören. Aber ſie ſehen ihre Söhne, die Luſt und Begabung hätten, in den Staatsdienſt zu treten, vor faſt lauter verſchloſſenen Türen. Ihre Töchter gelten für unwürdig, einen Offizier oder Beamten oder gar einen Adligen zu heiraten. Spräche ſich hierin ein Urteil über die Unverträglichkeit germaniſcher und jüdiſcher Raſſe aus, ſo würde darin wenigſtens keine Ver-

letzung der religiösen Gewissensfreiheit erblickt werden können. Aber es ist nicht so. Es ist nicht die Rasse, es ist die Religion, um derentwillen dieser Druck geübt wird. Den Beweis liefert die Taufe. An dem Tage, wo der christliche Taufschein präsentiert werden kann, öffnen sich alle bisher verschlossenen Türen; können Söhne alle Stufen der Beamtenlaufbahn erklimmen und den Rock des Offiziers anziehen, sind die Töchter würdig, Offizieren, Geheimräten und Grafen die Hand zu reichen; hindert nichts mehr, den Adelsbrief zu erlangen. Bedeutet das nicht, daß der Staat die Juden zum Übertritt einladet und verlockt?

Geht dies die evangelische Kirche und ihre Diener nichts an? Selbst wenn sie sich auf den Standpunkt stellten: Da siehe du zu! — und Dissidenten und Juden sind ja wohl nicht so schwach und einflußlos, um nicht einmal eine Änderung dieser Verhältnisse zu erzwingen, — sie werden wollend oder nicht wollend in diese Dinge hinein gezerrt und für diese Praxis des Staates verantwortlich gemacht, ohne ausweichen zu können.

Wir stehen noch unter dem Eindruck der regen Agitation, die Arthur Drews entfesselt hat, und die die Kreise der Freidenker und Freireligiösen aufgenommen haben. Da sind viele evangelische Geistliche in die Lage gekommen, in öffentlichen Versammlungen Rede zu stehen und mit den Leuten zu disputieren, die sich dieses Fündlein zu eigen gemacht hatten und damit die Unverständigen und zu eigenem Urteil nicht Fähigen aufhetzten. Nun, wie pflegten denn die Sachen zu laufen? War es nicht überall so, daß dem Kampf um die Christusmythe eben dies mit zündender Wirkung beigemischt wurde: die tausenderlei Erfahrungen gefesselter und gekränkter Gewissensfreiheit? Die Verteidiger des historischen Christentums mochten sagen, was sie wollten, mochten die besten sachlichen Gründe auf ihrer Seite haben, — sowie einer verstand, die Behandlung der Dissidentenkinder in der Schule, die Versagung der Bestätigung von Dissidenten für Ämter der Selbstverwaltung, die Bedrückung freireligiöser Gemeinden aufs Tapet zu bringen, sowie dies Verhalten des „christlichen Staates", diese Praxis, „um dem Volke die Religion zu erhalten", in die Versammlungen hineingeworfen wurden, so hatten sie verloren, so standen sie da als Anhänger einer schlechten Sache, als Angeklagte. Und für alle Schwankenden und Unreifen war damit die Frage entschieden, sie mußten Unrecht haben. Denn was kann eine Sache wert sein, die sich solcher Stützen bedient?

Aber viel peinlicher noch wird die evangelische Kirche durch die Lage der Juden berührt. Ich stehe durchaus nicht auf dem Standpunkte, daß Juden, die zur christlichen Kirche übergehen, ein Makel anhafte. Ich habe Proselyten in die christliche Religion eingeführt, bei denen ich erleben und erfahren durfte, daß, was sie trieb, Überzeugung und inneres Verlangen nach voller Heimatberechtigung in der religiösen Welt war, aus der Luther und Bach, Kant und Goethe stammen. Wo solche Motive wirksam werden, haben wir sie zu achten

und dienen ihnen gerne. Aber wer kennt die Fälle nicht, da jüdische Väter und Mütter kommen: Herr Pfarrer, mein Sohn möchte gern studieren, und, um ihm Unannehmlichkeiten zu ersparen, möchten wir ihn taufen lassen. Oder jene Offiziere und Regierungsbeamte: Ich habe mich mit einem jüdischen Mädchen verlobt, und Sie wissen, ich kann nicht Offizier bleiben, oder ich habe Schwierigkeit in meiner Karriere, wenn meine Braut sich nicht taufen läßt. Wozu dann oft genug noch die Bitte kommt, ihnen diesen Schritt nicht zu erschweren und die Sache so schnell wie möglich abzumachen. Besonders hart ist mir einmal der Fall einer jungen Oberlehrerin gewesen, deren ganzes Herz an ihrem Berufe hing und in dem Konflikt, entweder auf diesen Beruf verzichten zu müssen oder die Taufe anzunehmen, obgleich sie keine religiösen Bedürfnisse hatte, fast zerrieben wurde. Man denke doch, wie die evangelischen Geistlichen dann dastehen! Zwingt sie der Staat nicht, als reine Formsache und leere Zeremonie zu behandeln, was doch Überzeugung und ernster Entschluß sein sollte? Oder hätten sie die Freiheit, Nein zu sagen? Sie haben sie um den Preis einer ungeheuren menschlichen Härte; sie haben sie nur in der Theorie. Wie viele vornehmste adelige Familien, wie viele Offiziere und hohe Beamte müssen im Stillen Gott danken, daß die Pfarrer bereit waren, die Taufe und den Übertritt nicht ernst zu nehmen, nicht von der Überzeugung abhängig zu machen, sondern als Formsache zu behandeln. Es macht dabei keinen Unterschied, ob man das Apostolikum fordert oder nicht. Der Täufling, der vor der Hochzeit steht, oder dem ein befriedigender Lebensberuf winkt, sagt zu allem Ja. Man kann wohl versuchen, die Form mit etwas Inhalt zu erfüllen, man kann auch in solchen Fällen zarter und feiner, oder oberflächlicher und mechanischer verfahren. Ich habe nie verstanden, wie Pfarrer ohne längeren Unterricht taufen konnten. Aber es bleibt dabei, der Staat zwingt sie, eine heilige ernste Sache zur leeren Form zu machen. Er zwingt sie, auf ein Verlangen einzugehen, das nicht Verlangen nach Taufe oder religiöser Heimat ist, sondern lediglich Verlangen nach dem Taufschein. Wem die Religion eine ernste Sache ist, der muß das als eine Entwürdigung der Stellung und des Amtes eines evangelischen Pfarrers, ja noch mehr: als ein Spiel mit dem Namen Gottes empfinden.

Aber was bei den Juden wie bei den Dissidenten so besonders grell und deutlich ans Licht tritt, wiederholt sich ja hundertfältig innerhalb der zur evangelischen Kirche gehörigen Bevölkerung, nämlich dies: wir haben in Preußen keine religiöse Freiheit, denn religiöse Freiheit ohne die Freiheit, den Dienst der Kirche zu verschmähen, ist sinnlos. Für Tausende von Protestanten ist die Frage: sollen wir unsere Kinder taufen, konfirmieren und am Religionsunterricht teilnehmen lassen, sollen wir uns trauen lassen, soll der Pfarrer mit zu Grabe gehen? überhaupt keine Frage mehr, die ernsthaft überlegt wird, sondern es ist standesgemäß, es ist durch die Verhältnisse geboten; — die kirchliche Handlung ist wiederum eine leere Form. Man geht zum Pfarrer, wie man zum Standesbeamten oder zum Impfarzt geht, in

Erfüllung einer selbstverständlichen Pflicht, die absolviert werden muß. Die innere Stellung, auch die des Pfarrers, kommt nicht in Betracht. Es handelt sich eben gar nicht um innerliche Angelegenheiten, sondern um Ordnung und bürgerliche Korrektheit. Wie könnte ein Staatsbeamter, ein Oberlehrer, ein Reserveoffizier wagen, in dieser Beziehung inkorrekt zu sein? Ist doch sogar schon einem Universitätsprofessor einmal ein Strick daraus gedreht worden. Ganz besonders kleinlich wirkt in dieser Beziehung auch der vielerorten noch bestehende Parochialzwang, der die Bewohner einer Ortsschaft oder eines Stadtteiles an einen bestimmten Pfarrer bindet, ganz gleich, ob dieser das Vertrauen der betreffenden Personen besitzt oder nicht. Wir haben in Preußen sogar — es ist ein fast lächerlicher Zustand — eine Stadt, durch die mitten hindurch die landeskirchliche Grenzlinie geht, so daß die Bewohner des einen Stadtteiles zu einer anderen Landeskirche gehören wie die der anderen. In den beiden Landeskirchen bestehen verschiedene Gottesdienstordnungen und Katechismen; ja auch das Bekenntnis ist verschieden. Zieht also in den Grenzstraßen jemand von einer Straßenseite auf die andere, so wechselt er nichtsahnend sein Bekenntnis, und geht er nun nach einiger Zeit zu dem Pfarrer, mit dem er vielleicht durch jahrelangen Zusammenhang vertraut war, um ihn um irgend eine geistliche Funktion zu bitten, so erfährt er mit Staunen, daß dieser nicht mehr das Recht hat, ihm zu dienen, mit noch größerem Staunen, daß er nunmehr — über Nacht — lutherisch oder reformiert geworden sei.

Vor Jahren habe ich einmal in einer kirchlichen Zeitschrift, der „Christlichen Welt", aus der geringen Zahl der Tauf-, Konfirmations- und Trauversäumnisse den Beweis zu führen gesucht, daß die Kirche bei uns immer noch Volkssache ist. Diese Zahlen haben mich seitdem oft beschäftigt. Ich gestehe, ich sehe sie heute sehr anders an. Ich finde sie schrecklich, nicht weil sie sich inzwischen wesentlich verändert hätten (abgesehen von Berlin), sondern weil sie so niedrig geblieben sind. Diese Zahlen offenbaren, wie unser Volk zur Taufe, Trauung und Konfirmation steht, nämlich vollständig gedankenlos. Diese Zahlen dürften nicht so niedrig sein, wenn sie als Beweis noch bestehenden Zusammenhanges mit der Kirche gelten sollten. Daß auf der einen Seite die Unkirchlichkeit in der Teilnahme am Gottesdienst so groß ist, der Atheismus so furchtbar anschwillt, jeder noch so niedrige und rohe Angriff auf Christentum und Kirche bei Tausenden ein Echo findet, und auf der anderen Seite doch fast alle Leute taufen, konfirmieren, trauen lassen, ist ein Widerspruch, dessen Erklärung darin liegt: man tut das nur, weil man muß, aus Scheu vor Nachteilen und Chikanen.

Am härtesten, weil am unausweichlichsten, wirkt hierbei der Zwang zur Teilnahme am Religionsunterricht in der Staatsschule. Es sind ja nicht nur die Dissidenten, die gegen diesen Zwang streiten, es sind viele durchaus religiöse Eltern, die in diesem obligatorischen Unterricht kein geeignetes Mittel sehen, ihren Kindern die Religion lieb und wert zu machen. Aber sie können diesem Zwange nicht entrinnen.

Wie anders in England! Daß in England das Christentum Volksreligion ist, viel tiefer greifend als bei uns, das sollte niemand wegdisputieren. Und doch wachsen in England die Kinder heran, ohne jeden Zwang zur Teilnahme am Religionsunterricht und zur Konfirmation, nimmt niemand Anstoß an Begräbnissen ohne geistliches Geleit, gibt es keine Kontrolle der Trauung (sie ist bei den dortigen Verhältnissen geradezu unmöglich). Dort sind Taufe, Konfirmation, Trauung, was sie eigentlich sein sollen, religiöse Handlungen, die der nachsucht, der danach verlangt, deren Wirkung sich darauf beschränkt, dem Herzen und Gemüt etwas mitzugeben. Bei uns ist das alles verrechtlicht, es sind schwerwiegende staats- und kirchenrechtliche Folgen daran geknüpft. Schon die zopfige Beurkundung erweckt den Schein, als ob diese Handlung noch etwas anderes bezweckte, wie eine religiöse Wirkung, als ob ein öffentlicher Akt vollzogen werden sollte, der seinen Wert auch dann hat, wenn die Seele dabei bis zum Grunde kalt und gleichgültig geblieben ist.

Ich führe aus einem tüchtigen modernen „Kirchenrecht" ein paar Sätze an, um dies zu belegen: „Als ordentliche Bestandteile des Taufaktes sind in den Agenden regelmäßig vorgesehen: (Folgen die einzelnen Stücke.) ... Wesentlich sind von diesen einzelnen Handlungen, so daß, wenn sie fehlen oder unvollkommen vollzogen werden, eine Taufe überhaupt nicht vorliegt, aber nur zwei: das Begießen des Täuflings mit Wasser und das Aussprechen der trinitarischen Taufformel bei dieser Handlung; alle übrigen sind für dogmatische Bedeutung und rechtliche Gültigkeit des Taufaktes unwesentlich." Dazu die Anmerkung: „Wesentlich ist nur die Nennung der drei Personen der Trinität in einer Verbindung, die auf ihre Einheit hindeutet, und die Erklärung, daß es sich um einen Taufakt handelt. Also eine gültige Taufe würde auch vollzogen werden mit den Worten: N. N., ich erteile dir die Taufe im Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes. ... Ob der Taufende an die Trinität glaubt oder nicht, ist irrelevant. Es ist nach evangelischer Auffassung überhaupt gleichgültig, was der taufende Geistliche mit der Vollziehung der Taufe bezweckt, indem nach evangelischer Auffassung die Kraft des Sakraments lediglich davon abhängt, daß es der Einsetzung Christi gemäß verwaltet wird. Diesem Erfordernis ist aber genügt, wenn der Geistliche das Sakrament in der von der Kirche vorgeschriebenen Form spendet, denn indem er als Organ der Kirche in dieser Form handelt, wird durch seine Handlung stets der Erfolg herbeigeführt, den die Kirche durch sie herbeigeführt wissen will." Oder: „Die Trauung ist Anerkennung der Eheschließung als einer christlichen durch die Kirche oder, was dasselbe bedeutet, kirchliche Legitimation der Ehe. Die Nachsuchung der Trauung ist eine kirchliche Pflicht, die jeder Angehörige der Kirche, der eine Ehe schließt, wie jede andere Rechtspflicht ohne Rücksicht auf sein religiöses Bedürfnis zu erfüllen hat." Und diesen Theorien entspricht die Praxis. Hat doch der Senat der Freien Stadt Bremen die Taufen eines Pastors ohne trinitarische Formel für ungültig erklärt, die Württembergische Kirchenregierung die Eintragung der Taufe eines Kindes

in das Kirchenregister versagt, weil die agendarische Ordnung verletzt war, das Nassauische Konsistorium entschieden, daß ein Glied einer streng christlichen Sekte, die die Kindertaufe ablehnt, als ungetauft nicht kirchlich getraut werden dürfe. So überwuchert die Form den Inhalt, schiebt das Recht die Gesinnung beiseite. Wird die Religion dadurch nicht um allen Ernst gebracht, wird sie nicht zum Spiel und zur Attrappe?

Aber das alles, wird man einwenden, sind peripherische Dinge, es trifft nicht die große Masse, den Kern der evangelisch Geborenen, die auch heute noch in der evangelischen Kirche bleiben und in ihr irgendwie, inniger oder loser, eine geistliche Heimat haben wollen. Um diese ist es uns allerdings zumeist zu tun. Sind sie im Besitz einer ungeschmälerten Gewissensfreiheit?

Vergegenwärtigen wir uns, von wie mannigfaltigen Denk- und Empfindungsweisen diese Masse erfüllt ist. Die Reformation hat ihre Söhne und Töchter sozusagen nackt und ungedeckt durch eine schirmende priesterliche Obrigkeit in die Welt hinausgestellt und ihnen die Aufgabe mitgegeben, selbst mit Wind und Wetter fertig zu werden und ihre Frömmigkeit mit den wechselnden geistigen Strömungen des Lebens auseinanderzusetzen. Ob dies die bewußte Absicht der Reformation oder nur eine Folge ihres Bruches mit der katholischen Kirche gewesen ist, kann uns gleichgültig sein. Jedenfalls ist es seitdem die Ehre und die Lust des protestantischen Glaubens gewesen, sich in immer neuem Ringen inmitten der Welt zu behaupten. Der Protestantismus hat jetzt eine Geschichte von vier Jahrhunderten hinter sich. Man sagt: er ist so jung, daß er gleichsam noch in den Kinderkrankheiten steckt. Aber darüber darf nicht übersehen werden, daß diese vier Jahrhunderte eine Fülle von tiefsten Erlebnissen und Wandlungen in sich schließen. Im Laufe dieser Zeit ist die protestantische Frömmigkeit immer neue Verbindungen und Vermischungen eingegangen, hat sie sich zur lutherischen Orthodoxie, zum Presbyterianismus, zum Pietismus, zum Rationalismus, zur idealistisch-ästhetischen Lebensanschauung, zur Romantik ausgewachsen. Und Gott sei Dank! ihre Lebenskraft ist noch nicht erstorben, sie ist eben im Begriff, sich mit den Gedankenkreisen des Sozialismus zu verbinden und die Weltanschauung der modernen Naturwissenschaft christlich umzubilden. Zu einem richtigen Verständnis der Gegenwart gelangt man nun nur so, daß man sich dies zeitliche Nacheinander als ein räumliches Nebeneinander vorstellt. Alle diese Entwicklungsphasen sind lebendige Größen und Gestalten unserer Gegenwart, existieren innerhalb des protestantischen Volkes von heute nebeneinander. Wir haben noch heute lutherische Orthodoxe, die unbeirrt von aller Erweiterung des geistigen Horizontes seither am Weltbilde und Geschichtsbilde des sechszehnten Jahrhunderts festhalten und es ruhig ihren Theologen überlassen, ob und wieweit sie dies mit der Wissenschaft der Gegenwart ausgleichen können. Wir haben echten und abgemilderten Pietismus, der aller modernen Entwicklung in Technik, Politik, Kunst und Wissenschaft scheu und verschlossen gegenübersteht, und dessen Kraft gerade in dieser Zurückhaltung besteht. Wir haben ungezählte Rationalisten,

denen das Christentum Tugendlehre und Vergeltungsglaube, Gewissensfreiheit und Menschenliebe ist und weiter nichts. Wir haben eine Bildungsreligion, der das geschichtliche Evangelium nur ein Bild und Symbol ewiger Wahrheiten und Werte ist neben andern. Wir haben Romantiker, deren Sehnsucht nach einer Erneuerung des alten Kultus mit seinen reichen Andachtsmöglichkeiten und der alten Autoritätsverehrung ausgreift. Nicht zu vergessen, daß auch von außen her, durch die Einflüsse des Independentismus und Methodismus die Frömmigkeit eines großen Volksteiles ihr eigenes Gepräge empfangen hat, und daß unterhalb all dieser Arten von Protestantismus noch ein naturwüchsiger Volksglaube an krasse Wunder, an die Wirkung heiliger Zauberformeln und Handlungen, an Besprechungen und Zukunftsdeutungen in christlichen Formen fortlebet.

Man kann sich diese Mannigfaltigkeit gar nicht groß genug denken. Ich bestreite nun natürlich nicht, daß auch unter dieser Masse eine Einheit besteht. Dafür sorgt die Lutherbibel und das Kirchenlied, das Unser Vater und die Tauf- und Traufitte. Auch ist ein Grundstock gemeinsamer Gedanken und Stimmungen vorhanden. Irgendwie ist doch aller Blick auf Jesus gerichtet, sind alle antikatholisch. Aber wer daraus schnellfertig eine Gesinnungseinheit macht, mißbraucht dies edle Wort. Was ich behaupte, ist, daß diese in der Mannigfaltigkeit enthaltene Einheit nicht hinlangt zur Kirchenbildung und zur Erhaltung großer religiöser Gemeinschaften. Diese brauchen einen tragfähigeren Grund und ein festeres Band. Eine einigermaßen soziologisch geschulte Betrachtung zeigt uns, daß alle Kirchen seit der Reformation hervorgegangen sind aus viel tiefer greifenden und reicheren Gemeinsamkeiten. Aus gemeinsamer Auffassung von Lehre und Geschichte, aus gemeinsamen Verfassungs- oder Kultusidealen, aus gemeinsamen sozialen Zielen, aus gemeinsamer Verehrung schöpferischer Personen, aus gemeinsamen Nöten und Leiden z. B. unter politischem Druck. Erst wo solche Motive wirksam werden und mit ihrer Macht alle daneben vorhandenen Differenzen verschlingen, erst da entstehen religiöse Gemeinden und Kirchenbildungen, erst da ist die Möglichkeit gemeinsamen religiösen Erlebens, gemeinsamen Gottesdienstes, gemeinsamen Handelns, kurz die Möglichkeit charaktervoller Eigenart und Entwicklung gegeben.

Beherzigen wir dies, so muß es uns als ein unbegreifliches Unterfangen erscheinen, eine so in sich verschiedene Masse von einundzwanzig Millionen an dieselbe Art Verfassung, dieselbe Gottesdienstordnung, dieselbe Norm zu binden und ihnen eine gleiche Stellung zu sozialen Problemen aufzuzwingen. Das kann um keinen anderen Preis durchgeführt werden, als um den fortwährenden Verzichts auf Charakter, Überzeugung und Energie des Handelns.

Und doch ist dies die Stellung des preußischen Staats. Der preußische Staat hat ein Organ aus sich herausgesetzt und mit dem Monopol der evangelischen Gemeindebildung ausgestattet: das landesherrliche Kirchenregiment. Dies Kirchenregiment ist die einzige Instanz, die evangelische Gemeinden bilden kann.

Und — es ist fast unbegreiflich — auch es bedarf dazu noch in jedem einzelnen Falle der Mitwirkung einer rein staatlichen Behörde. Eine Gemeindebildung von unten her, ohne Genehmigung des landesherrlichen Kirchenregiments, ohne Anerkennung der von ihm aufgestellten Normen, ist verboten. Wohl können die einzelnen austreten und dann einen religiösen Verein bilden unter der Lebensbehinderung, wie ich sie oben geschildert habe, aber sie sind für den Staat dann Dissidenten, nicht evangelische Christen, und ihre Gemeinde entbehrt aller der Sicherungen und Schutzwehren, die die landeskirchliche Gemeinde besitzt.

Wir sind das einzige Land der Welt, in dem ein solches Monopol noch besteht. Daß in England mehr als die Hälfte der Bevölkerung in Gemeinden lebt, die aus eigener Initiative, von unten her, gebildet sind, daß deren Gliedern auch nicht der geringste staatsbürgerliche Nachteil erwächst, daß ihre Organisationen, ihre Diener, ihre Gebäude in allen öffentlich rechtlichen Beziehungen denen der Church of England gleichgestellt sind, ist bekannt. Weniger vielleicht, wie leicht selbst innerhalb der Kirche von England jede Privatperson Kirchen bauen und Geistliche berufen kann, freilich unter äußerer Anerkennung des Common Prayer Book, aber eben doch mit einer herrlichen Freiheit in der Gestaltung des Gottesdienstes und der sozialen Betätigung. In Holland aber und in den nordischen Reichen ist das Monopol der Staatskirche durch blühende Freikirchen, durch Freigemeinden, Wahlgemeinden, Grundtvigianismus und Innere Mission (die dort etwas anderes bedeutet als bei uns) längst durchbrochen. Nur in den deutschen Staaten behauptet die Landeskirche noch dies Monopol der Bildung evangelischer Gemeinden in der Form, daß sie die evangelische Kirche des Landes ist, die zu ihr gehörigen Gemeinden die evangelischen Gemeinden des Staatsgebietes darstellen.

Der Staat behandelt hierbei die evangelische Kirche genau so wie die katholische, ohne auf den Wesensunterschied zwischen beiden Rücksicht zu nehmen. Wie er als katholische Gemeinden nur die anerkennt, die sich mit der Hierarchie in Einklang finden (abgesehen von einem leisen Schwanken gegenüber den altkatholischen Gemeinden nach dem Vatikanum), so gewährt er die Privilegien einer evangelischen Gemeinde nur denen, die das landesherrliche Kirchenregiment als solche beglaubigt. Und doch ist diese Haltung dort und hier von sehr verschiedener Bedeutung. Wenn der Staat von den katholischen Gemeinden die Unterwerfung unter die Hierarchie verlangt, so behandelt er sie nach deren eigenem Lebensgesetz, nach einem Gesetz, das sie als katholische Christen kraft ihrer Religion verpflichtet. Für die evangelischen Gemeinden aber gibt es kein göttliches Kirchenrecht, keine im Glauben begründete Verfassung, keine moralische oder religiöse Pflicht zur Unterordnung unter das landesherrliche Kirchenregiment. Wie kommt also der Staat dazu, die Anerkennung einer evangelischen Gemeinde an diese Bedingung zu knüpfen? Das ist ein viel weiter gehender Eingriff in ihre Freiheit, als sich aus Rücksichten der Staatswohlfahrt rechtfertigen läßt.

Wie verhängnisvoll dieses Monopol wirkt, das haben ja nun wieder einmal die Vorgänge dieses Sommers gezeigt. Der einzig natürliche Weg war verschlossen: der Weg der Bildung einer neuen evangelischen Personalgemeinde in Köln. Aber was hier einmal ans Licht getreten ist, das ist derselbe drückende Notstand, der an hundert anderen Orten herrscht. Keineswegs nur an solchen, wo freie oder moderner gerichtete Protestanten unter einer allein herrschenden Orthodoxie seufzen, wie das z. B. vom Wupperthal der einzige im Jathoprozesse vernommene Zeuge, Landtagsabgeordneter Dr. Hintzmann, bezeugt hat. Ähnliche Verhältnisse bestehen an vielen Orten. Natürlich, persönliche Tiefe und Güte kann auch sie erträglich machen; wahre, warme Menschlichkeit läßt auch über die größeste theologische Einseitigkeit und Wunderlichkeit hinwegsehen. Aber solche Menschlichkeit ist nun einmal nicht Vielen gegeben, und, wo sie fehlt, wird die Bindung an den von der Mehrheit der Minderheit aufgezwungenen Pfarrer zur Bedrückung. Wir müssen durchaus auch an unsere Altgläubigen und ihre Beschwerden denken. Ehe der Fall Jatho in sein letztes Stadium getreten war, zu einer Zeit, als die Kirchenbehörde durch ihr Vorgehen einem feinen Empfinden noch nicht unmöglich gemacht hatte, Jatho anzugreifen, habe ich den Satz niedergeschrieben: „Lebte ich in Köln, so würde ich als evangelisches Gemeindeglied mir Jatho nicht gerne zu meinem und meiner Kinder Seelsorger erwählen." Je mehr ich seitdem von Jatho gelesen habe, desto weniger vermag ich diesen Satz zurückzunehmen. Und nun frage ich mich: Wenn ich, der ich doch durchaus in der modernen Theologie meine Heimat habe, einen so starken Widerspruch empfinde, — wie kann man dann von einem Altgläubigen verlangen, daß er es nicht als eine unerträgliche Zumutung ansehe, mit einem Manne dieser Denkart zusammen in einer religiösen Gemeinde zu leben? Oder ein anderes Beispiel. Einer der bekanntesten und bedeutendsten Führer der Bewegung für evangelische Freiheit, Pfarrer Traub in Dortmund, hat soeben ein Schrift geschrieben über „Staatschristentum oder Volkskirche". Diese Schrift enthält sehr viel Beherzigenswertes, auch sehr viel religiös positives Gut. Bei näherem Zusehen erkennt man leicht, daß der Verfasser durchaus auf dem Grunde des ethischen Optimismus steht, der im Evangelium seine sieghafteste Gestalt gewonnen hat. Aber am Anfange der Schrift, gleich auf der ersten Seite, stehen folgende Sätze: „Was glaube ich? Vor mir liegt das sogenannte Apostolische Glaubensbekenntnis. Ich lehne dieses Bekenntnis der katholischen Reichskirche als mein Glaubensbekenntnis vollständig ab. Ich höre das Wort von der Dreieinigkeit. Ich benutze es nie. Man hält mir die sogenannten Heilstatsachen (Jungfrauengeburt, Auferstehung, Himmelfahrt) entgegen. Ich kenne nur geschichtliche Tatsachen, zu deren geduldiger Erforschung uns der Geist des Verstandes gegeben ist und in welchen wir das Walten eines allumfassenden Geistes ahnen. Heilstatsachen, wie sie sich die Theologie zurechtgelegt hat, sind mir fremd. Man erinnert mich an die Sakramente. Ich feiere keine Sakramente, sondern freue mich an Feierstunden

seelischer Stille." Das sind Sätze, die viel mehr als die Jathos, die Durchschnittsmeinung der modernen Theologie widerspiegeln. Können wir es dann aber nicht verstehen, daß vieler Altgläubiger Herzen bluten, wenn sie so etwas lesen, daß nicht der Fanatismus, sondern das Gewissen sich sträubt, Theologen der Art als Sprecher der Gemeinde anzunehmen, zu der man gehört?

Aber es ist vielleicht kein Zeichen von Tiefe, daß wir diese Not gerade nur in den Fällen erkennen, wo es sich um verschiedene Arten des religiösen Denkens handelt. Dieselbe Not ist es doch schließlich gewesen, die in dem tapferen Kampfe der Altlutheraner wider die Agende von 1821 ihren Ausdruck fand, — dem Kampfe für ein eigentümliches Kultusideal wider das Monopol des Kirchenregimentes, die Gottesdienstordnung zu bestimmen. Und das Schlimmste und Bitterste ist, daß dies Monopol die Bildung christlich-sozialer Gemeinden unmöglich gemacht hat. Im Vergleich hiermit wiegt der Fall Jatho leicht. Ein Blick auf die englische Arbeiterbewegung mit ihrem starken religiösen Einschlag zeigt uns, welch' unsagbarer Schaden unserer vaterländischen Entwicklung durch den Mangel an Religionsfreiheit zugefügt ist.

Unter diesem Drucke des Staates, unter der Herrschaft dieses Monopols ist jede gesunde kirchliche Initiative in der protestantischen Bevölkerung verkümmert und erstorben. Aber wie? Was im sechszehnten Jahrhundert hundertfach geschehen ist, unter den denkbar schwierigsten politischen Verhältnissen, in einem armen Volke, unter dem Mangel staatsbürglicher Rechte und verbindender Verkehrsmittel, was heute noch hundertfach in der Diaspora geschieht, eine solche Bildung von Gemeinden von unten her, das sollte nun unmöglich sein, in einer Zeit, da unser Volk gewöhnt und geschult ist, für alle möglichen Zwecke Vereine zu bilden und Versammlungen zu halten? Woher kommt dieser furchtbare Unglaube? Nein, es liegt nur an dem Drucke des Staates, daß das nicht möglich ist. In dem Augenblick, wo der Staat diesen Druck fallen läßt, wo er mit dem Monopol der Landeskirche, Gemeinden zu bilden, bricht, sie nicht mehr in dem Anspruche stützt, den evangelischen Gemeinden des Landes einerlei Normen der Lehre, des Kultus, der Verfassung aufzulegen, oder doch die Mitwirkung der Landeskirche auf eine bloße Aufsicht und Normierung gewisser rechtlicher und wirtschaftlicher Bedingungen beschränkt, wo er die Organisation evangelischer Gemeinden auf Grund des Umlagerechtes gewährt, — werden solche Gemeinden auch entstehen.

Was heute statt dessen geschieht, ist etwas anderes. Der Staat hat zwar die Macht, die Absplitterung und Bildung neuer Gemeinden zu verhindern. Aber er hat nicht die Macht, die Einzelnen, die sich von der geltenden Kirchenordnung gedrückt fühlen, zur Teilnahme am kirchlichen Leben anzuhalten. Was tun sie nun? Sie beschränken sich auf ein rein äußeres Verhältnis zur Kirche, zahlen mehr oder minder widerwillig ihre Steuern und benutzen die Kirche lediglich als Dekorationsinstitut bei Familienfesten. Dem Monopol der Landeskirche entspricht die Unkirchlichkeit der Massen. Das ist heute die Stellung

von Tausenden: unwürdig ihrer, weil nur die Unklarheit die innere Unwahrheit dieser Stellung verbirgt, — unwürdig auch der Kirchen, an deren Existenz und Entwicklung sich diese Tausende wie ein Ballast hängen.

Man kann ein Monopol auf verschiedene Weise verwalten. Ein guter Kaufmann, dem ein solches zugefallen, wird dabei so verfahren, daß er die Bedürfnisse und Wünsche der auf ihn angewiesenen Kundschaft nach Möglichkeit befriedigt. Denn er weiß, es läßt sich nur solange aufrechterhalten, als dies gelingt. Wir urteilen nicht unbillig, wenn wir sagen, daß unsere Kirchenregierungen sich der Verantwortung, die ihnen dies Monopol der Bildung und der Normierung evangelischer Gemeinden auferlegt, nicht genug bewußt sind. Wir bewegen uns zwar unter diesem Monopol in relativer Freiheit. Aber es ist dabei keine rechte Offenheit und Klarheit. Wir genießen diese Freiheiten, wie ein Knabe, der sich vom Apfelbaum heimlich einige Früchte stiehlt. Wir genießen sie nur infolge einer Schwäche, infolge eines fortwährenden Übersehens und Gehenlassens, nicht auf Grund einer prinzipiellen Selbstbeschränkung des Kirchenregimentes. Immer wieder werden Versuche gemacht, Normen aufzustellen, wie über die Beerdigung von Selbstmördern, die Beteiligung an Feuerbestattungen, die Trauung Geschiedener, die politische Betätigung der Geistlichen; und immer wieder scheitern diese Versuche, weil sie eben Eingriffe in die Gewissenssphäre von Gemeindegliedern und Pfarrern sind. Welch eine peinliche und bedauernswerte Rolle spielt dabei das Kirchenregiment, welche dialektischen Künste werden zur Begründung derartiger Maßnahmen und der dann unvermeidlichen Rückzüge verschwendet, — nur deshalb, weil man sich auf den einzig gesunden und einzig imponierenden Standpunkt der Gewissensfreiheit nicht stellen will! Und in was für unnötige Konflikte werden die Diener der Kirche dadurch gedrängt!

Die gerechte Verwaltung jenes Monopols aber wird der Kirchenregierung noch durch ein weiteres Moment erschwert. Es erschien als ein großer Fortschritt, als in den siebziger Jahren die Synodalverfassung eingeführt, das Kirchenregiment in seiner absoluten Machtfülle beschränkt, den Gemeinden des Landes ein Anteil am Regiment gewährt wurde. Das Kirchenregiment teilte wichtige Rechte und Befugnisse mit den Synoden. Aber auch diese Schöpfung wurde durch den mangelnden Respekt vor dem Gewissen geschädigt. Die Verfassung war von vornherein darauf zugeschnitten, der Mehrheit alle Macht in die Hand zu spielen. Die Unterdrückung der Minderheit aber mußte um so verhängnisvoller werden, als in den Umkreis der kirchenregimentlichen Geschäfte, an denen die Synode beteiligt wurde, auch die zartesten und innerlichsten Fragen des kirchlichen Lebens einbezogen wurden, die nach protestantischen Grundsätzen niemals durch bloße Stimmenmehrheit entschieden werden dürfen. In der Verfassung fehlt fast jede Einschränkung der Machtbefugnisse des durch die Synoden verstärkten Kirchenregimentes, gegenüber den Gemeinden wie gegenüber den Geistlichen.

Es ist aber ein Unterschied, ob die Mehrheit ihre Macht dazu gebraucht, die Höhe einer Abgabe durchzusetzen, oder dazu, eine zwingende Lehr- und

Gottesdienstnorm aufzuerlegen. Für diesen Unterschied fehlt in den Synoden das Verständnis. So hat die Synodalverfassung den Druck des landeskirchlichen Monopols nur verschärft, die charakterlose Vereinerleiung gefördert, daran gewöhnt, ernste Überzeugungsfragen auf dem Wege von Kompromissen oder von Formeln zu lösen, bei denen sich jeder Beteiligte etwas anderes denkt. So segensreich ein Verband aller evangelischen Gemeinden des Staates auf wirtschaftlichem und juristischem Gebiete ist — die besten Früchte der Synodalverfassung sind auf diesem Felde gereift —, so unerträglich ist ein solcher Verband, der sich anmaßt, seiner rechtlichen Gewalt das innere Leben und dessen Äußerungen zu unterwerfen.

Rudolf Eucken hat einmal für die christliche Religion den schönen Ausdruck geprägt: die charakteristische Religion. Das Landeskirchentum, wie wir es haben, ist der Ausdruck einer charakterlosen Religion. Das ist unsere Not. Unter dem System der monopolistischen obrigkeitlichen Religionspflege ist die Persönlichkeitsreligion zum Einschlafen gekommen. Hin und wieder regt sie sich, wie eine Träumende, dann wird sie von ihren Wärtern mit begütigendem oder unwirschem Worte wieder zur Ruhe gebracht. Aus Fragen des Gewissens, der Überzeugung, der persönlichen Entscheidung wird Konvention, Handwerk, Zeremonie, beamtenmäßiger Betrieb. Die Religion kommt dabei um ihren Ernst und um ihre Würde. Man läßt sie sich gefallen, über sich ergehen, mehr oder minder willig, mehr oder minder kalt. Das ist die gegenwärtige Lage unserer evangelischen Kirche.

Briefe aus China

Von weiland Professor Dr. Wilhelm Grube-Berlin

An seine Schwester.

Canton, 14. November 1897.

Meine liebe Weinande!

Seit ich Dir zuletzt aus Shanghai schrieb, haben wir wieder so viel Interessantes und Schönes erlebt und gesehen, daß es wirklich schwer hält, Anfang und Ende des Erzählens zu finden.

Nachdem wir noch am letzten Abend in Shanghai uns eine halbe Stunde lang das Ballfest bei dem Taotai angesehen hatten, schifften wir uns am nächsten Morgen in aller Frühe auf der „Sachsen“ vom Norddeutschen Lloyd nach Hongkong ein. Von dem Ball ist nicht viel zu berichten, denn abgesehen von den vielen Chinesen und einigen Chinesinnen, die sich aber natürlich nicht am Tanzen beteiligten, war der Ball ungefähr wie jeder andere. Kaum waren wir

hingekommen, als plötzlich Herr v. C., der österreichische Gesandte, der eben aus Peking eingetroffen war, auf uns losgestürzt kam, und nun wurde ein frohes Wiedersehen gefeiert. Er ist ein sehr netter Mann, einfach und gemütlich und ganz ohne die üblichen diplomatischen Podagra-Allüren.

Die Fahrt von Shanghai nach Hongkong war trotz der großen Hitze doch sehr angenehm und die Reisegesellschaft ganz nett. Unter unseren Mitreisenden befand sich u. a. ein deutscher Kaufmann namens W., der sein Hauptgeschäft in Hongkong, aber außerdem Filialen in Shanghai und Canton hat. Dieser war nun so freundlich, uns eine Empfehlung an seinen hiesigen Vertreter, Herrn P., mitzugeben, bei dem wir jederzeit Geld aufnehmen können. Auf diese Weise brauchten wir nicht gleich die ganze Summe, die wir hier eventuell nötig hätten, in Hongkong aufzunehmen.

Am Freitag Morgen hatten wir das öde Shanghai verlassen und kamen bereits am Sonntag Abend in dem unbeschreiblich schönen Hafen von Hongkong an, der nach Bildern zu urteilen dem Golf von Neapel ähnlich sein muß. Die Insel, auf der Hongkong liegt, erhebt sich bis zu einer Höhe von 1800 Fuß, und dieser vor fünfzig Jahren noch völlig kahle Felsen mit seinem mörderischen Klima ist jetzt durch die Energie der Engländer in ein wahres Eden umgewandelt worden. Allenthalben herrlicher, bereits an die Nähe der Tropen erinnernder Baumwuchs, wundervolle Parkwege, von denen aus der entzückte Blick über die weite, inselbedeckte See schweift, palastähnliche Häuser, die sich den Berg hinanziehen, und deren prächtigste von Deutschen bewohnt sind. Den Engländern wird nämlich dort auf ihrem eigenen Grund und Boden von den Deutschen eine ganz gefährliche Konkurrenz gemacht, und schon gibt es in Hongkong mehr deutsche Firmen als englische, wie mir Herr W. erzählte.

Wir suchten in Hongkong zunächst den Vizekonsul H. auf, der sehr liebenswürdig war und sich uns von $1^1/_2$ Uhr ganz zur Verfügung stellte. Es wurde verabredet, daß wir uns oben im Peak-Hotel treffen sollten, wo er wohnt und das durch eine Zahnradbahn mit der Stadt verbunden ist. Das Hotel liegt 200 Fuß unterhalb des Gipfels, und die Aussicht, die man unterwegs vom Wagen aus genießt, ist wirklich entzückend schön. Ich fuhr mit Lilly voraus, um noch den Gipfel erklimmen zu können, der übrigens in der bequemsten Weise auf sanft ansteigenden, schön asphaltierten Wegen erreicht wird. Um $1^1/_2$ Uhr trafen wir verabredetermaßen mit dem Vizekonsul im Hotel zusammen und machten nach dem Tiffin*) einen wundervollen dreistündigen Spaziergang mit ihm.

Es lag mir sehr viel daran, meinen alten Freund Ao, der früher Lehrer am Berliner Orientalischen Seminar gewesen ist, wiederzusehen, und da mir niemand seine Adresse angeben konnte, entschlossen wir uns, uns noch am Abend nach dem Findelhause der Berliner Frauenmission tragen zu lassen, denn da Ao Protestant ist, hoffte ich, dort allenfalls Auskunft zu erhalten. Zum Glück

*) Frühstück.

wurden meine Erwartungen hier nicht getäuscht. Pastor R., der dortige Missionar, hatte zufällig gehört, daß an jenem Abend gerade eine Versammlung in der nahegelegenen chinesischen Kirche stattfand, und meinte, daß Ao höchstwahrscheinlich dort sein werde. So gingen wir denn, vom Pastor geleitet, dorthin, und richtig: der erste, den wir sahen, war Freund Ao! Seine Freude, als er mich plötzlich vor sich sah, war wirklich rührend. Er ist augenblicklich bei einem Beamten der englischen Regierung, Mr. Lockhart, in Hongkong angestellt und erzählte mir, wie Mr. Lockhart schon seit Monaten täglich die Schiffslisten durchsehe, in der Hoffnung, ihm daraus meine Ankunft mitteilen zu können. Er hatte nämlich durch den Berliner chinesischen Lehrer Hsüeh von meinen Reiseplänen gehört. Da wir nun bereits am nächsten Morgen nach Canton fahren wollten, beredete ich ihn sehr, sich doch für ein paar Tage beurlauben zu lassen und auch hinzukommen, was er mir auch zu versuchen versprach.

Die Kirche, in der wir Ao trafen, besteht aus einer selbständigen chinesischen Gemeinde und wird von chinesischen Geistlichen geleitet. Wir lernten dort auch Aos Schwiegersohn kennen, einen ungemein sympathisch aussehenden jungen Mann, der an einem englischen Hospital in Hongkong als Arzt angestellt ist und vollkommen fließend englisch spricht.

Das Personal der Berliner Mission besteht aus dem Pastor und einigen Damen, die während wir dort waren, der Reihe nach auf der Bildfläche erschienen. Es mögen ja alles gute und brave Menschen sein, aber es scheint wirklich, als wäre nach protestantischer Auffassung Geschmacklosigkeit und Nachlässigkeit in der Kleidung der einzig würdige Ausdruck wahrer Frömmigkeit. Warum können denn diese Damen nicht ebenso wie die katholischen Schwestern eine einfach würdige schwarze Ordenstracht anlegen? Müssen sie durchaus wie stellenlose Köchinnen aussehen, um Gott wohlgefällig zu erscheinen? Ihrem Bildungsstande schien freilich die äußere Erscheinung zu entsprechen.

Am Dienstag Morgen um 8 Uhr verließen wir Hongkong und kamen bereits um $2^1/_2$ Uhr hier an. Die Fahrt durch den Hafen und auf dem Perlenfluß ist hübsch und abwechslungsreich. Schon eine Stunde bevor man Canton erreicht, sieht man in der Ferne die fünfstöckige Pagode und die gotischen Türme der katholischen Kathedrale — letztere zu dieser Umgebung passend wie die Faust aufs Auge. Je mehr man sich der Stadt nähert, um so lebhafter gestaltet sich das Leben auf dem Flusse, der von zahllosen Booten und Dschunken aller Arten und Größen bedeckt ist. Unter anderem sahen wir auch jene ganz eigentümlichen Radboote — stern-wheel-boats nennen sie die Engländer —, die nur hier vorkommen, und wie der Name besagt, an ihrem Hinterteil mit einem Rad versehen sind, das aber nicht durch Dampf-, sondern Muskelkraft, nämlich durch Treten, in Bewegung gesetzt wird. Vom Dampfschiff aus wurden wir auf einem der zahllosen kleinen Boote an Land gebracht. Die „Bemannung" dieser Boote besteht zumeist aus Weibern und Kindern, die sich mit fabelhafter Gewandtheit und Flinkheit den Weg durch das Gewirr von Booten zu bahnen

wissen. Der Teil der Bevölkerung, der ganz auf Booten auf dem Flusse lebt, wird auf etwa dreihundertausend Seelen geschätzt. Die Männer sind meist als Kulis in der Stadt beschäftigt.

Der Konsul K., Schwiegersohn von Jul. Eckardt, ist noch nicht aus Japan zurück und wird einstweilen durch seinen Dolmetscher Herrn L. vertreten, dem wir also gleich unseren Besuch machten, ohne ihn jedoch zu treffen. Nach Hause zurückgekehrt, empfingen wir den Besuch des Herrn P., eines noch sehr jugendlichen Herrn, der mich in seinem Äußeren sehr an Adolphs Georges erinnert. Er war so liebenswürdig, uns gleich zu demselben Tage zu sich zu bitten. Dann unternahmen wir einen höchst interessanten Ausflug in die Stadt, von dessen Eindrücken wir ganz berauscht zurückkamen. Für den nächsten Tag erbot sich Herr L. eine größere Rundtour durch die Stadt mit uns zu unternehmen, aus der jedoch nichts wurde, weil Ao sich freudestrahlend am nächsten Morgen einstellte: er hatte den erbetenen Urlaub von drei Tagen erhalten. So machten wir mit Herrn L. nur eine kleine Ausfahrt nach dem nahegelegenen buddhistischen Kloster Hai-chuang-sse. Von dort zurückgekehrt, wurden wir von Herrn Ao und einem chinesischen Lehrer abgeholt, um das Kwang-ya-yuen zu besichtigen. Es ist dies eine Art freier Hochschule, die von dem ehemaligen Vizekönig Chang Chi-t'ung, einem der größten Gelehrten Chinas, vor einigen Jahren gegründet worden ist, um jungen Gelehrten, die die erste der drei Staatsprüfungen bestanden haben, die Möglichkeit zu gewähren, kostenfrei ihre Studien fortzusetzen. Das großartige Institut besteht aus einer ganzen Anzahl von schönen Gebäuden, die in einer prächtigen Parkanlage in chinesischem Geschmack verstreut liegen und einen ungeheuren Flächenraum einnehmen. Da ist u. a. eine große nach vorn offene Halle, wo die Vorträge gehalten werden, die sich übrigens ausschließlich auf Geschichte und Literatur Chinas beziehen. Ein anderes großes Gebäude enthält die ungemein reiche Bibliothek, die den Studierenden ganz zur Verfügung gestellt ist. Als die dort arbeitenden Studenten sahen, daß ich etwas von der Sache verstehe, kamen sie herbei und zeigten mir mit dem freundlichsten Entgegenkommen all' die Schätze, die hier aufgespeichert sind. Die Professoren leben ganz in dem Institut, desgleichen ist da ein ganzer Gebäudekomplex, der die Wohnräume der ungefähr zweihundert Studierenden enthält. Jeder der jungen Leute bewohnt einen hohen luftigen Raum, der einfach, aber doch mit allem Erforderlichen ausgestattet ist. An das Arbeitszimmer schließt sich hinten ein alkovenartiges Schlafgemach an. Wir besuchten einen Studenten in seiner „Bude", die einen sehr sauberen und netten Eindruck machte und jedem deutschen Musensohne alle Ehre machen würde.

Am Abend dieses Tages (Mittwoch, den 10.) waren wir bei L. zu Tische, wo wir u. a. den Inhaber der bedeutendsten deutschen Firma in Canton, Herrn B., einen Verwandten von St. und B., kennen lernten. Er gehört zu den sehr wenigen deutschen Kaufleuten in China, die Interesse und Verständnis für das Land, in dem sie leben, haben. Seine Frau ist eine reizende junge Amerikanerin,

die recht gut deutsch spricht. Sie machten uns tags darauf einen Besuch und luden uns zu gestern (Sonntag) Mittag ein.

Am Donnerstag Vormittag besichtigten wir den Tempel des Pak-tai (des Gottes des Polarsterns) und das Gildenhaus der Swatauer Kaufleute, zwei herrliche Gebäude, mit so herrlichem Schnitzwerk, wie ich noch nie und nirgends etwas ähnliches gesehen habe. Von da besuchten wir den berühmten Hinrichtungsplatz, wo so viele Hinrichtungen vollzogen worden sind und noch vollzogen werden, daß er vielleicht in der ganzen Welt keinen Rivalen hat. Für gewöhnlich sind dort Töpfer bei der Arbeit, die ihre Waren nur beiseite zu rücken brauchen, so oft dort eine Exekution stattfindet. Wir hatten die Freude, den Herrn Scharfgerichtsrat oder Henker kennen zu lernen, einen jovial dreinblickenden, behäbigen Mann, dem ich zu verstehen gab, daß ich seine Dienste fürs erste noch nicht in Anspruch nehmen wolle. Er prüfte meinen Nacken kritisch und lächelte dabei verständnisinnig.

Nachdem wir dem Richtbeil auf diese Weise glücklich entronnen waren, ließen wir uns nach der geistigen Richtstätte tragen, nach der großen Examinationshalle, wo alle drei Jahre die zweite der drei großen Staatsprüfungen abgehalten wird. Die zwölftausend Zellen, in denen die unglücklichen Kandidaten ihre Klausurarbeiten zu machen haben, sind in parallellaufenden Reihen untergebracht. Jede Zelle ist ungefähr $1^1/_2$ Meter tief und 1 Meter breit und nach vorn offen, auf einen schmalen Gang mündend, der die eine Reihe von der anderen trennt. Die ganze Ausstattung besteht aus einem Sitzbrett und einem Schreibbrett, beide von Wand zu Wand gehend, so daß der Schwergeprüfte sich buchstäblich nicht rühren kann. Das Brett vor dem Kopfe wird, falls nicht vorhanden, symbolisch durch die Mauer ersetzt, die zugleich die Rückwand der vorderen Zellenreihe bildet.

Am Nachmittag holte uns Ao zu einem Spaziergang durch die Stadt ab und führte uns u. a. zu einem seiner Freunde, der dort als Porträtmaler und Photograph tätig ist. In seiner ersteren Eigenschaft leistet er so hervorragendes, daß ich mir gern eine Reihe seiner Porträtköpfe gekauft hätte. Leider waren sie jedoch nicht käuflich, aber Herr Li, so heißt der Künstler, war so freundlich, mir einen davon zu schenken. Darauf bewirtete er uns mit Tee, und schließlich ließen wir uns zu dritt photographieren, wofür er erst nach langem Zureden meinerseits Bezahlung annahm. Er ist ein prächtiger alter Mann mit einem Charakterkopf und drei Frauen und — notabene — Christ dabei. Die protestantischen Missionare drücken nämlich in diesem Punkte bisweilen ein Auge zu, um einen „mehrfach verheirateten" Mann nicht in die Lage zu bringen, seine Frauen auszustoßen, um Christ zu werden. Man mag darüber denken wie man will. Die Katholiken lassen unter keiner Bedingung Polygamie zu. Welches Verfahren das richtigere ist, darüber läßt sich, wie gesagt, streiten.

Zu 7 Uhr hatte uns Ao auf ein sogenanntes Blumenboot gebeten, wo er uns mit einem opulenten chinesischen Diner regalierte und an dem sich noch drei

Freunde von ihm beteiligten, darunter der erwähnte Porträtmaler Li und noch ein anderer Herr Li, der uns im reinsten Schweizer Deutsch anredete. Hätten wir nicht gewußt, daß er Chinese ist, so hätten wir ihn unbedingt für einen ehrsamen Bürger der Stadt Basel halten müssen — trotz Zopf und chinesischer Gewandung. Besagter Herr hat nämlich von seinem siebzehnten bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre auf der Baseler Missionsschule studiert und ist jetzt bereits seit achtzehn Jahren in seiner Heimat als Prediger und Missionar tätig. Zum Glück ist er bei all seiner Frömmigkeit nicht im geringsten muckerhaft und einseitig. Er und Ao erzählten mir von einer hochinteressanten geistigen Bewegung, die hier augenblicklich im Schwange ist und deren Seele — erschrick nicht! — ebenfalls ein gewisser Herr Li ist, der aber mit seinen beiden erwähnten Namensvettern nichts als den Namen gemein hat. Es handelt sich um nichts geringeres als um die Gründung einer wissenschaftlichen chinesischen Zeitschrift, der ersten dieser Art, die sich speziell an die Gelehrten wenden soll, um sie mit den Resultaten der europäischen Wissenschaft bekannt zu machen. Zugleich soll sie aber Originalartikel wissenschaftlichen und literarischen Inhalts bringen. Das erforderliche Kapital hat nun besagter Herr Li zur Verfügung gestellt. Dieser Li ist ein noch junger Mann von einigen zwanzig Jahren, der aber bereits das zweite Staatsexamen bestanden hat und im nächsten Frühjahr nach Peking gehen will, um sich dort der letzten und höchsten Prüfung zu unterziehen. Sein verstorbener Vater war Präfekt von Tientsin, und er ist als einziger Sohn alleiniger Erbe des ungeheuren Vermögens, das er nun in der hochherzigsten Weise und mit fürstlicher Freigebigkeit in den Dienst der geistigen Aufklärung seines Vaterlandes stellt. Er besitzt eine großartige Bibliothek, die er eben durch Neuanschaffungen im Betrage von 20 000 Dollars = 40 000 Mark vervollständigt hat. Für diese Bibliothek hat er außerhalb der Stadt ein Grundstück erworben, wo er ein massives, feuersicheres Gebäude errichten läßt. Und das Ganze stellt er dem Staate zur Verfügung unter der Bedingung, daß die Bibliothek jedermann zugänglich sei! — Er hatte durch Ao und den Pastor Li (er selbst ist nicht Christ, sympathisiert aber mit der europäischen christlichen Kultur) von meinem Hiersein gehört und ließ mir sagen, daß er den dringenden Wunsch habe, mich kennen zu lernen. Zugleich ließ er anfragen, ob er uns ein Diner anbieten dürfe und zwar im Hause der Berliner Mission bei dem Pastor K., da er es nicht wagen dürfe, uns bei sich aufzunehmen. Das war nun wieder echt chinesisch: da sich Damen nicht mit Herren zugleich an einem Diner beteiligen dürfen, so hätte er Lilly nicht mitbitten können, und um aus diesem Dilemma herauszukommen, verlegte er das Diner in ein europäisches Haus. Ich nahm das Anerbieten natürlich mit Dank an und erhielt daraufhin am nächsten Tage eine feierliche chinesische Einladung, die an uns beide adressiert war.

Ein so reges geistiges Leben, einen so frischen Idealismus hatte ich hier nicht im entferntesten erwartet. Ich war ganz ergriffen von allem, was ich gehört

hatte, und rief ganz begeistert: „Canton hat es mir angetan, hier möchte ich bleiben!“

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als der Pastor Li sofort erklärte: „Herr Professor, wenn das Ihr Ernst ist und Sie den Entschluß fassen sollten, so verspreche ich Ihnen, daß wir hier sofort eine Universität gründen! Das Geld ist bereit, davon ist mehr als genügend vorhanden, uns fehlen nur die Kräfte — aber wenn wir Sie haben, macht sich alles übrige von selbst!“

Ja — wenn ich nur könnte! Aber zwei Dinge machen es mir unmöglich: Du und das Klima. Es ist hier augenblicklich noch so glühend heiß, wie bei uns in Berlin nur in den heißesten Julitagen, es wäre also nicht daran zu denken, daß Du herkämst, und auch ich selbst könnte es hier wohl kaum auf die Dauer aushalten — Lilly noch eher.

Aber nun muß ich Dir ja noch über das Diner selbst berichten. Das hübsch eingerichtete Blumenboot enthielt zwei Räume. In dem ersten stand der Tisch mit dem Imbiß, in dem hinteren Raum die eigentliche Mittagstafel. Die Gäste bestanden aus Pastor Li, dem Porträtmaler Li, dessen Gehilfen und uns.

16. XI. Zum Imbiß gab es Tee, warme Mandelmilch, die wie Suppe mit Löffeln gegessen wurde, Persimmon*), Orangen, Melonenkerne, Wassernüsse, Marmelade und Zuckerrohr, aus dem nur der Saft herausgesaugt wird. Das Diner selbst bestand aus einer Legion von Gängen, zwischen denen die Diener von Zeit zu Zeit mit warmem Wasser angefeuchtete kleine Handtücher herumreichten, mit denen man sich den Schweiß abwischte — ein Genuß, dem sich nur die Chinesen hingaben, die sich auch hin und wieder die Wasserpfeife reichen ließen, um einen oder zwei Züge daraus zu tun. Der Gerichte gab es, wie gesagt, so viele, daß ich weder im Magen noch im Kopfe für alle Platz finden konnte. Hier einige davon: Huhn in verschiedener Art zubereitet, Froschkeulen, Haifischflossen, Nudeln, Kürbis mit Schinkenschnitten darin, Schweinemagen, Ente (gebraten und gekocht), Fischsuppe, Hühnersuppe, Taschenkrebse, Süßigkeiten usw., und zum Schluß Reis. Es wurde eifrig Morra gespielt, und wer verlor, mußte sein winziges Weinschälchen auf einen Zug pro poena leeren, was eine ganz angenehme Strafe ist, denn der chinesische Wein schmeckt sehr gut.

Am darauffolgenden Tage unternahmen wir vormittags, wie gewöhnlich, einen Streifzug durch die Stadt und machten am Nachmittage unseren Besuch bei dem reichen Mäcen Herrn Li. Er ist ein reizender Mensch von äußerst sympathischem Aussehen, sein Wesen vornehm und bescheiden zugleich. Der Etikette gemäß standen wir, an der rechten Wand des Empfangszimmers, als er hereinkam, worauf er uns nötigte, die beiden Ehrenplätze an der Rückwand einzunehmen, Ao und Pastor Li saßen als die im Range folgenden Gäste an der linken Wand, und er selbst nahm den letzten Sessel an der rechten Wand als den niedrigsten Platz ein. Nachdem ein wenig Konversation gemacht worden

*) Dattelpflaume.

war, führte uns Herr Li in seine prachtvolle Bibliothek, die in einem anderen, auf der gegenüberliegenden Seite der Straße gelegenen Hause untergebracht ist. Schließlich verabschiedeten wir uns, um noch einige Tempel zu besichtigen, darunter den berühmten Tempel der fünfhundert Lohans, in dem fünfhundert lebensgroße vergoldete Statuen dieser buddhistischen Patriarchen aufgestellt sind. Einer von ihnen soll ein Bildnis des Marco Polo sein.

Schließlich ließen wir uns in das Berliner Missionshaus tragen, wo Herr Li uns bereits in einem schönen Gewande aus weißem Atlas erwartete. Die Gäste waren außer dem Missionar K. und seiner Frau, die für diesen Zweck ihre Wohnung hergegeben hatten, die Missionare Z. und N., ersterer mit Frau, Ao, Pastor Li, der Redakteur der erwähnten chinesischen Zeitschrift, die unter der Ägide unseres Gastgebers erscheinen soll (natürlich ein Chinese, sehr intelligent, den Namen habe ich nicht behalten), und ein chinesischer Missionslehrer. Das Diner war eine vermehrte und verbesserte Auflage des vorigen. Es gab u. a. noch Vogelnestersuppe, Lotoskerne und Bambusschößlinge, die sehr zart schmeckten. Ich bemerkte dabei, daß der Bambus auf der Zunge leichter zu ertragen sei als auf dem Rücken — ein Kalauer, der von den Chinesen sehr goutiert wurde. Gegen 8 Uhr brach man auf, und unser freundlicher Gastgeber brachte uns in seinem reizend eingerichteten Boote ins Hotel zurück, wo die vier Herren (der Gastgeber Li, der Pastor Li, der Redakteur und Ao) noch eine Tasse Tee mit uns tranken. Das war der gemütlichste Teil des Abends, denn nun brauchte man nicht mehr im Schweiße seines Angesichts mit Eßstäbchen zu turnen und konnte sich in zwangloser Unterhaltung über allerlei, meist wissenschaftliche, Fragen aussprechen. . . .

(Frühere „Briefe aus China" sind in den Heften 45, 46, 47 erschienen. Weitere Briefe werden folgen. Die Schriftltg.)

Die jugendlichen Angeklagten und ihre sittliche Reife

Von Dr. med. Max Levy-Suhl in Berlin-Wilmersdorf

ie Tagespresse, genötigt, die unbedeutenden, typisch sich wiederholenden Ereignisse aus ihrem Stoffe auszuschalten, hat in weiten Kreisen die Meinung aufkommen lassen, als ob es sich bei jugendlichen Angeklagten meist um früh verdorbene, besonders dreiste oder raffinierte Individuen handele, die mit ihren verbrecherischen Unternehmungen eine Gefahr für die Öffentlichkeit bildeten. In Wirklichkeit sind es fast nur jene seltenen, vor den Strafkammern zur Aburteilung gelangenden Taten einzelner besonders gearteter Jugendlichen oder auch wohl einer unter solcher Führerschaft entstandenen Bande, welche zu den aufsehenerregenden Berichten

das Material liefern und nicht ohne Grund die Aufmerksamkeit auch der Fernstehenden auf sich lenken.

Ein wesentlich harmloseres Bild erhält man von dem jugendlichen Rechtsbrecher — mag auch der soziale Hintergrund stets ernst genug bleiben —, sobald man die weit häufigeren Straftaten an sich vorüberziehen läßt, mit denen sich tagtäglich die Jugendgerichtsabteilungen der Schöffengerichte zu beschäftigen haben. Die Menge der Delikte, die allein vor den Abteilungen des Jugendgerichts Berlin-Mitte, allerdings dem größten Jugendgerichtsforum, zur Verhandlung stehen, beläuft sich auf mehr als siebzehnhundert im Jahre 1910. Handelt es sich dabei auch in nahezu der Hälfte der Verurteilungen um das gewiß nicht leicht zu nehmende Vergehen des Diebstahls, so liegen doch den Anklagen häufig genug einfache, an und für sich die Öffentlichkeit wenig berührende, oft recht unbedeutende oder gar kleinliche Tatbestände zugrunde. Weder die Anklage- noch die Strafbehörde vermag nach geltendem Gesetz hierin Wandel zu schaffen. Mit Recht aber wendet sich Wilhelmine Mohr*) an die Bürgerschaft selbst und klagt in ihrer warmherzigen Schrift, „um welcher Bagatellen willen das Volk seine Kinder vor Gericht führt." Die sozialen Gründe für die Häufigkeit der Straftaten im allgemeinen, die Gründe für die vielfach beobachtete „kriminelle Reizbarkeit"**) des Publikums können an dieser Stelle unerörtert bleiben; sowohl im neuen „Entwurf einer Strafprozeßordnung" (§ 365), wie im „Vorentwurf zu einem Deutschen Strafgesetzbuch" wird mehrfach dieser Sachlage Rechnung getragen. Ebenso vermögen wir hier nicht den sozial- und individualpsychologischen Ursachen nachzugehen, die den Diebstahl zur hauptsächlichen Strafhandlung der Jugendlichen stempeln. Nur wenige allgemeine Gedanken hierüber seien vorausgeschickt.

Gerade in dem Vergehen des Diebstahls und in dem hierin nicht zu trennenden Vergehen der Unterschlagung tritt die Eigenart der Jugendlichen besonders in Erscheinung, und schon aus diesem Grunde lag es nahe, an das Diebstahlsdelikt meine psychologische Untersuchung anzuknüpfen. Gerade hierbei überrascht uns so oft die Impulsivität des Handelns und das geringe Maß an vorausschauenden Bedenken, gerade hier zeigt sich die leichte Verführbarkeit durch die Gunst des Augenblicks, durch Beispiel oder Kameradschaft, und schließlich macht sich auch hier der natürliche Optimismus geltend, kraft dessen die jungen Missetäter wie selbstverständlich auf einen glücklichen Ausgang ihrer Taten und Streiche, sei er auch noch so unwahrscheinlich, ihre Hoffnung setzen. Immer wieder begegnet uns bei der Zergliederung eines solchen einzelnen Falles die tiefgehende Verschiedenartigkeit der Gedankengänge und Gemüts-

*) „Kinder vor Gericht." Berlin W., 1909.

**) Der Psychiater Prof. Ernst Schultze hat diese Verhältnisse in seinem Buche: Die jugendlichen Verbrecher im gegenwärtigen und zukünftigen Strafrecht (J. F. Bergmann, Wiesbaden 1910) genauer dargelegt. Von dort habe ich auch den Ausdruck des Kriminalisten H. Seuffert übernommen.

bewegungen des Jugendlichen gegenüber dem Erwachsenen, und wir empfinden oft genug die grundsätzliche Schwierigkeit, sich in die Weltbetrachtungsweise der Jugendlichen einzufühlen. Von einem besseren Verstehen, einer fortschreitenden Erkenntnis ihres Seelenlebens hängt aber in erster Linie die Wahl der Mittel und der Erfolg jener vielseitigen Reformbestrebungen ab, welche eine sittlich-erzieherische Höherentwicklung der künftigen Generation sich zum Ziele gesetzt haben. In der Tat berühren und stützen sich in diesen Bestrebungen wechselseitig die mannigfaltigsten wissenschaftlichen und praktischen Gebiete, wie die Forschungen der Psychologie und Psychiatrie, die Aufgaben der Pädagogik und Rechtsprechung, die Interessen des Staats und der Allgemeinheit. Und so darf jeder Weg, von welcher Einzeldisziplin immer er ausgehen mag, auch für weitere Kreise willkommen erscheinen, wenn er einen neuen Einblick in das Dichten und Trachten der werdenden Persönlichkeiten gestattet.

An dem schon erwähnten Jugendgericht des Amtsgerichts Berlin-Mitte wurde, auf Anregung des ersten Berliner Jugendgerichtsarztes Dr. W. Fürstenheim und dank der Bemühungen des Amtsgerichtsrats Dr. Köhne, im Oktober 1909 die Einrichtung getroffen, daß jeder jugendliche Angeklagte vor der Hauptverhandlung einem psychiatrisch geschulten Arzte zur Begutachtung überwiesen wird. Eine kleine, nach Vorschlägen des Geh. Med.-Rat Ziehen gegründete Ärztegruppe hat seitdem diese Untersuchungen nach vereinbarten wissenschaftlichen Prinzipien in freiwilliger Helferschaft übernommen. Auf Grund der jeweiligen ärztlichen Mitteilung vermag jetzt der Jugendrichter in jedem Einzelfall, sei es als Vormundschaftsbehörde Maßnahmen allgemeiner Art für den Jugendlichen anzuordnen, sei es als Strafrichter die Anhörung des Sachverständigen in der Hauptverhandlung herbeizuführen und sein Gutachten bei der Urteilsfindung in Anschlag zu bringen.

Dem mir selbst in dieser Gutachtertätigkeit zugegangenen Material der letzten zwei Jahre habe ich hundert Untersuchungsprotokolle entnommen und sie den vorliegenden Betrachtungen zugrunde gelegt.

Von diesen jugendlichen Angeklagten hatten zur Zeit meiner Beobachtung das schulpflichtige Alter überschritten: 71, zwischen dem zwölften und vierzehnten Jahr einschl. standen somit: 29. Es befanden sich darunter 88 Knaben und 12 Mädchen, während nach Köhnes*) Statistik die Zahl der im ganzen abgeurteilten Mädchen im Jahre 1910 rund ein Drittel der jugendlichen Angeklagten ausmachte. Des Diebstahls angeklagt waren 74, der Unterschlagung 10, den Rest bildeten Hehlerei, Betrug, Körperverletzung, Sachbeschädigung, Tierquälerei, Mundraub, Erregung öffentlichen Ärgernisses und Verletzung des Briefgeheimnisses. Seelische Abweichungen konnte ich in 35 Fällen erkennen, jedoch waren nicht alle von der Art und Erheblichkeit, daß sie gerichtlich in die Wagschale fallen mußten. Der wichtigste und häufigste Befund in dieser Hinsicht wurde durch die leichteren Formen des Schwachsinns dargestellt. — Eine

*) Deutsche Juristenzeitung 1911 Nr. 9. Diesem mir vom Autor freundlichst zur Verfügung gestellten Artikel des Amtsgerichtsrats Dr. Köhne verdanke ich auch die Zahlenangabe auf Seite 480.

Auslese fand nur insofern statt, als Diebstahlsfälle vorwiegend von mir herangezogen wurden.

Mein besonderes Interesse hatte sich von Beginn an darauf gerichtet, ein Bild von der sittlichen Reife der jungen Missetäter zu erhalten, die Entwicklung ihrer ethischen und sozial-ethischen Anschauungen kennen zu lernen und weiterhin auch ihre Ansicht über den Zweck der Strafe zu erforschen; freilich können an dieser Stelle nicht alle diese Punkte in Betracht gezogen werden. Waren nun auch meine Feststellungen für die gerichtsärztliche Aufgabe nicht unmittelbar verwertbar und erforderlich, so stehen sie doch in engem theoretischen Zusammenhange mit den vielfachen Erörterungen, welche sich an die im geltenden Recht vorgesehene, im Vorentwurf des künftigen ausgeschaltete Freisprechung knüpfen, falls der Angeschuldigte bei Begehung der strafbaren Handlung die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaß (§ 56 Strafgesetzbuch). Bei strenger Auslegung dieses für das weitere Schicksal des Jugendlichen so bedeutsamen Paragraphen wird lediglich der Besitz der kriminellen Einsicht, wie man sie zutreffend der sittlichen gegenübergestellt hat,*) berücksichtigt und zu erforschen gesucht. Für die bloße kriminelle Einsicht, d. h. ein Wissen von polizeilich-gerichtlichen Folgen beim Erwischtwerden genügt aber bei den meisten Straftaten ein so niedriges Maß von Intelligenz, daß strenggenommen selbst für Schwachsinnige dieser Freisprechungsgrund oft nicht ausreichen kann. Wenn nun auch teilweise die Jugendrichter eine weitherzigere Auslegung der „Einsicht" vertreten zu können glauben, so war doch diese gerichtliche Frage für das hier erstrebte Ziel nicht als Grundlage geeignet. Es mußte mir insbesondere gleichgültig sein, ob die häufige, mehr oder weniger suggestive Frage des Richters: Wußtest du nicht, daß darauf Strafe steht? von dem jungen Angeklagten bejaht oder verneint wurde. Schon der Eindruck des Tribunals, die feierliche, oft nicht einmal verstandene Verlesung der Anklage, die Wirkung des Auditoriums, die Protokollierung, oft noch die Form der Frage selbst lassen die bejahende oder verneinende Auskunft des Jugendlichen über seinen Standpunkt zur Zeit der Tat, geschweige über den gar nicht maßgeblichen augenblicklichen, so beeinflußt erscheinen, daß wir ihr einen psychologischen Wert nicht beimessen können. Sie dürfte auch dem Richter selbst in den meisten Fällen gleichgültig sein, wenn er bedenkt, was alles die dazwischen liegenden polizeilichen Vernehmungen, Vermahnungen, Belehrungen von Eltern, Rektoren, Geistlichen, dem vorunterfuchenden Arzt und anderen in der Erinnerung verwischt und neu eingepflanzt haben können.

In dem schon erwähnten Buche von Prof. E. Schultze sind all diese Bedenken in anschaulicherer Weise dargelegt als es hier möglich ist. „Ungünstiger", sagt er zusammenfassend, „könnte die Versuchsanordnung, wollte man die Frage der Einsicht gewissermaßen experimentell prüfen, nicht gut getroffen werden."

*) Vgl. die auf Schaefer und Schubart verweisenden Darlegungen von E. Ziemke, Professor der gerichtlichen Medizin zu Kiel. Monatsschr. f. Kriminalpsychologie u. Strafrechtsreform. August 1911.

Wenn nun auch die Situation im ärztlichen Sprechzimmer und die Art meiner eigenen Methode solche Versuchsfehler ausschaltete, so habe ich mir doch nicht die grundsätzlichen Schwierigkeiten verschwiegen, die einer jeden Moralprüfung in Form der Ausfrage anhaften, und bin mir der Bedeutung des Schopenhauerschen Wortes bewußt geblieben: „Allein die Tat ist der harte Probierstein aller unserer Überzeugungen". Es mußte mir genug sein, wenn es gelang, in einem begrenzten ethischen Gebiete, in der Stellungnahme zum Diebstahle, ein bestimmtes, als Kriterium verwendbares Ergebnis für den Stand der sittlichen Reife der Jugendlichen zu erhalten. Gegenüber anderen Untersuchern stand mir hierbei der besondere Vorteil zur Seite, daß der Gesinnungsprüfung, die ich vornahm, stets ein konkreter Vorgang, eine in den allermeisten Fällen uneingeschränkt zugestandene Straftat zugrunde gelegt werden konnte.

Das von mir eingeschlagene Prüfungsverfahren nahm folgenden Verlauf: Nach vorausgegangener Vernehmung der Angehörigen und nachdem im Laufe des ärztlichen Verhörs unter vier Augen eine gewisse persönliche Vertraulichkeit mit dem Untersuchten gewonnen war, wurde ihm gewissermaßen als Schluß der Intelligenzprüfung die auch im offiziellen Schema vorgesehene allgemeine Frage vorgelegt: Warum darf man (denn) nicht stehlen?

Wiewohl diese Formulierung der Frage eine gewisse Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit in sich trägt, so erweckte sie immerhin in für mich zweckmäßiger Weise das kindliche Kausalitätsbedürfnis und löste tatsächlich mit verschwindenden Ausnahmen stets eine entsprechende Antwort aus. In den meisten Fällen ließ sich dabei das Vorherrschen der durchaus egozentrischen, mehr oder weniger egoistischen Auffassungsweise ohne weiteres erkennen, wie sie für das Kindesalter allgemein charakteristisch ist. In offener, mehr oder weniger naiver Weise wird diese Stellungnahme, namentlich von den weniger intelligenten und leicht schwachsinnigen Prüflingen, kundgegeben. Derartige Antworten von fünf geistig Zurückgebliebenen lauteten z. B.:

„Weil man erwischt wird."
„Weils auf die Polizei angezeigt wird und Schläge zu Hause gibt."
„Weil das sonst die Eltern gesagt wird und weil man wegkommt."
„Weil man dann Gefängnis kriegt."
„Weil ich drauf Strafe kriege."

Die folgenden Angaben wurden von Normalen (mehr oder weniger Intelligenten) geliefert.

„Weil drauf Strafe steht."
„Weils doch raus kommt."
„Weils für seinen eigenen Nutzen ist, nicht zu stehlen, und schlimme Folgen hat."
„Wenn man stiehlt, bekommt man nicht so gut eine Stellung."
„Weil das fürs spätere Leben schlecht ist."

In einer zweiten kleineren Gruppe, die fast nur Vollsinnige enthält, wird die Achtung vor dem Eigentum des Nächsten und die durch den Diebstahl gesetzte Schädigung in den Antworten geltend gemacht, z. B.:

„Weils sein Eigentum ist."
„Weils dem andern seine Sache ist."
„Weils einem nicht gehört."
„Weil man andre um Hab und Gut bringt."
„Weil mans andre wegstiehlt und nicht mein ist."
„Weil man andre Menschen arm macht."
„Wenn sie alle wollten stehlen, was sollte das werden!"

Eine dritte Gruppe jugendlicher Angeklagter, die etwa den vierten Teil aller Fälle umfaßt, beruft sich in der Beantwortung der Frage auf ein mehr oder weniger allgemein formuliertes Gebot, oder Verbot, sei es ein gesetzliches, religiöses oder moralisches. Die häufigste, Kindern wohl auch nächstliegende Art dieser Begründung lautet:

„Weils verboten ist" oder auch „Es ist verboten" oder „Stehlen ist verboten."

Viel seltener sind die folgenden Formen:

„Es geht gegen Gottes Gebot."
„Weil es Sünde ist."
„Weil das siebente Gebot übertreten wird und es bestraft wird."
„Weil das Gesetz es verbietet."
„Weil es ein Gesetz ist — und wenn man ein Gesetz übertritt, so wird man bestraft."
„Das verbietet sich schon von selbst."
„Weil es ein Verbrechen ist."

Schließlich sei noch eine besondere Antwort erwähnt:

„Es ist 'ne Schande, da wird man eingesponnen."

In dieser dritten Gruppe befinden sich ebenfalls nur ganz vereinzelt geistig Zurückgebliebene; das vorletzte Beispiel stammt charakteristischerweise von einem Knaben mit hysterischen Zügen, das letzte von einem schwachsinnigen dreizehneinhalbjährigen Mädchen.

Es wäre sicher verfehlt, wenn wir in allen Antworten der beiden letzten Gruppen ohne weiteres den Ausdruck einer bewußten sittlichen Achtung vor göttlichen, staatlichen oder moralischen Gesetzen erkennen wollten. Wiewohl die genauere Nachforschung bei einzelnen eine solche Annahme rechtfertigte, so ergab es sich doch weit häufiger, daß auch hier, nicht anders wie in der ersten Gruppe, das Schreckgespenst der Strafe, die Sorge um das eigene Wohl, den eigentlichen „moralischen" Hintergrund bildet, oder daß doch nur ein blindes, gefühlsmäßiges, an sich ja nicht unlöbliches Gehorchen aus den Begründungen spricht. Bisweilen kann sogar nicht gezweifelt werden, daß es sich lediglich um das Wiederholen einer gehörten oder eingepaukten Redensart, ohne tieferes Erfassen des Sinnes, handelte. Denn auch an dieser Stelle müssen wir uns erinnern, wie sehr die Äußerungen der Prüflinge durch häusliche und anderweitige Vorbesprechungen beeinflußt sein können.

Ebenso wäre es freilich voreilig und gewiß nicht immer zutreffend, aus den stark egozentrischen, grobegoistischen Äußerungen der ersten angeführten Gruppe schon den Mangel jedes höheren sittlichen Beweggrundes zu folgern. Was aber beim Überblicken dieses vorläufigen Ergebnisses auffällig erscheinen

muß, ist die negative Tatsache: Diejenigen Antworten, welche bei Jugendlichen in nächster Bereitschaft liegend vermutet werden sollten, die Berufung auf Gott, auf das religiöse Gebot, auf die Sündhaftigkeit des Stehlens gehören zu den weitaus seltenen Erscheinungen. Sie ließen sich zweifelsfrei nur in 12 Prozent aller Fälle erkennen und, unter ihnen befinden sich noch einzelne geistig Zurückgebliebene, die zu phrasenhaftem Antworten geneigt sind.

* * *

Wollten wir auf unserem Wege ein von zufälligen Einflüssen unabhängigeres, psychologisch zuverlässigeres Bild der Ethik unserer jugendlichen Angeklagten erhalten, wollten wir die wirklichen Triebfedern aufdecken, die sie gegebenenfalls von einem Diebstahl abhalten könnten, so mußten sie vor allen Dingen in eine Lage versetzt werden, in welcher sie selbständig ein Urteil abzugeben hatten über einen ihnen nahegelegten Konflikt zwischen dem natürlichen Trieb der persönlichen Bereicherung und dem Verbote, zu stehlen. Sie mußten veranlaßt werden, für ihre begreiflicherweise fast stets behauptete sittliche Entscheidung, nämlich, daß sie der Versuchung widerstehen würden, die Gründe im einzelnen darzulegen; sie mußten, allmählich in die Enge getrieben, sich dabei genötigt sehen, alles, was ihnen an vermeintlich guten Beweggründen zu Gebote stand, im eigenen Interesse, zur Verteidigung ihrer angeblichen Stellungnahme vorzubringen.

So kompliziert und klippenreich in psychologischer Hinsicht derartige Aussageexperimente, besonders den suggestiblen Unerwachsenen gegenüber, erscheinen, so vermochte ich doch, dank besonderer Umstände, mit einiger Ausdauer fast ausnahmslos ausreichende, wissenschaftlich verwertbare Angaben zu erzielen; selbst unter den geistig Zurückgebliebenen fanden sich nur wenige, deren mangelhaftes Verständnis die Beantwortung meiner Fragen nicht ganz gelingen ließ. Es kamen mir neben dem lebhaften Interesse der Kinder an dem für sie aktuellen Thema und der für sie neuartigen Erörterungsweise mancherlei äußere Bedingungen zu Hilfe, um die Lösung meiner Aufgabe zu begünstigen. So mußte die im Hintergrunde schwebende Anklage, gleichgültig ob schuldig oder unschuldig, die Bemühung der Befragten verstärken, ihre besten Gesinnungen an den Tag zu legen, und ebenso vermochte der, wiewohl nicht immer zutreffende Gedanke und die von den Angehörigen oft gestützte Auffassung, daß der Arzt sie vor der Strafe bewahren könnte, ihre Bereitwilligkeit zu möglichst guter Auskunft nur zu erhöhen.

Zwei sehr verschiedenartige konkrete Beispiele werden am ersten die ungefähre Art meines Verfahrens veranschaulichen. Es ist nur nötig, vorauszuschicken, daß von Fall zu Fall die Einkleidung der Fragen und das ganze Vorgehen der Situation, der Straftat, dem Verständnis und dem Gefühlsleben des Befragten, mit einer gewissen Diplomatie angepaßt werden mußte.

Beispiel I. Ein zwölfeinhalbjähriger, der Hehlerei beschuldigter, vollauf geständiger Knabe, von ungleichmäßig entwickelter Intelligenz, der vor der Ver-

setzung in die dritte Klasse einer Volksschule stand, gab folgende Antworten auf die einzelnen Fragen:

Frage.	Antwort.
1. Warum darf man denn nicht stehlen?	Da kommt man ins Gefängnis.
2. Wenn es aber ganz sicher ist, daß es niemals herauskommen kann, daß es nicht entdeckt wird, dürfte man dann etwas wegnehmen?	Nein!
2a. Wenn sich eine gute Gelegenheit bietet, würdest du es dann doch nicht tun?	Nein!
3. Du sagst nein. Ich glaube dir das, aber warum würdest du es denn dann nicht tun?	Es kommt ja doch raus.
3a. (Ich gebe ein ausführliches konkretes Beispiel mit absoluter Garantie vor Entdeckung und frage weiter): Aus welchem Grunde würdest du's denn in dem Fall nicht tun?	Da kommen sie doch auf die Spur.
4. Hast du denn sonst gar keinen Gedanken, der dich vom Stehlen abhält?	Ja, es kann gerade einer vorbeikommen, dann sieht er's noch.
4a. Wird dich außer dieser Angst denn nichts zurückhalten so was zu tun; hättest du denn kein anderes Bedenken dagegen?	Man hat es auch später immer in Gedanken, dann hat man immer Angst.
4b. Also doch nur die Angst schreckt dich ab — sonst würdest du stehlen! — Weißt du sonst keinen Grund?	(Findet keine Antwort.)
5. Von wem aus ist der Diebstahl verboten? (Wer hat das Stehlen verboten?)	Die Polizei.
Sonst noch jemand?	Der Kaiser!
Wer noch?	Der Magistrat!
Von wem aus noch? Habt ihr das nicht in der Schule gehabt?	Nein!
Habt ihr es nicht im Religionsunterricht gehabt?	Nein!
Nicht in den Geboten?	(Prompte Antwort) Du sollst nicht stehlen.

Beispiel II. Zwei Brüder aus armer Familie, die in einer Bäckerei tätig waren, hatten von dort, angeblich durch Beispiel verführt, wiederholt Backmaterial in kleinen Mengen nach Hause genommen. Beide bekannten sich des Diebstahls schuldig. Die Prüfung des älteren, siebzehnjährigen, recht intelligenten Angeklagten spielte sich folgendermaßen ab:

1. Warum darf man nicht stehlen?	Weil's dem anderen seine Sache ist.
1a. Kann man sicher sein, daß Sie so was nie wieder tun?	Da können Sie darauf versichert sein.
1b. Und warum?	Der Ehre halber, des Vertrauens halber.
2. Wenn sich aber eine günstige Gelegenheit bietet und Sie ganz und gar sicher wären vor Entdeckung?	Auch da laß ich mich nicht ein.
3. Was würde Sie denn dann abhalten?	Das würde mein eigener Charakter schon nicht zulassen.

4. Hätten Sie nicht noch andere Gründe, andere Bedenken dagegen?	Es würden mich noch mehr Gründe davon abhalten.
4a. Und welche sind das?	Der Ruf meiner Eltern und Geschwister.
5. Von wem ist der Diebstahl verboten?	Durch die Gebote, durch die Kirche, und zweitens durch den Staat.

Sehen wir von den mancherlei interessanten Zügen des immer wieder individuell gefärbten Einzelfalles notgedrungen an dieser Stelle ab, so ergibt sich bei einem zusammenfassenden Überblick folgendes Bild.

Aus der Gesamtzahl der hundert Fälle stechen zunächst drei Prüflinge dadurch ab, daß sie die in den obigen Fragen liegende Unterstellung eines unehrlichen Verhaltens nicht schlankweg verneinen. Es gehörten zu ihnen ein siebzehneinhalbjähriger leicht Schwachsinniger, aus schlecht beleumdetem Milieu, der nach richtigem Verständnis der Frage lächelnd zugab, wieder zu stehlen, wenn er sicher nicht erwischt werde; ferner ein dreizehneinhalbjähriges, geistig noch tiefer stehendes Mädchen, das auf die Frage 2 des ersten Beispiels antwortete: „Dann darf man's." Der dritte Fall schließlich betraf einen siebzehneinhalbjährigen Psychopathen aus bürgerlicher Familie, ohne eigentlichen Intelligenzdefekt, dagegen mit mangelhafter Gefühls- und Willensbildung. Er erklärte bei dem wie oben gegebenen konkreten Diebstahlsbeispiel: „Wenn ich ehrlich sagen soll — ich würde es nehmen (nämlich ein fremdes Portemonnaie), nur um mir wieder einen vergnügten Tag zu verschaffen." Zu seiner Verteidigung versuchte er die moralische Berechtigung des geltenden Eigentumsbegriffs und der herrschenden Staatsgesetze anzuzweifeln und zu bestreiten.

Im übrigen habe ich, wie ich hier vorwegnehme, auch bei den meist dem Arbeiterstand entsprossenen Kindern ähnliche, etwa sozialistisch gefärbte Anschauungen in den Motivierungen nicht beobachten können.

Ein Sittlichkeitsbewußtsein im höheren Sinne dürfen wir wohl unbedingt erkennen in den Fällen, in welchen der Diebstahl verworfen wird, nicht im Hinblick auf die Folgen der Handlung, sondern lediglich aus unmittelbarer Achtung vor dem Gebot; in reinster Form da, wo das Gebot des eigenen Gewissens als einzige und höchste Instanz den zugrunde gelegten Konflikt entscheidet. Eine solche ethische Höhe kommt unzweifelhaft nur ganz vereinzelt in unseren Antworten zum Ausdruck, z. B. bei einem siebzehnjährigen Laufburschen, der des Diebstahls beschuldigt wurde. Er antwortete auf Frage 1: „Das verbietet sich schon von selbst"; auf Frage 2: „Es bliebe trotzdem Diebstahl"; auf Frage 3: „Das Gewissen, das Bewußtsein, einen Diebstahl begangen zu haben".

Die Seltenheit einer so hohen sittlichen Auffassung kann uns bei unseren Prüflingen nicht Wunder nehmen; schon darum nicht, weil sie auch eine rein intellektuelle Entwicklung zur Voraussetzung hat, wie sie in diesem Alter selten vorhanden sein kann. Auch Erwachsene erreichen gewiß nur vereinzelt, ungeachtet Kants Lehre, die Stufe der autonomen Sittlichkeit. Sagt doch Schopenhauer in

seiner sarkastischen Art: „Es gibt in der Tat wahrhaft ehrliche Leute — wie es auch wirklich vierblätterigen Klee gibt."

Etwas sittlich Wertvolles müssen wir immerhin auch den Hinweisen der Prüflinge aufs Gebot zuerkennen, in welchen die Motive nicht autonom, sondern einem anerzogenen oder gefühlmäßigen Gehorsam gegen Gott, gegen die Staatshoheit, die Eltern oder andere Autoritäten entsprungen waren. Sie sind eine häufigere Erscheinung; es bleiben aber auch von ihnen nur wenige übrig, wenn wir diejenigen ausschließen, bei welchen die Befolgung des Gebots sich als nichts anderes darstellte als Furcht vor Strafe im Falle des Ungehorsams. Selbst die Angabe „Mein Gewissen verbietet es mir" enthüllte sich in einem Fall lediglich als Angst vor der dauernden künftigen Bedrohung und der dadurch erzeugten inneren Unruhe.

Im weitaus größten Teil der Untersuchten, nämlich in Vierfünfteln der hundert Fälle, spielen lediglich Erwägungen des Nutzens oder Schadens, sei es für die eigene Person, sei es für die Mitmenschen, eine Rolle. An überragender Stelle stehen die egoistischen Beweggründe in ihrer ursprünglichsten persönlichen Form, wie sie für das Kindesalter bekannt sind. Trotz des bestimmt zugesicherten Schutzes vor Entdeckung und Erfaßtwerden tritt hier immer wieder nur die eine Erwägung zutage: „Es kann doch einmal rauskommen, man könnte doch auf die Spur kommen oder erwischt werden", und es enthüllt sich somit als eigentliches Motiv doch nur: Furcht vor Polizei, Gefängnis, Gericht, vor der Strafverschärfung wegen des Rückfalls, die Angst vor der Fürsorgeerziehung und bisweilen auch vor elterlicher Strafe und etwa noch vor künftiger innerer Unruhe.

In einem Teil der Fälle ließen sich bei tieferer Sondierung neben solchen Äußerungen oft noch andere, ethisch höher zu bewertende Begründungen feststellen. Vielleicht hat auch hie und da unser Verfahren manches im Grunde der Seele Schlummerndes nicht ans Licht zu bringen vermocht; jedenfalls betrug die Zahl derer, die ausschließlich vom Egoismus in dieser ursprünglichsten unmittelbaren Form geleitet zu sein schienen, kaum mehr als ein Drittel der Gesamtheit.

In einer etwas höheren Form tritt diese „Ethik" des rein individuellen Nutzens und Schadens auf, wenn sie sich als Sorge um künftige soziale Nachteile in materieller oder ideeller Hinsicht kundgibt. Derartige Begründungen lauteten beispielsweise:

„Daß ich niemals Meister werden kann."
„Weil einen doch niemand in Arbeit nimmt."
„Die öffentliche Schande."

Ferner kam die Sorge um die eigene und die Familienehre in folgenden Angaben zum Ausdruck:

„Man blamiert sich, es wird in ein Buch geschrieben, wenn man Gefängnis bekommen hat."
„Weil es ein Schandfleck auf mir ist."
„Ich mach' meinen Eltern zu große Schande."
„Der Ruf der Familie und der gute Name."

Es ist gewiß nicht Zufall und leicht verständlich, daß solche nicht gerade häufigen Bedenken fast ausschließlich von Knaben stammen, die sich schon in beruflicher Stellung befanden und fast alle über fünfzehn Jahre alt waren.

Sittlich weit höher zu bewerten sind natürlich alle die Argumente gegen den Diebstahl, welche dem Mitleid, dem Gerechtigkeitssinn und der altruistischen Einfühlung in die Lage des Geschädigten, sei es ganz allgemein oder im konkreten Beispiel entsprungen sind. Sie finden sich freilich noch nicht bei einem Zehntel der Befragten, z. B.:

„Es würde mir leid tun, daß ein anderer unschuldig in Verdacht käme."
„Wenn mir's so ginge, wäre mir's auch nicht recht."
„Der Mann hatte kein Fahrgeld für nach Hause und vielleicht nichts zu essen."
„Der Mann hat auch Schaden."
„Die Nächstenliebe. Ich würde den andern schädigen."

Noch seltener sind die Fälle, in denen sozialaltruistische Beweggründe und allgemeine Bedenken, etwa die Gefährdung der Staats- und Gesellschaftsordnung, gegen den zugemuteten Diebstahl vorgebracht werden, wie in den folgenden Äußerungen:

„Ich denke daran, niemandem einen Schaden zuzufügen."
„Weil man dadurch dem Eigentum der andern schadet."
„Sonst könnte jeder stehlen und könnten die Leute verarmen."

Nicht ohne Interesse ist es, daß auch die Antworten der beiden letzten Gruppen mit Ausnahme eines Vierzehnjährigen allesamt von Jugendlichen gegeben wurden, die das fünfzehnte Lebensjahr vollendet und meist um ein bis zwei Jahre überschritten hatten. So klein auch relativ die Zahl dieser ethisch höher Entwickelten ist, so sehe ich doch in ihrer fast ausschließlichen Rekrutierung aus den letzten Jahrgängen der Jugendlichen eine volle Bestätigung der Auffassung Ziemkes, die er in seiner schon erwähnten Abhandlung darlegt, daß nämlich in der Regel erst im sechszehnten bis siebzehnten Lebensjahr sich ein Sittlichkeitsbewußtsein im strengeren Sinne entwickelt hat. Mit Recht hat daher auch der in den Motiven des Vorentwurfs zum neuen Strafgesetzbuch vertretene Standpunkt eine fast allgemeine Anerkennung gefunden, daß nämlich Kinder im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren fast durchweg sittlich und geistig noch dergestalt in der Entwicklung begriffen und unfertig sind, daß sie strafrechtlich am besten nicht verantwortlich gemacht werden.

Eine gesonderte Betrachtung erforderte die schon im ersten Teil berührte Frage, in wie weit religiöse Vorstellungen in den Gründen anklingen, mit denen unsere Prüflinge das ihnen nahegelegte unehrliche Verhalten zurückweisen.

Tatsächlich sind ja schon die zwölfjährigen Angeklagten der verschiedenen Bekenntnisse in jahrelanger religiöser Unterweisung über den Inhalt des siebenten Gebotes, über die Autorität, die Allwissenheit und Allgegenwart Gottes, über den Begriff der Sünde belehrt worden. Dieses theoretische Wissen praktisch anzuwenden, dazu bot jede einzelne Frage unseres Schemas (vgl. Beispiel I und II) Gelegenheit genug. Es wurden auch wirklich durch diese eindringlichere Be-

fragung einige religiöse Motivierungen zutage gefördert, die bei der einfachen Frage: Warum darf man nicht stehlen? verborgen geblieben waren, z. B.

„Gott sieht es doch."
„Weils der liebe Gott sieht."
„Weil das siebente Gebot übertreten wird."
„Stehlen ist eine Sünde."
„Gott ist ja überall und würde es sehen."
„Ich denke, wenns keiner sieht, der liebe Gott sieht es."

Überblicken wir aber das Gesamtergebnis dieser Feststellungen im zweiten Teil, so überrascht uns auch hier die ungewöhnliche Seltenheit solcher religiöser Gedankengänge. Es fanden sich nämlich einschließlich der im ersten Teil gewonnenen Aussagen in noch nicht 25 Prozent der Fälle religiöse Anklänge in den Motivierungen. Selbst in der Frage 5, nach dem Urheber des Verbots, wurde der religiöse Gesichtspunkt in kaum mehr als der Hälfte der Fälle geltend gemacht, und auch hierbei gelang es öfters erst durch meinen eindringlichen Hinweis auf den Schulunterricht, die Erinnerung zu erwecken. Bisweilen vermochte selbst die Frage nach dem Religionsunterricht diese Gedankenverknüpfung nicht herzustellen. So erklärte z. B. ein Fünfzehneinhalbjähriger auf Vorhalt: „Da haben wir weiter nichts gemacht wie gesungen." Die Autorität Gottes erschien somit zurückgedrängt gegenüber der der Polizei, des „Polizeipräsidenten", des „Magistrats", des „Kaisers", des „Lehrers" usw.

Anderseits läßt sich in den die Konfirmation umschließenden Jahren recht wohl der belebende Einfluß der religiösen Unterweisung auf die Vorstellungen erkennen. In dem Alter von dreizehn bis fünfzehn Jahren war nämlich der prozentuale Anteil der „Religiösen" mehr als doppelt so groß als der durchschnittliche Anteil der übrigen Altersklassen.

Wer gewohnt ist, in der Religion die wichtigste Stütze der Moral zu sehen, wird sich dem auffälligen Befund gegenüber schwer des Gedankens erwehren, daß die Hingabe an die verbrecherischen Neigungen bei unseren Angeklagten eben aus jenem Mangel an religiösen Hemmungen hervorgegangen sei; er wird vielleicht darin nichts anderes erkennen als ein Symptom der allgemeinen Unmoral, nach den Worten der Bergpredigt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen".

Und wirklich könnte es wie eine Bestätigung erscheinen, wenn man die kompetenten Beobachtungen hinzunimmt, die Pastor Metz*) über jugendliche Gefängnisinsassen veröffentlicht hat. Neben dem allgemeinen Wissensmangel fand er an seinen über vierzehn Jahre alten Gefängnisschülern eine solche Unkenntnis in der Religion, daß er sie „als einfach ganz unglaublich" bezeichnen mußte. „Keiner von ihnen," erwähnt er als Beispiel, „konnte noch die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis auswendig."

*) „Unsere Jugendlichen." Von Pastor Metz, Anstaltsgeistlicher am Königl. Zentralgefängnis zu Gollnow. Monatsschr. f. Kriminalpsychologie u. Strafrechtsreform. 5. Jahrg. S. 123 ff. 1908.

Wenn nun auch echte Frömmigkeit zweifellos einen starken Schutz gegen unmoralisches Handeln in sich trägt, so wäre es doch recht voreilig und unwissenschaftlich, die mangelhaften Kenntnisse an religiösem Lernstoff oder die mangelhafte Bereitschaft an religiösen Gedanken in unmittelbaren ursächlichen Zusammenhang zu bringen mit der Straffälligkeit der Jugendlichen. Denn auch abgesehen davon, daß ein Teil unserer Angeschuldigten wegen Schwachsinns und aus anderen Gründen von der Schuld notorisch freigesprochen wurde, sahen wir keineswegs das Maximum der „Religiosität" mit den Jahrgängen der höchsten allgemein ethischen Motivierungen zusammenfallen.

Eine noch ganz andere Beleuchtung aber erfährt unser Ergebnis, wenn wir es unter dem strengeren Gesichtspunkt der neuzeitlichen Aussageforschungen betrachten. Es muß genügen, zwei solcher tatsächlichen Feststellungen hier kurz anzuführen, die weder an Sträflingen noch an Angeklagten, sondern an einem kriminell durchaus nicht befangenen Material gewonnen wurden.

Es ist einmal die von Lobsien, Stern und späteren Forschern bestätigte statistische Tatsache, daß gerade der Religionsunterricht zu den am wenigsten beliebten Fächern gehört und somit am häufigsten der gefühlsmäßige Anteil des Interesses fehlt, ohne den aber eine tiefere Verankerung alles Erlernten psychologisch unmöglich ist. Daß aber ferner die festgestellte Unfähigkeit unserer jugendlichen Rechtsbrecher, die Religion auf die Vorgänge des praktischen Lebens anzuwenden, für sie nicht spezifisch ist, nicht pathognostisch, wenn ein ärztlicher Fachausdruck erlaubt ist, ja nicht einmal für das Berliner Arbeitermilieu, dem sie meist entstammen, charakteristisch ist, das sehe ich erwiesen durch die interessanten Veröffentlichungen des Mannheimer Stadtvikars R. Emlein*). Das von ihm an Volksschulkindern der siebenten und achten Klasse am Tag vor der Schulentlassung eingeforderte schriftliche Urteil über den Wert der Religion ergab für den mit seinen Schülern offenbar sehr vertraut stehenden und beliebten Geistlichen ein Resultat, welches er als „wahrhaft erschreckend" bezeichnet. Von 104 Knaben begannen 66: „Die Religion hat überhaupt keinen Wert . . ., denn für unser Geschäft können wir sie nicht brauchen." Andere erklärten sie für nützlich „wenn man alt ist", „wenn es einem schlecht geht" oder „wenn man in der Fremde ist".

Die Wechselwirkung zwischen sittlicher Entwicklung und Religionsunterricht ist — von Kant angefangen — ebenso viel bestritten wie verteidigt worden. Die Forderung eines selbständigen Moralunterrichts wird auch bei uns in neuerer Zeit dringlicher erhoben und bildet den Gegenstand lebhaftester Erörterungen. **)

*) „Vom Kinderglauben". Monatsblätter f. den evang. Religionsunterricht. 3. Jahrg. 1910. S. 193 ff. Abgedruckt in Zeitschrift f. Religionspsychologie. Bd. 5. Heft. 5. S. 141 ff.

**) Vgl. R. Penzig in Adele Schreibers „Buch vom Kinde"; ferner „Zum Kulturkampf um die Schule" und die Schriften des „Deutschen Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht".

Wenn nun auch Psychologie und Psychiatrie ernstlichen Anteil an diesen Problemen nimmt, so würde ich mit einem weiteren Eingehen darauf Raum und Kompetenz gewiß überschreiten. Sind es doch Fragen, die mit allgemeineren öffentlichen religiösen Bewegungen in engster Beziehung stehen und die erst vor kurzem hervorragende Theologen und Pädagogen unter Prof. Rein zur Gründung eines „Bundes für Reform des Religionsunterrichts" veranlaßt haben. Sie aber zu lösen sind nicht nur die verschiedenen Zweige der Wissenschaft mitberufen, sondern es ist auch die Mitarbeit der Kirche selbst, der Schule, des Elternhauses unentbehrlich und, wie der den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannte Adolf Matthias*) hinzufügte, in gleicher Weise die Mitwirkung „der fünften Großmacht, der Presse".

Die Ahnen des Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg

Von Stephan Kekule v. Stradonitz-Gr.-Lichterfelde

Daß der Reichskanzler Dr. Theobald v. Bethmann-Hollweg dem Stamme nach ein Hollweg ist und kein Bethmann, daß er mit anderen Worten von Vaters Seite her dem Geschlechte Hollweg entstammt, dürfte allgemein bekannt sein. Der nähere Zusammenhang ist folgender: Der älteste, bisher bekannt gewordene Stammvater der Hollweg ist Johannes Helwig Holweg oder Hollweg, der in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Bürger zu Gießen war. Aus diesem Geschlechte stammte Johann Jakob Hollweg, geboren 1748, gestorben 1808, beides zu Frankfurt a. M., Kaufmann von Beruf, der sich am 15. August 1780 mit Susanne Elisabeth Bethmann, aus dem bekannten Frankfurter Bankherrengeschlechte der heutigen Freiherren v. Bethmann, der Schwester von Simon Moritz (von) Bethmann, vermählte, welcher Simon Moritz im Jahre 1808 den österreichischen Ritterstand erhielt. Johann Jakob Hollweg, Gesellschafter der Firma „Gebrüder Bethmann" zu Frankfurt a. M., nahm infolge dieser Ehe das Bethmannsche, altüberlieferte Familienwappen und den Namen „Bethmann-Hollweg" an. Aus dieser Ehe stammte Moritz August Bethmann-Hollweg, geboren 1795, der 1819 Privatdozent an der Berliner Hochschule, 1820 daselbst außerordentlicher, 1823 ordentlicher Professor für bürgerliches und Prozeßrecht wurde und 1829 als Ordinarius an die Rheinische Hochschule nach Bonn kam. Am 15. Oktober 1840 erhielt er bei Gelegenheit der Erbhuldigung zu Berlin von König Friedrich Wilhelm dem Vierten den erblichen Adel unter dem Namen: „v. Bethmann-Hollweg". Es ist hier einzuschalten, daß der Bindestrich zwischen den beiden Namensbestandteilen „Bethmann" und „Hollweg" diplomsmäßig, folglich die Schreibweise des Namens mit dem

*) In einem Artikel des Berl. Tageblatts vom 22. August 1911.

Bindestrich für die wissenschaftliche Genealogie die allein maßgebende ist. Wenn die Mitglieder des Geschlechtes „Bethmann-Hollweg" ihren Geschlechtsnamen, wie ein bekannter rheinischer Familiengeschichtsforscher sich ausgedrückt hat, „gerne" ohne den Bindestrich schreiben, wenn vor allem der Reichskanzler dieses regelmäßig tut, so ist das eine Privatangelegenheit der betreffenden Personen, durch die die alleinige, amtliche Richtigkeit der Schreibweise mit dem Bindestrich nicht berührt wird.

August v. Bethmann-Hollweg wurde 1842 Kurator der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn (bis 1848), 1845 war er außerdem Mitglied des Staatsrates geworden. 1849 bis 1851 war er Mitglied der Ersten, 1852 bis 1855 Mitglied der Zweiten Kammer. 1858 wurde er Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, von welchem Posten er 1862 zurücktrat. Im Jahre 1877 ist er auf seinem Schlosse Rheineck bei Andernach gestorben.

Aus seiner Ehe mit Auguste, geborenen Gebser, gestorben 1882, hatte er fünf Kinder: zwei Söhne und drei Töchter. Der zweite Sohn war Felix Karl Moritz, geboren 1824, gestorben 1900 auf seiner Herrschaft Hohenfinow im Kreise Oberbarnim, zuletzt Königlich Preußischer Wirklicher Geheimer Rat, vermählt seit 1853 mit Isabella v. Rougemont, die ihrerseits am 3. Juni 1908 zu Hohenfinow gestorben ist. Der zweite Sohn aus dieser Ehe ist der fünfte Kanzler des Deutschen Reiches.

Das Geschlecht Bethmann stammt ursprünglich aus Goslar am Harz. Urkundlich kommen in Goslar bereits vor: Heinrich Bethmann 1416, Tile Bethmann 1447 bis 1469, Bartold 1458 bis 1474, Hans 1463 bis 1476, Bartold (der Jüngere) 1479 bis 1509, dessen Bruder Hans (II.) 1497 bis 1502, Tile (der Jüngere), Mitglied des Rates, 1492 bis 1521, Albrecht 1477, Henning 1470 bis 1502, Albrecht (der Jüngere) 1511 bis 1532, Heinrich 1507, Hans (III.), Mitglied der Kaufmannsgilde im Jahre 1525, gestorben 1551, Bethmann Bethmann, Bürger und Hausbesitzer, 1514. Die urkundliche Stammreihe des Geschlechtes bis auf den Spezialstammvater des Frankfurter Bankherrengeschlechtes, den Kaiserlich russischen Staatsrat und Generalkonsul Simon Moritz Ritter v. Bethmann und seine leibliche Schwester Susanne Elisabeth (siehe oben), die Urgroßmutter des Reichskanzlers, ist folgende: Henning (der Jüngere) Bethmann war 1512 Mitglied der Kaufmannsgilde zu Goslar, bis 1552 war er Ratsherr daselbst. 1555 ist er gestorben. Von den Kindern dieses Henning kommt hier als Stammfortpflanzer Heinrich Bethmann in Betracht, Mitglied der Kaufmannsgilde 1554, bis 1584 erwähnt. Dessen ältester Sohn war Hieronymus, Mitglied der gleichen Gilde seit 1590, Ratsherr von 1625 bis 1629, gestorben 1632. Hieronymus hatte drei Söhne, davon war der zweite, Andreas, seit 1626 Mitglied der Kaufmannsgilde. Er vermählte sich, wie besonders hervorgehoben werden soll, mit der Pfarrerstochter Anna Schönermarck aus Goslar und starb als Ratsherr um 1679. Mit seinem Sohne Konrad, seinem siebenten Kinde, setzt das Aufsteigen des Geschlechtes ein. Konrad ist am 28. Januar 1652 zu Goslar geboren. Er wurde 1676 Münzwardein zu Dömitz, 1683 Fürstlich Nassau-Holzappelscher Münzmeister zu Kramberg, 1687 Münzmeister des deutschen Ordens zu Friedberg in der Wetterau, 1692 Münzmeister des Kurfürsten von Mainz zu Aschaffenburg (später zu Mainz) und ist im Jahre 1701 in der letzgenannten Stadt gestorben. Dieses

Konrads sechstes Kind, der vierte Sohn, war Simon Moritz, der erste Träger dieser Vornamen in dem Geschlechte, die er höchstwahrscheinlich in Erinnerung an den Apostel Simon und an den Heiligen Moritz, als die Schutzpatrone eines alten Stiftes zu Minden, erhalten hat. Konrad Bethmanns Frau, die Mutter dieses Simon Moritz, Anna Elisabeth, geborene Baumann, stammte nämlich aus Minden, und ein anderer Grund für die Beilegung der Vornamen „Simon" und „Moritz" ist nicht ersichtlich. Weder fällt der Geburtstag des Knaben auf die Tage „Simon" oder „Moritz", noch führte einer der Paten diese Vornamen. Simon Moritz starb 1725 als Nassau-Idsteinscher Amtmann. Sein ältester Sohn Johann Philipp heiratete eine Frankfurterin, Katharina Margaretha Elisabeth Schaaf, wurde mit seinem jüngsten Bruder Simon Moritz (II.) Bürger von Frankfurt, und beide sind die Begründer des dortigen Bankgeschäftes „Gebrüder Bethmann" (1748). Vorgenannter Johann Philipp hatte mehrere Kinder, darunter Susanne Elisabeth, die älteste Tochter, und Simon Moritz (III), den ältesten Sohn. Susanne Elisabeth ist die schon erwähnte Gattin von Johann Jakob Hollweg, Simon Moritz (III.), der spätere erste „Ritter von Bethmann". Letzterer wurde zum weltbekannten Chef des Frankfurter Bankhauses und Ahnherr aller späteren Freiherren v. Bethmann.

Nach dem Vorstehenden ist also die Ansicht irrig, die sich auch noch in der sechsten Auflage von Meyers Großem Konversationslexikon (II, 768) wiedergegeben findet, die Vorfahren des Geschlechtes Bethmann hätten aus den Niederlanden gestammt und seien von dort zur Zeit der Religionsverfolgungen vertrieben worden. Im Jahressupplement 1909–1910, dem zweiundzwanzigsten Bande des Gesamtwerkes (S. 112), ist deshalb auch eine entsprechende Berichtigung vorgenommen worden, zugleich mit dem Hinweise, daß das Geschlecht Hollweg der Stadt Butzbach mehrere evangelische Pfarrer geliefert hat.

Um die Mitte des Jahres 1909 fand sich in Zeitungen verschiedener Parteirichtungen wiederholt die Mitteilung und ging von da aus auch in die ausländische Presse über, der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg sei von der väterlichen Seite her jüdischen Ursprungs und, da sich dieser jüdische Ursprung, wie jeder auch nur einigermaßen Unterrichtete ohne weiteres einsieht, von dem Gießener Bürger Johannes Hollweg der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und dem Butzbacher Pfarrergeschlechte des gleichen Stammes nicht behaupten läßt, weil es einen Bürger von Gießen und evangelische Pfarrer aus jüdischem Stamme zu den in Betracht kommenden Zeiten nicht gab und nicht geben konnte, so wurde er wenigstens dem Geschlechte Bethmann angedichtet. Daß der Glaube an den jüdischen Ursprung der Bethmann unhaltbar und geradezu unsinnig ist, hat das Vorstehende ergeben.

Zu einem sehr durchsichtigen Zwecke hat nun ganz neuerdings ein verbreitetes Berliner Blatt die Mär von der jüdischen Abstammung des Reichskanzlers wiederum aufgetischt. Dieses Mal ist es das Geschlecht Rougemont, dasjenige der Mutter des Reichskanzlers, das herhalten muß. Das Blatt schreibt: „Die Mutter des Kanzlers war Denise Louise Isabelle de Rougemont, 1833 zu Paris geboren als Tochter eines schweizerischen Bundes-Artillerie-Majors Abram Denis Alfred de Rougemont, der 1802 geboren war, Sophie de Pourtalès zur Frau hatte und 1868 starb. Dieser wiederum war ein Sohn von Denis de Rougemont du Löwenberg (geb. 1759, gest. 1839), Chef des Bankhauses ‚de Rougemont' in

Paris und preußischer Agent. Dieser Rougement du Löwenberg war noch ungemischter Israelit; man kann das Geschlecht bis 1528 zurückverfolgen. Kanzler Theobald von Bethmann Hollwegs Großvater mütterlicher Seite war somit Jude." (Das vorstehend Gesperrte ist auch in der Urvorlage in Sperrdruck!)

Demgegenüber ist folgendes festzustellen: Die Rougemont sind ein vornehmes Geschlecht der Schweiz, stammend aus dem Jura. Das Geschlecht besitzt das „Burgerrecht" in Bern, Murten und Neuenburg. Seine Stammreihe läßt sich bis Hugomini Colon dictus Rogemont zurückverfolgen, der um 1528 lebte. Dessen Sohn Pierre Rougemont, sein Enkel Claude Rougemont und sein Urenkel Guillaume Rougemont stehen urkundlich vollkommen fest. Ein Sohn dieses Guillaume war Jean Rougemont, der 1630 als Richter zu St. Aubin nachgewiesen ist. Der Sohn von Jean: François-Antoine Rougemont, geboren 1617, gestorben 1694, war von 1658 bis 1694 evangelischer Pfarrer zu St. Aubin. Hier ist der Punkt, bei dem die Tatsachen die Annahme einer jüdischen Abstammung der Rougemont völlig unmöglich machen. Ein Richter und ein evangelischer Pfarrer jüdischen Blutes sind zu jener Zeit und in jener Gegend (St. Aubin liegt im Jura) völlig ausgeschlossen!

Der Pfarrer zu St. Aubin hatte einen Sohn namens Jean. Dieser wurde 1695 Bürger zu Neuenburg (Neuchâtel). Aus seiner Ehe mit Anne-Marie de Merveilleux stammte François-Antoine, geboren 1675, der es bis zum Staatsrat brachte. Er heiratete Beatrix Osterwald aus einem angesehenen Neuenburger Geschlechte, das dieser Stadt im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts einen Bürgermeister gegeben hatte. Der Staatsrat Rougemont hatte einen Sohn: Jean-Jacques, geboren zu Neuenburg im Jahre 1705, der zu Paris ein Bankgeschäft begründete und 1762 starb. Als er starb, war sein Sohn Denys im zartesten Kindesalter (geboren 1759; s. oben). Er erbte vom Vater das Bankgeschäft und war später dessen Chef. Außerdem wurde er später zu Paris „Königl. Preußisch. Agent". In dieser Eigenschaft erhielt er am 19. März 1784 vom Könige Friedrich dem Großen den preußischen Erbadel, und zwar in Form einer „Anerkennung und Erneuerung", die eigentlich eine „Übertragung und Neuverleihung" war. Ein Seitenverwandter eines seiner Vorfahren nämlich: Frédéric Rougemont, hatte im Jahre 1683 den Adel erhalten und war daraufhin noch im gleichen Jahre in die Neuenburger Adelsmatrikel aufgenommen worden, aber im Jahr 1704 ohne Nachkommen verstorben, und diesen erloschenen Adel „übertrug" König Friedrich der Große auf seinen Agenten Denys. Wenn Denys de Rougement diesem Namen den Zusatz „du Löwenberg" hinzugefügt hat, so hat es sich, wie schon das „du" ergibt, offenbar um einen Grundbesitz, ein Landgut gehandelt, das ihm gehörte. In der Tat ist „der Löwenberg" ein altes Landgut der Rougemont am Murtener See in der Schweiz, das dem Geschlechte noch heute gehört. Eben dieses Denys Mutter war Marie-Marguerite Masson. Er selbst war vermählt mit Adelaide de Montesuy. Beider Sohn ist Abram-Denys-Alfred, der mit Sophie de Pourtalès vermählt war. Er ist es, der Schadau bei Thun am Thuner See, einen uralten Herrensitz des Hauses Bubenberg, zu einem herrlichen Schlosse gestaltete, indem er es in französischem Geschmack umbauen und mit prächtigen Gartenanlagen umgeben ließ.

Mit diesen Feststellungen dürfte die Behauptung der angeblichen israelitischen Herkunft des Geschlechtes Rougemont auch erledigt sein. Es ist aber noch ein Wort über die methodisch falschen Voraussetzungen zu sagen, die zu dieser irrigen Behauptung geführt haben. Weil ein „Bankgeschäft" vorhanden ist, der Vater der Isabella v. Rougemont u. a. den biblischen Vornamen Abram (Abraham) führte und ein Wort wie „Löwenberg" vorkommt, wurde gleich eine jüdische Abstammung „geklittert". Es muß demgegenüber einmal deutlich ausgesprochen werden, daß dieser Weg in die Irre führen muß. Die Herkunft und Abstammung eines Geschlechtes kann man ausschließlich auf dem Wege der genealogischen Ermittlung der Abstammungstatsachen feststellen. Es gibt Träger klangvoller Adelsnamen, denen es äußerlich niemand anmerkt, daß das Geschlecht aus jüdischem Stamme ist; es gibt umgekehrt durchaus jüdisch klingende Geschlechtsnamen, deren Träger durchaus christlichen Stammes sind. Aus biblischen oder gar alttestamentlichen Vornamen ist vollends an sich gar nichts zu schließen, aus dem Berufe endlich nicht viel.

Zum Abschluß nur noch Folgendes. Die „Ahnen" des Reichskanzlers Dr. Theobald v. Bethmann-Hollweg sind seit seiner Übernahme dieses hohen Amtes von eifrigen Familiengeschichtsforschern so eingehend untersucht worden, wie fast von keinem anderen lebenden Menschen, es sei denn, daß er ein gekröntes Haupt oder wenigstens ein Mitglied eines regierenden Hauses wäre. Über die Bethmann liegt eine umfangreiche Veröffentlichung vor: „Simon Moritz von Bethmann und seine Vorfahren", verfaßt von Dr. Heinrich Pallmann, erschienen 1898 in Frankfurt a. M. Die Genealogie der Hollweg ist im „Gothaischen Genealogischen Taschenbuch der briefadeligen Häuser", Gotha 1907 ff. zwar etwas knapp behandelt. Dafür hat aber der Frankfurter Genealoge Karl Kiefer „Die väterlichen Ahnen des fünften deutschen Reichskanzlers" im Deutschen Herold, Jahrgang 1909, S. 223 ff., sehr genau festgestellt. Der rheinische Genealoge Herm. Friedr. Macco schrieb über „Die Abstammung des V. deutschen Reichskanzlers usw. von Aachener Patrizierfamilien des 15. Jahrhunderts" in der Aachener Allgemeinen Zeitung, Nr. 426 vom 28. August 1909. Endlich hat der durchaus zuverlässige Genealoge Dr. Bernhard Koerner in dem gleichen Blatte wie Kiefer (Jahrgang 1910, Nr. 20, S. 118) über die Ahnen der Isabella v. Rougemont ausführliche Mitteilungen gemacht, denen die vorstehenden Angaben über die Rougemont-Stammreihe entnommen sind. Es kann versichert werden, daß nirgends unter diesen vielen Ahnen eine Stelle erkennbar ist, an der ein Einströmen jüdischen oder, allgemeiner gefaßt, semitischen Blutes in die Ahnentafel des Reichskanzlers Dr. Theobald v. Bethmann-Hollweg erkennbar wäre.

Volksdichtungen aus Capri

Erstmalig aufgezeichnet und veröffentlicht von Prof. Dr. Heinrich Zschalig-Dresden

Die süditalienische Tarantella ist offenbar ein uralter Volkstanz. Die gleichnamige Tanzkrankheit im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert und ähnliche Erscheinungen, wie sie mimisch durch die „Tanzdichtung" einer Rita Sacchetto oder musikalisch durch hervorragende Klavier-, Violin- oder Cellovirtuosen dargestellt werden, kommen hier nicht in Betracht; ebensowenig die als Tarantella bezeichneten prunkhaften Ballette in der Scala zu Mailand oder in den großen Fremdensälen zu Rom.

Einen ganz eigenen Zauber, für den vor dreißig Jahren selbst ein beredter Italiener im „Piccolo" kaum Worte findet, scheint jedoch die Muse der Tanzkunst der Tarantella von Capri verliehen zu haben. Jedenfalls übertrifft sie jene äußerlich verfeinerten Kunstvorführungen durch natürliche Anmut und Leidenschaft, vor allem aber durch eine gewisse „klassische" Ursprünglichkeit. Stimmen doch verschiedene Stellungen und Bewegungen vollkommen mit entsprechenden Fresken in Pompeji überein! Ja, nach einer auf Capri erzählten Sage haben die Grazien selbst die Tarantella erfunden. Als die von Odysseus überlisteten Sirenen ein stärkeres Betörungsmittel als den durch das Wachs machtlos gewordenen Zaubersang begehrten, erdachten die Huldgöttinnen diesen Tanz und lehrten ihn, weil die fußlosen Sirenen ihn selbst nicht ausführen konnten, den Schönen der Insel. Über Neapel, das den Capresen den Zauberreigen bald abgelauscht hatte, eroberte er sich dann ganz Süditalien bis nach Tarent und Sizilien, wo er überall noch heute den Fremden in freilich oft recht fragwürdiger „Aufmachung" als Nationaltanz vorgeführt wird. Sollte aber die Sache sich zufällig umgekehrt verhalten und das schaufreudige Tarent die eigentliche Heimstätte der Tarantella sein, so bleibt eins dabei doch als wahrscheinlich erwiesen: ihr antiker Ursprung. Daher rührt wohl auch das mimisch-symbolische Gepräge des Tanzes, der in seinen acht bis zehn Figuren ein bald neckisches, bald ernstes und schließlich mit Erfolg gekröntes Liebeswerben ausdrückt und darum in Capri auch als „ballo per apertura di sala dello sposalizio" getanzt wird.

Zur musikalischen Begleitung, d. h. zur eigentlich ziemlich unmusikalischen Markierung des Taktes, wird gewöhnlich nur das Tamburin, die bekannte kleine Handschellentrommel, von einer die Gunst der Grazien meist nicht mehr genießenden Alten geschlagen. Früher wurden, und im Hause einer einst durch ihre Schönheit berühmten Tarantellatänzerin (deren Kinder man jetzt tanzen sieht) werden dazu auch jetzt noch, kurze volkstümliche Lieder gesungen, dem Sinne des Tanzes gemäß natürlich Liebeslieder, die aber gleich den mancherlei Vorkommnissen im Liebes-

leben der Abwechslung durchaus nicht ermangeln. Pittré unterscheidet in seiner umfassenden Sammlung sizilianischer Volkslieder nicht weniger als achtzehn Arten, die er unter entsprechenden Überschriften anführt, wie: Schönheit der Frauen, Verlangen und Hoffnung, Lieben und Küssen, Erklärungen und Versprechungen, Grüße und Geschenke, Eifersucht, Groll und Versöhnung, Trennung und Abschied, Verlassensein, Unglück und Tod, gute Lehren und Sprüche, Spott- und Scherzlieder.

Metrisch betrachtet stellt diese zur Tarantella gesungene Kanzone meist eine Strophe von acht fünffüßigen Jamben mit vorwiegend weiblichen, gekreuzten, manchmal aber auch gepaarten und umschlingenden Reimen oder Assonanzen dar. Statt Achtzeiler trifft man, namentlich in Schelmenliedchen, häufig auch Vier- und Sechszeiler an, und in ernsteren, kunstreicheren Gesängen, wie in stimmungsvollen Ständchen und Werbeliedern, auch zehn-, zwölf- und mehrzeilige Strophen. Die erste Hälfte, oder auch der größte Teil der Kanzone knüpft gewöhnlich an Allgemeines, besonders an bekannte Zustände und örtliche Verhältnisse an, während zum Ende hin eine bestimmte Anwendung hervortritt, der dann eine oft überraschende, witzige Schlußwendung folgt, ähnlich wie im deutschen Minne- und Meisterlied Stollen und Abgesang.

Die für alle Texte gleichlautende Melodie ist reizlos; vielfache Wiederholungen gestalten sie eintönig. Jede erste Verszeile wird zweimal und der erste Teil der dazugehörigen zweiten Zeile dreimal gesungen, wie auch bei jedem folgenden Verspaar. Wer sollte solchen Singsang, zumal in der plärrenden, aufdringlichen Art, wie ich ihn zuerst von einer alten „Zia" in breitestem neapolitanisch-capresischen Dialekt vernahm, beachten oder gar Schönheiten dahinter vermuten? Und doch sind sie, verborgen wie kostbare Perlen in rauher Schale, in reicher Fülle vorhanden. Eine wahre Geduldprobe war freilich das Sammeln, wobei besonders die echte Fassung in der fremden Mundart anfangs Schwierigkeiten bereitete. Da mich dies aber (dank langjähriger Erfahrung beim Forschen nach heimischen Dialektreimen) nicht abschreckte, gelang es, nach und nach über hundert alte, vielfach schon halb vergessene, nur durch langes Überlegen wieder im Gedächtnis auftauchende Tanzlieder aufzuzeichnen. Die meisten und schönsten verdanke ich unter teilweiser Mithilfe eines jüngeren Tarantellisten zwei früheren Tänzerinnen, einer Vierzigerin und einer Siebzigerin, deren besonderes Vertrauen ich gewonnen, und die mir auch versicherten, daß die Lieder sehr alt, wohl schon „so alt wie die Welt", aber gewiß noch niemals aufgeschrieben worden wären. Letzteres bezweifelte allerdings ein jüngerer Caprese, den ich manchmal um Rat fragte. Soweit ich mich jedoch auf meiner Rückreise in den großen Bibliotheken zu Neapel und Rom, sowie neuerdings noch in Bologna, Florenz, Siena und Perugia davon überzeugen konnte, liegt noch keine derartige Sammlung aus Capri vor. Nur einige Kanzonen — wahrscheinlich Gemeingut aus den goldenen Tagen wandernder Volkssänger — finden sich schon bei Pittré, Imbriani, Fasulo u. a.

Wie ich dazu kam? „Ich ging in Capri so vor mich hin, und nichts zu suchen war mein Sinn", eigentlich auch nichts zu hören, bis mich zufällig einmal der Anfang einer Tarantella-Kanzone an ein altfranzösisches Volkslied erinnerte: „All' acqua, l'acqua ri la fontanella". Und damit bescherte mir der Zufall gleich ein Musterbeispiel, das die folgende kleine Auswahl eröffnen mag. Zwar zeigt die Liebesglück atmende Strophe zum Teil nur mangelhaft assonantische Gleichklänge,

dafür aber inhaltlich kunstgerechtes, zum Teil auch capresisches Gepräge. Bloß die auf Capri nicht vorhandene „Fontanella" deutet auf eine mit „Brünnlein" gesegnete Urheimat: wahrscheinlich in der Gegend von Neapel, wo das Liedchen früher auch gesungen wurde. Die eingeklammerten Verbalendungen hört man bloß bei der jedesmaligen Schlußwiederholung.

1.

:,: All' acqua, l'acqua ri la fontanella, :,:
:,: Addò vanno i donne :,: a lavà(re);
La ma vo sciegliere a chiu bella,
E semp u lato ma voglio purtà(re).
E tutti mi diceno quanto è bella!
Addò l'hai fatto sta caccia reale?
Jo l'aggio fatto mmiezo Crapo bello,
Addò ntuorno ntuorno gi batte u mare.

(Addò = addove aus ove dove; vo = voglio; chiu = piu; sta = ista; aggio = lat. habeo; mmiezo = in mezzo; ntuorno = intorno)

Am Wasser, Wasser, wo bei weißen Linnen
Die Frauen waschend um das Brünnlein steh(e)n,
Die Schönste wähl' ich mir der Wäscherinnen,
Und immer soll sie mir zur Seite geh'e)n.
Und jeder fragt: wie konntest du gewinnen
Die Königsbeute, wo nur sie erspäh(e)n?
Hab sie erspäht im schönen Capri drinnen,
Wo rundum, rundum ihr das Meer könnt sehen.

2.

Ursprünglich wohl ein von Liebesverlangen erfülltes Ständchen zur Laute haben wir hier vor uns:

:,: Non aggio, come fa pe te parlà (re) :,:
:,: Comprare melo voglio :,: un ciardin(o),
Attuorn, attuorn lu voglio amura(re),
Di pietre prizios e diamant. —
Mmiezo gi mecco un albero pianta(re),
Pe fa la friscura alla bella mia.
Doppo gi mecco nu Cardillo a canta(re). —
Albero bello, e quanno vuo fiuri(re)?

(Fa = fare; ciardino = giardino; mecco = metto; pe = per; cardillo = cardellino; quanno = quando)

Wie soll, mit dir zu reden, mir gelingen?
Ich will mir kaufen einen schönen Garten,
Will rund mit einer Mauer ihn umringen
Von Edelsteinen und von Diamanten.
Drin pflanz' ich einen Baum, der bald soll bringen
Der schönen Maid ersehnte Schattenkühle,
Drauf setz' ich einen Stieglitz, ihr zu singen. —
O schöner Baum, und wann willst du dann blühen?

3.

Vorgehalten wird der Geliebten das Schwinden und Wiedergewinnen der Schönheit als Folge von Liebesgroll und Versöhnung:

Quanno facivo l'amore cu mico,
Jro chiu russa tu cha nu granato;
Da che stai 'ndiscordia cu mico,
Si fatto succulillo e stai malato.
Si vuò turna a l'amore cu mico,
Piglia li billizzi addò l'hai lasciato.

(Jro = eri; succulillo = magro).

Als du in treuer Liebe mir ergeben,
Rot wie Granaten glänzten deine Wangen;
Doch seit wir nun in bittrer Zwietracht leben,
Hast blaß und krank zu werden angefangen.
Willst liebend wieder du dich mir ergeben,
Wirst du die Schönheit wieder bald erlangen.

4.

Seliges Lieben und Küssen besingt ein reizender Sechszeiler, der im Gegensatz zu den übrigen, dem Volke meist schon fremd gewordenen Liedern noch allgemein bekannt und beliebt ist:

Bella figliola ri lu paraviso,
Beato chi t'ha rato u primo vaso!
Si nata cu lu pianto e lu riso,
Credo che t'ha creato San Tommaso.
Rami nu vaso, come le prommiso;
Se no, no me ne vaco rasta casa.

(Rato = dato; si = sei; rami = da mi; vaso = bacio; rasta = da questa)

Du schöne Maid, vom Paradies erkoren,
Beglückt, wer dir den ersten Kuß gegeben!
Beim Weinen bist und Lachen du geboren,
Der heil'ge Thomas schenkte dir das Leben.
Gib einen Kuß mir, wie du mir geschworen;
Sonst bleib ich da, es hilft kein Widerstreben.

5.

Poetisch wirkt die Umschreibung des bekannten Wortes: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht":

Vi, quanto è bello u cielo stilliate!
Pa camina la luna senza pieri.
Vi, quanto è bella a mia annammurata!
Stongo riuno, e mi manteno:
U cielo è avito e nun po arriva — —
Li donne belle nun gi ponno avere.

(Pieri = piedi; avito = alto; ponno = possono)

Wie schön der Himmel, wenn die Sternlein prangen!
Er läßt Frau Luna ohne Füße gehen.
Noch schöner leuchten meiner Liebsten Wangen,
Mich satt zu schauen kann mir niemand wehren:
Der Himmel ist zu hoch hinaufzulangen — —
Die schönen Frauen soll man nicht begehren.

6.

Noch höher versteigt sich die Einbildungskraft eines Verliebten in spielenden Übertreibungen, die namentlich durch ihre unerwartete Schlußwendung den Beifall der Hörer herausfordern:

Vurrio saglire in cielo, si putesse,
Cu na scalella di triciente passi!
Quanno arriva alla cima e si spezzasse,
Rinti i braccie i nenna mia mi trovasse!

(Scalella = scaletta)

Zum Himmel möcht' ich, wenn ich könnte, steigen
Auf einer Leiter von dreihundert Stiegen!
Und sollte brechend oben sie sich biegen,
Möcht' unten ich in Liebchens Armen liegen!

Man beachte hier den gleichen Reim der letzten drei Verse! So auch im folgenden drei gleiche: a a b a.

7.

Si fosse imperatore ru munn intero,
Jo pe nu vaso ti rario l'impero;
Si fosse papa, pe chisti uocchi belli
U Vaticano anniario la fero.

(Munn = mondo; rario = darei; chisti = questi)

Hätt' ich als Kaiser alle Welt zu lenken,
Für einen Kuß würd' ich das Reich dir schenken.
Und wär' ich Papst, für diese schönen Augen
Den Vatikan verließ ich ohn' Bedenken.

8.

Etwas bescheidener im Schenken bez. Versprechen ist ein offenbar noch blutjunges Ding, das dem weinenden Geliebten beim Abschied die rührenden Trostesworte zuruft:

Amoro mio, nun piancete tanto,
Jo puro te lo regalo nu muccaturo.
Quanno vaca alla maèsta a ricamà,
Mmiezo giu vo mettere u nomo tuo;
Quanno gi vaca allu sciumo allavà,
Cull acqua di rose e sapone d' amore,
Sole i leone mio fa l' asciucar(re):
Chillo è u muccaturo du primo amore.

(Muccaturo = moccichino; maèsta = maèstra; sciumo = fiume; leone = Sternbild des Löwen im Juli)

Hab mich nur lieb, und trockne deine Zähren,
Ich will dir auch ein Taschentüchlein schenken.
Wird mich die Lehrerin dann sticken lehren,
Stick deinen Namen drein ich zum Gedenken;
Und selber will ich waschen es im Bronne
Mit Seif' und Rosenwasser treuer Liebe.
Dann laß ich's trocknen in der Julisonne:
Das ist das Taschentuch der ersten Liebe.

9.

Ein halb schüchternes, halb schalkhaftes Geständnis kleidet ein Verliebter anmutig in den assonantischen Vierzeiler:

Nu iurno me ne ietto mare, mare;
Perdette u coro mmiezo all' arèn'. —
Jetto spianno a tanto marinari,
E rice, che l'hanno visto mbietto a te.

(Jetto = altes Imperf. von ire; spianno = spiando; rice = dice)

Ich ging einmal am Strande viele Stunden:
Verloren hab ich da mein Herz im Sand.
Die Fischer fragt' ich rings: „Habt ihr's gefunden?" —
Man meint, daß es in deiner Brust verschwand.

10.

Unverhohlener äußert sich die überschwängliche Huldigung eines anderen, und zwar in vollen reinen Reimen, was auf höheren Bildungsgrad hindeuten dürfte, trotz des selbst beigelegten „povero amante":

Bella figliola cu sti ricci in fronte,
Fai murir a me, povero amante;
Fai allegro lu sole, quanno sponte,
E la luna quanno mette allu livante.

(Ricci = cernecchio; Haarlocke an den Schläfen; sponte = emporsteigt)

Du schöne Maid mit deinem Lockenkranze,
Schafft mir, dem armen Liebsten, Todesqualen;
Die Sonne hebt sich, froh in deinem Glanze,
Den Mond im Osten läßt nur du erstrahlen.

11.

Feineres Wesen, gepaart mit vornehmer Bescheidenheit, ziert auch den Sänger des folgenden Zehnzeilers, der schon durch die geschickte Handhabung dieser seltener auftretenden, schwierigeren Versform geschulteres Kunstverständnis verrät, wenn auch die mangelhafte, offenbar im Volksgedächtnis verwischte Überlieferung dem zu widersprechen scheint:

Vurrio arriventa un risignuolo,
Volare ti vurrio nel tuo ciardino.
Si mi vulissi bene, amore, parlami,
E cogliere mi vurrio nu giesummino.
Alla mattina ti svegliorio cu canto,
E alla sera ta rurmintario.
E tu, gentile, che m'amasti tanto,
J vasi tuoi chie vasi miie:
Abbrile nun è abbrile senza sciuri,
L'amore senza vasi nun amore!

(Giesummino = gelsomino = Jasmin; rurmintario = dormentario; chie = chiede von chiedere, begehren)

In eine Nachtigall möcht' ich mich wandeln!
Wohl flög' ich dann in deines Gartens Lauben.
Und wärst du mir dann gut, riefst du mich zärtlich,
Und ein Jasmin wollt' ich bescheiden rauben.
Dann weckt' ich morgens dich mit meinem Sange,
Sanft einzuschlummern würdest abends lauschen,
Und wechselnd wollten wir im Liebesdrange
Dann Küsse süß beglückt um Küsse tauschen;

Wie blumenlos April April nicht bliebe,
So Liebe ohne Küsse keine Liebe!

12.

Zum Schluß ein recht eigentliches Tanzlied, das der Freude an der Tarantella selbst seinen Ursprung verdankt und beim Tanzen von den Zuschauern, deren Schaulust es ausdrückt, gesungen wurde:

Cume a ballona belle frate e ssore!
Uno è Turesco e'nata è Taliana.
Una lu port' lu zzuchero imbiett,
'Nato porta li cumpietti immano.
Parano due varche rinto lu muolo,
Quanno è buon tiempo, rurmira a lu sole.

(Turesco = Tedesco; 'nata = una altra; imbiett = in petto; Cumpietti = confetti; varche = barche)

Wer, Bruder oder Schwester, tanzt hier schmucker?
Er deutsch, sie aus Italiens Geländen.
Sie trägt im Busen wohl ein Herz von Zucker,
Der andre hält Confetti in den Händen.
Zwei Barken gleichend schaukeln sie im Hafen,
Die, ist schön Wetter, in der Sonne schlafen.

Wohl erfreut sich die mundartliche Kanzonendichtung in ganz Unteritalien noch heute großer Beliebtheit; wohl strebt darin namentlich das weithin herrschende Neapolitanische immer noch neue Weisen zu erfinden, die man aus den heiseren Kehlen „fahrender Sänger" oft genug auch in Sorrent und Capri vernimmt, aber vergebens sucht man darin die aus der Tiefe der Volksseele entspringende naive Kraft und Frische und den unerschöpflichen Reichtum an wahrhaft volkstümlichen, wenn auch mitunter ziemlich derben Motiven, Gedanken und Bildern, wie sie uns gleich einem teuren Vermächtnis vergangener Tage erhalten blieben in jenen älteren, bloß von wenigen pietätvollen Seelen noch treu bewahrten Tarantella-Kanzonen.

An Goethes bekannte Erzählung vom Hufeisen erinnert eine anmutige Legende, die diesen Teil meiner Mitteilungen in schlichtem deutschen Versgewande abschließen mögen.

Die Jünger und die Steine

Einst ging der Herr im Sonnenbrand
Mit seinen Jüngern über Land.
Da lagen Steine auf dem Wege.
Und Jesus sprach in seiner Weise:
„Ein jeder trage einen Stein!
Ihr könnt sie brauchen auf der Reise."

Die Jünger waren auch nicht träge
Und steckten sie gehorsam ein,
Just, wie sie waren, groß und klein.
Den allerkleinsten aber trug
St. Peter, der besonders klug
In allen Stücken wollte sein.

Wie sie nun lange Zeit schon gingen
Und allen schier die Köpfe hingen

Vor Hunger, Durst und Müdigkeit,
Da kamen sie an eine Quelle,
Die perlte silberklar und helle;
Ein Baum warf ringsum seinen Schatten. —

Wie alle sich gelagert hatten,
Rief Jesus mild: „Nun ist es Zeit,
Hier soll uns laben Trank und Speise!"
Die Jünger, wie man denken kann,
Sah'n unsern Herrn verwundert an
Und huben an ein groß Gezeter,
Und weinerlich begann St. Peter:
„Ach Herr, wir haben nichts zu essen!"

Der Meister spricht und lächelt leise:
„Habt ihr die Steine denn vergessen,
Die ich zu tragen euch gebot?"

Nun gab's ein freudig Überraschen:
Schnell griffen sie in ihre Taschen,
Und sieh! Die Steine waren Brot,
Das alle gleich sich schmecken ließen. —
Nur Petrus mochte es verdrießen,
Daß er nicht fand ein wenig mehr,
Zumal wie so von ungefähr
Der Heiland ruhig auf ihn blickte
Und leise sich die Jünger stießen. —
Doch schien's, er habe nichts bemerkt
Und froh wie alle sich gestärkt.

Als man zum Weitergehn sich schickte,
Schritt er voran in raschem Lauf.
Und Jesus, der voll Güte war,
Sprach freundlich zu der Jünger Schar:
„Die Steine dort, ich bitte euch,
Tragt sie doch hier den Berg hinauf!"
Und Petrus nimmt den größten gleich,
Und wird es ihm auch noch so sauer,
Diesmal, so meint er, ist er schlauer — —
Der Lohn am Ende doppelt reich.
Wie soll das seinem Hunger frommen!

Doch wie sie oben angekommen
Und warten auf ein neues Wunder,
Spricht Jesus nur: „Tragt euren Schatz
Vorsichtig nun den Berg hinunter,
Und legt ihn auf den alten Platz!"
Worauf kein Wort er mehr verlor.
Doch Petrus schrieb sich hinters Ohr:
„Man soll bei jeglichem Beginnen
Nicht bloß auf eignen Vorteil sinnen."

Neue Jugendschriften

Von Dr. Albert Sergel-Berlin

n den „Lebensbüchern der Jugend“ (Verlag von George Westermann in Braunschweig, Preis des Bandes 2,50 bis 3 M.) verwirklicht ihr Herausgeber Dr. Friedrich Düsel ein schönes Programm. Bücher soll die Sammlung enthalten, „die dauernden Lebensgehalt haben, die man aus der Kinderstube gern mit hinausnimmt auf den eigenen, selbständigen Lebensweg, die eine wertvolle Bereicherung des Gefühls, der Phantasie, des Herzens zu bieten vermögen, die unserer Jugend sittliche und künstlerische Werte vermitteln.“ Aus den sechzehn vorliegenden Bänden sehen wir, daß die Sammlung keine tendenziösen Gesichtspunkte einengen. Als eine Art erweiterter Fibel für die Kinderjahre ist „Tausendschön, ein Märchen-, Vers- und Fabelbuch“, von Düsel und Sergel gesammelt, gedacht; das „Tierbuch“ von Braeß erweitert diesen Vorstellungskreis auf die reale Umwelt; für die heranwachsende Jugend folgen dann „Romantische Märchen von Hoffmann“, geschichtliche Erzählungen wie Aleris' „Hosen des Herrn v. Bredow“, Erckmann-Chatrians „Geschichte eines Soldaten von 1813“, „Magister Laukhards Leben und Schicksale,“ alle in guten Bearbeitungen, die nur unnötige Längen und überflüssigen Ballast ausmerzen; treffliche Biographien, wie die der „Königin“ Luise von Rehtwisch, „Friedrichs des Großen“ von Pansegrau, des Grafen „Zeppelin, Werden und Schaffen eines Erfinders“ von Biedenkapp stellen leuchtende Vorbilder auf; auch ein moderner Roman von Albert Geiger „Roman Werners Jugend“ fügt sich gut der Sammlung ein. „Robinson Crusoe,“ Gerstäckers „Abenteuergeschichten“, Irvings „Astoria“ werden dem Verlangen der Jugend nach Spannendem, Außerordentlichem gerecht, und über die deutsche Sprachgrenze hinaus, wie bei Defoe und Irving, hat der Herausgeber mit sorgsam wählender Hand noch Thackerays „Rose und Ring“, Kingsleys „Wasserkinder“ und Dickens' „Oliver Twist“ dem Bestand der „Lebensbücher“ einverleibt. Als Schmuck dient eine Anzahl bunter und schwarzweißer Bilder moderner und älterer Künstler; für die geschichtlichen Bände beruhen die Bilder sehr häufig auf zeitgenössischen Stichen. Der Druck ist klar und deutlich, der Einband dauerhaftes Leinen.

Alfred Hahns Verlag in Leipzig bringt die zweite Folge der von Carl Ferdinands herausgegebenen Prosa-Anthologie „Aus der goldenen Schmiede“ (3 M.), in der John Brinckmann, Polenz, Fontane und lebende Erzähler wie Otto Ernst, Wilh. Schäfer u. a. mit trefflichen Geschichten vertreten sind. Bunte

und schwarze Bilder von C. Mickelait, E. L. Stahl u. a. fügen sich dem Buche ebenso gut ein, wie die Buntbilder von Walter Caspari und E. Rehm-Victor dem Gegenstück, den von E. Geißler für die weibliche reifere Jugend ausgewählten Erzählungen „Vom Baum des Lebens" (3 M.), das neben vollwichtigen älteren Namen wie Polenz, Wilh. Fischer, Charl. Niese solche modernsten Klanges wie Nylander aufweist. Beide Werke sind recht geeignet, der heranwachsenden Jugend gesunde, kräftige Kost zu vermitteln.

Charlotte Niese läßt auch im Verlage Neufeld u. Henius in Berlin zwei reizende Erzählungen für junge Mädchen erscheinen: „Eine von den Jüngsten" und „Die Allerjüngste" (in Leinen geb. 3,50 M.), die unsern Backfischen nicht nur eine amüsante Stunde bereiten, sondern ihnen auch zeigen werden, wie ein echtes deutsches Mädchen mit offenem Herzen und helfender Hand ihren geraden Weg geht, an dessen Ende das Glück winkt. „Neufelds Knabenbuch" (5 M.) sagt schon im Titel, an wen es sich wenden möchte. Ein großer, stattlicher Band, unter dessen Mitarbeitern wir u. a. Albert I., Fürsten von Monaco, Trinius, Carus Sterne finden, und den sieben große farbige Bilder (von Stöwer u. a.) und zweihundert schwarze Abbildungen schmücken. So recht ein Geschenk für unsere Jungen, das sie mit seinem reichen Inhalt von Flotte und Kaisermanöver, Indianern und Seeräubern, Sagen, Märchen und Humoresken, Berichten über die neuesten technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften immer von neuem packen wird.

Auf eine Erneuerung alter Sagenstoffe gehen einige Bücher des Verlages Enßlin u. Laiblin in Reutlingen aus, dessen empfehlenswerte „Bunte Bücher" und „Bunte Jugendbücher" (zu 10 Pfennig das Heft) den Kampf gegen den Schund erfolgreich aufgenommen haben. Den von Kotzde erzählten Sagen von „Wode Brausebart" (3 M.) und „Herzog Wittekind" (3 M.) läßt G. Krügel sein „Buch von den Meerleuten" folgen (3,50 M.), das alte Seesagen und -Märchen in schlichter, eindrucksvoller Sprache erneuert. Die farbigen Illustrationen und der übrige reiche Buchschmuck von Ernst Liebermann rücken diese drei Bände unter die schönsten Jugendschriften der letzten Jahre. R. Münchgesang hat im selben Verlage Schwabs „Deutsche Volksbücher" (4 M.), „Münchhausens Reisen und Abenteuer" und „Onkel Toms Hütte" von der Beecher-Stowe bearbeitet (jedes 3 M.), zu denen allen F. Müller-Münster farbenfreudige Bilder beigesteuert hat. Max Geißler erzählt der Jugend „Die Bernsteinhexe", den „interessantesten aller Hexenprozesse", und hätte als Autor der Geschichte ruhig den 1851 verstorbenen Pfarrer Meinhold nennen dürfen; die Druckausstattung ist sehr schön, besonders die Schwarzweißbilder von A. Felix-Schulze. Der Gang der Handlung wird viele teilnehmende Kinderherzen erschauern und am Ende über die glückliche Lösung aufjubeln lassen. (Preis 3 M.). Zu den schönen, ein Herz voll Güte und Milde verratenden Erzählungen unsers lieben Dichtermannes Gustav Falke „Das Schützenfest. Im Fischerdorf" (3 M.), nach denen besonders kleine Mädchen gerne greifen werden, hat Paul Hey eine Anzahl bunter und schwarzer Zeichnungen geschaffen, die wie eine leise schöne Melodie sich dem Text anschmiegen. In der von R. Trache illustrierten „Robinsonade auf den Palau-Inseln" (3 M.) führt uns B. Schulz. in freier Bearbeitung nach Sempers Buch, auf eine unserer Kolonien, wo wir mit einem Naturforscher richtige Robinsonerlebnisse durchmachen. Besonders Knaben wird das Buch viel Interessantes bringen. Nicht minder gern werden diese in der

kommenden Erinnerungszeit sich in W. Spechts „Um Vaterland und Freiheit" vertiefen, das in einer zu Herzen gehenden, einfachen Sprache fesselnde Bilder aus den Jahren 1809 bis 1815 vor uns aufrollt und die heldenhafte Zeit der Freiheitskriege wieder erstehen läßt. Des bekannten Geschichtsmalers Knötel farbige Bilder geben packende Szenen aus der Zeit meisterlich wieder. Das Buch wird in der Flut der Literatur über 1813 einen ehrenvollen Platz behaupten (3,50 M.).

Die „Wunderbaren Reisen und Abenteuer des Freiherrn v. Münchhausen" erleben auch in einer von Mitgliedern des Dresdner Jugendschriften-Ausschusses bearbeiteten Ausgabe eine fröhliche Auferstehung (Verlag A. Köhler, Dresden, 3,50 M.). Die Auswahl der Anekdoten ist gut getroffen. Was dem Buch aber ein besonderes Gepräge verleiht, sind die prachtvollen bunten Bilder, Vignetten und Seitenumrahmungen von W. Krause, der mit glücklicher Hand und feinem Verständnis für den Humor der Szenen und den Geist der Zopfzeit den überlegenen, tollen Aufschneider uns im Bilde nahe bringt.

Moderne deutsche Dichter und Erzähler zur Schaffung der Jugendlektüre heranzuziehen, gehört zum Programm der „Mainzer Volks- und Jugendbücher" (Verlag Jos. Scholz in Mainz) wie der „Ullstein-Jugend-Bücher" (Verlag Ullstein u. Co. in Berlin). Für die ersteren haben Männer wie Falke, Ferdinands, Kotzde (in dessen bewährten Händen auch die Herausgabe liegt) und Erzählerinnen vom Ruf einer Charlotte Niese Originalbeiträge geliefert. Neu liegen „Der Tucher von Köln" von Joseph Lauff, „Die Doktorskinder" von Trude Bruns, „Götterdämmerung" von R. Walter, „Der Dombaumeister von Prag" von E. König und „Aus schweren Tagen" von Ch. Niese vor. Wie die früheren, spielen auch die Begebenheiten der letzten Bände größtenteils in der deutschen Geschichte; die Bücher können, auch wegen ihrer drucktechnisch sauberen Ausführung und ihres stimmungsvollen Bildschmucks, warm empfohlen werden. Von dem ebenfalls von Kotzde herausgegebenen „Deutschen Jugendbuch" (3 M.) erscheint der dritte Band, mit Bildern von Bossert. Es ist wieder ein schönes Sammelbuch von Älteren und Modernen, von Märchen, Geschichten, Liedern und Rätseln geworden und reiht sich seinen Vorgängern würdig an.

Die Ullstein-Jugend-Bücher legen uns alte Erzählungen und Sagen vor, die moderne Dichter in ein neues Gewand gekleidet haben. Alles Veraltete ist ausgeschieden, und manch lustiger eigener Einfall des neuen Erzählers macht das kleine Publikum, für das sie bestimmt, hell auflachen. Wir treffen da beliebte Namen, wie Rudolf Herzog, der die Sage von „Siegfried dem Helden" zu neuem Leben erweckt; Gustav Falke ist mit dem Märchen „Die neidischen Schwestern" aus 1001 Nacht vertreten; Fedor v. Zobeltitz führt uns in den „Kampf um Troja"; mit Otto Ernst erleben wir „Gullivers Abenteuer in Liliput" und Ernst v. Wolzogen macht uns mit des Erzlügensacks „Münchhausens Abenteuern" bekannt. Keine Geringeren als Staffen, Koch-Gotha und E. Fürst haben treffliche Bunt- und Schwarzweißbilder beigegeben. Die Bändchen bringen eine besondere Note in die Jugendliteratur; eine große Verbreitung ist ihnen um so mehr zu prophezeien, als sie in handlichem Format, auf leichtem Papier, kartonniert nur 1 M. der Band kosten.

Zwei Sammlungen billigster Jugendbücher endlich sind die „Blauen und Grünen Bändchen" aus dem Verlage von Schaffstein in Köln, und die „Quellen" im Verlage der Jugendblätter (C. Schnell) in München. Die Schaffsteinschen Bücher-

folgen sind als Hausbücherei gedacht, deren Inhalt auch als Lesestoff in den Schulen Verwendung finden kann. Die Herausgeber J. v. Harten und Karl Henniger, deren Namen wir schon auf mancher mit künstlerischem Verständnis ausgewählten Sammlung von Sagen, Schwänken und Liedern angetroffen, bringen in den „Blauen Bändchen" eine feine und reiche Auswahl literarischer Stoffe: alte und moderne Kinderlieder, Tier-, Pflanzen- und Schalksmärchen, der gekürzte Simplizissimus, Eddasagen, Erzählungen von Eyth, Lienhard, Rosegger, Schmitthenner Stifter u. a. liegen in der bislang auf sechzehn Bändchen angewachsenen Sammlung vor, deren jedes mit reizenden kleinen Federzeichnungen von Künstlern wie Slevogt, Ubbelohde, Kley geschmückt ist. Dieselben Künstler und noch einige andere wie Erler, v. Hayek und Neuenborn, haben den Bildschmuck zu den „Grünen Bändchen" beigesteuert, die in gleicher solider Ausstattung und ebenfalls jedes an die hundert Seiten stark von Nic. Henningsen herausgegeben werden. Sie enthalten in der Hauptsache Chroniken, Beschreibungen von Reisen, Entdeckungsfahrten und Kriegszügen und bilden so eine prächtige Ergänzung der ersten Sammlung nach der realen Seite hin. Auch hier liegen sechzehn Bändchen vor, die uns „Aus germanischer Zeit" bis in die „Schlachten von 1870/71" geleiten und farbenprächtige Bilder aus den Kolonien, der Fremdenlegion, dem brasilianischen Urwald, dem Transhimalaja, dem südlichen Eismeer u. a. vor uns aufrollen. Der Preis für die schön gedruckte und sauber in Karton gebundene Nummer beider Serien beträgt nur 30 Pf. (in Leinenband 60 Pf.); es wäre zu wünschen, daß durch eine weite Verbreitung Jugend und Volk Segen davon hätte und den Herausgebern und dem Verlage ihre Mühe vergolten würde. Vielleicht findet sich auch einmal in Deutschland ein Mäcen, der diese Bändchen in Tausenden von Exemplaren an die ärmere Schuljugend verschenkt.

Im Inhalt mit den vorstehenden Sammlungen sich nahe berührend, sollen die „Quellen, Bücher zur Freude und zur Förderung", herausgegeben von dem auf dem Jugendschriftengebiete bestens bekannten Heinr. Wolgast, ebenfalls zur Bekämpfung der Schundliteratur dienen und die Klassenlektüre allen Schülern ermöglichen. Denn im Lesebuch, wie der Herausgeber ausführt, lernt das Kind nur Lesestücke, aber keine Bücher lesen, daher der schnelle Abfall zur Schundliteratur trotz der vielen aufgewandten Mühe. Darum sollen Bücher in die Lesestunde kommen, die ein gemächliches Einleben in den Stoff, ein Untertauchen in gleichmäßig andauernde Stimmung und womöglich auch ein Liebgewinnen des Autors ermöglichen. Mit den „Quellen" hat Wolgast diese Bücher selber geschaffen; die Auswahl (Goethe, Schiller, Kleist, Humboldt, Grimm, Hauff, Simrock u. a.) ist gut, und die schlichte Ausstattung, zum Teil mit Bildern von Winkler und anderen, wird bei dem billigen Preise von 25 Pf. für das kartonnierte und 50 Pf. für das gebundene Bändchen, dem Unternehmen Freunde und werktätige Helfer gewinnen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunst

Seit der „Kunstwart“ durch seine „Meisterbilder“ die Schätze alter wie moderner bildender Kunst den weitesten Schichten des Volkes in guten und wohlfeilen Nachbildungen zugänglich machte, hat die Produktion auf diesem Gebiete, dem steigenden Interesse des Publikums folgend, alljährlich zugenommen. Die ersten Publikationen legten das Hauptgewicht auf die Bilder, während der Text mit Recht nur die notwendigsten Notizen brachte; galt es doch zunächst einmal die Freude am Bild als solchem wieder zu erwecken. Den Einzelbildern folgten dann Bildwerke und Tafelbände mit und ohne Einleitungen, folgten Einzelabhandlungen und endlich in jüngster Zeit umfangreichere zusammenfassendere Darstellungen. Dabei hat das Publikum das große Glück, daß die Vertreter der exakten Forschung sich der bedeutenden Aufgabe, dem Laien die Ergebnisse ihrer Wissenschaft in anregender und leichter Form zugänglich zu machen, selber unterziehen, wodurch der Einfluß der stets bereiten, aber mehr Verwirrung als Nutzen stiftenden Menge von Unberufenen und seichten Popularisatoren in heilsamer Weise zurückgedrängt wird. Zu solchen, für den gebildeten Laien bestimmten, aber wissenschaftlich und ästhetisch einwandfreien Werken gehören nun auch die beiden vorliegenden. **Jos. Neuwirths Illustrierte Kunstgeschichte** (Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft, vollständig in zwanzig Lieferungen, Preis je M. 1.—), von der bis jetzt die ersten zwölf Lieferungen vorliegen, will weder ein Bilderwerk mit verbindendem Text noch ein bloßer „Abriß“ oder eine „Einführung“ sein, sondern ein richtiges Lehrbuch für solche Leser, die sich, ohne Vorkenntnisse zu besitzen, über die Entwicklung der Kunst, über das eigentlich Epochemachende, die treibenden Gedanken im Wirken der einzelnen Künstler ernsthaft und gründlich unterrichten wollen. Von ähnlichen Unternehmen unterscheidet sich dieses vornehmlich dadurch, daß erstens das Kunstgewerbe ausführliche Berücksichtigung findet, und zweitens, daß nicht nur der ägyptischen und assyrischen Kunst, sondern auch der indischen, vorderasiatischen, chinesischen und japanischen besondere Abschnitte gewidmet sind, eine Erweiterung des Stoffgebietes, die man bei dem gegenwärtig sehr lebhaften Interesse für diese Dinge gewiß freudig begrüßen wird. Die Darstellung zeichnet sich durch Lebendigkeit, Knappheit und strenge Sachlichkeit aus; Phrasen, gewagte Hypothesen und Polemik irgendwelcher Art werden mit Glück vermieden, nur feststehende Resultate dem Leser mitgeteilt. Die gut ausgewählten, zwar meist kleinen aber im allgemeinen recht scharfen Abbildungen unterstützen den Gang der Darlegungen in vortrefflicher Weise. Ausführliche Register, die die sofortige Orientierung über jede Person und jeden Gegenstand ermöglichen, verspricht der Prospekt. Man kann also dies Werk warm empfehlen, zumal es auch von jeder subjektiven Bevorzugung einzelner Epochen oder Meister frei ist, vielmehr alles Wichtige in gleicher Weise berücksichtigt. Von anderer Art ist ein zweites, die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts behandelndes Werk von **Richard Graul, „Deutsche Kunst in Wort und Farbe“** (Leipzig, E. A. Seemann. 18 M.), das man einen kunsthistorischen Atlas nennen kann. Aber — das ist das Erstaunliche: dieser sehr

wohlfeile Atlas enthält nicht nur schwarze, sondern der Hauptmasse nach farbige und zwar fast durchweg sehr gute Reproduktionen, so daß auch derjenige, der fern von Galerien und Ausstellungen weilt, sich an der Hand dieses Buches von der modernen Kunst eine Vorstellung bilden kann. Hinzukommt, daß auch der Text vortrefflich ist. Besonders verdienstvoll ist es, daß durch das vortreffliche Aufklärungsarbeit leistende Buch auch die moderne Kunst dem Leser nahe gebracht und verständlich gemacht wird; gewiß wird es dem Verfasser gelingen, manches Vorurteil im Publikum zu zerstören und manchen Mißtrauischen zu bekehren. Ohne Einschränkung also: ein Buch, an dem man Freude haben kann. —t.

Literaturgeschichtliches

Neue Kleist-Literatur. Kleists Erscheinung hat fast ausnahmslos alle, die sich wissenschaftlich mit ihm beschäftigt haben, so tief erschüttert, hat auch die Kleinarbeit so von innen heraus beseelt, daß man namentlich im Hinblick auf die Arbeit des letzten Jahrzehnts sagen darf: Wer Kleist anfaßt, veredelt sich. Von der übertriebenen Betonung des Pathologischen in Kleists Natur, die anknüpfend an Goethes Abneigung eine Zeitlang Mode war, sind wir durch die überzeugenden Untersuchungen und Darstellungen des Arztes S. Rahmer („Das Kleist-Problem", 1902, und „Heinrich v. Kleist als Mensch und Dichter", 1909, beide im Verlag von Georg Reimer in Berlin) und durch Servaes' bereits 1900 geschriebene, 1902 erschienene Biographie hoffentlich für immer erlöst. Servaes hat zum erstenmal in größerem Zusammenhang auf die einzig dastehende künstlerische Genialität Kleists aufmerksam gemacht. Auch Roetteken mit seiner entschiedenen Abwehr von Krafft-Ebings Diagnose muß hier erwähnt werden.

Zweimal ist der Versuch gemacht worden, Kleist aus seinen Briefen reden zu lassen. Das schöne Beispiel der Buchnerschen Freiligrath-Biographie konnte dazu ermutigen. Arthur Eloesser hat im fünften Bande der Tempelausgabe, die in Nr. 9 des laufenden Jahrgangs der Grenzboten schon besprochen worden ist, eine ganz ausgezeichnete, vollständige Biographie gegeben, in der er jeden Abschnitt durch eine geschickte Auswahl der sprechendsten Briefe erläutert. Neuerdings hat Ernst Schur („Heinrich v. Kleist in seinen Briefen", Schillerverlag, Charlottenburg, M. 2) den Versuch in etwas anderer Weise wiederholt. Er schickt seiner Briefauswahl eine Abhandlung über den Charakter und die Bedeutung der Briefe voraus, die er eigentümlicherweise „reflexionslos" nennt und darum höchstens neben den Werther stellen könnte. Werther reflexionslos! — Dann folgt eine kurze Übersicht über die Lebensdaten, und im übrigen sollen die Briefe für sich selbst sprechen. Die Auswahl ist gut getroffen; aber die übertriebene Gereiztheit gegen die philologische Kleist-Arbeit, die selbst die Bemühungen um Aufklärung der Würzburger Reise als „Philologismus" empfindet, ist undankbar gegenüber den Leistungen der Kleist-Philologie. Das dilettantische Kokettieren mit dem Abseitsstehen von der Zunft und die mit allen Mitteln der Philologie bewirkte Glanzleistung der Ausgabe von Erich Schmidt, die eben durch die völlige Beherrschung des Kleinkrams in sicherer Führung zu den Höhen der Philologie emporsteigt — was für ein Unterschied! Um Erich Schmidt und seine Mitarbeiter: Minde-Pouet, den feinfühligen Untersucher des Kleistschen Stils und Herausgeber der Briefe — eine Leistung philologischen Fleißes, der Schur alles verdankt — und Reinhold Steig, der Kleists Berliner Kämpfe aufgeklärt hat, um die Kleist-Ausgabe dieser drei Fachleute (Leipzig, Bibliographisches Institut) gruppiert sich die neuere Kleist-Forschung: alle späteren Ausgaben sind ihr mehr oder minder verpflichtet. Neben der vollständigen sechsbändigen Ausgabe des Inselverlags zu Leipzig, die Wilhelm Herzog besorgt hat, ist noch die zweibändige, für weitere Kreise berechnete Sammlung der Goldenen Klassiker-Bibliothek (Berlin, Bong & Co., Preis M. 3.50) zu erwähnen. Eine sehr glückliche und auf gründlicher Kenntnis beruhende Biographie bietet das Bändchen von Hubert Roetteken (Leipzig, Quelle u. Meyer, 1907). Gustaf Wethlo (Heinrich v. Kleist, der Dramatiker, Straßburg, Ludolf Beust) überrascht zunächst durch mangelnde Sachkenntnis. Typisch ist es, daß der Verfasser behauptet, die Schroffensteiner (1802) stünden „im Banne der romantischen Schicksalstragödie"! Aber das ist eine alte Geschichte: Kleist kommt später als Schiller und Goethe und ist Romantiker! Sieben Jahre nach den Schroffensteinern erschien die erste romantische

Schicksalstragödie. Übrigens versöhnt Wethlys Schrift u. a. durch eine vorzügliche Analyse der Penthesileia und eine etwas primitive, in ihrer Art aber klare „Betrachtung über das dichterische Schaffen." Das umfangreichste Werk liegt in Meyer-Benseys Buch „Das Drama Heinrich v. Kleists" (1. Band, Göttingen, Otto Hapke, 1911) vor. Der Verfasser will, was noch nicht genügend geschehen sei, „das Verständnis der Dichtungen als Kunstwerke nach Inhalt und Form" kennen lehren. Das grundgelehrte, nur etwas weitschweifige Buch kann nicht mit ein paar Worten erledigt werden. Mit einzelnen herausgegriffenen Urteilen würde man dem Verfasser Unrecht tun. Nur dies eine: Mit aller Entschiedenheit betont Meyer-Benfey, daß Kleist als Künstler alle deutschen Dichter überragt. Hat man bei Meyer-Benfey mehr den Eindruck einer verstandesmäßig überzeugten Begeisterung für den Dichter, so fühlt man bei der Lektüre der Neubearbeitung von Otto Brahms Kleistbiographie (4. Auflage, Berlin, Egon Fleischel u. Co., 1911) in jedem Satze dem nachempfindenden Künstler, der intuitiv durch den dichten Schleier um Kleists Seele hindurchblicken durfte. Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren besitzen wir Brahms herrliches Buch, die Arbeit eines begeisterten, schon männliche Kraft bändigenden Jünglings; und nun hat ihm ein guter Geist die Kraft verliehen, den eigenen Jugendschwung zu übertreffen mit einer Leistung, die auch jetzt wieder, wie einst bei ihrem ersten Erscheinen, in der vordersten Reihe steht. Was sind die kunstvollsten Romane gegen eine solche Schilderung eines Menschenschicksals!

‖ Erst in den letzten Tagen ist das Buch erschienen, das vorläufig den Höhepunkt der Kleistforschung darstellt: Wilhelm Herzog, Heinrich von Kleist (München, Beck, 1911. M. 7.50). Von allen andern Biographien unterscheidet sich Herzogs Buch durch die Gründlichkeit, mit der hier der Dichter in seine Zeit hineingestellt wird. Wie wir uns aus den Anmerkungen und der zum ersten Mal in einiger Ausführlichkeit gebrachten Biographie überzeugen, steht der Verfasser auf sicherer Höhe des Forschers und weiß das wissenschaftliche Rüstzeug zu führen, wie einer; aber in der Darstellung drängt sich nirgends der Gelehrte hervor. In Herzog glüht die siegesbewußte Brust, seinen Leser zu überzeugen; er setzt seine Ansicht mit Leidenschaft auseinander, seine Begeisterung verleiht ihm einen Reichtum an Worten und Begriffen, den wir mit Erstaunen genießen. Seine Charakterisierung des Kleistschen Wesens, die Gegenüberstellung Kleistscher und Schillerscher Dichtung sind Bereicherungen unseres Wissens von der Poesie. Und auch, was Herzog der Vorarbeit anderer verdankt, wird in ihm neu lebendig. Das tiefe Gefühl für die erschütternde Tragik in Kleists Schicksal durchzittert das Buch von der ersten Seite bis zur letzten. Hebbels Verse bilden das Grundmotiv, das der Verfasser in der dithyrambischen Einleitung anschlägt; sie klingen untertönig durch das ganze Buch und werden im Ausklang wieder zur beherrschenden Melodie.

Er war ein Dichter und ein Mann wie einer,
Er brauchte selbst den Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub ich, keiner.

Fritz Tychow-Einbeck

Tagesfragen

Verstaatlichung der Schiffahrt. Das Schiffahrts-Abgabengesetz wird von verschiedenen Seiten heftig bekämpft, obwohl es zweifellos einen großen Nutzen haben wird, da dadurch erst die Möglichkeit geboten wird, ohne die Steuerschraube anziehen zu müssen, große Stromgebiete der Schiffahrt zugänglich zu machen. Sollte man zu diesem Ziele aber nicht besser auf anderem Wege gelangen können? Die Eisenbahnen hat man verstaatlicht. Will jemand behaupten, daß das dem Staat, der Allgemeinheit geschadet hat? Warum nicht auch die Schiffahrt verstaatlichen? Verteuert würde dadurch der Verkehr sicher nicht, im Gegenteil, er würde verbilligt werden können, und trotzdem würden ganz gewaltige Summen eingehen, die zum weiteren Ausbau der Ströme verwendet werden könnten, bis dann, wie bei den Eisenbahnen, auch noch ein Überschuß für den Staatssäckel erzielt werden würde. Bei den Eisenbahnen hat man seinerzeit die schwierige Aufgabe gelöst. Sollte es bei der Schiffahrt nicht auch gelingen? Das Reich müßte die Verstaatlichung durchführen. Reichsschiffahrt, das ist das größte Ziel, das wir auf verkehrspolitischem Gebiete augenblicklich haben. Alb.

Reichsspiegel

(Vom 27. November bis 8. Dezember)

Marokkonachklänge

Weltpolitische Bedeutung des Marokkostreites — Mißverständnisse — Falsche Mittel? — Englisch-französische Treibereien — Die Kompensationen — Das politische Gesamtbild — Ausblick

Die Reden und Erklärungen der verantwortlichen Leiter der auswärtigen Politik in Berlin, London und Paris während der abgelaufenen vierzehn Tage haben den Abstand zu den Ereignissen des letzten Sommers geschaffen, dessen wir bedurften, um uns selbst Rechenschaft davon zu geben, ob die Haltung der deutschen Regierung und ihrer diplomatischen Organe während der jüngsten Phase des Marokkostreites dem Ansehen des deutschen Reiches und den wirtschaftlichen Interessen der deutschen Nation entsprach oder nicht.

Wie die wirtschaftliche Seite des deutsch-französischen Abkommens bei ruhiger Überlegung zu bewerten ist, wurde in Heft 45 und 46 näher dargetan. Heute sei das politische Ergebnis unter die Lupe genommen und zwar unter Ausschaltung der kolonialpolitischen Gesichtspunkte lediglich das rein weltpolitische.

Die tiefere Bedeutung der Kämpfe um Marokko liegt nicht in den zwischen Deutschland und Frankreich behandelten Streitfragen, wenn auch die deutsch-französischen Beziehungen allgemein betrachtet hineinspielen, sondern in der Aufgabe, der von England gegen Deutschland beliebten Politik entgegentreten zu müssen. Marokko bildete und scheint auch weiterhin eins der Gefechtsfelder bilden zu sollen, auf denen darum gekämpft wird, ob Großbritannien allein über die Ausbreitung und Verteilung der Welthandelsinteressen zu befinden hat oder ob auch andere Staaten, insbesondere auch Deutschland, dabei ein Wort mitzureden haben sollen. Dementsprechend mußte die deutsche Diplomatie ihre Verhandlungen mit Frankreich dauernd mit einem auf England gerichteten Auge führen, während Frankreich sich bis zu einem gewissen Punkte der Hilfe Englands gegen Deutschland bedienen konnte. Aus diesem Zusammenwirken beider Faktoren aber werden auch gewisse Maßnahmen Deutschlands verständlich, die ohne Berücksichtigung der Faktoren zum wenigsten eigenartig erscheinen. Gleich die Sendung des „Panther" nach Agadir konnte bei Fernerstehenden den Eindruck erwecken, als sollte auf Spatzen mit Kanonen geschossen werden. Sie war lediglich als Einleitung friedlicher Verhandlungen auch dann ungewöhnlich, wenn andere Gründe, etwa die Notwendigkeit deutsche Interessen an Land zu schützen, vorhanden waren. Dieses Ziel wurde bekanntlich in den Vordergrund geschoben, erregte aber im eigenen

Lande ebenso wie in Frankreich Zweifel, da keine Truppen gelandet wurden. Die englische Diplomatie mag den tieferen Sinn der Demonstration, wenn nicht erkannt, so gefühlt haben. Deutschlands These lautete: wir wollen keinen Krieg, fangen auch nicht an; wollt aber ihr anfangen, — gut, dort steht der „Panther".

Diese Stellungnahme Deutschlands ist seitens deutscher nationaler Kreise vielfach mißverstanden worden. Es wurde so hingestellt, als wenn dadurch von vornherein Rückzugsstimmung zum Ausdruck käme, wodurch die Begehrlichkeit der Gegner noch besonders gereizt worden sei. Tatsächlich lag die Sache doch ein wenig anders.

Wie inzwischen bekannt geworden ist, wurde das deutsche Aktionsprogramm bereits am 14. Mai festgelegt und zwar endgültig in Wiesbaden, wo der Herr Reichskanzler Seiner Majestät dem Kaiser in Abwesenheit des Herrn v. Kiderlen Vortrag über die in Aussicht genommenen Maßnahmen hielt. Das war also kurz vor der Reise des Kaisers nach London. Dies Programm enthielt drei Teile: Die Sicherstellung der deutsch-französischen Verhandlungen vor Einmischung Dritter, die Sicherstellung der deutschen Wirtschaftsinteressen bei völligem Verzicht auf politische Rechte in Marokko und den Austausch von Kolonialgebiet in Afrika. Die beiden ersten Punkte sind durchgesetzt worden; daran zweifelt heute nach den Eröffnungen im Reichstag und der Rede Sir Edward Greys kein Einsichtiger und wenn die deutsche Regierung wegen dieser Punkte getadelt wird, so eigentlich nur deshalb, weil sie angeblich falsche Mittel angewandt, insbesondere sich nicht rechtzeitig mit England verständigt habe.

Bismarck lehnte es einmal nach seinem Rücktritt ab, sich über Einzelheiten einer aktuellen Frage zu äußern, weil er „die Akten" nicht kenne. Ich meine, wenn selbst ein mit soviel Erfahrungen ausgestatteter Staatsmann, wie der erste Kanzler es war, sich ängstlich an die Akten klammerte, um eine politische Frage beurteilen zu können, dann sollten Politiker, die diese Aktenkenntnis nicht haben können, nicht glauben machen wollen, den einzuschlagenden Weg besser zu kennen. Über das Ziel können die Meinungen zwischen Regierung und Privatleuten auseinandergehen, — die Wahl der Mittel muß den verantwortlichen Männern überlassen bleiben, solange nicht das Parlament darin mitzureden hat.

Doch wie steht es mit den falschen Mitteln? Die Kreuzzeitung meint, die deutsche Diplomatie hätte „vor der Inszenierung der Agadir-Demonstration England über unsere wirklichen Absichten aufklären und zur Unterstützung unserer Wünsche veranlassen" sollen, weil „die deutschen Interessen von vornherein vollständig identisch mit den englischen" waren. Hierin liegt doch eine Verkennung des Tatbestandes. Ganz abgesehen davon, daß England von dem Vorgehen Deutschlands unterrichtet worden war, konnten wir von dem Bundesgenossen Frankreichs, der obendrein durch einen feierlichen Vertrag zu einer ganz bestimmten Haltung verpflichtet war, nicht gut fordern, er sollte an unserer Seite gegen Frankreich operieren. Außerdem glaubte man in England, Frankreich sei bereit und willens, gegen Deutschland vom Leder zu ziehen. Doch waren die Franzosen höflich genug, den Engländern bei Entsendung eines Kriegsschiffes nach Agadir den Vortritt lassen zu wollen. Wohl aus übergroßer Höflichkeit gegen einander verzichteten dann beide. Einiges Licht auf die Treibereien jener Tage wirft ein Artikel der Londoner Wochenschrift Nation vom 25. November:

Die Wochenschrift konstruiert einen Zusammenhang zwischen der Rede, die Lloyd George im Mansion House gehalten, und einem am Tage vorher, am 30. Juli, in der Times veröffentlichten Artikel, in dem der Charakter der zwischen Deutschland und Frankreich schwebenden Verhandlungen, betreffend den französischen Kongo, absichtlich falsch wiedergegeben worden sei, um den Anschein zu erwecken, als ob Deutschland unerfüllbare Forderungen und damit letzten Endes ein Ultimatum an Frankreich gestellt hätte. Es werden dann im einzelnen eine Reihe gewichtiger französischer Stimmen dafür angeführt, daß in der Tat die deutschen Forderungen bezüglich einer Kompensation im französischen Kongo in keiner Periode der Verhandlungen derartig hochgeschraubt gewesen seien, daß dadurch eine Einigung von vornherein ausgeschlossen worden wäre. Die Rede Lloyd Georges sowie auch die am selben Tage von Sir Edward Grey dem deutschen Botschafter gegenübergemachte Erklärung seien somit aus einer falschen, wenn nicht gefälschten Auffassung der Lage entstanden. Ob hierbei die Times das Foreign Office oder letzteres die Times inspiriert habe, will die Nation unentschieden lassen. Den Ursprung des bewußten Times-Artikels findet die Wochenschrift aber in der Anfang Juli in Paris herrschenden Lage. Das französische Kabinett sei sich damals über die zu befolgende Taktik nicht einig gewesen. Neben dem aufrichtig friedliebenden Ministerpräsidenten habe Delcassé an der Spitze der Mehrzahl seiner Kollegen eine weniger versöhnliche Haltung gezeigt, die durch ungünstige Berichte über den Zustand der deutschen Armee nicht unwesentlich beeinflußt worden sei. Die innerlich wenig gefestigte Lage des Kabinetts zu stärken, möglichst viel bei den Verhandlungen herauszuschlagen und gleichzeitig möglichst wenig dafür aufzugeben, sei naturgemäß das Ziel der französischen Regierung gewesen. All das glaubte man am besten durch eine offene und unzweideutige Demonstration Englands zugunsten Frankreichs erreichen zu können. Zu diesem Zwecke habe man zuerst daran gedacht, ein englisches und ein französisches Kriegsschiff nach Agadir zu senden. Diesen Schritt habe aber das englische Kabinett trotz der Begünstigung desselben durch das Foreign Office und der dringenden Befürwortung durch die Times abgelehnt. Den Erfolg des zweiten in dieser Richtung unternommenen Schrittes müsse man in dem Times-Artikel vom 20. Juli und der Rede Lloyd Georges vom 21. Juli erblicken.

Die deutsche Regierung war über die Arbeit der englischen Germanophoben durch den Botschafter Grafen Wolff-Metternich stets sehr gut unterrichtet worden, und so war es nur ein Akt der Klugheit, wenn sie Franzosen und Engländer als Gegner identifizierte und England über seine Schritte im einzelnen nicht einweihte.

Wegen des dritten Punktes, wegen der Kompensationen, könnte man eher bei flüchtigem Zusehen zu dem Glauben kommen, daß Deutschland mit seinen Forderungen vor irgendeinem äußeren Druck zurückgewichen sei. Das Zusammentreffen einiger Daten wird den Pessimisten sogar einen Schein des Rechtes geben. Dennoch kann aber auch hier zunächst formell von einem Zurückweichen überhaupt nicht die Rede sein. Das Programm ging darauf aus, in Zentralafrika soviel als irgend möglich zu erhalten, nicht aber mindestens das ganze Gebiet des französischen Kongo. Nun scheinen seitens des deutschen Kolonialamts Forderungen gestellt worden zu sein, die weit über das Maß dessen hinausgegangen sind, was Herr v. Kiderlen glaubte, ohne die ganzen Verhandlungen zum Scheitern zu bringen, vertreten zu können. Daneben haben sich auf beiden

Seiten Widerstände erhoben, die sowohl Herrn Jules Cambon wie Herrn v. Kiderlen zwangen, den Rahmen des in Aussicht genommenen Tauschgeschäfts erheblich zu verringern. Die französische öffentliche Meinung mochte unter keinen Umständen etwas von der Hingabe Gabuns wissen, während die deutsche nicht an Togo rühren lassen wollte. Mit diesen Stimmungen mußten die Unterhändler hüben und drüben rechnen, und da sie es beide taten, so könnte im besten Falle von einem beiderseitigen, nicht aber von einem deutschen Zurückweichen die Rede sein. In Wirklichkeit haben sowohl Herr Cambon wie Herr v. Kiderlen einander lediglich als ehrliche und erfahrene Kaufleute nur solche Preise gestellt, die von der Gegenseite bezahlt werden konnten.

Fassen wir das politische Gesamtbild ins Auge, so dürfen wir feststellen: Die französisch-englische Koalition hat es trotz dreifacher Überlegenheit der Marinemittel nicht gewagt, dem Schritt Deutschlands in den Weg zu treten, obwohl die unglaublichsten Anschauungen über die innere Festigkeit des Deutschen Reichs und seine Kriegsbereitschaft verbreitet wurden; ferner mußte England zusehen, was die beiden Mächte miteinander zustande brachten, ohne selbst mitreden zu können. Hieran rüttelt auch die sehr arrogante Rede Greys nicht! Eine bessere Anerkennung unserer Stärke und Kriegstüchtigkeit aus Feindesmund konnte uns nicht werden. Die Früchte dieser Anerkennung deuten sich auch schon an durch die große Zahl von versöhnlichen Stimmen, die nun von den britischen Inseln zu uns hinüberschallen. Die deutsche Politik ist wieder frei von dem Druck, den Eduards des Siebenten Einkreisungspolitik auf uns legte! Die weiteren Folgen unseres Sieges über die englischen Machenschaften sind noch nicht recht greifbar, aber sie deuten sich schon an. Wohin die französisch-spanischen und russisch-persischen Streitigkeiten oder die Rußland voraussichtlich gewährte Erlaubnis zur Durchfahrt durch die Dardanellenstraße führen können, liegt noch im Schoße der Götter. Daß es daraus zum Heile Deutschlands emporwachse, wird die wichtigste Aufgabe der deutschen auswärtigen Politik für die nächste Zukunft sein.

Möge die Regierung nun aber auch die Mittel ergreifen, die notwendig sind, um bei der Nation Verständnis für ihre Ziele und Wege und dadurch Vertrauen in ihre Handlungsweise zu wecken. Wenn es möglich geworden ist, daß ein Werk von so eminenter Tragweite wie das eben durchgeführte, das obendrein noch unbedingt als ein Erfolg der Regierung in das Buch der Geschichte einzutragen ist, derart bei der Nation in Mißkredit gebracht werden konnte, so trägt daran in allererster Linie dieselbe Regierung die Schuld, die ihre Organe nicht besser, als es geschehen, für ihren Zweck genutzt hat. — Und hiermit sei das Kriegsbeil begraben. Neue Aufgaben stehen vor uns, Aufgaben, die Zielsicherheit, Charakterstärke und Opferfreudigkeit in höchstem Maße beanspruchen werden, Aufgaben, die den Zusammenschluß und die Einigkeit aller der Elemente erfordern, die für eine starke, von allen außerdeutschen Einflüssen freie Monarchie und für die Freiheit aller Staatsbürger in ihr eintreten. G. Cl.

Koloniales

Die ostafrikanische Zentralbahnvorlage, die den Ausbau dieser großen Überlandbahn bis zu ihrem natürlichen Endpunkt, dem Tanganjikasee, zum Gegenstand hat, ist vom Reichstag sowohl im Plenum wie in der Kommission wohl-

wollend aufgenommen worden und dürfte, wenn diese Zeilen erscheinen, bereits verabschiedet sein. Die Volksvertretung hat verständnisvoll die Augen zu dem „Überfall", den die Art der Einbringung der Vorlage darstellt, zugedrückt. Sachlich ist gegen die Vorlage ja auch nichts einzuwenden, die Bahn muß bis zum Tanganjika geführt werden, denn die Linie bis Tabora ist ein Torso, der bedeutende tote Strecken zu überwinden hat und wohl nie allein rentieren würde. Aber zur Regel wollen wir dieses Verfahren denn doch nicht werden lassen. Vorlagen, die für die wirtschaftliche Zukunft einer Kolonie von entscheidender Bedeutung sind, dürfen nicht durchgepeitscht, müssen vielmehr um so eingehender überlegt werden, da, wie bei der Zentralbahn, mancherlei Sonderinteressen mit hereinspielen, die mit den Interessen der Allgemeinheit in Einklang zu bringen sind. Die Kolonialverwaltung hat doch wohl schon seit längerer Zeit gewußt, daß die Strecke bis Tabora vorzeitig fertig und die Bewilligung des Weiterbaus zu Ende dieses Jahres nötig werden würde, um einerseits die Auflösung der Bauorganisation zu verbieten und der Konkurrenz des belgischen Kongowegs rechtzeitig zu begegnen. Im Zusammenhang mit der Zentralbahnvorlage ist nun in einem Teil der Presse andeutungsweise für die weitere Ausgestaltung des ostafrikanischen Verkehrsnetzes in einer Richtung Stimmung gemacht worden, die Bedenken erregt.

Rudolf Wagner

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)
Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

591. **I. Beigeordneter**, bald (12000—15000 M.), Rheinl.

B. Für Damen.

587. **Erzieherin**, ev., musf., firm eng., franz., 1. 1. 12. Schlesien.
588. **Erzieherin**, ev., musf., f. 9jähr. Mädch., 1. 1. 12. Mecklbg.
589. **Erzieherin**, musf., ev., gepr., 1. 1. 12. Schlesien.
592. **Erzieherin**, ev., musf., 1. 1. 12., Schlesien.
593. **Erzieherin**, ev., gepr., 1. 1. 12., Posen.
594. **Erzieherin**, ersf., musf., 1. 1. 12. (Latein.), Pommern.
595. **Erzieherin**, ev., ersf., gepr., sofort. Mecl.
596. **Erzieherin**, ev., musf., 1. 1. 12., Pommern.
597. **Erzieherin**, gepr., ersf., musf., 1. 1. 12., Pommern.

Jeder Offizier abonniere auf die

Neuen Militärischen Blätter

Infanteristische Halbmonatshefte

53. Jahrgang. — Abonnementspreis 1,— Mk. vierteljährlich.

Herausgegeben von Hauptmann **Dr. Fritz Roeder**

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Probenummern kostenfrei durch die Expedition **Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.**

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11 Dessauer Straße 27

Schutz dem deutschen Arbeiter in Industrie und Verkehr

Von Landrat a. D. v. Dewitz-Berlin

In Nr. 42 dieser Zeitschrift hat unter dem Titel „Schutz dem deutschen Arbeiter“ Dr. Schiele-Naumburg a. S. in einem packenden Artikel von neuem die nationale, volkswirtschaftliche und sozialpolitische Bedeutung der Ansiedlung und Seßhaftmachung deutscher Arbeiter angeregt. Die Kronzeugen, die er aus dem Großgrundbesitzer-, dem industriellen wie dem Arbeiterstande anführt, sind seines Geistes. Schutz dem deutschen Arbeiter steht auf ihrer Fahne, Schutz des Arbeitslohnes gegenüber einer völkisch minderwertigen Konkurrenz des ausländischen Arbeiters, Schutz gegen ihn auch im Falle des Streiks trotz der Forderung eines Arbeitswilligengesetzes, Schutz dem Landarbeiter gegen die Konkurrenz der Russen, Galizier und Ruthenen, die ihm diejenigen Lohnbedingungen versagt, aus denen heraus er in die Lage versetzt werden könnte, eine eigene Scholle zu gewinnen. Wenn man mit dem Autor der Devise „Schutz dem deutschen Arbeiter“ in der üblichen Auffassung der Arbeiterfrage einen wunden Punkt der inneren Entwicklung Deutschlands und noch dazu in ihrer Betrachtungsform als einer reinen Lohnfrage eine schwere Unterlassungssünde vieler Arbeitgeber sieht, so wird man sich seiner Forderung anzuschließen haben, ohne daß man damit genötigt ist, sich der Wahl seiner Mittel zu bedienen, die zum Ziele führen sollen. Denn das kann keinem Zweifel unterliegen, daß wenigstens im Osten der Monarchie der ausländische Arbeiter ein großes Hemmnis für eine gesunde Arbeitsverfassung bildet, die mit der natürlichen Entwicklung der kulturellen und landwirtschaftlichen Verhältnisse Hand in Hand gehen sollte. Es ist verständlich, aber trotzdem

doch tief zu bedauern, daß der von der Sozialdemokratie geschürte und mit allen Mitteln der Leidenschaft rege gehaltene Klassenhaß allmählich auf die Maßnahmen der Arbeitgeber seine Wirkung nicht versagt und bei ihnen den freien Willen, sich mit dem Los und den Wünschen ihrer Arbeiter zu beschäftigen, in eine nur durch Zwangslagen bedingte Unlust verwandelt. Das ist so tief zu bedauern, weil es vergeblich sein dürfte, ein anderes Mittel zur Wiederherstellung einer im nationalen und politischen Interesse liegenden Harmonie ausfindig zu machen als das Streben und den immer wieder zu belebenden Versuch zum Aufbau einer greifbaren Solidarität zwischen ihm und dem Arbeitnehmer. Auf dem Wege der reinen Lohnabfindung wird das nie möglich sein, wenn auch die Befriedigung materieller Interessen der Arbeitnehmer den Schlüssel geben wird, die überspannten Saiten auf den erwünschten Akkord einzustimmen. Nur von dem Staat und staatlichen Maßnahmen ist in dieser Beziehung wenigstens zurzeit nichts Entscheidendes zu erwarten. Ein jäher Übergang, wie er in dem Vorschlag einer Besteuerung des Arbeitgebers für die Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer liegt, würde, abgesehen von den handelsvertraglichen Bestimmungen, die dem widersprechen, um deswillen ausgeschlossen sein, weil unsere Volkswirtschaft eine solche Belastung nicht verträgt, und weil wenigstens in der Landwirtschaft der beabsichtigte Zweck nicht erreicht werden würde. Industrie und Landwirtschaft können anderseits zurzeit die eine Million übersteigende Anzahl ausländischer Arbeitskräfte überhaupt nicht entbehren, weil die inländische Arbeiterkraft nicht ausreicht. Der Staat wird sich daher für den Augenblick auf sein ruhmvolles Werk der sozialpolitischen Gesetzgebung beschränken müssen. Als Arbeitgeber aber zeigt er der Industrie und der Landwirtschaft in bemerkenswerter Weise die Wege, wie das Los der Arbeitnehmer zu verbessern und ihr Interesse an das Unternehmen zu fesseln ist. Der Eisenbahnfiskus z. B. baut nicht nur jährlich für seine Arbeitnehmer Häuser, er dotiert sie stellenweise auch mit Land und er zahlt jährlich außer den gesetzlichen Beiträgen zur Invaliditätskasse in Höhe von etwa 2,4 Millionen Mark noch einen erhöhten Beitrag von etwa 8,5 Millionen Mark für den gleichen Zweck, um die Renten der Berechtigten entsprechend zu erhöhen. Scheidet ein Arbeitnehmer durch eigene Schuld aus der Arbeitsgemeinschaft aus, so erlischt sein Kassenanspruch. Auf diese Weise ist, ohne das heikle Problem der Gewinnbeteiligung anzuschneiden, eine außerordentlich wirksame Solidarität der Interessen hergestellt, die sich auch schon vereinzelt die Industrie, soweit sie sogenannte gelbe Arbeiter beschäftigt, nutzbar gemacht hat. Es ist dies ein Weg, der, richtig ausgebaut, sicher den industriellen Arbeitern gegenüber einen Erfolg verspricht. Denn es rührt in ihnen eine psychologische Seite an, wenn der Arbeitgeber sich im freien Vertrage bereit erklärt, gemeinschaftlich mit ihnen noch eine zweite Kasse zu dotieren, und die Zusatzrenten zu den gesetzlichen Renten gezahlt werden. Letztere betrachtet der Arbeiter als Ausfluß eines Rechtsanspruches, bei dessen Festsetzung er nur im niederen Maße beteiligt ist, erstere, einerseits von der Gewinnhöhe des Unter-

nehmens, anderseits von der eigenen Lohnhöhe abhängig gemacht, würde ihm das Bild der Prosperität des Unternehmens wiederspiegeln, an der er mitgewirkt hat. Wer sich das Innenleben des industriellen Arbeiters zu erforschen die Mühe gibt, wird als Grund seiner Unzufriedenheit immer besonders bezeichnet hören, daß er an dem aufsteigenden Gewinn seines Werkunternehmens keinen sichtbaren Anteil habe, und daß im Falle der Krankheit oder der Invalidität nicht genügend für ihn gesorgt sei. Daß die gesetzlichen Renten nur geringe sind, wer wollte es leugnen? Aber daß es unmöglich war, sie allgemein zu erhöhen, steht ebenso fest. Es gibt zu viele Unternehmungen, die ohne Gewinn, ja mit Verlust arbeiten, denen man höhere sozialpolitische Beiträge nicht auflegen kann. — 1909 hatten 498 Aktiengesellschaften bei 656 Millionen eingezahltem Aktienkapital einen Verlust von 102 Millionen Mark. — Wohl aber scheint es nach dem Vorgang des preußischen Eisenbahnfiskus als Arbeitgeber für alle die Werke, die, sagen wir, mehr als 5 Prozent Dividende verteilen, möglich, einen Bruchteil des Überschusses an die Pensionskasse B, wie sie von dem Eisenbahnfiskus bezeichnet wird, abzuführen. Was verschlägt es materiell für die Aktionäre, wenn sie statt 10 Prozent Dividende nur $9^1/_2$ Prozent erhalten und $^1/_2$ Prozent an die Kasse der Arbeitnehmer abgeführt wird, was werden sie aber ideell dafür eintauschen? Meistens wird leider geantwortet werden, daß damit auch nicht ein Funke der Unzufriedenheit gelöscht werde. Das mag heute bei der herrschenden Spannung vielfach der Fall sein. Dauernd trifft es sicher nicht zu. Das psychologische Moment ist zu beachten, daß der Arbeiter nirgends so empfindlich, aber auch nirgends so empfänglich ist wie hinsichtlich seiner Unterstützungskasse. Wäre denn sonst seine Opferwilligkeit für die Gewerkschaftskassen zu erklären? Aber es kommt hier auch, wie schon erwähnt, sein Bewußtsein in Betracht, daß er wenigstens indirekt gerade an der Hand seiner liebsten Institution Anteil an dem steigenden Gewinn erhält. Freilich nicht alle Unternehmungen können mangels hinreichender Überschüsse diesen Weg sofort gehen. Das ist auch nicht nötig. Unsere großen Unternehmungen arbeiten aber fast alle mit Reingewinnen von mehr als 5 Prozent, und sie sollten wenigstens dem Preußischen Eisenbahnfiskus folgen. Sie würden, je mehr sie eine Parallelkasse B ausbauen, unter allen Umständen das Interesse der Arbeiter an das Unternehmen fesseln und einen Wall gegen leichtsinnigen Streik aufrichten, der vielleicht in zwanzig Jahren im Hinblick auf den angewachsenen Pensionsfonds unübersteigbar ist. Die Grundidee der gelben Arbeiter läuft auf denselben Gedanken hinaus. Sie pflegen die guten Beziehungen zur Werkverwaltung und suchen sich deren tatkräftige Gunst für ihre Kasseneinrichtungen zu sichern. Besonders die verheirateten Arbeiter sind es, die in ihrem Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber ihren Familien den Ausbau der Versorgungskassen anstreben und in ihrer Begünstigung durch den Unternehmer das Unterpfand vertrauensvoller Beziehungen zu sehen geneigt sind. Der Staat kann als Arbeitgeber mit gutem Beispiel vorangehen, eine gesetzliche Aktion aber nach dieser Richtung ist ausgeschlossen.

Nur bei der Besteuerung könnte er zulassen, daß derartige Ausgaben zur Verbesserung der aus der sozialpolitischen Gesetzgebung sich ergebenden Renten der Arbeiter von dem Einkommen des Unternehmers in Abzug gebracht werden. Wie weit man manchmal in industriellen Kreisen noch von einem derartigen Gedankengang entfernt ist, dafür nur ein Beispiel: Ein größeres Werk mit mehr als dreißigtausend Arbeitern weist in seiner Bilanz für das Jahr 1909 eine Ersparnis an Arbeitslohn von 5,1 Millionen Mark nach. Abgelegt waren nur etwa tausend Arbeiter. Die Ersparnis stammte also im wesentlichen aus der Reduktion des Lohnes und der Einlage von Feierschichten. Das wäre unter Umständen verständlich. Aber nicht verständlich vom sozialen Gesichtspunkt aus ist es, daß es nur mit Hilfe der ersparten 5,1 Millionen möglich war, trotz schlechter Konjunktur dieselbe hohe Dividende wie im Vorjahr zu verteilen.

Bemerkenswert wäre der Einwand, daß die von den Unternehmern verlangten neuen Opfer auch den ausländischen Arbeitern zugute kommen würden, und daß dazu keine Veranlassung vorliege. Momentan ließe sich das vielleicht schwer vermeiden. Aber doch nur momentan. Denn die Zahl der Inländer wächst jährlich um mehr als achthunderttausend Köpfe. Andererseits ist eine Ausdehnung der Industrie in dem bisherigen Maße nicht zu erwarten. Denn die heimische Kaufkraft läßt sich nicht ins Unendliche steigern und die Zunahme des Exports hat ihre Grenzen in den Weltmarktpreisen. Somit kann man mit ziemlicher Sicherheit auf das allmähliche Verschwinden der Ausländer rechnen. Es würde aber auch den Unternehmern nicht verschlossen sein, von derartigen Kasseneinrichtungen die ausländischen Arbeiter schon jetzt auszuschließen und somit den deutschen Arbeitern einen besonderen Schutz zu gewähren.

Briefe aus China

Von weiland Professor Dr. Wilhelm Grube-Berlin

An seinen Bruder Carl.

Macao, 21. November 1897.

... Besonders genußreich war unser zehntägiger Aufenthalt in Canton, dieser interessantesten aller Städte, die wir bisher gesehen haben. Wer Canton nicht kennt, kennt China nicht. Besonders interessant war es mir, dort mit den Kreisen des jungen China, wenn ich es so nennen kann, in persönliche Beziehungen zu treten. Dieser frische Idealismus, dieser mutige Kampf gegen das seit Jahrtausenden Althergebrachte hat wirklich etwas Erhebendes und Ergreifendes zugleich; und das Merkwürdigste daran ist, daß diese fortschrittliche Richtung den

Vorsitzenden der Examinationsbehörde für die Provinz Kuang-tung zu ihrem Hauptvertreter hat, während die Leiter der Staatsprüfungen sonst gerade und mit Recht als die typischen Repräsentanten des altchinesischen Konservativismus angesehen werden. Gewiß ein lehrreiches Zeichen der Zeit. Sollte China wirklich eine Wiedergeburt erleben, woran ich nach allem, was ich hier erlebt und gesehen habe, felsenfest glaube, so wird sie sicherlich vom Süden ausgehen, wo das Volk viel regeren Geistes und leichteren Temperaments und daher für neue Ideen viel leichter zugänglich ist, als im Norden. Die Mandschudynastie, die sich im Norden vollkommen eingebürgert zu haben scheint, ist im Süden allgemein verhaßt und das Verhältnis zwischen der chinesischen Bevölkerung und den dort garnisonierenden Zivil- und Militärbehörden das denkbar schlechteste; daher wohl auch die zu erwartende Umwälzung auf geistigem Gebiet von einer politischen Revolution begleitet sein wird. Freilich gut Ding will Weile haben; in China gilt dies noch weit mehr als anderswo, und lange genug wird es noch dauern, ehe der Wellenschlag der neuen geistigen Bewegung das ungeheuere Reich überflutet und den Thron der fremden Machthaber mit sich fortschwemmt — aber man müßte blind sein, wollte man nicht schon jetzt das Grauen des kommenden Tages sehen. Ein Volk, das mit seiner jahrtausendelangen Geschichte gleichsam wie ein Denkmal aus grauer Vorzeit dasteht, als ein Beispiel ohnegleichen in der Geschichte der Menschheit, das aus eigener schöpferischer Kraft und fast ohne jeden fremden Einfluß eine Kultur hervorgebracht hat, die uns bei all ihren Mängeln und Absonderlichkeiten Achtung und Bewunderung abnötigt — ein Volk, das so Großes vollbracht hat, dem kann und muß noch Größeres gelingen!

Gestern (20. Nov.) früh um 8 Uhr verließen wir Canton, das uns in unvergeßlich schöner Erinnerung bleiben wird, und kamen gegen 3 Uhr nachmittags hier an. Mit einem Schlage waren wir in einer neuen Welt. Macao, diese dreihundertfünfzig Jahre alte Gründung der einst glorreichen Portugiesen, hat seinen portugiesischen Charakter bis auf den heutigen Tag treu bewahrt, obwohl die einstigen Eroberer durch vielfache Blutmischung mit Chinesen zu einer verluderten und verkommenen Mischrasse degeneriert sind. Durch ihre entzückend schöne Lage auf einer felsigen kleinen Halbinsel, die durch eine flache und schmale Landzunge mit dem Festlande verbunden ist, erinnert die Stadt an Monte Carlo, nicht minder aber auch dadurch, daß fast jedes dritte Haus eine Spielhölle in sich birgt. Unser Vizekonsul H. in Hongkong, der mehrere Jahre in Brasilien gelebt hat, sagte mir, daß man sich hier in Brasilien wähnen könnte. — Heute ist Sonntag, daher machten wir das Hochamt in der Kathedrale mit, um etwas von der portugiesischen Bevölkerung zu sehen, — denn auf den toten Straßen mit ihren zum Teil stolzen Bauten, die von vergangener Pracht reden, sieht man nur selten hier und da einen Menschen. Punkt 11 Uhr zog die Garnison mit klingendem Spiel vor der Kathedrale auf, und gleichzeitig erschien der Gouverneur mit seinen Damen und sonstigem Gefolge in schönen Galasänften.

Jetzt begann der Gottesdienst, wie ich noch keinen ähnlichen erlebt habe. Die Musik (Orgel und Regimentsmusik) schien ein Opernpotpourri zu sein, wenigstens erkannte ich unter anderem eine Arie aus der „Traviata". Dazwischen gab es auch eine Art Zigeunermusik mit Kastagnettenbegleitung, und den Schluß bildete ein ausgelassener lustiger Walzer. Getanzt wurde nicht, obwohl man es den zahlreich erschienenen Nonnen anmerkte, daß ihnen die Beine juckten, und ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn sie, wie ihre Kolleginnen in „Robert dem Teufel", plötzlich die Kutte abgeworfen und als Balletteusen einen Cancan aufgeführt hätten! Trotz alledem möchte ich glauben, daß der liebe Gott daran mehr Vergnügen hat, als an den steifleinenen Engländern, wenn sie allsonntäglich dreimal mit meterlangen Schritten und ellenlangen Gesichtern ihrem frommen Kirchensport nachgehen, doch will ich Guillot*) nicht ins Handwerk pfuschen — er muß dergleichen ja besser wissen.

* * *

An seine Schwester.

Peking, 17. Dezember 1897.

... Sir Robert Hart verdient es, daß man ihm den schuldigen Respekt entgegenbringt — weit mehr als alle übrigen Europäer in Summa. Er erinnert äußerlich sehr an Geheimrat Schöne. Es ist merkwürdig, daß dieser Mann, dessen grandiose Zollverwaltung, die sich über das ganze chinesische Reich erstreckt und ein Heer von dreitausend Beamten beschäftigt, von einer solchen Schüchternheit ist, daß er jeden Augenblick vor Verlegenheit errötet. Er lebt so ausschließlich seiner Arbeit, daß er fast für nichts anderes Sinn hat. Er hat noch nie die große Mauer gesehen und ist neulich, wie er mir erzählte, bei Gelegenheit eines Tiffins, das der österreichische Gesandte im Gelben Tempel veranstaltete, seit sieben Jahren zum ersten Male aus den Mauern Pekings herausgekommen. Die letzte Reise, die er vor zwölf Jahren gemacht hat, war eine Dienstreise nach Hongkong. In England ist er seit zwanzig Jahren nicht gewesen — und er ist schon seit vierundvierzig Jahren in China. Seine Frau lebt seit sechzehn Jahren in England, und während dieser ganzen Zeit hat er sie nie gesehen, „she prefers Europe without a husband to China with a husband," sagte er zu Lilly. Seine Lebensweise zeichnet sich durch die Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes aus. Er frühstückt jeden Tag um 7 Uhr, spielt danach eine Stunde lang Cello und geht dann an die Arbeit. Um 1 Uhr ist Tiffin; danach hält er ein Schläfchen von 10 Minuten und geht wieder an die Arbeit. Um 5 Uhr trinkt er Tee und geht dann noch auf einen Augenblick ins Bureau, für den Fall, daß etwas Wichtiges vorliegen sollte. Dann gibt er der Tochter eines seiner Beamten, Mr. Campbell, täglich eine Violinstunde, ißt um 8 Uhr Mittag und verbringt den Abend mit leichter Lektüre. Kein Zweiter hat für China so

*) Prediger in Petersburg.

Großes, so Ungeheueres geleistet wie er. Die Einnahmen durch die Seezölle sind die einzigen sicher geregelten Einnahmen des Reiches. Seine Wohnung zeichnet sich durch puritanische Einfachheit aus: Fenster ohne Gardinen, Türen ohne Portieren, Möbel in weißen Überzügen, im Tanzsaal zwei einfache Bücherregale. An den Wänden einige Stahlstiche und Photographien, nirgends auch nur ein einziges Stück chinesischer Kunst und Industrie. Ich bewundere und ich bedauere ihn.

Um die Mittagszeit ist unser Haus stets belagert von Händlern aller Art, die dann einer nach dem anderen ins Vorzimmer kommen und ihre Schätze ausbreiten. Die Kerle sind von einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit und ihre Waren oft derart, daß einem das Stoßgebet: „Führe uns nicht in Versuchung" auf die Lippen kommt. Nur gute Seidenstickereien haben wir bisher leider nicht auftreiben können — die werden immer seltener und die Preise immer unerschwinglicher. Dagegen habe ich mir eine Büchersammlung, besonders Mandschudrucke, die jetzt sehr rar sind, angelegt, die sich sehen lassen kann, und noch dazu für einen Spottpreis. Vor mehreren Jahren wurde der Berliner Königlichen Bibliothek eine Sammlung von Mandschudrucken angeboten, die kaum den Wert der meinen hatte. Der Preis betrug 12000 Mark, während ich für meine Bücher 500 Mark bezahlt habe. Wenn man mir eine vernünftige Summe angewiesen hätte, könnte ich hier für unser Museum für wenig Geld herrliche Sachen kaufen. Mit 5000 Mark kommt man natürlich nicht allzu weit. Dem Preußischen Staate in untertänigen Gesuchen meine Dienste anzubieten, habe ich nun aber nicht die mindeste Veranlassung nach allem, was ich ihm verdanke. Wünscht man etwas von mir, so mag man mich bitten. Ich brauchte jetzt nur einen Schritt zu tun, so könnte ich hier eine Stelle, die mir gar nicht übel zusagen würde, mit einem Jahresgehalt von 20000 Mark bekommen, statt pour le roi de Prusse zu arbeiten, wie mir noch vor wenigen Tagen gesagt wurde. Geistige Arbeit wird in China nicht wie im Rechtsstaate Preußen als Kuliarbeit geschätzt, auch gibt es hier zulande keine Wirkliche Geheime Ober-Regierungsräte, von denen sich Professoren wie Kulis behandeln lassen müssen . . .

* * *

An seinen Paten Dr. William Higginbotham.

Peking, 2. Januar 1898.

Mein hochverehrter, lieber Papsi!

Das war wieder einmal ein reizender Einfall von Dir, uns — wenn auch in effigie — in Peking zu besuchen, und wenn Du am Weihnachtsabend meine Freude darüber hättest sehen können, hättest Du Dich gewiß für die Strapazen der Reise und des Briefschreibens belohnt gefühlt. Dein Konterfei, das übrigens gar nicht ähnlicher hätte ausfallen können, ist nachgerade eine Art Reklameartikel bei uns geworden, ich renommiere mit Dir gegen jedermann und habe sogar neulich meinem Chinesen einen regelrechten chinesischen Vortrag über Dich gehalten. Ich bin wirklich stolz darauf, in der Wahl meiner Taufeltern so vorsichtig

gewesen zu sein, denn dazu gehörte doch eine Menschenkenntnis, die in so zartem Alter ziemlich selten vorzukommen pflegt.

Neulich habe ich eine halbstündige Audienz bei Li-Hung-chang gehabt. Ein Herr Bauer aus Tientsin, Agent bei Krupp, den ich von Berlin her flüchtig kannte, hatte ihm von mir erzählt, und daraufhin bat Li-Hung-chang ihn, mich am folgenden Tage mitzubringen. Ich glaube, er hatte mich nur zu sich bitten lassen, in der Hoffnung, daß ich die Vermittlerrolle zwischen ihm und Herrn v. H. übernehmen würde. Der Gimpelfang mißglückte ihm indessen, und ich erklärte kurzweg, ich befaßte mich nur mit wissenschaftlichen Dingen und verstünde nichts von Staatsgeschäften. Er meinte, ich wäre ihm als deutscher Minister lieber als Herr v. H., und richtete seiner Gewohnheit gemäß lauter indiskrete Fragen über meine Vermögensverhältnisse an mich und schien es gar nicht begreifen zu können, wie jemand chinesisch studieren könne, ohne irgend einen praktischen Zweck damit zu verbinden. Sicherlich hätte ich im stillen die Absicht, bei Kiaochou Grundbesitz zu erwerben. Als ich ihm beim Abschied sagte, daß sein Besuch bei Bismarck in Deutschland allgemein die größte Freude hervorgerufen habe, strahlte er übers ganze Gesicht und fragte mich, ob ich auch schon einmal in persönliche Berührung mit dem Fürsten gekommen wäre. Leute, die dem alten Fuchs persönlich sehr nahe stehen, versicherten mir, daß Bismarck der einzige Mensch in der Welt sei, für den er eine aufrichtige und geradezu abgöttische Verehrung und Bewunderung hege. In seinem eben erschienenen Reisetagebuch erzählt er auch, daß sein Besuch in Friedrichsruh die einzige Gelegenheit gewesen sei, bei der er die gelbe Jacke angehabt habe. Ganz scheußlich war übrigens der Champagner, den er kredenzen ließ, statt des sonst üblichen Tees. Da man nach den Vorschriften der chinesischen Etikette nur ein wenig am Glase nippen darf, werden offenbar später die Reste wieder in die Flasche zurückgegossen, um bei ähnlichen Gelegenheiten anderen Ehrengästen vorgesetzt zu werden. Honny soit qui mal y pense.

Herr v. H. hat mich in liebenswürdiger Weise eingeladen, an der Neujahrsaudienz, die im Februar stattfindet, teilzunehmen, sodaß ich also vielleicht noch den Himmelssohn von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekomme. Fatalerweise findet just am chinesischen Neujahrstage eine Sonnenfinsternis statt, die, wie es scheint, nicht auf einen anderen Tag verschoben werden kann, da Struve nicht hier ist. Zum Glück kennen die Chinesen ein probates Mittel, Sonnenfinsternisse unschädlich zu machen: sie schießen einfach auf den Hund, der die Sonne frißt — ein Hund, auf den die europäische Astronomie noch immer nicht gekommen ist.

Es wird Dich vielleicht interessieren, daß Herr v. H. auch Livone ist und neulich durch sein Telegramm: „Gott schütze Livonia" die russischen Zeitungen in die größte Aufregung versetzt hat. Wie kann man aber auch den lieben Gott Pobedonoszeff gegenüber so kompromittieren?! Unbegreiflich. . . .

* * *

An Frau Clara Curtius.

Peking, 4. Januar 1898.

. . . Ich kann mich für eine Religion der Resignation nicht begeistern und ziehe die der Tat vor. Die Religion ist Leben und Leben — Handeln. Daher bin ich für meine Person auch noch recht weit von der gepriesenen Wunschlosigkeit entfernt. Wie oft z. B. wünsche ich mich an Ihren gemütlichen runden Tisch, um mich wieder einmal nach Herzenslust über dieses und jenes, was dem Alltagsleben ferne liegt, mit Ihnen auszusprechen. Und ist es nicht seltsam, so oft meine Gedanken bei Ihnen weilen (und das ist gar oft der Fall), stelle ich Sie mir immer in der altgewohnten Umgebung in der Matthäikirchstraße vor. Deshalb begreife ich auch sehr wohl, daß Sie sich in den neuen Räumen noch immer nicht recht heimisch fühlen. Es gibt eben Äußerlichkeiten, die durch so zahllose Fäden mit dem innern Sein des Menschen verwoben sind, daß sie dadurch aufhören bloße Äußerlichkeiten zu sein und schließlich einen Teil unseres eigenen Selbst bilden.

Wenn Herr v. Richthofen meint, ich sollte meine Anschauungen und Erfahrungen frisch und bald schriftlich niederlegen, so ist das leichter gesagt als getan. An gutem Willen fehlt mirs nicht; allein ich bin der Ansicht, daß eigentlich nur diejenigen interessant, anregend und unterhaltend über China schreiben können, die es nur oberflächlich kennen. Das klingt zwar paradox, aber das ist bei so manchem, was wahr ist, der Fall. Wer gewissenhaft und auf Grund eingehender Kenntnisse der Sprache, Geschichte und, soweit das überhaupt möglich ist, des Geisteslebens, dieses eigenartigste aller Kulturvölker, dessen innerstes und äußeres Leben darstellen will, stößt auf Schritt und Tritt auf die größten Schwierigkeiten, die ihn immer wieder stutzig machen, und kann daher eines den Leser auf die Dauer ermüdenden Ballasts an allerhand Kleinkram beim besten Willen nicht entraten. Es liegt in dem Wesen jeder uralten Kultur, daß gewisse, immer wiederkehrende Bräuche und auch Redewendungen, denen ursprünglich im Volksbewußtsein ein lebendiger Sinn innewohnte, allmählich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende erstarren und ihren ursprünglichen Vorstellungs- und Begriffswert einbüßen. So entstehen im äußeren Leben tote Formen, in der Sprache tote Formeln. Tot und auch wieder nicht tot! denn mißverstanden oder unverstanden, beeinflussen sie das Geistesleben der Nation, indem sie es entweder in falsche Bahnen leiten oder in seiner Entwicklung hemmen. Je älter eine Kultur ist, je reicher sie an toten Satzungen und Formeln wird, um so näher rückt die Gefahr des nationalen Marasmus, weil Vorstellungen und Begriffe, die ihres Inhalts beraubt sind, dem sozialen Körper keinen Nahrungsstoff zuführen können. Zu neuem Leben, zu einer nationalen Wiedergeburt kann ein seniles Volk erst dann gelangen, wenn es erstens den eigenen Zustand sich klar zum Bewußtsein bringt und zweitens die als leer erkannten Formen mit neuem Leben füllt. Seit ich in Canton gewesen bin und gesehen habe, welch herrlicher, jugendlicher Idealismus dort gerade in solchen Kreisen herrscht, denen sonst die typischen Vertreter krassester Reaktion und des glühendsten Fremdenhasses

anzugehören pflegen, zweifle ich nicht, daß China seiner nationalen Wiedergeburt entgegengeht. Ebenso wenig zweifle ich auch daran, daß wenn es zu einer solchen kommt, diese vom Süden ausgehen muß, wo das Volk regeren Geistes, lebhafteren Temperaments und daher auch neuen Ideen leichter zugänglich ist, als im Norden, wo das ohnehin etwas dickflüssige Blut der Chinesen infolge vielfacher Vermischung mit Mandschuren und Mongolen nur noch träger fließt. Ich habe in Canton ziemlich viel mit dem „jungen China" verkehrt und mich an dem jugendlichen Übereifer erfreut, der womöglich mit dem Dach den Anfang macht, um das Haus zu bauen.

Ob diese vielversprechende, geistige Bewegung je zur Reife gelangen und die erhofften Früchte tragen wird, hängt vielleicht wesentlich von den hemmenden und fördernden Einflüssen ab, die ihr aus dem Kontakt mit der westlichen Kultur erwachsen. Nach den bisherigen Erfahrungen fürchte ich freilich, daß die gepriesenen Segnungen der europäischen Zivilisation mehr dem eigenen Vorteil als der Kulturförderung Chinas gelten werden. Wenn Herr v. Richthofen wirklich gesagt hat, daß ich das Land kenne wie kein anderer, so hat er damit sowohl mir wie meinen Briefen an Sie zu viel Ehre angetan. Es gibt sehr viele, die China besser kennen als ich, aber freilich unter diesen vielen leider nur sehr wenige, die es richtig beurteilen. Die meisten unterschätzen die chinesische Kultur, und die übrigen überschätzen sie. Ich bin der Ansicht, daß auf dem Gebiete der historischen Forschung der Forscher nicht wie auf dem der exakten Wissenschaften seinem Gegenstand nur ein rein theoretisches Interesse entgegenbringen darf, sondern mit menschlich warmem Interesse an ihn herantreten muß; er darf nicht Richter allein, sondern muß auch Anwalt zugleich sein. Darin liegt wieder eine große Schwierigkeit, zu deren Überwindung nicht nur ausreichende Beherrschung des Stoffes, sondern zugleich feines historisches Taktgefühl erforderlich ist. Und selbst wenn alle diese Notwendigkeiten erfüllt sind, muß, wer den Stoff künstlerisch gruppieren und anschaulich darstellen will, über eine gewisse dichterische Veranlagung und eine gewandte Feder verfügen. Beides fehlt mir leider.

Nichtsdestoweniger beabsichtige ich selbstverständlich die Früchte meiner Arbeit dereinst zu veröffentlichen, um so mehr, als ich durch den speziellen Charakter meiner Studien auch wirklich tiefer in die Volksseele blicken konnte, als viele andere, die sich mehr mit der politischen oder rein literarischen Seite der Geschichte Chinas befaßt haben. Auch habe ich viel neues, bisher unbekanntes Material zutage gefördert, das nicht im Pulte begraben bleiben darf. Die über Erwarten reiche Ausbeute veranlaßte mich auch, wie Sie wohl inzwischen schon gehört haben, um eine Verlängerung meines Urlaubs einzukommen, und zwar für die Dauer eines halben Jahres. Zu meiner größten Freude habe ich die Genehmigung bereits auf telegraphischem Wege erhalten. . . .

* * *

An seine Schwester.

Peking, 16. Januar 1898.

... Gestern war nach chinesischer Zeitrechnung der dreiundzwanzigste Tag des zwölften Monats, das ist ein großer Festtag, denn an diesem Tage steigt der Küchengott, der in jedem Hause verehrt wird, gen Himmel, um dort über die seiner Obhut anvertraute Familie Bericht zu erstatten. Ich machte allein einen Spaziergang durch die Chinesenstadt, in der Hoffnung, etwas von den Vorbereitungen zu dem Feste zu sehen. Es herrschte auch ein sehr reges Treiben auf den Straßen, und allenthalben wird ein sehr süßes und sehr klebriges Naschwerk aus Reiszucker verkauft, das dem Gotte geopfert wird. Wenn er das genossen hat, führt er im Himmel nur „honigsüße Reden" oder, was oft noch erwünschter ist, er kann den Mund überhaupt nicht auftun, weil ihm die Lippen zusammengeklebt sind. Habe ich nun etwa nicht recht, wenn ich sage, daß die Chinesen ehrliche Gauner sind? Ich finde diesen kindlichen Glauben, der sie lehrt, ihre Götter in kritischen Augenblicken übers Ohr zu hauen, ganz allerliebst. Gestern nachmittag wurden zu Ehren des Gottes stundenlang firecrackers abgebrannt, und das Geknatter ringsumher nahm gar kein Ende. Nächsten Sonnabend ist Neujahrstag — da wirds noch schöner. Peking ist doch reizend, und ich werde mich noch oft hierher zurücksehnen. ...

* * *

An seinen Bruder.

Peking, 29. Januar 1898.

... Du fragst mich, was ich von Eugen Wolff halte. Ich kenne nur wenige seiner Berichte, und diese haben mich angeekelt. Wenn man wie er darauf ausgeht, die Lacher auf seine Seite zu bekommen, indem man alles schlecht und lächerlich macht, ohne die Fähigkeit oder auch nur den guten Willen zu besitzen, die Erscheinungen und Lebensformen, die man kritisiert, zu verstehen, so hat man leichtes Spiel. Wenn Wolff über die Beschimpfung des Christentums in sittliche Entrüstung gerät, so wirkt das einfach komisch. Nichts liegt den Chinesen ferner als religiöser Fanatismus. Als Religion läßt sie das Christentum kalt, sympathisch ist es ihnen selbstverständlich nicht, weil es in seiner Sittenlehre dem Konfuzianismus in manchen Punkten straks zuwiderläuft, und weil sie eine Abneigung gegen alles Fremde überhaupt haben. Daß hin und wieder Exzesse vorkommen, ist kein Wunder, wohl aber, daß sie sich nicht viel öfter wiederholen. Spontan sind solche Exzesse in den seltensten Fällen, sondern meist durch das Beamtentum, dem ich durchaus nicht das Wort reden will, hervorgerufen. Und dann richten sie sich in der Regel weniger gegen das Christentum als gegen das Ausländertum. Die Herren Missionare sind wohl auch oft nicht gerade angetan, Achtung für sich und ihre Lehre zu erwecken. Selbst wenn sie, was keineswegs immer der Fall, in entsagungsvoller Ausübung ihres Amtes durch ihr lebendiges Beispiel wirken, müssen die Chinesen doch ihre nicht ganz unberechtigten Skrupel betreffs einer Lehre haben, die

durch anderthalb Dutzend Sekten vertreten ist, von denen jede den Alleinbesitz der lauteren Wahrheit für sich beansprucht und allen übrigen Sekten gegenüber, die doch auch unter dem Namen „Christentum" auftreten, christliche Liebe — christliche Liebe sein läßt. „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu", hat bereits Konfuzius gelehrt. Und daß die Chinesen die Fremden nicht gerade inbrünstig lieben, nimmt mich nicht wunder, seit ich gesehen habe, wie sie die Chinesen behandeln und sich als Herren im Laude gebärden. Dagegen sind die reisenden Engländer, die unseren Kontinent durch ihre Gegenwart verunzieren, noch die reinen Waisenknaben. Als ich z. B. neulich mit F. spazieren ging, wich ihm ein Chinese nicht, wie er es erwartet hatte, nach links, sondern nach rechts aus (in bester Absicht natürlich), da packte er ihn ohne Umstände beim Kragen und schleuderte ihn mitten auf die Straße. Was würde man denn sagen, wenn sich in Berlin ein Chinese derartiges gegen einen Berliner erlauben würde? Man soll doch um Gotteswillen europäisch und zivilisiert nicht für gleichbedeutend halten. Noch heute konnte ich die beschämende Beobachtung im Tsungli-Yamen (Auswärtiges Amt) machen, wieviel vornehmer, anstandsvoller und zivilisierter sich die Chinesen zu benehmen wußten, als all die schön uniformierten Herren Diplomaten und sonstigen Vertreter der „westlichen Zivilisation".

Neulich machte ich mit Lilly und Frau v. P. einen Spaziergang durch die Chinesenstadt, wo kein einziger Europäer außer einigen Missionaren wohnt. In dem Straßenlabyrinth verirrten wir uns und gerieten schließlich in eine ziemlich menschenleere Sackgasse. Dort begegnete uns ein Chinese; es war ein einfacher Mann aus dem Volke. Ich fragte ihn nach dem Wege, und er gab uns nicht nur in freundlichster Weise die gewünschte Auskunft, sondern führte uns bis an eine Ecke, wo wir nicht mehr fehl gehen konnten. Ähnliches haben wir in Hang-chow und Su-chow dutzendfach erlebt — überall die gleiche Höflichkeit. Nirgends wurden wir, wenn wir auch ohne jegliche Begleitung unter lauter Chinesen waren, auch nur in der geringsten Art belästigt.

Und wird denn etwa das Christentum im christlichen Europa nicht alle Tage und vor aller Augen von Juden und Sozialdemokraten beschimpft und lächerlich gemacht? Da sollten die Herren Korrespondenten des Berliner Tageblattes doch lieber erst vor ihrer eigenen Türe fegen, ehe sie China mit ihrer Säuberungsarbeit beglücken. Es gibt auch zu Hause Unrat genug, — und jeder Mistkäfer bleibe auf seinem Misthaufen.... (Weitere Briefe folgen)

Deutsch-französische Annäherung

Von Franz Wugk-Paris

Wenn schon ein Urteil über das, was Frankreich und Deutschland in Marokko und am Kongo erreicht haben, heute unmöglich ist, so ist es noch viel gewagter, prophezeien zu wollen, was aus den deutsch-französischen Beziehungen werden wird. In Afrika sowohl wie in Europa sind in jeder Beziehung Entwicklungsmöglichkeiten geschaffen. Es kommt alles darauf an, diese Entwicklungsmöglichkeiten auszunutzen. Wir sehen weder zu großen Hoffnungen noch zu großen Befürchtungen eine besondere Veranlassung. Was vom deutschen Standpunkt über diese Dinge zu sagen, wird hier schon von anderen Beurteilern hervorgehoben sein. Wie sehen aber diese selben Dinge, von Frankreich betrachtet, aus?

Auf den ersten Blick ist der Eindruck hier sehr unerfreulich. Wir haben schon früher (in Heft 48 S. 428 ff.) aus den Äußerungen eines Freundes gesehen, daß gebildete Franzosen diese Ausbrüche von Deutschenhaß, deren Zeuge wir gewesen sind, nicht ernst nehmen wollen. Nach unserer Meinung täte man aber Unrecht, sich so rasch mit diesen Fieberanfällen abfinden zu wollen. Es handelt sich da nicht um Tageslaunen, nicht um gelegentliche Heldentaten gewissenloser Demagogen. Wir haben im Laufe von zehn Jahren gesehen, daß die Stimmung Frankreichs gegenüber Deutschland statt versöhnlicher, immer gereizter geworden ist. Natürlich spielt die Marokkokrise mit ihren unaufhörlichen Erschütterungen bei dieser rückläufigen Entwicklung der deutsch-französischen Annäherung die Hauptrolle. Eine ganze Reihe von hervorragenden Politikern und Schriftstellern, die bis 1905 warm für eine Verständigung mit Deutschland eintraten, sind danach ganz anderer Meinung geworden und predigen die Abneigung gegen alles Deutsche und offenen Kampf gegen den deutschen Einfluß. Andere Freunde eines deutsch-französischen Zusammenarbeitens sind ganz verstummt, da sie die einstweilige Aussichtslosigkeit aller Bemühungen in dieser Richtung erkannt haben.

Zwei Umstände haben dazu beigetragen, die Deutschfeindschaft gewisser Kreise neuerdings deutlicher werden zu lassen. Das ist vor allem das Gefühl, kampfgerüstet zu sein, das man 1905 noch nicht hatte. Dann aber machen die Franzosen die Beobachtung, daß auch in Deutschland, wo eine Abneigung gegen den alten Gegner fast ganz unbekannt geworden war, sich augenscheinlich der Zorn über die jahrelangen Herausforderungen und Beschimpfungen des deutschen Namens zu regen anfängt. Französische Reisende erzählen von

Theatervorstellungen von Frankreich beleidigendem Charakter, von Verhöhnungen Frankreichs in Wort und Bild. Wir lassen dahingestellt, wieweit diese Darstellungen richtig sind. In Frankreich haben die Berichte von derartigen Vorgängen den Erfolg, die Citoyens noch mehr zu empören, gegen diese Deutschen, die es müde sind, für alle ihre Höflichkeiten und ihr oft übertriebenes Entgegenkommen sich mit Rüpeleien und Schmutzanwürfen belohnt zu sehen, und die nun auf einen Schelmen anderthalben setzen und den verwöhnten Franzosen mit erfrischender Deutlichkeit einmal ihre Meinung sagen.

Nach alledem sind wir in der Beurteilung der weiteren Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen von Optimismus sehr weit entfernt. Die deutschfeindliche Bewegung ist durch eine gewisse Clique von Politikern, von gewohnheitsmäßigen oder berufsmäßigen, von innerhalb und außerhalb Frankreichs unterhaltenen Radaumachern und Unheilstiftern vorbereitet und zwar seit langen Jahren. Es gibt noch zuviel Leute in der Welt, die ein ehrlich-politisches oder ein schmutzig-eigensüchtiges Interesse daran haben, die deutsch-französische Annäherung, die sich um die Jahrhundertwende in so überraschender Kraft zu zeigen begann, wieder zu stören. Ein Krieg wäre nicht nur den englischen Jingos willkommen, sondern auch den französischen Bonapartisten, Orleanisten und anderen Parteien, die auf eine Staatsstreichgelegenheit lauern. Es gibt hier viele sonst ruhig und nüchtern urteilende Politiker, die einen Krieg mit Deutschland binnen zwei bis drei, spätestens vier Jahren für unvermeidlich halten. Wir unsererseits halten diesen Krieg nicht nur für vermeidlich, sondern glauben auch, daß er vermieden werden wird — wenn England nicht einen Weltkrieg herbeiführen will. Das französische Volk will keinen Krieg — darin hat unser französischer Freund durchaus recht. Wenn es der Hetz- und Wühlarbeit der Revancharde und der Geschäftsdemagogen sechs, sieben Jahre lang widerstanden hat, wird es, wie wir hoffen, ihr auch weiter siegreich widerstehen. Der Haß, der sich unleugbar in den letzten Jahren hier gegen das Deutsche Reich und seine Politik angesammelt hat, wird gewiß nicht von heute zu morgen wieder verschwinden, aber er hat sich doch noch nicht tief genug in die Volksseele eingefressen, um als unheilbar angesehen werden zu müssen. Nach der Erregung dieses Sommers wird langsam eine Beruhigung und dann sogar eine gewisse Reaktion gegen die alles Maß übersteigende Verhetzung gegen Deutschland eintreten. Fast möchte es uns scheinen, als wenn schon heute hier und da Symptome einer Besserung zu bemerken sind. Wenn keine neuen Störungen eintreten, werden wir nach Jahr und Tag wieder zu normalen Verhältnissen zurückkehren.

Dies ist aber nicht die Ansicht der Franzosen, die politisch mitdenken und mitarbeiten in der Republik. Sie meinen — und die deutsche Aufnahme des Marokkoabkommens hat sie in dieser Auffassung bestärkt —, daß mit dem neuesten Vertrag nur ein Provisorium geschaffen ist, sowohl in Afrika wie in Europa. Weder in Marokko noch am Kongo schaffe die deutsch-französische Vereinbarung Zustände, die Dauer versprechen — und noch weniger für die deutsch-französischen Beziehungen in Europa, mit denen wir es hier ganz allein zu tun haben. In Deutschland war die Genugtuung darüber groß, daß zwischen zwei Mächten, deren Beziehungen so eigenartiger und überempfindlicher Art sind, überhaupt eine so schwierige und gefährliche Frage zu einem guten, d. h. friedlichen Ende geführt

werden konnte. Diese Genugtuung wurde an maßgebenden französischen Stellen geteilt — nicht aber in den Kreisen der Intellektuellen und Boulevardwelt — und vor allem nicht in den Kreisen der Führer des wirtschaftlichen Lebens. In diesen Schichten ist man durch die Krise dieses Sommers zu der festen Überzeugung gekommen, daß das deutsch-französische Verhältnis, so wie es heute ist, als unhaltbar angesehen werden muß, und daß Frankreich den seit etwa zehn Jahren eingehaltenen Kurs verlassen muß, wenn es eine Katastrophe vermeiden will. Dreißig Jahre lang konnten die beiden alten Gegner wie die chiens de faience nebeneinander leben. Seit zehn bis zwölf Jahren haben sie aber neben ihrer argwöhnisch und ängstlich behüteten europäischen Grenze auch noch überseeische Grenzen bekommen, und im Getriebe der Weltpolitik berühren und durchkreuzen sich die deutschen und französischen Interessensphären fortwährend.

So meinen die Franzosen, daß wir uns dem verhängnisvollen Augenblick nahen, wo beide Völker zu der Überzeugung kommen, daß es so, wie in den letzten zehn Jahren, zwischen Deutschland und Frankreich nicht weiter geht. Da man auch nicht zu dem Verhältnis der ersten drei Jahrzehnte nach dem Kriege zurückkam, muß man einen Schritt vorwärts tun. Dem heutigen Zustande muß, koste was es wolle, ein Ende gemacht werden. Die seit vierzig Jahren immer vorbereitete, aber auch gefürchtete und stets aufgeschobene Auseinandersetzung mit Deutschland wird sich nicht mehr vertagen lassen. Frankreich ist heute stark genug, um mit ruhigem Selbstbewußtsein die große Frage an Deutschland richten zu können, aus der der Krieg oder ehrliche Versöhnung hervorgehen kann. Der Gedanke einer Verständigung mit Deutschland war aus den Erörterungen der öffentlichen Meinung in Frankreich verschwunden, und allen Augen war klar geworden, daß man auf ein völlig unlösbares Problem hinauskomme. Deutschland erklärte, eher den letzten Mann seines letzten Armeekorps zu opfern, als auch nur eine Handbreit elsaß-lothringischen Bodens zurückzugeben; Frankreich verkündete, daß es nicht ruhen könne, bis nicht mit der Wiedereinfügung der geraubten Provinzen in das Vaterland Frankreichs Ehre wieder hergestellt und der verstümmelte Volkskörper wieder lebensfähig gemacht sei. Da man keinen Krieg mit Deutschland riskierte, suchte man es durch ein System von Bündnissen und Ententen einzuengen, zu isolieren, diplomatisch zu ersticken, um es so gefügig zu machen oder im Falle kriegerischen Widerstandes unter der Übermacht der gegen ihm vereinten Heere und Flotten zu zerschmettern. Daneben behielt man die Hoffnung, daß das mit dem Kriege gegen eine unüberwindliche europäische Koalition (womöglich gar auch noch gegen die Vereinigten Staaten und Japan) bedrohte Deutschland es schließlich vorziehen werde, den Franzosen Elsaß-Lothringen als Preis für ein deutsch-französisches Bündnis zu zahlen als seine ganze nationale Existenz aufs Spiel zu setzen.

Auch dieser Traum ist aus. Deutschland ist nicht isoliert und eingekreist. Es hat sich so wenig von der Drei-Entente einschüchtern lassen, daß es sogar — nach französischer Anschauung — seinerseits zu Herausforderungen und Angriffen übergegangen ist. Also auch auf dem Wege dieses Neu-Delcassismus ist anscheinend Deutschland nicht beizukommen. Der Zweifel an der Wirksamkeit des ganzen Ententesystems greift in Frankreich immer weiter um sich. In demselben Maße aber ist das Vertrauen Frankreichs in seine eigene Kraft gewaltig gestiegen.

Es braucht die Ententen und Bündnisse nicht mehr. Es kann auch ganz allein mit Deutschland ein ernstes Wort reden. Dieser Fortschritt ist eine Folge der letzten Krise. Eine zweite Folge dieser Krise ist die Auffindung eines neuen Mittels, sich mit Deutschland verständigen zu wollen. Man glaubt dieses Mittel im System der „Kompensationen" gefunden zu haben. Zuerst erschien dieser Gedanke nur als eine Spielerei; heute tritt man ihm ernster näher. Man sagt sich: Deutschland braucht Geld, Deutschland braucht Erz für seine Industrie, Deutschland braucht Absatzgebiete für seinen Handel, Deutschland braucht überseeisches Siedelungsland für seine überschüssige, daheim erstickende Bevölkerung; Deutschland braucht den Frieden in Europa und neue diplomatisch-militärische Stützen für die herannahenden großen Weltkrisen. Es gibt eine Macht, die den Deutschen alles, was sie begehren, gewähren kann und auch gewähren will. Der Preis dafür ist das Vogesenland, 14 500 Quadratkilometer mit einer Bevölkerung, die sich doch niemals germanisieren lassen wird und die eine ständige Gefahr für Deutschland bleibt. Dies Land, das heute nur ein Ballast für die deutsche Entwicklung ist und das Deutsche Reich fortwährend in Kriegskrisen bringen kann, würde die Brücke der Vermittlung und Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich werden, die Grundlage eines ganz neuen stolzen Aufstieges Frankreichs und Deutschlands. Weshalb das System der Kompensationen nur auf das armselige Kongoland anwenden? Gebt uns Metz und Straßburg und nehmt euch dann, was ihr wollt, von unseren Kolonien! General Thomassin, einer der Vertreter dieser neuen deutsch-französischen Idee, schreibt in einem offenen Brief an Deutschland und seinen Kaiser: „Verstehen Sie die Folgen dieses großartigen Plans. Kein Krieg mehr unter uns! Mehr noch, wir können im Einvernehmen leben und dies Einvernehmen kann sich in ein Bündnis verwandeln. Welch' eine Machtfülle dann! Wer könnte sich uns dann noch in den Weg stellen und uns hindern, einen auf solchen Grundlagen gebauten Frieden aufrecht zu erhalten? Was wir wünschen, ist von unschätzbarem Werte für uns. Was wir geben, ist es in gleicher Weise für Sie." Heute, sagt Thomassin, kommt man immer nur auf kleinliche Verhandlungen und demütigende Kompromisse hinaus. Stachliche Beziehungen und neue Kämpfe sind die Folgen unvernünftiger und widerwillig unterzeichneter Abmachungen.

Diese neue Partei in Frankreich schließt aber ihr Programm mit einer Drohung. Nutzt auch dieser letzte Appell an Deutschland nichts, scheitert dieser letzte Versuch einer friedlich-freundschaftlichen Lösung der deutsch-französischen Frage, dann ist das französische Volk entschlossen (so behaupten wenigstens die Apostel der neuen Lehre), ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende vorzuziehen. Frankreich wird siegreich sein und Deutschland wird Elsaß-Lothringen ohne Entschädigung herausgeben müssen, — wahrscheinlich noch viel mehr! — das es heute als Preis für äußerst vorteilhafte Kompensationen zahlen könnte, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten.

Wir sparen uns auch an diesem Gedankengang die für jeden deutschen Leser selbstverständliche Kritik. Die Herren übersehen — um nur zwei Punkte hervorzuheben — den hartnäckigen Widerstand Englands gegen jede deutsche Machterweiterung in überseeischen Gebieten und übersehen zweitens, daß, so lebhaft unser Wunsch nach einer Verständigung oder gar einem Bündnis mit Frankreich

sein mag, und so ehrlich unser Wunsch, einen europäischen Krieg zu vermeiden, Elsaß-Lothringen uns doch immer als ein viel zu hoher Preis für die Erfüllung dieses Wunsches erscheinen wird. Solange die Franzosen nicht einsehen, daß Elsaß-Lothringen auch von ihnen als ein untrennbarer Bestandteil des Deutschen Reiches zu betrachten ist, kann von keiner Verständigung die Rede sein. Der ganze schöne Friedens- und Freundschaftsplan der neuen Schule kommt also schließlich (mit dem Motto: „Und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich Dir den Schädel ein") auf den Krieg hinaus.

Diese Franzosen begehen heute mit allem ihren guten Willen denselben Fehler, der jahrelang von deutschen Politikern begangen ist, die die Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen ebenso brüskieren wollten. Man sollte begreifen, daß die Kunst der Diplomaten und Staatsmänner hier versagt; man sollte begreifen, daß auch ein neuer Krieg das Problem nicht lösen könnte, wie er auch ausfiele. Unsere Auffassung bleibt die, die wir schon vor Jahren an dieser Stelle vertreten haben: Man muß die Zeit ihr Werk tun lassen und sich darauf beschränken, den langsamen, ach! sehr langsamen Verjährungs- und Heilungsprozeß nicht zu stören. Gegen diesen Grundsatz ist seit einigen Jahren hüben und drüben arg gesündigt. Es ist zu hoffen, daß man nun zu ersprießlicheren Methoden zurückkehrt.

Man muß bescheiden sein und darf nicht vergessen, daß heute noch immer ein glücklich vermiedener Krieg schon als ein großer Erfolg für Deutschland und Frankreich angesehen werden muß. Die Hoffnung, auch künftig Zusammenstöße vermeiden zu können, wird dadurch gestärkt. Man vergesse auf beiden Seiten der Vogesen nicht, daß neben den unruhigen Elementen, die nach Krieg schreien, die große Mehrheit der verständigen Leute sitzen, die meinen, daß die Deutschen und Franzosen heute Wichtigeres zu tun haben, als sich zur Freude Dritter zu raufen. Die Stunde vor Sonnenaufgang ist die dunkelste. Dunkel genug ist es heute wieder an den Vogesen geworden. Vielleicht zeigt uns diese Finsternis nur die nahe Morgenröte an. Die Hoffnung ist auch jetzt noch nicht aufzugeben. Neben den Politikern und unternehmungsluftigen Generälen, deren einzige Weisheit in dem „delende Germania" liegt, gibt es genug Männer, die trotzdem und alledem eine Annäherung an uns suchen und als das Grundübel aller französischen Politik das Prinzip ansehen, immer zuerst daran zu denken, wie man Deutschland am meisten schaden kann, und nicht daran, wo der — ohne Rücksicht auf alle Empfindlichkeiten zu suchende — wahre und praktische Vorteil Frankreichs liegt. Ohne die Herausforderung Deutschlands 1904 hätte man auch die ganze Marokkokrise erspart. Ohne die kindischen Schikanen gegen die deutsche Orientpolitik hätte man sich mit Deutschland zu einem glänzenden Geschäft in Kleinasien vereinigen können. Wir wissen aus Börsen- und Finanzkreisen von Paris, daß da der eigensinnige Widerstand gegen ausgedehnte Zusammenarbeit französischen Kapitals und deutschen Unternehmungsgeistes keineswegs gebilligt wird. Vom deutschen Standpunkt bezweifeln wir, daß eine allzu enge Verbindung unseres Wirtschaftslebens mit dem französischen unbedingt zu empfehlen ist. Gerade die Erfahrungen des Sommers und Herbstes sprechen dagegen. Dabei bleibt es aber eine Wahrheit, daß sich auf diesem Gebiet die beiden Nachbarn ganz gewaltige Vorteile bieten könnten und da die Völker nicht von Gefühlen, sondern von Geschäften leben, so eröffnen sich hier

Ausblicke in eine bessere Zukunft. Die Männer des deutsch-französischen Wirtschaftskomitees haben das erkannt. Mögen sie sich hüten, hohe Politik zu machen und ebenso hüten, sich von wirtschaftspolitischen Parteien in einem der beiden Länder ins Schlepptau nehmen zu lassen. Hier und da zeigen sich dazu bedenkliche Neigungen. Das wäre bei dem Herannahen neuer zollpolitischer Auseinandersetzungen in Deutschland verhängnisvoll für diese Annäherungsbestrebungen. Die französischen Finanz- und Geschäftsleute wissen, wie unsinnig das Geschwätz von den Bankerotten Deutschland ist. Um die Pariser Place de la Bourré schätzt man die Wirkungen des deutsch-französischen Abkommens für das Wirtschaftsleben sehr hoch ein und rechnet auf einen zuerst langsamen, dann aber immer rascheren und glänzenderen Aufschwung der deutsch-französischen Wirtschaftsbeziehungen. Die Herren spekulieren so gewiß nicht aus reiner Liebe zu Deutschland, sondern weil sie wissen, daß eine solche Entente für Frankreich von größtem Vorteil wäre. Trotzdem stimmen wir — mit einiger Vorsicht — im allgemeinen diesen Tendenzen zu, da sie erstens auch dem deutschen Handel und Wandel nützlich werden können und zweitens eine Aussicht eröffnen, die politische Krise rascher zu beseitigen. Ist die Finanz bei der Herabminderung der Spannung interessiert, wird sie auch die von ihr abhängige Großpresse zur Einstellung der wüsten Deutschenhetze veranlassen und damit wäre schon viel gewonnen. Kann man auf diesem Gebiet der deutsch-französischen Annäherung nicht mit großen Mitteln arbeiten, muß man auch mit den kleinen zufrieden sein. Alles in allem: die Lage ist ernst, aber keineswegs so verzweifelt, wie die Pessimisten glauben machen wollen, die im Krieg den einzigen Ausweg suchen.

Die deutsche Diamantenregie

Von Privatdozent Dr. Jadow-Greifswald

Als die kaiserliche Verordnung vom 16. Januar 1909 betr. den Handel mit südwestafrikanischen Diamanten den Förderern dieser Edelsteine die Verpflichtung auferlegt hatte, ihre gesamte Produktion dem Fiskus zwecks Vermittlung einer möglichst günstigen Verwertung zur Verfügung zu stellen, schlossen sich alle an der Diamantgewinnung im Schutzgebiet interessierten Gruppen, mit Ausnahme der Colmanskop-Gesellschaft und der kleinen Förderer, zusammen und bewirkten durch Vermittlung ihrer Bankiers die Errichtung der „Deutschen Diamantregie-Gesellschaft", welcher der Vertrieb der deutschen Kolonialdiamanten auf der Grundlage der erwähnten Verordnung*) übertragen wurde. Diese Regiegesellschaft ist eine Kolonialgesellschaft

*) Die Verordnung sieht auch die Möglichkeit einer Kontingentierung vor, wodurch eine Vergeudung von Diamanten verhindert und die Möglichkeit gegeben wird, die deutsche Produktion den Weltmarktverhältnissen anzupassen.

im Sinne des Schutzgebietsgesetzes, sie hat keine Erwerbszwecke und erhebt lediglich eine Gebühr in Höhe von 5 Prozent vom Werte der verkauften Steine; ihre Konstruktion bildet demnach eine Vereinigung der Bergbauinteressen auf der einen und der fiskalischen und Schutzgebietsinteressen auf der anderen Seite.

Es ist nun eine an sich seltsame Erscheinung, daß die deutsche Diamantenregie den Handel in den deutsch-südwestafrikanischen Diamanten nicht von deutschen Handelsfirmen besorgen läßt, sondern ein Antwerpener Händlersyndikat mit dem Vertriebe betraut hat. Obgleich die junge deutsche Diamantenproduktion vergleichsweise sehr große Mengen darstellt und der ständig wachsende Reichtum Deutschlands die Basis für einen ausgebreiteten deutschen Diamantenhandel zu bieten scheint, wandern dennoch die deutsch-südwestafrikanischen Diamanten kurz nach ihrer Ankunft in Berlin über die Grenze, um in Antwerpen oder Amsterdam auf den Markt gebracht zu werden. Diese Entwicklung ist hauptsächlich durch die Verhältnisse bedingt und zeigt ganz auffallende Parallelen mit der Entwicklung des englischen Diamantenhandels, so daß sich daraus beachtenswerte Schlüsse für die Beeinflussung der weiteren Entfaltung des deutschen Diamantenhandels durch die zuständigen Faktoren ziehen lassen.

Vor Entdeckung der südafrikanischen Diamanten war Paris die Zentrale des Weltdiamantenhandels, wo die damals wichtigste Produktion der brasilianischen Diamanten auf den Markt gelangte; denn der einzige andere Diamantenproduzent — Indien — kam wegen der geringen Zahl seiner Steine nicht in Betracht. Auch die englisch-südafrikanische Diamantenproduktion schloß sich an den französischen Diamantenmarkt an. Erst mit der wachsenden Bedeutung der Produktion der südafrikanischen Diamanten, die unter scharfem Preisdruck den Markt zu beherrschen begannen, interessierten sich englische Handelsfirmen für das Geschäft und verlegten allmählich den Markt nach London, das sich hierdurch zur Diamant-Handelsmetropole entwickelte. Später wurde dann die südafrikanische Produktion in dem großen englischen Diamantsyndikat zusammengefaßt, das auch durch die Entdeckung der Premiermine und deren Outsiderstellung keine wesentliche Erschütterung erfahren hat; vielmehr hat sich diese Politik ganz besonders bewährt bei der großen Finanzkrisis von 1907, als die allgemeine Geldkalamität den Absatz dieses Luxusartikels besonders nachhaltig beeinflußte.

Entsprechend den Anfängen in England hat bis jetzt auch der deutsche Handel keine Organisation geschaffen, um einen wirklichen Diamantenmarkt in Deutschland auszubilden, und die Monopolorganisation der Diamantenregie für das südwestafrikanische Schutzgebiet, die in dem ersten Jahre ihrer Tätigkeit mit den besonderen Schwierigkeiten des Diamantenmarktes zu kämpfen hatte, hat schließlich den Vertrag mit dem Antwerpener Händlersyndikat geschlossen, weil er das geringste Risiko zu bieten schien.

Es liegt nun die Frage nahe, ob die Möglichkeit oder Notwendigkeit besteht, das bisherige Verkaufssystem der deutschen Diamantenregie aufzugeben und ob sich die Annahme des englischen Systems des Diamantenverkaufs empfiehlt.

Der Hauptunterschied der Systeme liegt nicht allein darin, daß für die englischen Diamanten die Zentralhandelsstelle in der Heimat, für die deutschen aber im Auslande ist, sondern er liegt vor allem darin, daß die englischen Diamanten prinzipiell nicht an eine bestimmte Händlergruppe verkauft werden. Gewiß mag es zweckmäßig erscheinen, einen, wenn auch ausländischen, so doch neutralen Zwischenhändler zu haben, der die deutsche Produktion zu ihrem allergrößten Teile aufzunehmen und an den Kleinkonsum abzusetzen vermag. Dennoch hat das zentralisierte Verkaufssystem der deutschen Diamantenregie auch seine großen Nachteile.

Zunächst wird durch die dauernde Verkaufsverbindung mit dem Antwerpener Syndikat die Bildung eines wirklich deutschen Diamantenmarktes vereitelt. Dann aber kann die Regie in eine derartige Abhängigkeit von dem Antwerpener Syndikat gebracht werden, daß bei schlechter Konjunktur das Syndikat die deutsche Produktion nur weniger willig und auch nur zu einem niedrigeren Preise übernehmen könnte, als es der Marktlage entspräche. Die deutsche Regie muß aber mit solchen kritischen Zeiten rechnen. Auch die südafrikanische Premiermine hatte ursprünglich mit einer bestimmten Handelsfirma einen Generalvertriebsvertrag abgeschlossen, ist aber in der Folge von diesem System abgekommen. Gerade eine dezentralisierte Vertriebsorganisation hat den großen Vorzug, daß ihr ein Stamm einer größeren Anzahl Handelsfirmen, von denen jede auch in Zeiten schlechter Konjunktur einen gewissen Bedarf hat, in seiner Gesamtheit die Abnahme einer erheblichen Menge zu leidlichen Preisen garantiert. Endlich ist noch ein weiterer sehr erheblicher Nachteil des zentralisierten deutschen Systems zu betonen: Die Konkurrenz und die zur Ausbietung gelangenden Serien sichern der Regie eine bessere Kontrolle über den Wert der Steine als der zentrale Verkauf an ein bestimmtes Syndikat! Mit Rücksicht auf die Klagen, die von einzelnen Diamantengesellschaften dauernd erhoben werden, dürfte der deutschen Diamantenregie solche Wertkontrolle durch den freien Wettbewerb sehr erwünscht sein, zumal ihre eigene Arbeits- und Sortierorganisation doch erst in der Ausbildung begriffen ist.

Es darf die Erwartung ausgesprochen werden, daß die Regie bestrebt sein wird, allmählich einen deutschen Diamantenhandel zu entwickeln, der sie von der Vormundschaft der Antwerpener Händlergruppe befreit, und zwar müßten die zweckentsprechenden Vorkehrungen so zeitig wie möglich getroffen werden, da eine eintretende Krisis am Diamantenmarkt jeden Systemwechsel wesentlich erschweren würde. Der Vertrag der Regie mit dem belgischen Händlersyndikat läuft bis Mitte des Jahres 1912, so daß es an der Zeit wäre, der Frage der Bildung eines deutschen Händlersyndikats näher zu treten. Es hat denn auch kürzlich in Hanau eine wichtige Besprechung dieser Angelegenheit stattgefunden, wobei der Unterstaatssekretär des Reichskolonialamts Dr. Conze und der Reichskommissar für die Deutsche Diamantregie-Gesellschaft Dr. v. Jakobs anwesend waren, um sich über die Verhältnisse der Hanauer Diamantschleifereien

und über ihre Wünsche hinsichtlich der Erwerbung der deutsch-südwestafrikanischen Diamanten zu informieren. Im Anschluß an eine Besichtigung der Schleifereien fand mit dreißig Firmenvertretern eine eingehende Beratung statt, in der der Unterstaatssekretär ein Bild gab von der Organisation der Verwaltung der deutschen Diamantenfelder und über die für sie maßgebenden Gesichtspunkte, während anderseits die Interessenten ihre Wünsche äußerten, die gegenüber der Diamantregie-Gesellschaft geltend zu machen seien. Diese Wünsche gingen besonders dahin, daß die deutschen Diamantschleifereien zu gleichen Bedingungen wie das Antwerpener Händlersyndikat die deutschen Steine von der Regie kaufen könnten; auch die Bildung eines deutschen Händlersyndikats an Stelle des belgischen wurde erörtert, wobei der Unterstaatssekretär eine wohlwollende Prüfung der Wünsche in Aussicht stellte. Sowohl die Regie wie das Reichskolonialamt wird mit der Syndikatsbildung einverstanden sein, wenn das Syndikat gewisse Verpflichtungen übernimmt, die für die Wahrung der Interessen der südwestafrikanischen Felder und des Reichsfiskus als unerläßlich bezeichnet werden. Im übrigen würden die bei einer Systemänderung etwa zu erwartenden Verkäufe der zweiten Hand einen Druck auf den Diamantenmarkt kaum ausüben, da einerseits der Zwischenhändler im Interesse seines Verdienstes auf Preise sehen muß und anderseits die Regie durch die ihr gesetzlich zustehende Befugnis zur Herbeiführung von Produktionseinschränkungen sowie durch die Möglichkeit, Ware zu stapeln, in der Lage ist, Angebot und Nachfrage am deutschen Diamantenmarkt zwecks Sicherung des Preisniveaus dauernd zu regulieren.

Volksdichtungen aus Capri

Erstmalig aufgezeichnet und veröffentlicht von Prof. Dr. Heinrich Zschalig-Dresden

Vollkommener und vielseitiger als in den alten Liedern*) spiegelt sich in den volkstümlichen Erzählungen, besonders in den Märchen und Sagen der Zauberinsel, die süditalienische Volksseele mit ihrer farbenfreudigen Phantasie, ihrem frischen Naturempfinden, ihrer kindlichen Weltanschauung, ihrem rücksichtslosen, oft sogar grausamen Rechtsgefühl. Und hierzu redet lauter und deutlicher zu uns auch die Seele der Landschaft mit ihren von Einsiedlern, Zauberern und Feen bewohnten Bergen, Tälern, verschwundenen Wäldern, volkreichen Städten, ärmlichen Hütten, schimmernden Marmorpalästen und dem von Sirenen belebten, überall vom Lande aus sichtbaren Meere. Treten uns in diesen Wundergeschichten und Legenden, und zumal in den hier ausgewählten Märchen, auch kaum wesentlich neue Erscheinungen entgegen, so vielfach doch gar seltsam umgewandelte, mit eigenartigen Zügen ausgestattete

*) Vgl. dazu den Beitrag in Heft 49.

und dadurch zuweilen überraschend neu wirkende Gestalten und Zustände, die den naiven Leser wie den wissenschaftlich vergleichenden Forscher anziehen und fesseln. Da glauben wir zunächst Goldmarie und Pechmarie oder Aschenbrödel leibhaftig vor uns zu sehen, bloß mit anderen Namen und verschiedener Umgebung. Plötzlich aber wechseln wie im Traume Personen und Umstände: Goldmariechen muß als Hirtin hinaus in den Wald, um beim Hüten zu spinnen; und die Kühe besorgen (auf welch sinniger Beobachtung beruht nicht dieses doch vielleicht neue Motiv!) mit ihren Hörnern die sonst unausführbare Aschenpuddelarbeit. Schließlich wird sie zur Meerjungfrau, bis der Königsohn kommt und sie aus den Fesseln der Sirene befreit.

Doch möchten wir keineswegs vorgreifen und weiteres Vergleichen lieber dem Leser überlassen. Die deutsche Wiedergabe der Märchen habe ich, so gut ich vermochte, bei treuem Festhalten der ursprünglichen Form, auf den Grimmschen Volksmärchenton zu stimmen versucht.

Die schöne Katharina.

Es war einmal ein Witwer. Der hatte eine sehr schöne Tochter. Die hieß Katharina. Und er nahm sich zur Frau eine Witwe, die eine häßliche Tochter mitbrachte. Und weil diese noch obendrein faul und schmutzig war, mochte niemand sie leiden. Nicht einmal ihren Namen begehrten die Leute zu wissen. Sie wurde nur „La brutta“ (das Scheusal) genannt. Die andere aber, die sich ebenso durch Tugend als Anmut auszeichnete, war weit und breit als die schöne Katharina bekannt. Und sie wurde von Tag zu Tag schöner, trotzdem sie als Aschenpuddel alle grobe Arbeit im Hause verrichten mußte und sonst noch allerlei Drangsal von ihrer bösen Stiefmutter erfuhr, die oft Unmögliches von ihr verlangte. Eines Tages wurde Katharina mit drei Rocken Flachs in den Wald geschickt, wo sie die Kühe hüten und dabei bis zum Abend drei Strähne Garn spinnen sollte. Sie spann und spann, aber die Rocken wollten nicht leer und die Spulen nicht voll werden. Da wurde ihr bange, und sie fing an zu weinen. Ein ehrwürdiger Greis, der des Weges daherkam, grüßte sie freundlich und riet ihr, nachdem er die Ursache ihrer Tränen erfahren, die Spindeln auf die Hörner der Kühe zu stecken, die alsbald nun den ganzen Flachs aufspannen und auch noch das Weisen besorgten.

Auf dem Heimwege sah Katharina unter einem großen Baume drei schöne Frauen. Die schliefen. Aber die Sonne, die schon schräg stand, schien ihnen gerade ins Gesicht, und der Schatten, den der Baum anfangs gespendet, war von ihnen gewichen.

Da schnitt das mitleidige Mädchen geschwind ein paar dicht belaubte Zweige vom Baume, breitete sie behutsam über die Schläferinnen und entfernte sich leise, ohne zu ahnen, daß es drei Feen waren, denen sie den Liebesdienst erwiesen hatte.

Wie die Feen erwachten, riefen sie die schöne Wohltäterin zurück und schenkten ihr aus Dankbarkeit drei Wundergaben: Öffnete sie den Mund, um Gutes zu sagen, quollen Blumen hervor. Kämmte sie ihr seidenes Haar, rollten Perlen hernieder. Wusch sie ihre Hände, schwammen prächtige Fischlein, rote, blaue, grüne und goldene im Wasser.

Als nun Katharina mit dem tadellosen Garn nach Hause kam und außerdem noch so herrliche Geschenke mitbrachte, ärgerte sich die boshafte Stiefmutter im stillen, da sie keinen rechten Grund zum Schelten fand und all dies Glück nicht ihrem Liebling zuteil geworden war.

Gleich am nächsten Tage mußte nun die Faule frühzeitig mit drei noch größeren Flachsrocken in den Wald. Aber weil sie träge und ungeschickt war, wurde nichts fertig. Zuletzt stach sie sich gar noch in die Finger, daß dicke Blutstropfen hervorquollen. Und sie weinte vor Schmerz und Verdruß.

Da kam wieder des Weges daher der gute Alte und grüßte sie wohlwollend. Doch sie dankte ihm kaum. Und als er ihr riet, die Spindeln an die Hörner der Kühe zu stecken, schalt sie ihn einen Narren, sprang auf und ließ die Arbeit im Stich.

Auf dem Heimwege sah auch sie die drei Frauen im Sonnenbrand liegen. Aber anstatt sie mit schattigen Zweigen zu bedecken, lachte sie laut über die törichten Schläferinnen und ging weiter.

„Wart' nur ein wenig!" riefen diese ihr nach. „Wir möchten dir doch auch ein Andenken mitgeben." Das war nun freilich kein schönes: wenn sie den Mund zu häßlicher Rede auftat oder ihr unsauberes Haar kämmte, kamen nur garstige Dinge zum Vorschein. Und wenn sie sich wusch, wurde das Wasser wie Tinte so schwarz. Und ihre Mutter wurde vor Zorn beinahe noch schwärzer und peinigte die unschuldige Katharina dafür um so ärger.

Eines Tages fuhr der Prinz durch die Stadt. Alle Leute wollten ihn sehen, und steckten die Köpfe aus den Häusern oder liefen auf die Straße und riefen: „Evviva!", „Es lebe der Prinz!"

Die schöne Katharina schaute vom Fenster einer Schneiderin herab. Und als er vorüberfuhr und sie in den Hochruf der anderen einstimmte, fielen ihm die Blumen ihres Mundes gerade ins Gesicht, so daß er ganz beleidigt emporblickte und rief: „Wer wagt es, mich mit Blumen zu bewerfen, da ich es doch ausdrücklich verboten? Bin ich ein Harlekin?"

Er ließ die Schneiderin zu sich kommen, die nun nicht müde wurde, die Schönheit und die Wundergaben der erschrockenen Katharina zu rühmen. Und nachdem der Prinz sich bald selbst davon überzeugt hatte, erkor er sie zur Gemahlin.

Wie er sie aber in goldener Brautkarosse nach seinem Palaste abholen ließ, setzte sich auch die Stiefmutter mit ihrer häßlichen Tochter in den Wagen. Und als sie über eine Brücke fuhren, warfen sie die schöne Katharina ins Wasser, damit der Prinz nun die Häßliche heiraten sollte. Zum Glück aber wartete er damit noch ein Weilchen. Und Katharina war inzwischen eine Nixe der Meerfrau geworden, die sie aufgenommen hatte und ihr zwölf goldene Ketten um den Leib legen ließ. — —

In der Hauptstadt des Prinzen, der nunmehr als Kaiser regierte, lebte auch ein sehr kluger Hirt, der täglich seine Herde zur Meeresküste trieb, wo an sonnigen Tagen eine schöne Jungfrau emportauchte. Und hatte sie dort lächelnd ihr Haar gestrählt, verschwand sie wieder in den Wogen und ließ auf dem Sande Blumen und Perlen zurück.

Jedesmal, wenn der Hirt am Kaiserpalast vorbeikam, riefen seine Gänse und Puten:

„Qua, quarra, qua!
Kommt schauen am Strande nah
Die schöne Katharina!
Als rechte Kaiserin ja
Ist sie des Kaisers Wonne
Und schöner als die Sonne."

Der Kaiser, der sehr ungehalten war, dieses Geschnatter alle Tage vernehmen zu müssen, ließ den Hirten zu sich rufen und sprach: „Ich habe genug von dem Lärm, der mich täglich im Morgenschlaf stört und vom Regieren ablenkt. Könnte man wenigstens verstehen, was sie sagen!"

Da berichtete der Hirt getreulich, was das Quaquarra bedeute, und was er am Strande gesehen. Zum Beweise zeigte er die Blumen und Perlen, die er gefunden. Der Kaiser lauschte ihm staunend und ahnte, was heimlich geschehen war, und wie man ihn betrogen hatte. Er befahl dem Hirten, das nächste Mal die Nixe zu fragen, wie sie aus den Ketten der Meerfrau befreit werden könnte, um wieder zum Erdenleben zurückzukehren. Der Hirt tat, wie ihm befohlen.

„Um mich zu befreien," sagte die Schöne, „müssen zwölf starke Männer die zwölf goldenen Ketten mit zwölf scharfen Messern in einem Augenblicke durchhauen. Wenn das nicht gelingt, werde ich niemals erlöst."

Am nächsten Morgen begab sich nun der Kaiser mit zwölf wehrhaften Rittern zum Strande, wo die Jungfrau sich sonnte. Auf seinen Befehl zogen die Ritter ihre Schwerter, und in einem Augenblicke fielen die Fesseln zu Boden und die Schöne war wieder zur Erdenjungfrau geworden. Der Kaiser gab ihr als Kleid seinen Mantel und führte sie als Gemahlin mit sich in seinen Palast. Die böse Stiefmutter aber und die ihrer würdige Tochter ließ er verbrennen.

Mit Recht (Con ragione).

Eine schnöde Jungfer hatte zwölf Brüder. Und niemand begehrte sie zur Frau aus Furcht vor den Brüdern.

Endlich nahm sie einer, der ein wenig einfältig war. Aber bald genug bereute er seine Torheit; denn er wurde von der bösen Sieben gar übel behandelt. Während sie den ganzen Tag sich nur müßig herumtrieb oder vor der Tür saß und mit den Nachbarinnen klatschte oder lieber noch mit guten Freunden schmauste und scherzte, mußte er sich bei kärglichster Kost von früh bis spät im Weinberg plagen. Und wenn er vor Hunger und Müdigkeit einmal in der Arbeit nachließ oder gar zu klagen begann, erhielt er von den braven Brüdern, die sie herbeirief, noch obendrein eine Tracht Prügel.

Als er nun so eines Tages ganz trübselig zwischen den Mauern dahinschlich, begegnete ihm ein Mütterchen. Das grüßte ihn lächelnd und sprach: „Was fehlt dir, mein Sohn, warum bist du so traurig? Erzähle! Vielleicht kann ich dir helfen oder guten Rat geben."

Da klagte er ihr nun all sein Leid.

„Sei ruhig, mein Sohn! Schon weiß ich ein treffliches Mittel. Wenn du morgen zum Feste gehst und jemand schöne Rohrstöcke feilbietet, so kaufe dir einen recht starken, schmücke ihn zierlich mit buntseidenen Bändern und schenke ihn dann deiner Frau! Und fragt sie, wie das Ding heißt, so antworte nur, Recht heißt

es. Und gibt sie dir dann wieder so wenig zu essen oder fängt an zu keifen, so prügle sie nur gehörig mit diesem Stocke!"

Der Rat wurde befolgt und das Geschenk mit Freude und Bewunderung entgegengenommen. Als die Frau bald darauf aber die erste Tracht Prügel erhielt und ihren Brüdern heulend erzählte, wie ihr Mann sie geschlagen, und die Brüder fragten: womit, antwortete sie nur: „Mit Recht hat er mich geprügelt, mit Recht!"

„Nun, dann ist es ja gut und ganz in der Ordnung," sagten die Brüder und gingen.

Und von dem Tage an hatte der arme Mann Frieden.

* * *

Der meist kirchlichem Wunderglauben entsprossenen Legende nahe verwandt ist die vorwiegend im heidnischen Aberglauben wurzelnde Sage, der blütenreichste Wildling der Volksdichtung, auch in Capri, freilich wie alles Unkraut nur ganz im Verborgenen wuchernd. Denn der alte Aberglaube ist bei der gut kirchlichen Zucht der Bevölkerung und dem über sie durch die Ohrenbeichte ausgeübten Gewissenszwang scheinbar ganz verschwunden oder hat, äußerlich wenigstens, Gott wohlgefällige Formen angenommen. Er ist in den Dienst der Kirche getreten, die ihn sozusagen als Monopol ausnutzt. Glückbringende und gefahrabwendende Bräuche, wie sie z. B. unsere Landleute bei der Aussaat oder Ernte beobachten, sind daher in den Augen der strenggläubigen Capresen nicht nur sündhaft, sondern vor allem auch vollkommen überflüssig. Die Heiligen und ihre Siegelbewahrer, die Geistlichen, besorgen schon alles. An sie allein braucht man sich ja nur zu wenden, zumal an die Schutzheiligen der Insel, San Costanzo und St. Antonio, die Fluren, Menschen und Tiere beschützen. Ihre Ehrentage werden großartiger gefeiert als die drei höchsten Feste der Kirche, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, ähnlich auch der 8. September, der Tag von St. Andrea und Pasquale, den Beschützern der Fischer und Schiffer. Die Andreaskapelle steht darum auch nahe dem Strande an der „kleinen Marine". Das Bild von Pasquale mit den ihm geweihten Schiffsmodellen befindet sich hoch oben am Monte Solaro in der meist verschlossenen, malerischen kleinen Einsiedlerkirche Santa Citrella.

Am glänzendsten sind die Umzüge zu Ehren des heiligen Konstanz, der zu seinem Tage, am 14. Mai, aus seiner alten Kirche an der Marina grande in festlicher Prozession unter Gesang, Glockenläuten und Böllerschüssen nach der Hauptkirche, dann durch die Hauptstraßen Capris und schließlich wieder zurückgebracht wird. Wenn der Heilige dabei lächelt — das tut er seltsamerweise nur, wenn die Sonne scheint —, darf man auf gut Wetter und gute Ernte hoffen. Sein jetziges Bild aus getriebenem Silber läßt ihn aber auch wirklich sehr würdig erscheinen, weniger wohl seine frühere Darstellung aus wurmstichigem Holz, wie ihn einst die Fischer an der großen Marine aufgefischt und mit einer eigenen Kapelle bedacht haben, weil er ihnen auf dem Wege nach der Hauptkirche von Capri durch übernatürliches Schwerwerden zu verstehen gab, daß er nicht weiter wolle.

Der Schutzheilige von Anacapri ist der heilige Antonio. Sein Gedenktag, der 13. Juni, ist das größte Volksfest der Solaroortschaften, mit ähnlichen kirchlichen Umzügen wie die San Costanzos. Außerdem veranstaltet man mit St.

Antonio an den ersten drei Maitagen große Bittgänge durch alle Straßen und Fluren, soweit man die mit Wein, Obst- und Ölbäumen und zugleich mit Getreide, Lupinen, Bohnen, Erbsen, Kohl und Kartoffeln bepflanzten kleinen, terrassenartigen Erdfleckchen Fluren benennen kann. Zuweilen wird aber der heilige Antonio auch bei besonderen Heimsuchungen als Nothelfer aus seiner kirchlichen Beschaulichkeit herausgerissen. Als z. B. vor vier Jahren im Herbst große Trockenheit herrschte, wurde er zur Anrufung in der Hauptkirche ausgestellt, und sofort fiel der erbetene Regen. Und ein ähnliches Wunder vollbrachte er vor drei Jahren, als ein bösartiges Fieber viele Kinder dahinraffte.

So scheint alles Böse dem Bann der Kirche unterworfen und die fromme Capresenschar von aller unchristlichen Furcht und Zauberei befreit zu sein. Und doch, und doch: „In der Nacht kam der Feind und streute Unkraut zwischen den Weizen". Ganz im Geheimen huldigt man zum Teil denselben alten Bräuchen wie unsere Landbevölkerung: Erbsen werden am Freitag gesät, aber ja nicht bei zunehmendem oder vollem Monde (prima luna), weil sie dann immerzu nur blühen. Freitags darf man nicht scheuern. Bei gewissen Krankheiten, besonders der Augen, Zähne und des Magens, streicht und drückt man die betreffenden Körperteile, indem man gewisse Worte dabei murmelt. Die Augen streicht man, um sie vor Erkrankung zu bewahren, gern mit frischgelegten, noch warmen Eiern. Ein gut Stück unausrottbares Heidentum wuchert also doch noch hier und da in der Seele des Volkes.

Und nun erst alle die Grotten und Höhlen, die unheimlichen Winkel und Schluchten, die Felszacken und Mauerwerke, letztere zum Teil noch aus der Zeit der Griechen und Römer! Sollten sie so ganz unbewohnt sein? fragte ich mich oft und erfuhr denn schließlich auch, daß meine Vermutungen, die man füglich als schon erworbenes Wissen bestätigte, richtig waren. So erfuhr ich zunächst, daß die kleine Antoniokapelle an der antiken Treppe von der großen Marine nach Anacapri (die mir immer schon verdächtig vorgekommen) nach dem Volksglauben nur gegen dort hausende boshafte Geister, die manchmal sogar mit Steinen geworfen haben sollen, errichtet worden sei. In Wirklichkeit wurde sie, da etwas Wahres ja immer an dergleichen Geschichten ist, von einem in Amerika reich gewordenen Anacapresen erbaut, um bei dem Heiligen Schutz gegen die Gefahr der manchmal vom Barbarossafelsen herabrollenden Steine zu suchen. Außerdem aber erzählt man sich von allerlei männlichen und weiblichen Gestalten, die zu mitternächtlicher Weile Kisten, Körbe, Säcke usw. die Treppe hinauftrugen, möglicherweise Schmuggler, die sich diese Sage zum ungestörteren Betrieb ihres ungesetzlichen Gewerbes zunutze machten. Doch will man auch noch ganz anderen Erscheinungen begegnet sein, z. B. einmal einer Henne, deren Küchlein im Mondschein wie goldene Eier erglänzten. Ein Mann verfolgte sie, blieb aber zum Glück einige Schritte vor dem Abgrunde noch stehen, wo die Verfolgten verschwanden.

Auch am Tiberiusberge haben sich ehedem dergleichen Gespenster gezeigt, sogar einmal so zahlreich und gefahrdrohend, daß die Geistlichkeit vor etwa dreißig Jahren eine Prozession dagegen veranstaltet haben soll. Ein junger Geistlicher, den ich befragte, bestritt es zwar, aber das Volk hält daran fest. Auch in Sizilien sind, wie Dr. Rumpelt in seinem Buche „Sizilien und die Sizilianer" berichtet, derartige Geisterbeschwörungen bezeugt und sogar heutzutage noch üblich. Allgemein

fürchtet man auch in Capri — wie überall in Italien — selbst die Gebildeten, den bösen Blick (malocchio), d. h. die manchen Menschen verliehene Kraft, vermöge übelwollender oder neidischer Blicke und gelegentlich noch dabei gesprochener Worte anderen Leuten oder ihrem Eigentum zu schaden. In Süditalien nennt man eine solche Person „gettatore", Blickwerfer, und die Behexung „gettatura".

Die schon im Altertum als Schutzmittel gebrauchten Amulette, Formeln und Handlungen (Ausspucken und gewisse Geberden) haben sich mit merkwürdiger Beharrlichkeit in der Hauptsache bis heute erhalten, besonders das vom griechisch-römischen „fascinum" abstammende Hörnchen, das in den verschiedensten Ausführungen (aus Korallen, Perlmutter, Silber, Gold usw.) gleichzeitig als Schmuck an der Uhr- oder Halskette getragen wird.

Einer der namhaftesten Folkloristen Italiens, Professor Giuseppe Bellucci in Perugia, der mir übrigens auch meine anderweitigen Beobachtungen und Aufzeichnungen bestätigte, besitzt in seinen bedeutenden, historisch geordneten Sammlungen mehrere Tausend sehr verschiedenartige Amulette, von denen viele namentlich gegen den bösen Blick und Hexenglauben, außerdem aber auch gegen unheildrohende Naturgewalten, wie Blitz und Hagel, oder als Heilmittel gegen allerlei Krankheiten und als glückbringende Anhängsel schon seit Jahrtausenden betrachtet und gebraucht werden. Sehr bezeichnend ist es doch, daß bei einigen Meistern der Malerschulen von Siena und Perugia sogar das Christuskind den schützenden Korallenzweig am Halse trägt. In Capri werden sie heute noch den leider meist verständnislosen Fremden von wohlwollenden Korallenverkäuferinnen oft vergeblich angeboten. *)

Sogar zum Schutze für das Vieh verwendet man Hörner, natürlich viel größere, weithin sichtbare. Während man an den Stalltüren, wie auch hier zu Lande, oft Hufeisen bemerkt, so in Capri und Anacapri außerdem noch unter der Dachecke über dem Stalle einiger abseits stehender Häuser ein paar Ochsen- oder Kuhhörner, die der Fremde, der davon keine Ahnung hat, kaum bemerkt.

Nicht weniger gefürchtet waren die eigentlichen Hexen, die oft in Abwesenheit der Eltern in die Häuser eindrangen und kleine Kinder zu Krüppeln machten. Daher wohl auch der italienische Name Strega (von griechisch-lateinisch striga, aus strix), bei den Alten ein sagenhafter Nachtvogel, der den Kindern, wie auch der Vampir, in der Wiege das Blut aussaugte und dafür Gift einflößte. Andererseits zeigten sich die Hexen dankbar, wenn man ihnen Gutes erwies, oder harmlos, wenn man sie in Ruhe ließ und namentlich in ihren nächtlichen Vergnügungsfahrten nicht störte; feindlich und rachsüchtig bloß, wenn man sie verfolgte und mißhandelte. Sie setzten sich gern auf Nußbäume, die darum gemieden werden. Früher hauste wohl manche Strega auch in Capri, jetzt nur noch in den benachbarten Gegenden, besonders in Sizilien, von wo sie, durch die Luft fliegend, (daher auch „inaria" genannt), oft in großen Scharen nach den nördlichen Inseln Ischia und Procida zogen, mehr aber nach dem Festlande, besonders Benevento, dem ursprünglichen Maleventum, das für Italien eine Art Blocksberg zu bedeuten scheint, zumal seine fruchtbaren Berghänge reich an großen, sagenberühmten

*) Eine lehrreiche Zusammenstellung solch phantastischer Heilmittel befand sich in der historischen Abteilung der Dresdner Hygiene-Ausstellung.

Nußbäumen sind, deren im Lande sehr begehrte Früchte vielfach drei Nähte zeigen.

Ein alter Seemann an der Großen Marine soll nachts in den Wolken ganze Scharen von Hexen gesehen haben, was man wohl begreifen kann, wenn man einmal eine richtige Schirokko-Sturmnacht auf Capri erlebt hat und sich dabei an den Wetterzauber der Hexen im germanischen Volksglauben erinnert, wie ich ihn z. B. noch in Heiligenblut vorgefunden, wo die Hexen am Fuße des Pasterzegletschers Hagelwetter bereiten, entsprechend der auch bei uns noch hier und da verbreiteten Redensart vom „Schloßenquirlen" der alten bösen Weiber nach dem Tode. Zuweilen sind aber solche Wolken in Capri auch am Tage gesehen worden. Man kann die „Inaria" zum Herniedersteigen zwingen, wenn man laut ruft: „Verbbun cale fatt' mest". Diese scheinbar einer ganz unbekannten Sprache entlehnten Worte sind aber schließlich nur verderbtes Meßlatein aus dem Anfang des Johannes-Evangeliums: „Verbum caro factum est". Freilich büßen die Luftfahrenden beim Herniedersturz, der auch durch Glockengeläut beim Fliegen über eine Kirche verursacht werden kann, das Leben ein. Bekanntlich wurden die Glocken bei den deutschen Hexen „bellende Hunde" genannt.

„Sopra acqua e sopra vento,
sopra la noce di Benevento!"
(Auf dem Wasser und auf dem Winde
Zum Nußbaum von Benevento geschwinde")

riefen sie, wenn sie sich eingesalbt hatten und die Luftreise antraten.

Schlimmer ging es einst dem Ehemann einer Inaria, der diese Worte nicht ganz richtig verstanden hatte. Er hatte nämlich nachts wiederholt die Abwesenheit seiner Frau bemerkt und schließlich einmal beobachtet, wie sie aufstand, ein Fläschchen aus dem Wandschrank nahm, sich mit der darin befindlichen Flüssigkeit bestrich, dann auf den Altan trat und zum Besen greifend sich den schreiend vorüberziehenden Gefährtinnen anschloß, indem sie laut rief:

„Sopra acqua e sopra vento,
sopra la noce di Menuvento"

(oder richtig capresisch Minuvengo = Benevento.)

Der Mann, der ihr aus Neugierde folgen wollte, traf dieselben Vorbereitungen, rief aber: „Sotto acqua e vento", d. h. „Unter Wasser und Wind!" und wurde nun unbarmherzig durch Dick und Dünn, Dornen und Disteln am Boden hingeschleift. Er kehrte vor seiner Frau zurück, sagte ihr aber nichts, sondern füllte nur heimlich das Fläschchen mit Wasser. Als sie dann in der folgenden Nacht wieder mitreiten wollte, stürzte sie zur Erde nieder und starb.

Manchmal galten diese nächtlichen Besuche auch bloß den zum Korallenfischen fernweilenden Männern, denen sie allerlei Schlimmes zutrauten. Einmal wurde dabei eine solche Spürhexe von gerechter Strafe ereilt. Sie fand ihren Mann in fröhlicher Gesellschaft beim Abendessen, schlich als Katze in die Wirtsstube, bekam aber statt Fleisch nur eine glühende Kohle zu kosten. Wie der Mann nach einiger Zeit nach Hause kam, sah er am verbrannten Munde seiner Frau, wer die Katze gewesen war.

Ein beliebter großer Hexentanzplatz befand sich am Wege zum Tiberio hinter der kleinen Kirche San Michele, ist aber, weil jetzt vollständig mit Rasen bedeckt,

kaum noch aufzufinden. Dort sah einst ein spät nachts heimkehrender Contadino eine ganze Schar lustiger Frauen, denen er nun bis Sonnenaufgang Musik machen, d. h. das Tamburin zum Tanze schlagen mußte. Nach einer anderen Quelle mußte ein Fischer sogar selbst mittanzen und singen. Er kam von der Kleinen Marine herauf und traf ein solches Hexentanzchor da, wo die Straße von einer Marine zur anderen und von Capri und Anacapri sich kreuzen, und wo früher auch ein umfangreicher öffentlicher Aro gewesen sein soll. — Als er nach längerer rastloser Teilnahme schließlich aufhören wollte und die Schönen ihm zuriefen: „Balla e canta!" („Tanze und singe!"), antwortete er ganz erschöpft:

„Cantare! cantaraccio,
E cantare non posso chiu.
Si questa notte nu bone me viene,
A guarda fuore di notte
Non sortero chiu."

„Ja, singen! Wohl hab' ich gesungen,
Und singen kann ich nicht mehr.
Wenn diese Nacht mir Gutes nicht bringt,
Werde ich künftig nachts mich hüten
Aus dem Hause zu gehen."

Sehr bezeichnende Worte, die uns beweisen, wie früher beim Tanzen gesungen wurde!

Außer den somit in mannigfacher Gestalt auftretenden Hexen, die aber als Menschen ihre Verwandlungskünste nur dem Teufel, ihrem Oberherrn, verdanken, gibt oder gab es nun aber auch noch allerlei in Menschen- und Tiergestalt erscheinende Vertreter der eigentlichen Geisterwelt, echt mythische Gesellen der heidnischen Vorzeit, und zwischen beiden das unglückliche männliche Wechselwesen des Werwolfs (lupo mannaro), der nur zu gewissen Zeiten nachts auf allen Vieren durch die engen Seitengassen von Capri und in die Häuser schlich, um Schlafende zu überfallen. Wollte man sich vor ihm schützen, mußte man einen Eimer Wasser vor die Kammertür setzen. Stach man ihn mit einer Nadel ins Rückgrat, wurde er wieder Mensch.

Ebenfalls auf einer Mittelstufe des Geisterreiches stehen die Seelen der Toten, namentlich der eines unnatürlichen Todes verstorbenen, deren unheimlich nächtliches Erscheinen gefürchtet wird. Sogar von Geistermessen in der Hauptkirche und Geisterprozessionen nach Anacapri, wobei Menschenknochen als leuchtende Kerzen getragen werden, weiß man zu erzählen.

Von mythischen Tieren hat man besonders Hunde mit feurigen Augen, gelegentlich aber auf einer der ältesten treppenartigen Römerstraßen auch ein gewaltiges Roß mit Reiter gesehen.

Der Teufel, nach katholischem Volksglauben der Herrscher aller Dämonen, erscheint zuweilen selbst auch, z. B. einmal als Einsiedler, der sich als Belohnung für seinen Beistand die Seele eines Armen mit Blut verschreiben läßt.

Den sogenannten halbmythischen Wesen oder Elementar- und Erdgeistern gehören wohl die in den Grotten des San Michele und der Großen Marine hausenden, zum Hüten der dort verborgenen Schätze berufenen Schreckgestalten.

In der Grotte des Caſtello iſt es allerdings ein leſender Mönch, dem man erſt das Buch zuklappen und die Kerzen ausblaſen muß, ehe man zum Schatze gelangt.

Dem Geſchlechte der Zwerge und Hausgeiſter zugehörig, etwa unſeren Heinzelmännchen naheſtehend, erſcheint in Anacapri der gute Ambriano, der einer armen Frau nachts die am Webſtuhl angefangene Arbeit vollendet.

Endlich geſellen ſich zu den geizigen Erd- und gütigen Hausgeiſtern auch noch hilfreiche Waſſer- und Brunnennymphen, deren Vorhandenſein mir ebenfalls in Anacapri verbürgt wurde: Eine arme Alte wußte einſt nicht mehr, woher ſie die Miete bezahlen ſollte. Da fand ſie eines Tages beim Waſſerſchöpfen ein Goldſtück im emporgezogenen Eimer. Das ging eine Weile ſo fort, bis die habgierige Wirtin, die gern das Geſchäft ſelbſt übernehmen wollte, ihr kündigte. Als ſie zum letzten Male Waſſer ſchöpfte, hob ſie einen großen goldenen Apfel mit aus dem Brunnen empor, und eine Stimme rief aus der Tiefe: „Bello, bello, bello regalo! Jo ti do un buon ricordo!“ (Schönes, ſchönes, ſchönes Geſchenk! Nimm es von mir als gutes Andenken!)

Auch mir ſchien am Ende meiner Sammelarbeit eine Stimme aus der Tiefe der Volksſeele zu rufen: „Nimm, was du gefunden, und bring es deinem — und meinem Volke!“

Dichterwerke in neuem Gewande

Von Heinz Amelung-Friedenau

Die hundertjährige Wiederkehr von Kleiſts Todestag hat uns nicht nur eine unüberſehbare Flut von Zeitſchriften- und Zeitungsaufſätzen gebracht, ſondern auch eine große Zahl mehr oder minder wertvoller Bücher. (Vgl. das Referat über die neuere Kleiſt-Literatur in Heft 49 der Grenzboten, Seite 510.) Daß ſich in anderthalb Jahren der Geburtstag Friedrich Hebbels zum hundertſten Male jähren wird, macht ſich bereits bemerkbar, aber bis jetzt in durchaus erfreulicher Weiſe. Zwei große Ausgaben des lange verkannten, heute aber ſo kritiklos gelobten Dichters, daß ſich mancherorts Widerſpruch dagegen erhebt, treten auf den Plan: in dritter Auflage beginnt die bewährte, vortreffliche hiſtoriſch-kritiſche Geſamtausgabe der Werke, Tagebücher und Briefe Hebbels, die glänzende Leiſtung Richard Maria Werners, als „Säkular-Ausgabe“ zu erſcheinen (B. Behrs Verlag zu Berlin, bis jetzt drei Bände); daneben ſtellt ſich nun eine zweite, von Paul Bornſtein beſorgte Geſamtausgabe, die ſich den Klaſſikerausgaben des rührigen und kräftig aufblühenden Verlags von Georg Müller in München würdig anſchließt. Die beiden Ausgaben wollen nicht miteinander konkurrieren; denn die Anordnung iſt in ihnen völlig verſchieden. Werner hat an der alten Einteilung feſtgehalten, natürlich aber berückſichtigt er in ſeinen klaren und knappen Einführungen die neuen Ergebniſſe der Forſchung. Bornſtein dagegen bringt die Werke in chronologiſcher Reihenfolge und fügt in jedem Bande zu den Dichtungen die dazu gehörigen bedeutſamen Briefe und Eintragungen der Tagebücher. Auch Briefe an

Hebbel werden dankenswerterweise hinzugezogen. Der vorliegende erste Band führt bis zu dem heiß ersehnten Abschied aus Wesselburen. Das Prinzip der chronologischen Anordnung, das gerade bei Hebbel höchst interessante und aufschlußreiche Beobachtungen ermöglichen wird, ist bereits mit Erfolg angewendet in den großen Goethe- und Schiller-Ausgaben des Verlags Georg Müller, der auch eine von Paul Ernst besorgte, geschmackvoll ausgestattete Eichendorff-Ausgabe herausbringt. Zwei der vorgesehenen fünf Bände sind bislang erschienen. Eine historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Werke, Briefe und Tagebücher des Freiherrn Joseph v. Eichendorff veranstalten Wilhelm Kosch und August Sauer in Verbindung mit Philipp August Becker (Regensburg, J. Habbel. Preis jedes Bandes 4,50 M.). Sonderbarerweise sind zuerst die drei letzten Bände ausgegeben, zwei Bände Briefe von und an Eichendorff und ein Band Tagebücher mit reichen Anmerkungen. Auf die Ausgabe werden wir später näher eingehen. — In Meyers Klassiker-Ausgaben (Leipzig, Bibliographisches Institut) hat Georg Witkowski Lessings Werke in sieben Bänden neu bearbeitet (Preis 14 M.). Die von Prof. Ernst Elster für diese Ausgaben aufgestellten Prinzipien sind auch von Witkowski durchgeführt, dessen Gelehrsamkeit und tiefe Kenntnis Lessings in der Biographie und den Einleitungen zu den einzelnen Werken, besonders zu den kritischen und theologischen Schriften, deutlich aber nicht aufdringlich zum Ausdruck kommt.

Der Reclamsche Verlag gibt seine bekannten Klassiker-Ausgaben zu erstaunlich billigem Preise in neuen Einbänden als „Helios-Klassiker" heraus; der sechsbändige Lessing (herausgegeben von Robert Riemann) kostet in Leinen 5 M., in Leder 9 M., der vierbändige Eichendorff nur 3 M. Aber warum vereinigt man zwei oder gar noch mehr getrennte Teile in einem Bande? Von dieser Unsitte sollten die Verleger doch abgehen; denn der Gebrauch einer derartig angeordneten Ausgabe gestaltet sich schwierig, da die Seitenzählung in einem Bande mehrere Male mit 1 beginnt. Noch auf einen anderen Mißstand, der häufiger als der eben gerügte anzutreffen ist, aber ebenfalls die schnelle Benutzung erschwert, sei bei dieser Gelegenheit aufmerksam gemacht: Bei allen mehrbändigen Dichter-Ausgaben sollte auf dem Rücken neben der Bezeichnung „Band 1, 2 usw." stets kurz der Inhalt angegeben sein.

Die Ausgaben des Tempel-Verlags zu Leipzig verzichten grundsätzlich auf Einleitungen und Anmerkungen, sie bieten also lediglich die Dichterwerke in den von den Herausgebern sorgfältig hergestellten Texten. Vollständig liegen nunmehr vor die Schiller-Ausgabe in zwölf Bänden, Uhlands poetische Werke (zwei Bände Gedichte und Dramen mit einem Anhang „Aus Uhlands Briefen"), Mörike (drei Bände, ein vierter soll noch folgen) und Goethes Gespräche mit Eckermann (zwei Bände, besorgt von Monty Jacobs mit wertvollem Personen- und Sachregister). Jeder der einfarbigen, vornehm schlichten Leinenbände ist zum Preise von 3 Mark einzeln käuflich.

Daß als Krone der Goldenen Klassiker-Bibliothek (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin) eine Gesamtausgabe Goethes erscheint, bedarf eigentlich kaum der Erwähnung. Aber diese von Prof. Dr. Karl Alt in Verbindung mit mehreren Gelehrten unternommene „vollständige Ausgabe in vierzig Teilen" hat vor anderen ihre wesentlichen Vorzüge: sie wird sämtliche Werke Goethes in wissenschaftlich bearbeiteten Texten (nicht nur eine Auswahl), dazu Bilderbeilagen und in zwei gesonderten Bänden reiche Anmerkungen sowie vor allem ein Register bringen,

das in jeder Beziehung vollständig und unbedingt zuverlässig sein soll. Zudem wird es so angelegt werden, daß es auch für einige andere Goethe-Ausgaben ohne weiteres benutzt werden kann. (Angezeigt sei im Anschluß hieran die im Verlag von Quelle u. Meyer zu Leipzig soeben erschienene flott geschriebene Goethe-Biographie von Karl Alt.) Aus der geschickt redigierten und rasch in Aufnahme gelangten Goldenen Klassiker-Bibliothek, die jetzt das „Goldene" in den Einbänden nicht mehr so stark betont, liegen noch vor: Lenaus Werke, herausgegeben von Carl August v. Bloedau, ein Band 2 Mark, Jean Pauls Werke von Karl Freye in Verbindung mit Eduard Berend, fünf Bände 10 Mark, Wielands Werke von Bernhard v. Jacobi, drei Bände 6 Mark, und Homers „Ilias" und „Odyssee" in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß mit Einleitungen über Homer und Voß, einem Namenregister und einer Darstellung der Homerischen Welt herausgegeben von Eduard Stemplinger, zwei Bände 4 Mark.

Der Insel-Verlag zu Leipzig hat im letzten Jahre wieder außerordentlich fruchtbare Arbeit geleistet. Von seinen zu Geschenkzwecken sehr geeigneten 2- und 3-Mark-Bänden war in diesen Blättern wiederholt die Rede, auch die Roman-Bibliothek ist bereits in Heft 44 angezeigt worden. Besonders verdienstvoll ist die Herausgabe der „Volks-Klassiker", die mit der von Erich Schmidts Meisterhand ausgewählten und eingeleiteten Goethe-Ausgabe vielversprechend sich einführten und mit Eichendorff und Arnim fortgesetzt wurden. Innerhalb eines Jahres sind von dem Volks-Goethe, dessen sechs reizvolle Pappbände nur 6 Mark kosten, mehr als dreißigtausend Exemplare abgesetzt — der Beweis für die Berechtigung, ja Notwendigkeit des Werkes ist damit ohne weiteres gegeben. Dieser Goethe sollte wirklich in keinem Hause fehlen, auch da nicht, wo eine größere Ausgabe vorhanden ist. „Dichtung und Wahrheit" z. B. werden die meisten Leser erst hier mit vollem Genuß in sich aufnehmen, da Erich Schmidt bedachtsam starke Kürzungen vorgenommen hat. — Der über alle Erwartung große buchhändlerische Erfolg hat den Insel-Verlag, wie es scheint, ermutigt, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten; denn er legt nun auch in der gleichen geschmackvollen Ausstattung Joseph v. Eichendorffs Dichtungen (zwei Bände 3 Mark) und Ludwig Achim v. Arnims Werke (drei Bände für 3 Mark) vor. Die von Franz Schultz, einem der besten Kenner der deutschen Romantik, feinsinnig getroffene Auswahl aus Eichendorffs Werken stellt in der Tat eine „Auslese" aus den Dichtungen des volkstümlichen Sängers dar. Die Biographie sollte wohl möglichst wenig gelehrtes Beiwerk enthalten, ist so aber ein wenig skizzenhaft geworden. Für die im Auftrage und mit Unterstützung der v. Arnimschen Familie besorgte Arnim-Ausgabe konnte als Herausgeber nur Reinhold Steig in Betracht kommen, der seine Aufgabe mustergültig gelöst hat. Vielen Gebildeten ist der märkische Junker heute nur als Mitherausgeber von „Des Knaben Wunderhorn" bekannt; man nehme diese Bände vor und lese zunächst den großen Roman „Die Kronenwächter", dann wird man erkennen, daß Arnim als Dichter mehr war als „ein freiherrlicher Dilettant". Von der Lenau-Ausgabe des gleichen Verlages (herausgegeben von Eduard Castle) liegen bislang drei Bände vor, drei weitere werden das Werk beschließen. Der letzte Band soll sämtliche Briefe sowie alle überlieferten Gespräche Lenaus bringen. Die zehnbändige Heine-Ausgabe gibt im ersten Band aus Walzels Feder eine klare, abgerundete Biographie und Charakteristik des Dichters. Die

französischen Schriften Heines und seine Briefe sollen sich der Ausgabe anschließen. In Hans Sachsens Werken (zwei Bände 10 Mark) ist die Poesie des Meistersingers (Gedichte, Fastnachtsspiele, Komödie und Tragödie) und seine Prosa (Disputation zwischen Chorherrn und Schuhmacher) vertreten. Goethes Prolog leitet die Sammlung festlich ein; ein biographisches Nachwort hat Paul Merker, der Herausgeber, angefügt. Im Text hat er die moderne Orthographie eingeführt, „doch unter Schonung der besonderen Wort- und Lautbildungen des Dichters." Dadurch entsteht nun freilich ein Zwitterding, das zwar den alten Hans Sachs nicht verdirbt, ihn aber auch nicht erneut, was seinerseits nicht übel gewesen wäre. Das dankenswerte Wortverzeichnis am Ende der Ausgabe hätte auch wohl den alten Text genügend erklärt. Etwa sechzig Holzschnitte, nach Amman, Beham, Dürer, Schäufelin u. a. prächtig reproduziert, begleiten die Worte und vereinigen, wie das in den Erstdrucken geschehen war, wieder Bildwerk und Wortwirkung. Die dem ersten Bande beigegebene „Silberweise" hat Hugo Löbmann für eine Singstimme mit Klavierbegleitung eingerichtet. So erstand Hans Sachs von neuem, und noch immer gelten von ihm Goethes Worte: „Ein Eichkranz, ewig jung belaubt, den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt: in Froschpfuhl all das Volk verdammt, das seinen Meister je verkannt." — Hohes Lob verdient die mit den Illustrationen der Originaldrucke, der so selten gewordenen, weil völlig zerlesenen Romanhefte des geliebten „Boz", geschmückte Dickens-Ausgabe, deren handliche, leichte Leinenbände (auf Dünndruckpapier je über tausend Seiten! Preis 6 Mark) bis heute den „David Copperfield", den „Raritätenladen" und die „Pickwickier" in guter Übersetzung bringen. Was Stefan Zweig in einem dem ersten Bande vorangestellten Essay sagt, ist das Schönste, was ein Deutscher über den lieben alten Boz geschrieben hat.

Noch auf zwei Prachtwerke des Inselverlags muß hier hingewiesen werden, die wahre Leckerbissen für Bibliophilen sind: die wunderbar echt dem besten Geschmack der Entstehungszeit nachgebildete Werther-Ausgabe und Gobineaus Renaissance. „Die Leiden des jungen Werther" erscheinen hier mit elf Kupferstichen Chodowieckis und der Wiedergabe einer im großherzoglichen Schlosse zu Weimar befindlichen Rötelstudie illustriert und ganz in Leder mit Goldpressung gebunden (10 M.). — Vor mir liegen ein völlig zerlesenes Reclam-Bändchen und ein umfangreicher Prachtband; beide enthalten die historischen Szenen vom Grafen Gobineau „Die Renaissance". Ein größerer Unterschied in der Ausstattung der beiden Ausgaben läßt sich kaum denken. Auch der innere Wert des Werkes ist für uns Deutsche gestiegen. Zwar hat die alte Übersetzung Ludwig Schemanns unbestritten ihre großen Verdienste; durch sie ist ja auch Gobineau erst bei uns eingebürgert. Aber die neue Übertragung von Bernhard Jolles wird doch noch mehr zugleich dem Geiste des Originals und der deutschen Sprache gerecht. Dreiundzwanzig meist fast unbekannte und unveröffentlichte Bildnisse der in den Szenen auftretenden Hauptpersonen bilden eine organische Ergänzung zum Text. Zu den in Lichtdruck reproduzierten Bildern hat Emil Schäffer in einer Ikonographie dankenswerte Erklärungen gegeben (Preis 11 M.).

Daß die Freude an schönen Büchern während der letzten Jahre in Deutschland stark gewachsen ist, daß bibliophile Neigungen auch in wenigbemittelten Kreisen sich bemerkbar machen, ist zum guten Teil der zielbewußten Arbeit weniger energischer und von tüchtigen Künstlern beratener Verleger zu danken. Diesen hat sich

jüngst Ernst Rowohlt in Leipzig zugesellt. Seine aus der Offizin W. Drugulin hervorgegangenen „Drugulin-Drucke" stellen typographische Musterleistungen dar. Da finden wir z. B. die Briefgedichte des jungen Goethe in großer alter Fraktur ohne irgendwelchen Buchschmuck auf gelblichem Büttenpapier gedruckt, in braunen Pappband gebunden für 2,80 M., oder Goethes Tasso und Iphigenie in einem zweifarbigen Antiquadruck für 3,80 M. Jedes der Bücher ist in Format, Type, Druckanordnung und Papier dem Charakter des Inhalts gemäß behandelt. Dadurch sind die Bände zu Kunstwerken geworden, deren Besitz des erstaunlich billigen Preises wegen für jeden erreichbar ist. Außer den genannten Dichtungen sind in dieser Sammlung erschienen: Platens „Sonette an Freunde" und „Venezianische Sonette" (je 2 M.), Kleists „Anekdoten" (2 M.), Anakreontische Oden und Lieder (3 M.), Eulenbergs „Sonette" (6,50 M.), im englischen Urtext Shakespeares „Sonnets" (3,80 M.) und in französischer Sprache Verlaines „Vers" (12 M.), Molières „Les précieuses ridicules" (3 M.), Baudelaires „Les fleurs du mal" (8 M.), sowie Prévosts „Manon Léscaut" (6,50 M.).

Mehr oder minder gute Einzelausgaben von Dichterwerken sind natürlich noch in sehr großer Anzahl auf den Büchermarkt gelangt. Aus Amelangs Taschen-Bibliothek für Bücherliebhaber (E. F. Amelangs Verlag, Leipzig) liegen vor: Heines „Buch der Lieder", Goethes „Hermann und Dorothea", eine charakteristische Auswahl von Liselottes kulturhistorisch wichtigen und menschlich so sympathischen Briefen, Shakespeares „Romeo und Julia" mit einer Einleitung von Max J. Wolff, die altfranzösische Liebesmär von Aucassin und Nicolette in einer Übertragung von F. v. Oppeln-Bronikowski und eine von Wilhelm Kosch eingeleitete Auswahl „Martin Greifs Liedertraum" aus dem „Buch der Lyrik". Die zierlichen Bücher sind auf federleichtem Papier gedruckt und in zartfarbiges Leinen gebunden. (Preis 1 M.) — Der Verlag Fritz Heyder zu Berlin gibt eine Sammlung „Bücher als Gefährten" heraus, in der der erste Teil des „Faust", eine Auswahl von Goethes Gesprächen mit Eckermann und sieben Gesänge der „Odyssee" in gutem Druck und ansprechender Ausstattung erschienen sind. Aber gibt es vom „Faust" nun nachgerade nicht überreichlich Ausgaben? und ist nicht eine Auswahl aus Goethes Gesprächen und aus Homer ganz abhängig von dem subjektiven Geschmack des Herausgebers? — Eine Sammlung der Gedichte Platens hat Albert H. Rausch bei Schirmer u. Mahlau zu Frankfurt a. M. herausgegeben und durch einen Aufsatz über „Die geistige Haltung Platens" eingeleitet. —

Das unsterbliche Hauptwerk des Meisters Franz Rabelais „Gargantua und Pantagruel" hat in Deutschland schon 1575, zweiundzwanzig Jahre nach dem Tode dieses größten französischen Schriftstellers im sechzehnten Jahrhundert, durch Johann Fischarts Übersetzung, die freilich durch zahllose Zusätze erweitert ist, Eingang und Verbreitung gefunden. Hamann, Wieland, Goethe, Tieck, Chamisso, E. T. A. Hoffmann, Immermann, Gottfried Keller, sie und viele andere Dichter sind von der kräftigen Komik und der scharfen Satire des Franzosen nachhaltig beeinflußt worden. Besonders ausgeprägt zeigt sich dieser Einfluß bei Jean Paul, der sich von Rabelais vor allem die „humoristische Paraphrase" angeeignet hat. Von „Gargantua und Pantagruel" hat Johann Gottlob Regis eine moderne Übertragung geliefert, die nun in neuer würdiger, vornehm ausgestatteter Ausgabe Wilhelm Weigand vorlegt (München, Georg Müller 1911. Zwei Bände. Preis 12 M.).

Regis, der bis zu seinem 1854 erfolgten Tode ein stilles, emsiges Gelehrtendasein führte, ist als mustergiltiger Übersetzer des Rabelais, des Bojardo, der Sonette Shakespeares und Michelangelos nur einem recht kleinen Kreis von Literaturfreunden bekannt geworden. „Man wird nicht fehlgehen, sagt Weigand im Vorwort, wenn man annimmt, daß der ungeheure Kommentar, mit dem Regis seine Arbeit belastete, — er nimmt in zwei Bänden eintausendfünfhundertsechzig enggedruckte Seiten ein — seiner Übersetzung den Weg versperrte... Ein Kommentar, dessen Text umfangreicher ist als das Werk, kann auf die ganze Welt eingehen, deren Verhältnisse Rabelais streift; denn ein Buch, das nicht nur die Antike, sondern auch das französische Mittelalter und die Zeit des ersten Humanismus in Frankreich berührt, ist unerschöpflich an Beziehungen, wie es die neueste Blüte der Rabelaisforschung beweist: es mag einem ganzen Leben Inhalt geben, weil es den Forscher mit einer unendlich reichen Vergangenheit verbindet und überall das beziehungsreichste Walten und Wägen schöpferischen Geistes verrät." Was zum Verständnis des Werkes unbedingt notwendig erschien, hat Weigand größtenteils dem gelehrten Apparat Regis' entnommen und in Fußnoten auch räumlich dem Text nahegebracht. Mit einem tiefgreifenden und aufschlußreichen Essay über Rabelais leitet der Herausgeber die Ausgabe ein, mit liebevollen Worten über Regis und die Geschichte seiner Rabelais-Übersetzung sowie einer höchst wertvollen Bibliographie des Romans beschließt Dr. Georg Pfeffer das Werk, das in unserer Übersetzungsliteratur einen Ehrenplatz zu beanspruchen hat und nun hoffentlich dauernd behalten wird. —

Man kann immer wieder die Beobachtung machen, daß Leute, die aus der Provinz nach Berlin kommen und allmählich auch die nähere und weitere Umgebung der Reichshauptstadt kennen lernen, selbst wenn sie Theodor Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" gelesen und Bilder Leistikows gesehen haben, im höchsten Grade von den Schönheiten der vielverschrienen „märkischen Sandwüste" überrascht sind. Natürlich findet der Wanderer heute vieles nicht mehr so, wie es Fontane um 1870 beobachtet und beschrieben hat. Da wird es gewiß manchen interessiren, daß in einer von Fedor v. Zobeltitz herausgegebenen Neuausgabe von Fontanes „Havelland. Die Landschaft von Spandau, Potsdam, Brandenburg" (Stuttgart, J. G. Cotta. Preis 10 Mark) der ursprüngliche Text durch Bilder illustriert wird, die die geschilderten Ortlichkeiten so zeigen, wie sie sich heute dem Auge darbieten. Fontane selbst hatte, wie er Zobeltitz gegenüber gelegentlich äußerte, die Absicht, die „Wanderungen" auf den neuen Stand der Dinge zu bringen. Er ist nicht dazu gelangt, den Plan auszuführen. Daß nun des Dichters Familie gerade Zobeltitz mit der Neuausgabe der prachtvollen lebendigen Schilderungen, „wie er es sah", betraut hat, ist dem Werke sehr zustatten gekommen; seine Berichtigungen und Ergänzungen zum Text erhöhen den Wert des schönen Buches. — Andere Werke Fontanes sind neu herausgekommen in Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane (S. Fischer Verlag, Berlin, Preis je 1 Mark): „L'Adultera", „Cecile", „Irrungen Wirrungen", „Frau Jenny Treibel". Diese billigen Ausgaben mögen der großen Gemeinde Fontanes viele neuen Freunde zuführen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographien und Briefwechsel

In Wildes „Dorian Gray“ ſpricht ſich der Titelheld über den berühmten Schöpfer ſeines Bildniſſes, Baſil Hallward, mit folgender Einſchränkung aus: „O, Baſil iſt der beſte Menſch, doch, wie mir ſcheint, etwas philiſtröſ angelegt.“ Der vollendete Lebenskünſtler Lord Henry unterrichtet darauf „den lieben Jungen“ über die äußere und innere Lebenshaltung des Künſtlers: „Baſil gibt allen Zauber, der ihm eigen iſt, ſeiner Kunſt. Die Folge iſt, daß ihm für das Leben nur ſeine Vorurteile, ſeine Grundſätze und ſein platter Menſchenverſtand übrigbleiben ... Gute Künſtler leben nur in ihren Werken, und ſie ſind daher als Perſönlichkeiten völlig unintereſſant. Ein wirklich großer Dichter iſt das unpoetiſchſte Weſen auf der Welt, aber untergeordnete Dichter ſind höchſt anziehend ... Dieſe leben in einer Poeſie, die ſie nicht ausdrücken können; die anderen dagegen bringen die Poeſie aufs Papier, die ſie nicht zu leben wagen.“ Wie jedes Paradoxon iſt auch dieſes anfechtbar, und doch iſt es auf Henrik Ibſen leicht anzuwenden. Denn Ibſen iſt ein äußerſter Fall, wie ihn das Paradoxon erfordert. Goethes Briefe an Frau v. Stein, Schillers an Körner, Kleiſts an ſeine Schweſter und Hebbels an Eliſe Lenſing — ſie laſſen uns dieſe Männer, ungeachtet ihrer Künſtlertaten, erleben, Ibſens Briefe ſind ſtumm, dürr. Keine Leidenſchaft bedrängte den Beamten der Poeſie auf ſeinem gut bürgerlich geregelten Lebenswege, eine eiſerne Tür verſchloß das Laboratorium, in dem er nach dem Ausdruck ſeines Berufsgenoſſen Fontane „apothekerte“; und arbeitete er mit gefährlichen Exploſivſtoffen, ſein Wohnhaus war geſichert vor jeglicher Gefahr angelegt. Ein Buch „Leben und Werke Ibſens“ würde in ſeinem erſten Teile mager und unbefriedigend ausfallen, und in der Tat befaſſen ſich faſt alle Ibſenbücher nicht mit der Biographie, ſondern mit der „Poeſie, die er nicht zu leben wagte“.

Das bedeutendſte Werk dieſer Art iſt **Roman Woerners „Henrik Ibſen“**, deſſen zweiter Band nach neunjähriger Pauſe dem erſten folgte. (München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung. M. 9.) Der erſte Band, der ſoeben in zweiter Auflage herausgekommen iſt, umfaßt, mit „Kaiſer und Galiäer“ abſchließend, die Jahre 1828 bis 1873, der zweite die Jahre 1873 bis 1906; doch iſt der 1869 erſchienene „Bund der Jugend“ als modernes Werk in den zweiten Band herübergenommen. Woerner erörtert in ihm die Dramen des europäiſchen Ibſen „ſo eingehend, wie der frühere Band die des norwegiſchen in allen ihren literariſchen und biographiſchen, pſychologiſchen und äſthetiſchen Vorausſetzungen prüft und beleuchtet“. Die vier Bände des Ibſenſchen Nachlaſſes ſtanden ihm dabei ſchon zur Verfügung, während für den erſten Band die zweite Auflage nachholt, was aus den inzwiſchen veröffentlichten Briefen und Entwürfen hinzuzufügen iſt. Die Erweiterung beträgt fünfzehn Seiten, der alte Text iſt an nur wenigen Stellen geändert worden, brauchte es auch nicht bei dieſem gediegenen Werke. So genügt es für den erſten Band, auf die Beſprechung von Carl Jentſch in den Grenzboten Jahrg. 59 (1900) Nr. 44 zu verweiſen.

Die Konſequenz in Ibſens Entwicklung darzutun, nachzuſpüren der Einheit der Ideen, zu erkennen das unveränderliche intelligible Ich in der empiriſchen Entfaltung, bezeichnet Woerner als ſeine vornehmſte Aufgabe. Er

erfüllt sie, indem er immer aufs neue einzelne Stücke in ihren Grundgedanken und einzelne Personen als Träger derselben Idee zusammenrückt und in solcher Gruppierung die Wiederkehr nur weniger Probleme zeigt, zugleich aber auch ihre Weiterbildung und Vertiefung, ihre Erneuerung in feinsten Spielarten (Ibsen = Skule, Ibsen = Julian, Ibsen = Solneß. Hjördis = Rebekka = Hilde, Hjördis = Hedda, Dagny = Thea). — In literarischen Vergleichen ist der Verfasser sparsam; auf Holberg wird hingewiesen, Augiers Vernouillet neben Stensgaard gestellt, der Einfluß der Frauenrechtlerin Camilla Collett erwogen. Modelle werden kurz gestreift, so das Urbild der Nora und des Volksfeindes, die Ehe des Grafen Blank in ihrem Einfluß auf den Grundplan von Rosmersholm, die Plimsollschen Särge als die Todessegler in den Stützen der Gesellschaft, Gerhart Hauptmann als Ragnar im Solneß. Neben solchen gelegentlichen Ausblicken mußte es dem ausgezeichneten Gelehrten in der Hauptsache darauf ankommen, dem Dramatiker und dem Problematiker gerecht zu werden, dem Künstler und dem Denker, dem Manne, der neue Menschen in neuer Form darstellte. Woerners Analysen beweisen, daß er den ästhetischen, psychologischen und sozialen Problemen auf den Grund gegangen ist, daß er sie durchgefühlt und durchgedacht, daß er jahrelang mit den Personen der Stücke zusammengelebt hat. Ein leuchtendes Beispiel für alle derartigen Untersuchungen ist namentlich die meisterhafte Analyse von Rosmersholm. Wie hier das Allgemeine im Besonderen nachgewiesen wird: Rosmers Sphäre — der Zustand des germanischen Christentums in seiner fortgeschrittensten ethischen Verfeinerung, Rebekkas Schicksal — das wichtigste Erlebnis der germanischen Menschheit, ihre Zähmung und Bekehrung zum Christentum, das bezeugt die Höhe des Standpunktes, der hier gewonnen wurde, und die Schärfe des Blickes, der den weitesten Umkreis des Horizontes wie das kleinste psychologische Detail gleich sicher wahrnimmt.

Die Analyse der Dramen nach Rosmersholm leidet vielleicht für manchen unter einer gewissen Voreingenommenheit Woerners gegen Ibsens symbolische Alterskunst, aber auch hier ist der Standpunkt mit großer Feinheit begründet und besonders der Epilog, jene Abrechnung des Dichters, der die Poesie nicht zu leben wagte, mit sich selbst, meisterlich erläutert. — Otto Arnstein steuerte eine alle wichtigen Erscheinungen umfassende Ibsen-Bibliographie bei.

Reinhold Gensel-Berlin

Sprachforschung

Gaunersprache und Volksmund. Schon im Jahre 1566 fand es der englische Friedensrichter Harman dienlich, das englische Rotwälsch — er nennt es „Peddelarsfrench", heute ist „Slang" dafür üblich — zum Gegenstand einer systematischen Studie zu machen. Im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts erschien eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen über die Gaunersprache, aber erst vor kurzer Zeit hat Hans Groß in seinem „Handbuch für Untersuchungsrichter" (München, G. Schweitzer) nachgewiesen, daß sie keine ersonnene Geheimsprache, sondern eine Berufssprache (Jargon) ist. Wie es dem Jäger unmöglich däucht, von Hasenohren und Auerhahnschwänzen zu reden, wie der Student unter einem Kamel, die Schriftsetzer unter Speck etwas ganz anderes verstehen, als das Lexikon vermuten läßt, so fühlte sich auch der Verbrecher angetrieben, für seine Begriffe eigene Wortwerte zu ersinnen und diese zu gebrauchen. Hierbei entwickelt sich denn freilich der Jargon ganz nach dem Wesen seiner Schöpfer und Benutzer. Selbst der Verkommenste mag die schlechte Tat nicht mit dem Ausdruck bezeichnen, den der Ehrlichdenkende dafür hat; die bekannten Folgen aber werden erst recht umschrieben, wobei Galgenhumor das Abschreckende zu verschleiern trachtet. Schließlich wurden auch die näheren Umstände, die Arten des Vorgehens, die Beuteobjekte usw. verrotwälscht, und wie die Sportsprache das Englische, der Student das Latein für seinen Jargon heranzogen, so gehen an sieben Achtel der Gaunervokabeln auf Hebräisch und die Zigeuneridiome zurück. Als entscheidend gilt die kriminalistische Beobachtung, daß kein Gauner gern vor einem Fremden seine Sprache anwendet.

Die Entlehnungen der allgemeinen Verkehrssprache aus dem Wörterbuch des Rotwälschen sind an Zahl keineswegs gering. Beinahe niemals handelt es sich um Aus-

drücke besserer Klasse, wenn auch einige darunter, wie „meistern“ (ursprünglich = betrügen, die Aufmerksamkeit ablenken), „paschen“, möglicherweise sogar „rodeln“ (= mitschleppen), dieses Avancement zurückzulegen vermochten. Ganz nahebei steht die Redensart, eine Sache oder Person habe „den rechten Schmiß“. Denn in der Gaunersprache bedeutet Schmiß tatsächlich „Anzug, Tracht“; das gleichlautende Wort der Studentensprache hat also nur die Aufnahme erleichtert. Sonst allerdings sind wiederum Beispiele einer Bereicherung des burschikosen Jargons aus dem Rotwälsch vorhanden. „Putz“ ist nicht Einkürzung von Polizist, sondern ein altes Gaunerwort, das früher den Bettelvogt ausschließlich bezeichnete, heute jedoch abstrahierend eine Ausrede bedeutet.

Leicht ist der Nachweis, daß das Rotwälsch als Jargonbildung älter sein muß als die übrigen heute noch im Schwange gehenden Berufssprachen. Der Kaufmann redet ohne Bedenken von „Ramsch“; er weiß nicht, daß das Wort die noch ungeteilte Diebesbeute meint. „Pleite gehen“ heißt eigentlich, der Polizei in die Hände fallen, und „Dalles“ bedeutet bei den Gaunern zwar auch Armut, gewöhnlich aber einen lästigen Verdachtsgrund. Selbst der „Rassauer“, d. h. einer, der einen Vorteil mit erschleicht, kommt dieses Weges, denn der Spitzbubenjargon behielt daneben noch das Zeitwort „nassenen“ = schenken. Der Zeitvertreib „Meine Tante, deine Tante“ leitet sich wirklich von der „Tante“ ab; so nennt der Gauner die Obdachgeberin für falsches Spiel. Und wenn wir hören, irgendwo sei „der ganze Bau“ versammelt gewesen, dann lohnt die Bemerkung, daß Bau schlechtweg im Rotwälsch eine Menschenansammlung ist. Oftmals hat jedoch der Volksmund dem übernommenen Wort eine völlig andere Richtung gegeben. Während die Gauner unter „Mauschel“ einen oberen Richter oder Polizeichef verstehen, gilt sonst ein ärmlicher Jude als Mauschel. Aber der Verbrecher bleibt sprachgeschichtlich im Vorteil: das Wort (hebräisch maschal = Spruch) zeigt den Spruchrichter an. Bezeichnet der Mime eine geringe Provinzbühne als „Schmiere“, so ist das eine Anleihe beim Rotwälsch: dort draußen spielt höchstens ein „Schemer“ (nämlich „Wächter“, = Statist) in allen Rollen. Indessen ist nicht jeder der Ausdrücke, die den eigentümlichen Geruch des Rotwälschen tragen, wirklich dieser Herkunft.

Ungemein befruchtend für den volkstümlichen Eintausch von Gaunerworten hat die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gewirkt. Genauer nachweisbar war es im Falle des Prozesses Dickhoff zu Anfang der 1880er Jahre. Damals wurden Ausdrücke wie „baldowern“, „fallmachen“ (eigentliche Bedeutung: in falsches Spiel locken), „Leine ziehen“ (ursprünglich das Verfahren der Dirnen auf der Straße bezeichnend), „Kassiber“, „schärfen“ (Gestohlenes absetzen) populär, und sind es geblieben. Auch Schränkzeug — eine hybride Bildung übrigens; der richtige Einbrecher sagt „Schränkschurich“ — und pfeifen für verraten, Chabrusche (chawrusse, = Diebesgesellschaft), Kümmelblättchen, Massematten (= Schwindel), ferner neuerdings „kiebig“ (= frisch) und die Interjektion „Stiele“! (= Pst! vor Uneingeweihten) hat der Gaunerjargon zum gemeinen Besten, wenn man so will, hergeben müssen. B. M.

Schelten-Wörterbuch. Die Berufs- besonders Handwerkerschelten und Verwandtes von Dr. **Heinrich Kleuz**. — Ein fleißig zusammengestelltes Büchlein, das viel aber allzu disparates Material verwertet. Schimpf- und Scherznamen aller Art sind zusammengetragen aus literarischen Quellen, aus der lebenden Sprache und dem Zeitungsdeutsch; reichlich ist die Gaunersprache herangezogen, für die der Herausgeber vielfach hebräische Herkunft aufzeigt. Allerlei Zeitläufte sind ohne weiteres nebeneinander gestellt, vielerlei Sprachgebiete berücksichtigt, das Niederdeutsche mit besonderer Vorliebe. Die Auswahl ist recht bunt; so finden wir unter Schriftsteller ebenso die Ausdrücke Pamphletist, Polygraph, Pornograph, die uns jedes Konversationslexikon erläutern mag. Die Anordnung geschah nach alphabetisch geordneten Schlagworten, die nicht immer leicht zu finden und manchmal willkürlich getrennt sind. So ist das Werklein zum Nachschlagen nicht sehr bequem. Gleichwohl ist es gut lesbar und oft herzhaft ergötzlich. Verlegt hat das Buch Karl J. Trübner in Straßburg, ein Verlag, der seit langem der Erforschung der deutschen Sprache freundliche Heimstätte bietet. P.

Finanz- und Steuerfragen

Zur Geschichte der Vermögenssteuern. Von Dr. phil. **Bruno Moll.** Duncker u. Humblot, Leipzig 1911. 3,50 M.

Die Arbeit stellt sich die Aufgabe, den Begriff der Vermögenssteuer zu erforschen. Es werden zu dem Zwecke die Steuern besprochen, die in Deutschland auf dem platten Lande bis zum vierzehnten Jahrhundert und in den Städten im Mittelalter bestanden. Auf dem Lande wurde die „Bede" vom Grund und Boden erhoben, nach der Hufe oder dem Morgenmaß. Bewegliches Vermögen wurde nur ergänzend besteuert. So mußten in Brandenburg nur die Untertanen von ihrer Fahrhabe steuern, die nicht eine Hufe besaßen. In Böhmen wurde dagegen eine allgemeine Vermögenssteuer vom beweglichen und unbeweglichen Gut erhoben, mit Selbsteinschätzung und strengen Strafen.

Auch in den Städten waren die Steuern der herrschenden Ansicht nach ursprünglich Immobiliarsteuern, bemessen nach dem Kapitalswert, nur ausnahmsweise nach dem Ertrage. Allmählich greift aber auch Mobiliarbesteuerung in den Städten Platz, in Verbindung mit den Abgaben auf Handel und Gewerbe. So haben nach der Nördlinger Erwerbssteuer Viehhändler für jede verkaufte Kuh 2 Pfennig, Fleischer eine Schlachtsteuer von 4 Pfennig für die Kuh, gewisse Handwerker schlechthin eine Steuer von mehreren Pfennigen wöchentlich zu entrichten. Häufig findet sich neben der Vermögens- noch eine Kopfsteuer. Allmählich aber treten Abgaben auf, die nach dem Arbeitseinkommen bemessen sind; so betrug die Türkensteuer in Magdeburg bei Dienstboten 2 Prozent ihres Jahreslohnes. Ebenso muß nach der Naumburger Ordnung derjenige, der keine 5 Mark besitzt, von seiner „Nahrung" steuern. Das sind die ersten bedeutsamen Ansätze einer Steuer vom Einkommen.

Der Verfasser hat ein umfangreiches Material herangezogen und gründlich bearbeitet. Seine Schrift bildet einen wertvollen Beitrag zur wissenschaftlichen Erkenntnis der Vermögenssteuer.

Finanzreform in Österreich. Von Dr. **Ferdinand Schmid.** H. Laupp, Tübingen 1911. 4 M.

Die Abhandlung, die zuerst in der „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft" von Bücher erschien, beschäftigt sich mit den finanziellen Schwierigkeiten, unter denen in Österreich Staat, Länder und Gemeinden zu leiden haben. Zur Kennzeichnung der Finanzlage führt der Verfasser an, daß Zuschläge von mehreren Hundert Prozent in Stadt und Land nicht zu den Seltenheiten gehören und daß in Südtirol solche von über 1000 Prozent vorkommen. Er erörtert eingehend die Mittel zur Abhilfe und bespricht insbesondere fünfzehn Vorschläge einer Landessteuer, u. a. auf Zündhölzchen, Zucker, Licht, Wein, Mineralwasser, auch „die jetzt in Mode kommende Wertzuwachssteuer". In der Kritik der staatlichen Finanzvorschläge billigt Schmid die Wein- und Branntweinsteuer, verwirft hingegen eine Tantiemesteuer für Verwaltungsräte und eine Zusatzsteuer für Aktiengesellschaften. Mit Unrecht wendet er sich m. E. gegen eine Erhöhung der Einkommensteuer von 20000 Kronen aufwärts. Ich halte es für gleichgültig, ob diese Steuer nur den Charakter einer Ergänzungssteuer hat, wie der Verfasser anführt; der Hinweis auf die Zurückhaltung, die man in Preußen bei den höheren Einkommen übe, ist um so weniger beweiskräftig, als man genötigt sein wird, diese Zurückhaltung bei der nahe bevorstehenden preußischen Reform aufzugeben. Auch der von Schmid bekämpfte Vorschlag einer Junggesellensteuer erscheint mir recht erwägenswert. Die Regierung will nämlich die Einkommensteuer für Einzelpersonen um 15 Prozent, für zu zweit lebende Familienglieder um 10 Prozent erhöhen. Das entspricht als Regel nur der Billigkeit, auch wenn es in einzelnen Fällen zu einer Härte führen sollte. Mit der Reform der Erbschaftssteuer ist Schmid grundsätzlich einverstanden, doch hat er Bedenken gegen Steuersätze von 15 und 18 Prozent und verweist auf die erbitterten Kämpfe, die die Erbschaftssteuer in Deutschland hervorgerufen habe. Diese Kämpfe drehten sich indessen nur um die Ausdehnung der Steuer auf Kinder und Ehegatten, nicht um die Frage, ob weitere Verwandte nachdrücklich besteuert werden dürfen, wenn ihnen eine Erbschaft als müheloser Gewinn in den Schoß fällt; deswegen bestehen in Deutschland wie in anderen Ländern je nach der Entferntheit der Verwandtschaft und

der Höhe der Erbschaft Steuersätze, die noch über 18 Prozent hinausgehen.

Daß die Schmidsche Arbeit eine Fülle von Anregungen bietet, bedarf nach den obigen Beispielen keiner weiteren Darlegung.

Entwicklung und Ergebnisse der Wertzuwachsbesteuerung im Königreich Sachsen. Von Dr. H. Freiherrn **Leuckart v. Weißdorf.** Röder u. Schunke (Roßbergsche Buchhandlung), Leipzig 1911.

Der Verfasser gibt mehr, als er verspricht. Er erörtert das Wesen und die Bedeutung der Steuer vom Wertzuwachs und die dagegen vorgebrachten Einwendungen. Mit Recht macht er geltend, von Konfiskation könne man nicht bloß bei dieser, sondern bei jeder Steuer sprechen; ob es erlaubt sei, den Wertzuwachs überhaupt zu besteuern, müsse am letzten Ende das Gefühl entscheiden. Daß auch der Gewinn bei Mobilien besteuert werden könne, spreche nicht gegen die Heranziehung von Immobilien. Wird die Spekulation durch die Auflage gehemmt, so wird auch eine Preissteigerung verhindert. Gleichwohl räumt v. Weißdorf ein, daß bodenpolitische Wirkungen von der Maßregel schwerlich zu erwarten sind (S. 23). Eingehend schildert er sodann die Entwicklung der kommunalen Besteuerung des Wertzuwachses im Königreich Sachsen. Am 1. April 1910 hatten siebzig Gemeinden die Steuer eingeführt, darunter elf Städte. Nach den bisherigen Erfahrungen in diesen Gemeinden hat sich die Abgabe als kommunale finanziell gut bewährt, eine Abwälzung der Steuer ist nicht erfolgt, Miet- und Bodenpreise sind nicht gestiegen, weder der Grundstücksverkehr, noch die Bautätigkeit hat gelitten. Freilich ist der Wert derartiger Beobachtungen kein unbedingter; es ist schwer zu bestimmen, welche Verhältnisse eingetreten sein würden, wenn die Steuer nicht auferlegt wäre. Diesen Bedenken verschließt sich der Verfasser nicht. Seine ganze Arbeit zeichnet sich durch volle Beherrschung des Stoffes und durch eine erfrischende Unbefangenheit und Klarheit des Urteils aus.

Reichsfinanznot — Reichsfinanzreform — Reichspolitik. Von **Ludwig Herz.** Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg. 50 Pf.

Der Führer der nordhannoverschen Liberalen schildert den Streit um die Finanzreform von 1909. Er führt uns die Finanzlage des Reiches vor Augen, die Vorschläge der Regierung und demnächst die Beschlüsse des Reichstags. Amtsgerichtsrat Herz hat sich mit den in Betracht kommenden Steuerfragen eingehend beschäftigt und versteht es, in lebendiger Schilderung den Leser in den heftigen Streit jener Tage zurückzuversetzen. Mit Nachdruck bekämpft er die Einwendungen, die gegen die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf Kinder und Ehegatten erhoben wurden. In bezug auf den Regierungsentwurf über die Erbrechtsreform ist ihm ein Irrtum untergelaufen. Die Regierung hat ihn nicht fallen lassen; in der Sitzung des Reichstags vom 5. Juli 1909 vereinigte er hundertsechsunddreißig Stimmen auf sich. Die nationalliberale Partei stimmte unter Führung der Abgeordneten Junck und Bassermann geschlossen dafür. Eine Mehrheit von hundertneunzig Stimmen lehnte jedoch die Vorlage ab.

Daß in einer politischen Streitschrift auch scharfe Wendungen vorkommen, ist nur natürlich; aber auch diejenigen, die auf anderem Standpunkte stehen, wie der Verfasser, werden seinen temperamentvollen Ausführungen mit Interesse folgen.

Justizrat Bamberger-Aschersleben

Staatswissenschaft

Vom Handwörterbuch der Staatswissenschaften. (Jena, Verlag von Gustav Fischer.) Das monumentale Werk ist nun vollendet; im Juli war der siebente, im August der fünfte Band fertig geworden, und nun liegt der achte, der Schlußband, vor uns. Auch in diesen drei Bänden finden sich eine Anzahl neue Artikel, während andere bedeutend erweitert, manche völlig umgearbeitet worden sind. Von den 171 Artikeln des fünften Bandes seien nur folgende genannt, deren Überschriften für sich allein schon vom Wert und der Wichtigkeit dieser Enzyklopädie einen Begriff geben: Gewinnbeteiligung; Giroverkehr; Gold und Goldwährung; Gotenburger Ausschankſystem; Grenznutzen (sehr ausführlich; auch wie der Grenznutzen im Staatshaushalt schon berücksichtigt worden ist, ehe seine Theorie formuliert war, wird dargestellt); Grundbesitz (Bodenrechtsordnung von Adolph Wagner, Geschichte des Grundbesitzes von Lamprecht, Stellung des ländlichen und des städtischen Grund-

besitzes in der Volkswirtschaft von Conrad, Statistik von Wirminghaus); Handel und Handelsbilanz; Handelsgenossenschaften (ihre Formen von Laband, die volkswirtschaftliche Bedeutung von Ehrenberg); Handelspolitik; Handelsrecht; Handelsstatistik; Handelsunterricht; Handwerk (von Stieda); Haushaltung; Heimstädtenrecht; Hilfskassen; Hypothekenbanken; Hypothekenschulden; Hypotheken- und Grundbuchwesen; Identitätsnachweis; Industrieausstellungen; Innere Kolonisation; Innungen; Invalidenversicherung; Irrenrecht; Kapitalrentensteuer; Kaufmannsgerichte; Kleinbahnen. Der letzte und längste Artikel: Kolonien und Kolonialpolitik von G. Zoepfl — er ist 234 Spalten lang; das Literaturverzeichnis allein füllt 11½ Spalten — dürfte Schuld daran gewesen sein, daß sich die Vollendung des fünften Bandes so lange verzögert hat. Der steigenden Bedeutung der Kolonien für den Ausfuhrhandel der Mutterländer wird darin durch ausführliche statistische Nachweise Rechnung getragen. Auch wird die Polemik der deutschen Theoretiker der Sozialdemokratie gegen den Erwerb von Kolonien dargestellt und über die Kritik berichtet, welche diese Polemik von den Führern des revisionistischen Flügels der Partei erfährt. Unter den 199 Artikeln des siebenten Bandes finden wir: Rabattsparvereine; Reblaus; Recht (von Stammler); Recht auf Arbeit (von Georg Adler und Gustav Mayer); Reichsfinanzen (von v. Eheberg, mit der ausführlichen Geschichte der Finanzreform von 1909); Religionsstatistik; Rentengüter; Rittergut; Säuglingsfürsorge; Schankgewerbe; Scheck; Schiffahrt (Politik und Statistik von Lexis, Seeschiffahrt und Völkerrecht von Loening); Schuldverhältnisse; Schulhygiene und Schularztwesen; See- und Binnenfischerei; Seide und Seidenindustrie; Sicherheitsmänner (im Bergbau); Sicherung der Bauforderungen; Silber und Silberwährung; Sklaverei; Sozialdemokratie; Sozialismus und Kommunismus; Sozialkonservative Bestrebungen; Sparkassen; Spekulation; Spiel; Spiritusring; Staat (Allgemeine Staatslehre von Loening, der Staat in nationalökonomischer Hinsicht von Adolph Wagner); Staatsschulden; Städtevereinigung; Statistik (die amtliche Statistik des Deutschen Reiches, Preußens, der übrigen deutschen Bundesstaaten, des Auslands, die städtischen statistischen Ämter werden jedes in einem besonderen Artikel behandelt); Stellenvermittelung und Arbeitsnachweis; Steuer (von v. Eheberg); Stiftungen; Submissionswesen; Suezkanal; Syndikate; Tabak und Tabaksteuer; Tarifvertrag; Theaterrecht; Tierhalterhaftung; Transport; Trusts. Über alle diese Gegenstände und drängenden Probleme und viele andere von nicht geringerer Wichtigkeit erhält der Benutzer des Handwörterbuchs die denkbar zuverlässigste Auskunft. Unter den Männern, denen besondere Artikel gewidmet sind, findet sich dieselmal auch John Ruskin als „Vertreter der ethischen Schule der Nationalökonomie auf englischem Boden". Weit ausführlicher als in der ersten Ausgabe wird Thomas v. Aquin behandelt in vier Haupt- und zwölf Unterabschnitten. Die Überschriften der Hauptabschnitte lauten: Verhältnis der Scholastik zum mittelalterlichen Wirtschaftsleben; die Arbeit nach thomistischer Auffassung; Thomas' Stellung zum Privateigentum; Thomas und der wirtschaftliche Verkehr. Da die stärkste unserer Parteien auf den Aquinaten schwört, so kann der Politiker die Kenntnis seiner Lehren und Grundsätze nicht entbehren. — Der Schlußband enthält ein Sachregister und ein Verzeichnis der Autoren. Mehr als dreihundert Gelehrte, Größen ersten Ranges von internationaler Bedeutung, haben an dem großen Werke gearbeitet.

Carl Jentsch-Neiße

Reichsspiegel

(vom 4. bis 10. Dezember)

Kehraus

Der tote Reichstag — Ergebnisse seiner Tätigkeit — Des Übels Grund — Der neue Reichstag

Der seit zweieinhalb Jahren „sterbende" Reichstag ist am 6. Dezember endlich eines natürlichen und sanften Todes entschlafen. Recht froh sind wir seiner, an dessen Wiege so viel nationale Hoffnungen standen, nicht geworden, und den gesetzgeberischen Ergebnissen seiner Tätigkeit haben wir alle Ursache mit Skepsis gegenüberzustehen. Meist sind es Produkte einer durch nichts gehemmten Kompromißpolitik, deren oberster Grundsatz lautet: irgendetwas muß zustande kommen! Unter solchem Grundsatz leiden naturgemäß wissenschaftliche und politische Prinzipien, und in den Gesetzen selbst finden wir keinen logischen Zusammenhang der Einzelbestimmungen, sondern ein Mosaik von Einzelinteressen, die sich während der parlamentarischen Behandlung zur Geltung bringen konnten. Solange Konservative und Liberale zusammengingen, wurde noch einiges Einheitliches erzeugt: Das Reichsvereinsgesetz, das Börsengesetz und die Novelle über Majestätsbeleidigungen bedeuten gegenüber den früheren Zuständen recht anerkennenswerte Fortschritte. Aber mit dem Zusammenbruch der „großen" Reichsfinanzreform begann eine Ära der Gesetzmacherei, die den verbündeten Regierungen noch manche harte Nuß zu knacken geben dürfte. Die elsaß-lothringische Verfassungs- und Wahlrechtsreform, die Reichsversicherungsordnung, das Privatbeamtenversicherungsgesetz und das Gesetz über die Reichswertzuwachssteuer — alle diese Gesetze tragen in vielen Punkten die Einwirkungen einer in den Sitzungssaal des Reichstags verpflanzten Wahlagitation an der Stirne. Gerichte, Polizei und Verwaltungsbeamte werden ebenso wie die einzelnen Staatsbürger die Mängel aller dieser Gesetze bald zu spüren bekommen, diese durch vermehrte Unbequemlichkeiten und Kosten, jene durch vermehrte überflüssige Arbeit.

Für diese geringen Ergebnisse die Parteien des Reichstages allein oder auch nur in erster Linie verantwortlich machen zu wollen, hieße indessen ihnen Unrecht tun. Selbst das Versagen der Konservativen bei der Reichsfinanzreform, das wir lebhaft bedauern, wird man verstehen, ja entschuldigen können, wenn man dem Übel auf den Grund geht. Unser deutsches Regierungssystem, die Reichsver-

fassung und mit ihr die Zusammensetzung des Reichstags bezüglich der in ihm vertretenen Parteien entspricht nicht mehr den Anforderungen einer an vielen Segnungen reichen Entwicklung von vierzig Friedensjahren. In der Volksvertretung kommen nicht mehr die wahren Anschauungen der Nation zum Ausdruck, sondern die einiger mächtiger gutorganisierter wirtschaftlicher Gruppen (bisher Gewerkschaften, Zentralverband deutscher Industrieller, Bund der Landwirte), denen als einziger bedeutsamer Vertreter ideeller Werte der im Zentrum organisierte Ultramontanismus gegenüber steht. Die Zahl der mächtigen wirtschaftlichen Verbände mit politischen Zielen hat sich inzwischen vermehrt um den Hansabund und Bauernbund, und es fehlt nur noch eine Organisation der geistigen Arbeiter (Beamten, Gelehrten, Ärzte usw.), um die Auflösung der Nation in die neuen Stände vollständig zu machen.

Wir haben keine Ursache, zu hoffen, daß der neue Reichstag wesentlich anders aussehen wird wie der alte. Ein Blick in die Wahlaufrufe der politischen Parteien, eine flüchtige Durchsicht der Nachrichten über den Gang des Wahlkampfs lehren, daß eigentlich nicht die Parteien, sondern die großen Wirtschaftsverbände kämpfen. Die Zugehörigkeit zu einer Partei bildet eigentlich nur das fadenscheinige Mäntelchen, unter dem die Jacke des Landbundes oder der Gürtel der Hansa oder sonst einer wirtschaftlichen Interessengruppe schimmert. Darum dürfen wir uns von den neuen Wahlen auch keinen wesentlich neu gestalteten Reichstag versprechen, gleichgültig, ob er ein wenig mehr ins bläuliche oder rötliche spielt. Auch hierfür sollte kein Verständiger die Parteien tadeln; sie sind, wie alles um uns, nur Ergebnisse einer gewissen historischen Entwicklung. G. Cl.

Papstkirche und Staat

Das Motu proprio vom 9. Oktober 1911 — Die Bulle von 1869 — Praktische Folgen — Politische Folgen

Kürzlich hat Pius der Zehnte sich wieder einmal bemerkbar gemacht, und sein neuester Erlaß beginnt die Aufmerksamkeit immer weiterer Kreise zu erregen, und das mit vollem Recht. Denn das vom 9. Oktober datierte und in dem Heft der Acta apostolicae sedis vom 10. November publizierte Motu proprio bedeutet einen geradezu ungeheuerlichen Eingriff in die Rechte des modernen Staates. Wir setzen die Hauptstelle daraus hierher: „Jeder Privatmann, sei er weltlichen oder geistlichen Standes, männlichen oder weiblichen Geschlechts, der irgendwelche geistliche Personen, sei es in einer Kriminal- oder Zivilsache, ohne Erlaubnis der kirchlichen Behörde vor das weltliche Gericht zieht und zu öffentlichem Erscheinen dort nötigt, verfällt der speziell dem Papste vorbehaltenen Excommunicatio latae sententiae. Was aber hiermit verordnet ist, soll, so wollen wir's, volle Gültigkeit haben, ohne daß irgendwelche gegenteilige Entscheidungen im Wege stehen." Was bedeutet dieser Erlaß? Er bedeutet ein Zurückkehren zu den schärfsten Theorien des Mittelalters über das Verhältnis von Staat und Kirche, wie sie in den kurialistischen Publikationen von Pseudo-Isidor an bis zu den Erlassen Bonifazius des Achten ausgesprochen. Was man da gewollt, will auch Pius der Zehnte: den Priester über alle staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse erheben, und ihm im Interesse der Weltherrschaft der Kirche, beziehungsweise des Papsttums eine

einzigartige Stellung zuweisen. Wir wollen dem Papst dankbar sein, daß er so offen seine Karten darlegt, und die Völker sollen sich das merken.

Jene bekannten Ansprüche der mittelalterlichen Kirche waren in neuerer Zeit schon wiederholt worden. Pius der Neunte hatte in seiner Bulle Apostolicae sedis von 1869 alle diejenigen mit dem großen Kirchenbann bedroht, welche bewirkten, daß ein staatlicher Richter einen Geistlichen vor Gericht zog. Jene Bestimmung Pius des Neunten wurde jedoch durch den diplomatischen Leo den Dreizehnten in einem Rundschreiben der Inquisitionskongregation von 1886 dahin erklärt und eingeschränkt, daß von jener Exkommunikation der Privatmann unbetroffen bleibt, der irgend ein Einschreiten des staatlichen Richters gegen einen Geistlichen veranlaßt, wohl aber der Gesetzgeber erreicht wird, der Gesetze erläßt, ohne auf den besonderen Gerichtsstand der Geistlichen Rücksicht zu nehmen. Dieser Standpunkt war also ein wesentlich milderer; er wahrte in der Theorie den Anspruch Roms auf einen besonderen Gerichtsstand der Geistlichen, griff aber so gut wie gar nicht in die Praxis des Rechtslebens der Staaten ein. Von irgend welchem Konflikte z. B. in Deutschland ist auch nichts bekannt geworden.

Ganz anders ist der Zustand, der durch das Motu proprio Pius des Zehnten geschaffen worden ist. Jetzt wird mit der Forderung, daß der Geistliche einen besonderen Gerichtsstand, das privilegium fori des kanonischen Rechts, besitzen müsse, voller Ernst gemacht. Jede Privatperson, die einen Geistlichen vor Gericht bringt, ohne zuvor die Erlaubnis des Bischofs eingeholt zu haben, begeht ein gottschänderisches Verbrechen und verfällt ohne weitere formelle Erklärung durch die Kirche der großen Exkommunikation.

Was bedeutet das in der Praxis? Nun, jeder Staatsanwalt, der einen Geistlichen wegen einer vor dem Gesetz strafbaren Handlung verfolgt, ohne den Bischof vorher um Erlaubnis zu fragen, ist eo ipso exkommuniziert. Gesetzt auch, er wollte als eifriger Katholik diese Forderung erfüllen, würde nicht durch die Nachfrage und die dadurch bedingte Verzögerung die im Strafverfahren oft nötige Schnelligkeit einfach illusorisch? Jeder Richter, der einen Prozeß gegen einen Geistlichen einleitet, ob ein Straf- oder Zivilverfahren ist gleichgültig, verfällt der Exkommunikation, wenn er nicht vorher beim Bischof die Erlaubnis eingeholt hat. Man bedenke, in welche Konflikte diese Anordnung die Beamten bringen muß, die zugleich treue Diener des Staates und treue Katholiken sein wollen. Ferner: jede Privatperson, die von einem Geistlichen beleidigt worden ist, darf ihn ohne Erlaubnis des Bischofs nicht verklagen. Bedenken wir, wie viele Beleidigungen gerade von Zentrumskriegern in der Soutane in den Wahlkämpfen gegen Andersdenkende ausgestoßen zu werden pflegen! Jeder Privatmann, der von einem Geistlichen oder einer geistlichen Korporation sich übervorteilt fühlt oder von ihnen Schulden einzuklagen hat, wird exkommuniziert, wenn er sich zu der Klage nicht die Erlaubnis des Bischofs vorher eingeholt hat. Bei der regen Beteiligung der katholischen Geistlichen und geistlichen Kongregationen an Handelsgeschäften dürften derartige Konflikte oft genug vorkommen. Wird der Bischof diese Erlaubnis immer geben, wird er sie von seinem Standpunkt aus nicht in den meisten Fällen verweigern müssen, um des Ansehens der Kirche willen? Wohin man sieht, also eine Menge von Zündstoff und Reibungsflächen, so daß der Streit sehr leicht entbrennen kann.

Werden die Völker, wird unser Deutsches Reich sich das gefallen lassen? Wie verlautet, rüstet man sich in dem Landtage des Königreichs Sachsen, dessen wackerer König schon einmal den Übergriffen des Papstes mannhaft entgegengetreten ist, zu einem engergischen Auftreten gegen den Papst. Aber wird Sachsen das einzige Land bleiben, wird Preußen, wird das Reich sich das alles stillschweigend gefallen lassen? Wie viel hat sich schon das Reich von Rom in neuester Zeit bieten lassen und hat den zweidrittel Protestanten seiner Bewohner die stärksten Belastungsproben für ihre Geduld zugemutet! Soll auch jetzt an den offiziellen Stellen stillgeschwiegen werden? Das deutsche evangelische Volk, und nicht nur dieses schweigt nicht. In seltener Einmütigkeit haben die Blätter aller Richtungen von rechts nach links das Vorgehen des Papstes auf das Schärfste verurteilt, nur die Deutsche Tageszeitung hat es wegen ihrer engen Beziehungen zum Zentrum zu verteidigen oder zu entschuldigen gesucht. B.

Bank und Geld

Wirtschaftlicher Aufschwung und Geldteuerung — Die Entwicklung und der Geldbedarf der Industrie — Fr. Krupp, A.-G. — Streikbewegungen — Deutsches und französisches Kapital in Industrie und Kolonialunternehmungen — Animierbankiers und Aufklärung

Die endgültige Lösung des politischen Wirrsals, dessen letzte verschlungene Fäden die kürzliche Auseinandersetzung über die deutsch-englischen Beziehungen bloßlegte, hat wie die Befreiung von einem Alpdruck gewirkt. Mit welchem Optimismus die Börse daran ging, ihre Auffassung zu revidieren, ist bereits in der letzten Übersicht an dieser Stelle geschildert worden. Früher aber, als man erwartet haben mochte, wird jetzt die Quittung für den an den Tag gelegten Übereifer präsentiert und zwar in Gestalt einer recht empfindlichen Geldverteuerung, die anscheinend der Hoffnung den Garaus machen wird, das Ende des Jahres werde keine weitere Diskonterhöhung bringen. Nachdem die Geldversorgung am Ultimo sich noch zu verhältnismäßig leichten Sätzen vollzogen hatte, ist im Anfang des Monats der Privatdiskont in bedenkliche Nähe der Bankrate gerückt. An sich kann diese Geldverteuerung nicht Wunder nehmen. Die lebhafte Börsentätigkeit, das Wiedererwachen des Spekulationsgeistes, die stark gestiegenen Kurse absorbieren schon an der Börse bedeutende Mittel. Noch mehr aber fällt in das Gewicht der Einfluß, den die lebhafte und stark zunehmende Beschäftigung der Industrie, die Preissteigerung der Lebensmittel und landwirtschaftlichen Produkte, die Verteuerung wichtiger Rohmaterialien, wie Roheisen, Kupfer, Zink auf den Geldmarkt ausüben. Es ist ganz unvermeidlich, daß unter diesen Umständen ein starkes Wachstum der Kapitalsnachfrage und ein Steigen des Zinsfußes eintritt. Und wir haben mit letzterem um so eher zu rechnen, als die recht belangreichen amerikanischen Guthaben, welche auf etwa 200 Millionen Mark geschätzt werden, unseren Bedarf kaum auf die Dauer alimentieren werden. Denn in den Vereinigten Staaten spielte sich der gleiche Vorgang ab wie hier: das Wiedererwachen der Effektenspekulation, Hausse an der Börse, größere Regsamkeit in der Industrie und vor allem die Finanzierung der richtigen Baumwollernte haben die Geldflüssigkeit schnell versiegen lassen. So werden aller Voraussicht nach die Gelder Wallstreets noch in diesem Monat ihren Rückweg über den Ozean antreten

und wir werden, da die übrigen ausländischen Guthaben kaum die Höhe der amerikanischen Gelder erreichen, in der Hauptsache unsere Bedürfnisse aus eigenen Mitteln bestreiten müssen. Daher wird frühzeitig zum Sammeln geblasen und vor Überspannung des Kredits und Überspekulation gewarnt. Indessen darf man billig bezweifeln, ob Mahnungen allein das Ziel erreichen werden und ob es dazu nicht des viel stärkeren Zwangs der Verhältnisse bedarf. Man darf nicht übersehen: für die Entwicklung des Geldmarktes ist die Effektenspekulation von ungleich geringerem Einfluß als die anderen Komponenten des Wirtschaftslebens, vor allem die Industrie. Dieses mächtige Schwungrad, einmal in Gang gesetzt, läßt sich aber nicht nach Belieben aufhalten oder verlangsamen. Monat um Monate steigen die Produktionsziffern von Kohle und Eisen. Der Monat November bedeutet mit einem Tagesdurchschnitt von nahezu 44000 Tonnen das Maximum der bisherigen deutschen Roheisenproduktion; die Versandziffern des Stahlwerksverbandes wiesen namentlich für Halbzeug nie gesehene Rekordleistungen auf, die Kohlenförderung und der Absatz sind so rege, daß das Kohlensyndikat seine Zechen weit über deren natürliche Beteiligung hinaus beschäftigen kann: solche Entwicklung, solche fieberhafte Anspannung der Leistungsfähigkeit müssen mit Naturnotwendigkeit zu einem starken Kapitalbedarf und vor allem auch zu starker Investition führen. Der Einzelne ist solcher Bewegung gegenüber machtlos, er wird mitgerissen und auch die Bankwelt kann, wie vielfältige Erfahrung zeigt, nur schwer die Grenze erkennen, wo weitere Kreditzufuhr eine Überhitzung des Kessels bedeutet.

In der Tat, die augenblickliche Lage der schweren Industrie ist glänzend; der Jahresabschluß unseres größten Montanunternehmens, der Aktiengesellschaft Friedrich Krupp, beweist zur Genüge, wie einträglich schon die Verhältnisse des letzten Jahres, das doch wahrlich recht viel Unsicherheit in seinem Schoße barg, sich für die Stahlindustrie gestaltet haben. Welche Gewinnziffern! Um volle sieben Millionen, mehr als ein Drittel ist der Reingewinn gegen das Vorjahr gestiegen und hat damit den höchsten Stand in der Geschichte des Unternehmens erreicht. Gleichwohl aber wird die Dividende auf dem bisherigen Niveau gelassen und das stattliche Mehrergebnis ganz zur inneren Kräftigung verwandt. Man sieht, die Verwaltung rüstet sich bei Zeiten gegen die Veränderlichkeiten der Konjunktur. Das scheint fast übertriebene Vorsicht, aber gerade die Lehren des letzten halben Jahres haben, wie sie die Veranlassung zu so behutsamer Geschäftspolitik gaben, so auch deren Richtigkeit in helles Licht gesetzt. Ist doch, ganz abgesehen von den Überraschungen der Politik, die Industrie stets auch Fährlichkeiten anderer Natur ausgesetzt. Der große Metallarbeiterstreik in Berlin, der schon zur Aussperrung von sechzigtausend Arbeitern geführt hatte, ist glücklicherweise noch im letzten Augenblick durch eine Verständigung beigelegt worden. Damit wurde eine Gefahr beseitigt, die schon vor einigen Monaten von Thüringen und Sachsen aus der Metallindustrie gedroht hatte, eine Gefahr, die bei der Größe und Stärke des Verbandes der Metallarbeiter nicht unterschätzt werden darf und trotz des augenblicklichen Friedensschlusses jeden Augenblick wieder auftauchen kann. Gährt es doch auch in anderen Industriezweigen: auch in der Berliner Konfektion tobt ein Kampf zwischen Arbeitgebern und Heimarbeitern um bessere Arbeitsbedingungen, eine ständige Begleiterscheinung günstiger geschäftlicher Konjunktur.

Die Gunst der Lage wird durch die Großindustrie in weitschauender Weise ausgenutzt. Schon früher habe ich gelegentlich darauf hingewiesen, wie die deutsche Eisenindustrie ihren Schwerpunkt nach und nach immer mehr nach Westen verschiebt, wie an der deutsch-französischen Grenze auf deutschem Boden gewaltige Anlagen von süddeutschen, luxemburgischen und rheinischen Firmen, insbesondere von Thyssen und der Gute Hoffnungshütte errichtet worden sind, und wie die rheinische Großindustrie sich Einfluß bei der Ausbeutung der reichen französischen Erzvorkommen im normannischen Becken zu sichern bestrebt ist. In gleicher Weise sind nun an der Grenze auch bedeutende Unternehmungen der französischen Stahlindustrie entstanden, so daß sich dort bereits zehn große französische und sechs bedeutende deutsche Stahlwerke gegenüber liegen. Diese überraschende Entwicklung basiert hauptsächlich auf dem reichen französischen Erzrevier, dessen Ausbeutung durch die deutsche Saarkohle ermöglicht wird. So erwächst dort ein Industriebezirk, welcher die gleiche wirtschaftliche Basis, daher völlig homogene Interessen hat aber durch die Landesgrenze in zwei Lager geteilt ist. Diese Eigentümlichkeit der Lage drängt dazu, die nationalen Unterschiede gegenüber der Gleichheit der bedeutenden wirtschaftlichen Interessen zurückzustellen und eine Verständigung zwischen den beiden Gruppen in die Wege zu leiten. Ansätze und Versuche zu einem solchen Hand-in-Hand-gehen französischen und deutschen Kapitals haben sich bereits gezeigt; eine Herstellung festerer und dauernder Beziehungen, die von der politischen Entspannung beider Länder vielleicht erhofft werden darf, würde für dieses mächtige und doch erst im Anfang seiner Entwicklung stehende Industriegebiet von der allergrößten Tragweite sein.

Wenn man sich solchen Hoffnungen auf die wirtschaftliche Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich hingibt, darf man freilich nicht übersehen, daß auf einem anderen Gebiet der Versuch einer solchen soeben von französischer Seite vereitelt worden ist. Es handelt sich dabei um die Konzessionsgesellschaften in dem Deutschland zugefallenen Teile des Kongogebietes. Diese Konzessionsgesellschaften betreiben die Ausbeutung jener Gebiete in Äquatorialafrika in einer Weise, welche nicht das Programm unserer Kolonialregierung sein kann. Es liegt daher im Interesse einer verständigen Kolonialpolitik, dem deutschen Kapital eine Einflußnahme auf diese Gesellschaften zu ermöglichen. Dieser Versuch ist aber hinsichtlich der bedeutendsten dieser Unternehmungen, der Société Forestière Sangha-Oubanghui, welche aus der Zusammenfassung von elf französischen Konzessionsgesellschaften entstanden ist, vorerst gescheitert. Denn das Bestreben einflußreicher deutscher Finanzkreise und Banken, sich an diesem Unternehmen, soweit deutsches Kongogebiet in Frage kommt, zu beteiligen, ist durch das Dazwischentreten eines Konsortiums vereitelt worden, welches einen erheblichen Teil des Aktienkapitals einer Pariser Bankengruppe verschafft hat, so daß diese mit einer ihr zustehenden Option über die Majorität verfügt. Damit ist der Einflußnahme deutschen Kapitals ein Riegel vorgeschoben, denn die deutschen Banken werden nicht ein Agio von 250 Prozent für Aktien einer Gesellschaft zahlen wollen, auf deren Geschäftsgebaren sie keinen Einfluß haben. Man wird daher wohl die Société Forestière ihrem Schicksal überlassen, das sich unter dem Einfluß der zu erwartenden deutschen Verwaltungsmaßregeln gegen den Raubbau kritischer gestalten wird, als wenn deutscher Einfluß in der Gesellschaft einer Verständigung

mit der Regierung die Wege geebnet hätte. An dem Prosperieren dieser oder anderer Gesellschaften in den neuen Gebieten hat Deutschland kein Interesse, aber es ist zu bedauern, daß der naturgemäße Weg, durch eine Verständigung die vorhandenen Gegensätze zu versöhnen, durch eine kurzsichtige oder übelwollende Geschäftspolitik der Franzosen verlegt worden ist.

In Budapest ist nach langwieriger Verhandlung ein herbes Urteil über einen der berüchtigten ungarischen Animierbankiers gefällt worden, der seine Opfer hauptsächlich in den Kreisen des deutschen Publikums gesucht hat — mit welchem Erfolg, beweist die Tatsache, daß er in drei Jahren 800 000 Kronen verdienen konnte, ohne überhaupt ein nennenswertes Geschäftskapital zu besitzen. Die Methode, nach der dieser Winkelbankier arbeitete und mit der er die Vertrauensseligen in das Garn lockte, war die altbewährte der Herausgabe eines anscheinend unabhängigen, in Wahrheit ausschließlich in seinem Interesse redigierten Finanzblattes, welches wöchentlich in einer Million (!) Exemplaren verschickt wurde. Es ist kaum zu glauben, daß eine so grobe Art des Bauernfangs in Deutschland immer wieder Erfolg haben kann. Welche erschreckende Unkenntnis in den elementarsten Dingen des Finanz- und Geldwesens muß doch in weiten Kreisen des deutschen Publikums und zwar eines Kapitalistenpublikums verbreitet sein! Denn dieser Übeltäter ist doch nur einer unter Hunderten. Tag für Tag kann man in der Tagespresse Warnungen vor ausländischen Schwindelfirmen lesen, der Zentralverband deutscher Banken und Bankiers bemüht sich, das Übel wenigstens im Inland durch Strafverfolgung und Aufklärung auszurotten, aber alle Mühe ist anscheinend vergebens. In Deutschland und zwar fast ausschließlich in Deutschland findet jenes Gaunertum ein lohnendes Arbeitsfeld, und anscheinend in den letzten Jahren in steigendem Maße. Wie ist das zu erklären? Doch wohl nur damit, daß hier der Wohlstand, der Besitz verfügbarer, wenn auch kleiner Kapitalien sich stärker vermehrt hat, als die Fähigkeit, mit dem Gelde zu wirtschaften und es nach den Regeln verständiger Vermögensverwaltung anzulegen. Hier ist noch viel Aufklärungsarbeit zu verrichten. Kaufmännischer Geist und kaufmännisches Wissen zum Gemeinbesitz eines ganzen Volkes zu machen, erfordert Mühe und Zeit, die Arbeit von mehr als einer Generation. Diese Arbeit ist aber unerläßlich für ein Volk, das, wie das deutsche, Anspruch auf eine führende Rolle in der Volkswirtschaft erhebt.

Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)
Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der Grenzboten, Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

591. **I. Beigeordneter**, bald (12000—15000 M.), Rheinl.
598. **Hauslehrer**, evang., erf., 1. 4. 12., Sachs.

B. Für Damen.

592. **Erzieherin**, ev., musik., 1. 1. 12., Schlesien.
593. **Erzieherin**, ev., gepr., 1. 1. 12., Posen.
594. **Erzieherin**, erf., musik., 1. 1. 12. (Latein.), Pommern.
596. **Erzieherin**, ev., musik., 1. 1. 12., Pommern.
597. **Erzieherin**, gepr., erf., musik., 1. 1. 12., Pommern.
599. **Erzieherin**, ev., gepr., musik., 1. 1. 12., Schlesien.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11 Dessauer Straße 3?

An die Sonne

Zum Sonnwendtag

Von Richard Knies

Groß und erhaben,
unübertrefflich glanzvoll,
Sonne, wie du
iſt keine
der vielen Leuchten,
die in der Unendlichkeit des Raums
in goldenem Glühen gehn.
Dich einzig hat der Herr,
der Schöpfer iſt und größer noch
und mächtiger als du,
der allein auch dich,
Gewaltige, entthronen kann,
dich einzig hat er unter dem,
was er geſchaffen,
erkürt zu des Alls
ſichtbarem Herz.
Und zertrümmerte die allmächtige Hand
die Kraft deines Seins,
die Welten glichen
einer Schar verſcheuchter Tauben,
die gegenſeitig ſich im Fluge ſtören.
Aber noch ruhſt du feſt und ſicher
auf der ſtarken Hand Gottes

und siehst die Gestirne rings um dich
wie eine Königin die Vasallen.
Doch wer empfände in dir nicht
mehr noch die Mutter?
Denn alles Leben entquillt deinem Licht.
Kein Ding auf unserer kleinen Erde ist,
das sagen dürfte: Sonne, ich bin
nicht dein Kind;
selbst nicht das weite, unerschöpfliche Meer,
das im Reichtum von geheimnisvollen Wundern
dir am nächsten kommt.
Und unfruchtbar wäre
der Erde mütterlicher Schoß,
wenn nicht ihm deine Liebe
glühte.
Was all in ihr wurzelt,
blickt auf zu dir.
Und was da schwebt und fliegt
und sich wiegt
in des Äthers blauleuchtendem Meer,
und alle Tiere des festen Bodens
suchen deines Lichts
belebende Freude.
Und die Wolken tauchen
ein in dein Gold.
Und der Menschen Seele ist Sehnsucht,
Sonne, nach dir.
Denn in deinem Gleichnis
ahnt sie ihres Seins
Ursprung und Rückkehr,
Sonne,
die du allem gibst
leuchtende Kraft zur Tat des Lebens,
Sonne, Sonne,
die du bist
das strahlende Herz im All.

Adel

Das Wesen und die Bedeutung des Adels beruht in der Edelzucht. Edelzucht aber heißt Veredlung oder Edelwahrung des Individuums durch die Geschlechter hindurch; das ist, auf die Menschen im Verhältnis zu ihrer Volksgemeinschaft angewandt, Streben nach möglichst hohem Aufsteigen der Familie innerhalb der Gemeinschaft von Geschlecht zu Geschlecht, oder nach möglichstem Beharren in der erreichten Höhe, Pflege oder Wahrung einer edlen Familientradition. Nicht sich als einziges Zentrum der Schöpfung betrachten, das nur für sich selbst zu verantworten, aber auch nur für sich selbst zu sorgen und sich zu befriedigen hat. Vielmehr sich als Zwischenglied in der Kette der Geschlechter fühlen, mit dem Blick nach rückwärts über die Reihe der Vorfahren hin — in Sorge, das Überkommene zu wahren oder zu mehren und in Freude über die eigene Mehrleistung —, und den Blick nach vorwärts gerichtet auf das kommende Geschlecht — im Gefühl der Verantwortung, daß es erzogen und vorbereitet werde für seine künftige Aufgabe, aber auch im Gefühl der Freude und oft auch des Trostes: Mein Sohn soll es weiter bringen als ich, das Rüstzeug dafür habe ich ihm mitgegeben nach besten Kräften. Man sagt es dem deutschen Volke nach, daß es unter den Völkern in besonderem Maße ausgestattet sei mit diesem Gefühl der Verantwortung für die Nachkommen, daß deutsche Eltern ganz besonders das Bestreben zeigen, ihre Kinder gut zu erziehen und sie mehr werden zu lassen als sie selbst sind. Segen darüber! Denn es gewährt ihnen Lebensinhalt und Zukunftsfreude, aber auch Halt und Trost im eigenen Mißlingen. Und glücklich das Volk, dem dieses Streben innewohnt! Es gibt ihm Lebensdrang und Kraft, fortzuschreiten auf dem Wege der Kultur und der Herrschaft der Menschen über die Erde, aber auch Stetigkeit und Ruhe auf seinen Wegen bei dem Verantwortlichkeitsgefühl seiner Glieder für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Darum hat auch der Staat ein Interesse daran, ja sogar die dringende und unabweisbare Pflicht, die Edelzucht, das Streben der Familien, in die Höhe zu gelangen, nach Möglichkeit zu pflegen und zu fördern. Solche Förderung kann aber nur bestehen in der sichtbaren Anerkennung und Auszeichnung derer, die es auf diesem Wege am weitesten gebracht haben, auf daß ihre Auszeichnung ein Beispiel darstelle für die übrigen, ihnen nachzustreben,

und für sie selbst ein Ansporn, sich und ihre Nachkommen auf dieser Höhe zu halten. So liegt die Kennzeichnung der Edelsten der Nation, also die Schaffung eines Adels, durchaus im Interesse des Staates, der Allgemeinheit.

Freilich bedeutet Edelzucht nicht allein edle Abstammung. Daran, daß die Abkömmlinge von Tüchtigen, ohne Rücksicht auf ihre eigene Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit, in alle Ewigkeit als die wertvollsten Glieder der Nation anerkannt und geehrt werden, hat die Allgemeinheit kein Interesse, vielleicht manchmal eine Regierung, um sich mit den durch solch unverdientes Geschenk Beglückten eine Gefolgschaft durch Dick und Dünn zu verschaffen. Aber das ist ein schlechtes, ein schädliches Interesse, und das Schwert verwöhnter Prätorianer wendet sich überdies oft gegen den eigenen Herrn, wenn er ihrem Geschmack nicht immer Rechnung trägt. Nein, die Ehrung von Abkömmlingen allein um der Verdienste weit und immer weiter zurückliegender Vorfahren willen und ohne daß Verdienste der Abkömmlinge selbst hinzutreten, kann keine Volksgemeinschaft auf die Dauer dulden. Denn solche Ehrung muß mit der Zeit als ungerecht empfunden werden und aus diesem Grunde sowie auch, weil die so Ausgezeichneten zur Wahrung ihrer wesenlos gewordenen Höherwertung diese nach Möglichkeit betonen müssen, zur Unzufriedenheit und zu Spaltungen führen. Diese Folgeerscheinung ist bei uns bereits in erschreckendem Maße eingetreten. Unter den Begriffen des Kastengeistes und der Exklusivität macht sie sich überall breit und vergiftet unser gesamtes Volksleben. — Edelzucht heißt eben nicht schlechthin Abstammung von Edlen. Sie bedeutet vielmehr Vervollkommnung des Individuums an sich durch die Geschlechter, und sie ist erkennbar nicht lediglich an der Herkunft, sondern in erster Linie an den Eigenschaften, an der Leistung. Wer wird ein Roß aus edelstem Blut hoch bewerten, wenn es nicht auch die hervorragenden Leistungen seiner Vorfahren aufweist, sondern verkümmert ist und nicht mehr leistet als andere Pferde? — Die Fähigkeit, die Leistung also muß in erster Linie das Entscheidende sein, und grundsätzlich darf nur zu den aus dem Durchschnitt Hervorragenden gezählt werden, wer in seinen Leistungen, in seinem Wert für die Volksgemeinschaft den Durchschnitt auch wirklich überragt. Von diesem Grundsatz gibt es freilich — ich betone dieses, um keine falschen Schlußfolgerungen aufkommen zu lassen — eine Ausnahme: der Monarch. Denn für seine Stelle ist allein der Gesichtspunkt maßgebend und muß es bleiben, daß die höchste Gewalt stetig und unverrückt an einem Punkte zu ruhen hat. Alle übrigen aber haben ihren Standpunkt einzunehmen oder angewiesen zu bekommen oben oder unten, nach ihrem Wert für das Ganze.

Und weiter: Die Ersten, die Besten der Nation sollen es sein, die als ihre Edlen geehrt werden. Darum sorge man dafür, daß der Besitz des Adels nicht billige, von vielen verschmähte Münze werde, sondern ein hohes Ziel, jedem erreichbar und erstrebenswert für sich oder seine Kinder oder Kindeskinder, aber erreichbar nur für den, der seinem tatsächlichen Wert für die Gemeinschaft nach wirklich zu den Ersten der Nation gerechnet werden kann. Daher gebühren den auf

diese Weise Geadelten hohe Ehren, nicht allein banale gesellschaftliche Bevorzugung, die von Ernsten belächelt, von Eiferern bestritten wird, sondern Ehren, die von jedem anerkannt werden müssen und anerkannt werden, vor allem die Ehre, bei der Leitung des Volkes eine Rolle spielen und auf diese Weise seine Geschicke mit lenken zu können. Hohe Anforderungen sind darum aber auch an die Träger des Adels zu stellen; daß kein Unwürdiger ihn trägt, also daß er keinem Unwürdigen verliehen wird, und daß er jedem Adligen, der sich der Ehre unwürdig erweist, wieder genommen wird, dafür ist ernstlich zu sorgen. Und da Edelzucht durch die Geschlechter hindurch, d. h. hohe Leistung mehrerer Glieder einer Familie nacheinander, im allgemeinen höher zu bewerten ist als das sporadische Emporsteigen eines Einzelnen, so wird es zwecks Pflege der Familientradition vernünftig und auch nur billig sein, wenn man den Besitz des Adels mehrere Generationen hindurch belohnt durch Verleihung eines höheren Grades von Ehren. Kennen wir doch fünf Adelsgrade, vom niederen Adel an bis zum Fürstenstande hinauf. Es kann nicht schwer halten, diesen verschiedenen Graden durch Abstufung der ihnen zuzubilligenden Vorrechte einen geringeren oder größeren Wert zu verleihen. Das wäre dann in der Tat Pflege wahrhafter Edelzucht. Wobei natürlich nicht ausgeschlossen bliebe, daß ein besonders hohes Verdienst gleich durch Verleihung eines höheren Adelsgrades belohnt wird. Auf diese Weise hätte man — nach menschlicher Möglichkeit — die Gewißheit, daß unter dem Begriff des Adels sich wirklich die Würdigsten, die Führer der Nation vereinigen. Und keine Scheidewand inhaltlosen Hochmutes und Neides könnte sie von der übrigen Welt trennen. Denn ihre Größe wäre nicht losgelöst von der Allgemeinheit ihres Volkes, sondern nur eine Stichflamme auf der Oberfläche eines Feuermeeres, die wieder zurücksinkt in das allgemeine Niveau, wenn die Kraft, die sie emportreibt und ihre Fähigkeit vervielfacht, sie wieder verläßt. Und beugen würde sich jeder vor ihr, nicht innerlich widerstrebend vor Drohnengröße, sondern freudig und stolz vor der Größe des Verdienstes, das seine Krone trägt, eine Krone, die auch der eigenen Tüchtigkeit winken kann.

Freilich wird, wer von hervorragenden Eltern geboren und erzogen und auf den Höhen der Menschheit aufgewachsen ist, eher dazu befähigt sein, über die Menge emporzuragen, als der Niedriggeborene; denn sich selbst den Weg von den Tiefen zu den Höhen zu bahnen, das gelingt nur wenigen. So muß man der Abstammung doch in gewissem Maße Rechnung tragen. Es gälte also einen Weg zu finden, bei dem die Würdigung der eigenen Fähigkeit im Vordergrunde steht und doch dem Moment der edlen Abstammung bis zu einem gewissen Grade Rechnung getragen wird. Vielleicht ließe sich das auf die Weise erzielen, daß Kinder von Adligen stets einen Grad niedriger zu stehen kommen als ihre Eltern, also Kinder eines einfach Adligen bürgerlich, die eines Barons einfach adlig, die eines Grafen Barone usw. werden, solange sie nicht die Voraussetzungen der höheren Stufe erfüllen. So würde das Ver-

dienst eines einfach Adligen nur für sich selbst, das eines Barons noch für seine Kinder, das eines Grafen für zwei Generationen usf. reichen. Natürlich bedeutet dieser Vorschlag ein Zugeständnis zugunsten der gegenwärtigen unerfreulichen Erscheinung eines entwurzelten Adelsproletariats. Aber ich glaube, daß man dem alten Wort: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser" bis zu diesem Grade ohne große Gefahr seine Geltung belassen kann. Denn da auf diese Weise nur beim Vorliegen höherer Adelsstufen Adlige ohne jedes eigene Verdienst geschaffen würden, so würde deren Zahl bei ordnungsmäßiger, durch sichere Kautelen gewährleisteter Handhabung der ganzen Standesfrage nicht groß sein. Außerdem bliebe für den Grundsatz der Bewertung der eigenen Leistung auch für diese adligen Abkömmlinge, deren Adelsherrlichkeit schon in den nächsten Generationen ein Ende finden kann, noch genügend Platz übrig.

Wäre es nun im Hinblick auf die bei uns bestehenden, oben kurz angedeuteten und wohl allgemein anerkannten Mißstände nicht angezeigt, eine Umgestaltung unseres Adels nach den angeführten oder auch nach anderen, jedenfalls die gegenwärtigen Übelstände beseitigenden Grundsätzen in die Hand zu nehmen? Anregungen oder wenigstens Andeutungen nach dieser Richtung sind schon wiederholt laut geworden. Ich verweise z. B. auf die Ausführungen des Individualaristokraten Kurt Breysig über dieses Thema, die, wenn sie auch noch nicht bis zum Stadium positiver Vorschläge gediehen sind, doch die Tendenz nach einer Reform des Adels unter höherer Bewertung der persönlichen Leistungsfähigkeit erkennen lassen. Ich denke ferner an einen Aufsatz von Oberstleutnant v. Sommerfeld in Nr. 35 der Grenzboten, Jahrgang 1910: „Vom Adel in der Armee und vom Adel überhaupt". Was der Verfasser über die gebührende Bedeutung und die Aufgaben des Adels ausführt, hätte hier fast wörtlich wiederholt werden können. Freilich zieht er aus seinen Ausführungen nicht die allein logische Folgerung, daß diese rein auf den Wert des einzelnen Menschen zugeschnittenen Aufgaben sich mit der Reservierung des Adelsprivilegs für die Angehörigen einer uns aus früheren, andersgearteten Zeitläuften überkommenen Kaste nicht mehr zusammenreimt, und daß mit dem Adelsbegriff auch die Einrichtung an sich einer Umgestaltung bedarf. Im Gegenteil, von einer Umgestaltung will er durchaus nichts wissen. Er begnügt sich zur Hebung der bestehenden Unzulänglichkeiten vielmehr damit, dem Adel Moral zu predigen und ein rücksichtsloses Abstoßen aller schädlichen Triebe des heutigen Adels zu empfehlen. Auf die Ermahnung zum Guten brauchen wir nicht weiter einzugehen. Und die Abstoßung schädlicher Triebe? Der caracter indelebilis des heutigen Adels trägt allerdings wesentlich zur Förderung des Kastengeistes bei und müßte daher bei einer Reform des Adels beseitigt werden. Glaubt Herr von Sommerfeld wirklich, daß das bei heutigen Verhältnissen genügt, ja auch ohne weiteres möglich ist? So wie heute die Verhältnisse liegen, da Adliger und Bürgerlicher Menschen verschiedener Art sind, würde sich die bürgerliche Gesellschaft stark dagegen sträuben, die entarteten Adligen bei sich aufzunehmen. Nein, dazu müßte

erst das Bürgertum in dem Adel Fleisch von seinem eigenen Fleisch sehen und wirklich zu ihm emporblicken als zu einer Oberschicht, die die Wertvollsten aus seiner Mitte enthält, und nicht zu ihm hinüberschauen wie in eine andere Welt, die von ihm getrennt ist durch eine chinesische Mauer von historischen Reminiszenzen, Anmaßungen und Vorurteilen. Das Rezept Sommerfelds ist kein gutes; denn ihm mangelt das Quentchen sozialer Gerechtigkeit, dessen Fehlen uns das Ragout der Adelsfrage heute so ungenießbar macht. Und ohne dieses Quentchen dürfte es in Zukunft nicht abgehen. Auf deutsch: man wird wohl nicht umhin können, den Adel allgemach durch Beseitigung oder Milderung der aus der Ständeverfassung überkommenen Abstammungstheorie und größerer Berücksichtigung der eigenen Leistungsfähigkeit auf eine andere Grundlage zu stellen, will man nicht bei dem heutigen gewaltsamen Aufwärtsdringen von Können und Haben Gefahr laufen, die Abkömmlinge der alten Feudalität allmählich in die Rolle der letzten Azteken zu drängen. Es wird sich also im wesentlichen darum handeln, die Zugehörigkeit zum Adel an gewisse, genau zu bestimmende Voraussetzungen zu knüpfen, die in der Person des Betreffenden vorliegen müssen, vielleicht in der Art, daß die Größen aller Zweige unseres Volkslebens, also etwa der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels, der Wissenschaft, der Kunst, des Beamtentums, der Armee usw. den Edelsten der Nation zugerechnet werden. Eine solche Einrichtung würde natürlich zur Folge haben, daß, je immobiler das den Adel bedingende Erfordernis, desto sicherer die Bewahrung des Adels innerhalb derselben Familie ist, so daß also der bodenständige Landadel am besten abschneiden würde. Das dürfte wohl aber auch im staatlichen Interesse liegen.

Übrigens sind Beispiele einer Regelung der Adelsfrage, die den vorstehenden Ausführungen in mancher Hinsicht Rechnung tragen, schon vorhanden. Man denke z. B. an das englische System mit der Entadelung nachgeborener, landflüchtiger Kinder, das allerdings durch Auswüchse aller Art fast in sein Gegenteil verkehrt worden ist. Ja, auch in Preußen sind im Jahre 1840 mehreren Personen die Prädikate „Graf", „Freiherr" und „von" verliehen worden, mit der Maßgabe, daß diese Prädikate nur auf denjenigen unter den Deszendenten übergehen, der in den alleinigen Besitz des väterlichen Grundeigentums gelangt, ferner nur alsdann, wenn dieses ererbte Grundeigentum das gegenwärtige oder mindestens dem letzteren an Umfang und Rechten gleich und in der Monarchie gelegen ist, und nur für die Dauer dieses Grundbesitzes gelten, mit dessen Verlust in der Person des letzten Besitzers aber erlöschen sollen (Preuß. Staatsanzeiger 1840, Nr. 57). Ferner wurden in demselben Jahre eine Anzahl Adelsprädikate mit der Bedingung erteilt, daß sie auf die männliche und weibliche Deszendenz ersten Grades übergehen, in den weiteren Graden aber nur insofern vererbt werden, als die Söhne des Begnadeten in in den rittermäßigen Grundbesitz des Vaters sukzedieren oder selbst einen solchen Grundbesitz im preußischen Staat erwerben (Preuß. Staatsanzeiger 1840, Nr. 287).

Hatte man damals schon das Gefühl, daß ein Adel ohne reale Voraussetzungen ein Unding ist? — —

Wie aber auch immer eine etwaige Revision der Adelsfrage gestaltet sein soll, jedenfalls drängen heute die Verhältnisse darauf hin, und jedenfalls muß es ihr Ziel sein, zu bewirken, daß diejenigen, die heute in dem längst verflogenen Schall und Rauch eines ehemals mehr oder weniger großen Namens das einzige Mittel finden, um sich über ihre gleichgearteten Mitmenschen zu erheben, nicht befugt sein sollen, die Kieselsteine in dem Strom unseres gesellschaftlichen Lebens zu bilden und das Gift des Kastengeistes und der Exklusivität zu nähren und zu verbreiten, das bei uns leider so wenig Widerstand findet und so große Wirkungen ausübt.

Aus B. R. Abekens Nachlaß

Mitgeteilt von Prof. Dr. Hans Gerhard Gräf-Weimar

Einführung nebst einem Briefe Wielands und einem unbekannten Gedicht Goethes

Bernhard Rudolf Abeken, der den Freunden der Goethe-Schiller-Literatur wohlbekannte Philologe und Literarhistoriker, Oheim des preußischen Diplomaten Heinrich Abeken, starb im Alter von 86 Jahren am 24. Februar 1866 als Direktor des Ratsgymnasiums seiner Vaterstadt Osnabrück. In seinem viele Jahrzehnte hindurch sorgfältig geführten Tagebuch findet sich unterm 5. Juli 1846 folgende Bemerkung: „Da sich mein Leben zum Ende neigt, gewährt es mir Interesse, die 66 Jahre mit ihren vielen merkwürdigen Begebenheiten vor meinem Geiste vorübergehn zu lassen. Geboren während des Amerikanischen Freiheits-Krieges (1780), zur Zeit Friedrichs II., fiel mein frühester bewußter Blick in die Französische Revolution; dann Universitäts-Jahre in Jena während dessen glänzender Periode (1799—1802) — in Berlin um die Zeit der Napoleonischen Herrschaft (1802—8) — Weimar, wo Goethe und Wieland noch lebten (1808—10), in Schillers Hause — Napoleon oft gesehn, in Berlin, Erfurt, Weimar — Die Freiheits-Kriege — In die Heimath zurück nach der Schlacht bei Waterloo — Nach hergestelltem Weltfrieden Gährungen im Innern: politische, religiöse, sociale". Begleitete Abeken die politischen Ereignisse seiner Zeit auch mit lebhaftester Anteilnahme, so lag doch der Schwerpunkt seines Interesses nicht, wie es nach dieser Tagebuchnotiz scheinen möchte, auf diesem Gebiet, sondern auf dem der Ästhetik, insbesondere der Dichtkunst. Dante, Calderon, Shakespeare, Goethe, diesem Viergestirn geistiger Größen war sein

unabläſſiges Studium gewidmet; Goethe trat mit den Jahren immer mehr als Zentralſonne herrſchend in den Mittelpunkt ſeines inneren Lebens, dergeſtalt, daß die Lieblingsbeſchäftigung der ſtillen Stunden ſeines Alters ein Werk wurde, dem er die ſehr wohl paſſende Aufſchrift gab ‚Goethe in meinem Leben‘. Dieſes Werk ſollte ein Dankopfer werden ſeiner Freude, daß die Natur ihn befähigt hatte, ihr nachzudenken „den höchſten Gedanken, zu dem ſie ſchaffend ſich aufſchwang“: Goethe; er ſchloß es ab mit dem Bekenntnis: „Welche menſchliche Schwächen und Fehler ſich in ſeinem Leben kund geben mochten, — immer blieb das Bild des für die großartigſten Zwecke ausdauernd thätigen Mannes lebendig feſt in mir und wird es bleiben; des Mannes, der nach Schellings Ausdruck in allen inneren und äußeren Verirrungen der Zeit wie eine mächtige Säule daſtand, an der viele ſich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geiſtes beleuchtete.“

Zwanzigjährig, als Student, hatte Abeken im September 1800 Goethen und Schillern in Jena bei Griesbachs perſönlich kennen gelernt; 1808—10 lebte er als Hauslehrer von Schillers Söhnen in Weimar; und durch ſeine 1812 erfolgte Verheiratung mit Chriſtiane v. Wurmb, einer nahen Verwandten des von Lengefeldſchen Hauſes in Rudolſtadt, wie durch ſeinen ununterbrochenen Briefwechſel mit dem Calderon-Überſetzer Gries in Jena, blieb er, nach Osnabrück zurückgekehrt, doch dauernd in enger Verbindung mit Weimar, Jena und Rudolſtadt.

Abeken entwickelte neben der Ausübung ſeines Amtes als Gymnaſiallehrer eine reiche ſchriftſtelleriſche Tätigkeit. Und auch bei dieſer trat Goethe, die Erforſchung ſeines Lebens und ſeiner Werke, mit den Jahren immer mehr in den Vordergrund. Schon einer ſeiner erſten Verſuche auf dem literarhiſtoriſch-kritiſchen Felde hatte das Glück, Goethes wärmſten Beifall zu finden; es war die Anfang 1810 im ‚Morgenblatt‘ anonym erſchienene Beſprechung des Romans ‚Die Wahlverwandtſchaften‘. Goethe fand, daß der unbekannte Verfaſſer, unter dem man in Weimar eine Zeitlang Schelling vermutete, durchaus den „rechten Fleck“ getroffen habe, und verſandte den durch Riemer beſorgten Sonderabdruck mit Vorliebe an ſeine Freunde. Das feinſinnige, von allem Schulmeiſterlichen freie, rein menſchliche Weſen Abekens war es, das, in jener Beſprechung voll zum Ausdruck kommend, Goethen gewonnen hatte. Dieſe Vorzüge zeichnen aber, mehr oder minder, alle Schriften Abekens aus und geben insbeſondere ſeinen beiden Hauptwerken zur Goethe-Literatur: dem 1845 erſchienenen Schriftchen ‚Ein Stück aus Goethes Leben‘ und dem umfangreichen Buche ‚Goethe in den Jahren 1771 bis 1775‘ (1. Auflage 1861, 2. 1865 erſchienen) auch für die Zukunft dauernden Wert. Goethes Wort über Winckelmann: „In der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten“, d. h. für uns: in der Erinnerung der Menſchen, es bewahrheitet ſich an Goethe ſelbſt; die Nachwelt ſieht, insbeſondere ſah die erſte Generation nach 1832 Goethen weſentlich als Greis im Silberhaar, als den Weiſen, den Vollender des ‚Fauſt‘,

wie Eckermann ihn uns geschildert hat und Schwerdgeburths Zeichnung ihn darstellt. Um so beachtenswerter und größer ist das Verdienst Abekens, daß er, so viel ich sehe, als erster (nach Goethe selbst) den Versuch wagte, auf Grund des damals vorliegenden Briefmaterials das Bild des „jungen" Goethe zu zeichnen.

Auf die kleineren, Goethe und seine Zeit betreffenden Arbeiten Abekens kann hier nicht näher eingegangen werden, ihre bloße Aufzählung würde einen großen Raum einnehmen. Wie er selbst manche Briefe Goethes zum ersten Mal veröffentlicht hat (an Justus Mösers Tochter Jenny v. Voigts, an die Marquise Branconi u. a.), so würdigte er die großen Briefwechsel Goethes mit Schiller, mit Zelter, mit Knebel und das Briefbuch Kestners ‚Goethe und Werther' alsbald nach deren Erscheinen in ausführlichen, gehaltvollen Besprechungen, ebenso die Ausgabe letzter Hand von Goethes Werken, den Zweiten Teil des ‚Faust' und Falks nachgelassene Schrift ‚Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt'.

Ob Abeken noch die Absicht gehabt hat, die reichen Schätze seiner Familienpapiere, seiner Autographen-Sammlung, seine Briefwechsel mit Freunden und andere, zumeist aus der Goethe-Schiller-Epoche stammende oder auf sie sich beziehenden Handschriften für eine Veröffentlichung zu verwerten, ist mir unbekannt; jedenfalls ist er nicht dazu gekommen, und so blieb diese Aufgabe den Besitzern seines Nachlasses anheim gegeben.

Leider ist dieser wertvolle literarische Nachlaß in beklagenswerter Weise zersplittert worden. Einen der wichtigsten Teile: die Briefe der Freunde Heinrich Voß und Johann Diederich Gries an Abeken, hat die Königliche Öffentliche Bibliothek zu Dresden durch Kauf erworben; aus den Voß-Briefen hat zuerst der Freiherr Woldemar von Biedermann einiges in sein großes Werk ‚Goethes Gespräche' aufgenommen; sodann konnte ich selbst manches für mein Büchlein ‚Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß' (Leipzig, Reclam [1896]) benutzen. Ein zweiter Teil: die Briefe von Heinrich Vossens Mutter Erneſtine an Abeken (der jetzige Besitzer ist mir unbekannt), sind von Friedrich Polle 1882/3 in den Programmen des Vitzthumschen Gymnasiums zu Dresden veröffentlicht worden. Ein dritter Teil: Abekens Autographen-Sammlung, befindet sich im Besitz des Großkaufmanns Herrn Friedrich Broicher in London; aus ihr hat Albrecht Wagner Briefe des Kanzlers von Müller an Abeken und anderes bekannt gemacht (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1905 März 29/30, Nr. 74/5; Euphorion 12, 435). Ein vierter Teil: Handschriften, auf Schiller, dessen Familie und die Familie von Wolzogen bezüglich, bildet eine Abteilung der Eulemannschen Autographen-Sammlung im Kestner-Museum zu Hannover; aus diesen Beständen hat Karl Ende 1905 (im Euphorion 12, 364) einige Briefe veröffentlicht. Einen fünften Teil besitzt das Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar als Geschenk der Frau von Olfers; und ein sechster Teil endlich befand sich im Besitz des 1910 verstorbenen Schulrats Dr. Heuermann in Osnabrück, eines Großneffen Abekens.

Adolf Heuermann, der verdienstvolle Direktor der städtischen höheren Mädchenschule und des Lyceums in Abekens Vaterstadt, mit dem ich vierzehn Jahre lang in freundschaftlichem Briefwechsel und persönlichem Verkehr gestanden habe, und dem ich für mannigfache literarische Förderung zu herzlichem Dank verpflichtet bin, hat aus dem in seinem Besitz befindlichen Teile des Abeken-Nachlasses mehreres veröffentlicht: so 1893 im Osterprogramm Nr. 147 der ihm unterstellten Mädchenschule Auszüge aus Abekens Briefen an Heinrich Voß, sodann 1895 in der Festschrift zur dreihundertjährigen Jubelfeier des Ratsgymnasiums zu Osnabrück ‚Erinnerungen B. R. Abekens aus den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen und dem ersten dieses Jahrhunderts'. Leider sah sich der an rastlose Tätigkeit Gewöhnte nicht nur durch seine umfangreichen Berufsarbeiten, sondern auch durch ein langwieriges Augenleiden an der raschen Förderung seiner literarischen Pläne gehindert, doch gelang es ihm noch, die längstvorbereitete Herausgabe von Abekens schon genanntem Lieblingswerke ‚Goethe in meinem Leben', durch reiche Beigaben vermehrt, zu bewirken; es erschien 1904 (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger), und ich hatte die Freude, ihm dabei die Mühe der Drucklegung und der Anfertigung des Registers abnehmen zu können. Dieses, von der Kritik mit vieler Anerkennung aufgenommene Buch ist auch dadurch wertvoll, daß es die Aufzeichnungen der Gespräche Schillers mit Abekens späterer Gattin Christiane von Wurmb (die Caroline von Wolzogen in ihrem Werke ‚Schillers Leben' mit willkürlichen Abänderungen herausgegeben hatte) zum ersten Male in getreuem Wortlaut vorlegt.

Gern gestattete Heuermann auch anderen die Benutzung seiner Abeken-Papiere. So konnte Werner Deetjen Auszüge aus Jugendbriefen Karl Immermanns an Abeken veröffentlichen (Hannoverland 1909, Oktober bis Dezember); ich selbst durfte zu Schillers hundertjährigem Todestage jenes merkwürdige Blatt faksimiliert vorlegen, auf dem Caroline von Wolzogen über Schillers letzte Tage und Stunden berichtet (Privatdruck, Weimar 1905). Nach Heuermanns Tode entschloß sich dessen Witwe, Frau Schulrat Luise Heuermann, in uneigennützigster Weise, den handschriftlichen Abeken-Nachlaß ihres Gatten als Geschenk dem Goethe- und Schiller-Archiv zu überweisen. Von der Stifterin mit der wissenschaftlichen Verwertung desselben betraut, halte ich es für meine Pflicht, derselben den Dank der Wissenschaft für diese wertvolle Schenkung hier öffentlich auszusprechen. Die Papiere enthalten unter anderem: Abekens Tagebücher, umfangreiche Teile der Familien-Korrespondenz und andere Familienpapiere aus dem Ende des achtzehnten und dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, sowie eine Fülle von Briefen, unter diesen solche von Abeken selbst, von Graf Wolf Baudissin, Sulpiz Boisserée, Griesbach, Immermann, Georg Kestner, Gustav von Loeper, Luden, Prinzessin Marianne von Preußen, Elisa von der Recke, Fürstin Caroline von Schwarzburg-Rudolstadt, Solger, Ernestine Voß, Caroline von Wolzogen und anderen. Eine Auswahl dessen, was von allgemeinerem Interesse sein dürfte, soll hier in zwangloser Folge vorgelegt werden.

Die leise Hoffnung, es möchte beim Ordnen der zum Teil in beträchtlicher Verwirrung befindlichen Manuskripten-Masse eines oder das andere Ungedruckte der vier Weimarer Großen auftauchen, hat sich leider nicht, oder doch nur in äußerst bescheidenem Maße erfüllt. Wieland ist der einzige, der mit einem Briefe vertreten ist; da dieses besonders liebenswürdige Schreiben des Sechsundsiebzigjährigen bisher nur unvollständig, ungenau und an sehr abgelegener Stelle veröffentlicht wurde (Zeitgenossen, Dritte Reihe I, 8, 54), so möge es, wie billig, diese kleine Publikation eröffnen. Von Herder fand sich gar nichts vor. Schillers Name leuchtete uns auf einem einzelnen Blatt überraschend entgegen; es enthält, in Abschrift von unbekannter Hand, mit der Bemerkung „Das Original im Besitz der Cottaischen Buchhandlung und noch ungedruckt," mit der Unterschrift „10. Novbr. 1786. Friedrich Schiller", ein mir bisher ganz unbekanntes, nicht betiteltes Gedicht von 7 Strophen, deren erste lautet:

„Ist's ein Geschenk, daß an den Staub gekettet
Wir durch den Wink des Unerforschten sind, —
Wenn er uns nicht von der Vernichtung rettet,
In die des Lebens letzter Rauch verrinnt? —"

Da ich das Gedicht weder in der vortrefflichen, neuesten, historisch-kritischen Ausgabe von ‚Schillers sämtlichen Werken' (herausgegeben von Otto Güntter und Georg Witkowski, Leipzig Max Hesses Verlag [1910]), noch in der Cottaschen Säcular-Ausgabe fand — die Cottasche Buchhandlung teilte mir mit, das Gedicht befinde sich nicht in ihrem Besitz —, glaubte ich schon, ein Inedituм vor mir zu haben, bis Albert Leitzmann mir den Druck der Verse in Goedekes Ausgabe 11, 430 nachwies; Goedeke hat sie, den Titel durch ‚Glaube' ergänzend, als Nr. 6 in die Abteilung ‚Zweifelhafte und unechte Gedichte' aufgenommen und bemerkt dazu (11, 420): „Nr. 6 wurde mir mitgeteilt [von wem?] und hatte sich in Abschrift unter Briefen von Buchhändlern an Schiller gefunden. Ich halte es für unecht. Das Gedicht scheint ein Gegenstück zu Armbrusters Schilderung des menschlichen Lebens („Wahrlich, wahrlich, arme Jammersöhne | Sind wir höchst gepriesne Herrn der Welt —") zu sein." Die Tatsache, daß das Gedicht in den genannten, neuen Gesamtausgaben fehlt, beweist, daß deren Herausgeber es mit Goedeke für unecht halten; wenn ich mich dieser Ansicht auch nicht unbedingt anzuschließen vermag, so möchte ich doch, mit Rücksicht auf das Urteil jener Spezialforscher, einen Wiederabdruck an dieser Stelle unterlassen, würde es aber für nicht mehr als billig halten, wenn man, wie bei Goethes Gedichten geschieht, in wissenschaftlichen Gesamtausgaben von Schillers Werken auch den wenigen zweifelhaften oder von einzelnen Forschern als unecht betrachteten Gedichten einen Platz gönnte.*)

*) Die mir vorliegende Abschrift weicht im Wortlaut von dem Druck bei Goedeke ab, wie folgt: Vers 1 daß an den Staub gekettet; 4 Rauch; 28 schönrer; am Schluß Datum und Unterschrift, wie oben angegeben.

Als bescheidenen Ersatz für dieses preisgegebene Gedicht Schillers möge man die zum Schluß mitgeteilten Bruchstücke eines unbekannten Gelegenheitsgedichtes von Goethe hinnehmen, die Abeken seinem ehemaligen Studiengenossen, dem Justizcommissarius F. C. Krause in Berlin brieflich mitteilt.

* * *

Wieland an Friederike Juliane Griesbach, geb. Schütz.*)

Weimar, den 29sten Juli 1809.

Theuerste Freundin!

Ich kann mir die Befriedigung nicht versagen, Ihnen, wiewohl mit zitternder Hand, für den herrlichen Brief, den unsere Luise**) so eben von Ihnen erhalten hat, meinen innigsten Dank so warm, als er nach Lesung desselben aus meinem Herzen kömmt, darzubringen. — Die Wohlthat, die Sie meinem für alles Gute empfänglichen Liebling dadurch erwiesen haben, ist größer, als ich Ihnen beschreiben oder Sie sich selbst vorstellen können: denn ganz gewiß wird sie jedes Wort dieses liebevollen Briefs in ihrem stillen Herzen wie ein Heiligthum bewahren — und dieß um so mehr, da er zugleich ein so schönes Denkmal — der Liebe und Achtung ist, deren Sie die unvergeßliche Mutter***) und den Vater des guten Mädchens gewürdigt haben. — Doch ich muß abbrechen, mein Herz ist zu voll, als daß ich nur den kleinsten Theil dessen, was ich fühle und Ihnen so gern sagen möchte, zu Worte bringen könnte; aus eben dieser Ursach will ich Ihnen auch mein dankbares Verlangen — Sehnsucht hätt' ich sagen sollen — vor Ihre gütige Einladung in Ihr Elysium (das ist es im eigentlichsten Sinn des Worts für mich) Gebrauch zu machen, nicht durch Worte, sondern dadurch zu beweisen, — daß ich mich so bald nur möglich wieder in die Arme meiner geliebtesten Freunde werfe — denn wahrlich! meine ganze Seele sehnt sich, wieder bei und mit Ihnen, theure Freundin! und mit Ihrem und meinem Griesbach zu leben, Ihm, in welchem ich einen Bruder liebe und — obschon ich sein ältrer bin, einen Vater verehre —. So bald die seit einigen Tagen sehr veränderliche Witterung einige anhaltend schöne heitre Tage hoffen läßt — wird Ihnen die Wahrheit dieses Verlangens durch seine persönliche Erscheinung beweisen

Ihr

ganz ergebner

Wieland.

*) Abschrift von unbekannter, wahrscheinlich (wegen der Fülle orthographischer Fehler) weiblicher Hand. — Die Adressatin, Schwester des Philologen und langjährigen Herausgebers der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung C. G. Schütz in Jena, war verheiratet mit dem Professor der Theologie Johann Jakob Griesbach in Jena. Das kinderlose Ehepaar nahm sich der an sie empfohlenen Studenten jederzeit auf das herzlichste an, so auch Abekens, der nicht müde wird, die echte Menschlichkeit und Güte beider zu preisen; ein Denkmal seiner Verehrung ist seine Biographie Griesbachs (Zeitgenossen, Dritte Reihe I, 8, 3).

**) Tochter Wielands.

***) Wielands Gattin Anna Dorothea, geb. v. Hillenbrand, gestorben 1801 November 9.

N.S. Alles soll so eingerichtet werden, wie Sie in Ihrem Brief an Luise angeordnet haben — ich komme mit unserer guten Schorchten*), die ich dadurch glücklich mache, und der Wagen, der uns von Jena zurückbringt, soll Ihnen Ihre treuliebende Tochter Luise Wieland zuführen.

Tausend herzlichen Gruß an alle, die Ihnen mit Leib und Seele, Geist und Herzen angehören.

Darf ich, theuerste Freundin! meiner eigennützigen Zusage noch eine kleine, aber ernstlich gemeinte Bedingung anhängen? so ist es diese: mich künftig nicht mehr wie einen vornehmen Gast — Mitglied der Ehrenlegion und des Sanct-Annen-Ordens, Ritter von der 2ten Classe pp. pp., sondern wie ein ordentliches Mitglied Ihres Hauses zu betrachten und zu behandeln wie einen alten Hausfreund und Spiritus familiaris, der sich's in den Kopf gesetzt hat, daß alle Decorationen, womit ihn alle Scheichs, Sultane, Kaiser und Selbstherrscher der Welt beehren können — tief unter der Ehre sind, von Ihnen unter die Ihrigen gezählt zu werden, und als solcher mit Ihnen zu leben und zu weben.

Luise bittet um Entschuldigung, daß sie erst morgen schreiben kann — heute wurde sie durch eine musikalische Lehrstunde daran gehindert.

Abeken an Krause, 1810 April 8, Weimar.

Da fällt mir ein Gedicht in die Hände, was Göthe vorige Woche zum Geburtstage gemacht hat. Hier ein paar Strophen: **)

Frisch hinaus, wo große Köste
Heut an seinem Wiegenfeste
Unser Herr, der Ehrenveste,
Von Ziegesar hält! usw.

Welche schöne Tmesis! —

*) Wielands Tochter Amalie, Witwe des 1792 gestorbenen Diakonus Schorcht in Jena.

**) Die folgenden Verse bezeugen in ihrem Humor das heiter-herzliche Verhältnis Goethes zu dem Besungenen, dem seit 1808 in den Ruhestand getretenen Sachsen-Altenburgischen Minister Freiherrn August Friedrich Karl v. Ziegesar auf Drakendorf bei Jena (1746—1813), dem Vater von Goethes anmutiger junger Freundin Silvie. Sein Geburtstag fiel auf den 6. April, unter dem Goethe, der sich damals in Jena aufhielt, in seinem Tagebuch vermerkt: „Um 11 Uhr nach Drakendorf, wo sich zum Geburtstag des Herrn v. Ziegesar große Gesellschaft eingefunden. Abends zurück". Vielleicht wurde das Gedicht auf den Wunsch Silviens als geistiger Schmuck des großen, lichterbesteckten Geburtstagskuchens verfaßt. In den gleichzeitigen Briefen wird des Familienfestes in Drakendorf nicht gedacht, doch mag es allenfalls mit gemeint sein, wenn Knebel am 3. April seiner Schwester Henriette berichtet (S. 429 des Briefwechsels): „Hier scheint es, wie in Weimar, in lauter conviviis fortzugehen. Madame Hanbury hat uns vorigen Sonntag herrlich regalirt. Gestern waren wir wieder gebeten, und so wird es wahrscheinlich die Woche fortgehen. Es geschieht hauptsächlich Goethe zu Gefallen, der dabei sehr munter ist."

Aufgeheitert die Gesichter!
Wie das flackernde Gelichter,*)
Das, als seines Ruhms Berichter,
Dieser Kuchen trägt.
Jedes deutet auf ein Lüster,
Das als Rath und als Minister,
Doch bei weitem mehr illüster
Er zurückgelegt.

Zur belgischen Landesverteidigungsfrage

Von Generalleutnant z. D. v. Janson-Berlin

Belgien wird durch seine von den Mächten gewährleistete Neutralität in ganz eigenartiger Weise in bezug auf die Anordnung seiner Landesverteidigung beeinflußt. Diese Gewährleistung bedeutet keineswegs eine Entlastung des Landes von der Sorge um seine Sicherheit, legt ihm vielmehr neben den nationalen auch internationale Pflichten auf und beschränkt bis zu einem gewissen Grade seine Selbständigkeit. Die 1831 in London versammelten Diplomaten erklärten, daß Belgiens Neutralität aufhören werde, ein Element der Sicherheit für seine Nachbarstaaten zu sein, wenn es nicht in der Lage sein werde, ihr selbst Achtung zu verschaffen. Auch Moltke sagt, der eigene Widerstand sei die Hauptsache, „denn die fremde Hilfe wird nur in dem Maße erfolgen, als das unmittelbare Interesse der Garanten dabei beteiligt ist**)." Allerdings fordert das Völkerrecht auch von jedem anderen nur in einem bestimmten Kriegsfalle neutralen Staate, daß er „sich jeder aktiven Unterstützung einer der kriegführenden Parteien, selbst jeder nur mittelbaren", enthält, und spricht bei jeder Verletzung dieser Pflicht, gleichviel ob aus Absicht oder aus Schwäche, der geschädigten Macht das Recht zu, „ihn ohne Kriegserklärung feindlich zu behandeln***)." Jene Erklärung im Londoner Kongreß schließt aber außerdem noch gewisser-

*) Abeken hat bei „Gelichter" an den Rand in Klammern beigefügt „(Gehund, Gebäum)", vermutlich, um den Freund an ähnliche scherzhafte Kollektivbildungen zu erinnern, mit deren Erfindung sie sich in frohen Stunden ergötzt haben mögen. Auch Goethes Sohn machte dergleichen Spaß; so lesen wir im Tagebuch des Vaters 1807 September 10: „Augustens und Riemers Späße mit der Bildung von lauter kollektiven Substantivwörtern mit der Vorschlagssylbe ge, als: Geöchs, Gekälb, Gebäuch, Gehühn, etc."

**) Großer Generalstab: „Moltkes Kriegslehren." Berlin 1911. I, S. 14.

***) W. v. Blume: „Strategie, ihre Aufgaben und Mittel." Berlin 1912. S. 7.

maßen einen Anspruch auf Kontrolle der Maßnahmen Belgiens zur Landesverteidigung ein. Auch liegt es auf der Hand, daß die belgische Regierung darauf angewiesen ist, die Erregung von Mißtrauen seitens der Nachbarn durch einseitige Anordnungen zu vermeiden.

In der ersten Zeit wurde versucht, die vorhandenen zahlreichen alten Befestigungen zur Verteidigung auszunutzen. Eine besondere Bedeutung beanspruchte von jeher Antwerpen, das bei der Abtrennung des neuen Königreichs von den Niederlanden im Jahre 1832 durch die Franzosen im Einverständnis mit den Engländern für Belgien erobert worden war, ein außerordentlich merkwürdiger Fall, weil gerade diese beiden Mächte früher so ernst um diesen Platz gestritten hatten und auch in der Folge das Auge darauf gerichtet behielten. Durch ein Gesetz vom 8. September 1859 wurde die bereits seit acht Jahren ernstlich geplante Neubefestigung Antwerpens als große zentrale Stellung beschlossen. Die Schaffung eines solchen verschanzten Lagers konnte nicht ohne Einfluß auf die Organisation des kleinen Heeres bleiben; es mußte, abgesehen von den Besatzungen der unbedeutenden Festungen, in zwei Teile geteilt werden: die mobile Armee und die Armee von Antwerpen. Erstere trat dann während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 als Observationsarmee an der Grenze auf. Die Kriegsstärke ist von 80000 Mann immer mehr angewachsen und beträgt seit 1908 (nach dem Annuaire statistique de Belgique von 1910) 173681 Köpfe, wovon 102509 (einschließlich 2713 Offiziere) auf die Feldarmee kommen. Das Militärbudget war von dem vor 1853 festgestellten „Maximalbudget" von 25 Millionen Franken für 1910 bereits auf 56630291 Franken gestiegen — ausschließlich der Kosten der großen Festungsbauten*).

Antwerpen beherrscht die untere Schelde und verwehrt einer feindlichen Flotte das Einlaufen in belgisches Gebiet und das Landen von Truppen, selbst wenn die Niederlande die Fahrt durch die Wester-Schelde nicht hindern sollten. Beide Ufer beherrschend, ist es außerdem eine Manövrierfestung im größten Stile, die einer in ihr verschanztes Lager aufgenommenen Armee volle Bewegungsfreiheit nach drei Seiten gewährt. Von der offenen Südgrenze liegt es nur unerheblich weiter als von dem durch die Maaslinie gegen Süd-Süd-Ost gebildeten Abschnitt. Zu der hohen militärischen Bedeutung kommt der große wirtschaftliche Wert des Platzes, bedingt durch einen lebhaften See- und Binnenschiffahrtsverkehr. Im Jahre 1909 kamen zu See 6770 Schiffe mit 10758114 Registertonnen ein (gegenüber 12657000 Registertonnen in Hamburg**). Sehr frühzeitig wurde die Wichtigkeit Antwerpens erkannt, von niemand aber mehr gewürdigt als von Napoleon, der den Hafen für eine Kriegsflotte aus-

*) Näheres, auch für das Folgende, siehe „v. Löbels Jahresberichte über das Heer- und Kriegswesen" I bis XXXVII. Berlin 1875 bis 1911, und Stavenhagen, „Über Antwerpens militärische und maritime Bedeutung." Militär-Wochenblatt 1910 Nr. 38, 39 u. 44.

**) „Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen." Berlin 1911. S. 251 u. 265 und Beilage 2.

baute. In seinen Händen bildete der Platz nunmehr eine ständige Bedrohung Englands, eine, wie er selbst es nannte, „gegen das Herz Englands gerichtete geladene Pistole". Darum richteten die Engländer ihr Augenmerk auf Antwerpens Eroberung. Ihre 1809 zunächst gegen die Insel Walcheren gerichtete Unternehmung mißglückte. 1814 griffen sie den Platz an, mit der ausgesprochenen Absicht, den dort befindlichen Teil der französischen Flotte zu zerstören; diese lediglich ein englisches Sonderinteresse verfolgende Verwendung der Kräfte diente nicht der schnellen Erreichung des gemeinsamen Endzieles der Kriegführung der Verbündeten. Für England geöffnet wird Antwerpen zum Brückenkopf für eine Invasion auf dem Kontinent und zur Basis für weiteres Vordringen nach beliebiger Richtung. Jede Truppenmacht, die durch Belgien marschieren will, muß mit dem verschanzten Lager rechnen, gleichviel ob sie über See kommt oder die Landgrenze überschreitet; immer wirkt es als Flankenstellung, vorausgesetzt, daß es ein mobiles Heer beherbergt. Voraussetzung hierfür war wieder der Bau detachierter Forts in weitem Umfange. Der große Ingenieur Brialmont fand hier ein weites Feld zur Verwirklichung seiner Gedanken. Um Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden, mußte eine Einschränkung der Zahl der alten kleinen Befestigungen mit dem Ausbau des großen Platzes Hand in Hand gehen. Die Maaslinie wollte man nicht aufgeben; schon in den letzten siebziger Jahren entschied man sich für die Erhaltung der Zitadellen von Lüttich und Namur. Außerdem verblieben die Festungen Termonde an der Dendre und Diest an dem Demer bestehen. Für den Ausbau von Lüttich und Namur wurden schon 1887 beträchtliche Mittel bewilligt. Sie sollten keine zusammenhängende Umwallung erhalten und auch nicht zu verschanzten Lagern ausgestaltet werden, sondern zu strategischen Brückenköpfen, Sperren der großen Bahnlinien Paris—Charleroy—Aachen—Cöln und Luxemburg—Brüssel und Antwerpen, sowie zu „Manöverpivots". 1891 war der Bau soweit vorgeschritten, daß die alten Zitadellen aufgegeben werden konnten. Sehr bemerkenswert ist eine Äußerung Moltkes über diese Anlagen in einem Gespräche mit dem belgischen Oberst Lahure*): „In den Bedingungen, in welchen sich die belgische Armee befindet, werden sämtliche Kräfte, welche sie zu mobilisieren vermag, von Anfang an durch die Befestigungen in Anspruch genommen werden. Es wird keine Feldarmee geben oder eine äußerst geringe. Und doch sind es die Feldarmeen, welche das Schicksal und die Ehre der Staaten mehr entscheiden als die befestigten Stellungen. Die Befestigungen an der Maas werden für Belgien solange eine Last sein, als es nicht 70000 Mann mehr mobilisieren kann. Und es wird dies nur bei Rekrutierungseinrichtungen zu tun vermögen, die unserer Epoche entsprechen." Seit 1906 wandte man den Maasfestungen noch erhöhte Aufmerksamkeit zu. Die artilleristische Armierung für eine mobile Verteidigung wurde verstärkt, und das Vorschieben von Befestigungen mehr nach der Grenze

*) v. Löbell XIII S. 69.

zu wurde in Vorschlag gebracht. 1910 löste man die 9. Infanteriebrigade (die 8 anderen sind zu je 2 in Armeedivisionen vereint) auf und überwies schon im Frieden je eins ihrer Regimenter (zu 3 aktiven und 1 Reservebataillon) Lüttich und Namur nebst je einem halbaktiven Festungs-Pionierbataillon. Außerdem gehören zur Besatzung je 2 Festungs-Infanteriebataillone, und an Festungsartillerie zu Lüttich 4 Bataillone (mit 12 aktiven, 4 Reserve- und 1 Depotbatterie), zu Namur 3 Bataillone (mit 9 aktiven, 3 Reserve- und 1 Depotbatterie). Die beabsichtigte Neubefestigung von Termonde mit vier Forts wurde wieder aufgegeben und die Schleifung der alten Werke beschlossen.

Auch zum Umbau Antwerpens entsprechend den modernen Anforderungen entschloß man sich im Jahre 1906: Beseitigung der Umwallung; ihr Ersatz durch die Brialmontsche Fortlinie — die alten Forts 1 bis 8 sollten durch Eisengitter verbunden werden und so eine Umfassung von 45 km Umfang bilden; Herstellung eines neuen Gürtels, bestehend aus schon vorhandenen fünf Forts und drei Zwischenwerken, sowie aus neu zu bauenden elf Forts und zwölf Zwischenwerken. Dieser Gürtel soll auf dem rechten Schelde-Ufer den alten in einem Abstande von 4 km im Norden bis zu 12 km im Süden mit einem Umfange von 100 km umgeben. Auf dem linken Ufer ist vorläufig nur die Ausführung von zwei Forts und zwei Zwischenwerken von den geplanten sechs bzw. fünf beabsichtigt; eins dieser Forts war bereits 1909 vollendet. Die Bauzeit wurde 1909 auf 39 Monate festgesetzt. Dazu wurden bereits 1906 und 1907 etwa 50 Millionen Franks bewilligt, wozu noch 15 Millionen aus dem Verkauf der alten Festungsgelände von Antwerpen und Termonde kommen. Für Ausrüstung und Munition sollen außerdem 32 Millionen in Aussicht genommen sein. Die Gesamtkosten dürfen auf 100 Millionen geschätzt werden. Die Besatzung des äußeren Fortgürtels wird auf mindestens 80000 Mann berechnet. Da aber die Maaslinie 30000 Mann bedarf*) und die Feldarmee mindestens 100000 Mann stark sein soll (nach dem Etat sogar stärker), so fehlen bei einer Gesamtstärke von rund 180000 Mann noch 30000 Mann an der Besatzung der äußeren Forts, während für die innere Linie und zur Reserve nichts bleibt. Man sieht, wie sehr Moltke Recht behielt. Die dauernde Fesselung wenigstens eines Teils der Feldarmee in Antwerpen ist unter diesen Umständen unvermeidlich. Mit alledem ist noch nichts zum unmittelbaren Schutze der Küste zwischen der niederländischen und französischen Grenze geschehen; eine Flotte fehlt bekanntlich. Ob ernstlich Küstenbefestigungen in Aussicht genommen sind, ist nicht bekannt. Eine englische Landung kann hier bei der Unfreiheit der Feldarmee nicht verhindert werden.

Die somit stets wachsenden Anforderungen an die militärischen Rüstungen des Landes mit der garantierten Neutralität können mit größerem Rechte als eine „Schraube ohne Ende" bezeichnet werden als die entsprechenden Forde-

*) a. a. O. XXXVII S. 333.

rungen in Ländern, die ganz auf eigenen Füßen stehen. Jene Neutralität hat auch noch eine andere Schattenseite, auf die man in der gleichfalls neutralen, auf ihre Unabhängigkeit und Wehrhaftigkeit mit Recht stolzen Schweiz bereits aufmerksam zu werden anfängt. Der eidgenössische Oberstkorpskommandant und Chef der Generalstabsabteilung v. Sprecher äußerte sich hierüber in einem im Frühjahr 1910 in Bern vor einer Versammlung von Offizieren gehaltenen sehr bemerkenswerten geistvollen Vortrage*): „Es hat wohl Zeiten gegeben, wo die Defensive als leitendes Prinzip unserer Landesverteidigung hingestellt wurde, und es ist nicht zu bestreiten, daß die besondere Art der Neutralität unseres Landes uns den Zugang zur Offensive erschwert. Trotzdem dürfen wir nicht zweifeln, daß im gegebenen Momente, und wenn die Not es gebietet, die Mittel sich finden werden, eine Wohltat, die zur Plage geworden ist, zurückzuweisen, eine schädliche und unleidliche Fessel zu sprengen und diejenige Strategie zu ergreifen, die unseren guten militärischen Überlieferungen und, wie wir glauben, auch heute noch dem Geiste und Charakter unseres Volkes entsprechen, und die allein uns die Aussicht eröffnen, mit Ehren zu bestehen."

In Belgien gestattet die Lage nicht, so mannhafte Zukunftspläne anzudeuten, indessen läßt sich doch erkennen, daß man dort in weiten Kreisen die Unerträglichkeit der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes empfindet. Anfang November dieses Jahres hat nämlich die Redaktion des „Le Soir", des „meistgelesenen Blattes Belgiens", eine Umfrage über die Landesverteidigung veranstaltet. Die auch dem Verfasser, der sonst keinerlei Beziehungen zu jenem Lande hat, zugegangene „ausschließlich objektive" Fragestellung ist für das bezeichnend, was man als Bedürfnis fühlt, und erscheint geeignet, unser Interesse in Anspruch zu nehmen, wenn auch die positive Beantwortung nicht unsere Sache ist. Der Fragebogen lautet in Übertragung aus dem Französischen:

„Zur Verteidigung Belgiens.

Voraussetzungen:

1. Ein Land wie Belgien mit einem Flächenraum von ungefähr 30000 Quadratkilometer, mit einer Bevölkerung von über sieben Millionen Einwohnern, übervölkert im größten Teile seiner Ausdehnung (ein nördlicher Streif von 25 km Breite macht allein eine Ausnahme) und durchzogen von äußerst zahlreichen Wasser- und Landverbindungswegen.

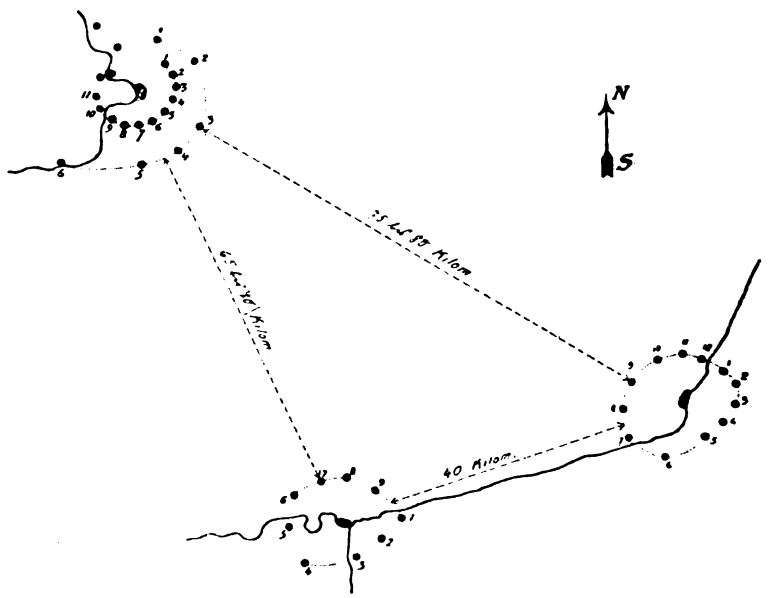
2. Dieses Land muß sich infolge internationaler Verträge im Falle einer Verletzung seines Territoriums auf eine defensive Haltung beschränken.

3. Auf beiden Ufern jedes der beiden großen Flüsse (Schelde und Maas), die das Land in ziemlich parallelen Richtungen durchströmen, so daß zwischen ihnen eine Region mit fast ebenem Gelände und großer Wohlhabenheit in einer Breite von 80 km verbleibt, ist ein Festungssystem hergestellt.

*) Abgedruckt in „Der Bund" 1910, Nr. 261 bis 267.

4. Dieses Festungssystem bildet ein Dreieck. An seiner Spitze befindet sich ein ausgedehntes verschanztes Lager (Antwerpen) zu beiden Seiten des einen der beiden großen Wasserläufe (Schelde). Die Basis des Dreiecks bildet der andere Strom (Maas) mit 40 km seines Laufes zwischen zwei starken Brückenköpfen (Lüttich und Namur).

5. Die Werke sind nach den Regeln der Kunst gebaut, stark armiert und mit Munition und dem zur Verteidigung erforderlichen Material versehen. Folgende Werke (vgl. die Skizze) sind vorhanden:



Verschanztes Lager (Antwerpen).

a) erste Linie von sechs Werken in einer Entfernung von 10, 12 und sogar 15 km von der Umwallung;

b) zweite Linie von elf Werken in einer Entfernung von $3^1/_2$ bis 5 km von der jetzt aufgelassenen Umwallung;

c) zwei besonders zum Schutze des Flusses 8 km abwärts der Stadt bestimmte Werke;

d) einige kleine Forts (fortins) zur Beherrschung wichtiger strategischer Punkte oder Verbindungen.

1. Brückenkopf (Lüttich).

7 große und 5 kleine Forts in einer Entfernung von 7 bis 8 km vom Platze.

2. Brückenkopf (Namur).

5 große und 4 kleine Forts in einer Entfernung von 5 bis 8 km vom Platze.

6. Die Entfernung zwischen den am weitesten vorgeschobenen Werken des verschanzten Lagers (Antwerpen) einerseits und den am weitesten vorgeschobenen des nächsten Brückenkopfs (Namur) beträgt 65 bis 70 km.

Unter diesen Voraussetzungen sind zu veranschlagen:

1. Die zur Verteidigung der Werke und ihrer Zwischenräume erforderlichen Kriegsstärken jeder Waffe und jedes Dienstzweiges:
   a) des verschanzten Lagers (Antwerpen),
   b) des 1. Brückenkopfes (Lüttich),
   c) des 2. Brückenkopfes (Namur).
2. Die für die mobile Besetzung eines jeden dieser festen Plätze erforderlichen Kriegsstärken.
3. Die zur Bildung eines Feldheeres, das in Verbindung mit den genannten festen Plätzen operieren soll, nötigen Kriegsstärken.
4. Die Friedensstärke eines jeden dieser grundlegenden Elemente der nationalen Verteidigung."

Mit anderen Worten: es wird die Berechnung der durch die vorhandenen Befestigungen bedingten Heeresstärke in allen Einzelheiten, sowie der Stärke gefordert, die danach die Friedenskadres haben müssen. Ob das seit 1909 gültige Wehrgesetz zur Aufbringung einer solchen Stärke genügt, kommt dabei nicht in Frage, auch nicht, ob die belgische Bevölkerung der sich ergebenden Anforderung wirklich gewachsen sein wird. Die Küstenverteidigung (abgesehen von Antwerpen) findet keine Erwähnung, vielleicht aus zarter Rücksicht auf England. Dagegen ist auf einer zweiten (hier nicht wiedergegebenen) Skizze der harmlose deutsche Übungsplatz Elsenborn als „Camp" besonders bezeichnet, wie er ja auch schon in der ausländischen Presse als angeblich gefahrdrohend gespukt hat. Um den objektiven schulmäßigen Charakter der Fragestellung zu wahren, wurden die Namen der Orte und Ströme fortgelassen*), obwohl die letzterwähnte Skizze jeden etwaigen Zweifel beseitigt. Bemerkenswert ist endlich die eingeschränkte Zahl der Antwerpener Außenforts. Man wird daraus Schlüsse auf den gegenwärtigen Stand der Befestigungsarbeiten ziehen können.

Die Umfrage stellt sich als völlig private Veranstaltung eines politischen Blattes dar. Die gewählte Form rein wissenschaftlicher Erörterung läßt die Absicht vermuten, der eigenen Regierung zu nützen und ihr keine Schwierigkeiten zu bereiten. Der leitende Gedanke scheint die Erkenntnis zu sein, daß Befestigungen ohne die Möglichkeit einer aktiven Verteidigung keinen Wert haben. Vielleicht erinnerte man sich an Moltkes Ausspruch. Die Beantwortung der gestellten Fragen erfordert Kenntnis aller einschlägigen Verhältnisse des Landes, sie kann nicht einfach rechnungsmäßig erfolgen. Die Einzelheiten der Lösung werden keine internationale Bedeutung gewinnen, wohl aber, falls die Regierung an diese Anregung anknüpfen sollte, die Entscheidung, ob jener leitende Gedanke in die Praxis übersetzt werden soll. Deutschland kann mit einer Stärkung der belgischen Wehrkraft, solange sie keine einseitige Richtung annimmt, nur einverstanden sein.

*) Vom Verfasser in Klammern hinzugefügt.

Briefe aus China

Von weiland Profeſſor Dr. Wilhelm Grube-Berlin

An ſeine Schweſter.

Peking, den 12. Februar 1898.

Meine liebe Weinande!

Am Dienstag machte ich eine recht intereſſante Exkurſion nach einem großen außerhalb der Stadt gelegenen taoiſtiſchen Tempel, Po-ûun-kuan geheißen. Es war dort gerade ein großes Tempelfeſt, verbunden mit einer Art Jahrmarkt. Herr Sch. von der ruſſiſchen Geſandtſchaft hatte ſich mir angeſchloſſen. Nach einem Ritt von ungefähr dreiviertel Stunden war das Ziel erreicht. Der Tempel beſteht aus einer großen Anzahl von Gebäuden, die durch Höfe und Gartenanlagen voneinander getrennt ſind. Das Ganze nimmt ein ſehr umfangreiches Grundſtück ein, das von einer Mauer umgeben iſt. Es befinden ſich dort außer Tempel- und Prieſterwohnungen auch noch Logierhäuſer, wo fromme Beſucher des Tempels nächtigen können. In dieſen herrſchte ein buntes Leben, denn die bevorſtehende Nacht hatte viele Beſucher angelockt. Das Tempelfeſt dauert nämlich mehrere Tage lang, und in der Nacht, die auf den letzten Tag (an dem wir gerade da waren) folgt, bleibt der Tempel ununterbrochen geöffnet und iſt feſtlich mit bunten Lampen illuminiert. In dieſer Nacht pflegt ſtets eine der taoiſtiſchen Gottheiten in menſchlicher Geſtalt in der Menge zu erſcheinen, infolgedeſſen iſt die Spannung und Aufregung der Anweſenden immer ſehr groß. Vor einigen Jahren ſoll dort, wie mir ein Chineſe erzählte, in jener Nacht plötzlich ein Bettler von abſchreckender Häßlichkeit aufgetaucht ſein, der, eine kleine Schale in der Hand, um Almoſen bat. Faſt jeder gab ihm eine Kleinigkeit, aber ſo viel man auch gab, wurde der Napf, trotzdem er ſo klein war, nicht voll. Das fiel manchen auf, aber ehe ſie die Sache genauer unterſuchen konnten, war der rätſelhafte Bettler plötzlich ſpurlos verſchwunden. Danach unterlag es natürlich keinem Zweifel, daß er kein anderer war als einer der ſogenannten acht Genien namens Li T'ieh-kuai, der immer als hinkender Bettler dargeſtellt wird. Welche Gottheit den Tempel dies Jahr mit ihrem Beſuch beehrt hat, habe ich noch nicht erfahren können. Übrigens waren mir dort die Menſchen

fast noch interessanter als die Götter. Ich hatte noch nie vorher in China eine solche Menschenmenge beisammen gesehen. Es mögen innerhalb des eigentlichen Tempelreviers gewiß an zehn- bis zwanzigtausend Menschen gewesen sein, und wir beide waren die einzigen Europäer unter all den Chinesen, hatten auch keinerlei Begleitung mit. Und dennoch war uns dabei selbst im ärgsten Gedränge nicht einen Augenblick auch nur im mindesten unheimlich zumute. Wir gingen so ziemlich in alle Tempel hinein und wurden überall von den Priestern in zuvorkommendster Weise empfangen. In jedem Tempel, den wir betraten, boten uns die Priester Tee an und nötigten uns zum Sitzen. Einer der Priester meinte sogar, als wir das Anerbieten dankend ablehnten, wir sollten doch seinen Tee einmal kosten, das sei shen-sien ch'a-ye, „Göttertee." Du siehst daraus, daß es in chinesischen Tempeln sehr gemütlich zugeht: an den Altären werden die Götter gespeist, und an den Tischen daneben die Menschen. In den einzelnen Höfen standen zahllose Verkäufer umher, die allerhand Spielsachen und Naschwerk feilboten. In einem der Höfe waren zwei von einer Marmorbrüstung umrahmte trockene Bassins. In jedem derselben hing in einer Mauernische eine große chinesische Münze aus vergoldeter Pappe, die, wie alle chinesischen Kupfermünzen, ein viereckiges Loch in der Mitte hatte, und in diesem Loch hing eine kleine Glocke. Die zahllosen Menschen, besonders auch Kinder, die die Marmorbrüstung umdrängten, warfen mit Kupfermünzen nach jener Glocke und wer sie traf (ein Fall, der in meiner Gegenwart nicht eintraf), hatte dafür die Freude, sie erklingen zu hören. Die Münzen bleiben natürlich auf dem Boden des Bassins liegen, und dieses kindliche Spiel ist bei all seiner Harmlosigkeit gar kein so übles Geschäft für die Priester. Einer der Priester sah von seinem Tempel aus, daß wir gern an das Bassin herantreten wollten, uns aber nicht hindurchdrängen konnten; da kam er hinzu und bat die Leute, uns doch Platz zu machen, was auch sofort geschah, worauf der Priester uns höflich aufforderte, näherzutreten und sich dann mit einem Gruß entfernte. Ich habe überhaupt noch keinen unhöflichen Chinesen zu sehen bekommen.

Auf dem Rückwege begegneten wir einer geradezu unübersehbaren Menschenmenge, die nach dem Tempel unterwegs war, und im Tore, das in die Chinesenstadt führt, gerieten wir mit unseren Eseln derart ins Gedränge zwischen zahllosen Karren, Pferden, Eseln, Fußgängern, Lastenträgern aller Art usw., daß ich meine Füße, da sie nicht in die Tasche gingen, auf den Sattel legen und gewissermaßen mit untergeschlagenen Beinen sitzen mußte. Es dauerte wohl eine gute halbe Stunde, bis wir aus dieser drangvoll fürchterlichen Enge befreit waren. Aber die enge Gasse zu passieren, durch die wir jetzt hindurch mußten, war auch mit einiger Lebensgefahr verbunden. Der Staub dabei war geradezu entsetzlich, und ich brachte die ganze nähere Umgegend Pekings in Nase, Ohren, Augen, Mund und Lungen mit nach Hause.

Aber interessant war es doch, und nicht minder interessant der Ausflug, den ich gestern mit einigen Herren von der russischen Gesandtschaft nach dem

berühmten Lamatempel Yung-ho-kung unternahm. Dieser Tempel ist Europäern so gut wie unzugänglich, höchstens gegen schweres Geld (neulich wurden 25 Dollars für eine Person verlangt) wird man hineingelassen und dann in solcher Hast hindurchgejagt, daß man nichts zu sehen bekommt. Die nahezu tausend Lamas, die in dem zum Tempel gehörenden Kloster wohnen, meist Tibetaner und Mongolen, sind ein wahres Räubergesindel, und es ist, wenn Europäer auf eigene Faust hineinzudringen suchten, schon manchmal zu einer regelrechten Schlägerei gekommen.

Der verstorbene Bruder des hiesigen russischen Postmeisters Gombojew war als „lebender Buddha" und geistliches Oberhaupt der chinesischen Lamaisten seinerzeit zugleich das Oberhaupt dieses Tempels (Gombojew ist nämlich Mongole von Geburt). Dadurch hat auch der Postmeister, obwohl selber Christ, noch mancherlei persönliche Beziehungen zu den dortigen Lamas, und da gerade jetzt ein mongolischer Lama als Gast in seinem Hause logiert, so wurde derselbe gebeten, uns den Besuch des Yung-ho-kung zu vermitteln. So wurden wir denn dort als Gäste mit größter Zuvorkommenheit empfangen und zuerst mit mongolischem Ziegeltee und allerhand Naschwerk, das gar nicht so übel schmeckte, bewirtet. Der Tempel selbst war ursprünglich der Palast des Kaisers Yung-cheng (1722 bis 1732) und wurde von dessen Nachfolger, dem großen K'ien-lung, in einen Tempel umgewandelt. Er besteht aus einer ganzen Anzahl großartiger Bauten, eine immer schöner als die andere, und alle, wie das immer bei kaiserlichen Bauten der Fall, mit gelben Kacheln gedeckt. Diese Tempel bergen einen derartigen Reichtum der herrlichsten Kunstwerke — Cloisonnés, Bronzen, Schnitzereien, Gemälde — aus der Blütezeit der chinesischen Kunst, daß man nicht aus dem Staunen herauskommt. Als die Lamas merkten, daß ich nicht nur Chinesisch, sondern auch Mandschu, Mongolisch und Tibetisch lesen konnte, waren sie natürlich nicht wenig erstaunt und wurden nur um so liebenswürdiger. Das war wirklich ein Genuß, um den mich manche der hiesigen Europäer beneiden können.

Von dem Yung-ho-kung ritten wir nach dem Pei-kuan, der russischen Mission, um dem Archimandriten einen Besuch abzustatten. Dieser, ein noch junger, fein gebildeter Mann mit einem klassisch schönen Johanneskopf, empfing uns sehr freundlich und stärkte uns mit vorzüglichem Tee. Er war früher Rektor des Petersburger Priesterseminars und ist erst seit einem Jahre hier. Zu tun hat er nichts und bekommt dafür 20000 Rubel jährlich. Er hat den Posten angenommen, um ungestört seinen theologischen Studien leben zu können. Die Russen haben in ihrer Mission eine sehr wertvolle chinesische Bibliothek, aber unter den jetzigen Mitgliedern ist leider niemand, der sie benutzen könnte. . . .

* * *

An seine Schwester.

Peking, den 16. Februar 1898.

... Gestern und heute waren wieder einmal recht interessante Tage — besonders der gestrige, der heutige weniger. Gestern fand nämlich endlich die langerwartete Audienz im Palaste statt. Man war zu 10 Uhr befohlen worden, und aus allen Gesandtschaften bewegten sich feierliche Sänftenkarawanen, sämtlich von chinesischem Militär eskortiert, nach der Richtung des kaiserlichen Palastes. Auf den Straßen bildete eine große Menschenmenge Spalier. Nachdem das Palasttor passiert war, verließ man die Vehikel und ging zu Fuß durch einige große Höfe, bis man ein kleines Haus erreicht hatte, wo wir fast eine Stunde lang in zwei engen, sehr dürftig ausgestatteten Zimmern, deren Wände und Decken mit einfachem weißem Papier tapeziert waren, zu antichambrieren hatten. Es wurde Tee gereicht und geraucht, wobei verschiedene chinesische Minister, die uns bereits am Tore empfangen und begrüßt hatten, die Honneurs machten.

Endlich wurde das Signal zum Aufbruch gegeben und der Zug setzte sich in Bewegung. Nachdem wir das Tor Wen-hoa-men passiert hatten, sahen wir eine Halle mit drei großen geöffneten Türen vor uns: das war die Audienzhalle, Wen-hoa-tien. Entblößten Hauptes stieg man die wenigen Stufen hinan und machte, oben angelangt, eine Verbeugung, nach weiteren drei Schritten eine zweite und nach noch drei Schritten eine dritte Verbeugung.

Die Halle war ziemlich geräumig, ohne gerade sehr groß zu sein, der Fußboden war mit einem gelben chinesischen Teppich belegt. Im übrigen entbehrte sie jeglichen Schmuckes: sie war ganz kahl, und von „orientalischer Pracht" war nichts zu merken. An der Rückwand der Halle erhob sich eine breite Estrade, auf der ein großer, mit gelbem Brokatstoff bedeckter Tisch stand, und auf dem Tische lagen verschiedene Schreibutensilien und das kaiserliche Siegel — lauter herrliche Sachen, meist Cloisonné. Hinter diesem Tische saß auf einem gelbgepolsterten Thronsessel der Himmelssohn; rechts und links von ihm waren zwei Leibwächter postiert, und an der Rückwand, zu beiden Seiten des Thronsessels, standen zwei Pfauenwedel. Der Kaiser, der jetzt siebenundzwanzig Jahre zählt, sieht aus wie ein Jüngling von höchstens achtzehn Jahren; er ist sehr schmächtig und kränklich, hat wunderschöne große dunkle Augen und leider statt eines offenen Kopfes nur einen stets offenen Mund. Sein Gesicht ist auffallend oval und gar nicht dem gewöhnlichen chinesischen Typus entsprechend, dabei, ohne hübsch zu sein, doch sehr sympathisch. Der Gesamteindruck seiner Persönlichkeit ist mitleiderweckend. Mit einem Ausdruck kindlichen Erstaunens musterte er die seltsame Gesellschaft und schien seine Freude daran zu haben, so zahlreiche und meist wohlerhaltene Exemplare der westlichen Barbaren vor sich zu sehen.

Der Doyen des diplomatischen Korps, Mr. D., hielt eine kurze Ansprache, die P. als ältester unter den Dolmetschern ins Chinesische übersetzte. Darauf begab sich der alte Prinz Kung, ein Onkel des Kaisers, auf die Estrade und kniete neben dem Thron nieder. Der Kaiser neigte sich zu ihm

nieder und sprach, zum Prinzen gerichtet, frei die Antwort auf die Glückwunschadresse in mandschurischer Sprache. Nachdem er geendet, verneigte sich Prinz Kung, stieg von der Estrade herab und trat an die Seite des russischen Dolmetschers, um diesem die Worte des Kaisers nach einem Konzept, das er in der Hand hielt, in chinesischer Sprache zu wiederholen. Aus der jammervoll unbeholfenen französischen Übersetzung P.'s ging u. a. hervor, daß der Kaiser den Vertretern der fremden Mächte Glück und Erfolg in ihren Bestrebungen wünsche. Das ist zwar rührend gut von ihm, aber er darf sich nun auch nicht wundern, wenn jetzt daraufhin jeder von ihnen sein Kiao-chou verlangen wird. Damit war die Feierlichkeit aus, und man ging nunmehr rückwärts, seine Südseite immer dem Antlitze des Himmelssohnes zukehrend, unter drei Verbeugungen zurück. Diese Prozedur erinnerte mich lebhaft an die Schlußszene unserer Possen und Operetten, wo alle Beteiligten Hand in Hand erst bis vor die Rampe und dann wieder nach dem Hintergrunde der Bühne hüpfen. Die ganze Audienz währte wohl kaum über fünf Minuten.

Vom Palaste selbst, d. h. von den zahllosen Palastbauten und Parkanlagen, die eine ganze Stadt für sich bilden, bekam man leider so gut wie nichts zu sehen. Aber die riesenhaften und dabei doch schönen Größenverhältnisse der Höfe ließen immerhin die Großartigkeit der ganzen Anlage erkennen. Hier in Peking ist eben alles morsch und verfallen, und auch der kaiserliche Palast scheint keine Ausnahme von dieser Regel zu bilden; aber großartig und auch schön muß hier vieles einst gewesen sein, da das ungeheure Reich noch auf der Höhe seiner Macht stand. So manche Zeugen längst verschwundener Pracht finden sich unter den Trümmern. Ob jemals wieder junges Leben aus den Ruinen blühen wird?

17. II. Die traditionelle Nachfeier der Audienz besteht in einem Bankett, das im Namen des Kaisers im Tsungli-Yamen (dem Auswärtigen Amte) gegeben wird. Es fand dann auch gestern um 12 Uhr statt und verlief recht animiert. Leider war nur das Menu in diesem Jahre ganz europäisch, während es früher immer halb europäisch und halb chinesisch zu sein pflegte. Der Billigkeit wegen hatten es die Herren dies Jahr dem hiesigen französischen Hotelier Tailleu übertragen. Der nahm 20 Dollar (40 Mark) à Couvert, was ihnen unglaublich billig vorkam. Daraus kann man ersehen, was für Preise der, allerdings berühmte, chinesische Koch des Tsungli-Yamen genommen haben mag. Wie mir R. sagte, werden für die Banketts von Staatswegen 20000 Taels (= 60000 Mark) verausgabt — natürlich ein glänzendes Geschäft für die Beteiligten. Das Tsungli-Yamen stiftet alljährlich einen Rennpreis für das große Rennen, das die Europäer zu veranstalten pflegen, und diesen Rennpreis (das ist ein offenes Geheimnis) mußte bisher immer der besagte Koch aus seiner Tasche bestreiten. Nett, nicht wahr? . . .

* * *

An seine Schwester.

Peking, den 23. Februar 1898.

Meine liebe Weinande!

... Heute sitze ich mit meinem Schnupfen allein zu Hause, während Lilly auf einem Diner bei H.'s ist. Ich habe im letzten Moment abgesagt, aus Furcht, daß bei dem beständigen Schnäuzen, Schnaufen und Schniefen meine übrigen gesellschaftlichen Reize nicht gebührend zur Geltung kommen würden.

Herr v. H. war übrigens so liebenswürdig, sich gestern persönlich nach meinem werten Befinden zu erkundigen und ganze zwei Stunden bei uns zu sitzen. Wenn man mit ihm allein ist, legt er seine Diplomaten-Allüren ganz ab und gibt sich wie er ist, gemütlich und ohne Ziererei. Er sprach viel über Dorpat und seine dortige Studentenzeit, auch manches andere über Politik; klagt, daß man ihm jetzt, nachdem die Chinesen alles, und weit mehr als ursprünglich von ihnen verlangt worden, bewilligt hätten, von Berlin aus die Arbeit erschwere, indem man nachträglich fortwährend mit neuen Forderungen angerückt komme.

H. hat wirklich mehr Glück als — andere Leute und kann mit seinem Coup zufrieden sein, und das muß man den beiden katholischen Missionaren lassen: sie hätten keinen geeigneteren Zeitpunkt wählen können, um sich abmurksen zu lassen, als sie es eben getan haben. Unser Prestige hier im Osten ist durch diesen energischen Schritt geradezu emporgeschnellt. Die Engländer jubilieren — natürlich nicht aus Liebe, sondern erstens, weil Rußland den Hafen nun hoffentlich nicht bekommt, und zweitens, weil sie nun in einem ähnlichen Falle ähnlich vorzugehen hoffen und bereits sehnsuchtsvolle Blicke nach einem begehrenswerten Stückchen Festland gegenüber Hongkong hinüberwerfen, das sie aus strategischen Gründen auch wirklich haben müssen, um ihre Insel dauernd behaupten zu können. Jetzt heißt es aber auch: „Halte, was du hast!" und wenn die deutsche Regierung diesen Grundsatz nicht mit aller Energie verficht und befolgt, dann ist es ein für allemal um unser Ansehen in Ostasien geschehen.

Der alte Li Hung-chang soll neulich in einer Sitzung die bitteren Bemerkungen gemacht haben, man scheine in Berlin Shantung als eine deutsche Provinz behandeln zu wollen. Das ist soweit alles ganz schön, nur soll man dann wenigstens die Rolle des Tartüffe aufgeben und nicht von den armen chinesischen „Heiden" verlangen, daß sie sich den Segnungen der christlichen Kultur katholischer oder protestantischer Observanz kopfüber in die Arme werfen. Der Chinese ist Praktiker, und wo sich Theorie und Praxis so wenig decken wie in den Lehren und Erscheinungsformen des Christentums, da gilt ihm die Theorie herzlich wenig. Wenn der liebe Gott pfeifen kann, was ich ja nicht weiß, dann pfeift auch er jedenfalls auf die sogenannte christliche Kultur. Jedenfalls lacht er sich eins ins Fäustchen und beschließt im stillen, auf hunderttausend heidnische Chinesen je einen christlichen Diplomaten in den Himmel aufzunehmen.

Vertraulich sagte mir H., daß er wegen des Prinzen Heinrich in Sorge sei. Programmäßig hätte er bereits vor vierzehn Tagen in Hongkong sein müssen; statt dessen sei man ganz ohne Nachrichten und wisse nicht einmal, ob ihm etwas zugestoßen sei. Die „Deutschland", mit der er kommt, soll bereits im Nordostseekanal und im Roten Meer stecken geblieben sein — hoffentlich kein böses Omen für die deutsche Politik in Ostasien. Kiao in Kiao-chow bedeutet übrigens „Leim" — wer auf ihn gegangen, muß die Zukunft lehren.

Ich lese jetzt zwischen der Arbeit Thackerays „Newcomes" und habe einen großen Genuß davon. In seiner köstlichen Menschenverachtung steckt wahrer Humor, der stets ernst ist. Je mehr Arten dieser Gattung vernunftbegabter zweibeiniger Lebewesen man unter verschiedenen Himmelsstrichen kennen lernt, um so sicherer nähert man sich diesem Standpunkte, und die beste Gelegenheit, den Jahrmarkt der Eitelkeiten zu studieren, bietet sich vielleicht gerade an einem Ort wie Peking, wo eine kleine, dabei zum größten Teil aus Diplomaten, besonders angehenden, bestehende Gesellschaft beisammen ist. Frau v. H. sagt, der einzige Mensch, mit dem man sich interessant unterhalten konnte, sei der bisherige französische Gesandte G. gewesen. Von den Damen scheint eigentlich nur Lady M. und die Frau des amerikanischen Gesandten in Betracht zu kommen. Am unmöglichsten sollen die russischen Damen sein, über die Frau v. M. eine köstliche Geschichte von G. erzählte. Voriges Jahr fand am Silvesterabend ein Bal costumé auf der englischen Gesandtschaft statt. Die russischen Damen standen in slawischen Kostümen beisammen und schienen selbst zu empfinden, daß sie eigentlich nicht in die Gesellschaft gehörten. Eine war häßlicher wie die andere, dabei alle gleich ungebildet und ohne Manieren. Da sagte G. zu Frau v. M.: „Voyez donc, madame, c'est la nation de l'avenir; soyons heureux, d'avoir vécu maintenant!" — Ich glaube, der liebe Gott hat sich den Menschen nicht zum Ebenbilde, sondern zur Folie geschaffen, vielleicht auch, damit die Theologen einen Broterwerb finden. Sich vom Himmel aus das Treiben der Menschenkinder ansehen zu können, muß eine Quelle heitersten Genusses sein, — wie da der Widerstreit zwischen dem Endlichen und Unendlichen bald traurig oder komisch, bald tragisch und erhebend endet. Und Humor ist ja nichts anderes, als dieser Widerstreit inkommensurabler Gegensätze, die dennoch aneinander gemessen werden, obwohl sie sich nicht aneinander messen lassen. . . .

(Weitere Briefe folgen)

Gottfried Haberkorfs Irrtum

Von Bernhard Flemes-Hameln

Nach dem Adagio ſah Herr Gottfried Haberkorf raſch nach der Wanduhr, ob er noch Zeit habe, ſeine Sonate zu Ende zu ſpielen, und ließ dann das Allegro assai wie einen Gewitterregen über die Taſten praſſeln, ließ den Donner noch einmal verhalten grollen, ein paar ferne Blitze über die Landſchaft zucken und erſtickte die aufjubelnden Vogelkehlen im Tropfenfall, der aus dichten Baumkronen kam. Nach dem letzten Donnergrummeln des Schlußſatzes ſchmolz er das Calando ſo weich und tröſtlich ins Zimmer, als hätte aus irgendeinem offenen Fenſter liebevoll eine Geige dazu geſungen.

Und dann ſchwieg die Frühlingsſonate auf dem Klaviere, und die da draußen vor den Fenſtern war gleichfalls im Verklingen. Die Luft war noch ſchwül und prall mit Blütenduft geſättigt. Aus den Obſtbäumen tropfte es in den Raſen, und die Droſſel ſang im Birnbaum.

Herr Gottfried Haberkorf meinte, es ſei nun wohl an der Zeit, ſich zur Singübung fertig zu machen, griff ſeinen Geigenkaſten, ſtülpte den Hut auf und ſtieg die Treppe hinunter. Unten fiel ihm ein, daß er die Fenſter der Schulſtube wieder öffnen könne, damit die heiße, trockene Staubluft entweiche. Dann ſchloß er ab und ging die Dorfſtraße hinunter. Das war ihm der liebſte Weg, wenn er des Abends ſeine Straße entlang ſtapfte und bei der Schmiede in den Heckenweg bog, der ihn nach dem Weißen Roß führte. Er ging ihn Abend für Abend. Natürlich nicht immer zur Singübung. Denn ſo ſingwütig waren ſelbſt die Herkendorfer nicht, die doch als ſangesluſtige Geſellen auf allen Sängerfeſten im Umkreis von einigen Stunden bekannt waren. So ſingwütig war auch Herr Gottfried Haberkorf nicht, trotzdem ihm erſt Geſang und Saitenſpiel das Leben wertvoll machten. Aber dieſe wöchentliche Singübung am Freitag Abend war doch die Veranlaſſung geworden, daß er ſeit dem letzten Winter faſt jeden Abend ins Weiße Roß wanderte. Und das kam ſo. Eines Abends, als Haberkorf mit ſeinen Sängern wie gewöhnlich nach der Übung in die Gaſtſtube biegen wollte, um bei Bier und Zigarren ſo lange in der Geſellſchaft ſeiner Herkendorfer zu verbleiben, bis die Pointen ihrer Witze einen Stich ins Saftige bekamen, ſtand Mutter Reutter, die Krügerſche, vor ihrer Wohnſtube und bat ihn, doch einen Augenblick mit in die Stube zu kommen, ſie habe ihn ſchon immer mal etwas fragen wollen. Das

war dann ein sehr gemütlicher Abend geworden. Und er blieb nicht der einzige. Mutter Reutters Geplauder hatte etwas Behagliches. Es ging allen Problemen aus dem Wege, oder es löste sie mit der liebenswürdigen hausfraulichen Unverfrorenheit, die manchen Müttern und Hausfrauen eigen ist, die es verstehen, das Schlimme, Arge und Rätselhafte der Welt mit energischem Strickstrumpfstoß beiseite zu schieben, oder aber es so angenehm zu wattieren, daß man sich nicht daran stößt. In solches Gespräch warf dann Anna, die älteste Tochter, ihre ruhigen, etwas trockenen Bemerkungen, fragte nach Gottfried Haberkorfs Leben und Tun, nach seiner Heimat und Familie und bekundete sogar für seine Zukunft ein freundliches Interesse. Liselotte, die Jüngere der beiden Reuttermädchen, verhielt sich weniger interessiert. Sie musterte den Schulmeister spöttisch, widersprach verschiedentlich, ja Gottfried meinte sogar, sie habe zu einer seiner Bemerkungen verstohlen eine Fratze geschnitten. Doch konnte er sich da auch geirrt haben. Jedenfalls wurde nach dem zweiten und dritten Abend in der Wohnstube das Verhalten aller freier und ungezwungener. Und bald gab sich auch die spröde Liselotte munter her friedlichen, spätabendlichen Anregung hin, die Gottfrieds Erscheinen und das gemütliche Gespräch mit sich brachte. Und wieder eine Zeitlang darauf gab Herr Gottfried Haberkorf eines Abends, als er die ruhige, freundliche Anna allein traf, seinem Herzen einen Stoß und ließ es der Schlanken, Blonden in den Schoß fliegen. Die tat erst ein wenig schüchtern, wandte es verlegen hin und her, und wurde sehr rot. Als Gottfried dann aber mit einer Eindringlichkeit, worüber er sich hernach selbst wunderte, liebevoll ein paar Fragen tat, da sagte Fräulein Anna nicht nein dazu. Und die beiden Alten sagten auch nicht nein, obgleich die Mutter die Tochter lieber bei einem Bauern gesehen hätte. Aber diese Sache hatte nach ihrer Meinung auch allerlei für sich. Anna würde einmal die Hände nicht so zu rühren brauchen, wie sie, die Mutter, es getan hatte und noch tat. Dazu hatte sie sich — das war man schließlich dem Glück der Tochter schuldig — genauer nach Haberkorfs Verhältnissen erkundigt, und das Ergebnis war durchaus günstig ausgefallen.

Das Verhältnis zwischen Gottfried und dem Weißen Roß wurde also familiär. Daß es nicht zu familiär wurde, ließ der Lehrer seine Sorge sein. Er hatte in diesem Punkte seine Grundsätze. Er bemerkte bald, daß seine Verlobte sehr sparsam — er unterdrückte in sich das Wort knauserig — war. Und als sie ihn eines Abends bat, in Zukunft seine Mittagsmahlzeiten im Weißen Roß einzunehmen, da wehrte er freundlich entschieden ab und blieb bei dem älteren, bäuerlichen Ehepaar, das ihn bis jetzt mittags verpflegt hatte. Man soll sich von den Eltern seiner Braut in keiner Weise abhängig machen, dachte Gottfried. Seinen Kaffee kochte er sich auf seiner Spiritusmaschine selber und besser, als er ihn irgendwo im Dorfe gekriegt hätte. So ging er auch, wenn er nachmittags das Reuttersche Haus besuchte, möglichst erst nach dem Kaffee hin. Das fiel keinem auf. Nur Liselotte sagte eines Mittags, als der zukünftige Schwager vorbei kam und sie just die Fenster putzte: „Du, kannst gleich hier bleiben, ich werde heute mal den Kaffee kochen.“ Worauf Gottfried Haberkorf rot wurde und nach einer Ausrede suchte. Aber die kleine Hexe blinzelte mit den Augen: „Ich beiße 'ne Bohne mehr durch. Riskier es also getrost!“ Seit der Zeit war es ihm mitunter, als mache sich die Schwester seiner Anna heimlich über ihn lustig. Sie machte

bald über seine schiefen Stiefelabsätze, bald über eine etwas faserige Kravatte kleine, lustig-spitze Bemerkungen. Das war ihm peinlich, und er kleidete sich sorgsamer. Anna bemerkte das und fragte ihn nun, ob er nicht eigentlich für seine Kleidung reichlich Geld ausgebe. Das war ihm noch peinlicher und er antwortete, er könne es ohne Sorge bezahlen. Ja, sparsam war die Anna. Und Gottfried wurde eines Abends unfreiwilliger Zuhörer eines Gesindegespräches, woraus hervorging, daß Knecht und Magd ihr Essen ungern von Anna zubereitet nahmen. Allein — wer war auf dieser Welt ohne Schwächen und Fehler!

Wie Gottfried Haberkorf so durch die tropfenblinkenden, duftenden Gartenhecken ging, dachte er mit Freude an die stille, schlanke Anna. Ob sie heute abend wohl ihr weißes Kleid trug? Das stand ihr besonders gut. Aber leider sah er sie nicht oft darin. Sie kleidete sich immer sauber und ordentlich, aber darüber hinaus ging es kaum. Liselotte dagegen verstand es, sich gut anzuziehen. Waren die Schwestern auch überein gekleidet, so gab die jüngere ihrer äußeren Erscheinung durch eine Schleife, eine Gürtelschnalle oder farbige Stiefel stets ein Besonderes. Übrigens sahen sich die beiden zum Verwechseln ähnlich, den Altersunterschied von drei Jahren merkte man nicht. Nur war der Jüngeren blondes Haar etwas dunkler, und der Schein ihrer Augen spielte mehr ins Veilchenfarbene, während Annas Augen vergißmeinnichtblau waren. Von Größe und Gestalt waren sie ziemlich gleich. Beide Mädchen hatten in der nahen Kleinstadt eine bessere Schule besucht. Aber nach der Konfirmation war Liselotte lange Zeit bei einer verwitweten, wohlhabenden Verwandten in Hannover gewesen, hatte dort Theater und Konzerte wie eine feinere Geselligkeit kennen gelernt. Das hatte sie fürs Land verdorben, meinte die Mutter, aber Vater Reutter schmunzelte dazu. Er war Gemeindevorsteher, hatte die Nase schon ein wenig tiefer in die Welt gesteckt und wußte, daß sie nicht nur aus Bauern bestand.

Ein verständiger Mann, der Alte! sprach Gottfried vor sich hin, indem er einen plitschnassen Zweig zurückbog, der über die Hecke in den schmalen Pfad hing. Da sah er auch den weißen Giebel des Wirtshauses „Zum weißen Roß" mit seinem silbergrauen Gebälk durchs Grüne schimmern, klinkte die Heckenpforte auf und trat in den Garten. Anna kam ihm entgegen. Nun hat sie das weiße Kleid doch nicht an! dachte Gottfried.

„Einen Kuß!" bat er.

„Aber nein, die Sänger sind schon in der Gaststube."

„So komm rasch in die Laube."

„Ja, das wäre! Nachher, wenn's paßt. Hast du mir den Nähmaschinenkatalog mitgebracht?"

„Ach nein, wieder vergessen!"

„Du bist einer. Woran du wohl immer denkst!"

Sie wandte sich schmollend ab.

„Na — ich denke morgen dran. Bist du noch im Garten, wenn ich vom Singen herunterkomme?"

„Ja."

„Also bis nachher."

Während der Singstunde war Gottfried zerstreut und wenig bei der Sache. Einmal, als es draußen wieder grummelte, sah einer der Sänger aus dem Fenster

und sprach vom Gewitter, das noch kommen könne. So sitzt mir also die Gewitterluft im Blute und den Leuten auch! dachte Gottfried, als er den Baß gar nicht dazu kriegen konnte, sich mit der gehörigen Weichheit und zartem Pianissimo der friedevollen Nachtstimmung des Liedes hinzugeben. Und er nahm sich zusammen und plagte den Baß mit dem Pianissimo, daß den Sängern die Schweißtropfen auf die Stirn traten. Endlich ging es leidlich, die Stimmen klangen schön zusammen, und Gottfried sah wieder den nachtblauen Bau des Himmelsgewölbes mächtig schwellen, sah Sterne glänzen und fühlte in seiner Seele goldene Sehnsuchtsflämmchen sprießen. Als aber die Sänger im zweiten Verse von den Harfentönen der himmlischen Sphärenmusik sangen, da vernahm Gottfried nichts mehr von der himmlischen Liebe, sondern er dachte an eine andere Liebe, dachte so inbrünstig daran, daß ihm eine rote Welle vom Herzen in den Kopf fuhr und er den Schlußsatz zur Verwunderung der Sänger hastig und gewaltsam ausklingen ließ. Schnell klappte er den Geigenkasten zu und ging hinunter.

Hinter ihm drein polterten die Schritte der Sänger. Sie gingen, sich räuspernd und die feuchten Stirnen trocknend, in die Gaststube, um rasch noch ein paar eisgekühlte Biere zu haben. Gottfried hörte die Stühle scharren, die Gläser klappern und merkte an einer plötzlich eintretenden Stille, daß alle tranken. Er stand an den einen der vier Lindenbäume gelehnt, die vor dem Hause wuchsen, und ihm war seltsam bedrückt und doch selig zumute. Da löste sich aus dem Dunkel des Lindenschattens eine lichte Gestalt, kam ihm nahe, legte die Hand auf seine Schultern und sagte: „Schön habt Ihr heute gesungen."

Es war Liselotte.

„Schön? Na — es muß noch kommen."

Und er wußte wohl, daß er sich an dem Liede versündigt hatte. Sie schwieg und stand eine Weile neben ihm. Weshalb kommt nun Anna nicht? dachte er.

„Ist Anna im Garten?"

„Ja, mit der Mutter."

Da gingen sie beide in den Garten, wo es nach nassem Buchs, Syringen und Goldlack roch. Die Mutter und die Braut saßen auf der Bank bei dem Goldlackbeete und hatten die Hände im Schoße.

„Mach dir gleich einen Knoten ins Schnupftuch, daß du morgen den Katalog nicht vergißt."

„Ich denke schon daran," sagte er kurz und griff die Hand seiner Verlobten, da sie einmal auf dem Wege dazu war.

Ein sparsames Gespräch sickerte in die Gartenstille. Es wollte keine Stimmung aufkommen. Die Gewitterluft schien alle zu bedrücken. Nur Liselotte überlegte bei sich, wem sie wohl die Tropfen von einem nassen, hängenden Zweige ins Gesicht schnellen möchte. Und sie nahm den Zweig und ließ die Tropfenreihe auf die Schwester spritzen.

„Du! Was sollen die Dummheiten!" rief sie.

Liselotte lachte hell und klingend auf. Und Gottfried wurde von der Musik ihres Lachens mitgenommen und lachte gleichfalls herzhaft.

„Einer muß doch Dummheiten machen. Ihr seid ja so vernünftig."

„Was dabei nun bloß zu lachen ist," sagte Anna ärgerlich.

Aber Gottfried streichelte begütigend ihre Hand.

„Heute war der Vetter Brennecke da," meinte die Mutter.

Gottfried besann sich, wer es sei.

„Der mich einmal haben wollte," sagte Anna.

„So? Und weshalb wolltest du ihn nicht?" forschte Gottfried.

„Er paßte mir nicht. Aber ein netter Mensch ist er doch."

„Und hat einen schönen Hof," fügte die Mutter hinzu.

„Er s—p—p—richt ein b—b—ischen l—angsam," meinte Liselotte.

„Ach das ist nicht so schlimm," wehrte Anna ab. „Du findest bei jedem etwas."

„Du hast doch sicher auch bei ihm was gefunden, sonst hättest du ihn ja nehmen können. Oder warst du damals schon auf Gottfried gespannt?"

„Ich? Gottfried ist zu mir gekommen und nicht ich zu ihm."

„Haha!" lachte die Mutter, sich an Gottfried wendend, „als du zuerst zu uns kamst, wußte ich nicht, ob du die Älteste oder die Jüngste meintest."

Gottfried schwieg.

„Gute Nacht!" sagte Liselotte und sprang auf, „ich bin müde."

Die anderen hörten, wie ihr Schritt auf dem Mergel des Weges knirschte, und sahen sie weiß aus dem Garten auf den Hof gehen, wo bald ein Licht aufschien und eine Stalltür klappte.

„Die Küken! Die Küken!" sagte die Mutter, „wenn sie nach denen nicht erst jeden Abend sieht, kann sie nicht schlafen."

Gottfried rückte näher an Anna, spürte die Wärme ihres Körpers und den Duft ihrer Haare. Er wünschte, daß die Mutter, wie sie es öfter tat, noch ein Weilchen in die Stube gehen und die beiden allein lassen möchte. Sie stand auch auf. Aber gleichzeitig erhob sich Anna, reckte sich und gähnte.

„Auch müde?" fragte er zärtlich und drängte sich an sie.

„Ja. Gehst du morgen nach der Stadt?"

„Vielleicht. Wolltest du mit?"

„Ach nein. Aber du könntest mir einige Rollen Garn und auch ein paar Docken Seide mitbringen."

Er schwieg.

„Tust du es nicht gern?"

„Nein!" sagte er verstimmt. „Das kann ja schließlich die Botenfrau auch besorgen."

„Na, dann gute Nacht!" gab sie zurück und ging strammen Schrittes ins Haus.

„Willst du nicht noch ein Glas Bier trinken?" fragte die Mutter, „ich hatte es vorhin ganz vergessen. Aber daran sollte Anna eigentlich denken."

Aber Gottfried dankte, nahm seinen Geigenkasten und ging fort. Er blieb auf der breiten Straße, weil es zwischen den Hecken dunkel und naß war. An einer Biegung blieb er stehen, um in Annas Kammer Licht zu sehen, auch vielleicht ihren Schatten zu erspähen. Aber alles war dunkel. Nur aus den Fenstern der Gaststube quoll es gelb und rauchig in die Nacht, und man hörte fernes Stimmengewirr.

Entweder ist sie noch nicht oben, oder sie steht im Dunkeln und sieht mir nach! dachte Gottfried. Aber daran glaubte er doch nicht recht. Mißmutig schritt

er an den dunklen Häusern und Gärten entlang und kam ans Schulhaus. In seinem Zimmer war es dumpf. Da öffnete er Fenster und Türen und schaffte Durchzug. Dann fiel ihm ein, er könne noch ein wenig ins Feld gehen und die Nachtkühle aufsuchen.

* * *

Das Schulhaus lag an einer Ecke des Dorfes und nach wenigen Schritten war Gottfried Haberkorf im Felde. Leise rieselte das Korn durch die große Stille der Nacht und roch stark und würzig. In der Nähe war ein weites Rapsfeld. Der süße Duft kam in schweren Wellen herüber. Er stand still, atmete tief und riß die Weste auf, daß ihm die feuchte Luft die Brust kühle. Er schaute zum Himmel hinauf und fand nach längerem Suchen in einer schmalen Wolkenbucht ein paar grüne Sternlein. Heilige Nacht, o gieße du Himmelsfrieden in dies Herz! Und er summte Beethovens weihevolle Melodie. Aber gleich dünkte es ihm unpassend, denn es war nichts Weihevolles in dieser Nacht. Sie lag vielmehr stumm und lauernd auf den Feldern. In der Ferne brummte es, zuckte es wie qualmiger Fackelschein. Wo der Feldweg bei einer Brücke auf die Landstraße stieß, standen vier hohe Pappeln wie Riesen, die in der Dunkelheit flüstern, auf wen sie sich stürzen wollen.

Da setzte er sich auf die Steinmauern der kleinen Brücke, hörte das Wasser sacht gegen die Ufer spülen und fühlte die Mauerkühle angenehm in den Körper ziehen. Vor ihm lag die Landstraße. Und so dunkel die Nacht auch war, so konnte sie doch nicht das mattweiße Glimmen der blühenden Obstkronen ersticken. In den Flachskuhlen, die in der Nähe waren, quarrten die Frösche. Er nahm Steine und warf sie in die Wasserlöcher. Da plumpste es und wurde still.

„— aus der Liebe Wonnemeer," sang Gottfried Haberkorf, bückte sich und warf nach den Fröschen, die sich wieder hervorwagten. Er empfand eine heftige Sehnsucht nach Anna und wünschte nichts sehnlicher, als daß die Verstimmung erst überwunden wäre, die sich heute Abend zwischen sie gestellt hatte. War er nicht derjenige, der den Anstoß dazu gegeben hatte? Er wußte, daß sie eine ruhige, praktische Natur war, ja, er liebte diese Ruhe an ihr. Weshalb war er kurz geworden? Er hatte keine Ursache dazu.

Und Gottfried Haberkorf stieg in sich herum und überdachte das Leben, das er geführt hatte, seitdem er in Herkendorf war. Und als er eine Zeitlang gegrübelt hatte, überkam ihn eine Scham, daß er in der letzten Zeit sich und seine Musik arg vernachlässigt hatte. Als er vor acht Jahren nach Herkendorf kam, sah er das nur als eine Durchgangsstation zum Konservatorium in Berlin an. Und er spielte Klavier und Geige, übte Stunde um Stunde, studierte dickleibige Kompositionslehrbücher, komponierte Präludien und Lieder, wagte sich selbst an Fugen und schrieb Blatt für Blatt. Der Gesangverein sang Lieder, die er gesetzt hatte, sie klangen nicht schlecht. Und als er einst nach Stunden qualvoller Mutlosigkeit ein Päckchen zusammengenommen und es seinem früheren Musiklehrer zugetragen hatte, da hatte der ihn nach einigen Wochen besucht und gedrängt: Mensch, Mensch, daß Sie nach Berlin kommen! Noch am selben Abend hatte er dann seine Kompositionen schön verschnürt und die Adresse eines bekannten Berliner Musikprofessors darauf geschrieben. Als dann aber der nächste Morgen kam und in seiner dörf-

lichen Frische und Naturfreudigkeit durch die Fenster seiner behaglichen Stube schaute, da hatte ihm vor Berlin gegraut. Die Briefe, die er schon geschrieben hatte, blieben liegen, wurden im Winter verbrannt, und das Paket lag seit Jahren wohlverschnürt im Schreibtische. Er hörte eine lange Zeit auf zu musizieren, lag Tage und halbe Nächte auf dem Sofa und las. Dann kamen wieder Zeiten, wo er Stunden am Klavier saß, zu einem Kollegen des benachbarten Kirchdorfes ging und ganze Nachmittage vor der Orgel zubrachte. Auch einige Lieder setzte er wieder in Musik. Aber es lag über allem der Reif einer gewissen Zwecklosigkeit. Und dann kam die Verlobung!

Seitdem dachte er nicht mehr ans Konservatorium. Er würde nun auf dem Dorfe bleiben und sein stilles Leben weiter führen. Vielleicht war es schade, daß es so gekommen war. Aber — konnte er nicht auch fortan musizieren so viel er Lust hatte? Es kam doch nur darauf an, daß es ihm Freude machte. Allein es stand im Hintergrunde seines Sinnens noch eine kleine Frage, die sprach: Und die Vervollkommnung deines musikalischen Fühlens und Erkennens? Gottfried Haberkorf drängte sie zurück hinter das Bild seiner Liebsten. Das erschien ihm — nicht wie es heute abend gewesen war — sondern in der Lieblichkeit der ersten Brauttage. Und seine in der Schwüle der Nacht wach gewordenen Sinne machten es lockend und umgaben es mit einer Sinnlichkeit, die dem Original fremd war. Es quälte ihn, daß er sie heut verstimmt verlassen hatte, und er hätte ihr gern etwas Liebes erwiesen.

Da trug der Wind leise den Duft der Obstblüte herbei. Gottfried Haberkorf kam eine Erleuchtung. Wie — wenn er einen schönen Blütenzweig vor der Liebsten Fenster brächte? Sie würde morgen früh gleich versöhnt und freudig an ihn denken. Und er sprang hoch, trat auf die Landstraße und bog einen weißschimmernden Zweig nieder, daß ihm die Tropfen aufs Gesicht und in den Ärmel fielen. Da mußte er an Liselotte denken, wie sie der Schwester die Tropfen ins Gesicht spritzte. Ein frohes Gefühl kam in ihm auf. Dann nahm er vom nächsten Baume auch einen Zweig und trug beide behutsam durch die Felder ans Dorf.

Das war still. Nur die Tropfen tippten noch immer von den Blättern, und die Gärten flüsterten. Tuut! rief am anderen Ende des Dorfes das Horn des Nachtwächters. Vom Nachbardorfe wanderte ein einzelner Glockenklang vertraulich über die schlummernden Felder. Gottfried wußte nicht, ob es halbeins oder eins geschlagen hatte. Er lauschte und schritt dann durch den verschwiegenen Heckenweg bis an den Garten, da klinkte er leise die Pforte auf und kam auf den Zehen bis an die Hauswand. Tuut! rief das Horn wieder. In den Ställen brummte eine Kuh. Tell kam vom Hofe, schnüffelte an Gottfrieds Beinen, reckte sich, gähnte und schüttelte sich, daß die Ohren klappten und das Metall des Halsbandes klang. „Geh Tell! Marsch!" rief Gottfried flüsternd. Der Hund gähnte wieder und trottete nach dem Hofe.

Gottfried spähte nach dem Fenster, das war dunkel. Er rüttelte an dem Weinspalier. Das hatte Vater Reutter selbst genagelt, und was der arbeitete, war dauerhaft. Gottfrieds Herz klopfte, er überlegte rasch noch einmal, ob er auch nicht zu viel wagte. Aber es hätte ihm keine Ruhe gegeben, wenn er seine Zweige nicht angebracht hätte. So klomm er hinauf. Das Fenster stand weit offen. Er schwang sich auf das Fensterbrett, saß schwer atmend und lauschte. Plötzlich

legten sich ein paar straffe Arme um seinen Hals, eine warme Wange schob sich an seine bärtige, und er fühlte einen Kuß auf seinen Lippen.

Gottfried Haberkorf stieg das Herz in die Kehle. Dann aber küßte er wieder, heiß und verlangend, und eine unerhörte Seligkeit durchrieselte ihn.

„Dies wollt' ich dir bringen", flüsterte er und umschlang die Liebste wieder, die sich weich und warm an ihn schmiegte. Sie antwortete nichts, sondern küßte, küßte ihn, wie sie ihn nie zuvor geküßt hatte. Herrgott! wie sie küssen konnte!

Ein Schritt klang auf der Straße.

Tuut! schrie das Horn drohend durch die Dunkelheit.

Da schob Gottfried Haberkorf seine langen Beine rasch in die Kammer.

Und wieder überfielen ihn ihre Küsse. Er taumelte unter deren süßer Kraft, taumelte und fiel ins Weiche. Neben ihm lag es warm und duftend. Und er griff nach ihr und preßte sie an sich, daß sie leise stöhnte. Dann war ein mächtiges, jubelndes Brausen vor seinen Ohren, und durch diesen klingenden Aufruhr tat Gottfried Haberkorf einen tiefen, seligen Sturz.

Als ihm die Sinne wieder kamen, hörte er eine bebende Stimme dringend flüstern: „Geh, bitte, geh rasch!" Und wie er noch ganz verwirrt sich erhob, fühlte er sich ans Fenster gedrängt, und die Stimme aus dem Dunkel sagte fremd und tonlos: „Bitte, geh!" Noch einen Kuß fühlte er auf der Stirn, während seine Beine schon wieder im Weinlaub raschelten.

Dann stand er unten, fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn und tappte sich durch die Wohlgerüche der Gärten, die überall lauerten, nach Hause. Da schob er den glühenden Kopf ins Waschbecken und fühlte, klar werdend, eine starke Freude in sich.

Es sang und klang in ihm — er sprach trunkene Worte vor sich hin und merkte plötzlich, daß es Verse waren. Da schloß er die Fenster, setzte sich an sein Klavier, ließ die Tasten leise klingen und schrieb mit fiebernden Händen Wort und Ton auf ein Notenblatt. Dann lag er auf dem Sofa und schlief, bis die Kinder des Morgens an der Schultür rüttelten. (Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Heimatbücher der Menschen ist eine neue Sammlung illustrierter Werke in Großquart genannt, von denen der Herausgeber **H. A. Wichmann** die beiden ersten Bände „Stimmungsbilder aus der Heide" und „Stimmungsbilder aus dem Moor" gerade rechtzeitig zu Weihnachten vorlegt. (Nordwestdeutscher Kunstverlag, Goslar a. H. Leicht gebd. 5 M., in Lbd. 6,50 M.) Sie enthalten je 50 Bilder und 12 Kunstbeilagen von kaum sagbarem Stimmungszauber. Es klingt aus ihnen in die Mauern der Großstadt ein tiefes Geläut von Frieden und Ruhe, Erinnerung weckend an die Tage voll Sonne oder wallender Nebel, da wir die weiten Flächen durchwanderten, und tiefe Sehnsucht nach ihrem roten Glanz und süßen Duft und ihrer traumstillen Einsamkeit. Von den Worpswedern her vertraute Stimmungen umfangen uns: silberleuchtende Birken und drohende Wachholderbäume; endlose Heidestrecken, aus denen ein Hünengrab aufdämmert; dunkle Moorflächen, von Kanälen mit einsamen Boten durchzogen; stille, einfache Menschen unter strohbedecktem Dach oder bei Schafen und Pferden auf dem heidebewachsenen Sandwege, fern vom hastenden Getriebe, wie es uns umbrandet. „Kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit." Und zu den Bildern bilden Gedichte älterer und moderner Dichter und kleinere Skizzen die Begleitmelodie: so schön sie auch ausgewählt sind, dieser so mächtig von den Bildern herströmenden Stimmung gegenüber müssen sie sich bescheiden. Es ist herzlich zu wünschen, daß die folgenden Bände dieser zu den schönsten Anthologien zu zählenden Sammlung recht bald erscheinen; ein großer Erfolg kann ihnen in den Zeiten, wo die Schaffung des Naturschutzparkes in der Lüneburger Heide Ereignis geworden, nicht ausbleiben. Ein Werbeband mit vierundzwanzig Bildern und acht Kunstbeilagen nebst Gedichten (Preis 3 M.) zeigt in etwas kleinerem Format alle Vorzüge der großen Bände und ist sehr geeignet, in die „Heimat der Menschen" (so heißt der Titel) einzuführen. — g —

Niedersachsens Sagenborn. Eine Sammlung der schönsten Sagen und Schwänke aus dem südlichen und nördlichen Niedersachsen, ausgewählt und zusammengestellt von **K. Henniger** und **J. v. Harten.** Hildesheim, August Lax. Zwei Bände in Ganzleinen (2,80 u. 3 M.).

Wenn bislang Niedersachsen als sagenarmes Land galt, so haben die Herausgeber des Sagenborns den Beweis erbracht, daß es reicher an Sagen, Volksmärchen und Schwänken ist als irgendein anderes Gebiet unseres Vaterlandes. Ein schönes Vorwort leitet jeden der beiden stattlichen Bände ein, von denen der erste das Gebiet des Harz-, Leine- und Weserberglandes umfaßt, während der zweite die Sagen des niedersächsischen Tieflandes bis zur Nordseeküste enthält. Nicht nur aus den bekannteren sowie aus fast verschollenen Sagenbüchern, wie Harrys, Kuhn und Schwartz, Colshorn, Schambach und Müller haben die Herausgeber das Beste gewählt, sondern auch aus bisher noch nicht veröffentlichten heimatlichen Sammlungen. Die ursprüngliche Fassung ist durchweg gewahrt; wo das nicht angängig war, zeigt die geringe Überarbeitung fein abwägende Künstlerhand. Der heimische Dialekt ist dankenswerter Weise öfters beibehalten worden; wo Sagenstoffe in poetischer Form vorlagen, wurden sie aufgenommen, soweit sie

künstlerischen Wert besaßen, und fügen sich dem Urgut harmonisch ein. Daß der Volkshumor zu vollem Recht kommt, sei besonders hervorgehoben. Mögen diese Sagen eingehen in den großen Sagenschatz des deutschen Volkes, dem sie entstammen und dem sie nun wieder zugehören! Dr. S.

„Römer und Germanen" von Emil Sadée. I. Teil: Wanderungen und Angriffskriege der Germanen vom Kimbernzug bis zu Cäsars Tod 113 bis 44 v. Chr. Mit 16 Abbildungen und 8 Karten. II. Teil: Die Kriege der Römer und Germanen zur Zeit des Augustus und Tiberius 44 v. Chr. bis 17 n. Chr. Mit 60 Abbildungen im Text und 12 Karten. Berlin-Wilmersdorf, Hermann Paetel Verlag, 1911. Preis jedes Bandes 2,— M.

Diese beiden Bücher gehören einer Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend an, die begründet und herausgegeben wird von dem Oberlehrer lic. theol. Hans Vollmer in Hamburg. In dem Kampfe gegen die Schund- und Schmutzliteratur will sie die Aufgabe übernehmen, durch quellenmäßige Darstellungen weite Kreise unseres Volkes für eine ideale Auffassung seiner Geschichte, seiner Kultur zu gewinnen. Unter den Autoren begegnen uns Männer wie Otto Ehlers, der uns Samoa, den Osten Asiens, Indochina beschreibt, Dove, der uns Südwestafrika schildert, Biedenkapp, der Deutschlands Urzeit, Hermann Meyer, der die Kriege Friedrichs des Großen, Wilhelm Kapelle, der die Freiheitskriege, Wolfgang Meyer, der uns das Leben Friedr. Jahns erzählt. In der Wiedergabe der Sagen des klassischen Altertums und der deutschen Vergangenheit ringt Johannes Dietze mit Gustav Schwab um die Palme. In zwei prachtvollen Bändchen erzählt uns der von der Urania her bekannte Professor Meyer von der Entstehung der Erde. Die Sammlung ist bis jetzt auf 38 Bändchen angewachsen. Als ganz besonders gelungen müssen wir diesen 37. und 38. Band hervorheben, die aus der Feder Emil Sadées stammen. Thomas Carlyle sagt: „Die eigentliche Universität unserer Tage ist eine Bücherssammlung. Bücher sind unsere Kirche, die Literatur ist unser Parlament." Deshalb muß auch die Geschichtswissenschaft zum Schutze des Idealismus die weiten Volksmassen, die sonst dem Schund und Schmutz verfallen würden, aufsuchen und ihnen quellenmäßig erzählen, wie unsere Geschichte geschehen ist. Bücher wie diese sind Bundesgenossen unserer Schulen, der höheren, die Cäsar und Tacitus lesen, und der mittleren und Volksschulen, die diese Geschichte auch kennen lernen sollen. Hier reden Deutsche zu Deutschen. Für die Einheit, die wir im Herzen tragen, sehen wir von den Kimbern an bis zu Arminius herab unsere Vorfahren kämpfen. Der Zug unserer Zeit ist ein individualisierender, der das Detail liebt. Deshalb beschreibt Sadée sehr genau auch die Ausgrabungen bei Haltern, die erst in neuester Zeit allgemeines Interesse beanspruchen und sich neben den bekannteren der Saalburg durchzusetzen beginnen.

Heinrich Reuß-Hamburg

100 neue Tiergeschichten von Klara Hepner. Mit 4 Tafeln von W. Planck und zahlreichen Textbildern von B. Körting. Verlag Kosmos (Franckhsche Verlagshandlung) Stuttgart. In Leinenbd. 3,60 M.

Die von ihren Märchenbüchern („Sonnenscheinchens erste Reise" und „Neue Märchen") her vorteilhaft bekannte Jugenddichterin hat in diesem Buch aus Literatur, mündlicher Erzählung und eigener Beobachtung eine Reihe von Tiergeschichten gesammelt, die des Interesses und des Beifalls aller kleinen und großen Naturfreunde sicher sein dürfen. Vogelwelt und Säugetiere, Insekten, Amphibien und Reptilien lernen wir in ihren geheimsten und für ihr Seelenleben bezeichnendsten Regungen kennen: das fliegt und kriecht und freut sich und spielt und leidet und mordet und erfrecht sich und rächt sich um uns herum, daß wir uns fast in der Menschenwelt wähnen könnten, nur daß die ergreifenden Züge von sich aufopfernder Treue, Freundschaft und Liebe bei uns seltener anzutreffen sind.... Die Erzählerin wird zur Dichterin, und ihr selber dürfen wir zurufen, was sie als Motto aus dem „Faust" ihrem Werke vorsetzt:

„Du führst die Reihe der Lebendigen
An mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen."

Die beigegebenen Tafeln und die zahlreichen reizvollen Text- und Randbilder er-

höhen den Wert der geschmackvoll ausgestatteten Veröffentlichung, die auf vielen Weihnachtstischen als froh begrüßte Gabe zu finden sein möge. —l

Länder- und Völkerkunde

Mit Zeppelin nach Spitzbergen. Bilder von der Studienreise der deutschen arktischen Zeppelin-Expedition. Herausgegeben von **A. Miethe** und **H. Hergesell**. Mit zweihundert-einundzwanzig Textillustrationen, sechzehn schwarzen Tafeln nach Naturaufnahmen und zweiunddreißig farbigen Tafeln nach photographischen Aufnahmen in natürlichen Farben. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

Weniger von der wissenschaftlichen Ausbeute der Expedition als von den Erlebnissen der einzelnen Mitglieder liest man im vorliegenden Band. Fast alle Teilnehmer der Fahrt kommen hierbei selbst zu Worte. Den Reigen eröffnet Prinz Heinrich von Preußen, der im Vorwort die Veranlassung zu dieser Nordlandsfahrt kurz charakterisiert. Professor Hergesell gibt eine kurze Abhandlung über den Zweck und die Aufgaben der Expedition und in einem späteren Abschnitt eine Darstellung der Fahrten des Begleitschiffes „Fönix", sowie Aufschlüsse über die aerologischen und meteorologischen Ergebnisse. Prof. v. Drygalski schildert die Vereisung Spitzbergens, die in der neuesten Zeit, wie er durch Gletscheruntersuchungen feststellte, einen bemerkenswerten Rückgang aufweist. Aufsätze der übrigen Teilnehmer über deren Spezialgebiete schließen sich an. Den Kern des Buches bildet die prächtige, mit einem erquickenden Humor gewürzte Schilderung der Fahrt aus der Feder Prof. Dr. Miethes. Wohl kaum jemals vorher ist eine so gut ausgestattete Expedition in den Gewässern des hohen Nordens gewesen. Professor Miethe sagt darüber: „Es geht uns dank aller neuzeitlichen Hilfsmittel so gut, daß wir oft mit einem gewissen Schamgefühl daran denken, was hier im Norden schon Tausende von Menschen gelitten und geduldet haben, während wir, umgeben vom Behagen, ja Überfluß, unter strahlendem Himmel und warmem Sonnenschein, diese unbeschreibliche Natur genießen." Im Schlußkapitel nimmt Graf Zeppelin das Wort, um mit Befriedigung die Möglichkeit der Erforschung arktischer Länder mit Hilfe von Luftschiffen seines Systems zu konstatieren und solche Forschungsfahrten für nicht zu ferne Zeit in Aussicht zu stellen. Einen besonderen Schmuck des Werkes bilden die zahlreichen Abbildungen, vor allem die Tafeln mit den wundervollen farbigen Naturaufnahmen, die zum weitaus größten Teil der Meisterhand Miethes entstammen. Sch.

Religion (Selbstanzeige)

Aus dem Leid um die Lage der evangelischen Landeskirche ist eine Schrift erwachsen, die ich vor ein paar Wochen veröffentlicht habe, und die dem Herrn Herausgeber dieser Zeitschrift Veranlassung gegeben hat, mir die Spalten der Grenzboten (Heft 48 und 49) zu öffnen. Die Schrift trägt den Titel: **„Entwurf eines Gesetzes betreffend die Religionsfreiheit im Preußischen Staate"** (Tübingen 1911, J. C. B. Mohr, 1,50 M.). Sie ist nicht etwa ein Produkt der Erregung über den Fall Jatho. Ihre Wurzeln liegen tiefer. Der Verlauf dieses Falles hat nur die Richtigkeit der Ansicht bestätigt, die sich mir in jahrelanger kirchlicher Praxis gebildet hat, nämlich, daß der Mangel an Religionsfreiheit im preußischen Staate allmählich zu einer schweren Gefahr für die Religion selbst wird. Ich habe den Weg gewählt, einen in Paragraphen gegliederten, bis ins einzelne ausgeführten Entwurf eines Staatsgesetzes vorzulegen, obwohl ich mir natürlich bewußt war, welche schweren Bedenken einem solchen Unternehmen von der Hand eines nicht juristisch geschulten Fachmannes entgegenstehen. Ich muß es in den Kauf nehmen, daß die Fachleute eine solche Arbeit als Dilettantenwerk gering schätzen. Es ist Dilettantenwerk. Der Entwurf verhält sich zu einem brauchbaren Gesetz nicht anders als die Skizze eines Mannes, der sich ein neues Haus bauen möchte, zu dem durchgeführten Grundriß des Architekten, der den Bau selbst ausführen soll. Aber, wie es schwerlich einen anderen Weg gibt, dem Architekten die Bedürfnisse des Auftraggebers klarzumachen, so wußte ich keinen anderen Weg, um den zur Gesetzgebung berufenen Faktoren die Bedürfnisse der Religion anschaulich vor Augen zu stellen. Es muß fallen die staatsbürgerliche Benachteiligung der Dissidenten und Juden und um deswegen der obligatorische konfessionelle

Religionsunterricht, der religiöse Eid, der konfessionelle Friedhof und damit auch die Subventionierung privilegierter Kirchen aus allgemeinen Steuermitteln, sowie die politische Beaufsichtigung ihrer mannigfachen Lebensäußerungen. Es muß offen zugestanden werden die volle Freiheit der katholischen Kirche in der Verwaltung ihrer innerkirchlichen Angelegenheiten und die Freiheit der Gemeindebildung und der Kirchenbildung und Kirchenordnung innerhalb der protestantischen Religionsgesellschaft. Es muß die rechtliche Sicherheit und Existenzmöglichkeit wie der jüdischen so jeder anderen nichtchristlichen religiösen Körperschaft gewährleistet werden.

Ich hätte mich begnügen können, diese Forderungen der Religion auszusprechen und dem Staatsmanne zu überlassen, wie er ihnen gerecht werden will, und niemand hätte mich darob schelten dürfen. Ich hätte damit immer noch etwas Besseres und Tieferes getan als die, die einfach die Fahne „Trennung von Kirche und Staat" an ihren Flaggenmast hißen und nun jedem es anheimgeben, dies vieldeutige Wort mit einem konkreten Inhalt zu erfüllen. Aber mir schien eben hier die Grenzlinie zu liegen zwischen Agitation und Reform, daß der Agitator lediglich die Forderungen der Zukunft ins Auge faßt und seinen Beruf erfüllt, wenn er dafür eine heiße Stimmung erzeugt, der Reformer aber im Auge behalten muß, wie er solchen Forderungen Genüge bieten kann, ohne überlieferte Güter zu gefährden oder preiszugeben. Mit allgemeinen verschwommenen Ausblicken und mit der Ausgabe nicht näher bestimmter Schlagworte kann die große Sache nicht gefördert werden, nur in der Erörterung über konkrete Ordnungen und über die Gestaltung im einzelnen und bei dem Versuche, das undeutlich Gefühlte und Ersehnte in Formeln zu gießen, kann die Einsicht in das, was werden soll und wie es durchführbar ist, wachsen. Die Stimmung der Verärgerung und Verbitterung tut sich genug in Entrüstungskundgebungen, Protesten und Parolen; aber wir müssen zur Besinnung und zur Arbeit kommen.

Und wir haben wertvollste Güter zu wahren, oder, wenn dies Wort zu hoch ist: wir haben Notwendigkeiten zu berücksichtigen, die sich aus unserer Geschichte und aus der eigentümlichen Struktur unseres Volkskörpers gebildet haben. Unser deutscher Staat war nicht auf dem Irrwege, als er eine Verpflichtung gegenüber dem religiösen Gemeinschaftsleben anerkannte und übernahm. Wir bleiben dabei, von unserem Staate Achtung zu fordern vor der Religion, vor jeder Religion als der edelsten und zartesten Betätigung geistigen Lebens. Wir scheuen uns gar nicht vor dem Ausdruck, daß der Staat der Religion zu dienen habe, nur eben, gut lutherisch, in den Schranken seines Berufes. Irgend eine Menschheitsangelegenheit für völlig beziehungslos zum Staate erklären, heißt ihr den Wert für das Volksleben absprechen. Wie? Handel und Landwirtschaft, Handwerk und Arbeiterschaft, Kunst und Wissenschaft, Schule und Literatur, Individuum und Sozialismus dürften vom Staate Ordnung ihrer rechtlichen Verhältnisse und Garantien für ihre Existenz- und Entwicklungsmöglichkeit verlangen und die religiösen Gemeinschaften dürfen es nicht? Sollten sie nicht sagen können: „Sind wir denn nicht viel mehr denn sie?" Haben sie kein inneres Anrecht zu dem Stolz, im Haushalt des Volkes unentbehrlich zu sein?

Wir wollen weiter den Zusammenhang der evangelischen Gemeinden des Landes, wie der katholischen und jüdischen, nicht zerstört sehen. Nicht eine Einheit zu schaffen, fordern wir vom Staate: das kann er nicht. Aber einen Zusammenhang, in dem die schwächeren Glieder Rückhalt finden an den stärkeren und in dem das Recht herrscht und nicht die Willkür. Ein solcher Zusammenhalt ist ein Segen, und wir wünschten wohl, er wäre kräftiger und wirksamer als jetzt, und wir brauchten die Scherflein der Witwe und die Groschen der Kirchenopfer nicht, um durch Gustav Adolf-Vereine und ähnliche Hilfsvereine die Lücken dieses Zusammenhanges auszustopfen. Ich begreife nicht, wie man ernstlich das Unabhängigkeitsprinzip der Einzelgemeinde als Ideal aufstellen kann. Die so denken, bitte ich doch einmal im Sommer die Großstadtluft zu verlassen und durch die Dörfer des preußischen Ostens zu wandern und sich dabei die Grausamkeit dieses Programms zu überlegen. Ich bitte sie, sich einmal nüchtern zahlenmäßig klar zu machen, wie gering die Opferwilligkeit des städtischen Bürgertums ist, und sich zu fragen, ob man nicht zahlreiche bäuerliche und kleinstädtische Gemeinden einfach dem

Untergange preisgibt, wenn man sie allein auf die Stütze freier Liebestätigkeit anweist. Ich bitte sie, nicht zu vergessen, daß selbst in den Vereinigten Staaten, deren Bevölkerung zu viel größerem Prozentsatze in Großstädten lebt, die kirchliche Versorgung der Farmerdistrikte den allergrößten Schwierigkeiten begegnet. Ein solcher Zusammenhang ist auch ein Segen für die Geistlichen. Wahrlich, ich weiß mich frei von Geringschätzung des Laienelementes, aber der Geistliche ist nicht schlechtweg Diener der Gemeinde, sondern Diener eines Ideals, Diener einer geschichtlichen Tradition an der Gemeinde. Er hat auch Rechte gegenüber der Gemeinde, er hat unter Umständen die Pflicht, ihr zu widerstehen. Er bedarf eines Rückhaltes, er bedarf auch wie jeder Stand der Aufzucht und der Zucht. Das Prinzip der Unabhängigkeit drückt auf den geistlichen Stand, es gewährt den Einflüssen des Nepotismus, des Partikularismus, des Geldsacks viel zu viel Raum. Sind doch gerade die Pfarrer der Kongregationalgemeinden in England die lebhaftesten Befürworter eines organischen Zusammenschlusses der Gemeinden dieses Systems. Der geistliche Stand steht in sozialer Beziehung und in gesellschaftlicher Achtung wohl nirgends so niedrig wie in Deutschland, — soll er denn noch tiefer herabgedrückt werden?

Ich habe versucht, diesen Zusammenhang zu garantieren durch die staatsrechtliche Konstruktion eines Verbandes sämtlicher evangelischer Gemeinden des Staates, der sich selbst verwaltet und mit Umlagerechten ausgestattet ist. Diese Form ist uns bereits geläufig, sie bietet die sichersten Garantien gegen die Wiederkehr staatlicher Eingriffe, und sie liegt für die evangelische Kirche auf der Linie ihrer bisherigen Entwicklung. Der Verband würde sozusagen ein Gustav Adolf-Verein im großen und ohne Beschränkung auf die Notlage der Diaspora sein. Wie in diesem schon bisher Protestanten aller Richtungen gemeinsame wirtschaftliche Interessen erfolgreich fördern, so würde auch der Verband die äußere Fürsorge für den Bestand und die Ausdehnung evangelischer Gemeindeorganisation in die Hand zu nehmen haben. Daß er dies nur kann, wenn ihm das Recht der Selbstbesteuerung seiner Glieder und einer Aufsicht über die Vermögensverwaltung wie über alle Unternehmungen mit finanzieller Rückwirkung eingeräumt wird, ist selbstverständlich.

Eine Frage kann nur sein, ob ein solcher Verband auch für die katholischen Gemeinden des Landes möglich ist, oder ob er an der Eigenart des katholischen Kirchenrechtes scheitert. Mir scheint dies nicht der Fall zu sein. Wenn es dem katholischen Kirchenrechte nicht widerstreitet, daß heute über die der katholischen Kirche zu gewährenden Subventionen, über die Höhe der Pfarrgehälter und der Pfarrpensionen, über die leistungsunfähigen Gemeinden zu gewährenden Beihilfen Bestimmungen von dem konfessionslosen Staat und dem konfessionslosen Landtage getroffen werden, wenn sich die katholische Kirche heute schon eine staatliche Aufsicht über ihre Vermögensverwaltung gefallen läßt: was sollte sie hindern, diese Funktionen von einem Verband wahrnehmen zu lassen, der ausschließlich aus Katholiken besteht?

Wir haben weiter zu wahren die Stärke des Staates. Ein starker Staat ist uns deutschen Protestanten Lebensnotwendigkeit, um unserer Weltlage willen und um der konfessionellen Zerrissenheit unserer Nation willen. Verbände von solchem Umfange und mit einer so tiefgreifenden Zuständigkeit, wie mein Entwurf sie plant, wird kein seiner Verantwortung bewußter Staatsmann zulassen, ohne wirksame staatliche Aufsicht und Kontrolle, ohne Handhaben des Eingreifens und der Hemmung. Und wenigstens wir Protestanten sollten nichts dagegen haben: wir wollen doch kein Ferment der Zersetzung bilden, sondern ein Salz des Volkslebens sein. Der Staat kann daher auch zwingende Normen über die religiöse Kindererziehung und vor allem die Schule nicht aus der Hand geben. Ich bin zwar der Meinung, daß das staatliche Schulmonopol eine gewisse Erweichung wohl vertragen könnte, schon um pädagogischen Reformbestrebungen mehr Entfaltungsmöglichkeit zu geben. Aber auch die Privatschule muß unter seinen Augen bleiben, und in die Staatsschule darf keine fremde Hand hineingreifen.

Hier bietet nun der Religionsunterricht eine ganz eigentümliche Schwierigkeit. Die Lösung dieser Schwierigkeit kann man in verschiedener Richtung versuchen: entweder so,

daß der Staat auf jeden Religionsunterricht verzichtet, die Staatsschule auf dem Grundsatze der Religionslosigkeit aufbaut und dafür bestimmte Wochenstunden frei läßt zum Unterricht in der Religion durch die von den Eltern frei zu wählenden Religionsgesellschaften. Hiergegen spricht, daß die Staatsschule damit auf ein eminent wichtiges Mittel der Geistes- und Charakterbildung verzichten würde, und daß die Seelen der Kinder damit einem vollständig unkontrolliertem Einflusse ausgesetzt würden. Oder man kann den bisherigen von den Kirchen abhängigen und nach Konfessionen gegliederten Religionsunterricht durch einen konfessionslosen, lediglich von der Religionswissenschaft bestimmten, zwangsweisen Religionsunterricht ersetzen. Dies ist sicherlich der idealste Weg. Auf diese Weise könnte der Staat die reichen Schätze für Geist, Gemüt und Willen, die die Religionsgeschichte bietet, für die Schule nutzbar machen, ohne in irgendwelche Abhängigkeit von den Kirchen zu geraten. Aber würden dadurch nicht schwere Konflikte der Gewissensfreiheit herbeigeführt werden? Wenn schon die Protestanten sich bereit finden lassen sollten, einen solchen Unterricht anzunehmen, der katholischen Kirche würde damit eine Verleugnung ihrer Grundsätze zugemutet und aufgezwungen werden, die einen erbitterten und anhaltenden Kampf wachrufen müßte. So scheint mir doch nur der Weg zu bleiben, daß der Staat an dem konfessionell gegliederten Religionsunterricht festhält, ihn aber des Zwangscharakters entkleidet und die Leitung der Religionsgesellschaften auf das Maß einer fachmännischen Beratung herabdrückt. Ich wenigstens weiß bei der Lage unseres Volkes keinen anderen Weg, der den Postulaten der Gewissensfreiheit entspricht.

Endlich sind wir voller Sorge um die Bewahrung der Kontinuität auch in der inneren Entwicklung der Religion. Nur freilich kann diese nicht Sorge des Staates sein. Hierzu sind Kirchen nötig. Für die katholische Bevölkerung sorgt die Hierarchie. Welchem Organe soll diese Aufgabe zufallen innerhalb des Protestantismus, der ein von vornherein gegebenes Organ dazu nicht besitzt? Auch der Protestantismus braucht Kirchen, umfassende Körper voll innerlicher religiöser Einheit. Und der Staat muß die Möglichkeit zur Bildung von solchen Kirchen, d. h. von Gemeindeverbänden geben, die nach der Überzeugung ihrer Mitglieder, unbeengt durch kirchenpolitische Rücksichten, sich selbst Ordnungen der Lehre und des Gottesdienstes schaffen und gemeinsame Liebes- und Missionswerke treiben können. Nun eben: ohne Hilfe des Staates, durch die Kraft ihres Gemeingeistes, durch ihre Arbeit und Leistung. Es kann kein Zweifel sein, daß das Bedürfnis nach geistlichem Rückhalt, die Einsicht in die Gefahr der Isolierung, der Drang nach gemeinsamer Aktion die allermeisten Gemeinden unter Führung ihrer Geistlichen treiben wird, sich zu größeren Verbänden zusammenzuschließen, auch wenn kein Staat sie dazu zwingt, wenn er es ihnen nur erlaubt. Und ich wage die Prognose, solche Kirchen werden auch ohne Staatsgewalt bald sehr mächtig sein. Man fürchte nicht, daß sie Stätten träger Stagnation werden; schon allein das Interesse an Macht und Ausdehnung wird ein wirksames Motiv gegen Verengerung und Verhärtung sein. Kirchen, wenn sie wirklich sind, was der Name besagt, werden immer voller Kampf sein, immer in Gefahr, auseinander zu brechen; aber kirchliche Kämpfe müssen reine Kämpfe sein und die Gefahren dazu dienen, ihre Lebendigkeit zu wahren und zu stärken.

Bei dem Versuch, den ich der Öffentlichkeit vorgelegt habe, handelt es sich nicht um formale Freiheiten, sondern um die Religion. Harnack hat in den letzten Kämpfen einmal folgendes beherzigenswertes Wort geschrieben: „Es gibt noch etwas Wichtigeres als die Freiheit, das ist die Wahrheit, die Eigenart und die Kraft einer Sache. Erst kommt sie, denn wenn sie schwindet, schwindet der Kern und nur Hülsen und Worte bleiben übrig, dann erst kommt die Freiheit." Aber eben die Eigenart und die Kraft unserer Frömmigkeit, oder, wie ich lieber sagen möchte, ihr Charakter kann sich nur entfalten in Freiheit.

Pfarrer und Privatdozent D. Erich Förster-
Frankfurt a. M.

Reichsspiegel

(vom 11. bis 17. Dezember)

Parteien und Wahlkampf

Unzufriedenheit — Haltung der Regierung — Aufgaben der Parteien — Sozialdemokraten und Bürgertum — Methoden von Sozialdemokraten und Ultramontanen — Ultramontane Geschichtsforschung — Die ultramontane Gefahr — Posadowsky über die Sozialdemokratie

Nach Heimgang des alten Reichstags haben die Wahlkämpfe für den neuen mit einer Schärfe eingesetzt, wie sie schon lange nicht beobachtet worden ist. Bei allen Parteien ohne Ausnahme besteht die Überzeugung, daß im nächsten Vierteljahr nicht nur um die Mandate für eine Legislaturperiode gekämpft wird, daß vielmehr von der Zusammensetzung des nächsten Reichstags unbedingt die Orientierung der inneren Politik Deutschlands für Jahrzehnte abhängen muß. In der Zusammensetzung des nächsten Reichstags wird aller Wahrscheinlichkeit nach die ganze Unzufriedenheit ihren Ausdruck finden, die sich im Lande seit vielen Jahren aufgespeichert hat, sei es aus nationalen, sozialen, wirtschaftlichen oder persönlichen Gründen. Aus dieser Unzufriedenheit erwächst auch das starke Bedürfnis nach politischer Betätigung, das allenthalben in bürgerlichen Kreisen zu beobachten ist, und nach politischen Taten, die nicht nur von der Regierung, sondern auch von den Parteiführern gefordert werden.

Die Regierung erweckt, je näher der Wahltermin heranrückt, um so mehr den Anschein, als wolle sie sich in den Streit der Parteien um keinen Preis mischen. Sie beschränkt sich lediglich darauf, möglichst exakte Zahlen und Daten über den Stand der Reichsfinanzen und die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung zu verbreiten: ad usum delphini. Mögen die Parteien damit machen, was sie wollen! Daneben sind die Behörden in den einzelnen Wahlkreisen nur angewiesen, Angriffe auf und Entstellungen von Regierungsmaßnahmen zurückzuweisen beziehungsweise richtig zu stellen. Man gewinnt den Eindruck, als wolle die Reichsregierung zunächst einmal das Volk sprechen lassen, um an dem Ergebnis der Wahlen die wirkliche Stimmung kennen zu lernen. Herr v. Bethmann erscheint uns dem von Wahlagitatoren erhitzten Lande gegenüber wie ein Alchimist, der aufmerksam das Brodeln in einer über Feuer gesetzten, mit tausend heterogenen Dingen gefüllten Retorte beobachtet, um zu sehen, was unter der Einwirkung der Siedehitze herauskommt. Falls die Regierung, wie hier und da gemunkelt wird, die Durchführung weitergreifender Pläne in ihrem Programm hätte, mit denen sie gegenwärtig nur zurückhält, dann könnte man

sich mit ihrer abwartenden Haltung, nachdem diese zweieinhalb Jahre hindurch geübt wurde, auch den Wahlkämpfen gegenüber einverstanden erklären. Fehlen aber solche Pläne, dann sähe der Wahlkampf einem Plebiszit verteufelt ähnlich, dessen Ergebnis — gleichgültig wie es aussähe — für das Reich die schwersten Folgen nach sich ziehen müßte.

Die Aufgaben der Parteien stehen unter Berücksichtigung obiger Begleitumstände für den Wahlkampf fest und sind wenig kompliziert. Jede Parteirichtung muß danach trachten, zunächst die Zahl ihrer Abgeordneten so stark als möglich zu vermehren, ohne Rücksicht darauf, ob der einzelne Mandatträger wirklich genau auf dem Boden der einzelnen Partei steht oder nicht. Diesem Prinzip ist nun nach langen Mühen der beteiligten Parteien Rechnung getragen durch die Parteigruppierung in bürgerliche Rechte und Linke sowie Demokratie, wobei jede Gruppe gestützt ist auf die entsprechenden Wirtschaftsverbände: Bund der Landwirte, Zentralverband, Christliche Gewerkschaften als Stütze der verbündeten Konservativen und Ultramontanen; Hansabund, Bauernbund, Beamtenvereine und Bund der Industriellen als Stütze der verbündeten Nationalliberalen und Freisinnigen; die freien Gewerkschaften als Stütze der Demokraten. Je nachdem, ob der Landbund, der Hansabund oder die freien Gewerkschaften — das sind die drei Angelpunkte, um die sich alles bei den Wahlen dreht — sich als die Mächtigeren erweisen, wird die Parteikonstellation im nächsten Reichstage ausfallen und werden die liberalen Mittelparteien stärker oder schwächer sein. Darauf aber kommt es an für die Entscheidung der Frage, ob wir einen im nationalen Sinne arbeitsfähigen Reichstag erhalten oder nicht. Wer somit das Zutrauen zu den liberalen Parteien hat, daß sie bei genügender Stärke das Reich aus dem krisenähnlichen Zustande, in dem es sich befindet, hinausführen können, der wird auch dann einen liberalen Stimmzettel in die Urne werfen, wenn er seiner Weltanschauung nach ein Konservativer ist. Wer dies Zutrauen nicht hat, wird entweder konservativ oder gar nicht wählen und im letzteren Falle andeuten, daß er sich Heilung nur von einem radikalen Schritte, nämlich durch einen Sieg der Sozialdemokratie über alle anderen Parteien verspricht.

Hinge das politische Leben eines Volkes lediglich von mechanischen Wirkungen und Gegenwirkungen der Parteistärken ab, so könnte man wohl einer Radikalkur das Wort reden. Aber neben dem Verhältnis der Zahl spielen wichtigere, weil weiter wirkende Momente eine Rolle. Gewiß, ein Sieg der Sozialdemokraten auf der ganzen Linie würde dem dauernd uneinigen Bürgertum einen heilsamen Schreck in die Glieder jagen, würde vielleicht zur Bildung einer neuen großen konservativen Partei nationaler Schutzzöllner führen, die imstande wäre, der Fahrt des Reichsschiffes einen festen Kurs in der inneren und äußeren Politik zu geben. Mit diesen vagen Möglichkeiten aber wären die Vorteile erschöpft, und es bliebe als sicher nur der eine Nachteil zurück: die Untergrabung aller Autorität und die Verwirrung der politischen Anschauungen auf viele Jahre hinaus. Dieser Preis scheint aber doch zu hoch, um damit

die durchaus nicht sicher stehende Heilung zu erkaufen. Und damit fallen auch alle Erörterungen in sich zusammen, die darauf hinzielen, uns die Stärkung der Sozialdemokratie, sei es direkt oder indirekt, schmackhaft zu machen.

Die neueste Gesetzgebungsarbeit des Vatikans hat uns wieder vor Augen geführt, daß es neben der Sozialdemokratie auch noch einen andern Feind zu bekämpfen gibt, den Ultramontanismus. Die politischen Methoden der Sozialdemokratie sind ohne Frage abstoßender und durchaus geeignet, uns mit Ekel zu erfüllen; die Methoden der Ultramontanen dagegen sind wegen ihrer Feinheit häufig gar nicht zu durchschauen und vermögen sogar dem kühlen Beobachter einen ästhetischen Genuß zu bereiten. Die Sozialdemokratie wühlt gegen die Monarchie und den bürgerlichen Staat mit rohen, offenkundigen Mitteln, denen ein gesundes und politisch reifes Bürgertum leicht begegnen könnte. Die Ultramontanen unterwühlen dauernd in zäher Minierarbeit die Grundmauern des Kaiserstaates, stets maskiert durch angebliche Pflichten der Religiosität. Ihnen beizukommen ist ein schweres, wenngleich interessantes Studium, das uns nur dann alle die tausend Kanäle, auf denen sie ihren Internationalismus in das Volksdenken einflößen, kennen lehrt, wenn wir die Tätigkeit der Römlinge mit unausgesetztem Mißtrauen betrachten. Unter der Maske einer staatserhaltenden Partei wirkt der Ultramontanismus durch das Zentrum und die christlichen Gewerkschaften. Unter der Maske der Wissenschaftlichkeit werden Geschichtswerke über das Werden des deutschen Volkes verfaßt, die darauf ausgehen, die römische Kirche als denjenigen Faktor der Weltgeschichte hinzustellen, dem die Deutschen allein ihre heutige Kultur und politische Macht verdanken. Welche Gefahren damit für das Reich und die Nation verbunden sind, soll im Laufe der nächsten Monate an zwei Publikationen des Herderschen Verlags zu Freiburg von Fachmännern eingehend dargetan werden. Heute sei nur hingewiesen auf das dreibändige Werk des Jesuiten Hartmann Grisar „Luther", in dem der Reformator systematisch mit einem großen, scheinbar streng wissenschaftlichen Apparat aller der großen Eigenschaften und Gedanken entkleidet wird, die ihn in unseren Augen zum Helden erheben, ferner auf das gleichfalls dreibändige Werk von Dr. Johannes B. Kißling „Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche", in dem wir die Hohenzollern als eine feichte Gesellschaft von Oportunisten hingestellt finden, die ihre Politik der römischen Kurie gegenüber nicht von großen nationalstaatlichen Gesichtspunkten leiten ließen, sondern von kleinlichen, geschäftlichen Interessen, — der eine aus Liebe zu seinen Soldaten, der andere um die Einnahmen der Akzise zu vergrößern. Wenn die „ultramontane" Wissenschaft nicht ganz bestimmte politische, dem deutschen Kaiserstaat feindliche Ziele verfolgte, brauchte weder Grisars „Luther" noch Kißlings „Geschichte des Kulturkampfs" in dieser Zeitzu erscheinen. Beide Werke sind Vorboten neuen, schweren Kampfes um die deutsche Kultur.

Die ultramontane Gefahr erscheint aber bei näherem Zusehen auch aus anderen Gründen größer als die sozialdemokratische. Der Ultramontanis-

mus ist eine geistige Macht, deren Kraftquelle außerhalb der Grenzen des Reichs liegt, deren Weiterentwicklung in nur sehr geringem Maße beeinflußt wird durch die Entwicklung der kulturellen Kräfte bei den deutschen Katholiken. Unabhängig von den Bedürfnissen und häufig im Gegensatz zu dem Bedürfnis der deutschen Katholiken, wie das letzte motu proprio zeigt (vgl. Heft 50), entwickelt sich auch die vatikanische Gesetzgebung so, daß sie den deutschen Katholiken öfter und öfter vor einen schweren Gewissenskonflikt stellt als katholischen Christen und deutschen Staatsbürger. Die deutsche Sozialdemokratie ist dagegen eng verbunden mit der breiten Unterschicht des deutschen Volkes und schöpft ihre Kraft hauptsächlich aus der Befriedigung der Bedürfnisse deutscher Arbeiter. Sie kann nur so lange als politische Partei Einfluß nehmen, als sie den Bedürfnissen nicht der Hefe im Volk, sondern der gewissenhaft arbeitenden Masse gerecht zu werden sucht. Dort, wo zurzeit noch ihre Hauptkraft liegt, ist sie auch überwindbar. Von dem Augenblick an, wo die Gründe für das Entstehen einer Klassenkampfpartei mit kosmopolitischen Zielen beseitigt sind, von diesem Augenblick an beginnt auch die Quelle zu versiegen, aus der sie ihre Kräfte schöpft, und nur eine Frage der Zeit kann es dann sein, wann die Quelle vertrocknet und der Baum der sozialdemokratischen Organisationen verdorrt. Und weiter: während wir Deutsche die Macht haben, der Sozialdemokratie das Wasser abzugraben durch eine zweckentsprechende Schul-, Wirtschafts- und Sozialpolitik, stehen wir dem Ultramontanismus aus wiederholt genannten Gründen so lange machtlos gegenüber, als es keine deutsch-katholische Kirche gibt, deren Mitglieder sich die Gesetzgeberei vom Auslande her verbitten. Also: auf der einen Seite positive Aufgaben mit Aussicht auf Erfolg, auf der anderen eine Sisyphusarbeit.

Nun wird mit Recht eingewendet: Die ultramontane Zentrumspartei hat seit einer Reihe von Jahren an der Durchführung großer nationaler Aufgaben bei der Bewilligung der Mittel für Heer und Flotte mitgewirkt; die Sozialdemokraten haben dagegen in allen großen nationalen Fragen bis in die jüngste Zeit hinein versagt. Bei näherer Untersuchung der einschlägigen Verhältnisse erscheint indessen die Rechnung doch nicht so glatt, wie sie auf den ersten Blick aussieht. Die Zentrumspartei wurde zu ihrem Einlenken in nationalen Fragen gezwungen durch die Tatsache, daß viele deutsche Katholiken sich von ihr abwandten und für das Reich optierten. Es ist das nicht ein Zeichen für einen Wechsel der Ziele des Ultramontanismus, sondern lediglich ein solches für den gesunden nationalen Sinn der deutschen Katholiken, der stark genug ist, den Wagen der Zentrumspartei wenigstens in den Lebensfragen des Reichs auf den nationalen Strang zu schieben. Diese Erscheinung läßt uns hoffen, daß der Ultramontanismus vielleicht einmal ganz aus den Reihen der deutschen Katholiken verschwindet, nicht aber aus denen der Zentrumspartei, solange darin der von Rom abhängige Klerus die Macht hat. Dasselbe, was wir von unseren katholischen Mitbürgern erwarten, dürfen wir auch von den deutschen Arbeitern erhoffen, die gegenwärtig als sozialdemokratische Wähler am republikanischen

Karren ziehen. Auch sie werden Verständnis für die Bedürfnisse des Reichs gewinnen, sobald sie erkennen, daß diese Bedürfnisse sich mit ihren eigenen Vorteilen decken. Graf Posadowsky hat kürzlich ausgeführt, die Sozialdemokratie sei vor allen Dingen gefährlich, weil sie die deutsche Geschichte ignoriere; sobald sie zur Mitarbeit am Staat herangezogen würde, sei sie aber gezwungen, mit den durch eine geschichtliche Entwicklung belasteten Tatsachen zu rechnen, und werde damit dem Radikalismus entfremdet. Nun dürfte die Entfremdung vom Radikalismus nicht arg schnell gehen. Gewiß. Aber Graf Posadowsky zeigt mit seinen Ausführungen doch den Weg, auf dem die Sozialdemokratie allmählich zu überwinden wäre. Der Weg führt durch die neue deutsche Geschichte. G. Cl.

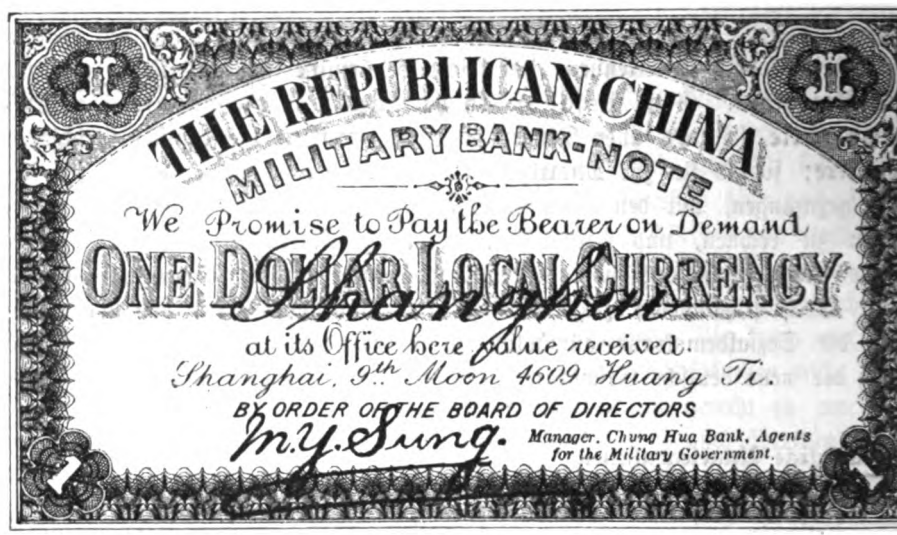
Auswärtige Angelegenheiten

Marokkoauskehr in Frankreich — Ssasonows Erklärungen — Tripolis — China — Spionage

In der auswärtigen Politik liegen Veränderungen wesentlicher Natur nicht vor. Die Marokkofrage hat nunmehr auch vor der französischen Kammer ihren Abschluß gefunden, und Herr de Selves hat mit großem Geschick seine Politik verteidigt. Neues haben die Kammerverhandlungen den Lesern der Grenzboten nicht gebracht. An den bekannten feststehenden Tatsachen vermag auch ihre Darstellung in französischer Beleuchtung nichts zu ändern. Bedeutungsvoller sind schon die Auslassungen des Herrn Ssasonow, der kürzlich in Paris weilte und das Bedürfnis hatte, sich einem Vertreter des halbamtlichen russischen Telegraphenbureaus gegenüber auszusprechen. Rußland wird besonders von England wegen seines Vorgehens in Persien mit Mißtrauen betrachtet, und Frankreich fürchtet von diesem Vorgehen eine Gefährdung seiner Ententepolitik. England möchte unter allen Umständen die Integrität des persischen Staates erhalten wissen, um die andernfalls eintretende nachbarliche Berührung mit Rußland zu vermeiden. Eine lange russisch-englische Grenze ist den englischen Politikern gleichbedeutend mit einer ständigen Bedrohung Indiens durch Rußland. Hierzu und über angebliche Schritte Rußlands wegen der Dardanellenfrage hat Herr Ssasonow den Franzosen beruhigende Erklärungen gegeben, die natürlich den Lauf der Tatsachen nicht aufzuhalten vermögen.

Die Lage der Italiener in Tripolis ist während der abgelaufenen Woche nicht günstiger geworden, wohl aber die der Türkei, die die Zeit emsig genutzt hat, das Landheer zu rüsten und ihre kleine Flotte gefechtsbereit zu machen, so daß es mit dem Friedensschluß noch einige Weile haben dürfte.

In China gewinnt eine ruhige Reformpartei, ermutigt und gestärkt durch Yuan Shih-Kais politische und militärische Maßnahmen, wenn auch langsam, an Boden. Wie es gegenwärtig im Lande der Mitte noch aussieht, davon gibt die nachstehend abgebildete Dollarnote der „Republik“ China einige Auskunft.



Dieſe Note gehört nicht zu den Fälſchungen, mit denen geſchäftstüchtige Japaner das Land überſchwemmen, ſoll vielmehr ein gangbares Zahlungsmittel in Schanghai bilden.

Deutſchland leidet augenblicklich ſtark unter dem Ungeziefer engliſcher Spione. Es erklärt ſich daraus eine gewiſſe Nervoſität, der wir allerorten in der Preſſe begegnen. Laſſen wir uns in dieſem Zuſtande nicht zu Mißgriffen verleiten, ſondern trachten wir danach, wirkſame Mittel zur Bekämpfung des engliſchen Spionageſyſtems ausfindig zu machen. Vorſchläge dafür in der Preſſe machen zu wollen wäre unmöglich. Denn zumeiſt fehlt die genügende Detailkenntnis, um wirklich nützliche Maßregeln vorſchlagen zu können, und, wo ſolche vorhanden, dürfte von ihr aus nahe liegenden Gründen kein öffentlicher Gebrauch gemacht werden. G. Cl.

Der Täglichen Rundſchau

Die Tägliche Rundſchau hat ihren Leſern wieder einmal von einer angeblichen Schandtat der Grenzboten berichtet: In ihrer Nr. 577 hat ſie es als möglich und wahrſcheinlich hingeſtellt, ich hätte in den Neuen Militäriſchen Blättern einen Artikel über auswärtige Politik geſchrieben, der die Haltung der Grenzboten in der Marokkofrage — alſo meine eigene — herausſtreicht. Ferner hat die Tägliche Rundſchau behauptet, in jenem Artikel der N. Mil. Bl. ſei Herr v. Kiderlen dem Publikum als neuer Moltke vorgeführt worden. Beides iſt unwahr. Das Blatt hat es für angebracht gehalten, eine entſprechende Berichtigung des Artikelſchreibers, nämlich des Hauptmanns z. D. Dr. Fritz Röder, abzulehnen. Es handelt ſich hier ſomit um einen Fall bewußter Irreleitung der Leſer durch die „unparteiiſche, nationale“ Tägliche Rundſchau. G. Cl.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politiſchen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literariſchen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden ausſchließlich an die Adreſſe der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechſtunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11 Deſſauer Straße 37

Schutz dem deutschen Arbeiter in der Landwirtschaft

Von Landrat a. D. v. Dewitz-Berlin

Der Schutz des deutschen Arbeiters auf dem Lande*) liegt vorzugsweise in der Eröffnung freier Bahn zum Erwerb einer Haus- und Landstelle mit theoretisch freiem Selbstbestimmungsrecht über die Verwertung der eigenen Arbeitskraft. Die Ansiedlung selbständiger Arbeiter ist seit Jahren von Theorie und Praxis allgemein gefordert worden. Überall wird anerkannt, daß die Landflucht der Arbeiter in die Städte und industriellen Bezirke nicht weniger eine Schwächung der Volkskraft und Volksgesundheit wie eine zunehmende Trübung des nationalen und sozialen Empfindungslebens in den Arbeiterkreisen nach sich ziehe. Man malt den kritischen Moment für die Landwirtschaft, in dem der Zuzug ausländischer Arbeiter unterbunden wird, mit den grellsten Farben an die Wand. Der ländliche Arbeitgeber beklagt sich bitter, wenn er seine Ernte aus Mangel an Arbeitskräften nicht bewerkstelligen kann, und weist mit Ingrimm auf die Nichtstuer hin, die arbeitslos in den Städten herumlungern. Es wird auch die Berechtigung der Freizügigkeit angezweifelt, ja die extremen Vertreter des eigenen Geldbeutels würden selbst nicht vor Zwangsmaßregeln anderer Art zurückschrecken, wenn sie nicht fürchteten, als töricht beurteilt zu werden. Da ist es verdienstvoll, wenn die Frage der Seßhaftmachung der Arbeiter wieder von Dr. Schiele und seinem sachverständigen Kronzeugen, dem Amtsrat Kayser, angeregt worden ist. Es gibt unter den heutigen Verhältnissen keinen größeren Fehler in politischer wie sozialer Richtung als die Vernachlässigung dieser Frage. Lasse man einmal das Interesse des Arbeitgebers ganz beiseite; er könnte ja persönlich vorgehen, obgleich anzuerkennen ist, daß ihm eine solche Absicht durch Rechts- und Privatverhält-

*) Vgl. dazu den Aufsatz „Schutz dem deutschen Arbeiter in Industrie und Verkehr“ in Heft 50. Die Schriftltg.

nisse sehr erschwert ist. Aber im Interesse der Allgemeinheit liegt es doch sicher, wenn der Sozialdemokratie in den Städten ein Widersacher auf dem Lande aus gleichem Stande erwächst, im kulturellen Interesse liegt es nicht minder, wenn einem unserer wertvollsten und opferwilligsten Berufsstände die Aussicht eröffnet wird, wenigstens den Lebensabend auf eigener Scholle beschließen zu können. Das kann im großen Maßstabe überhaupt nicht, im kleinen nur vielleicht in Gestalt eines Häuschens dem industriellen oder städtischen Arbeiter gewährt werden. Ihm würde aber Acker, Wiese und Vieh fehlen, die notwendigen Requisiten als Zubehör zum Hause, um sich mit dem Boden des Vaterlandes vereint zu fühlen. Dem Ruf der Sozialdemokratie „Los vom Boden" wird hier ein ebenso entschiedenes „Halt fest am Boden" entgegenhallen, es sei denn, daß der ländliche Arbeitgeber aller Einsicht bar wäre und sich den freien Arbeiter durch unfreie Behandlung zum Feinde machte. Es ist zuzugeben: man fürchtet manchmal den freien Arbeiter bis zu einem gewissen Grade seiner Unabhängigkeit wegen. Es ist ja so viel bequemer, nur Insten, Tagelöhner und Ausländer in der Arbeit zu haben und ihn nach Willkür zu ersetzen. Aber die so rechnen, bedenken dabei nicht, daß es in absehbarer Zeit unmöglich erscheint, nur freie Arbeiter zu beschäftigen. Sie können zunächst nur wenig zahlreich sein. Aber gerade dadurch möchten sie unbezahlbar sein sowohl im Betriebe selbst, weil sie die intelligenteren sind, wie um deswegen, weil sie den anderen als Sporn dienen, sich durch Sparsamkeit und Fleiß zu gleicher Stellung durchzuarbeiten.

Wie kommt es nun aber, daß die Seßhaftmachung der ländlichen Arbeiter nicht vorangeht, wenn ihre Notwendigkeit doch allerseits hervorgehoben wird? Der Staat hat doch den nervus rerum mobil gemacht; er zahlt als Zuschuß für jede Arbeiterstelle, wenn auch in verdeckter und vielleicht nicht zweckmäßiger Form in den Ostmarken 1000 Mark, in Ostpreußen 800 Mark und in anderen Siedlungsprovinzen 600 Mark. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß mit Geld allein die Sache zu fördern ist. Die Schuld des mangelnden Fortschrittes, der sich noch mehr und mehr herausstellen wird, liegt einmal in der unglücklichen Organisation, die der vorige Landwirtschaftsminister zur Begründung von Arbeiterstellen geschaffen hat, und zweitens in dem theoretisch und praktisch unzulänglichen Aufbau, der als Norm für die Begründung solcher Arbeiterstellen aufgestellt worden ist. Die großzügige Idee des Generallandschaftsdirektors Kapp in Ostpreußen, mit Hilfe der Landschaft eine zweckmäßige Kolonisation durchzuführen, und das verständnisvolle Anerbieten der Landschaft selbst, ihre Arbeitskräfte und erhebliche Geldmittel in den Dienst der Sache zu stellen, hat der vorige Landwirtschaftsminister verworfen. Zwar trat die Arbeiteransiedlung dabei nicht in den Vordergrund, vielleicht um nicht der Engherzigkeit Spielraum zu unweisen Befürchtungen zu geben. Immerhin war auch ihrer lebhaft gedacht. Es sollten neben Bauern auch Arbeiter angesiedelt werden, um dem benachbarten Grundbesitz Arbeitskräfte zu schaffen. Einer

Persönlichkeit, wie dem Generallandschaftsdirektor, sind aber weitere Ziele und Zwecke der Seßhaftmachung der Arbeiter sicher nicht verschlossen geblieben, und man kann bestimmt annehmen, daß sie bei der geplanten Durchführung der Kolonisation eine hervorragende Rolle gespielt hätten. So viel erscheint sicher, daß es keine Organisation gibt, die an sich so geeignet zur Kolonisation ist, wie die Landschaft. Denn in ihr konzentriert sich einmal der gesamte Großgrundbesitz mit unbegrenztem Kolonisationsobjekt, zweitens hat dieser gerade den dringendsten Bedarf an Arbeitern und müßte daher auf die Dauer auf ihre Ansiedlung den größten Wert legen, und drittens ist die Landschaft die geborene Vermittlerin in der Regelung der Hypotheken, sei es, daß nun ganze Güter oder Gutsteile aufgeteilt werden sollten. Gerade dieser letzte Umstand, der es heute dem Einzelbesitzer sehr erschwert, Gutsteile an selbständige Arbeiter aufzulassen, war allein von so hervorstechender Wichtigkeit, daß dahinter die Frage der öffentlich-rechtlichen oder privat-rechtlichen Institution, um die es sich zurzeit handelte, in den Hintergrund zu drängen gewesen wäre.

Statt dessen wies der Landwirtschaftsminister das Anerbieten der Landschaft Ostpreußens zugunsten einer auf privatrechtlichen Grundsätzen aufgebauten Ansiedlungsgesellschaft ab. Auch diese wird nebenher die Seßhaftmachung der Arbeiter betreiben; für das gesamte Gebiet der östlichen Monarchie hat der Minister aber diese Aufgabe vornehmlich den Kreisen überwiesen. Das ist wohl eine der verkehrtesten Maßregeln, die sich die preußische Verwaltung in neuester Zeit in ihr Schuldbuch zu schreiben hat. Denn niemand ist ungeeigneter für die ihm zugemutete Funktion als der Kreisausschuß mit dem Landrat an der Spitze. Schon der eine Gesichtspunkt genügt zum Beweis, daß die Arbeiteransiedlung vielfach zu Kontroversen mit den Gemeinden Veranlassung gibt, deren Lösung, wenn sie zuungunsten der Gemeinde erfolgt, die Unzufriedenheit gegen die Behörde begründet, deren Wirksamkeit in erster Linie auf Vertrauen beruht. Es kollidieren da so viele Interessen, daß es unbedingt erforderlich ist, ihre Vertretung den Behörden zu entziehen und sie gemeinnützigen Gesellschaften oder höchstens Instituten zu überweisen, deren Aktionen nicht direkt der staatlichen Aufsicht unterliegen. Aber dieser falsche Aufbau, durch den die ganze Frage zu einem gelegentlichen Spielzeug herabgedrückt wird, ist nicht die einzige Untat. In der Provinz Posen hat man die Tätigkeit der gemeinnützigen Genossenschaften, deren Mitglieder ihren Geldbeutel aus nationalen Motiven in den Dienst der Seßhaftmachung von Arbeitern stellten, in ihrer Wirksamkeit eingeengt und auch hier die Kreise zu den Trägern der Aufgabe bestimmt. Man stelle sich nur vor, daß der Kreisausschuß in einer polnischen Gemeinde deutsche Arbeiter ansiedelt, und man wird zugleich ein Bild von der Zahl und der Größe der Konflikte haben, die sich mit Naturnotwendigkeit ergeben und den Frieden stören müssen. Hier gerade war es leicht, die vorhandenen achtzehn Genossenschaften in einem Verbande zusammenzufassen und unter Mitwirkung der im Hintergrunde stehenden Ansiedlungskommission im großen Stil die Kleinsiedlung unter Wahrung technisch

festgestellter Grundsätze zu betreiben. Damit hätten sich die gegen die einzelnen Genossenschaften hinsichtlich ihrer Tätigkeit erhobenen Vorwürfe leicht beseitigen lassen.

Zunächst sind also die Aussichten der Förderung von Arbeiteransiedlungen, soweit sie mit Organisationsfragen zusammenhängen, nicht vielversprechend. Nicht viel anders steht es hinsichtlich der Rezepte, die von seiten der Wissenschaft verschrieben worden sind. Da heißt es, nur in Landgemeinden ist der Arbeiter anzusiedeln, aber dazu noch nur in solchen, in denen ihm mehrfache Gelegenheit zur Arbeit gegeben ist. Die gleißende Farbe, mit der hier die öffentliche Meinung gefangen genommen wird, kennzeichnet die Idee, daß ein seßhafter Arbeiter vor allen Dingen unabhängig sein soll. Sehr schön! Aber gibt es denn überhaupt eine völlige Unabhängigkeit? Steht sie überhaupt dem Beamten, dem Angestellten, dem Eisenbahn- oder Bergarbeiter zur Verfügung, wenn ihm die Mittel zur Herstellung eines eigenen Hauses gewährt wurden? Sicher nicht in höherem Maße, als dem auf eigener Scholle sitzenden Arbeiter, der einen nicht unbedeutenden Teil seines Einkommens aus ihr und nicht von fremden Leuten bezieht. Nicht auf die Unabhängigkeit, nicht auf die Möglichkeit seiner kommunalen Betätigung kommt es in erster Linie an, sondern auf die Sicherheit eines dauernden Verdienstes. Die Freiheit der Arbeitsstätte, die Freiheit, sein Besitztum gegebenenfalls zu veräußern, soll und muß ihm theoretisch bleiben, aber wenn sich ihm durch eine, wenn auch unbequeme Abhängigkeit des praktischen Lebens eine sichere Aussicht auf den Unterhalt der Familie und seine wirtschaftliche Prosperität ergibt, so wird er damit noch nicht anders gestellt wie hunderttausend andere Staatsbürger. Und ein Moment wird vorliegend viel zu wenig berücksichtigt. Wenn man davon ausgeht, daß zu einer selbständigen Arbeiterstelle unbedingt die Kuhhaltung gehört, so ist ihre Größe dadurch bedingt. Wer soll aber die vier Morgen Acker pflügen, eggen usw., wer soll die Gespannarbeiten verschiedenster Art leisten? Etwa der Lohnfuhrmann? Das würde viel zu teuer sein. Es ist nur der Arbeitgeber, der hier in Frage kommt, und zu dem der Arbeiter daher auch in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis tritt. Wo diese Voraussetzung nicht zu erfüllen ist, da sollte man einen ländlichen Arbeiter nicht ansiedeln. Der Wert dieses Verhältnisses, das letzten Endes auf Gegenseitigkeit beruht, ist aber zugleich die Vorstufe einer Solidarität beider Interessenten, die dem Klassengegensatz die Spitze abbricht. Und fragt man, wo demnach der geeignetste Platz zur Kleinsiedlung ist, so kann nur die Antwort sein: da wo der Großgrundbesitzer und der Großbauer vorherrscht, weil nur da sichere Arbeitsgelegenheit für Winter und Sommer vorhanden ist. Über die Befürchtung, mit der Anweisung einer natürlichen Arbeitsstätte eine Gebundenheit zu konstruieren, lohnt es sich hinauszusehen und den Blick auf die Entwicklungsmöglichkeit und -wahrscheinlichkeit zu lenken. Der Gedanke, daß der selbst im Großgrundbesitz angesiedelte Arbeiter zum Bauer wird, liegt bei der Mobilisierung des Grund und Bodens, an deren Anfangsetappe im Osten wir erst stehen,

wirklich nicht so fern. Liegen Gut und Gemeinde im räumlichen Zusammenhang, so ist die Ansiedlung der Arbeiter mit Rücksicht auf die Hypothekenverhältnisse in letzterer meistens leichter. Es ist dagegen auch nichts einzuwenden. Nur muß dann Gutsbezirk und Gemeinde vorher zu einem Zweckverband hinsichtlich der Armen- und Schullasten vereinigt werden, damit nicht etwa der Gutsbezirk den Vorteil, die Gemeinde den Nachteil hat. Aber auch die Siedlung im Gutsbezirk selbst sollte mit allen Mitteln betrieben werden. Erfahrungsmäßig liegt der Schwerpunkt für ein gutes Verhältnis mit dem Arbeiter, der sich für die Erntezeit gegen die Leistung der Gespannarbeiten für seinen Besitz bindet, in der rechtzeitigen Ausführung derselben und in dem zielbewußten Streben des Arbeitgebers, seinem Mithelfer eine gute Ernte zu schaffen. Da dauernd Arbeitsgelegenheit vorhanden ist, ergibt sich dann von selbst ein dauerndes Arbeitsverhältnis, das geschriebener Verträge kaum mehr bedarf. Es soll hier besonders betont werden, daß derartige Vorgänge nicht Mutmaßungen entspringen, sondern dem wirklichen Leben in verschiedenen Variationen entnommen sind.

Also Bahn frei für lebensfähige Organisationen, die die Seßhaftmachung der Arbeiter betreiben, und fort mit allen Bedenken und Erwägungen, von denen nur eine wirkliche Berechtigung hat, d. i. die Voraussetzung sicherer Arbeitsgelegenheit!

Wie aber ist aus der zerfahrenen Lage herauszukommen und welche Wege können zum Ziele führen? Siedlung der Arbeiter ist Kleinarbeit. Kleinarbeit erfordert besondere Liebe und Sorge. Am besten erfüllt diese Bedingungen die Genossenschaft, auch um deswillen, weil mit der Übergabe der Siedlung durchaus nicht immer die Fürsorge für den Siedler abgeschlossen ist und es noch oft der Nachsorge bedarf, um dem oft hart kämpfenden Übernehmer den Mut und die Tatkraft zu stählen. Als Genossenschaften kommen in Betracht der Staat als größter Großgrundbesitzer für seine Domänen. Alljährlich werden solche pachtfrei. Die Aussonderung von Land für eine Reihe von Familien sowie die Geldbeschaffung machen keine Schwierigkeiten. Das Abgeordnetenhaus würde jede Summe zu Versuchen bewilligen.

Eine zweite Genossenschaft, die an der Sicherung von Arbeitskräften außerordentlich interessiert erscheint, ist die Landschaft. Sie gerade müßte und könnte das Werk auf den Großgütern in Angriff nehmen, weil sie leicht die Hypothekenverhältnisse regulieren und den Kredit beschaffen kann, bis die Umwandlung der Siedlungsstellen in Rentengüter erfolgt ist. Denn es wird sich empfehlen, den Siedlungsbewerber zunächst auf drei Jahre als Pächter einzusetzen und erst dann vielleicht ihm die Stelle als Eigentum zu übergeben. Die Landschaft könnte aber auch den Zusammenschluß der Großgrundbesitzer zu einer Genossenschaft ad hoc veranlassen und dieser nur indirekt ihre Unterstützung leihen.

Für die Landgemeinden werden sich freiwillige Genossenschaften bilden lassen. Hier handelt es sich einmal um den Bau- und Einrichtungskredit und dann um die Resthypotheken. Männer, die mit Liebe an die Sache heran-

gehen, finden sich, unter Umständen gegen mäßige Entschädigung, leicht. Die Geldbeschaffung werden die Kreise eher übernehmen als die Siedlungen selbst. Auch der Staat wird unter Bürgschaft der Kreise ebensogut Kredit eröffnen müssen, wie er den provinziellen Ansiedlungsgesellschaften solchen zur Verfügung stellt. Im Verband der Genossenschaften regelt sich die Technik schnell, so daß Fehler der einzelnen Genossenschaften vermieden werden. Dabei wird die Landfrage namentlich in den Gegenden mit zahlreichen Fideikommissen oft eine Rolle spielen. Die Gebundenheit derselben ist nach dieser Richtung hin auf die Dauer unerträglich. Dem stückweisen Abverkauf von Land bis zu einer Mindestgrenze muß ohne Schwierigkeiten die Bahn eröffnet werden. Es ist unzulässig, daß in volkreichen Gegenden in dieser Beziehung die Entwicklung verschlossen wird. Ein neues Fideikommißgesetz, welches hierin nicht Spielraum schafft, würde einen wesentlichen Teil seiner Aufgabe verfehlen. Anderseits würde es sich unter dieser Perspektive in hohem Maße die Aussicht auf Erfolg sichern. In der Provinz Posen hat die Siedlung der Arbeiter noch eine besondere politische und nationale Bedeutung. Es steht fest, daß mit der Besiedlung des gesamten polnischen Großgrundbesitzes durch deutsche Bauern die nummerische Überlegenheit des Deutschtums nicht erreicht würde. Die große Anzahl der Häusler und Büdner verhindert dies. Art ist nur durch Art zu überwinden. Ein politisches, nicht in erster Linie ein wirtschaftliches Übergewicht über das Polentum — das verständige, aber auch begrenzte Endziel einer gesamten Staatsraison — ist nur möglich durch Massenansiedlung von deutschen Arbeitern.

Da darf man auch nicht zurückschrecken vor der Ansiedlung deutscher Sachsengänger. Was ist denn aus den von Friedrich dem Großen angesiedelten Arbeitern im Oder- und Warthebruch geworden? Entweder sind sie Bauern oder sie sind heute noch gern gesehene und hochbezahlte Sachsengänger. Trotzdem ihr Akkord viel teurer als der der Ausländer, nimmt sie der Großgrundbesitzer gern, weil ihre Arbeit „wohl auf den Arbeiterkopf berechnet teurer, aber auf das Produkt berechnet billiger" ist. Damit fällt auch zum Teil die Meinung, daß der ausländische Arbeiter wegen billigerer Lohnbedingungen vorgezogen werde. Er wird in der Hauptsache deshalb genommen, weil keine Wahl bleibt. Wären deutsche Qualitätsarbeiter vorhanden, manch einer würde sie trotz höherem Lohn vorziehen. Nur siedle man in Posen und Westpreußen nicht einzelne Arbeiter in exponierten Gegenden an. Nur in größeren Massen sind sie widerstandsfähig und müssen darin durch stete Nachsorge der Genossenschaft gestärkt werden. Man kann heute polnische Güter kaum mehr erwerben. Polnische Bauernhöfe sind öfter feil. Ist der Gedanke nicht tragfähig, daß man mit deutschen Arbeitern ganze polnische Gemeinden majorisiert? Dreißig bis vierzig deutsche Arbeiter an einem Fleck, zwei Bauern mit Pferdegespann dazwischen, die von der Genossenschaft vertraglich zu den Gespannarbeiten verpflichtet werden, Organisation der eigenen Bestellungs- und Erntearbeit durch einige zurückbleibende Partner und Übernahme von Arbeit durch die übrigen

im Westen nach Maßgabe eines von der Genossenschaft abgeschlossenen Vertrages. Das ist doch eine Entwicklungsmöglichkeit, hinter der der Ausblick auf Begründung einer Sachsengängerei zurückstehen muß und der sich der Gedanke anschließt, daß einst aus deutschen Sachsengängern deutsche Bauern werden können. Es wird nichts anderes geschaffen, als schon in vielen Teilen Deutschlands, z. B. in der Eifel und auf dem Hunsrück, besteht. Zum Teil ist auch die Sachsengängerei aus betriebstechnischen Rücksichten, z. B. für Rübenbau, ganz unvermeidlich und wird eine dauernde Institution bleiben, solange und soweit in der Landwirtschaft ein intensiver Betrieb herrscht. Man fragt wohl in oberflächlicher Besorgnis auch hier, wo das für die Ansiedlung von Arbeitern geeignete Menschenmaterial hergenommen werden soll, und übersieht dabei, daß es sich, abgesehen von den zurückströmenden Deutschrussen, zunächst darum handelt, die ländlichen Arbeiter, welche jährlich sonst in die Städte und Industriebezirke abströmen, zurückzuhalten und daß für die Zukunft der Menschenüberschuß in Deutschland reichliche Auswahl gestatten wird. Es darf nur nicht von heute auf morgen, sondern es muß mit zwanzig Jahren und mehr gerechnet werden.

Die Ansicht, daß die Seßhaftmachung der Arbeiter heute „verlorene Liebesmüh“ sei und durch den ausländischen Schnitter verhindert werde, ist demnach doch nur bedingt als richtig anzuerkennen. Möglich nicht nur, sondern auch ohne erhebliche Schwierigkeiten ist die Ansiedlung der Arbeiter durchführbar. Nur kommt es auf den geeigneten örtlichen oder provinziellen Organisator und auf die Befreiung der Ansiedlungsidee von einem unfruchtbaren Maß theoretischer Rücksichten gegenüber dem Siedlungslustigen an. Ist ihm Sicherheit für dauernde Arbeit gewährleistet, so mag man das Übrige ruhig der Entwicklung überlassen. Sie ist oft viel einfacher und natürlicher, als es sich die Lehrmeister in ihrer Voraussage träumen lassen. Der beste Schutz des deutschen ländlichen Arbeiters liegt in seiner Seßhaftmachung.

Stanislawski und das Moskauer „Künstlerische Theater“

Von Edgar Mesching-Moskau

Mit einem Vorwort von Dr. Arthur Westphal-Berlin

Der nachstehende Aufsatz bedarf zur Einführung beim deutschen Lesepublikum einiger erklärender Bemerkungen. Stanislawski, der Gründer und Leiter des Moskauer „Künstlerischen Theaters“, ist allerdings für das westliche Europa und insbesondere für Deutschland kein Unbekannter mehr. Es sind vier oder fünf Jahre her, seit er wie ein Triumphator durch unsere großen Theaterstädte zog und bei

allen, denen die Entwicklung der Bühne am Herzen liegt, Gegenstand allerlebhaftester Diskussion war. Aber die Erinnerung an sein flüchtiges Gastspiel ist in unserer schnellebigen Zeit von anderen, vielleicht wichtigeren Dingen rasch in den Hintergrund gedrängt worden. Und für viele mag schon heute der Name Stanislawski ein mystisches Fragezeichen, ein Wort ohne Inhalt und eine große Gleichgültigkeit mehr sein. Da muß denn, zum Verständnis und zur Würdigung von Meschings Ausführungen, auf die starken und überraschenden Eindrücke zurückgegriffen werden, die das russische Gastspiel seinerzeit bei allen Beteiligten auslöste. Es handelte sich dabei schlechthin um eine Sensation. Das Entscheidende war das Noch-nicht-Dagewesene der Veranstaltung. Der ethnographische Reiz überwog vom ersten Augenblick an den künstlerischen und entschied bei Publikum und Kritik den Massenerfolg. Ein Stück Rußland war uns über Nacht lebendig geworden, ein Teil aus jenem Riesenorganismus, von dem wir abgeschliffeneren Menschen nicht viel mehr als den Namen wußten und der, wie wir meinten, als ein seltsam vorweltliches Ungeheuer, in halber Barbarei und zügelloser Instinktgrausamkeit befangen, irgendwo weit hinten im nebligen Osten lag. Was kannten wir bis dahin von russischen Dingen, von den unerhörten Zuckungen, die durch den Leib dieses Riesen wüteten, von seiner Kultur, seiner Kunst, seinem Theater? Gewiß, Namen wie Dostojewski und Gogol, Turgenjew und Tolstoi, Puschkin und Gorki waren schon längst in die Schatzkammern einer großeuropäischen Literatur eingegangen. Aber unser Verhältnis zu ihnen kam selten über rein platonische Beziehungen hinaus. Wir spürten den Hauch einer wunderlich großen, uns aber innerlich fremden Welt. Wir traten jedesmal, wie erschreckt, einen Schritt zurück, wenn wir in die Gesellschaft dieser wühlenden Geister, dieser ungebrochenen Instinkte, dieser grandiosen Zertrümmerer und Melancholiker gerieten. Wir kamen nicht über die Kluft hinweg, die unser konzilianteres, zu Kompromissen neigendes Westeuropa von dem grimmigen al fresco dieser rätselhaften Urwelt schied. Und unser Eindruck war, unter zehn Fällen neunmal, ein jähes, mit Furcht gemischtes Erstaunen, aber nicht die restlos reine Genießerfreude des künstlerisch Empfangenden. Mit Stanislawski und seinem „Künstlerischen Theater" schien die Kluft zum ersten Male überbrückt. Da war das, was wir nur vom Hörensagen kannten, urplötzlich leibhaftige Wirklichkeit geworden. Da sahen wir den Begriff „modernes Rußland" von dem suggestiven Rampenlicht der Bühne bestrahlt. Da standen ein paar russische Menschen, redeten ihre schwere, wehmütig schöne Sprache, ließen uns durch den Spiegel einer erlesenen Schauspielkunst ihre Temperamente und Sehnsüchte und Leidenschaften, ihr Weinen und Lachen sehen, und spielten uns die Tragödien und Komödien ihres Volkes mit der eindringlichen Kraft des mitlebenden Rassegenossen. Wenn noch irgend etwas zur Erhärtung der Tatsache nötig wäre, daß die moderne Bühne — wenigstens in ihrer erstrebten Idealgestalt — am reinsten und unbestechlichsten die Zeit und die Ängste der Zeit widerspiegelt, dann hätte das Gastspiel dieser Russen den letzten schlüssigen Beweis geliefert.

Was uns fremd und rätselhaft und im letzten Grunde unbeseelt erschienen war, hatte mit einem Male Leben und Gestalt gewommen, griff uns an die Sinne und zog uns mit geheimnisvoller Macht in seinen Bann. An die Stelle des kühl-nüchternen Danebenstehens trat jetzt die warme, hitzige Anteilnahme, die uns das Blut in die Wangen jagte und unsere Pulse schneller klopfen ließ. Das Rußland von heutzutage, mit seinen großen Traurigkeiten und seinen jauchzenden Festen, seinen schnapstrinkenden Bauern und himmelstürmenden Weltverbesserern, seinen schwermütigen Liedern und farbigen Tänzen, seiner fiebernden Erotik und seinem unversöhnlichen Haß, seiner verzehrenden Skepsis und seiner kindlichen Gläubigkeit — das heilige Rußland in all seiner schillernden Pracht und Buntheit war uns erstanden, hatte sich zum plastischen Bilde verdichtet und warb mit forderndem Ernst um unsere Liebe. Ob Stanislawski und seine Leute den „Zaren Feodor“ des Grafen Tolstoi, den „Onkel Wanja“ von Tschechow oder das „Nachtasyl“ von Gorki spielten, es war immer die gleiche suggestive Melodie, die uns in vollen und reinen Akkorden entgegenrauschte: die Melodie des russischen Volkes, die keusch und lasziv, aufreizend und beruhigend, melancholisch und jauchzend sich in die Ohren des überraschten Europas drängte. Natürlich war es nicht ausschließlich der ethnographische Reiz, der Eindrücke von der eben geschilderten Intensität hervorrief. Es kam hinzu, daß das Ensemble durch seine unerhört konzentrierte Arbeit auch schauspielerisch verblüffte. Wir sahen eine bis dahin kaum erlebte völlige Hingabe des Regisseurs und Darstellers an den zufällig gewählten Gegenstand, eine bis ins Kleinste beseelte Farbigkeit des Milieus und eine bis an die Wurzeln des Kunstwerks greifende Detailregie, für die es Nebensächlichkeiten und Ruhepunkte einfach nicht gab. Und wir sahen schließlich darüber hinaus aus dem musterhaft geschulten Ensemble den klugen und feinen Kopf des Schauspielers Stanislawski hervorragen, der sich, auch im Sinne unserer entwickelten Bühnenkunst, als einen von zufälligen Rasseeigentümlichkeiten gelösten Menschendarsteller der seltensten Art präsentierte. Aber im letzten und höchsten Sinne spielten diese Dinge gegenüber der wunderbaren ethnographischen Suggestion doch eine mehr untergeordnete Rolle, und es ist in diesem Zusammenhange ganz charakteristisch, daß Stanislawski für meinen Geschmack zum ersten und einzigen Male da scheiterte, wo er an die Interpretation eines nichtrussischen Dichters ging und dem deutschen Publikum den Doktor Stockmann aus Ibsens „Volksfeind“ zeigte. Ich kann in dem Punkte Edgar Meschings Auffassung nicht teilen, glaube vielmehr nach wie vor, daß Stanislawski dem uns wohlbekannten Gesicht des Doktor Stockmann fremde, durchweg interessante, aber im Sinne einer redlichen Ibsen-Ästhetik nicht zu rechtfertigende Züge gegeben hat. Hier sprangen eben die Grenzen, die slawisches und germanisches Kunstempfinden notwendig trennen, bis zur Überdeutlichkeit heraus, und wer sich als Deutscher vor der Leistung dieses Mannes seine Unbefangenheit bewahrt hat, wird bei allem Respekt mit Entschiedenheit betonen müssen, daß der Russe

Stanislawski nur da wahrhaft groß erscheint, wo er die Sprache seines Volkes redet und wirklich Russe sein darf vom Scheitel bis zur Sohle. A. W.

* * *

Seit den Zeiten Katharinas der Zweiten wurde in Rußland die Schauspielkunst mit Liebe und häufig auch großem Verständnis gepflegt; unter Nikolaus dem Ersten bereits erreichte sie eine Höhe, von der man sich in Westeuropa keine Vorstellung machen konnte, bekam man doch hier infolge der Ungunst der äußeren Verhältnisse nichts von ihr zu sehen oder zu hören. Mit Ausnahme weniger Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts, als St. Petersburg den Ruhm, die erste Bühne des Landes zu besitzen, für sich in Anspruch nehmen durfte, war es Moskau, das über die glänzendsten schauspielerischen Kräfte verfügte. Mit Moskau sind die Namen der großen russischen Bühnenkünstler aufs engste verknüpft, hier haben ganze Schauspielergenerationen, wie die Samoilows, Sadowskis und andere, gewirkt und Ruhm geerntet. Es entspricht also der Tradition, wenn auch das moderne russische Theater hier zu Hause ist, wenn auf der Bühne des Moskauer „Künstlerischen Theaters" und in der Person seines Schöpfers Stanislawski höchstes mimisches Können sich offenbart.

Stanislawski und sein „Künstlerisches Theater" sind nicht mehr voneinander zu trennen. Das sah man deutlich im vorigen Herbste, als er lebensgefährlich am Typhus erkrankte. Es schien damals nicht nur dem großen Publikum, sondern auch seinen Mitarbeitern und Schülern, daß mit seinem Fortgang auch sein Werk, wenigstens in der bestehenden Form, zusammenbrechen müsse. So heißt denn auch Stanislawskis Leben beschreiben die Geschichte des Moskauer Künstlerischen Theaters erzählen, obgleich er selbst persönlich und grundsätzlich, im Gegensatz zu anderen berühmten Mimen, niemals bestrebt gewesen ist, in den Vordergrund zu treten, sondern immer nur als ein Glied in der Kette von Kameraden wirken wollte, die in geeinter Kraft gemeinsamem, hohem künstlerischen Ziele zustreben.

Stanislawskis bürgerlicher Name lautet Alexejew. Sein Großvater väterlicherseits war ein Bauer aus dem Gouvernement Jaroslaw, dessen Bewohner wegen ihrer Tüchtigkeit und Begabung bekannt sind. Seine Mutter stammte von einer Französin, die als Schauspielerin an der französischen Bühne des kaiserlichen Michaeltheaters in St. Petersburg wirkte, auf der auch heute noch eine französische Truppe auftritt. Von dieser Großmutter rührt augenscheinlich die schauspielerische Begabung her, die sich auf drei der zahlreichen Enkel vererbt hat: Stanislawskis ältester Bruder wirkt als begabter Regisseur an der hervorragenden Siminschen Privatoper in Moskau, seine verheiratete Schwester Senaide leitete viele Jahre mit größtem Erfolge auf dem Gute ihres Gatten ein Theater, auf dem einfache russische Bauern für ihre Dorfgenossen spielten. Nachdem Stanislawski das Gymnasium absolviert hatte, an das er, wie so viele Russen, nicht ohne Haß zurückdenken kann, mußte er auf Wunsch

seines Vaters in eines von dessen Fabrikkontoren als Kaufmann eintreten. Die Alexejews hatten unterdessen den in Moskau nicht ungewöhnlichen Weg vom einfachen Bauern zum Großhändler und Großindustriellen zurückgelegt. Einer der Brüder von Stanislawski wurde als Stadthaupt, d. i. Bürgermeister, aus kommunalpolitischen Gründen erschossen. Die aufgenötigte kaufmännische Laufbahn behagte Stanislawski so wenig, daß er tat, was so viele Moskauer Kaufmannssöhne tun: er begann gehörig zu bummeln, um sich über die grauen Kontorstunden hinwegzutäuschen. „Mich rettete damals,“ so erzählte er selbst einmal in einer öffentlichen Rede, „das kaiserliche ‚Kleine Theater‘ zu Moskau, seine großen künstlerischen Individualitäten, wie die Jermolowa, Lenski und andere.“ Gar bald regte sich in Stanislawski das Verlangen, selbst auf der Bühne mitzuspielen. Er besaß eine gute Stimme und ließ sich daher von dem berühmten Sänger und Gesanglehrer Kommissarshewski ausbilden. (Fjodor Kommissarshewski starb nach einer glänzenden künstlerischen Laufbahn kürzlich in Italien, das ihm eine zweite Heimat geworden war. Er ist der Vater von Wera Kommissarshewskaja, einer der rührendsten Gestalten der russischen Bühne, einem erklärten Liebling des gesamten russischen Theaterpublikums. Auf einer Gastspielreise im asiatischen Rußland wurde die hochbegabte junge Künstlerin beim Einkauf orientalischer Teppiche von den schwarzen Pocken befallen. Ihr Leichenzug gestaltete sich zu einer glänzenden Huldigung des ganzen gebildeten Rußlands.)

Nach Ausbildung seiner stimmlichen Mittel sammelte Stanislawski einen Kreis von Liebhabern um sich, der zuerst nur in Privathäusern, dann auch in Vereinen und Klubs sich bemühte, Opern und Operetten künstlerisch zu inszenieren. Stanislawski selbst sang bei diesen Aufführungen, bei denen, wie gesagt, bereits das künstlerische Element in den Vordergrund gerückt wurde, Baritonpartien, so den Ruslan in Glinkas Oper „Ruslan und Ludmila“. Diese dilettantischen Bemühungen allein vermochten aber den unruhig suchenden Stanislawski nicht lange zu befriedigen; er rief deshalb mit seinem Lehrer Kommissarshewski und mit Fedotow, dem Gatten der berühmten Schauspielerin gleichen Namens, eine „Gesellschaft für Literatur und Kunst“ ins Leben, in der die ersten Versuche zur Umgestaltung des Theaterbetriebes gemacht wurden. Vor allem sollte der Bühne ein Zug des wirklichen, pulsierenden Lebens aufgeprägt werden. Die Schauspieler wollte man wieder zu wahrer mimischer Kunst erziehen. Die neugegründete Gesellschaft bildete sich allmählich eine ständige Truppe heran, die vorwiegend aus Liebhabern bestand. Man spielte damals in einem Privattheater des Ochotny Rjad. Stanislawski hatte in dieses Unternehmen den größten Teil seines Vermögens hineingesteckt, allein alle ernsten Bemühungen blieben lange Zeit erfolglos. Die Aufführungen fanden einstweilen vor leeren Häusern statt, ohne beim großen Publikum Beachtung zu finden. Nur einzelne kunstverständige Persönlichkeiten vermochten den Ernst richtig zu werten, mit dem die Bühnenmitglieder an ihre künstlerischen Aufgaben herantraten. Diese Wenigen veranlaßten

schließlich den damaligen Generalgouverneur von Moskau, den Großfürsten Sergej Alexandrowitsch, zu einem Besuche des Theaters am Ochotny Rjad.

Die Handelsstadt Moskau hat in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit Hamburg. Es sitzen in Moskau „Patrizier", wie in Hamburg; Moskau wetteifert mit St. Petersburg, wie Hamburg mit Berlin; wie Hamburg besitzt die Kremlstadt einen stark ausgeprägten Lokalpatriotismus. Ein Großfürst, der Generalgouverneur von Moskau ist, ist gewissermaßen ein „Lokalzar", und wie gewisse Petersburger Kreise sich nach dem Hofe des „großen" Zaren richten, wandeln die Moskauer oberen Zehntausend auf den Spuren des großfürstlichen Hofes. So verfehlte man nun auch nicht, das vom Großfürsten ausgezeichnete Theater zu besuchen und — man war entzückt. Damit war die Entwicklung des Theaters glücklich entschieden. Mit Stanislawskis Privatvermögen ging es zu Ende; da konnte man die offene Hand einiger Moskauer Millionäre gebrauchen. Die Geberlaune der Moskauer Kapitalisten, von der Hunderte gemeinnütziger Anstalten Zeugnis ablegen, ließ auch die Kunst nicht im Stich, die Morosows, Tarassows und einige andere haben jahrelang das aufwärtsstrebende Theater bereitwilligst unterstützt. Zu dieser Zeit spielte Stanislawski tragische und heroische Rollen, wie den Othello, den Ferdinand in „Kabale und Liebe". Aber schon damals suchte er, wie später nach Tschechows frühem Tode, einen interessanten russischen Dramatiker, ohne einen solchen finden zu können. Einmal unternahm er sogar selbst eine Dramatisierung von Dostojewskis „Dorf Stepantschikowo". Dabei verfolgte er unentwegt das Ziel, ein ernst zu nehmendes, zu künstlerischer Gestaltung befähigtes Ensemble zusammenzubringen und heranzuziehen, das frei wäre von jeglicher Theaterroutine, die Stanislawski mit der ganzen Kraft seines Temperamentes haßte. Die Truppe, von der er träumte, sollte die Fähigkeit besitzen, in den Geist des darzustellenden Stückes einzudringen, in gemeinsamer Arbeit den geistigen Inhalt des Dramas aufzudecken, den letzten Sinn, den der Dichter in sein Werk hineingelegt hat, gleichsam herauszuschälen.

Im Jahre 1898 lernte Stanislawski Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko kennen, der damals Professor an der „Dramatischen Schule der Philharmonischen Gesellschaft zu Moskau" war. Gleich bei der ersten Begegnung dieser beiden Männer, die denselben Gedanken, ein künstlerisches Theater zu schaffen, verfolgten, einer Begegnung, die — echt russisch — sich zu einem Gespräch entwickelte, das einen halben Tag und eine ganze Nacht dauerte, wurde die Frage des künstlerischen Theaters entschieden. Selten mögen zwei Männer zu künstlerischem Vollbringen sich so glücklich vereinigt haben, wie diese beiden, selten hat eine Unterhaltung, die ein gegenseitiges Herzausschütten war, so weittragende Folgen gehabt. Stanislawski und Nemirowitsch-Dantschenko paßten vorzüglich zu einander. Jener ist ein vorwiegend intuitiv schaffender Künstler, dieser ein begabter Lehrer, ein feiner deduktiver Kopf und dazu ein ausgezeichneter Administrator. Dieses Paar war zu gemeinsamem Schaffen gleichsam vorausbestimmt. Aber

eine ernsten Aufgaben gewachsene Truppe zusammenzubringen, die in geistiger Beziehung etwas harmonisch Abgeschlossenes darstellte, war nicht leicht. Die Schauspieler wurden zuerst aus den Liebhabern, die Stanislawski herangebildet, und den von „praktischer Erfahrung“ noch unverdorbenen Schülern, die Nemirowitsch geschult hatte, gewählt. Da dieser Personalbestand nicht ausreichte, zog man noch einige Schauspieler aus der Provinz heran, die zwar begabt waren, aber doch erst die tote Routine verlernen mußten, die sie natürlich mitbrachten. Einen Sommer lang bereitete man sich in harter Arbeit für den Beginn des neuen „Öffentlichen künstlerischen Theaters“ vor. Im Herbst wurde ein Privattheater gemietet, das mit dem historischen Drama „Zar Fjodor“ von Graf Alexej Tolstoi eröffnet wurde. Das historische Milieu, das keine besondere psychologische Vertiefung erforderte, sollte den Schauspielern, die sich noch nicht genügend eingearbeitet, noch nicht endgültig „zusammengespielt“ hatten, ihre Aufgabe erleichtern. Der Erfolg der Aufführungen war groß, allein er erstreckte sich wiederum nur auf einen Teil des Publikums. Das Theater füllte sich selten. Man mußte verhältnismäßig häufig das Repertoire wechseln. In der ersten Saison wurden zehn Stücke einstudiert. Zu diesen gehörten die „Antigone“ des Sophokles, Hauptmanns „Versunkene Glocke“, in der Stanislawski den Heinrich gab, „Wenn wir Toten erwachen“ von Ibsen und seine „Hedda Gabler“, in der Stanislawski die Rolle des Löwborg übernommen hatte. Der talentvolle Regisseur des Theaters der oben erwähnten Frau Wera Kommissarshewskaja gehörte zu jener Zeit der Stanislawskischen Truppe an. Er erzählte mir, welchen Eindruck Stanislawski-Löwborg bei der Generalprobe in der Szene gemacht habe, wo er in der durchzechten Nacht sein Manuskript verloren hat und betrunken, halb wahnsinnig, bei Hedda erscheint. Stanislawski, der sonst stets sein mächtiges Temperament bändigt und verbirgt, ließ ihm in dieser Szene freien Lauf; gleich bei seinem Erscheinen auf der Bühne machte er einen so tiefen Eindruck auf die Zuschauer, daß alle sich von ihren Plätzen erhoben. Und schon bei der Probe wurde ihm eine begeisterte Ovation bereitet. Sonow, auf dessen Urteil man sich verlassen kann, schloß seinen Bericht mit den Worten: „Ich habe Salvini in allen seinen Glanzrollen, ich habe die meisten hervorragenden Mimen der Gegenwart gesehen, aber was ergreifende, erschütternde Kraft des Temperamentes anbetrifft, so ist jene Generalprobe ein in meinem Leben einzig dastehender Eindruck geblieben“. Sonow sagte, „bei der Generalprobe“, denn bei den Aufführungen, deren künstlerischer Eindruck durch eine herzlich schlechte Hedda, welche Frau Andrejewa, die jetzige Gattin Maxim Gorkis, gab, beeinträchtigt wurde, dämpfte Stanislawski, wie gewöhnlich, den Durchbruch seines Temperaments, vermied er fast ängstlich jegliche Betonung seiner künstlerischen Individualität, um nur ja nicht vor den übrigen Schauspielern abzustechen und in den Vordergrund zu treten. Das ist für Stanislawskis Persönlichkeit ebenso charakteristisch, wie für das künstlerische Glaubensbekenntnis, das er mit seinem Theater ablegt. Auf der Bühne soll

sich auch die stärkste künstlerische Individualität nicht auf Kosten der Gesamtwirkung, des Zusammenspiels zur Geltung bringen, ja, sie soll womöglich vor diesem zurücktreten, um dem Ganzen zu um so größerer Wirkung zu verhelfen.

Jene Periode seiner Wirksamkeit gab dem „Künstlerischen Theater" erst seine eigentliche Physiognomie. Tschechow hatte damals sein Schauspiel „Die Möwe" dem kaiserlichen Alexandratheater in St. Petersburg gegeben. Die kaiserlichen Theater in Rußland sind ein Kapua für mimische Kräfte, die in ihnen leider allzubald Sinekuren erblicken und so für die wahre Kunst abstumpfen. Was sollten diese Komödianten mit einer Kunst machen, die zart, in halben Tönen gehalten, einen Ausschnitt des russischen Lebens gibt, der damals die Gegenwart war! Sie haben Tschechows Stück zerrissen, zerhackt, statt con sordino des Dichters Welt wiederzugeben. Ihre eigene, nicht des Dichters Auffassung haben sie hinausposaunt. Die „Möwe" fiel glänzend durch. Tschechow, ganz aus der Fassung gebracht, verschwor sich, nie wieder ans Theater zu denken. Nun stieß Stanislawski auf seiner bisher erfolglos gebliebenen Suche nach einem gehaltvollen russischen Drama auf die „Möwe", und trotz ihres scheinbaren Mißerfolges an der Petersburger Bühne betrieb er mit Feuereifer ihre Einstudierung in seinem Theater. Er selbst spielte den Trigorin. Auf die Inszenierung war die größte Mühe verwandt worden. Man mochte empfinden, daß man mit Tschechow an einer entscheidenden Wendung stand, und man versprach sich unbedingten Erfolg. Aber als der Vorhang nach dem ersten Akt niederging, herrschte im Publikum Grabesstille. Hinter dem Vorhang hielt man alles für verloren. Da brach plötzlich ein wilder Sturm der Begeisterung los, der kein Ende nehmen wollte. Das Schicksal des Dramatikers Tschechow war entschieden. Aber auch für das „Künstlerische Theater" bedeutete dieser Erfolg einen Wendepunkt: es wurde von da ab im besten Sinne das Theater Tschechows, und dankbar hat es die fliegende Möwe zu seinem Signet gemacht. Durch diesen Erfolg ermuntert, kehrte Tschechow wieder zum Drama zurück. Es entstanden die Schauspiele „Onkel Wanja", „Drei Schwestern", „Kirschgarten", die der Dichter schon für das „Künstlerische Theater" schrieb, und die dieses mit einer künstlerischen Vollendung inszenierte und darstellte, wie kein anderes Theater sie jemals seine Zuschauer erleben lassen wird. Tschechow bedeutet den Höhepunkt der Leistungsfähigkeit der Moskauer Künstler. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß ihre übrigen Leistungen niedrig einzuschätzen wären. Tschechow gab Rußland, gab jenes Milieu von Rußland, dem die Künstler selbst angehörten, wen sollten sie wohl besser verstehen und erfassen können, als ihn, wessen Gestalten trefflicher verkörpern als die seinen, die Blut von ihrem Blut und Fleisch von ihrem Fleisch waren! Außerdem war der Dichter durch seine Vermählung mit Olga Kniper, die zu den begabtesten und temperamentvollsten Mitgliedern des „Künstlerischen Theaters" gehört, dem Theater auch menschlich immer näher getreten. Dichter und Darsteller hatten sich so ineinander eingelebt, wie es nur in seltenen Ausnahmefällen vorkommt.

Es ist also kein Wunder, wenn da gerade Tschechows Stücke zur größten Vollkommenheit geführt wurden.

Auch Stanislawski selbst steht in den Rollen, die er in Tschechows Stücken spielt, auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens und Könnens. Sein Werschinin in dem Drama „Drei Schwestern", sein Gajew im „Kirchgarten" sind lebenzuckende Gestalten, die man nicht wieder vergißt, wie man sie nicht vergessen hätte, wenn man ihnen auf der Straße des Lebens begegnet wäre.

Nächst den Tschechowschen Rollen scheint mir die bedeutendste, die Stanislawski einstweilen geschaffen hat, die des Dr. Stockmann in Ibsens „Volksfeind". Die Charaktere des Helden und seines Darstellers sind so nahe miteinander verwandt, daß man glaubt sagen zu dürfen, sie seien einander auch äußerlich ähnlich. Und hat nicht auch Stanislawskis Werdegang eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Schicksal des „Volksfeindes"? Steine könnte er genug sammeln. Die Artikel der „Nowoje Wremja" allein würden eine stattliche Sammlung abgeben. Das Suworinsche Blatt, das hinter dem Petersburger „Kleinen Theater" steht, hat gesinnungslos, wie immer, nur deshalb Stanislawski mit geiferndem Munde bekämpft, weil das „Kleine Theater" von einer bedeutenden Bühne zu einem Vorstadttheater herabgesunken ist. Und beruhte der Kampf, den die übrige Presse gegen Stanislawski geführt hat, nicht auf ganz ähnlichen Gründen? Die deutsche Presse darf es sich zum Ruhme rechnen, fast ausnahmslos die Bedeutung des Moskauer „Künstlerischen Theaters" bei seinem Siegeszuge durch Deutschland und Österreich richtig erkannt und dargestellt zu haben. In der traumhaft schönen Inszenierung, die die Moskauer Theaterkünstler Shakespeares „Julius Cäsar" mit dem genialen Katschalow in der Titelrolle bereitet haben, erlebten wir in Brutus-Stanislawski eine poesieverklärte, rassige Gestalt, die wie lebendig gewordener Marmor wirkte, in Hamsuns „Lebensdrama" verhalf Stanislawski der Figur des Kareno zu Leben, in Gribojedoffs klassischer Komödie „Weh dem Klugen" machte er einen vorzüglichen Famussow. Das Moskauer „Künstlerische Theater" weicht bei der Inszenierung und Einstudierung klassischer Stücke, wie „Weh dem Klugen", „Der Revisor" von Gogol und des Sittenschilderers Ostrowski erheblich von der Tradition ab, in der diese Stücke seit jeher von den kaiserlichen Bühnen zur Aufführung gebracht werden. Man hat den Moskauern diese „Pietätlosigkeit" häufig zum Vorwurfe gemacht, dabei freilich ganz übersehen, daß in diesem Falle die Überlieferung nur aufgegeben wurde, um den Stücken zu künstlerisch bewegterem Leben zu verhelfen. Noch zwei von Stanislawskis Bühnengestalten seien erwähnt: der alte General in Ostrowskis „Auch der Klügste besitzt Einfalt genug", in dem Stanislawski geradezu ein Symbol des reaktionären Geistes schafft, und der Rakitin aus Turgenjeffs „Ein Monat auf dem Lande", in dem der Dichter sich selbst porträtiert, seine eigene Lebenstragödie geschildert hat, was Stanislawski durch Maskierung nach Turgenjeffschen Jugendporträts andeutet. Er führt hierin ein

unvergleichlich fein abgetöntes Bildnis eines rassigen Aristokraten vor, dessen tiefes Leiden er mit meisterhaft gedämpftem Spiel uns miterleben läßt.

In fast allen Aufführungen, die hier erwähnt sind, hat sich Stanislawski als Regisseur bewährt, der originelle Erfindungsgabe mit auserlesenem Geschmack verbindet. Dabei hat er es verstanden, auch die richtigen Maler zur Beteiligung an der Ausstattung heranzuziehen, und hat sich selbst ans Ausland gewandt, wenn er sich von dort Anregung und Unterstützung versprach. So ist Gordon Craigh mehrere Jahre für das „Künstlerische Theater" tätig gewesen. Die künstlerische Ausstattung haben die Moskauer zu einer Vollendung gebracht, die nicht selten das Publikum zu stürmischer Anerkennung zwingt. Da ist nicht nur die von realistischen Stücken verlangte viel befehdete „Echtheit", da sind nicht nur Wunder von Farbenabtönungen und -effekten, da wird wirklich die Stimmung geschaffen, die in den Rahmen des Stückes gehört. Aber nicht nur den Anforderungen des realistischen Schauspiels wird das „Künstlerische Theater" gerecht, obgleich es nicht zu leugnen ist, daß gerade in ihnen eine hohe Vollendung erreicht ist, sondern auch für das symbolistische Drama, ja für das Märchen haben diese feinsinnigen Künstler den Rahmen gefunden. „Der blaue Vogel" von Maeterlinck, der seine Uraufführung bei den Moskauern erlebte, fand eine Inszenierung, die das „leibhaftige" Märchen war.

Immer neuen Zielen zustrebend, wandten sich die Moskauer auch der stilisierten Bühnenkunst zu. Mit einem Aufwande von 35000 Rubel gründete Stanislawski seine „Studia" (Studio, Atelier), das „Theater der Versuche", das dem Publikum überhaupt nicht zugänglich gemacht wurde. Die erzielten Resultate befriedigten Stanislawski nicht, so daß er bald von weiteren Versuchen Abstand nahm. Allein ein paar von seinen Mitarbeitern wußten Kapital aus jenen Versuchen zu schlagen und traten, wie z. B. Meyerhold in St. Petersburg, mit den aus der Studia geschöpften „eigenen Ideen" als „Theaterreformatoren und -novatoren" nicht ohne Erfolg an die Öffentlichkeit.

Während Stanislawskis Erkrankung im vorigen Herbst wurden die am meisten dramatisch wirkenden Szenen aus Dostojewskis „Die Brüder Karamasow" auf der Bühne zur Darstellung gebracht, während ein Schauspieler bei herabgelassenem Vorhang die Stellen des Romans vorlas, die den Zusammenhang zwischen den dramatisierten bildeten. Die ganze Aufführung nahm zwei Abende in Anspruch und hatte auch einen gewissen Erfolg. Als gelungen ist dieser interessante Versuch nicht zu bezeichnen; immerhin hat er aber die Möglichkeit solcher Aufführungen gezeigt, die vielleicht auf das altchinesische Theater zurückgreifen müßten.

Einen großen Teil seiner Arbeitskraft verwendet Stanislawski auf die Schule des „Künstlerischen Theaters", die seinem Herzen ganz besonders nahe steht, und die er auf eine künstlerische Höhe gebracht hat, die kaum eine Lehranstalt in Rußland erreicht. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß der körperlichen Ausbildung der Theaterschüler, die Tanz- und Reitstunden erhalten,

besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Von den einstweilen aus dieser Schule hervorgegangenen jungen Kräften haben sich die Korenewa, die Koonen und Massalitinoff hervorgetan und versprechen für die Zukunft bedeutende Leistungen.

In diesem Winter hat das „Künstlerische Theater" Leo Tolstois „Lebenden Leichnam" zur Erstaufführung gebracht, dem dann eine seit Jahren betriebene Neueinstudierung des „Hamlet" folgen soll, der wahrscheinlich ohne Dekorationen auf einem Hintergrunde von schwarzem Samt vorgeführt werden wird. Im nächsten Jahre treten die Moskauer Künstler eine längere Gastspielreise nach England und Frankreich an. Unterdessen soll ihr neuer Theaterbau fertiggestellt werden.

So hat sich das Moskauer „Künstlerische Theater" aus einer bescheidenen Liebhaberbühne in harter gemeinsamer Arbeit zu einem großen künstlerischen und kulturellen Werke hinaufgearbeitet, dessen Bedeutung sich in seiner ganzen Tragweite einstweilen noch gar nicht absehen läßt.

Alte Klagen, neue Fragen

Schultechnische Erwägungen

Von Prof. Dr. Gotthold Boetticher,
Direktor des Königstädtischen Realgymnasiums zu Berlin

Wie vor einigen Monaten so bedrohlich in den Gesichtskreis getretene abermalige Schulreform ist durch eine Erklärung der Regierung zunächst wieder aus ihm verbannt worden. Aber es wäre töricht, zu glauben, daß sie damit endgültig für absehbare Zeit abgetan sei. Es ist ja alles noch im Fluß; vergegenwärtigt man sich nur das eine, daß wir fünf Arten von Vollanstalten nebeneinander haben, nämlich Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, Reformgymnasium, Reformrealgymnasium und die letzteren sogar noch in zwei verschiedenen Systemen, dem Altonaer und Frankfurter, so liegt auf der Hand, daß das kein Dauerzustand sein kann; die Übelstände bei Schulwechseln sind unerträglich. Man läßt der Entwicklung der Reformanstalten ganz freie Hand, aber die Absicht kann doch nur sein, die Erfahrungen schließlich zu dauernden Reformen zu nutzen. Das rechte Verhältnis zwischen humanistischer und realistischer Bildung ist noch nicht gefunden, der Ansturm auf das Griechische wird sich immer wiederholen, die obligatorische Einführung des Englischen immer wieder gefordert, die Überbürdungsfrage mit deutlichem Seitenblick auf die klassischen Sprachen immer wieder angeschnitten werden. Die Forderungen jener Frankfurter Ärzte sind vorläufig von der Tagesordnung abgesetzt, aber sie werden wiederkommen. Die folgenden Erwägungen wurden unter dem Eindruck der abermaligen Forderung einer Reform, die auf eine Verminderung der Unterrichtsstunden und auf Ersatz des

Griechischen durch das Englische abzielte, niedergeschrieben; sie sind aber unter den gezeichneten Umständen vielleicht auch jetzt noch nicht überflüssig.

Zunächst ein Wort über die Überbürdung mit Unterrichtsstunden. Im großen Publikum ist vielleicht die Meinung verbreitet, daß jetzt mehr Unterrichtsstunden gegeben werden als früher. Dem ist aber nicht so. Die Zahl der wissenschaftlichen Lehrstunden ist immer die gleiche gewesen, nämlich dreißig bis zweiunddreißig wöchentlich; früher kamen dazu zwei Turnstunden und zwei Gesangstunden, jetzt allerdings drei Turnstunden. Wollte man zur Entlastung die dritte Turnstunde streichen, so würde wahrscheinlich niemand etwas dagegen haben, aber die Meinung ist, daß am wissenschaftlichen Unterricht gestrichen werden soll, insbesondere bei den Gymnasien an den klassischen Sprachen. Wir müssen uns daraufhin die drei Schularten in ihrem Verhältnis zu einander einmal ansehen.

Zuvor aber noch eine ketzerische allgemeine Bemerkung. Der Eindruck der Überbürdung wird, wie es scheint, durch die Häufung von fünf, sechs, zum Teil sogar sieben Lektionen auf den Vormittag hervorgerufen. Das ist in gewissem Sinne berechtigt; denn daß die letzten Lektionen die Schüler in bedenklichem Ermüdungszustande finden, ist nicht verwunderlich. Ich bin der ketzerischen Ansicht, daß die frühere Verteilung auf vier Vormittags- und zwei Nachmittagsstunden an vier Tagen und vier Vormittagsstunden Mittwochs und Sonnabends der körperlichen und geistigen Gesundheit zuträglicher war als diese Überlastung des Vormittags zugunsten des freien Nachmittags und würde wahrscheinlich als Direktor in einer kleineren Provinzialstadt zu der früheren Ordnung zurückkehren, auch die Turnstunden wieder auf freie Nachmittage legen, damit sie wieder Erholungsstunden werden und nicht, wie jetzt, Ermüdungsstunden, wenn sie, wie oft, in die ersten Stunden des Unterrichts fallen und die Frische der Schüler für den wissenschaftlichen Unterricht beeinträchtigen, oder in die letzten, wenn die Schüler durch den vorangegangenen vier- und fünfstündigen Unterricht schlapp geworden sind. Freilich, die Großstädte, voran Berlin mit seinen monströsen Gebilden von Schulen und den oft unsinnig weiten Schulwegen, lassen keine Wahl. Ein viermaliger doppelter Schulweg in der Woche bei nicht selten dreiviertel- und ganzstündigen Entfernungen unter Benutzung der nervenfressenden elektrischen Bahn ist unmöglich. Allerdings liegen die Verhältnisse auch hier nicht ganz so schlimm, wie es aussieht. Der Besuch weit entfernter Schulen ist bei der Fülle der vorhandenen, besonders in den Vororten, sehr oft gar nicht notwendig, und die Gelegenheit, die Knaben in Provinzialstädte zu geben — wozu die neuerdings so begünstigten und von der Behörde empfohlenen Familienalumnate besonders einladen — wird auch von bemittelten Familien viel zu wenig ins Auge gefaßt. Von der Überfüllung der höheren Schulen durch ungeeignete Elemente unter dem Zwange des unglückseligen Berechtigungswesens und der dadurch bedingten Erschwerung der Unterrichtsarbeit und übermäßigen Belastung zu schwacher Anlagen wollen wir hier gar nicht reden. Immerhin besteht für die Großstädte eine Zwangslage, aber das ist eben einer in der langen Reihe

von Übelständen, die diese überhaupt mit sich bringen, und muß ertragen werden. Eine Milderung bringt gerade hier die neuerdings offiziell eingeführte Kurzstunde. Ein Grund zu einer Beschränkung der Unterrichtsstundenzahl überhaupt kann aus diesen besonderen Verhältnissen nicht abgeleitet werden.

Sehen wir uns nun einmal die drei Schularten, Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule, im einzelnen hinsichtlich der Überbürdung mit Unterrichtsstunden an, so ergibt sich, daß das Gymnasium gerade am wenigsten zu leiden hat. Es hat tatsächlich in den oberen Klassen durch den Wegfall des Zeichnens eine Stunde weniger als die anderen beiden Schularten; was aber noch wesentlicher ins Gewicht fällt, ist die mindere Belastung mit fakultativen Stunden. Das Gymnasium hat sechs fakultative Stunden in den oberen Klassen, nämlich Zeichnen, Hebräisch und eine neuere Sprache; diese sind aber auch wirklich fakultativ und kaum einer wird mehr als zwei nehmen, die meisten wohl die zwei neusprachlichen. Das Realgymnasium und die Oberrealschule aber haben als fakultative Stunden vier naturwissenschaftliche Arbeits- und Übungsstunden, die tatsächlich nicht fakultativ sind, weil sich niemand ausschließen kann, wenn er nicht hinter den anderen und den durch diese Stunden ermöglichten Zielforderungen zurückbleiben will. Dazu kommen noch eine Stunde geometrisches oder perspektivisches Zeichnen und schon von O III an zwei Stunden Linearzeichnen, und mit Nachdruck tritt auch noch die Biologie in Konkurrenz. Bei der Oberrealschule im besonderen nehmen, wie ich höre, die naturwissenschaftlichen Aufgaben der Oberklassen die Kräfte der Schüler in ganz unverhältnismäßiger Weise in Anspruch. Es gilt nicht bloß die erlernten Elemente zu befestigen, die Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, sondern es beginnt von O II an ein ganz neues Arbeitsgebiet, in dem auch das Gedächtniswerk einen gewaltigen Raum beansprucht. Spricht man also von Überbürdung, so betrifft das in erster Linie die Oberrealschulen, dann die Realgymnasien. Wie aber wäre zu entlasten? Bei den Oberrealschulen ist das am schwersten, weil die Belastung gerade auf dem ihnen eigentümlichen Gebiete liegt, den Naturwissenschaften. Bleibt also nur die Frage zu erörtern, ob der Betrieb der Naturwissenschaften in diesem Umfange, auch wenn die mathematisch-naturwissenschaftliche Vorbildung die Richtungslinie bleibt, wirklich notwendig ist. Ich wage darüber kein Urteil abzugeben, da ich nicht Fachmann bin, aber ich bin persönlich überzeugt, daß eine Entlastung nur in dieser Richtung gesucht werden kann.

Bei den Realgymnasien liegt die Frage günstiger. Eine Beschränkung der Mathematik und der Naturwissenschaften unterliegt hier m. E. gar keinem Bedenken. Man mache doch auch bei dieser Schulart Ernst mit dem weisen Grundsatze, der beim Gymnasium durchgeführt wird, daß es auf die akademischen Studien vorbereiten, nicht aber schon in diese hineinführen soll. Es sind gewiß nicht viel weniger Gymnasiasten, die Mathematik, ja selbst Naturwissenschaften studieren, als Realgymnasiasten. Reicht die gymnasiale mathematische Vorbildung dazu aus — und das tut sie erfahrungsgemäß —, so braucht man auch auf

dem Realgymnasium nicht darüber hinauszugehen, wenn man auch den besonders für das Fach Interessierten Gelegenheit gibt, sich über das Schulmaß hinaus zu betätigen. Das kann aber das Gymnasium auch und tut es bereits da, wo in den Oberklassen eine Gabelung vorgenommen wird. Es würde also gar keinem Bedenken unterliegen, die fünfte Stunde Mathematik in den Oberklassen zu streichen und vielleicht auch die dritte Stunde Physik. Wenn dann die angeblich fakultativen Übungsstunden grundsätzlich auf zwei beschränkt würden, so wäre in der Tat eine Entlastung erzielt, die sich hören läßt.

In anderer Richtung aber darf sie nicht gesucht werden, weder in Beschränkung der Sprachen noch in der Geschichte oder Religion, so lange die letztere obligatorisches Lehrfach ist. Das Realgymnasium hat in den Oberklassen vier Stunden Latein, vier Stunden Französisch, drei Stunden Englisch. Es liegt auf der Hand, daß von einer Gründlichkeit sprachlicher Studien, wie sie auf dem Gymnasium auch noch bei den (schon reduzierten) dreizehn altsprachlichen Stunden erreicht werden kann, hier nicht die Rede ist, weder im Lateinischen noch in den neueren Sprachen. Diese Stundenverteilung trägt den Charakter der Halbheit an der Stirn. Will man nun aber etwa noch eine Stunde bei jeder Sprache abstreichen, so würde das bittere Gefühl der Danaidenarbeit, das jetzt schon besteht, vollends unerträglich werden. Lust und Liebe würden Lehrern und Schülern vollends verloren gehen, und Oberflächlichkeit würde der Charakter dieser sprachlichen „realgymnasialen" Vorbildung sein — es müßten denn die Anforderungen der Reifeprüfung auf dasjenige Maß herabgesetzt werden, das zum „Einjährigen" erforderlich ist. Dann kann aber von der Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit keine Rede mehr sein.

In den Gymnasien ist die Überbürdungsfrage, wie oben gezeigt, gegenstandslos, so lange nicht erhöhte Ansprüche in den Naturwissenschaften gemacht werden, über die freilich zu reden wäre. Dann kann aber auch von einer Beschränkung in den alten Sprachen oder einer Beseitigung des Griechischen keine Rede sein, wenn man dem Gymnasium nicht gerade seine Stärke, die um einen Hauptgegenstand konzentrierte Arbeit, die geschlossene Einheitlichkeit der Vorbildung, nehmen will. Schließlich, wer von Überbürdung mit Unterrichtsstunden spricht, der hat zu zeigen, wie die einmal gesteckten Ziele mit einer geringeren Stundenzahl zu erreichen sind, oder wie die Zielforderungen einzuschränken sind, ohne die zweckmäßige Vorbildung zu akademischen Studien zu gefährden. Daß dies unter Umständen bei Realgymnasien und Oberrealschulen möglich ist, ist oben gezeigt worden.

Alle diese Erwägungen aber rücken aufs neue die Frage nahe, ob nicht eine Vereinfachung der Schularten überhaupt, insbesondere die Beschränkung auf zwei Arten, eine mehr realistischen und eine mehr humanistischen Charakters, mit im ganzen gleicher Belastung zu erzielen wäre.

Bei der Reform von 1891 faßte man den Gedanken, die Realgymnasien mit ihrem halben Latein eingehen zu lassen, um nur zwei Schularten zu haben,

das humanistische Gymnasium mit etwas verstärkten Realien und die lateinlose Oberrealschule. Die Entwicklung der Dinge hat diesem Gedanken, so zweckmäßig er im Prinzip war, nicht Recht gegeben, denn die Realgymnasien haben unzweifelhaft einen großen Aufschwung genommen, und die Mehrzahl der neugegründeten Anstalten sind Realgymnasien. Der Grund dafür kann nur darin liegen, daß man einerseits zwar die Realien und neueren Sprachen stark betont wissen, anderseits aber doch das Latein nicht missen wollte. Hätte man mit diesem Lateinbedürfnis bei der Konferenz von 1891 gerechnet, so wäre man vielleicht auf einen anderen Modus zu der Beseitigung der Realgymnasien als besonderer Schulart gekommen, nämlich nicht auf ihre Aufhebung, sondern auf ihre Verschmelzung mit den Gymnasien und Oberrealschulen. Man hätte den naturwissenschaftlichen Unterricht in den Gymnasien bedeutend verstärken und von Tertia an Parallelklassen mit Englisch und verstärktem Französisch statt des Griechischen einrichten und in die Oberrealschulen das Lateinische zwar nicht als eigentliches Bildungsmittel, aber doch als Hilfswissenschaft und wirkliches Nebenfach aufnehmen sollen. Gerade diese letztere Forderung hat jetzt der Allgemeine deutsche Realschulverein aufgestellt. Einige Erläuterungen hierzu sind notwendig.

Das heutige Realgymnasium verlangt im ganzen bis U II dieselbe Sicherheit in der lateinischen Gramatik wie das Gymnasium, und doch stehen von Quarta an eine, von U III an sogar drei Stunden weniger zur Verfügung. Die dadurch herbeigeführte Unsicherheit in der Gramatik ist so auffallend, gedeihlicher Unterricht dabei so erschwert, daß die Behörde anheimgibt, die Lektüre zugunsten der Grammatik einzuschränken. Wie ist das mit der glücklich errungenen Erkenntnis, daß die Einführung in den Geist des klassischen Altertums durch ausgiebige Lektüre die Hauptsache sei, zu vereinen? Die Lehrpläne sagen mit Recht: „In der I der Realgymnasien gehört fast die ganze Zeit der Lektüre; für ein sicheres Verständnis ist hier ganz besonders Sorge zu tragen. Tastendem Raten wird am wirksamsten durch Gründlichkeit der Ausbildung bei langsamem Fortschreiten des Unterrichts vorgebeugt.“ Das langsame Fortschreiten ist bei der geringen Stundenzahl freilich selbstverständlich, aber die Gründlichkeit der Ausbildung, wozu doch in erster Linie grammatische Sicherheit gehört, ist aus gleichem Grunde unmöglich, und der Lateinunterricht des Realgymnasiums wird dadurch zur unerfreulichsten aller Unterrichtsdisziplinen. Will man dieser Schulart, ihrem Namen entsprechend, den gymnasialen Charakter erhalten, so muß man ihr auch das Rückgrat aller gymnasialen Vorbildung, das Lateinische, im vollen Umfange geben, nicht aber die Schüler, wie es jetzt ist, nur mit dem Lateinischen bekannt machen und das „tastende Raten“, den Todfeind aller wirklichen Bildung, geradezu großziehen. Soll das Lateinische wirklich Bildungsmittel sein, so braucht es die acht oder sieben Stunden des Gymnasiums, wobei nicht undenkbar wäre, daß davon eine Stunde zur Lektüre griechischer Werke in guten Übersetzungen benutzt würde.

Mit der Einführung des gleichen Lehrplanes im Lateinischen wäre der wichtigste Schritt zur Verschmelzung mit dem Gymnasium geschehen. Ein zweiter

würde darin bestehen, daß die je fünf Stunden Mathematik und Naturwissenschaften in den Oberklassen des Realgymnasiums auf je vier beschränkt würden, was nach den obigen Ausführungen denkbar ist, und daß anderseits für das Gymnasium noch zwei Stunden Naturwissenschaft, d. h. Chemie und Biologie in den Oberklassen gewonnen würden. Diese müßte dann allerdings das Griechische hergeben, und das dürfte auch angängig sein, wenn man das Hauptgewicht auf die Lektüre legt und diese sorgfältig auswählt. Die sechs Wochenstunden in den mittleren Klassen müssen schon jetzt für die grammatische Grundlegung ausreichen; es kann sich also in den Oberklassen nur um die Ausdehnung und die größere oder geringere Schwierigkeit der Lektüre handeln. Und da läßt sich ein Modus finden, z. B. wenn einige schwierigere Werke des Plato oder des Thukydides in guten Übersetzungen gelesen werden.

Demnach könnte sich ein Lehrplan ergeben, der für Gymnasium und Realgymnasium in Religion, Deutsch, Latein, Geschichte, Erdkunde, Rechnen, Mathematik und Naturwissenschaften völlig gleich wäre; die Verschiedenheit würde mit U III einsetzen derart, daß Parallelklassen errichtet werden, von denen die gymnasialen in den Mittelklassen sechs Stunden Griechisch, die realgymnasialen statt dessen etwa vier Stunden Englisch und zwei Stunden mehr Französisch, in den Oberklassen die gymnasialen vier Stunden Griechisch, drei Stunden Französisch bzw. Englisch, die realgymnasialen vier Stunden Französisch und drei Stunden Englisch (oder umgekehrt) erhalten. Diese Verfassung müßte, wenn möglich, jede gymnasiale und realgymnasiale Anstalt erhalten, dann wäre die unerfreuliche Zwitterstellung des Realgymnasiums beseitigt und die Notstände des Schulwechsels hörten wenigstens für Gymnasium und Realgymnasium auf. Natürlich wäre es auch denkbar, daß Gymnasien und Realgymnasien mit dieser Verfassung für sich existierten; dann wären die Wechselnöte zwar nicht ganz beseitigt, aber doch auch außerordentlich gemildert.

Neben diesem vereinigten Gymnasium und Realgymnasium gäbe es dann nur noch die Oberrealschule, die in ihrer ebenfalls einheitlich durchgebildeten Eigenart insbesondere der Vorbereitung auf technische Berufe dient und das Latein nur als praktisches Hilfsmittel aufnimmt, was allerdings die oben berührte Entlastung der Naturwissenschaften notwendig machen würde.

Vorstehende Ausführungen sind für die Anstalten alten Stils gemacht. Sie lassen sich aber auch auf die Reformanstalten anwenden, und wenn vorgeschlagen ist, die Vereinfachung der Schularten durch obligatorische Einführung der Reformanstalten für Gymnasien und Realgymnasien herbeizuführen, so würde ich nur den Wunsch hinzufügen, daß eben nur eine Reformschule geschaffen würde mit der Gabelung in Griechisch und neuere Sprachen*).

*) Auch Friedrich Paulsen hat an die Möglichkeit einer Vereinfachung der Organisation unserer höheren Schulen gedacht. In seinem Buch „Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung" (B. G. Teubner in Leipzig, 2. Aufl. 1909) äußert er, daß vielleicht eine Verschmelzung von Oberrealschule und Realgymnasium zu schaffen wäre: ein realistisches Einheitsgymnasium mit fakultativen Lateinklassen. Die Schriftltg.

Briefe aus China

Von weiland Professor Dr. Wilhelm Grube-Berlin

An seine Schwester.

Peking, den 22. März 1898.

... Über das Geburtstagsdiner bei H.s hat Dir Lilly berichtet, aber sie hat Dir nicht erzählt, wer seine Schnauze in Baron Czikanns Glas steckte, als er gerade an seinem Toaste maikäferte, nämlich niemand anders als das Schwein, das Du als cochon de lait auf dem einliegenden Menu verzeichnet findest. Es war nämlich ein komplettes Schwein, dem nicht einmal, wie vielen anderen Schweinen und auch Menschen, der Kopf fehlte. Sein freundliches Profil nahm sich höchst eigenartig aus, während es der Reihe nach zwischen den erlauchten Tischgenossen hindurchguckte, als wollte es sagen: Wo die Diplomaten in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen! Übrigens waren da nicht nur Diplomaten, sondern auch Menschen, so z. B. der Maler, der aber nicht Ulps, sondern Obst heißt und ein netter Mann ist. Er zeigte uns nach Tisch seine Reiseskizzen, die recht hübsch waren. Er reist mit dem Schriftsteller Paul Lindenberg aus Berlin zusammen, der auch ganz nett ist und mich aufgefordert hat, mich an den Donnerstagabenden, an denen die Mitarbeiter am Kladderadatsch zusammenzukommen pflegen, zu beteiligen. Die beiden machen eine Reise um die Erde und wollen von hier nach Japan und dann über Amerika nach Deutschland zurückkehren.

Gestern besuchte ich einen steinreichen amerikanischen Globetrotter, der ganz in unserer Nähe in einem chinesischen Hause wohnt, das er sich mit dem Auserlesensten, was chinesische Kunst und Industrie bieten, ganz entzückend eingerichtet hat. Der Mann, ein Mr. Graham, genießt als vernünftiger Mensch seine Millionen, die er sich als Bankier erworben hat, indem er die ganze Welt bereist. Trotz seinem Reichtum und prosaischen Beruf ist er nichts weniger als blasiert und interesselos, sehr belesen, zitiert seinen Pope und Chaucer auswendig, hat Sinn und Verständnis für alles. Er sagte neulich zu Lilly, er habe bis jetzt nur drei Städte kennen gelernt, die ganz einzig in ihrer Art und mit nichts anderem zu vergleichen seien: Moskau, Venedig und Peking. Solchen Leuten kann man ihren Reichtum gönnen. ...

* * *

An seine Schwester.

Peking, 8. Mai 1898.

Meine liebe Weinande!

Gestern sind wir glücklich und sehr befriedigt von unserer Reise nach Jehol heimgekehrt. . . .

Wir haben unseren Ausflug sehr genossen und die schönsten Erinnerungen heimgebracht. Doch ich will nicht vorgreifen, wie Paula Erbswurst sagt, und alles in chronologischer Reihenfolge berichten. Unsere Karawane bestand aus drei Karren mit je zwei Maultieren, lang gespannt, und drei Eseln. Lilly machte die ganze Reise auf dem Karren — ein Kunststück, das ihr wohl nicht leicht jemand nachmachen wird. Im Karren zu sitzen, vermag nur ein Chinese, andere Menschen geben nach wenigen Stunden des Herumgeschleudertwerdens ihren Geist auf, wenn sie welchen haben. So saß denn Lilly die ganze Zeit draußen und ließ die Beine stillvergnügt herunterbaumeln. Ihr gutes natürliches Polster und ein Kissen, das ihr Frau v. P. geliehen hatte, linderten einigermaßen die Stöße. Immerhin war die Fahrt, die teils durch tiefen Sand, teils, und oft stundenlang, über große Steinblöcke ging, eine anerkennenswerte Leistung. Wir hatten jeden Tag fünfzig bis sechzig Kilometer zurückzulegen und waren somit täglich zehn bis elf Stunden (die Frühstückspause nicht mitgerechnet) unterwegs. Unser Gefolge bestand aus Mr. Grahams Boy, der, nebenbei bemerkt, ein Mandarin der fünften Rangklasse ist und die Leitung des Ganzen versah, unserem Boy und einem Koch. Dazu kamen noch die drei Kutscher und zwei Eseltreiber. Proviant, soweit man solchen nicht unterwegs bekommen konnte, hatten wir mitgenommen. Alles übrige bestand aus milden Gaben, die wir uns erbettelt hatten. Frau Kierulff hatte uns Betten, Herr Kierulff mir seinen Sonnenhut und Frau v. P. Geschirr und verschiedenes andere geliehen. So brachen wir denn heute vor vierzehn Tagen bei herrlichem Wetter um $6^1/_2$ Uhr morgens von hier auf. Der Weg selbst war wenig genußreich, da er meist durch ausgetrocknete Flußbetten inmitten völlig kahler und baumloser Hügel und Berge führte. Nur hin und wieder wurde die Einförmigkeit dieser furchtbaren Öde durch ein schönes Landschaftsbild unterbrochen, so z. B. bei Ku-pei-k'ou, wo wir die große Mauer passierten. Der Ort liegt sehr malerisch, von schön geformten Bergen umgeben; doch fand ich, daß die Mauer selbst bei Ch'a-tao, wo wir im Herbste waren, einen viel großartigeren Eindruck machte, weil man das gigantische Bauwerk besser überblicken und weiter verfolgen konnte. Am fünften Tage langten wir auf der Paßhöhe Kuang-jen-ling an, von wo wir das malerische Tal von Jehol zu unseren Füßen liegen sahen. Den steilen und steinigen Weg bergab mußten wir zu Fuß zurücklegen. Bald hatten wir die Stadt Ch'eng te-fu erreicht, neben der Jehol liegt. Da sich selten Europäer hierher verirren, war unser Gasthof sofort von einer unabsehbaren Menschenmenge umringt. Am nächsten Morgen schickten wir Mr. Grahams Boy, der zu diesem Zweck Staatstracht und eine Mütze mit dem Knopfe seiner Rangklasse

angelegt hatte, auf die Präfektur, um dem Gouverneur unsere Karten abzugeben. Der letztere war noch nicht aufgestanden, aber einer der anderen Beamten sagte dem Boy, daß meine Ankunft bereits vom Tsungli-Yamen (dem Ministerium des Auswärtigen) angezeigt worden war. Mein Paß war nämlich vom Tsungli-Yamen ausgefertigt worden, während Mr. Graham nur einen einfachen Gesandtschaftspaß hatte.

Während der Boy auf der Präfektur war, machten wir einen Spaziergang durch die Stadt und photographierten. Natürlich waren wir stets von einer hundertköpfigen Schar begleitet. In den Gasthof zurückgekehrt, erfuhren wir durch den Boy, daß es geraten wäre, noch einen persönlichen Besuch bei dem Präfekten zu machen, was wir denn auch sofort taten, d. h. Mr. Graham und ich in Begleitung des Boy. Da der hohe Würdenträger, der Opiumraucher sein soll, noch immer in Morpheus' Armen lag, ließ ich ihm durch einen der diensttuenden Beamten sagen, wir seien nur gekommen, um ihm unsere Aufwartung zu machen und ihn zu bitten, uns womöglich Zutritt zu den Tempeln zu vermitteln, worauf er uns sagen ließ, er wolle sein Möglichstes tun und uns Bescheid zukommen lassen.

So zogen wir denn wieder ab und ritten sofort, um keine Zeit zu verlieren, nach Jehol.

Kaum hatten wir den von einer hohen Steinmauer umgebenen und niemand zugänglichen kaiserlichen Jagdpark hinter uns, als sich uns ein Bild von ganz überraschender Eigenartigkeit bot. Wir sahen eine niedrige Hügelkette vor uns, auf der aus dem frischen Grün der Bäume goldene Dächer und hohe palastartige Bauten, wie man sie sonst in ganz China nicht sieht, hervorragten. Das waren die berühmten Lamatempel. Ohne Zeitverlust ging es sofort ans Photographieren. Darauf ritten wir etwas näher an die Tempelbauten heran. Bald wurden wir von einem älteren mongolischen Lama eingeholt, der desselben Weges ritt. Ich begrüßte ihn mongolisch und schrieb ihm darauf das buddhistische Gebet Oni mani padme hum in tibetischer Schrift auf ein Blatt Papier. Die Wirkung übertraf meine Erwartung; er starrte bald mich, bald das Blatt offenen Mundes an, drückte darauf das Blatt voll Ehrerbietung an seine Stirn und hielt mir den Daumen hin. Diese Geste bedeutet so viel wie „Number One". Allmählich kamen noch verschiedene andere Lamas hinzu, und als ich ihnen verschiedene buddhistisch-theologische Ausdrücke und Formeln in tibetischer, mongolischer und mandschurischer Schrift aufschrieb, kannte ihr Erstaunen keine Grenzen mehr, und ich hörte, wie einer zum andern sagte: „Dieser Fremde kennt buddhistische Ausdrücke, die nicht einmal jedem Lama bekannt sind. Woher mag er diese Kenntnis haben?" Dutzendweise tauchten mehr oder minder reinliche Daumen vor meiner Nase auf, und jetzt schien mir der Augenblick gekommen, die Wirkung meines Zaubers zu erproben. Ich fragte also den Lama, der uns zuerst begegnet war, ob er zu dem Tempel P'u-ta-la gehöre? — „Ja". — „Kannst du uns nicht hineinführen und uns den Tempel zeigen?" Da hieß

es jedoch mit der größten Entschiedenheit: „Unmöglich, das geht nicht.“ — „Warum denn aber nicht? Du siehst ja, daß ich die Lehre kenne, auch sind wir ruhige Leute, die keinen Skandal anrichten werden. Überlege es dir!“ — „Unmöglich. Wir sind einfache Lamas, und die Erlaubnis dazu kann nur der Abt geben.“ — „Gut, aber wie erlangt man die?“ — „Verschaffe dir eine Empfehlung vom Präfekten, dann wird euch niemand den Eintritt verwehren.“

Vor der Hand hatten wir also nichts ausgerichtet, aber doch offenbar einen guten Eindruck gemacht. Der gute Wille schien da zu sein. So traten wir denn resigniert den Rückweg an.

Im Gasthof angelangt, trafen wir einen chinesischen Präfekturdiener an, der uns die Visitenkarte seines Herrn überbrachte mit der Mitteilung, daß dieser, ein Beamter der Präfektur, erbötig sei, uns, falls wir die Genehmigung zum Besuche der Tempel erhielten, dorthin zu begleiten. Das sah günstig aus; wir schickten ihm unsere Karten und ließen ihm für sein freundliches Anerbieten danken. Am nächsten Morgen erschien auch wirklich ein Bote aus der Präfektur, der uns mitteilte, daß einer Besichtigung der Tempel nichts im Wege stehe. Du wirst Dir unseren Jubel vorstellen können, wenn ich Dir sage, daß, soviel bekannt ist, seit Lord Macartney, der im Jahre 1793 als englischer Spezialgesandter von dem Kaiser K'ien-lung in Jehol empfangen wurde, kein Ausländer diese Tempel hat betreten dürfen!!!

Bald stellte sich der Mandarin, der uns den Tag vorher seine Karten geschickt hatte, ein, von mehreren Soldaten begleitet. Er war sehr nett und liebenswürdig, und wir regalierten ihn erst mit Champagner, bevor wir aufbrachen. Zuerst ging es nach dem Hing-kung, wo wir zunächst von dem dort stationierten Mandarin empfangen wurden. In jedem der Tempel führt nämlich neben dem Abt ein Beamter als Vertreter der staatlichen Obrigkeit die Aufsicht. Nach einer kurzen Pause wurden wir in den inneren Hof geleitet, wo uns der Abt in seinem gelben Gewande, umgeben von mehreren Lamas, begrüßte. Ich führte auch ihm natürlich sofort meine Kunststücke vor, die ihm so zu imponieren schienen, daß er mich in eigener Person herumführte und mir alles erklärte. Der Hing-kung ist eine getreue Nachbildung des Palastes des zweiten Großlamas (Pan-ch'en-rin-po-ch'e) in Taschilhunpo (Tibet) und besteht aus einem ziemlich großen Gebäudekomplex, der in einem schönen Parke gelegen ist. Die größte Sehenswürdigkeit darin ist der Haupttempel, ein viereckiger hoher Backsteinbau mit goldenem Dache, das in einer mit einem laternenartigen Knopf gekrönten Spitze ausläuft, die von vier prachtvoll gearbeiteten Drachen aus vergoldeter Bronze gestützt wird. Genau solche Drachen sind auch an den vier leicht geschweiften Ecken des Daches angebracht. Das Dach selbst ist mit vergoldeten Ziegeln gedeckt. Auch das Innere des Tempels ist prachtvoll. An den vier Wänden laufen zwei Galerien, ähnlich den Emporen unserer Kirchen. An der Rückwand, hinter dem Altare, standen zwei mächtige Buddhastatuen aus vergoldeter Bronze übereinander, die obere auf der Höhe der ersten Galerie.

Der große Altar war bedeckt mit den herrlichsten Geräten aus Cloisonné, Bronze und Lack, jedes einzelne Stück ein Kunstwerk ersten Ranges. Vor dem Altar stand der gelbe Thron des Abtes und rund umher die Polstersitze der Lamas.

Der Tempel selbst steht in einem engen Hofe, der von allen vier Seiten von hohen dreistöckigen Gebäuden mit offenen Galerien umgrenzt ist. Der freundliche Abt führte uns über künstlich und sehr geschmackvoll angelegte Felsenstufen auf das flache Dach dieser den Tempel einschließenden Gebäude, von wo wir das herrlich gearbeitete Tempeldach aus nächster Nähe bewundern und zugleich einen Blick auf die reizende Umgebung werfen konnten. Ich vergaß noch zu erwähnen, daß die Decke des Tempels aus herrlichem vergoldetem Schnitzwerk, Drachenfiguren darstellend, besteht. In der Nähe des Tempels steht der Palast, ein großer dreistöckiger, rotgetünchter Backsteinbau mit prachtvollen Fensterdächern aus grünen und gelben Majolikakacheln. Prachtvoll war auch der große Torbogen aus bunten Majolikakacheln.

Nachdem wir alles besichtigt hatten, ließen wir den Lamas eine Kleinigkeit (2 Dollars) geben, die sie zuerst durchaus nicht annehmen wollten: es könnte falsch gedeutet werden, wenn es bekannt würde, daß sie Geld angenommen hätten. Erst auf wiederholtes Zureden ließen sie sich bewegen, das Geld anzunehmen. Darauf sagte der Abt zu den ihn umgebenden Lamas: „Lasset uns den Herrschaften für ihre Gabe danken," und es war rührend, wie er gleich darauf selbst mit seinen Lamas vor uns zum Danke niederkniete.

Der nächste Tempel, den wir besichtigten, heißt P'u-ta-la, so genannt nach Potala, dem Palaste des Dalai-Lama in Lhassa, dessen getreue Nachbildung er ist. Auch hier wurden wir zuerst von dem die Aufsicht führenden Mandarin begrüßt und von diesem in den inneren Hof geführt, wo uns ebenfalls der Abt an der Spitze seiner Klostergeistlichkeit erwartete. Lilly photographierte sofort die malerische Gruppe. Leider hatten wir uns in dem ersten Tempel durch Mr. Grahams Boy einschüchtern lassen, der es für durchaus unzulässig erklärte, den Apparat mitzunehmen. Da wir inzwischen gesehen hatten, wie freundlich die Leute waren, genierten wir uns auch nicht mehr.

Vor einem schönen Torbogen aus grünen und gelben Majolikakacheln, vor dem zwei marmorne Elefanten in sitzender Stellung aufgestellt waren, packten wir unseren Freßkober aus und luden die hohe Geistlichkeit, sowie die weltlichen Würdenträger ein, sich an Wein, Sardinen und Brot zu delektieren, was sie auch taten.

Der Haupttempel ist hier ein mächtiger sechsstöckiger Backsteinbau, viereckig und nach oben hin sich etwas verjüngend. An den vier Ecken des Daches sind niedrige pagodenartige Türme angebracht. Der ganze Bau ruht auf einem mächtigen steinernen Unterbau, der oben eine Terrasse vor dem Hauptgebäude bildet. Das große Gebäude umschließt einen viereckigen Hof, in dem sich der eigentliche Tempel befindet, der leider sehr gelitten hat und verfallen ist. Wir haben auch diesen Hof photographiert. Zu Füßen des mächtigen Baues, über

den Abhang des Hügels verstreut, stehen zahlreiche kleine Häuser, in denen sich die Wohnungen der Lamas befinden. Diese Häuser sind ebenfalls von tibetanischer Bauart, d. h. zweistöckige Backsteinhäuser, bei denen das zweite Stockwerk stufenartig hinter das Erdgeschoß zurücktritt. Wir haben eine dieser Lamabehausungen angesehen, die einen recht netten und sauberen Eindruck machte.

Der letzte Tempel, den wir nun noch besichtigten, heißt P'u-ning-sze, doch wird er meist nach einer etwa siebzig Fuß hohen hölzernen, vergoldeten Statue der Göttin Kuan-yin, die sich in demselben befindet, Ta-fo-sze, d. h. Tempel des großen Buddha, genannt. Der Haupttempel hat die Gestalt einer breiten Pagode mit mehreren geschweiften Dächern übereinander. Die ganze Anlage mit den zahlreichen, in verschiedenen Stilarten gehaltenen Nebenbauten ist nicht übel, jedoch nicht entfernt zu vergleichen mit den beiden vorhin beschriebenen Tempeln. Auch bietet dieser Tempel ein Bild trostloser Verwahrlosung.

Hochbefriedigt und mit aufrichtigem Danke für das liebenswürdige Entgegenkommen allerseits kehrten wir in unseren Gasthof zurück. Ich sagte dem einen der Mandarine: „Wir sind in Ihrem geehrten Lande allenthalben mit der größten Zuvorkommenheit behandelt worden und können für die uns erwiesene Gastfreundschaft nicht dankbar genug sein. Man sieht, daß das Wort des Confucius: ‚Wenn Freunde aus fernen Landen dich besuchen, ist das nicht eine Freude?' auch heute noch in China unvergessen ist." Das klassische Zitat schien ihm Freude zu machen, und er erwiderte: „Das ist doch selbstverständlich und wir sind überzeugt, daß wir in Ihrem geehrten Lande dieselbe Aufnahme finden würden, wie Sie bei uns."

Welchem Umstande wir es zu danken haben, daß wir seit einhundertfünf Jahren die ersten Fremden sind, denen der Zutritt zu diesen verbotenen Tempeln gewährt worden ist, ist uns selbst ein Rätsel. Ich vermute, es ist einfach darauf zurückzuführen, daß wir uns wie gesittete Menschen betrugen, was hier zu Lande unter den Vertretern der christlichen Zivilisation so selten vorkommt.

Dr. F. schreibt unseren Erfolg dem Skandal zu, den er vor einigen Jahren dort angerichtet hat. Dadurch sei der Präfekt so eingeschüchtert worden, daß er jetzt jedem Fremden zu Diensten stehe. Merkwürdigerweise sind aber seitdem verschiedene Ausländer, u. a. auch Herr und Frau v. P. in Jehol gewesen, ohne Zutritt zu den Tempeln erlangen zu können.

Zurück schlugen wir einen anderen Weg ein, der zwar eine Tagereise weiter, dafür aber um so genußreicher war, als der erste. In einer meist von Mongolen bewohnten Stadt Pa-kou trat plötzlich ein chinesisch gekleideter englischer Missionar an uns heran und lud uns in sehr freundlicher Weise ein, bei ihm abzusteigen. Das lehnten wir dankend ab, da wir uns bereits in unserem Gasthofe häuslich eingerichtet hatten. Dafür nahmen wir aber seine Einladung, wenigstens bei ihm zu essen, gern an. Er war ein ganz netter und freundlicher Mann, aber seine Frau, Mrs. St., die mich durch ihren martialischen schwarzen Schnurrbart an die schwarze Marie in Fehrleiten erinnerte, war trost-

los langweilig. Sie schienen mit ihren drei Kindern in ihrem sauberen und sehr nett eingerichteten chinesischen Hause ein ganz behagliches Leben zu führen. Da sie sich erst seit drei Monaten in Pa-kou aufhielten, hatten sie dort natürlich noch keinem Chinesen zur ewigen Seligkeit verhelfen können. Da war noch ein anderer englischer Missionar aus Australien bei ihnen zum Besuch, der einen hoffnunglos stupiden Eindruck machte.

Die Dörfer und kleinen Städte, die wir unterwegs passierten, machten größtenteils einen freundlichen und ordentlichen Eindruck. In einem kleinen Dorfe, Lung-chih-men, das aus etwa einem Dutzend Häuser bestand, fanden wir Unterkunft in einem sehr netten, sauberen Gasthofe; die Wände des schönen, geräumigen Zimmers waren mit Tabellen zur chinesischen Geschichte geschmückt. Das Nachbarhaus war ein Schulhaus. Überhaupt konnten wir im ganzen über die chinesischen Gasthöfe nicht klagen, und ich glaube kaum, daß man in irgend einem russischen Dorfe auch nur annähernd so gut logieren könnte, wie wir es durchschnittlich auf allen unseren bisherigen Reisen in China taten.

Man hatte uns so viel von der Bösartigkeit und fremdenfeindlichen Gesinnung der Bevölkerung von Ch'eng-te-fu im allgemeinen und der Lamas insbesondere erzählt, daß wir aufs Schlimmste gefaßt waren. Statt dessen wurden wir überall ohne eine einzige Ausnahme mit der größten Freundlichkeit behandelt. Jeder Scherz erregte die größte Heiterkeit, und von irgend welcher Animosität war nichts zu merken. Ich finde meine bisher gemachte Erfahrung nur wieder bestätigt: daß man nämlich von den Chinesen so behandelt wird, wie man sie behandelt. Mr. Graham und ich waren einmal in etwas rascherem Tempo vorausgeritten und machten bei einem Tempel des Kriegsgottes Halt, um auf Lilly zu warten. Kaum hatten wir den hübschen Tempelhof, in dem ein schöner duftender Fliederbusch stand, betreten, als ein junger Priester auf uns zukam und uns in sein Haus zu kommen bat. Der Mann machte einen sehr netten Eindruck, er hatte ein offenes und freundliches Wesen, ganz ohne die gespreizte Höflichkeit, die sonst den Chinesen eigen ist. Er regalierte uns zunächst mit Tee und zeigte uns dann seine Schule, wo wohl einige zwanzig Kinder lernten. Alles sah sauber und ordentlich aus. Du brauchst durchaus nicht zu denken, daß ich China und die Chinesen immer nur durch eine rosige Brille betrachte; es bleibt immer noch so manches übrig, was einen nicht gerade anspricht.

In Peking angekommen (heute ist inzwischen schon der 11. Mai), erfuhren wir, daß Prinz Heinrich von Preußen erst am 13. kommt, da der alte Klapperkasten, der den stolzen Namen „Deutschland" führt, wieder einmal aus dem Leim gegangen ist. Es ist doch merkwürdig, daß bei uns heutzutage, wo sich's um Staatsaktionen handelt, alles entweder aus dem Leim oder auf denselben geht. . . .

Lilly übt sich täglich im Knixen, es geht auch schon ganz gut, nur macht sie immer gleichzeitig mit der Zunge ähnliche Bewegungen, wie mit den Beinen (!!)

* * *

An seine Schwester.

Amoy, den 27. Oktober 1898.

Meine liebe Weinande!

Zum letzten Male schrieb ich Dir aus Shanghai über unseren Besuch in Kiao-chou. Seitdem sind wir in Hongkong gewesen, fanden auch dort kein Schiff nach Fu-chou und mußten uns daher mit Amoy begnügen. Auf der Fahrt von Shanghai nach Hongkong erlebten wir einen kleinen Taifun, der in keiner Weise meinen Erwartungen entsprach — es war entsetzlich schwül, die See sehr bewegt, aber da man nicht auf Deck durfte und auf die Kajüte angewiesen war, so hatte man wenig von dem großartigen Anblick. Auf dem Dampfer, der uns von Hongkong nach Amoy brachte, passierte mir ein kleines Malheur, das leicht ein großes hätte werden können. In dem engen Gange, der zwischen den Kabinen hindurchführte, hatten die Leute eine Luke offen gelassen, von der eine steile Hühnerstiege in den unteren Schiffsraum führte; ich übersah sie und stürzte in die Tiefe. Zum Glück habe ich mir nichts gebrochen, sondern nur das linke Schienbein ziemlich stark abgeschürft. Obwohl Stangen an der Wand befestigt waren, die vorgelegt werden müssen, sobald die Luke geöffnet wird, hatte man diese Vorsichtsmaßregel unbeachtet gelassen. Eine so unverantwortliche Nachlässigkeit kann wohl nur auf einem englischen Schiffe vorkommen; englisch war es auch, daß keiner der Herren, weder der Kapitän noch die Offiziere, ein Wort der Entschuldigung für nötig hielten. Wie ich mir nicht das Genick gebrochen habe, ist mir heute noch rätselhaft — es handelte sich ja aber nur um einen „German".

In Amoy angelangt, fanden wir in einem sehr netten deutschen Hotel Unterkommen, haben hier ein sehr gutes Zimmer und ausgezeichnete Verpflegung — Vorzüge, die wir um so mehr zu schätzen wissen, nachdem wir eine Nacht in dem ersten Hotel Hongkongs hatten logieren müssen. Das ist ein Riesenhotel, das neulich in einem Monat einen Reingewinn von 150000 Dollars eingebracht hat. Dabei herrscht dort eine Unordnung und Unsauberkeit wie in keinem zweiten europäischen Hotel Ostasiens. Es ist unter englischer Leitung und in englischem Besitz.

Hier in Amoy besuchten wir natürlich sofort meinen ehemaligen Leipziger Studiengenossen Dr. M., der hier deutscher Konsul ist.

Am nächsten Tage waren wir dort zum Diner als die einzigen gebildeten Menschen unter lauter Engländern. Da niemand vorgestellt wurde, wissen wir auch nicht, wer dort war. Keiner dieser edlen Briten hat mit Lilly auch nur ein Wort geredet, und als nach Tisch ein wenig getanzt wurde, fand sich keiner, der Lilly engagierte. Es ist wirklich ganz unglaublich und für einen Menschen mit kontinentalen Anschauungen schier unfaßlich, daß eine solche Nation von Rüpeln hier tonangebend sein kann. („Sehr richtig", sagt Lilly eben.) Zu meiner Freude sehe ich, daß M. die Engländer amtlich und dienstlich stets mit schonungsloser Rücksichtslosigkeit behandelt und daher in hoher Achtung bei ihnen steht.

Als einmal ein Engländerjüngling, der bei den Customs angestellt war, in Tamsui auf Formosa, wo M. früher Konsul war, in betrunkenem Zustande das deutsche Konsulatsschild herunterriß, verlangte er seine sofortige Dienstentlassung und setzte sie auch durch. Der Vorgesetzte jenes Jünglings gab sich die größte Mühe, Dr. M. weich zu stimmen, indem er ihm sagte, der junge Mann sei sonst ein braver Mensch, der ganz unbemittelt sei und seine alte Mutter zu ernähren habe. Daraufhin erklärte M., daß der junge Mann ihm persönlich unendlich leid tue, daß er aber als Vertreter des Deutschen Reiches auf der sofortigen Entlassung bestehen müsse. Im übrigen sei er herzlich gern bereit, ihm zu helfen, und als deutscher Gentleman eröffnete er eine Kollekte, indem er zugleich als erster eine große Summe zeichnete. Natürlich konnten nun die Beefs nicht hinter ihm zurückbleiben und mußten ebenfalls blechen. Der junge Mann aber wurde auf seine heimatliche Insel zurückgeschickt und kann nun in Muße darüber nachdenken, daß man sich mit dem Deutschen Reiche und seinen Vertretern nicht ungestraft englische Späße erlauben darf. Vor seiner Abreise kam er noch zu M. und bedankte sich für die Hilfe.

Amoy ist landschaftlich und durch seine schönen Tempelbauten sehr interessant. Den Hintergrund bilden kahle scharfgezackte hohe Gebirgsketten, während das Hügelgelände an der Küste mit zahllosen mächtigen Felsblöcken von ganz grotesken Formen besät ist, zwischen denen allenthalben malerische kleine Tempel hervorgucken. Wir machten gestern einen sehr genußreichen Ausflug in die nächste Umgebung Amoys. In dem Gebirge wimmelt es von Tigern, die zuzeiten auch Streifzüge in die Vorstädte unternehmen. Einmal kam sogar ein mächtiger Tiger von Amoy nach Kulangsu herübergeschwommen. Kulangsu ist nämlich die reizend malerische Insel, auf der die Europäer wohnen (während ihre Geschäftsbüreaus in Amoy sind).

Heute nachmittag fahren wir nach Hongkong zurück und hoffen sehr, daß der Dampfer unterwegs einige Stunden vor Swatou liegen bleibt. Es ist sehr stürmisch und wird wohl eine recht bewegte Fahrt geben. In Hongkong halten wir uns so kurz wie möglich auf und gehen gleich nach Canton weiter, wo wir unsere Tage in China beschließen wollen. Es wird ein schwerer Abschied werden. — Hoffentlich finden wir in Canton wieder einen Brief von Dir vor. Es wird uns alles von Shanghai dorthin nachgeschickt. In Shanghai war es diesmal sehr nett. Zum Abschiede hatten sich Knappes und Zimmermann auf dem Landungsplatze eingefunden. Sie waren alle reizend nett gegen uns, und wir haben wohl so manche liebe Freunde hier im Osten gefunden. . . . .

Schluß.

Gottfried Haberkorfs Irrtum

Von Bernhard Flemes-Hameln

(Schluß)

Der nächste Tag war ein Sonnabend. Gottfried hielt bis 12 Uhr Schule und rüstete sich, am Nachmittag eine Lehrerkonferenz zu besuchen. Es sollte da über die Einführung eines neuen Liederbuches verhandelt werden, und er gehörte zu der Prüfungskommission, die nun ihr Urteil abzugeben hatte. So entging er heute der Begegnung mit Anna und ließ ihr Zeit, mit sich selbst klar zu werden. Es würde ihr vermutlich schwerer werden als ihm. Er kannte sich kaum wieder und hatte das Gefühl, als sei er in dieser Nacht durch verrostete Tore einer dicken Mauer geschritten, die ihn bislang umgeben hatte. Nun war er jenseits, und eine fröhlich bunte Landschaft weitete sich vor ihm. Immer lag ihm die Melodie des Liedes im Sinne, das er in der Nacht geschrieben hatte. Er sang es leise vor sich hin:.

Es klang ein tiefes Rauschen,
Es glomm ein ferner Schein.
Immer mußte ich lauschen,
Wußte nicht aus noch ein.

Stand über Nacht im Dunkeln
Und wußte Brunnen funkeln,
Mein Blut, das war wie Wein,
Wie Knospe mein Gebein.

Und durch mein dumpfes Warten,
Kamst du in meinen Garten
Und botest einen tiefen Trunk.
Da war ich jung.

Es rauschte mir entgegen
Ein Brunnen tief und wundersam,
Es ward ein fröhlich Regen
Von Blüte allerwegen,
Ich wußte nicht, woher die kam.

Nun hab ich freies Schreiten,
Weiß ich auch nicht wohin,
So singen doch die Weiten,
Und vor mir fliegt mein freier Sinn.

Dann stand er still, horchte eine Weile auf den Lerchensang, wirbelte seinen Stock ein paarmal durch die Luft und wanderte weiter. Du schöne, heimliche

Liebste! dachte er und versank eine Weile in der Erinnerung der vergangenen Nacht. Doch plötzlich stelzte durch blauen Himmelsschein und grünes Felderwogen dürr und klapprig das Wort Moral daher.

Wie? dachte Gottfried, du hast mir bislang keine Pein gemacht, was willst du von mir? Haben wir uns nicht wiederholt auseinandergesetzt und wissen, was wir voneinander zu halten haben?

Freilich, ein so nahes, gewissermaßen praktisches Verhältnis hatte er zur Moral bislang nicht gehabt. Und nun pflanzte sie sich vor ihn hin und schuf ihm Unruhe. Und auf dem ganzen anderthalbstündigen Wege riß er sich mit ihr herum und wußte nicht, ob er nun Sieger war oder sie. Mißmutig zog er in dem Dorfe ein, wo sich die Lehrerschaft der Umgegend im „Gasthaus zum grünen Jäger" versammelte. Wie er durch die Gärten schritt, schwang sich über eine Hecke ein süßer Goldlackduft und hauchte ihn an. Da erstand mit einem Male die schöne, warme Wirklichkeit der vergangenen Nacht vor ihm, und das Wort Moral schnitt eine greuliche Fratze und zog ab. Gottfried Haberkorf aber reckte sich, fühlte Säcke voll Mut und Kraft in sich und pfiff befreit ein Lied.

In der Konferenz war er außergewöhnlich aufgeräumt, nahm verschiedentlich das Wort zur Debatte, als ein pädagogischer Vortrag gehalten war, und hielt hernach aus dem Stegreif ein kurzes, schneidiges Referat über das Ergebnis seiner Liederbuchprüfung.

„Donnerwetter!" meinte Kantor Heineke, „der ist ja mächtig aufgekratzt."

„Na, ich werd' ihm gleich," antwortete der alte Höhne von Tümpelhagen, „wenn er so'n Lied von den Kindern singen lassen will."

Es handelte sich um ein altes Volks- und Liebeslied, das in dem Liederbuche stand.

„Haben Sie das Lied ‚Schatz, lieber Schatz' nicht bemerkt, Kollege?" fragte er freundlich.

„Doch!" sagte Gottfried, „dies und auch die anderen Liebeslieder."

„Sso!" sagte Kantor Höhne kurz. „Sie wollen also unsere reinen Kinderseelen mit Liebesliedern füttern? Ich aber sage Ihnen, daß unsere Kinder früh genug an zu liebeln fangen, und daß es wahrhaftig nicht nötig ist, sie darin zu unterstützen."

Wupp! da saß er wieder auf seinem Stuhle.

„Sie haben recht, Herr Kantor, unsere Kinderseelen sind rein und unverdorben, deshalb möchte ich auch reine Liebeslieder hineinpflanzen, damit hernach kein Raum für unsaubere bleibt."

„Das ist fein, man immer früh genug mit Schatz und Liebe und Küssen bekannt machen — aber — aber —"

Er vertobderte sich, setzte sich wütend und rührte aufgeregt in seinem Kaffee.

Gottfried lächelte still und schwieg. Er war kein Streiter.

„Ich meine," rief da sein Widerpart, „wo bleibt da die Moral?"

Moral? Sieh einer, da war sie also doch wieder!

„Bitte, Herr Kantor, was ist Moral?"

„Was, waas? Was Moral ist? Das weiß jeder wahre Christ, das wissen Sie so gut wie ich und überhaupt — überhaupt alle."

Bums!

Gottfried kriegte einen roten Kopf. Moral! Moral! Nun aber herunter mit der Maske! Er fühlte sein Hirn prachtvoll klar werden und sah eine Reihe wunderschöner Sätze aufmarschieren. Die mußten heraus! Er stand auf.

„Lassen Sie mich mal zwei Arten von Moral unterscheiden. Die eine möchte ich als die Stimme des Blutes bezeichnen, als die Konsequenz unserer geistigen Kräfte. Sie verurteilt nicht, sie blickt mit wachem, sinnendem Auge vor uns auf den Weg, den wir gehen. Fragen wir sie um Rat vor einer Tat, so schweigt sie. Fragen wir nach einer Tat: War es gut? War es böse? — so lächelt sie. Und doch macht sie stark und frei im Guten wie im Bösen. Nun aber die andere! Die trägt vor dem Gesicht die Maske von erstarrtem Wohlwollen und hat eine schwarze Uniformkutte an. Unter dem Arm schleppt sie einen dicken Kodex, und ihr dürrer Finger gleitet beständig über die Zeilen hin. Reißen wir ihr die Maske vom Gesicht. Was sehen wir? Einen hohlen Schädel mit einem gelben, fletschenden Gebiß. Ziehen wir ihr das Gewand herunter, und ein blutleeres Gebein ekelt uns an. Das ist die Moral, vor der wir uns alle höflich verneigen — und die wir gern zu allen Teufeln wünschten!"

Die Bombe war geplatzt!

Stimmengewirr erhob sich. Die älteren Herren protestierten, einige jüngere riefen Beifall. Der Vorsitzende nahm sein Glöckchen. Es war ihm sehr peinlich, daß so etwas vorgekommen war.

„Ich glaube, wir kommen vom Ziel ab. Wir wollen uns über Liederbücher unterhalten, aber nicht über Moral."

Da stand ein weißhaariger Emeritus auf, der allgemeines Ansehen genoß.

„Wenn es auch ein bißchen vom Thema abzweigt, lieber Ziesenitz, so wollen wir keine Pedanten sein und die Worte des Herrn Haberkorf nicht einfach unter den Tisch fallen lassen. Er hat von zwei Arten Moral gesprochen. Die erste erscheint mir — ich betone das mir, meine Herren — reichlich willkürlich, die zweite aber zu sehr Schreckbild. Wir stehen fast alle unter dem Banne von Gut und Böse, deshalb wird den meisten von uns die erste nicht frommen. Wir Durchschnittsmenschen kommen doch ohne eine gewisse Gesetzmäßigkeit in unserer Moralauffassung nicht aus — ganz abgesehen von der praktischen Bedeutung, die sie für Staat und Gemeinschaft hat. Aber, und da gebe ich Ihnen recht, junger Freund, die Grenzen liegen nicht fest, und die Wogen der Zeit buchten aus und schwemmen an. Da sollen wir kein Scheuleder vor den Augen haben und schlaffen Trabes nur immer einen Weg fahren. Viele Wege führen zum Ziel. Welchen Weg einer nimmt, ist ganz egal, es kommt darauf an, wie man ihn geht. Verurteilt man aber jeden Schritt, der vom Wege abgeht, so huldigt man dem Schreckgespenst Moral, das Sie, lieber Kollege, vorhin so gruselig gezeichnet haben. Und davor mag uns Christi Nachfolge in Gnaden bewahren. Und was nun das Lied betrifft, so bedaure ich, daß ich's nicht mehr mit solcher Frische und Hingebung singen kann, wie ich's früher gesungen habe, und der Jugend möchte ich wohl wünschen, daß sie solche schöne, naive Lieder singt. Denn die lassen sich gar nicht anders als sinnig und naiv singen und bewahren dadurch vor Roheit und Gemeinheit."

„Bravo!" — „Sehr richtig!" — „Ganz meine Meinung!"

„Hat noch jemand etwas zu der Sache zu bemerken?"

„Abstimmen!" rief einer.

„Ich lasse also abstimmen."

Es ergab sich, daß das Liederbuch mit starker Stimmenmehrheit durchging. —

„Kommen Sie doch mal zu mir, Kollege," sagte der Emeritus Hegener nach der Sitzung zu Gottfried. „Meine Alte und ich sind meist allein und freuen uns, wenn wir mal was Frisches zu sehen kriegen."

Er drückte Gottfried die Hand und ging nach Hause. Gottfried saß noch ein Weilchen mit einigen jüngeren Kollegen in der Laube. Er wurde ein bißchen gehänselt, weil er sonst sehr still war und just bei diesem Thema aus dem Leim ging.

„Das macht die Liebe!" meinte einer.

„Stille Wasser!" ein anderer.

„Laß das bloß den Superus nicht merken!" ein dritter.

Gottfried lachte, trank sein Bier und ging auch bald. Wie er eben aus dem Wirtsgarten auf die Straße kam, trat ein Kollege zu ihm, der eine Stunde gemeinsamen Weg mit ihm hatte. Er galt als finster, verschlossen und grob.

„Wollen Sie mich mitnehmen?" fragte er.

„Bitte."

Schweigend gingen sie nebeneinander. Es taute auf den Wiesen, und in den Bachgründen gingen die Nebel.

„Sie — weshalb sind Sie nicht derber drein gefahren vorhin — man kann nicht derb genug werden. Verheuchelte Gesellschaft."

„Sie sehen zu schwarz, Berkfeld. Übrigens war es nicht meine Absicht, irgendwo drein zu fahren. Es kam so über mich, daß ich mal meine Meinung äußern mußte. Mir liegt das gar nicht."

„Schade."

Sie sprachen allerlei und fanden sich nach einigem Hin und Her ganz gut zusammen. Berkfeld war musikalisch und sprach warm von einigen modernen Meistern. Als die Straße auf einer kurzen Wegstrecke zwischen Berg und Strom ging und das Rauschen des Wassers schön heraufkam, sagte Berkfeld plötzlich: „Schwimmen Sie?"

„Ja."

„So kommen Sie her."

Er sprang die Rasenböschung hinab an den Fluß, entkleidete sich und ging ins Wasser. Und Gottfried Haberkorf, der sich sonst immer geschämt hatte, sich vor anderen nackend zu zeigen, machte es stillschweigend ebenso. Danach gingen sie rasch und erfrischt nach Hause und versprachen, sich bald einmal wiederzusehen.

* * *

Als Gottfried am anderen Morgen erwachte und durch sein offenes Kammerfenster in die weiße Schönheit des summenden Birnbaumes sah, war's ihm, als stände die helle Freudigkeit des Lebens vor seinem Fenster und winkte ihm zu. Dann fiel ihm der gestrige Nachmittag ein mit der Konferenz, dem Moralintermezzo und dem späten Strombad. Er überdachte seine Worte und wunderte sich, daß er solch gespreizte Sachen dahergeredet hatte. Eine Scham überkam ihn jetzt, daß die anderen so in ihn schauen durften. Überhaupt — wie kam gerade er dazu, so zu sprechen? Er hatte doch wahrhaftig Grund zu schweigen. Seine Moralauffassung, wie sie gestern so eruptiv an den Tag gekommen war, erwies

sich letzten Endes als das Ergebnis seiner persönlichen Handlungen, war eigentlich nichts anderes als das Bestreben, eine Entschuldigung für die eigene Unzulänglichkeit zu finden.

„Also bin ich," meinte er, aus dem Bette springend, „ein rechter Pharisäer."

Und dann ließ es ihm keine Ruhe, er mußte zu Anna. Je näher er ihrem Hause kam, um so schwüler wurde ihm zumute. Er ging den Heckenweg, schlich sich in den Garten und stand eine Weile ungesehen unter dem verhängnisvollen Kammerfenster. Träumend starrte er auf die duftende Blüte der Beete und merkte es nicht, daß oben Liselotte im grauen Reisekleid aus dem Fenster sah. Bald darauf fuhr ein Wagen vom Hofe. Gottfried trat an die Hausecke und sah Liselotte im Wagen sitzen. Sie war blaß, sah ihn ernst an und winkte zum Gruße. Er wollte fragen, ob sie verreisen wollte und wohin, stand aber, starrte sie verloren an und antwortete nicht einmal auf ihren Gruß. Es war ihm, als wende sich etwas von ihm, das zu ihm gehöre. Dann aber fiel ihm ein, daß es Liselotte war und nicht Anna. Er ging hinter das Küchenfenster und fand sie allein in der Küche.

„Guten Morgen, mein Liebes!"

„Morgen."

Er ging ums Haus und kam in die Küche, legte den Arm um sie und zog sie sanft an sich. Sie anzusehen, wagte er nicht. Sie duldete seine Liebkosung, ohne sie zurückzugeben.

„Böse?" fragte er leise.

„Ach!" und sie stieß ihn mit der Schulter.

„Verzeihst du mir?"

Wenn er so kommt! dachte sie.

„Ja — aber — —!"

„Nein — nein — gewiß nicht wieder —"

„Weshalb bist du gestern nicht gekommen?"

„Wir hatten Konferenz."

„Hast du den Katalog mitgebracht?"

„Heute nachmittag gewiß, dann suchen wir gemeinsam aus, nicht wahr?"

Sonderbar! Er hatte sich diese Begegnung ganz anders gedacht!

Aber war es nicht vielleicht das Beste, einfach darüber wegzugleiten? Eine Gewißheit hatte er ja nun, nämlich die, daß die scheinbar Kühle, Nüchterne Augenblicke hatte, wo auch sie erglühte und taumeln zu machen wußte. Und verriet es nicht die wahre Keuschheit der Seele, sich vor dem Alltag zu verschließen und nur in den seltenen Augenblicken erhöhten Lebens sich restlos hinzugeben?

„Will Liselotte verreisen?" fragte er.

„Zu Tante Liselotte nach Hannover," entgegnete sie.

„Ist etwas zwischen euch vorgefallen?"

„Ach — das dumme Ding. Mir Moralpredigten halten zu wollen. Hat es selbst nötig, meine ich. Aber das geht so, wenn ihr alles zugut gehalten wird."

„Aber was ist denn —?"

„Ja, frag du auch noch!"

„Ich will's gar nicht wissen. Gehen wir heute Nachmittag aus?"

„Das geht wohl nicht gut. Fritz und Auguste Brennecke wollen kommen."

Das war ihm sehr ungelegen, und er hatte keine Lust, heute Nachmittag mit ihr vor fremden Leuten den Unbefangenen zu spielen.

„Ich bleibe dann lieber zu Hause," sagte er freundlich.

„Wie du willst."

Ihre kühle, kurze Antwort ärgerte ihn. Er ging bald hinaus. Die Mutter saß unter dem Kastanienbaum und schabte Wurzeln. Gottfried sah ihr an, daß sie sich vergebens bemühte, eine Verstimmung vor ihm zu verbergen. Er wandte sich nach einigen freundlichen Worten zu dem Alten, saß mit ihm ein Stündlein rauchend und gemütlich schwatzend in der Laube und ging dann heim.

* * *

Seit der schwülen Gewitternacht hatte sich Gottfrieds Verhältnis zu Anna sehr gewandelt. Sie war oft mürrisch und verdrossen zu ihm, nahm seine Liebkosungen hin mit einer kühlen Sachlichkeit und war oft abstoßend. Er glaubte, den Grund in dem Ereignis jener Nacht zu finden. Nun war es ihre Scham, die sie hinderte, freundlich und entgegenkommend zu sein. Vielleicht auch setzte sie sich auf diese Weise nur zur Wehr, damit er nicht wieder versuchte, ihr nahe zu kommen. Er fühlte sich bedrückt und schuldig und war immer gleichmäßig liebenswürdig zu ihr. Aber sein Werben war umsonst. Mehrmals nahm er sich's vor, sich mit ihr auszusprechen. Aber bald hinderte ihn ihre Kühle, bald schämte er sich, die köstlichste Stunde seines Lebens durch Betasten mit Worten herabzuwürdigen. So ging es zwischen ihnen in der alten Weise weiter. Nur einmal, als er durch Vermittelung eines Bekannten die ausgesuchte Nähmaschine billiger bekommen hatte, als sie im Katalog ausgezeichnet war, gab sie ihm aus eigenem Antrieb einen Kuß. Diesen Kuß empfand Gottfried in der natürlichen Reinheit seines Herzens wie eine Beleidigung. Er kam ihm vor, als sei es ein bezahlter Kuß gewesen, und er ging an diesem Abend verärgert von ihr.

Was soll nur daraus werden! seufzte Gottfried oft in dieser Zeit.

Er war seltener bei ihr. Und es kam vor, daß sie, wenn er zur gewohnten Zeit erschien, nicht da war, sondern eine Freundin im Dorfe besuchte. Eines Abends traf er die Mutter allein und versuchte, von ihr etwas über die Veränderung zu erfahren, die mit Anna vorgegangen war. Aber die Mutter wich aus. Nur Annas Vater kam ihm immer mit der gleichen, kernhaften Vertraulichkeit und Offenheit entgegen, die er stets für seinen zukünftigen Schwiegersohn hatte. Als Gottfried eines Sonntagmorgens nach dem Nachbardorfe zur Kirche ging, sah er Anna in dem Brenneckeschen Gehöft mit dem Vetter Fritz vor der Türe stehen. Sie kam gleich zu ihm, als er vorbeiging, war merkwürdig verlegen und in dieser Verlegenheit freundlicher zu ihm als sonst. Das gab ihm zu denken. Sollte sie etwa den Vetter Brennecke ihm vorziehen? Aber den hatte sie doch eher gekannt als ihn und hätte ihn wählen mögen, wenn sie ihn leiden mochte. Er wußte, daß der junge Bauer sich sehr um Anna bemüht hatte. Er wußte freilich nicht, daß sein Hof stark belastet war, und daß er erst kürzlich eine Erbschaft gemacht hatte. Oder — hatte Anna seit jener Nacht eine Scheu vor ihm, die sie nun dem andern zutrieb? Es geschehen so sonderbare Dinge auf der Welt. Aber so viel er daran herumrätselte — er fand keine Erklärung.

Die Obstblüte war vorüber, die Syringen trugen statt der duftenden Blütentrauben struppige Samenbesen, und die Gärten dufteten nach Erdbeeren und Rosen. Auf den Feldern stand die Gerste blondgrün. Der Weizen blühte, und Starenschwärme fielen in die Kirschbäume.

Gottfried wußte keine Zeit, wo er mit sich so uneins gewesen war wie in diesem Frühling. Dabei war aber eine treibende Sehnsucht in ihm — er wußte nicht wonach. Er tobte sich wieder auf dem Klavier aus, suchte Verse, die voll Sinnenglut waren, und setzte sie in Musik. Nachts kamen ihm schwere Träume. Und immer war Liselotte in diesen Träumen. Er ging fremd und unbekannt mit ihr durch ferne Städte. Er saß neben ihr in der Wennenkamper Kirche, Anna kam herein und sah sie mit großen, traurigen Augen an. Oder er war mit Liselotte auf einem Ostseedampfer. Immer, wenn der Dampfer anlegte, erschien ein Polizist und rief laut: „Ist auf diesem Dampfer Herr Gottfried Haberkorf und Fräulein Liselotte Reutter?" Und Gottfried lehnte über Bord und rief lustig: „Kein Gedanke!" Dann mußten alle aussteigen, und auf der Landungsbrücke stand Anna. Die sagte kein Wort, ging auf Liselotte zu und stieß sie ins Wasser. Er aber reichte Anna die Hand. Sie schwenkten ihre verschränkten Hände und riefen im Takte dazu: Nun — ist — sie — weg. Erwachte Gottfried dann, so lag er lange, sann und sann. Allerlei krauses, buntes Zeug fuhr ihm durch den Sinn. Und einmal ertappte er sich dabei, daß er dachte: Warum ist nicht Liselotte meine Braut?

* * *

Acht Wochen waren vergangen, als Liselotte wieder kam. Sie sah krank und elend aus, gab sich jedoch lustig und vergnügt. Gottfried aber fühlte das Forzierte ihrer Lustigkeit. Sie ging ihm geflissentlich aus dem Wege. Anna dagegen kam ihm in der letzten Zeit etwas mehr entgegen. Aber nun fühlte er in sich ein Widerstreben gegen sie. Zwischen der Mutter und den Töchtern war auch nicht alles, wie es sonst gewesen war.

Was ist das nun? fragte sich Gottfried. Sie müssen etwas gegen mich haben. Es geht nicht anders, ich muß jetzt irgendwie freie Bahn schaffen.

Es war ein schöner milder Abend. Das ganze Dorf war voll Lindenduft, und um Gottfrieds Schulgarten blühte der Flieder und leuchtete mit seinen großen Blütentellern weiß aus der Dämmerung. Gottfried saß am offenen Fenster, und es kam eine Ruhe in ihn bei dem Entschlusse, daß er morgen mit Anna sprechen wollte. Lautlos flogen die Fledermäuse. Am klaren Himmel schwärmten die Sterne aus. Die stille Feier des Abends trat nahe zu ihm und gab ihm ihren Frieden. Er setzte sich ans Klavier und schlug ein paar Akkorde an, daraus wurde allmählich „Heilige Nacht, o gieße du —". Ganz wohl und selig wurde ihm dabei, daß er die innere Bedrängnis der letzten Zeit vergaß und sich ganz dem Zauber der stillen Nacht hingab. Er zündete kein Licht an, saß wieder versonnen am Fenster und hörte unten die Mäuse an der Mauer entlang wispern. Dann kam ein leichter Schritt von den Feldern her gegen sein Haus, verhielt ein Weilchen und huschte die paar Steinstufen hinan. Gottfried hatte noch nicht abgeschlossen. Wer mag da kommen? dachte er, trat auf den Flur und beugte sich über das Treppengeländer.

„Gottfried?“ flüsterte eine leise Stimme.

„Anna, du?“

„Nein — Liselotte!“

„Komm in die Stube. Ich will Licht anstecken.“

Da legte sie die Hand auf seinen Arm.

„Nein — nein — bitte kein Licht.“

Sie blieb an der Tür stehen und nahm das leichte Tuch ab, das sie um den Kopf gelegt hatte.

„Willst du dich nicht setzen?“

Sie wehrte ab.

„Sag einmal, Gottfried,“ begann sie stockend, „ich muß dich etwas fragen.“

„Bitte,“ sagte er beklommen und wußte nicht, wo das hinaus wollte.

„Wie — wie stehst du eigentlich zu Anna?“

Also das war es! Ihm schlug das Herz.

„Zu Anna? O — wie sollte ich zu ihr stehen — wir haben uns wohl mal ein bißchen gezankt — aber —“

Er schwieg, und sie wartete, daß er noch etwas sagen sollte.

Du hast sie doch — sehr lieb?“ fragte sie weiter.

„O gewiß — sicher!“ sagte er hastig und schämte sich, daß er log.

Sie schwieg. Es war ein peinliches Schweigen.

„Man zankt sich ja mal — das kommt wohl überall vor —“

„Sag, Gottfried, liebt Anna dich?“

Da wurde er verwirrt und wußte nichts zu sagen.

„Anna liebt dich nicht!“ sagte Liselotte bestimmt.

„So — nicht?“ sagte Gottfried und bemühte sich, seine Freude zurückzudrängen.

„Nein, Anna liebt dich nicht. Ich weiß überhaupt nicht, ob sie jemand lieb haben kann. Jedenfalls würde sie, wenn sie jetzt frei wäre, den Vetter Brennecke heiraten, aber nur weil er die Erbschaft gemacht hat.“

Gottfried schwieg.

„Wenn du sie wirklich sehr liebst, werde ich alles aufbieten, sie zu dir zurückzubringen. Aber ihr müßt bald heiraten, dann wird sie dir gehören. Du weißt, daß sie verständig ist. Willst du sie bald heiraten, Gottfried?“

Wieder trat eine Pause zwischen die beiden. Liselotte stützte sich auf das Klavier, und Gottfried hörte, wie ihr Atem schwer ins Zimmer glitt.

Was will sie nur? dachte er. Plötzlich dämmerte es in ihm auf. Schnell heiraten? sagte sie — — — Da kam eine tiefe Niedergeschlagenheit in ihn. Er sah sein hoffendes Leben jäh in die graue Alltäglichkeit einer gleichgültigen Ehe sinken. Da stand es in ihm auf und wehrte sich und schrie: Nein, nein!

„Nein, nein!“ rief er.

„Was sagst du?“ fragte Liselotte und hielt ihr Herz.

„Ich kann, ich will sie nicht heiraten. Wir kommen nie zueinander.“

„Gott sei Dank!“ sagte Liselotte leise.

„Wie? — Liselotte — —?“

Da kam sie ganz nah an ihn, daß der Duft ihrer Kleider, ihres Haares um ihn war. Ein süßer Taumel kam über Gottfried. Das war derselbe Duft, der in jener Nacht um ihn gewesen war, ganz der gleiche Duft.

„Weißt du es wirklich nicht?“ flüsterte Liselotte.

Da schlug es wie ein Blitz in ihn.

„Jene Nacht — du warst es — Liselotte — sag doch — warst du es?“ stammelte er.

Sie nickte.

„Ich war es. Wir hatten seit kurzem die Kammern vertauscht. Ich konnte nicht schlafen vor Liebe und Sehnsucht nach dir. Und als du dann plötzlich vor dem Fenster warst —“

Ihre Stimme wurde ganz leise. Schlank und aufrecht stand sie mitten im Zimmer. Ihr Gesicht schimmerte blaß.

„Liselotte!“ sagte Gottfried, „nun wird alles gut.“

Und er griff nach ihrer Hand und tat, was er nie einer Frau getan hatte, führte die Hand an die Lippen und küßte sie. Da zog ihn das Mädchen an sich, küßte ihn rasch und leidenschaftlich und huschte aus dem Zimmer, die Treppe hinab. Gottfried sah aus dem Fenster. Da eilte sie schon in die Dunkelheit der Gärten hinein. —

Als Gottfried Liselotte nicht mehr sehen konnte, trat er vom Fenster zurück an das Klavier. Er strich mit der Hand über die Stelle der blanken Platte, wo ihre Hand gelegen hatte. Und wie er so stand und diese zärtliche Bewegung ausführte, empfand er, daß sie eine symbolische Bedeutung für seine Zukunft haben konnte: Liselotte und die Musik.

Gottfried Haberkorf schlief in dieser Nacht nicht. Erst machte er einen Weg in die schlafenden Felder, denselben, den er in jener ersten schwülen Mainacht gegangen war. Auf diesem Wege überlegte er sich, was er morgen zu tun hatte. Dann kramte er zu Hause lange zwischen seinen beschriebenen Notenblättern herum, öffnete das verschnürte Paket, das in seinem Schreibtische lag, nahm manches heraus und fügte noch mehr hinzu. Als er etwas Ordnung in die losen Blätter gebracht hatte, griff er zum Kursbuch, lief an den Schrank und sah nach seiner Garderobe. Dazwischen zog er immer wieder die Uhr. Vom Nachbardorfe herüber klang zweimal der Stundenschlag. Da kam ihm seine Unruhe töricht vor. Was wollte er denn noch mehr? Er hatte keine Ursache, jetzt noch unruhig zu sein. Da zündete er sich eine Zigarre an, setzte sich vors offene Fenster und sah klaren Auges in die nächtliche Dämmerung. Bald hellte sich der nordöstliche Himmel, und die Sterne wurden blasser. Auf den gegenüberliegenden Wiesen schimmerten die weißen Doldenblüten. Ein Hahn krähte irgendwo. Und endlich tönte schwach und zierlich der Jubellaut einer erwachenden Lerche im Felde.

Da hielt sich Gottfried nicht länger. Er warf seine Zigarre aus dem Fenster, schlug das Klavier auf, und kräftig jubelnd strömte es in die Morgenluft: „Horch, horch! die Lerch' im Ätherblau!“

Und dann kam der Tag.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kulturgeſchichte

Alexander v. Gleichen-Rußwurm: Das galante Europa. Geſelligkeit der großen Welt 1600 bis 1789. (Stuttgart, J. Hoffmann.)

Nachdem der Urenkel Schillers uns im vorigen Jahre über die Geſelligkeit im neunzehnten Jahrhundert ein anregendes Buch geſchenkt hat, führt er uns jetzt in die Zeiten des Barock und Rokoko. Wir folgen ihm an die Höfe von London, Madrid, Rom, Wien, Berlin und Petersburg, in die Salons der großen Damen, in die „bureaux d'esprit", auf Jagden und Reiſen, zu Krönungs- und Vermählungsfeiern und rauſchenden Feſtlichkeiten, ins Theater und in das erſte Café. Die politiſchen Verhältniſſe, die diplomatiſchen Beziehungen werden kurz und klar aufgedeckt, Perſönlichkeiten wie Karl der Erſte von England, Maria v. Medici, Ninon de Lenclos, die Marquiſe v. Lambert, Choiſeul, Galiani, Katharina die Zweite und viele andere in leichten Strichen anſchaulich dargeſtellt. Geſchickt eingeſtreute Zitate geben Proben von Sprache und Ausdrucksweiſe der Zeiten. Das unendliche Detail iſt zwanglos, aber überſichtlich geordnet, das kulturhiſtoriſch und namentlich das für die Gegenwart Bedeutſamſte ſeiner Wichtigkeit entſprechend hervorgehoben. Beſonders glänzend ſind, um aus dem bunten Enſemble nur zweierlei herauszuheben, die beiden letzten Kapitel über den Weimarer Muſenhof und das flirrende Leben des alternden Venedig geraten. So wird das Buch, deſſen zweiter Auflage ich einzelne dem Leſer förderliche Quellenangaben und ein kurzes Regiſter wünſchen möchte, ſicher viele Freunde finden, beſonders da es ſich trotz der von ihm gebotenen Fülle von Belehrung leicht und mühelos lieſt. Und wie der Verfaſſer im „Galanten Europa" die Geſelligkeit in ihrer glänzendſten, aber auch weiteſten Form ſchildert, ſo unterſucht er ihre engſte Form in einem ſoeben erſchienenen Werke **„Freundſchaft, eine pſychologiſche Forſchungsreiſe"** (gleicher Verlag). Nachdem er ſich zunächſt bemüht, den Begriff der Freundſchaft gegen den der Liebe abzugrenzen und dann die philoſophiſchen Grundlagen Revue paſſieren läßt, betrachtet er in eingehendſter Weiſe, wie ſich die verſchiedenen Formen der Freundſchaft im Laufe der Geſchichte ablöſen, um ſchließlich die kulturelle Bedeutſamkeit dieſer menſchlichen Lebensäußerung darzutun. Die Vorzüge des Verfaſſers: klare und flüſſige Darſtellungsweiſe, feine Gelehrtenkultur und große Beleſenheit, kommen auch hier zur Geltung und werden gewiß bei manchem, der ſich aus unſerer materialiſtiſch geſinnten Zeit in die Tage edler Freundſchaft zurück zu verſetzen ſucht, volle Würdigung finden. —a—

Bildungsfragen

Das Tiſchgeſpräch im Dienſte der Jugendbildung. Die Ausführungen des Herrn Gymnaſialdirektors Dr. Lorentz-Friedeberg (Nm.), die unter demſelben Titel in Heft 43 dieſer Blätter erſchienen, ſind ſehr beherzigenswert. Iſt es auch an ſich ganz natürlich, daß verſtändige Eltern das Zuſammenſein mit ihren Kindern bei Tiſch zu belehrenden Geſprächen verwenden, ſo fehlt es doch vielfach wohl an der richtigen Art, das zu tun. Die Sache iſt auch um ſo ſchwieriger, als vielfach die Notwendigkeit vorliegt, die Mahlzeiten, wenigſtens die Mittagsmahlzeit, raſch einzunehmen: die Haſt unſerer Zeit erlaubt ja kaum mehr das coenam ducere, das die Alten anrieten. Mitteilungen

aus dem Schulleben machen die Kinder meist nicht gerne, teils aus Klassengeist, falls etwas Schlimmes vorgefallen ist, teils aus dem natürlichen Bedürfnis, dem schon vormittags fünf, ja teilweise sechs Stunden mit Schulsachen angestrengten Geist eine andere Richtung zu geben, obgleich ja sicherlich die Erörterung mancher in der Schule behandelten Gegenstände durch die Eltern den Kindern gelegentlich Anregung zu geben vermag. Vielleicht darf ich nun hier auf ein Mittel hinweisen, das ich bei meinen in den letzten Schuljahren stehenden Kindern mit dem allerbesten Erfolg angewendet habe. Manche Zeitungen bringen am Anfang eine Anzahl kurzer Nachrichten, in denen in wenigen Sätzen das Wesentlichste aus den Tagesereignissen in prägnantester Kürze angegeben wird. Diese „Kurze Nachrichten" nun eignen sich ganz vorzüglich zum Vorlesen bei Tisch dazwischen hinein, ohne den Gang der Mahlzeit zu stören, da sie ja ganz lakonisch sind. Natürlich lasse ich sie von den Kindern selbst vorlesen, welche auch sehr begierig danach sind. Zunächst lernen die Kinder bei dieser Gelegenheit überhaupt deutlich und ausdrucksvoll vorlesen. Die große Menge von Fremdwörtern besonders aus dem Französischen und Englischen gibt Gelegenheit zur Übung im Lesen dieser Fremdsprachen. Außerdem bieten ja die Fremdwörter ihrer Bedeutung nach eine unerschöpfliche Quelle von belehrenden Fragen und Erörterungen; nötigenfalls wird das in der Nähe liegende Fremdwörter-Lexikon nachgeschlagen. Auch der Atlas liegt in der Nähe und kommt nicht selten an die Reihe: die Erwähnung vieler geographischer Namen in den „Kurzen Nachrichten" ist ja eine sehr willkommene Gelegenheit zur Prüfung, Befestigung und Erweiterung des geographischen Wissens. Und welche Fülle von Material zu belehrendem Tischgespräch bietet nun der eigentliche Gehalt der „Kurzen Nachrichten". Ich greife aus den letzten Zeitungsblättern nur einige solcher „Kurzer Nachrichten" oder „Neuesten Ereignisse" (oder wie sie sonst genannt werden mögen) zur Probe wörtlich heraus: „Der russische Finanzminister verlangt von der Reichsduma 10 Millionen Rubel zum Bau einer Schwarzmeerflotte" — „Zahlreiche Bewohner des griechischen Archipels suchen in Smyrna Zuflucht aus Furcht vor den Operationen der Italiener" — „Carnegie hat 25 Millionen Dollars für Erziehungszwecke in den Vereinigten Staaten gestiftet" — „Der Kronprinz wohnte gestern abend der Aufführung der ‚Orestie' im Zirkus Schumann bei" — „Der Verband Berliner Metallindustrieller hat die Aussperrung von 60 Prozent seiner Arbeiterschaft beschlossen" —; welche außerordentliche Fülle von Fragen, sowohl der Eltern an die Kinder, als der Kinder an die Eltern können an solche kurzen Sätze angeschlossen werden. Einigermaßen geweckte Kinder sind mit Feuereifer dabei, und, die es nicht sind, werden geweckt und angeregt. Dies braucht ja nicht im Einzelnen ausgeführt zu werden, das leuchtet jedem ohne weiteres ein.

Die Sache hat allerdings auch ihre Schwierigkeiten. Nicht alle Zeitungen bringen solche „Kurze Nachrichten". Meine eigene Zeitung z. B., die ich für mich lese, bringt solche Nachrichten nicht. Daher halte ich mir eigens zu diesem Zweck ein billiges Lokalblatt. Das Blatt wird in der Familie sonst nicht gelesen, sondern wandert nach der Vorlesung der „Kurzen Nachrichten" bei Tisch sofort in die Küche.

Ich hoffe und wünsche, daß mein seit mehreren Jahren erprobtes Verfahren Nachahmung findet.

Geh. Rat Prof. Dr. Vaihinger-Halle a. S.

Reichsspiegel

(vom 17. bis 21. Dezember)

Jahrschluß

Regierung und Wahlen — Pläne für 1912 — Die neuen Reichstagskandidaten — Die hinterlassenen Probleme — 1912

In den brodelnden Brei der auf dem Wahlfeuer erhitzten Reichsretorte soll Herr v. Bethmann einen Zusatz geworfen haben. So sagen wenigstens jene, die aus der Art des angeblichen Zusatzes neue Agitationsmittel zu schmieden hoffen. Die Norddeutsche schrieb nämlich im Dienstagblatt: „Die Nation weiß, daß die Verbündeten Regierungen in der Erhaltung und Entwicklung unserer Wehrmacht allezeit eine ihrer ernstesten Aufgaben erblicken und nie zögern werden, danach zu handeln." Hm! vor den Bericht über den Voranschlag des Etats von 1912, der sehr bescheiden in militärischen Forderungen ist, gestellt erscheint der Satz in der Tat merkwürdig und wirklich wie eine heimliche Zutat zu den brodelnden Elementen. Bei näherem Zusehen aber war's doch nur eine Blase, die aus dem Brei selbst aufstieg, — eine Antwort auf vielfache ungeduldige Mahnungen aus verängstigten bürgerlichen Kreisen, die da fürchten, von der roten Flut fortgeschwemmt zu werden, und nun nach dem stärksten Material für eine Wahlparole greifen möchten, um das auseinanderlaufende Bürgertum noch einmal zu sammeln. Auf die nun folgenden Ausdeutungen hat die Regierung ungesäumt geantwortet, sie denke gar nicht daran, ihr Tun von den Wahlen abhängig zu machen. „Man wird nicht erwarten dürfen, daß dem deutschen Volke das Ergebnis der Beschlüsse des Bundesrats um dessen vorenthalten wird, weil die Wahlen bevorstehen." Das heißt tapfer geantwortet: Die Wahlen sind euere, das Regieren unsere Sache!

Meine im vorigen Reichsspiegel ausgesprochene Auffassung, daß die Regierung dem Ausgang der Wahlen mit verschränkten Armen zusähe, ist somit zutreffend. Aber auch etwas anderes, was nur mit Vorbehalt ausgesprochen wurde, rückt mehr in den Bereich des Wahrscheinlichen: Die Regierung scheint tatsächlich für den nächsten Reichstag bestimmte Aufgaben vorbereitet und unter ihnen auch die Durchführung militärischer Forderungen in Aussicht genommen zu haben und zwar — das ist wichtig als Schlaglicht auf die sich vorbereitende politische Situation — ohne eine Verbindung mit dem Reichsetat. Die Erledigung und Verabschiedung des Reichsetats dürfte somit aller menschlichen Voraussicht nach auch im neuen Reichstage keine besondere Schwierigkeit machen, selbst für den unwahrscheinlichsten Fall einer sozialdemokratischen Mehrheit, und es ist von vornherein eine Möglichkeit geschaffen, die bevorstehenden Kämpfe

im Reichstage so zu lokalisieren, daß der Gang der Reichsmaschine nicht beeinträchtigt zu werden braucht. Dann freilich muß es sich zeigen, was in unserer jetzigen Regierung an schöpferischer Kraft und weitblickendem Wollen steckt. Denn alsdann wird es in erster Linie von ihrem Auftreten abhängen, ob sich eine größere Anzahl wirklich völkisch und vaterländisch gesinnter Männer um sie wird scharen können.

Auf den neuen Reichstag dürfen wir nach keiner Richtung hin große Hoffnungen setzen; der Wahlkampf wird fast vollständig aus den Mitteln der wirtschaftlichen Verbände bestritten, und so darf erwartet werden, daß sie es auch sein werden, die der neuen Zusammensetzung den Stempel aufdrücken. Demgemäß dürfte auch das kulturelle Niveau kaum höher steigen als im letzten Reichstage. Sehen wir die Kandidatenlisten durch, so wird das Bild nicht erfreulicher. Kulturelle Rücksichten bei der Kandidatenaufstellung kommen eigentlich nur beim Zentrum und bei den Liberalen zu Wort, während bei allen übrigen Parteien ausschließlich wirtschaftliche Klassen- und Kasteninteressen in den Vordergrund treten. Daß die kulturellen Interessen des Zentrums auf ultramontaner Basis ruhen, braucht nicht mehr besonders bewiesen zu werden. Leider wird die Gefahr des Ultramontanismus für das Reich nicht genügend gewürdigt. Die einander befehdenden Wirtschaftsverbände dürfen das Zentrum bei dem Kampf um die Reichstagsmandate nicht unberücksichtigt lassen. Solange das Zentrum auch die übertriebenen wirtschaftlichen Forderungen des Großgrundbesitzes und der Schwerindustrie unterstützt, solange wird der Ultramontanismus Bundesgenosse der Konservativen, der doch nach ihrer Geschichte und eigenen Auffassung berufensten Träger deutscher Kultur, bleiben dürfen. Am konsequentesten und in den bescheidenen Grenzen zugleich auch am erfolgreichsten bleibt die nationalliberale Partei bemüht, das Niveau des Reichstages zu heben, indem sie eine ganze Reihe wirtschaftlich unabhängiger Männer aus den akademisch gebildeten Berufen als Mitglieder des Reichstags in Aussicht genommen hat und unter ihnen mehrere, die sich bereits als Mitglieder der Einzellandtage hohes Ansehen auch außerhalb der eigenen Fraktion erworben haben — doch was bedeuten alle diese Anstrengungen einiger weniger weitschauender Männer, solange das Leben der Nation eingeschnürt bleibt von den Daseinsforderungen der wirtschaftlichen Verbände und solange diese Verbände den Wert und die Notwendigkeit kultureller Arbeit außerhalb und neben wirtschaftlicher Betätigung nicht so hoch einschätzen, wie es notwendig wäre.

* * *

Das Jahr 1911 neigt sich seinem Ende zu. Es war kein frohes Jahr und endet mit einem Mißklang. Die Agitation des Generals Keim zugunsten eines Heeresvereins erscheint uns angesichts der Opferfreudigkeit der gesamten Nation einschließlich der Ultramontanen, wo es gilt die Wehrkraft des Reichs zu vermehren, wie das Gebilde einer überhitzten Phantasie. Ich komme hierauf noch ausführlich im Januar zurück. Das Jahr hinterläßt uns eine Reihe von wichtigen Problemen, deren Lösung dringend und dringender

wird. Das bedeutsamste, es ist dasselbe, das auch vor hundert Jahren vor dem preußischen Staate stand, damals, zwar spät, aber nicht zu spät von Stein, Hardenberg und Humboldt gelöst: die Wiederherstellung des verloren gegangenen Zusammenhanges zwischen den einzelnen Schichten und Klassen des Volks. Noch spricht die allgemeine Stimmung gegen die Aussöhnung der bestehenden Gegensätze. Die Drachensaat des Klassenhasses, die Marx gesäet und Bebel durch mehr als vierzig Jahre gehegt, ist nun auch beim Bürgertum aufgegangen und läßt es blind gegen die Mehrheit unserer Volksgenossen wüten. Ein Trost bleibt uns indessen, wenn wir beobachten dürfen, wie die Zahl derer wächst, die, ohne die Schädlichkeit der heutigen sozialdemokratischen Partei zu verkennen, es wagen öffentlich zu bekennen: wenn auch Sozialdemokrat, so doch in erster Linie unser Volksgenosse! Nach dem Grafen Posadowski der konservative Landgerichtsrat Wilson in Erfurt, der sich nach unwidersprochen gebliebenen Zeitungsberichten gegen die Kandidatur Hagemanns aussprach, wegen dessen Eigenschaft als 2. Vorsitzenden des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie. Mögen ihrer noch mehrere werden, dann werden auch wie vor hundert Jahren die Männer aus unserer Mitte emporsteigen, die den Problemen der Gegenwart gerecht zu werden mögen. Hierin liegt unsere Hoffnung für die Zukunft und für ein besseres 1912. G. Cl.

Bank und Geld

Die Bilanz des abgelaufenen Jahres — Gewinn und Verlust — Die Erhaltung des Friedens — Die Steigerung der produktiven Energie — Die finanzielle Leistungsfähigkeit Deutschlands — Ausblick in die Zukunft

Ein Rückblick auf das zu Ende gehende Jahr ist erst geeignet vor Augen zu führen, wie reich an Wechselfällen und kritischen Momenten dieser Zeitabschnitt gewesen ist. Noch ist es zwar unmöglich, eine förmliche Bilanz zu ziehen und zu entscheiden, ob Soll oder Haben des Jahres mit einem Saldo abschließt. Gleichwie aber der Kaufmann am Ende seines Geschäftsjahres zwar nicht auf Heller und Pfennig seinen Gewinn oder Verlust anzugeben vermag, ehe er nicht genaue Inventur gemacht hat, aber im allgemeinen doch nicht im Zweifel darüber sein wird, ob der abgelaufene Zeitabschnitt für ihn vorteilhaft oder verlustbringend gewesen ist, so vermögen auch wir im ganzen und großen sehr wohl die Wirkungen abzuschätzen, welche das Jahr auf das allgemeine Wirtschaftsleben und den Gesamtwohlstand ausgeübt hat, mag auch im Einzelnen manches noch unübersehbar sein und mag vor allem nicht jede Folgewirkung einzelner Geschehnisse sich schon heute richtig beurteilen lassen. Und da können wir am Schlusse eines so ereignisreichen und bedeutungsvollen Jahres mit ernster Befriedigung sagen: Ende gut, alles gut. Zwar ist die Passivseite der Jahresbilanz erst belastet; die Börsenkrisis in Amerika und der Kurssturz an den heimischen Märkten haben dem Wohlstand tiefe Wunden geschlagen, manche Existenz zur Strecke gebracht, Bankbrüche verschuldet und den Verlust von sauer ersparten Kapitalien kleiner Leute herbeigeführt. Aber auf die Aktivseite dürfen wir mit dem Gefühl tiefer Erleichterung die Tatsache buchen, daß uns der Frieden erhalten geblieben ist. Erst nachträglich ist es ja der Allgemeinheit zu vollem Bewußtsein gekommen, welche kritische

Periode wir überwunden haben und wie nahe die Gefahr war, eines Schemens halber einen Weltkrieg entfesselt zu sehen, aus dem Sieger wie Besiegte nur mit tötlichen Wunden hätten zurückkehren können. Gegenüber solchem Gewinn muß alles an Bedeutung verlieren, was das Jahr uns sonst Uebles gebracht hat. Leicht möglich sogar, daß die kritische Auseinandersetzung mit Frankreich und England, die, der Öffentlichkeit unbewußt, solche Fährlichkeiten in sich barg, nunmehr der Ausgangspunkt für gesicherte und gute politische Beziehungen zu den Westmächten abgibt. Freilich ist gerade nach dieser Richtung hin ein abschließendes Urteil im Augenblick noch nicht möglich. Wir haben zwar die offiziellen englischen Versicherungen gehört, daß das Inselreich nicht daran denke, sich dem wirtschaftlichen Ausdehnungsbedürfnis Deutschlands in den Weg zu stellen. Daß also der augenblickliche gute Wille und die bessere Einsicht auf die Dauer über das im Grunde schlummernde Mißtrauen und die stets rege Eifersucht die Oberhand behalten werden, getraut sich weder diesseits noch jenseits des Kanals jemand ernstlich zu versichern. So wird dann leider wohl der vorsichtige Argwohn vorerst noch der Regulator der Beziehungen zwischen England und Deutschland bleiben müssen und zwar um so mehr, als die anscheinend für erforderlich gehaltene Verstärkung der deutschen Seerüstung nicht dazu angetan ist, als ein Beruhigungsmittel zu wirken. Indessen das sind Sorgen, die wir billig der Zukunft überlassen können. Vorerst muß es uns genügen, daß durch die Beilegung des Marokkostreits ein gefährlicher Zwist zwischen Deutschland und Frankreich endgültig beseitigt worden ist, und daß wenigstens im Verhältnis dieser beiden Länder nunmehr Raum für ein freundschaftliches Einverständnis auf dem Boden wirtschaftlicher und politischer Gleichberechtigung geschaffen ist. Diese Auffassung ist durchaus die der unmittelbar am Wirtschaftsleben der Nation Beteiligten. Die Bahn für die wirtschaftliche Entwicklung ist zunächst frei: politische Gefahren bedrohen sie nicht mehr. Mit einer gewissen Zuversicht glaubt man daher dem neuen Jahr 1912 das Prognostikon eines Hochkonjunkturjahres stellen zu dürfen. Und in der Tat, in den letzten Wochen hat sich das Bild der internationalen Produktions- und Absatzverhältnisse derart gewendet, daß diese Hoffnung mehr als eine bloße Chimäre ist. So entläßt uns also das scheidende Jahr mit einer erfreulichen Verheißung: was es selbst nicht zu geben vermochte, wird der Nachfolger wieder gut machen.

Unter den wirtschaftlichen Erscheinungen des abgelaufenen Jahres sind zwei besonders bemerkenswert. Die eine besteht in der trotz aller Ungunst der äußeren Verhältnisse erzwungenen Steigerung der produktiven Energie. Die Stufenfolge, in der sich der wirtschaftliche Aufstieg Deutschlands vollzieht, ist geradezu verblüffend. Die während der letzten Hochkonjunktur erzielten Höchstleistungen, welche vor fünf Jahren nur mit einer Überanspannung aller Kräfte erkauft werden konnten, sind längst übertroffen. Heute weist die normale Produktion Ziffern auf, die größer sind als jene zur Zeit der Überanstrengung, ohne daß diese Leistung irgend einen besonderen und fühlbaren Kraftaufwand erforderte. Das heißt also: Wir sind in dieser vergleichsweise kurzen Spanne Zeit wirtschaftlich sehr viel stärker geworden. Die Mehrleistung tritt auf allen Gebieten der industriellen Produktion, vornehmlich aber in der Kohlenförderung und der Eisen- und Stahlerzeugung zutage, sie zeigt sich in gleicher Weise in dem ständig wachsenden Außenhandel und spiegelt sich in der Entwicklung unserer Rhederei und der Trans-

portleistung unserer Eisenbahnen wieder. Eine solche Entwicklung bedarf nun aber einer gleichmäßig stärker werdenden Kapitalsunterlage. Ist dieselbe nicht vorhanden und müssen die notwendigen Geldmittel im Wege des Kredits beschafft werden, so führt die Neigung der industriellen Produktion mit Notwendigkeit zur Krisis und zum Zusammenbruch. Die Vorboten pflegen sich in einem raschen und gefährlichen Ansteigen des Zinsfußes kundzugeben. Da nun aber die gegenwärtige Entwicklung, wie soeben betont, sich in einem vollkommen normalen Rahmen vollzieht, so läßt dies ohne weiteres schon den Rückschluß zu, daß die Kapitalkraft Deutschlands mindestens in einem Maße gewachsen ist, das der Zunahme der industriellen Produktion entspricht. Und dies führt uns zu der anderen bedeutungsvollen Erscheinung im Wirtschaftsleben des letzten Jahres: der Belastungsprobe, welcher sich die deutsche finanzielle Leistungskraft unterziehen mußte und der überraschend glänzenden Weise, in der sie bestanden wurde. Die Zunahme des deutschen Kapitalreichtums läßt sich beinahe ziffermäßig an den von Jahr zu Jahr steigenden Spar- und Depositeneinlagen ablesen. Zwar wäre es irrig, in dieser Zunahme der Einlagegelder ohne weiteres eine gleich hohe Zunahme des Kapitalreichtums erblicken zu wollen — das wäre auf der einen Seite zu viel und auf der anderen zu wenig getan. Zu wenig, weil dann nicht die Zunahme der in anderer Weise zinstragend angelegten Kapitalien (in Effekten, in Grundstücken, in industriellen und Handelsunternehmungen) berücksichtigt wird, zu viel, weil in den Depositengeldern und Einlagebeständen der Sparkassen ein großer Teil bereits vorhandenen, nur in mobile Form überführten Kapitals enthalten ist. Aber schließlich läßt sich doch nicht daran zweifeln, daß in der ununterbrochenen und bedeutenden Zunahme dieser Gelder sich ein Wachstum des Wohlstandes der Allgemeinheit spiegelt. Diese der nationalen Produktion zur Verfügung stehenden (weil bankmäßig angelegten) Kapitalien waren im letzten Jahr durch bedeutende Guthaben des Auslandes, welche die Banken herangezogen hatten, noch verstärkt worden. Diese Entwicklung bot eine gewisse Gefahr nach zwei Richtungen. Auslandsguthaben sind unzuverlässige Stützen des Geldmarkts. Im Falle einer plötzlichen Zurückziehung können sie ihn um so eher in Verwirrung bringen, je höher sie sind und je mehr auf sie als auf eine dauernde Vermehrung der Geldquellen gerechnet wird. Und auf der anderen Seite bringt die starke Mobilisierung der Kapitalien und ihre Überführung in Bankguthaben mit sich, daß die Inanspruchnahme der Reichsbank auch zu normalen Zeiten in einem Maße wächst, das eine Gefahr für das sichere Funktionieren der Notenausgabe bedeuten kann. Nach beiden Richtungen hat sich unser Geldmarkt einer Probe unterziehen müssen. Zuerst war die Reichsbank genötigt, gegen die übermäßige Beanspruchung an den Quartalsterminen Schutz in einer Verteuerung der Lombardkredite zu suchen. Die schwierigere Probe aber trat ein, als infolge der politischen Beunruhigung die ausländischen, besonders die französischen Guthaben zurückgezogen wurden und gleichzeitig eine verstärkte Rückforderung von Einlagegeldern seitens der ängstlich gewordenen Kapitalisten stattfand. Die Situation hätte leicht kritisch werden können. Aus den Oktoberbilanzen der Banken geht hervor, daß sie nicht weniger als eine halbe Milliarde fremder Gelder verloren haben; dazu mußten mehrere hundert Millionen Auslandsguthaben flüssig gemacht werden. Diese Kraftleistung ist ohne jede Erschütterung des Kredits und des Wirtschaftslebens gelungen. Sie ist gelungen allerdings dank der Begünstigung zufälliger Umstände, namentlich dank dem Entstehen deutscher Guthaben an den

Auslandsbörsen infolge des Liquidationsprozesses in Amerika; sie ist gelungen auch dank der Devisenpolitik der Reichsbank, welche das Abströmen von Gold nach dem Ausland zu verhindern wußte. Aber sie gelang, und die höhnischen und abgünstigen Kommentare der ausländischen Presse, welche den finanziellen Zusammenbruch Deutschlands voraussagten, erfuhren eine Widerlegung, wie sie eindringlicher und wirkungsvoller nicht erdacht werden konnte. Der Versuch, Deutschland finanziell über den Haufen zu rennen, war gründlich mißlungen. Wir haben den Beweis erbracht, daß wir auch einer kritischen finanziellen Situation aus eigener Kraft gewachsen sind, daß vor allem unsere Bank- und Geldverfassung, mag sie auch im einzelnen Mängel zeigen und verbesserungsbedürftig sein, den Anforderungen entspricht, welche eine auf so hoher Stufe stehende wirtschaftliche Entwicklung an sie stellt. Freilich läßt sich auf der anderen Seite nicht verkennen, daß doch der schwächste Teil unserer Rüstung auf dem Gebiete der Finanzen liegt. Bei jedem außergewöhnlich starken Aufschwung droht uns nur allzubald die Gefahr wirtschaftlicher Erschöpfung. Denn noch sind wir weit davon entfernt, uns mit dem altererbten Reichtum Frankreichs oder Englands in Parallele setzen zu können. Noch ist gar zu leicht bei uns die Decke zu kurz und die Kreditnachfrage zu groß. Wir wirtschaften auch in normalen Zeiten noch zu viel mit Kredit. Diese Tatsache muß man sich vor Augen halten, wenn von den Entwicklungsmöglichkeiten der nächsten Zukunft die Rede ist. Denn es ist sicher, daß ein noch lebhafteres Tempo der industriellen Produktion sehr bald unangenehme Begleiterscheinungen auf dem Geldmarkte erzeugen müßte. Vorboten zeigen sich schon jetzt. Die Anspannung im Dezembermonat ist größer, als man erwartet hatte. Der Privatdiskont hält sich schon seit einiger Zeit auf der vollen Höhe des Reichsbanksatzes, und wenn auch die Reichsbank bisher an dem fünfprozentigen Zinsfuß festgehalten hat, so scheint es doch undenkbar, daß sie auch über das Jahresende sich mit demselben begnügen könnte, da doch Ultimogeld schon um die Mitte des Monats mit $7^1/_4$ Prozent gesucht war. Ein Bankdiskont von 6 Prozent, auch wenn er nur über Jahresschluß dekretiert wird, ist aber ein sicheres Zeichen dafür, daß der Kessel anfängt überheizt zu werden. Wollen wir also nicht die schmerzlichen Erfahrungen des Jahres 1907 sich wiederholen sehen, so ist auf allen Seiten Vorsicht ein Gebot der Klugheit. Namentlich gilt dies für die Effektenspekulation, die unzweifelhaft in den letzten Monaten schon wieder des Guten zuviel getan hat. Verfolgt man die Kursbewegung seit der Zeit der Beilegung des Marokkostreites, so zeigen sich allenthalben Kurssteigerungen, die das berechtigte Maß zu übersteigen scheinen. Liegen doch bei den Favoritpapieren des Montanmarktes sowie bei vielen Werten des Kassaindustriemarktes Preisunterschiede von 15, 20 und mehr Prozent vor. Hier wird freilich die durch einen Reportsatz von 7 Prozent erzwungene Glattstellung vieler Engagements zum Teil Abhilfe schaffen. Aber frühere Erfahrungen lehren, daß es in der Regel erst einer gewaltsamen Reinigung des Marktes bedarf, um das Gleichgewicht zwischen Kurs und innerem Wert wiederherzustellen. Hoffen wir, daß das neue Jahr den Effektenbesitzern die trüben Lehren des vergangenen nicht erneuern möge.

Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow-Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung-Friedenau. — Manuskriptsendungen und Briefe werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23, erbeten. — Sprechstunden der Schriftleitung: Montags 10—12 Uhr, Donnerstags 11—1 Uhr.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11 Dessauer Straße 37

gelangen
h dem
igen
Denn
rfahren
r den
cht, daß
en sich
nen
welche
sprechen
Teil
nicht
ung. Der
Krankheit
ei uns
normale
en
rt. Der
hen
n
t zeigt
Hier
ieber
r. Bei
Warm-
; Kind
ch, in
werden
wieder
endlich
unter
ng der
Kind
h der
Leib
wird
wieder
daß
das
ein.
sich

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA—BERKELEY
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

7 Oct'54TF
SEP 23 1954 LU
9 MAR'63AE
REC'D LD
FEB 23 1963
APR 08 1989
AUTO. DISC.
MAY 05 1989
CIRCULATION

21–100m-1,'54(1887s16)476

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C006797973
AP30
G7
v.78:4
233358
Grenzboten
STORAGE
ANNEX